3 1761 07361975 1

Wilhelm Buchner

Ferdinand Freiligrath

Jaques Kornhändler
Stabeisen-Commissions-Haus

1/JE 17

Jaques Kornander
Stabeisen-Commissions-Haus.

J. L. Hasenclever pinx. W. Krauskopf sc.

Ferdinand Freiligrath

Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr.

Jaques Kornhändler
Stabeisen-Commissions-Haus.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Erster Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

PT
1867
Z4B8

Alle Rechte vorbehalten.

LIBRARY
MAR 12 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Der Versuch, Ferdinand Freiligrath ein biographisches Denkmal zu setzen, dem bedeutendsten Lyriker, welcher in den letzten fünfzig Jahren aufgetreten, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Zwar sind vor und nach seinem Scheiden eine Reihe von kürzeren Lebensbildern des Dichters veröffentlicht worden; eine eingehende Darlegung seines Lebensganges ist noch nicht vorhanden, weil sie überhaupt nur auf Grund des Briefwechsels möglich war. Dieses Werk will eine solche versuchen.

Wie es mir gerade beschieden war, mit einem Lebensbilde Ferdinand Freiligraths hervorzutreten, bedarf kurzer Erläuterung. Als der Dichter im Frühling 1841 für ein Jahr nach Darmstadt übersiedelte, fand das junge Ehepaar an meinen Eltern verstehende und stützende Freunde, und wir heranwachsenden Söhne verehrten und liebten den gefeierten Dichter, der uns zugleich so heiter und menschlich liebenswürdig entgegenkam. So gehört die nun vierzigjährige Erinnerung an Ferdinand Freiligrath zu jenen Jugenderinnerungen, welche fähig sind, auf ein ganzes weiteres Leben einen rosigen Schein zu werfen. Dreißig Jahre lang dauerte, wenn auch bisweilen durch Pausen unterbrochen oder durch politische Meinungsverschiedenheit gestört, der Briefwechsel zwischen den beiden Häusern; als die Kunde von Freiligraths Tod durch das Land ging, da war es mir, als sei uns ein lieber älterer Freund gestorben, und ich gab dieser Empfindung Sommer 1876 in einem Aufsatze Ausdruck, welchen die Augsb. Allg. Zeitung brachte. Derselbe führte eine erneute Berührung mit der Witwe des Entschlafenen herbei, welcher ich den Vorschlag machte, mir das vorhandene briefliche Material zum Zweck einer biographischen Arbeit anzuvertrauen. Zunächst war Ludwig Walesrode, welcher dem Dichter während seines Aufenthaltes in Schwaben als Freund nahe gestanden, zum Biographen ausersehen; als dann Kränklichkeit die Übernahme einer so umfassenden Arbeit zu verbieten schien und Herr Walesrode zu meinen Gunsten verzichtete, stellte mir Frau Ida Freiligrath

die unterdes gesammelten und geordneten Briefe zur Verfügung; es gelang mir durch eigene Bemühung noch zahlreiches Weitere aufzufinden; die Briefe an mein elterliches Haus boten vielfach willkommene Ergänzung. Aus diesem Material erwuchs das nachfolgende Werk; der biographische Teil ruht im wesentlichen auf Mitteilungen der Witwe, wie naher Freunde des Dichters, so daß er wohl auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben darf.

Ihren Hauptwert besitzt meine Arbeit in den mitgeteilten Briefen und Brieffragmenten, welche uns ein getreues Seelen- und Lebensbild des herrlichen Mannes geben. Ferdinand Freiligraths Briefe sind, abgesehen von kurzen geschäftlichen Mitteilungen, stets ein voller Erguß seines Gemütes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, reine Stimmungssache; der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen. Zu Zeiten ergießt er sich in einer Reihenfolge umfassender Schreiben; findet er die Stimmung nicht, so verschiebt er und erscheint den Freunden nicht selten gewaltig säumig. Aber wenn er schreibt, so ist es ihm Herzensbedürfnis, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mitteilungen über seine Poesie und seine Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterland, überall der volle warme Mensch. Dabei ist es eigentümlich zu beobachten, wie Freiligrath gerade durch seinen vielbewegten Lebensgang, durch sein Verschlagenwerden nach Soest, Amsterdam, St. Goar, Brüssel, der Schweiz, London stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den fernewohnenden Freunden gegenüber gedrängt wird, so daß der geistige Werdeprozeß uns kaum bei irgend einem andern Dichter so klar vor Augen liegt, wie bei Ferdinand Freiligrath.

Eine vollständige Sammlung der Briefe des Dichters,etwa in der Weise wie Strodtmanns Sammlung von Bürgers Briefen, oder auch nur eine vollständige Mitteilung der nicht ohne Mühe zusammengetragenen, habe ich mir nicht zum Ziel gesetzt; mannigfache Streichungen waren schon durch die Rücksicht auf den beschränkten Umfang des Werkes wie auf zahlreiche noch lebende Persönlichkeiten geboten. Bibliographische Vollständigkeit, z. B. der Nachweis, wann und wo Freiligraths Dichtungen zuerst erschienen, umfassende ästhetische Beurteilungen ꝛc. liegen dem Plane eines Buches fern, welches nur das erste abgerundete zuverlässige Lebensbild des Dichters geben wollte. Ich beschränke

mich auf die schlichte Mitteilung der Thatsachen aus Freiligraths Leben, auf eine kurze Besprechung seiner Dichtungen, betrachte die letzteren, soweit sie Zeitgedichte sind, nur als Kunstwerke, nicht vom Standpunkte irgend einer politischen Partei; vor allem aber lasse ich die Briefe sprechen, welche in ihrer Reihenfolge eine Autobiographie bilden, die an Unmittelbarkeit und Frische eine mosaikartige Verarbeitung in meine Darstellung bei weitem überbietet. Möchte das Werk von dem tiefen Gefühle liebender Verehrung, welche ich einst als Knabe dem Dichter entgegentrug und lebenslang bewahrt habe, Zeugnis ablegen.

Crefeld, den 22. Sept. 1881.

Wilhelm Buchner.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

F. Freiligraths Jugendjahre. 1810—1832.

Erster Abschnitt. Kinder- und Knabenjahre. Detmold, Sommer 1810 — Sommer 1825. . . . . Seite 3

Freiligraths Großvater und Vater. Joh. Herm. Tops und Luise Tops zu Mülheim am Rhein. Verheiratung der Eltern 1808. Detmold. Des Dichters Geburt, Kinder- und Schuljahre. Mitteilungen von Doris Sagel und Ludwig Merckel. Dichterische Anfänge. Onkel Hermann in Edinburg. Getäuschte Hoffnungen. Archivrat Clostermeier. Weggang von Detmold.

Zweiter Abschnitt. Jünglingsjahre. Soest, Juli 1825 — Januar 1832. 34

Freiligrath Lehrling in Soest. Wissenschaftliche Weiterarbeit, besonders in den neueren Sprachen. Beginn der Übersetzerthätigkeit. Brustleiden und Moosthee. Überzug des Vaters nach Soest. Dessen Tod 1829. Tod des Brüderchens Otto. Gedichte der Soester Zeit. Zweierlei Strömungen, die sentimentale und die kraftgeniale. Erstlinge im Soester Wochenblatt seit 1829, im Mindener Sonntagsblatt seit 1830. Dritte noch unbekannte Fundstätte. Verlobung mit Lina Schwollmann. Briefe an Fr. und L. Merckel, an L. Clostermeier.

Zweites Buch.

F. Freiligraths Mannesjahre. 1832 — 1842.

Dritter Abschnitt. Amsterdam. Januar 1832 — Juni 1836. 91

Eintritt in Amsterdam. Einsamkeit. Das Haus Joh. Müller. Mitteilungen von Frederik Müller. Briefe an die Familie, L. Schwoll-

Seite

mann, H. v. d. Heydt, L. Closterneier, L. Merckel, H. Jerrentrup. Briefwechsel mit Chamisso und Schwab. Beziehungen zum Musenalmanach und Morgenblatt. Verdeutschung des Viktor Hugo. Eigene Dichtungen.

Vierter Abschnitt. Soest. Juni 1836. Barmen. Mai 1837 bis August 1839. 174

Stillleben in Soest. Arbeit an V. Hugo und den Gedichten. Rheinisches Odeon. Rückkehr zur kaufmännischen Thätigkeit in Barmen. Neue Freundschaften, vergnügtes geselliges Leben. Mitteilungen von H. Zulauff. Besuche in Düsseldorf, Köln und Bonn. Briefwechsel mit Chamisso, Schwab und Immermann. Briefe an A. Schnezler, O. L. B. Wolff, H. Neumann, H. v. d. Heydt, A. Boelling, H. Jerrentrup, W. Müller, H. Koester, L. Merckel, E. Kapp, H. Zulauff, H. Künzel, M. Carriere ꝛc. Freiligraths 1838 erschienene Gedichte. Das malerische und romantische Westfalen. Fußwanderung durch Westfalen Sommer 1839. Bekanntschaft mit L. Schücking. Scheiden von Barmen.

Fünfter Abschnitt. Unkel. September 1839 — Frühling 1841. 324

Wanderfahrt am Rhein nach Unkel. Briefe an die Mutter, L. Schwollmann, L. Schücking, H. Zulauff, H. v. d. Heydt, W. Müller u. a. Fröhlicher Herbst. Bildnisse. Literarische Arbeiten. Rheinisches Jahrbuch I. Das malerische und romantische Westfalen. Der Rolandsbogen und das Rolandsalbum. Rheinisches Jahrbuch II. Heiteres Jahr 1840. Briefe aus demselben. Brief von Cl. Brentano. Ida Melos. Liebesfrühling und Verlobung. Briefstagebuch für Ida. Herbstreise nach Schwaben. Besuch bei Just. Kerner. Liebesidyll zu Monra. Winteraufenthalt zu Weimar. Verschiedene Zukunftspläne. Das Goethehaus, die Handelsakademie, die Britannia. Aufbruch von Unkel. Verheiratung 20. Mai 1841.

Sechster Abschnitt. Darmstadt. Mai 1841 — Mai 1842 . . 396

Ankunft in Darmstadt. Verhältnis zu K. Buchner u. a. Freunden. Dichtungen dieses Jahres. Scheitern der Britannia. Die preußische Pension. Freimaurerei. Briefe an L. Schücking, Ad. v. Stolterfoth, K. Buchner, K. Krah, K. Simrock. Dichterfehde mit Herwegh. Dessen Brief. Übersiedelung nach St. Goar.

Anhang 434

I. Quellen.
II. F. Freiligraths Werke.
III. Stammbaum der Familie Freiligrath.

Erstes Buch.

Ferdinand Freiligraths Jugendjahre.

1810—1832.

Erster Abschnitt.

F. Freiligraths Kinder- und Knabenjahre.

Detmold, Sommer 1810 bis Sommer 1825.

Es ist eine alte Wahrnehmung, daß glänzende Talente weniger auf den Höhen der Menschheit erwachsen, als, um ein Wort Arndts des Bauernsohnes zu gebrauchen, unter dem „niederen Menschengesträuch", welches unter der Last der täglichen Arbeit seufzt, aber aus diesem steten Kampf ums Dasein auch die Kraft gewinnt zu rüstigem Vorwärtsstreben, wenn eine außergewöhnliche Begabung vorhanden ist. Zu diesem „niederen Menschengesträuch" gehörte auch Ferd. Freiligraths Großvater, Johann Peter Freiligrath, geboren im Juli 1755 zu Kettwig, Meister an der Loh- und Farbmühle des Herrn Ernst Scheidt in dem gewerbreichen Städtlein Kettwig im unteren Ruhrthale. In der Familie ging die Ueberlieferung, die Freiligrath seien eingewanderte Salzburger, jedoch fehlt jeder äußere Anhalt dafür; der Name klingt im Gegenteil entschieden niederrheinisch, wenn wir uns der Beckerath, Matzerath, Fastenrath ꝛc. erinnern. Der Name selbst ist wandelbar; das Kettwiger Kirchenbuch schreibt 1755 Frielichrath, seit 1778 Freilingrath; des Dichters Vater scheint den Namen in die jetzt allbekannte Gestalt umgewandelt zu haben. Die Kettwiger Familie scheint übrigens die einzige Trägerin des Namens gewesen zu sein; derselbe kommt wohl schwerlich anderwärts in Deutschland vor; klang er doch bei des Dichters erstem Auftreten manchem so absonderlich, daß Freiligrath hier und da für ein Pseudonym gehalten ward.

Meister Johann Peter Freiligrath starb am 3. Februar 1816. Ueber sein Leben und Wesen fehlt uns jede nähere Kunde. Er hatte aus seiner Ehe mit Maria Elisabeth vom Bruck (Brock, Broick) aus Kettwig sieben Kinder, die aber alle mit Ausnahme eines Sohnes und einer an den Schuhmacher Wilh. Lohrmann zu Kettwig verheirateten Tochter Katharina früh gestorben sind; die letztere starb 6. Dezember 1833. Dieser Sohn Johann Wilhelm Freiligrath, oder mit seinem Rufnamen Wilhelm, war geboren am

18. Dezember 1784. Aus den zahlreichen hinterlassenen Briefen desselben läßt sich herauslesen, daß er von dem Vater bei aller Einfachheit der Verhältnisse eine ernste gewissenhafte Erziehung empfing. „Lieber Ferdinand," schreibt er 1825 dem Sohne, „Du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wohl eigensinnige Patrone. Das Letztere brauchst Du nun nicht zu werden; aber das Erstere wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll und sei immer thätig!"

Johann Wilhelm Freiligrath ward von dem Pfarrer Ferd. Weerth zu Kettwig, einem ausgezeichneten Schulmann, als ein begabter Schüler erkannt und veranlaßt sich zum Lehrer auszubilden. Er war eine Zeit lang zu Kettwig als Gehilfe bei dem Lehrer Forwick, sowie in Rittershausen thätig, ward dann nach Nade vorm Wald gewählt (die Reihenfolge und Dauer dieser Stellungen ist nicht genau zu ermitteln) und endlich 1806, wahrscheinlich auf Verwenden des Pfarrers Weerth, welcher unterdes General-Superintendent zu Detmold geworden, als Lehrer an die dortige Bürgerschule berufen; in Detmold schenkte ihm seine Frau Luise, geborene Tops aus Mülheim am Rhein, am 17. Juni 1810 einen Sohn, den nachmals so gefeierten Dichter. Derselbe hat, um dieses gleich hier anzuschließen, nachmals öfter seine Verwandten in Kettwig besucht; „zwischen Werden und Kettwig," schreibt er selbst, „bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen." Gegenwärtig ist der Name Freiligrath zu Kettwig und überhaupt im Ruhrthale nicht mehr vorhanden; er lebt nur noch in des Dichters Söhnen jenseits des Meeres und in seinen beiden Schwestern zu Soest.

Des Dichters Großvater von mütterlicher Seite war Johann Hermann Tops zu Mülheim am Rhein, geb. am 18. Januar 1743, verheiratet mit Anna Katharina Stürmer. Sohn eines Schullehrers zu Styrum bei Mülheim an der Ruhr, ward er, nachdem er vorher Schullehrer in Meiersberg bei Ratingen gewesen, 1768 Schullehrer der reformirten Gemeinde zu Mülheim am Rhein, ein Amt, das er 37 Jahre lang treu bekleidete. Jedoch war J. H. Tops nicht bloßer Elementarlehrer im Sinne der Gegenwart, sondern er bemühte sich, seine Gemeindeschule höher zu heben, indem an derselben auch Geschichte, Erdbeschreibung, sogar Französisch gelehrt ward, so daß wir sie wohl einer gegenwärtigen Bürgerschule vergleichen dürfen; darum ward sie auch von Lutherischen und Katholiken besucht, sogar vielfach von

Auswärtigen, so daß Tops in seiner geräumigen Dienstwohnung zu Zeiten bis neunzehn Zöglinge dauernd aufnahm. Auch als Schriftsteller trat er auf mit einem vielfach neu aufgelegten Lesebuch, genoß eines so trefflichen Rufes als Lehrmeister, daß junge Leute, welche sich dem gleichen Berufe widmen wollten, nach dem Brauche der Zeit bei ihm als Untermeister oder Gehilfen eintraten, zugleich lehrend und lernend.

Von den Kindern des Hauses, soweit sie nicht früh starben, wurden die beiden Söhne, der 1771 geborene Wilhelm und der 1781 geborene Hermann, Kaufleute; von den beiden Töchtern verheiratete sich die ältere, Elise, 1798 an den Zuckerbäcker Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld; es ist ein Beweis ehrwürdigen Familiensinnes, daß in dem Hause von der Heydt eine beträchtliche Anzahl Briefe der Schwiegereltern Tops, der jüngeren Tochter Luise und ihres nachmaligen Gatten Wilhelm Freiligrath aufbewahrt worden sind, welche uns, obwohl mit manchen Lücken, einen Blick in die Schicksale der Familie zwischen den Jahren 1800 und 1827 gewähren. Es ist eine wahre Freude, diese vergilbten Blätter durchzulesen. Zwar die Menschen, deren auf denselben gedacht wird, sind längst geschieden und vergessen; keiner von ihnen, mit Ausnahme des kleinen Enkels Ferdinand in Detmold, gewann je Bedeutung und Ruf; ihre Freuden waren klein und dürftig, ihre Leiden oft recht schwer und bitter; aber es geht durch die Briefe jener in unserer athemlosen aufgeregten Zeit mehr und mehr schwindende Zug des echtesten Familiensinnes, treuester gegenseitiger Zuneigung, lebendigster Teilnahme an der Lieben Leid und Lust, jener Zufriedenheit in beschränktesten Verhältnissen, die für jede Freude dankbar ist, weil sie als eine Gnade Gottes hingenommen, und die jedes Herzeleid stark erträgt, weil es als Gottes Wille erkannt wird; kurz jener wahrhaft herzerhebenden duldsamen liebenden mannhaften Frömmigkeit, die uns heutzutage fast verklungen erscheint. Durch diese vermorschten Blätter weht ein Hauch vom Geiste Jung-Stillings, der Hauch, welcher durch einige der schönsten Dichtungen Freiligraths, durch „Nebo" und die „Bilderbibel" hindurchzieht.

Johann Hermann Tops starb am 8. April 1805. Er hinterließ die Wittwe in nicht glänzenden, aber auch nicht dürftigen Verhältnissen und eine jüngere Tochter Anna Luise Wilhelmine, oder mit Rufnamen Luise, geb. am 31. August 1783. Luise Tops war gerade sechs Monate alt, als jenes Ereignis eintrat, dessen die Mülheimer noch jetzt, nach nahezu hundert Jahren, mit Schrecken gedenken, die entsetzliche Eisflut vom 26.—28. Februar 1784. Das fürchterlich hoch aufgestaute Rheinwasser, mächtige Schollen wälzend, ergoß sich über die unglückliche Stadt; nur mit unglaublichen Anstrengungen ward Johann Hermann Tops mit den Seinen aus dem von der Eisflut

umspülten Hause gerettet; als alle geborgen waren, stürzte Wohnung, Schule und die ganze Straße ein. Die aufeinander geschobenen Eisschollen waren bis zu 15 Fuß hoch; eine Scholle blieb auf der Kanzel der reformirten Kirche liegen. Es wird jener furchtbaren Februartage vornehmlich deshalb hier gedacht, weil Freiligrath in dem prächtigen Gedichte „Hohes Wasser" des Glaubensbekenntnisses jener Eisflut vor 60 Jahren Erwähnung thut, welche seine Mutter „als Kind in ihrer Wiege mitgerissen."

Von Luisens Jugend wissen wir nichts Näheres, oder richtiger, nichts Wichtiges; ein kluges, lebhaftes, thätiges, warmherziges und frommes Mädchen erscheint sie in ihren Briefen. Die beiden Frauen blieben zunächst in Mülheim; Wilhelm Freiligrath, welcher bereits seit einigen Jahren dieses und jenes Lehramt im bergischen Lande bekleidete, traf gelegentlich einer Postwagenfahrt nach Elberfeld mit Luise Tops zusammen; muntere Unterhaltung und Gesang knüpften rasch die Bekanntschaft; alsbald darnach folgte die Verlobung der beiden; am 21. Juni 1808 verheiratete sich zu Mülheim die nahezu fünfundzwanzigjährige Luise Tops mit dem ein Jahr jüngeren Johann Wilhelm Freiligrath. Eingang Juli traf das junge Paar in Detmold ein, die erste größere Reise Luisens, über welche sie hocherfreut berichtet.

In der neuen Heimat gefiel es der jungen Rheinländerin sehr gut. Zwar machte Detmold sicherlich damals durchaus den Eindruck einer Landstadt, die nicht einmal den romantischen Reiz des besonders Altertümlichen besitzt; an den Hauptstraßen höhere Giebelhäuser, an den Nebengassen einfache Gebäude aus Fachwerk, die Außenwände zum Schutz gegen die Witterung mit Schiefer oder rothen Sandsteinplatten verschalt; aber Detmold besaß damals wie heute die kristallklare Werre und Berlebecke, das anmutige Grün seiner Umgebungen, die herrlichen Waldungen bis hinauf zur Grotenburg und dem gewaltigen Höhenzuge des lippischen Waldes. Die hochherzige und hochbegabte Fürstin Pauline, welche für ihren minderjährigen Sohn die Regierung des lippischen Ländchens führte, bewies sich, ohne Zweifel wieder auf Fürsprache des trefflichen Weerth, gleich anfangs der jungen Frau sehr geneigt, indem sie derselben eine Lehrstelle, und zwar der Handarbeiten, an der mit der Mädchenklasse der Bürgerschule verbundenen Industrieschule übertrug. So konnte Luise alsbald zu den Kosten der Haushaltung beitragen. Und auch im Hause war Glück. „Nun bin ich," schreibt sie Ende August, „schon acht Wochen mit meinem mir täglich lieber werdenden herzensguten Manne hier. Wir haben in den acht Wochen manche Freuden und auch schon Leiden mit einander getheilt, und lieben uns täglich mehr, wenn nur noch ein höherer Grad von Liebe möglich ist, welches ich jedoch nicht glaube. Ich hätte nie und nimmer nur von Ferne geahnt, daß ich hier auf Erden

so glücklich werden könnte, als ich's jetzt durch die treue, noch immer heißer werdende Liebe meines Wilhelm bin."

Luisens Briefe an die Schwester geben ein gar reizendes und anschauliches Bild von dem engen, aber thätigen und beglückten Leben des jungen Paares in der anmutigen kleinen Residenzstadt des lippischen Landes, dessen Schulwesen im übrigen durch die Fürsorge der Fürstin ganz vortrefflich eingerichtet war. In Wilhelm Freiligrath war eine neue tüchtige Lehrkraft gewonnen; er war ein Mann eigentümlichen Geistes, von tüchtiger Bildung, tiefgegründeter Religiosität und festem Willen, meist ernst, aber zugleich mit einer humoristischen Ader, sehr musikalisch, dabei redegewandt, ein vorzüglicher, bei seinen Schülern beliebter Lehrer, ein von den Mitbürgern hochgeachteter Mann, von kräftiger, schließlich etwas starker Statur, wie nachmals der Sohn. Luise war, nach ihren Briefen zu schließen, eine ganz vorzügliche Frau, von Herzen fromm und gottergeben, aber auch allezeit guter Laune, allezeit thätig, eine tüchtige Wirtin, durch den ernsten, gewissenhaften Vater über das Maß der Zeit und des Standes gebildet. Ihre Handschrift ist, im Anfange der Briefe wenigstens, sehr schön, der Ausdruck richtig und fließend. Sie war empfänglich für die Dichtung und hatte sich Hefte angelegt, in die sie ihre Lieblingsdichtungen hineinschrieb; sie zeichnete mit Geschick und war ebenso sehr musikalisch, doch auch in weiblichen Arbeiten von wunderbarer Fertigkeit, von den Schülerinnen um ihrer Liebenswürdigkeit und feinen Bildung willen hochverehrt. Der Sohn bewahrte lebenslang als köstliches Andenken ein von der Mutter gestricktes Stückchen feiner Spitze, wie er sich überhaupt ein Reliquienschränkchen eingerichtet hatte; da sind die Bücher, die sie gelesen, ihre Musikalien und Zeichnungen, die kleinen Kupferstiche ihres Zimmers aufbewahrt; Ferdinand Freiligrath stand oft mit Thränen der Rührung vor dem kleinen Schrein und betrachtete die Erinnerungszeichen an die längst geschiedene Mutter. Von ihrer Erscheinung spricht uns nur ein Schattenriß, wie sie damals üblich waren; darnach besaß sie freilich kein klassisches Profil; die Nase ist stark und stumpf, sehr ähnlich derjenigen des Sohnes. Besonders schön war ihr prachtvolles Haar, das ihr bis auf die Füße niederfiel und sie wie ein Mantel einhüllte. Wie der Sohn in seinem Aeußeren der Mutter Ebenbild war, so scheint auch die Dichtergabe ihm mehr von ihr, der lebhaften, beweglichen Frau, gekommen zu sein, als von dem bei aller Tüchtigkeit geistig minder regsamen Vater. Und so käme auch hier das Wort des großen Alten zur Geltung:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Am 17. Juni 1810, abends neun Uhr, erschien das erste Kind, der einzige Sohn der Ehe, „ein so lieber, schöner, dicker, starker Junge, daß es eine Freude ist ihn anzusehen", wie die gute Großmama Tops schreibt, welche seit Frühling 1809 bei den Kindern in Detmold wohnte. Der Knabe ward am 11. Juli getauft auf die Namen Hermann Ferdinand; als Paten sind eingeschrieben des Vaters Gönner, Generalsuperintendent Ferdinand Weerth zu Detmold, der Oheim Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld und der Großvater Johann Peter Freiligrath zu Kettwig. Des Dichters Geburtshaus in der Wehmstraße Nr. 5. nahe dem Marktplatze ist jetzt durch den Gesangverein Arion zu Bielefeld mit einer Denktafel geziert; es liegt unmittelbar neben dem im gleicher Weise bezeichneten Sterbehause Grabbes.[1]) Im übrigen ist Freiligrath, obwohl in Detmold geboren, von Vater und Mutter her eigentlich ein Kind des bergischen Landes gewesen; er war, wie wir sahen, eines Schulmeisters Sohn, Enkel und Urenkel.

Wer je Briefe einer glücklichen Mutter und Großmutter gelesen, kann sich die Berichte von Luise Freiligrath und Großmama Tops über den „un-

[1]) Freiligraths Geburtshaus ist lange Zeit Gegenstand des Zweifels gewesen. Der Dichter selbst bezeichnete auf die Mitteilung der Stiefmutter und auf seine Jugenderinnerungen hin das Haus unter der Wehme, (Widum, nd. Wedem, geschenktes, der Kirche angehöriges Grundstück), als sein Geburtshaus. Aber schon beim ersten Auftauchen der Frage wurde die Ansicht laut, daß F. Freiligrath in einem andern Hause, dem ganz in der Nähe am Ausgange der Wehme nach dem Markte zu gelegenen Hölzermann'schen Hause, Bruchstraße Nr. 11, kenntlich an dem davor stehenden Lindenbaume und der Inschrift vom Jahre 1717 über der Thür, geboren sei; diese Ueberlieferung fand Ausdruck in der Gartenlaube 1868, Nr. 10; noch bei meinem Besuche zu Detmold, Herbst 1879, versicherte mich die greise Frau Menke, geb. Begemann — ihr Vater, Lehrer Begemann, war dem Hause Freiligrath nahe befreundet — daß sie als heranwachsendes Mädchen den Kleinen im Hölzermann'schen Hause gewiegt habe, daß aber die Eltern alsbald nach Ferdinands Geburt unter die Wehme gezogen seien. Die Streitfrage wird zweifellos entschieden durch die von der Heydt'schen Briefe; es erhellt aus denselben, daß das Ehepaar Freiligrath zwar die Monate Juli — September 1808 im Hölzermann'schen Hause wohnte, aber etwa im Oktober unter die Wehme zog, gegenüber dem Weerth'schen Baumhof und Hause. Am 6. November 1808 schreibt Luise Freiligrath: „Ich lebe jetzt erst in Detmold recht auf, seit der Zeit, daß wir allein wohnen. Mit Weerth's halten wir gute Nachbarschaft; ich kann, wenn ich hier — d. h. im Oberstock — sitze, in ihren Baumhof und ihr Haus sehen." Ebenso Großmutter Tops am 5. Juli 1809: „Luise hat ein sehr nettes neues Haus; Weerth's Baumhof liegt gegen dem Hause über." Nach diesen Briefstellen ist das als Freiligraths Geburtshaus bezeichnete zweifellos das richtige, im übrigen ist die Straße Unter der Wehme eine der unansehnlichsten in dem bescheidenen Detmold, das Haus selbst einfach bürgerlich, zweistöckig, aber bevorzugt durch den freien Blick auf die Bäume des vormals Weerth'schen Gartens.

bändigen Jungen", den „lieben süßen Ferdinand" denken. „Er ist so dick und so schwer wie ein Bleiklotz; das liebe Kind ist aus lauter Fröhlichkeit und Zufriedenheit zusammengesetzt; er thut fast nichts wie lachen und fängt nun an zu schlagen mit seinen Fäusten, so recht nach Jungenart. Wenn man ihm etwas vorhält, greift er mit seinem Munde und beiden Händchen darnach; er exerzirt sich auch jetzt und wirft die Zunge im Mäulchen herum, als wenn er sprechen wollte — da da sagt er schon —. Ich kann dir nicht sagen, welche unaussprechliche, ich möchte sagen demüthige Freude mir das Kind macht; so abhängig vom lieben Gott, wie ich mich jetzt fühle, fühlte ich mich noch nie, denn Er ja allein hat es uns geschenkt und kann es uns auch erhalten, wie ich zu seiner Güte hoffe, denn für Ihn allein wollen wir es auferziehen", so schreibt Frau Luise am 3. Dezember 1810. Und ebenso Ausgang 1811: „An unserm lieben muntern Ferdinand haben wir unaussprechliches Vergnügen. Er läuft jetzt ganz allein und spricht fast alles, freilich auf seine Weise, was wir ihm vorsagen." „Der liebe Ferdinand", schreibt die Großmama am 19. Januar 1812, „ist ein sehr gesundes und munteres Kind; er hat zwölf Zähncher; er läuft und spricht fast alles; der gute Gott erhalte den lieben Jungen!" — „Der Ferdinand", heißt es am 2. Oktober 1814, „singt mir immer von der Minka vor, und ich kann fast keinen Gedanken festhalten; doch freue ich mich, daß er munter ist." „Ferdinand," schreibt die Mutter am 4. Dezember 1814, „ist recht wohl, voller Kraft und Leben und in einer ununterbrochenen Thätigkeit; den ganzen Tag ihn jetzt, da es Winter ist, im Hause zu beschäftigen, würde bei seinem muntern unsteten Charakter für mich das schwerste Geschäft sein, und wir schicken ihn jeden Morgen und Nachmittag eine Stunde in die Schule zum Herrn Begemann, welches er auch so gerne thut, daß er kaum die Zeit erwarten kann, und sobald der erste Glockenschlag ertönt, mit seinem Buch unterm Arm wie ein Pfeil aus dem Hause ist. Es ist uns noch nicht viel ums Lernen zu thun, nur daß er in Gesellschaft und gut aufgehoben ist; doch wie er anfangs in die Schule ging, hat er doch in vier Stunden das ganze ABC gelernt. Den größten Theil des Tages bringt er fast bei seiner lieben Mamsell Clostermeier zu, in deren Hause der gute Junge selige Stunden hat, weil sie ihn da so lieb haben und er ihnen auch aufs Wort gehorsam ist; mir ist's auch in der Hinsicht lieb, weil er da so fein gebildet wird, und so rein und so deutlich das lippische Deutsch sprechen lernt, welches ich an dem Kinde so gern höre. Der Junge hat gottlob eine selige Kindheit. Ist mein Mann hier im Hause, so sind alle seine Stunden besetzt, und er sitzt dann mitten unter den Privatschülern und schreibt und rechnet so gut wie der beste, oder bildet sich doch ein, es zu thun. Der

guten Mutter ihre größte Freude erlebt sie jetzt an ihren Enkeln; Ferdinand versüßt ihr ihr Alter und ist ihr ins Herz gewachsen."

Und am 1. März 1815: „Der liebe Ferdinand ist freudetrunken, daß er nun seine Kräfte im Freien üben kann; der Genuß der frischen Luft hat ihm wieder rothe Backen verschafft. Er ist gottlob recht gesund, aber den größten Theil des Tages an Clostermeiers; der alte Herr Rath schneidet ihm alle Tage allerhand Thiere von Karten, deren er schon eine ganze Sammlung hat und sich oft daran amüsirt, wenn er sie auf den Tisch hinstellt."

Zu des Dichters frühesten Jugenderinnerungen gehörte sein Verkehr mit der im Kriegsjahre 1815 durchziehenden Reiterei der Preußen und Kosacken, die zu zwanzig bis dreißig mit ihren Pferden in der Scheune des Hauses einquartiert wurden. Zum Schrecken seiner Eltern fühlte sich der lebhafte Knabe sehr zu den Soldaten hingezogen, schloß namentlich mit den bärtigen Söhnen des Urals und der Wolga Freundschaft und ließ sich gern von ihnen auf ihre kleinen struppigen Rosse heben.

Dem einzigen Sohne folgte am 2. Mai 1813 ein Töchterchen Emma, welches aber, eben dreijährig, am 13. Mai 1816 starb. Am 20. Sept. 1815 wurde ein zweites Töchterchen Luise geboren, das Wochenbett aber und das Nähren des Kindes griff die ohnehin nicht starke Mutter allzusehr an. Sie litt das Jahr 1816 an schwerem Husten und stets zunehmender Entkräftung; am 24. Januar 1817 ward Luise Freiligrath durch den Tod hinweg genommen; ihr folgte am 10. Februar die letztgeborene Tochter Luise nach. Der trauernde Mann verkündet am 26. Januar 1817 dem treuen Hause von der Heydt sein Unglück mit den Worten, welche, um den Geist des Hauses zu kennzeichnen, hier folgen mögen:

„Gott ist ein Gott der Lebendigen, Er ist ein Gott der Todten, ein Gott der Todten, die in ihm dem Herrn sterben, um in unverwelklicher Schönheit, in ewiger Herrlichkeit, angethan mit der Gerechtigkeit Christi, dort wieder zu erwachen, um auch dort das große Erlösungswerk zu preisen, dem sie hier glaubten und trauten, und dort schauen werden.

Meine innigstgeliebte Louise, die schon fast seit einem Jahre unaussprechlich leiden mußte, wurde den 24. dieses, früh gegen halb 4 Uhr morgens, aller ihrer irdischen Leiden entrückt, indem sie so sanft entschlummerte, daß ihr Einschlafen zur Ewigkeit fast nicht bemerkt wurde. Ich allein war bei ihr, und sie starb so sanft, so süß, voller Glauben an das vollgültige Verdienst unseres Erlösers. Wie wird sich die Vollendete jetzt in Gegenwart ihrer geliebten Emma der unverwelklichen Herrlichkeit freuen; wie wird sie staunen ob allen Wundern und wunderbaren Führungen aller Geliebten Gottes, wenn ihr so innigst geliebter Vater, ihr erster Lehrer des

Erlösungswerkes hienieden im Staube, sie dort herumführt, ihr die Geheimnisse des ganzen Erlösungswerkes verkündigend. Morgen früh, gegen 8 Uhr, wird die verblichene Hülle eines frommen Geistes dem Schooße der Erde anvertraut werden. Mehr kann ich nicht, den nächsten Posttag ausführlicher. Die Mutter leidet sehr, und wir alle haben das Heimweh."

Nicht allein die vergilbten Blätter jenes Briefwechsels liegen vor mir, auch das Gebetbüchlein der Frau Luise Freiligrath, welches öfter in den Briefen erwähnt wird. Wie mancher Gebetsseufzer mag aus demselben emporgestiegen sein in frohen und trüben Tagen! Dieses Buch wurde gleich einer Familien-Bibel zur Aufzeichnung der Geburtstage der Kinder, wie auch der Tage benutzt, an denen der Todesengel an der Pforte des Detmolder Hauses anklopfte. So finden wir in der klaren, festen Handschrift Wilhelm Freiligraths folgende, für die Biographie des Dichters wichtige Daten verzeichnet:

„Am 21. Juni 1808 wurden Joh. W. Freiligrath und Anna Luise Wilhelmine Tops im Glauben und Hoffen auf Gott verehlicht."

„Am 17. Juni 1810 wurde unser erster Sohn geboren. Er erhielt in der Taufe am 11. Juli die Namen Hermann Ferdinand.

(Hebräer 13. Vers 8.)

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in alle Ewigkeit Dir und deinen Dich herzlich liebenden Eltern."

„Den 24. Januar 1817, morgens halb 4 Uhr, endete meine unvergeßliche, fromme Gattin ihre irdische Laufbahn, nachdem sie fast ein Jahr langsam hinschwand. — Wie wird die fromme gottergebene Dulderin jetzt Ruhe ernten von ihrem, oft mühevollen Tagewerk — sie genießt gewiß eine stolze Ruhe. — 33 Jahr 4 Monat 23 Tage."

So stand denn der beklagenswerte Mann, nachdem er das Glück der Ehe nicht neun Jahre lang genossen, allein, der Gattin und der beiden Töchterchen beraubt; der kleine Ferdinand war, nächst Gott, sein einziger Trost; die greise Schwiegermutter führte, so gut es ging, den Haushalt weiter. So wird denn der gebeugte Vater fortan über den Knaben berichten. „Ferdinand schläft", so schreibt er am 16. Februar 1817, „er ist das Ebenbild seiner Mutter. Wenn es Ihnen möglich ist, so lieben Sie diesen folgsamen guten Jungen, liebe Schwester, wie Sie seine Mutter liebten." Und am 20. Juli 1817: „Wie sehr wir uns auf Ihre Hierherkunft freuen, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ferdinand jubelt deshalb und trägt mir eigens auf, Ihnen zu sagen, wenn Sie Ihre Kinder nicht mitbrächten, so wolle er Sie kitzeln, bis Sie lachten — ein jovialischer Junge, der viel lernt und jetzt stark wächst. Von Ostern bis hierher hat er $10^1/_2$ Pfund gewonnen.

Er hat in den Zeichenstunden, deren er wöchentlich zwei hat, schon recht nette Sachen machen lernen." „Nichts bindet mich", schreibt die Großmutter am 25. März 1818, „hier in Detmold, als hier dies Haus, mein Sohn Freiligrath und der liebe Ferdinand; ich habe das Kind so unbeschreiblich lieb, er hat mich auch so lieb! Wie ich vorigen Posttag Eure lieben Briefe erhielt, war er an Clostermeiers Hause; wie er wiederkam, gab ich ihm deinen lieben Brief; wie er ihn gelesen, fing er an laut zu weinen, fiel mir um den Hals: du sollst nicht weg, du sollst nicht weg!"

Der kleine Ferdinand hatte die alte Großmutter Tops außerordentlich lieb. Das früheste Blatt von seiner Hand, welches die von der Heydt'schen Papiere aufbewahren, sind drei Briefe, welche das siebenjährige Kind der Großmutter zu demselben Geburtstage schreibt, ganz flott, wenn auch nicht schön geschrieben, rührend und zugleich eigenartig; das warme kleine Herz that sich nicht Genüge, ehe es seinen Glückwunsch dreimal zu Papiere gebracht. So mögen die drei Briefchen hier eine Stelle finden:

An die Liebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstage
1. Brief

Liebe Großmuter du hast mich am meisten versorgt Morgen am = 8 = ten Merz ist dein Gebutag es ist nur eine Kleinigkeit ich habe Spendeln gekauft diessen Brief solst du verwaren bis an dein Ende es ist ein Wahrzeigen der Liebe die ich zu dir beweise denn du hast mich zuerst gelibt drum gebe ich dir denn Brief.

Detmold
am = 7 = ten
März
1818.

An die biebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstag.
2. Brief.

Gott erhalte Dich noch lange die am 8 = ten März = 73igrige

liebe Großmutter denn ich bin nur deinn Enkel du liebenswürdige ich will dir auch noch 2 Briefe geben damit du erst recht meine Biebe kenst

Detmold
am 7 = ten
Mertz
1818.

An die liebe Großmutter zum geburtag.

3. Brif

Liebe Großmuter ich Freue mich recht sehr das Du dis Alter Erlebt hast ich hoffe auch Gott wird dich Ferner erhalten Du bist nun 73 Jahr alt und ich Freue mich recht das du dis Alter noch Erlebt hast.

Anderthalb Jahre darnach, am 11. Dezember 1819, ist Schrift und Sprache schon ganz korrekt; der Knabe schreibt an die inzwischen zu den Elberfelder Kindern Uebergesiedelte: „Meine liebe Großmutter! Mein lieber Vater schreibt Dir, und da glaube ich nun Dir gleichfalls sagen zu müssen, daß ich Dich recht lieb habe und deshalb sehr oft an Dich denke. Am letzten Markttage war hier vieles zu sehen, mein lieber Vater erlaubte mir aber nur, die ausländischen Thiere zu sehen; er meinte, Narrheiten könne ich noch genug in der Welt zu sehen bekommen; dafür brauche ich jetzt kein Geld auszugeben. Ueber die Thiere habe ich mich aber recht gefreut; da gab es Affen und Kameele, Papagaien und Antilopen, auch war ein Eisbär dabei. Letzterer war ein grimmiges Thier, du wärest wohl bange geworden, wenn du ihn gesehen hättest, aber es hätte nichts zu sagen gehabt, denn er konnte mit seinem Springen und Brüllen doch nicht durch den wohlverwahrten Käfig kommen. Grüße von mir den lieben Onkel und die Tante und alle Lieben und sei immer versichert der immer fortwährenden Liebe deines Ferdinands!“

Wunderlich! Alexander von Humboldt empfing die erste Anregung zu seiner großen wissenschaftlichen Reise in die Tropen beim Anblick einer Fächerpalme und eines alten Drachenbaumes im Berliner Pflanzengarten; sollte der Dichter des Löwenritts den ersten Funken der Poesie in einer dürftigen Detmolder Tierbude empfangen haben?

Schon um dem Knaben wieder eine Mutter zu geben, verheiratete

Wilhelm Freiligrath sich am 8. April 1819 zum zweiten Male, und zwar zu Soest, mit Klara Wilhelmine, Tochter des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck. Aus dieser Ehe entsprossen vier Stiefgeschwister Ferdinand Freiligraths, ein Bruder Karl, zwei Schwestern Karoline und Gisberta, sowie ein frühgestorbenes Brüderchen Otto. Näheres über dieselben im Anhang.

Die zweite Mutter nahm sich des Stiefsohnes in treuester Weise an, und er bewies sich ihr dankbar durch die lebenslang bewahrte herzlichste Anhänglichkeit. Auch die anderen Verwandten, welche sich Wilhelm Freiligrath durch seine zweite Heirat erwarb, wandten dem hochbegabten Knaben mit den blitzenden dunkeln Augen, den sie bei ihren Besuchen in Detmold kennen lernten, herzliche Liebe zu. Es kam Tante Lina, die jüngere Schwester von Wilhelmine Freiligrath; es kam deren Bruder, Onkel Moritz Schwollmann aus Soest, nur zwölf Jahre älter als der Neffe, mit dem er in heitrer Laune Briefe wechselte und Silbenrätsel austauschte. Mit beiden stand Ferdinand auf dem besten Fuße.

Ferdinand Freiligrath war, wie aus früher mitgeteilten Briefstellen erhellt, ein höchst aufgeweckter und wißbegieriger Knabe, welcher schon vor Beginn der eigentlichen Schulzeit gleichsam spielend lesen und schreiben lernte. Frühzeitig besuchte er die Bürgerschule, sodann das Detmolder Gymnasium, dessen Scholarch oder Schulpfleger der väterliche Gönner des Freiligrath'schen Hauses, der würdige Generalsuperintendent Weerth war. Der Knabe zeichnete sich durch vorzügliche Leistungen aus und war der Liebling seiner Lehrer. Bei den Prüfungen, denen die Fürstin Pauline gern beiwohnte, streichelte sie oftmals seine dunkeln Locken und spornte ihn an mit freundlichen Anerkennungsworten.

Den glücklichen Einwirkungen einer wohl verbrachten Schulzeit gesellte sich als wertvolles erziehliches Moment der Segen eines nicht reichen aber auch nicht dürftigen, von der innigsten gegenseitigen Liebe aller Angehörigen belebten, durch und durch frommen Hauses zu. Der ernstfreundliche Vater, die heitere allezeit thätige Mutter, die Bibel Bilder- und Erzählungsbuch der Kinderjahre, das alles mußte auf des Knaben empfänglichen Sinn aufs Tiefste wirken. Freiligrath war bis in sein Alter bibelfest; wie sehr ihn schon in jungen Jahren besonders das alte Testament beschäftigte, zeigen uns einige seiner herrlichsten Gedichte; noch in Amsterdam geht er auf der Düne umher „die Lieder Davids in der Hand," und schöpft daraus die Anregung zum Leviathan.

Es mögen hier über Freiligraths Jugend- und Schuljahre zwei Berichte von Jugendgenossen beigefügt werden, welche als seine Spiel- und

Schulkameraden aufwuchsen und die Erinnerung an jene Zeit in einem treuen Herzen bewahrt haben. Zunächst mag reden Freiligraths gleichalterige Jugendfreundin, Frl. Doris Sagel, welche in rüstigem Greisenalter zu Detmold lebt: „Ferdinand Freiligraths Vater war hier Lehrer an der Mädchenschule; ich selbst habe bei ihm Schreib- und Rechenstunde gehabt; es war ein herzensguter Mann und hatte seinem Kinde, dem Ferdinand, auch schon früh gute Grundsätze beigebracht. Ich bin mit Ferdinand im nämlichen Jahre 1810 geboren, nur einen Monat jünger als er. Ferdinand war im zarten Alter ein reizend schöner Knabe mit braunen Augen und braunem Haar. Mein Schulweg — es mochte in meinem fünften bis siebenten Jahre sein — führte mich an seiner Eltern Wohnung vorüber; so kam es denn, da auch unsere Eltern befreundet waren, daß wir sehr viel zusammen spielten. Sein liebstes Kinderspiel war es, aus einem Sandhaufen, wie ihn Rath Clostermeier oft in den Zwischenraum zwischen den beiden Häusern fahren ließ, allerlei Figuren, Berge, Höhlen ꝛc. zu machen, wobei ich ihm helfen mußte; über meinen Fuß formte er Backöfen; das fertige Bauwerk ward dann mit allerlei Zweigen und Gras besteckt, und seine rege Phantasie sah dann in diesen kindlichen Kunstwerken Berg und Strom, mit allerlei Thieren bevölkert, die er gleichfalls aus Sand zu bilden versuchte. Wenn wir in der Stube zusammen spielten, hatten wir Bauklötze, von welchen wir allerlei Bauten und Figuren zusammenstellten; erschienen ihm diese Tempel und Hallen nicht schön genug, so warf er das Ganze über den Haufen; war aber nach seiner Einbildung das Werk gut gelungen, dann lief er nach seiner guten Mutter oder dem Vater, holte diese herbei und freute sich seiner Kunst."

„Ferdinand war allezeit heiterer Laune, sehr freundlich und gutmüthig und daher von jedermann gerne gesehen. Einstmals hatten wir beide auch wieder mit Sand gespielt, als sich ein kleiner Knabe aus der Nachbarschaft zu uns gesellte; selbiger hatte einen Schmetterling gefangen und riß dem Thierchen einen Flügel nach dem andern aus; das kleine Geschöpf zappelte jämmerlich. Als Ferdinand das häßliche Spiel gewahrte, sprang er hinzu und schlug dem Kind das Thierchen aus der Hand mit den Worten: Du dummer schlechter Junge, ich sage dies meinem Vater, der hat gesagt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz.

Doris, der böse Junge soll nicht mehr mit uns spielen!"

„Bisweilen lief er in die Küche, holte sich eine Schürze, band sie um seinen Hals auf dem Rücken fest, stieg auf einen Stuhl und fing an zu predigen, allerlei Zeug, was ich heute nicht mehr weiß, aber soviel kann

ich mich noch erinnern, daß seine Eltern und ich sehr darüber lachen mußten, denn er phantasirte allerlei zusammen, unsinniges Zeug, das sich aber reimte. Wenn ich ihn dann fragte, meinte er: Ich will einmal Prediger werden! Er hatte ein schönes Bilderbuch, in welchem vielerlei ausländische Thiere abgebildet waren; dies beschäftigte seinen Geist so sehr, daß er stundenlang bei dem Buche zubrachte; dasselbe mag wohl manchen Stoff zu seinen späteren Gedichten geliefert haben."

„Als Ferdinand größer wurde, spielten wir diese Kinderspiele nicht mehr, da er sich viel mit Lesen beschäftigte; als er das Gymnasium besuchte, war er stets der beste Schüler. Alljährlich haben hier die Schulen Aktus, wo jeder Schüler ein Gedicht öffentlich vorzutragen hat. Ferdinand habe, so hörte ich noch jetzt, seine Gedichte zum Deklamiren mit einer Lebendigkeit und richtigen Betonung vorgetragen, daß es eine Lust gewesen sei, ihm zuzuhören. Einstmals hatte der Schulrath Falkmann den Schülern ein Thema aufgegeben, über welches dieselben ein Gedicht machen sollten. Als sie es dem Lehrer vorzeigen, ist Ferdinands Gedicht das beste, und der Schulrath belobt ihn mit den Worten: Ferdinand, wenn Sie so fortfahren, kann noch einmal ein Dichter aus Ihnen werden."

Im übrigen erfreute Freiligrath seine Lehrer nicht blos durch Gedichte in seinem eigenen Namen; hilfreich wie er war, stellte er wohl auch den Freunden Dichtungen zur Verfügung, und mancher von ihnen hat damals mit Freiligraths Versen geglänzt.

Derjenige Jugendfreund, welcher F. Freiligrath am nächsten stand, war ohne Zweifel Ludwig Merckel; auch blieben die beiden Jugendgenossen durch einen zwar oft und lange unterbrochenen aber fünfzigjährigen Briefwechsel verbunden. L. Merckel hat für dieses Werk „Memorabilien aus Freiligraths Jugendzeit" aufgezeichnet, von denen das Wesentliche nachfolgend mitgeteilt wird.

„Ferdinand Freiligrath oder nach der vulgären Detmolder Ausdrucksweise „Freiligraths Ferdinand" war als Knabe seiner äußeren Erscheinung nach, im Vergleich mit andern Altersgenossen, zwar von etwas zarterer und feinerer Konstitution, aber darum doch nicht kränklich und schwächlich zu nennen. Die ihm eigene blasse Gesichtsfarbe war wohl nebst den großen ausdrucksvollen Augen ein Erbtheil von der Mutter, die mir als eine ernste und doch milde und sanft blickende Frau im einfachen häuslichen Gewande, mit einer sauberen weißen Mütze auf dem Haupte, von meinen Besuchen im Freiligrath'schen Hause her noch heute so vorschwebt. Das blasse Aussehen Freiligraths mochte indes auch vielleicht mit davon herrühren, daß er als Kind von den um seine Gesundheit besorgten Eltern zu viel im Hause

gehalten wurde, wozu dann noch das seiner großen schon früh sich zeigenden Lern- und Wißbegierde ganz entsprechende freiwillige Sitzen hinter den Büchern gekommen sein wird. So oft übrigens „der spielvergeßne Knabe", wie er sich in seiner köstlichen Bilderbibel selbst nennt, heraus und unter uns trat, war er auch jugendlich fröhlich mit uns, und der Munterſten, Aufgeweckteſten, ja Muthwilligſten einer."

„Ein Hauptſchauplatz unſerer Jugendſpiele lag uns beiden ganz nahe, nämlich der freie Platz zunächſt der reformirten Kirche, kurzweg der Kirchhof genannt. Meine Eltern beſaßen ein Haus, welches mit dem kleinen Garten dahinter an dieſen Platz ſtieß, nach vorn der Straße Unter der Wehme, in welcher Freiligraths Geburtshaus ſich befindet, ſo ziemlich gegenüber lag. Nach wenigen Schritten von ſeiner Seite konnten wir alſo beiſammen ſein; andere Nachbarskinder, darunter auch einige Mädchen, fanden ſich in der Regel bald mit uns zuſammen; es wurden dann je nach der Jahreszeit allerlei Spiele gemacht. Im Winter lockte der nahe Schloßgraben uns wie die ganze Detmolder Jugend durch ſeine ausgedehnte Eisbahn. Ein anderer Schauplatz unſerer wie der geſammten Nachbarjugend Thaten war das damals nur als Kuhweide dienende ſtädtiſche Bruch, auf dem jetzt ein ganz neuer Stadttheil entſtanden iſt. Wir verſammelten uns dort beſonders gern unter den ſchönen ſchattigen Linden des Rondels oder lagerten uns an dem Ufer der ſilberhellen Berlebecke; bisweilen gingen wir beide auch nach dem Rittergute Braunenbruch, der Beſitzung eines Oheims von mir, wo es ſelbſtverſtändlich mancherlei ländliche Freuden gab, und das ſchöne eigenhändig gepflückte Obſt uns Stadtkindern beſonders gut mundete. Daß die ſonſtigen Umgebungen unſerer Vaterſtadt, der Büchen- und Weinberg, die Allee und Schanze, und weiterhin der Teutoburger Wald ſelbſt ebenfalls häufige Ziele unſerer Wanderungen geweſen ſind, braucht kaum geſagt zu werden; ſogar nach dem Jagdſchloſſe Lopshorn hat mich einmal Freiligrath begleitet, meinen greiſen Großvater, den Oberförſter, dort zu beſuchen. Die Nacht auf dem einſamen Forſthauſe im tiefen Wald, die rauſchenden rieſigen Tannen vor dem Schlafzimmer machten auf Freiligraths jugendliche Phantaſie ganz beſonderen Eindruck."

„Aus alle dem möchte hinreichend hervorgehen, daß Freiligraths Jugendzeit keine ſo dürftige geweſen, und ich kann im Gegentheil nur verſichern, daß wir eine reiche und fröhliche Jugend mit einander verlebt haben. Sein Vater hatte zwar meines Wiſſens ebenſowenig wie der meinige Vermögen; aber das Einkommen ſeiner Lehrſtelle iſt ohne Zweifel bei beſcheidenen Anſprüchen, beſonders in der damaligen wohlfeilen Zeit, zur Ernährung der Familie ausreichend geweſen. Ferdinand war ſtets ſauber und anſtändig

gekleidet, und wenn ihm aus des Vaters abgelegter Kleidung auch wohl einmal ein Anzug gemacht sein wird, so war das bei uns allen, sogar bei des General-Superintendenten Kindern, durchaus nichts Ungewohntes; Ausgaben hatten wir dagegen kaum andere zu machen, als einen Groschen für Obst oder Stuten, da wir kein Wirthshaus besuchten."

„F. Freiligraths Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold. Dieselbe rekrutirte sich aus der Küsterschule, so genannt, weil der Küster an der reformirten Kirche, hier zu Lande immer ein Lehrer, darin unterrichtete, und zwar Knaben und Mädchen zusammen bis zum 9. oder 10. Jahre. In solchem Alter traten dann diejenigen Knaben, die nur bis zu ihrer Konfirmation die Schule besuchen wollten, in die Bürgerschule über, während die zum Studiren oder dem Kaufmannsfache bestimmten in die unterste Klasse des Gymnasiums kamen; in einzelnen Fächern hatten beide Klassen gemeinschaftlichen Unterricht. Die beiden Lehrer der Bürgerschule waren Kantor Pustkuchen und Wilh. Freiligrath. Seinem Aeußeren nach war dieser von kräftigem, untersetztem Körperbau, hatte ein freies offenes Gesicht mit klugen, freundlichen Augen und dem unverkennbaren Gepräge großer Bonhommie. Von Haus aus sehr geschickt und begabt, hatte er sich mehr als die gewöhnlichen Kenntnisse eines Elementarlehrers angeeignet und sich eine allgemeinere Bildung erworben; so trug denn auch der Eindruck eines gebildeten Mannes, den er alsbald machte, nicht unwesentlich dazu bei, daß die Knaben höherer Stände vor ihm mehr Respekt hatten, als vor manchen seiner Berufsgenossen. Was ihn bei allen seinen Schülern jedes Standes so sehr beliebt machte, das war sein humanes, durch und durch wohlwollendes Wesen und die demselben gemäße Behandlung seiner Schüler. Wilh. Freiligrath unterrichtete übrigens nicht allein an der Bürgerschule, sondern auch am Seminar und an der Judenschule."

„Wilhelm Freiligrath lebte mit seiner Familie sehr eingezogen und hatte wohl, außer mit den nächsten Kollegen und mit meinem Vater, nur wenig Verkehr. Zu dem letzteren kam er abends recht oft zu einem Plauderstündchen herüber. Was den so allgemein beliebten und geachteten Mann bewogen hat, seine Lehrerstelle aufzugeben, und das ihm zur zweiten Heimat gewordene Detmold zu verlassen, habe ich entweder seiner Zeit nicht näher erfahren, oder es ist mir entfallen. Ich weiß nur soviel, daß ihm seine dortige Stellung irgendwie verleidet worden, wohl hauptsächlich dadurch, daß zwischen ihm und seinem obersten Vorgesetzten, demselben General-Superintendenten Weerth, der ihn berufen, das bisherige gute Einvernehmen in den letzten Jahren nicht mehr stattfand; er scheint die Anstellung eines jüngeren Mannes am Gymnasium als eine Zurücksetzung betrachtet zu haben. Das Scheiden von

Detmold wurde ihm trotzdem ungemein schwer. Am Morgen seiner Abreise war ich mit einer Anzahl Mitschüler in den an die Straße nach Paderborn stoßenden Theil des Büchenberges vorausgegangen, um dem lieben scheidenden Lehrer noch ein letztes Lebewohl zuzurufen. Als der Reisewagen, in dem Freiligrath mit seiner Familie saß, herankam, traten wir unter den Bäumen hervor und überraschten ihn durch unser vielstimmiges Adieu, Herr Freiligrath! Gute Reise, und grüßen Sie doch Ferdinand vielmals von uns! Er ließ halten, winkte uns heran, reichte jedem Einzelnen, unter herzlichen Worten, mit Thränen in den Augen, die Hand, nahm dann zum letzten Gruße sein grünes Samtkäppchen ab, und der Wagen fuhr weiter. Ich habe den theuern Jugendlehrer und Vater meines liebsten Freundes nie wieder gesehen."

„Welch ein gutes Andenken Wilhelm Freiligrath bei seinen Schülern hinterlassen hat, davon habe ich mich noch in den letzten Jahren überzeugen können. Ich traf eines Tages mit einem lange nicht gesehenen Jugendgenossen, einem Detmolder Bürger, zusammen, und als wir auf unsere Schulzeit, dabei auch auf Freiligrath zu sprechen kamen, da wurde der sonst mehr schweigsame Mann ganz lebendig und rief aus: Freiligrath, ja, das war ein prächtiger Mann; das war ein Lehrer, wie er nachher nicht wieder da gewesen ist. Dem bin ich noch heute von Herzen dankbar für Alles, was ich bei ihm gelernt, und ehre ihn noch in seinem Grabe!"

„Aus der Küsterschule des „lieben Herrn Begemann" traten wir beide, Ferdinand und ich, gemeinschaftlich in das Gymnasium, welches sich in dem ehemaligen nun längst abgebrochenen Kloster der grauen Schwestern auf der Schülerstraße befand. Da wir beide, ich mit Hilfe meines Vaters, Ferdinand mit der des Nachbars Clostermeier, schon einen gewissen Vorrath von lateinischen Vokabeln mitbrachten, so wurden wir die beiden Obersten zunächst der Neueingetretenen, später auch der ganzen Klasse; diese Ehrenplätze — Freiligrath war Klassenoberster — haben wir denn auch stets bis zu seinem Abgange von der Schule miteinander inne gehabt und behauptet. Wir besaßen beide, wenn Ferdinand auch noch in höherem Maße als ich, ein angeborenes Talent für Sprachen, und brachten es zunächst im Lateinischen, dann aber auch im Griechischen, nicht minder im Deutschen, bald viel weiter als alle unsere Mitschüler, zumal wir auch fleißiger waren als die meisten von diesen. Daher geschah es, daß wir mehr und mehr die Nachhelfer der letzteren wurden; dem einen sollten wir eine schwere Konstruktion erklären, dem andern das Pensum vorübersetzen, dem dritten Worte diktiren oder abschreiben lassen. Wir saßen dabei auf der den Platz begrenzenden niedrigen Mauer oder auf zufällig daliegenden Steinen oder Baumstämmen; über die vielen Quälereien wurden wir zuweilen ärgerlich, und namentlich der lebhafte

Freiligrath machte seinem Aerger in kräftigen Worten Luft; wenn dann aber die armen Schelme in ihrer Angst wiederkamen, so ließ er sich regelmäßig wieder erbitten. Daß wir um dieser Dienstleistungen willen bei unsern Mitschülern ein gewisses Ansehen hatten und wohlgelitten waren, läßt sich leicht denken; ebenso waren wir wegen unseres Fleißes und unserer Befähigung, in welcher letzteren mich übrigens Freiligrath, dem alles nur so zuflog, weit übertraf, bei unseren Lehrern auf das Beste angeschrieben. Doch konnten wir auch gelegentlich gewaltig muthwillig sein."

„Im Griechischen gewann Ferdinand eine tüchtige Grundlage durch den Unterricht des Professors Siebert, während es dem grundgelehrten Möbius an Lehrgabe wie Disziplin gebrach. Daß Freiligrath die deutsche Sprache als Dichter so meisterhaft zu handhaben verstand, dazu hat ohne allen Zweifel vornehmlich der Unterricht beigetragen, den er bei dem Rath Falkmann gehabt. Dieser war ein ganz ausgezeichneter Lehrer, wie in Latein, Geschichte ꝛc., so auch in der deutschen Sprache, in deren Geist und Reichthum er seine Schüler so recht einzuführen verstand. Mit den Aufsätzen nahm er es in jeder Hinsicht äußerst genau, suchte uns zugleich durch genaue Anweisungen und strenge Anforderungen an die größte Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. Ein „Gut, Fleißig, Löblich" galt als eine hohe Ehre; das Gegentheil haben wir, Freiligrath und ich, soviel ich mich erinnere, niemals zu bedauern gehabt. Falkmann, der in jungen Jahren selbst einen Band Gedichte herausgegeben und darin eine schöne poetische Begabung gezeigt hatte, sah es gern, wenn auch seine Schüler, sofern sie Anlage dazu besaßen, sich zuweilen in kleinen Gedichten versuchten; poetischer Versuche von Freiligrath erinnere ich mich übrigens nicht; seinem hochgeschätzten Lehrer Falkmann hat er, wie das aus seinen Briefen erhellt, stets die größte Pietät bewahrt. Als andere Lehrer Freiligraths will ich noch Schierenberg, Rohdewald und Preuß nennen."

„Endlich zur Beantwortung der Frage, wann sich das Dichtertalent Freiligraths wohl zuerst gezeigt habe. Wenigstens durch einen Reim hat er sich schon in seinem 10. Jahre bemerklich gemacht. Bei der allgemeinen Illumination nämlich, welche im Jahre 1820 zu Ehren des neuvermählten fürstlichen Paares, Paul Alexander Leopold und der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen, stattfand, hatte der schelmische Knabe sich auch einen kleinen Beitrag zum Feste ausgedacht; er hatte vor einem Fenster der elterlichen Wohnung als Transparent auf einem großen Papierbogen ein von ihm selbst entworfenes Bild ausgestellt, auf dem ein Lehrer mit dem Stocke in der Hand vor einer Anzahl Knaben mit dem Zurufe stand:

Jungens, ich will euch mores lehren,
Ihr sollt dem Fürsten das Land vermehren!

Ein zweites, schon längeres poetisches Produkt, ohne Zweifel erst aus dem 12. oder 13. Jahre, war ein in Hexametern abgefaßtes Lobgedicht auf Schweizer, einen in der Nähe der Schule hausenden Metzgerhund; dasselbe wurde von der ganzen Klasse mit großem Beifall aufgenommen. Ein dritter ebenfalls humoristisch gehaltener Versuch war ein in Gemeinschaft mit mir verfaßtes Heldengedicht, die Stegevirias, beginnend:

Nenne mir, Muse, den Mann,
Auf dessen Lob ich längst schon sann,
Bei dem ich St. Omer, Rapé
Und andres Nasenfutter seh'.

Der Held derselben war ein Tabaksfabrikant und Händler Stegemann, welcher gleich seiner Frau durch eine etwas sonderbare Persönlichkeit unsern harmlosen Muthwillen geweckt hatte. Das Gedicht ist längst verloren gegangen; soviel ist übrigens nach diesen Proben gewiß, daß Freiligraths dichterische Anfänge humoristischer Art gewesen sind."

„Von jeher waren Bücher F. Freiligraths Hauptliebhaberei, wie sie das bis an sein Ende geblieben sind. Diese machten ihm unter den Geburtstags- oder Weihnachtsangebinden der Eltern ersichtlich die meiste Freude und wurden von ihm mit dem größten Eifer durchgelesen, sorgsam vor jeder Beschädigung oder Beschmutzung verwahrt. Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen, Campes Robinson an der Spitze, interessirten ihn vorzugsweise. Ebenso hatte er Bilder besonders gern und übte sich nach Knabenart im Kopiren der Ritter und Damen auf den Bilderbogen um so lieber, als er Anlage zum Zeichnen hatte, vermöge dessen es ihm auch leicht wurde, allerlei komische Figuren und Karikaturen, oft mit Portraitähnlichkeit, zu entwerfen. Einer hübschen Mineraliensammlung, die er sich angelegt, sowie eines Herbariums, beides Frucht des ebenso lehrreichen als anziehenden naturgeschichtlichen Unterrichts beim Rath Falkmann, der uns namentlich auch zum Botanisiren die beste Anleitung gab, glaube ich mich bestimmt zu erinnern."

„Wie sehr Ferd. Freiligrath schon in seiner Jugendzeit in seinen Gedanken mit der fernen Welt sich beschäftigte, das zeigte sich auch damals, als sein Lebensgang an einem so entschiedenen Wendepunkte angekommen war, wie er mit der Veränderung seiner bisherigen Berufsabsicht eintrat. Die letztere war ganz entschieden die, daß er studiren sollte und wollte, ohne daß bereits ein bestimmtes Fach in Aussicht genommen war, und wir beide hatten uns oft genug im Geiste in die Zeit versetzt, wo wir zusammen zur Universität abgehen würden. Da kam auf einmal jenes verlockende Begehren des reichen kinderlosen Onkels in Edinburg nach einem befähigten Knaben aus

seiner Verwandtschaft zur Adoption und demnächstigen Succession in dem glänzenden Geschäfte nach Detmold, indem Ferdinand als der Geeignetste dazu erschienen war. Und siehe, es hieß auch bei ihm: „Halb zog es ihn, halb sank er hin, so war's um ihn geschehn." Er beklagte es zwar mit mir, daß nun unser schöner Zukunftstraum zerrann; aber er tröstete sich und mich auch damit, daß er demnächst für seinen Onkel weite Reisen zu machen und die herrlichste Gelegenheit haben werde, Länder und Völker zu sehen. Ach, er ahnte zu der Zeit noch nicht im entferntesten, wie bald auch dieser schöne Traum zerrinnen und als ein Luftschloß zusammenfallen würde! Ich habe oft daran denken müssen, wie ganz anders das äußere Loos Freiligraths sich doch gestaltet haben möchte, wenn dieser trügerische Sirenenruf ihn nicht aus seiner Bahn gelockt hätte. Er meldete mir den plötzlichen Umschwung der Dinge betrübten Herzens nach Marburg; meine Aufforderung, das verlassene Studium doch jetzt noch wieder aufzunehmen, was ihm ja bei der stattgehabten Fortbildung und seinen Fähigkeiten nicht schwer fallen könnte, lehnte er jedoch unter der Motivirung ab, daß er jetzt erst im Stande sei, seinem Onkel Schwollmann sich nützlich und durch die That dankbar zu erweisen, ein Grund, welcher dem pietätvollen Herzen Freiligraths ein neues Zeugnis geben würde, wenn es dessen noch bedürfte."

Es ist ein Beweis altehrwürdigen Familiensinnes, daß die Schulbücher und Schulhefte des heranwachsenden Knaben sorgfältig aufbewahrt wurden und noch jetzt erhalten sind. Aus allen Fächern des Unterrichts, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Religion, Fremdsprachen, dem deutschen Aufsatz ꝛc. liegen Freiligraths Schulhefte vor, alle aufs Sorgfältigste gehalten. Ueberhaupt ist diese Sauberkeit und Sorgfalt in der Behandlung seiner Bücher ein Charakterzug, der sehr früh entwickelt gewesen sein muß, denn die noch vorhandenen Schulbücher legen davon ein sprechendes Zeugnis ab. Da ist trotz alles Gebrauches der Einband wohlerhalten, kein Fleckchen, kein Eselsohr zu sehen; jedes enthält in saubersten Schrift den Namen des Besitzers, Jahreszahl und Preis. Es liegen einige der Knabenhefte vor mir, deutsche Aufsätze in Unrein- und Reinschrift, Uebersetzungen aus Curtius und Henriade, Vorbereitungen zur Odyssee und Ovids Trauergedichten ꝛc., alles in des Knaben kräftiger Handschrift, in unbewachten Augenblicken wohl auch eine scherzhafte Zeichnung dazwischen. In einem dieser Aufsatzhefte beschreibt Ferdinand — es mag Neujahr 1823 sein — seine Winterfreuden. Er schildert die Lust des Eislaufs, des Vogelfangs, des Weihnachtsabends. „Da liegen für die kleineren Kinder Puppen, Säbel, Steckenpferde ꝛc., für die größeren aber Bücher, Kleider und dergleichen. Für mich lag da eine neue Weste, ein Halstuch, John Turnbulls Reise um die Welt mit 2 Kupfern,

und Denons nach Aegypten mit einem. Nun Schlittschuhe, bleibt nur an der Wand hangen! Jetzt wird gelesen!"

Dieses jauchzende „Jetzt wird gelesen!" erinnert uns daran, daß der Knabe mit ganz besonderer Vorliebe Reisebeschreibungen las, während seiner Gymnasialzeit wie später in Soest. Wohl nach einer Mitteilung Freiligraths selbst bemerkt sein Freund Schnezler in einer Beurteilung der Gedichte: „Als Knabe schon verschlang unser Poet mehrere tausend Robinsonaden, Länderschilderungen und Reisebücher;" oft bis in die tiefe Nacht saß er in seiner kleinen Kammer und folgte mit gespannter Teilnahme den Abenteuern des Marco Polo, des Vasco de Gama, den Entdeckern und Reisenden; er drang mit ihnen zu unbekannten Völkern, in sagenhafte Länder vor, er nahm an den Gefahren und dem Ruhme seiner Helden Teil. Gleichzeitig beschäftigte er sich eifrig mit Studien der Naturgeschichte; noch mehrere Jahrzehnte später finden wir in dem Briefwechsel mit Freund Weerth, welchem er von London Tierbälge und ausgestopfte Tiere besorgt, den Beweis für eine ganz außergewöhnliche Kenntnis der Zoologie. Durch diese Richtung seiner geistigen Arbeit gewann Freiligrath schon als Knabe jene reiche Kenntnis fremder Länder und fremder Tierwelt, welche nachmals durch eine wunderbar kräftige Phantasie in die lebendigste, farbenprächtigste Poesie umgesetzt ward.

Ueber die Anfänge von Freiligraths dichterischer Thätigkeit haben wir keine nähere Kunde. Als älteste poetische Produktion des Knaben, etwa aus seinem 10. oder 11. Lebensjahr, gilt eine Fortsetzung von des alten Claudius Urians Reise, ganz in demselben Versmaß, derselben humoristischen Weise. Das Gedicht ist natürlich unselbständig und schwach, wie von einem Kind nicht anders zu erwarten; aber es dient doch zugleich als Beweis, daß damals schon die Phantasie des jungen Poeten sich ihre Stoffe auf dem Meer und in fernen Zonen suchte. Es lautet:

Neuholland wollt' ich nun besehn
Und dort der Britten Ehren,
Denn nichts laß ich vorübergehn,
Was ich thät rühmen hören.

Die blauen Berge sind sehr hoch!
Ich wollt' sie nicht besteigen,
Drum ging ich lieber in ein Loch
Der Wilden und thät geigen.

Als ich Neuholland nun besehn,
Da ging ich an den Hafen
Und wollte dort ein Schiff erspähn,
Das ging' zu den Schlaraffen.

Zum Feuerlande kam ich nu,
Da froren ich und meine (Frau);
Denk' ich noch dran, so läuft's mir, hu,
Durch Kreuz und Mark und Beine.

Mein Weibchen starb nach kurzer Frist,
Es konnt' die Kält' nicht tragen;
Doch wenn man mal auf Reisen ist,
Hat das nicht viel zu sagen.

Von da ging es nach Quito hin,
Ist's angenehm zu leben;
Doch störte oft den ruhigen Sinn
Ein starkes Erdenbeben.

Da ließ ich Quito Quito sein
Und ging mit Wind gleich weiter,
Schnurstracks nach Afrika hinein,
Doch da gab's Bärenhäuter.

Die wollten mich lebendig fahn.
Weil ich war weiß von Farbe,
Sahn sie mich für den Teufel an,
Da dacht' ich: Gott erbarme!

Da macht' ich schnell mich aus dem Staub
Und segelte zurücke,
Sah endlich Deutschlands Bäum' und Laub
Und freu mich Eurer Blicke.

Tutti:
Da hat er gar nicht übel angethan,
Auf'n andermal erzähl' Er weiter, Herr Urian.

Ferner liegt mir vor eine Anzahl gereimter Glückwünsche für den Geburtstag des Vaters oder der Mutter aus den Jahren 1821—30, die früheren von kindlicher Unbeholfenheit und Schalkhaftigkeit, dann zunehmend in der Form sicherer, im Ausdruck reifer und ernster, in der Schrift männlicher, alle von herzlicher Liebe eingegeben, aber keines, auch die späteren nicht, hervorragende dichterische Begabung verratend; immerhin Beweise dichterischen Dranges.

Eingang 1823 kam eine freudig bewegte Zeit über das Freiligrath'sche Haus. Ein älterer Bruder der verstorbenen Luise, Johann Hermann Tops, welcher vor Jahren von dannen gegangen und geraume Zeit verschollen gewesen, schrieb am 6. Februar 1823 von Edinburg an Wilhelm Freiligrath, den Vater des einzig überlebenden Kindes von Luise Tops: „Daß dieser Knabe

mich äußerst interessirt, brauche ich Sie hoffentlich nicht zu versichern. Demzufolge wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie die Güte haben wollten, mir baldigst, wo thunlich, umständliche Nachrichten über ihn mitzutheilen; was er macht, verspricht, lernt; wie weit er es in jeder unter Händen habenden Wissenschaft, Rechnen, Klavier, Französisch 2c. bereits gebracht hat; wozu er wohl Lust äußert, was er werden will, und was Sie aus ihm zu machen gedenken oder wenigstens vorhaben zu machen. Die Liebe, die ich Ferdinands seliger Mutter in ihrem Leben nicht erzeigen konnte, habe ich auf ihr Kind übertragen; und da Mutterstelle nicht vertreten werden kann, so will ich doch wenigstens versuchen mit Rath und, wenn's mir möglich ist, mit That, mit Ihnen Vaterstelle an ihm zu beweisen, und sehr würde es mich freuen, wenn ich jemals im Stande wäre, dieses mit mehr als leeren Worten bezeugen zu können."

„Es war einmal eine Zeit, doch dies ist lange her, wo ich gesund und stark war, und vieles stehen und ertragen konnte, welches jetzt nicht mehr der Fall ist. Daher werden Sie, lieber Herr Schwager, es hoffentlich nicht als Affektation von meiner Seite ansehen, wenn ich Sie bitte, mir von Ferdinands seliger Mutter nicht das Mindeste zu erwähnen, bis ich Sie darum ersuche. Von dem Knaben selbst, an dem mein Herze hängt, sagen Sie mir aber desto mehr; beschreiben Sie mir ihn so recht con amore, Körper und Geist, wie er so leibt und lebt, Größe, Augen, Haare, Farbe, kurz alles, was Sie nur glauben, das mich interessiren könnte. Ich wünschte, Ferdinand schriebe unter Ihren lieben Brief einige wenige Zeilen in deutschen und lateinischen Buchstaben, damit ich seine Handschrift sehe."

Man kann sich vorstellen, welche unendliche Freude dieser Brief dem Vater machte, dessen liebste Hoffnungen auf dem begabten Sohne ruhten, und der doch nicht die Mittel besaß, ihm eine höhere Ausbildung erteilen zu lassen. Wilhelm Freiligraths Antwort ist erhalten und bietet uns den willkommensten Aufschluß über des Knaben Wesen und Wünsche. Er schreibt:

Detmold, am 23. Februar 1823.

Mein lieber Herr Bruder!

Ihre gütige Zuschrift vom 6. dieses habe ich vorgestern erhalten, und habe ich mich, sowie ebenfalls die Meinigen, über den Inhalt derselben, sowie über Ihr geneigtes Wohlwollen, und über die Anhänglichkeit, die Sie in demselben für meinen Ferdinand aussprechen, von ganzem Herzen gefreut; haben Sie herzlichen Dank für Ihren inhaltschweren Brief. — Nun zur Beantwortung desselben. —

Sie sind von unsern lieben Geschwistern nicht unrecht berichtet, daß

unser lieber Ferdinand am nächsten 17. Juni, Abends 9 Uhr, 13 Jahre alt wird. — Sie wünschen zu wissen, was der liebe Knabe mache; ich will sehen, Ihnen von seinem ganzen Sein, so viel es mir möglich ist, eine kurze Uebersicht zu geben. Einliegend erhalten Sie einige seiner Haare, aus deren Farbe Sie gütigst auf die seiner Augen schließen wollen, zugleich kann ich Ihnen sagen, daß er ein großes, Blitze sprühendes, oft recht ernstes, vorzüglich bei seinen Arbeiten, aber auch, und oft bei Kleinigkeiten, bei vorkommenden Witzen recht schalkhaft spürendes Auge hat. Sein ganzes Gesicht spricht von großer Treue, wie sich überhaupt sein ganzes Verhalten gegen andere ausspricht. Er erfreut sich eines gesunden und geraden Körpers und hat letzteren schon zu einer Größe von 2 7/16 Ellen cöllnisch gebracht. Das wäre dann das Vorzüglichste seiner äußern Gestaltung, die mir, seinem Vater, schon große Freude gewährt. Aber noch größere Wonne wird mir, und tiefern Dank gegen Gott empfinde ich, wenn ich auf die, ihm vom Schöpfer verliehenen großen Geistesanlagen Rücksicht nehme. Er ist den ganzen Tag beschäftigt, treibt seine Arbeiten mit Lust und Liebe, und ist, in Hinsicht derselben, fast nicht zu ermüden. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen auf Ihre theilnehmenden Fragen ein vollständiges Verzeichnis seiner Arbeiten, sowie seiner Lehrer, die seinen Unterricht leiten, mitzutheilen. — Mathematik, Geometrie, Geographie und Kalligraphie — Hr. Legationsrath Preuß; Geschichte, Naturgeschichte, lateinisches Uebersetzen, deutscher Stil und deutsche Sprache — Hr. Rath Falkmann; Religion und lateinische Grammatik — Hr. Professor Siebert. Zu dem hat er Privatunterricht im Französischen beim Rath Falkmann.

In der Musik habe ich ihm noch keinen Unterricht geben lassen, weil ich, selbst Schulmann, den Grundsatz hege, daß nicht auf einmal zu viel angefangen werden darf. Sobald indessen die Osterferien beendigt sein werden, wird er den Anfang auf dem Klaviere machen, da er wohl musikalisches Gefühl hat.

Der Delikatesse würde ich ganz entgegen handeln, wenn ich, der Arbeiten wegen, meinen lieben Ferdinand gegen Sie loben würde. Aber sagen darf ich es Ihnen, daß ich am Ende eines jeden Quartals, wenn hier, an unserm Gymnasio, jeder Schüler über Verhalten und Fleiß eine Censur erhält, die den Eltern gezeigt und von denselben unterschrieben wieder zurückgeliefert werden muß, die hohe, so wohlthuende Freude genoß, daß mir der brave Junge jedesmal eine Censur zur Unterschrift brachte, auf der nichts Unangenehmes verzeichnet stand, und im Gegentheil von allen Lehrern sein Fleiß in der Schule und zu Hause immer als rühmlich angemerkt waren. Er ist jetzt noch in Tertia, würde aber schon vorigen Michaelis in Secunda

gekommen sein, wenn man auf sein zartes Alter nicht hätte Rücksicht nehmen müssen. Um Ihnen ein Uebriges über seinen Fleiß zu sagen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Worte eines seiner Lehrer, des Herrn Rath Falkmann anführe: — „Bestände meine Klasse aus lauter solchen Schülern, wie Ihr Sohn ist, so wollte ich auftreten, und fragen, ob in ganz Deutschland eine bessere Schule sey!“ —

Einliegend erhalten Sie zugleich seine eigenen Gedanken, die gerade so sind, wie er sie als Concept in meiner Gegenwart entworfen hat; ich kann Ihnen vor Gott die Versicherung geben, daß ihm kein Buchstabe geholfen ist.

Die zweite Frage Ihres freundlichen Briefes, was er, der gute Junge, zu werden gedächte? kann ich mit einer allgemeinen erwiedern, nämlich mit dieser: was wird noch aus dem Kindlein werden? Früherhin, lieber Herr Bruder, nachdem er einmal in Elberfeld, und nachher öfterer in Soest im Schwollmann'schen Hause dem kaufmännischen Verkehr zugesehen hatte, sagte er immer, er wolle Kaufmann werden. — Ich schwieg, obgleich mich der Entschluß und die Kraft des kleinen Schelmen freuete, in der Hoffnung: kömmt Zeit, kömmt auch Rath. Seit einem halben Jahre hat er den Wissenschaften aber so gehuldigt und so vielen Geschmack abgewonnen, daß er jetzt Theologie studiren will. Ich gehe von dem Grundsatze aus, meine Kinder zu keinem Geschäfte und zu keinem Amte zwingen zu wollen, nur abhalten von solchen, die ihrer Würde entgegen sind, das kann und soll ein Vater, und da Sie, nach Ihrem Briefe, Vaterstelle mit mir vertreten wollen, so glaube ich, daß der Bruder meiner verklärten frommen Louise hierüber mit mir einstimmen werde. Wenn Ferdinand Theologie studirt, so muß er freilich drei Jahre auf eine Universität, was mir, als Schulmann, schwer werden dürfte. Deshalb bin ich Ihnen um so unendlich dankbarer, wenn Sie, Ihrem Versprechen zufolge, sich des hoffnungsvollen, braven Jungen auch mit der That annehmen würden. — Ich kann Ihnen, lieber Bruder, hierüber weiter nichts sagen, als daß ich, bei Durchlesung Ihres Briefes, und bei der meinem Ferdinand ausgesprochenen Liebe, Dank- und Freudenthränen zu Gott geweint habe. Ich darf Ihnen, guter Bruder, nach der Aussage Ihres Briefes nichts weiter sagen, und das soll auch nicht; aber wir verehren Sie. Mein gutes Weib steht oft seit der Ankunft Ihres l. Briefes sinnend vor mir, und dann ausrufend: „Das ist ein braver Bruder!“ Ihnen gesagt, weil sie selbst einen solchen braven Bruder hat, der, ohne es zu scheinen, dem lieben Ferdinand schon große Freude bereitete.

Auch ich bin seit Ende 1817 und Anfang 1818 nicht mehr fest, und

Anfangs 1818, wie jeder glaubte, es ginge mit mir auf die Neige, da hielt die treue Mutter allein bei mir aus, — doch es ist über, und Gott wird der Guten dafür gewiß Freude die Fülle geben. Wir leben und wollen wirken. Es wird freilich im Mittage des Lebens oft schwül; aber ein kühler Abend erfrischt uns, und dann gehen wir zur sanften Ruhe und singen mit Klopstock:

Die früher sich verloren hatten,
Die finden sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh!

Behalten Sie lieb und recht unwandelbar lieb Ihren

Sie innigst liebenden Bruder
Joh. Wilh. Freiligrath.

N. S. Ferdinand lernt auch Zeichnen beim Herrn Hofmaler von Valentini. —

Das dem Briefe beiliegende Schriftstück ist verloren gegangen. Onkel Hermann, auch nach anderen Anzeichen ein sehr wunderlicher Mann, erbot sich, so lautet die Überlieferung der Familie, den Sohn der verstorbenen Schwester an Kindesstatt anzunehmen und zum Erben seines Geschäftes einzusetzen, unter der Bedingung, daß dieser für die kaufmännische Laufbahn erzogen werde. Er verlangte zunächst in einem noch vorliegenden Briefe vom 1. März 1823, daß Ferdinand alsbald der Anstalt der Brüdergemeinde in Neuwied zur Erziehung anvertraut werde, wobei er selbst die Kosten zu decken versprach. Wilhelm Freiligrath scheint dieses Anerbieten, um den einzigen Sohn in seiner Nähe zu behalten und selbst zu erziehen, abgelehnt zu haben, und der Oheim darüber ungehalten gewesen zu sein.

Die erbetene Vermittelung der Elberfelder Verwandten blieb erfolglos. Der tiefgekränkte Vater schreibt am 16. Januar 1825:

Ferdinand ist noch immer recht fleißig. Bei dem letzten Austheilen der Censuren hatte er von den Schülern der Secunda eine ganz makelfreie Censur, wodurch der Scholarch veranlaßt wurde ihm zu sagen: das ist brav, Ferdinand, nur immer so fort gefahren! — Gerne würde ich ihn studiren lassen; da sich aber Bruder Hermann so stillschweigend zurückzieht, so sehe ich noch nicht ein, auf welche Weise ich 800—850 preuß. Thaler für seine drei Studienjahre aufbringen will. Schon gegen Michaelis vorigen Jahres bewarb ich mich für Ferdinand um die Stipendien für unvermögende Studirende, mußte aber zu meiner Betrübnis hören, daß selbige schon bis 1830 vergeben seien. Zugleich wurde mir die Bemerkung gemacht, daß Ferdinand wohl kein Stipendium erlangen würde, weil ihn sein Onkel

wolle studiren lassen. Dieses Gerücht hat sich hier im Herbste 1823 durch Herrn L. aus Vierssen verbreitet, der damals hier zum Besuche war, und der ausgesagt haben soll: Ferdinands Onkel würde ihn sicher studiren lassen, er sei ein reicher Mann, der dem Bruder oft etwas schicke, aber nie unter 20 Guineen.

Man kann keinen Menschen zum Wohlthätigsein zwingen; wer es aber nicht sein will oder nicht sein kann, o, der brüste sich doch auch vorher nicht. Alles, auch das Unangenehme und das Unfreundliche, dient in Gottes Hand zu unserm Besten, und auch dieses wird zu Ferdinands Bestem dienen, sei es, auf welchem Wege es wolle, denn mit denen, die der Herr zu sich ziehen will, geht Er Seinen eigenen Weg. Nun wollen Sie, lieber Herr Bruder, es mir nicht übel denken, daß ich Sie von dieser Angelegenheit so lange unterhalten habe; hier kann ich mit Niemanden darüber sprechen, und da dachte ich, am besten könnte ich's, und auch am leichtesten würde es mir von Ihnen vergönnt werden. Hätten Bruder Hermann und Bruder Wilhelm mich und meinen Ferdinand nicht als Klötze, nein, hätten diese uns nur halb so gut behandelt, als Ihre werthe Behandlungsart mir zu Theil geworden ist, — denn Sie, ein reicher Mann, haben mir doch gezeigt, daß Sie sich Ihres Schwagers, eines armen Schulmeisters, nicht schämten, — so hätte ich sicher kein Wort darüber verloren; aber jetzt bin ich von Beiden, vorzüglich von Bruder Hermann, am Narrenseile herumgeführt worden. Das sey das Ende. —

So waren denn die schönen Hoffnungen, welche sich an des reichen Onkels Eingreifen in Ferdinands Schicksal knüpften, zu nichte geworden; der Erbonkel Hermann in England aber machte Bankrott und starb, wann ist unbekannt, zu Brüssel in Dürftigkeit.

Eines Hauses in Detmold muß hier zum Schlusse der Darstellung von Freiligraths Jugendjahren gedacht werden, welches auf die geistige Entwickelung des hochbegabten Knaben den reichsten und förderlichsten Einfluß übte; es war das bereits mehrfach erwähnte Haus des Archivrats Clostermeier. Derselbe war ein tüchtiger Gelehrter, welcher besonders auch um die Ermittelung der Örtlichkeit der Hermannsschlacht sich Verdienste erworben hat. Clostermeiers Haus, der väterlichen Wohnung hart anstoßend, war dem Knaben ein zweites Elternhaus, und namentlich in den beiden Jahren nach dem Tode seiner Mutter, welche der Wiederverheiratung des Vaters vorausgingen, brachte er fast alle freie Zeit dort zu. Der Archivrat liebte den fähigen und muntern Knaben wie sein eigenes Kind und beschäftigte sich gern mit ihm. So wurde ein für allemal am Mittwoch Nachmittag Latein getrieben und namentlich lateinische Sprichwörter

und kurze Dichterworte diktirt, welche der Knabe dann auswendig lernen mußte, jedenfalls eine gute Schule des Denkens und Lateinsprechens. Mehrere Hefte derart liegen mir vor, das früheste begonnen 1821, das dritte und letzte noch 1836. Clostermeier erkannte Ferdinands Liebhaberei für Bücher und konnte ihn sehr bald als seinen „Bibliothek-Pagen" benutzen. Doch auch ins Freie nahm der gelehrte Herr seinen kleinen Liebling mit, führte ihn auf die Höhe des Teutberges, deutete ihm Ort und Gang der Hermannsschlacht und ließ ihn hinausblicken in die weite norddeutsche Ebene. Noch fünfzig Jahre darnach, bei der Enthüllung des Hermannsdenkmales 1875, legt Ferdinand Freiligrath in dem warmherzigen waldesfrischen Gedichte „Lang, lang ist's her" als dankbartreuer Schüler dem geliebten Lehrer den Kranz von Eichenlaub auf die Gruft. Er befand sich bereits in Soest, als der verehrte Mann am 10. September 1829 starb; der neunzehnjährige Dichter weihte seinem Gedächtnis ein Gedicht [1]) im asklepiadeischen Maß, welches um seines Inhaltes willen, wie um Freiligraths selten geübte Gewandtheit auch in der Bewältigung antiker Maße zu zeigen, hier eine Stelle finden mag; eine gewisse Abhängigkeit von Höltys und Matthissons Empfindungs- und Ausdrucksweise ist in dem Gedichte nicht zu verkennen, und wohl deshalb hat es der Dichter nachmals in seine Werke nicht aufgenommen. Das Gedicht lautet:

Den Manen Christian Gottlieb Clostermeiers.

Clostermeier ist todt! So wie der Wetterstrahl,
Der aus heiterer Luft plötzlich herniederfährt,
Und mit bangem Entsetzen
Die Bewohner der Flur erfüllt,

Trifft mich Fernen das Wort. Zweifelnd vernehm' ich es;
Kann nicht glauben, daß ihm, den ich als Knabe einst
Froh umspielte, die Fackel
Schon sein Genius senkete;

Kann nicht glauben, daß ihn nimmer mein Aug' mehr schaut,
Nie sein silbernes Haar, nie mehr sein Lächeln sieht,
Nie vom Munde des Greises
Lob und tadelndes Wort vernimmt;

Daß im traulichen Kreis seiner Geliebten er
Nicht mehr weilet, geliebt, liebend mit Vaterhuld;
Daß des letzten, des langen
Schlummers Fessel ihn bindend hält.

[1]) Dasselbe steht im Lippischen Intelligenzblatt 1830, als entlehnt „aus den zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern vom 30. Nov. 1829."

Und doch ist es kein Traum! o, so beweinet ihn,
Thränen! fließet um ihn, netzet die Wange mir,
Und beträufelt die Urne,
Die des Edeln Gebein umfängt;

Die vom Mondstrahl umglänzt, von der Cypress' umrauscht,
Dort im Thal sich erhebt! Clio, die Hohe, stützt
Ernst ihr Haupt auf die Urne,
Birgt im Schleier ihr Angesicht.

Denn sie trauert um ihn, der sie so treu verehrt,
Der ihr Schüler und Freund, opfernder Priester war,
Der ihr Jugend und Alter,
Ihr, der Wahrheit, dem Recht geweiht.

Ihn betrauert voll Gram Teutoburgs Waldgebirg,
Dem er bleibenden Ruhm, ewige Kränze gab;
Dem der Sieg des Cheruskers,
Romas Fall er gerettet hat.

Sieh! vom Herbststurm entlaubt, trauert sein Eichenhain;
Klagend säuselt der Wind durch den entblätterten;
Trauernd stehen die Berge,
Steht der mächtige Hünenring;

Und wie Harfengetön klingt es, wie Bardensang
Durch das Rauschen des Sturmes, Barden, Druiden ziehn
Auf den Nebeln des Herbstes,
Und beweinen des Mannes Tod,

Der mit prüfendem Blick allen die Stätte wies,
Und des Felsengeklipps schäumenden Sprudelquell,
Wo die Harfe der Barden
Und ihr Schlachtlied den Helden scholl.

Aus den Hügeln hervor, und aus den moosigen
Gründen schwebet ihr Zug: Krieger und Barden sind's.
Unter Waffengeklirre
Ziehn sie, unter der Schwerter Klang,

Zu den Eichen des Thals; unter den rauschenden,
Die hochschwebend der Aar Wodans im Flug umkreist,
Hohe Nebelgestalten,
Tanzt der nächtige Trauerzug.

Ihn betrauert das Land, dem er die Manneskraft,
Treu des Herrschers Geschlecht, bieder und gut geweiht.
Sieh wie Lippias Rose
Ernst den Purpur der Blätter senkt!

Ihn betrauert, beweint würdiger Männer Schaar.
Deutschland trauert um ihn; weinend des Ruhmes Kranz
Für die Schläfe des Greises
Flicht die trauernde Wissenschaft.

Und die fester an ihn knüpfendes Schicksal schloß,
Gattin, Tochter, sie stehn über sein Grab gebeugt,
Träufeln Thränen der Liebe
Auf des Gatten, des Vaters Grab.

Auch ich weine Dir nach, der ich Dir ferne war,
Als zu lichteren Höh'n Deine Seele flog,
Der so gern Dich noch einmal,
Du Geliebter! so gern gesehn.

Als das Knabengewand mir um die Schulter flog,
Als noch helles Gelock sich mir um Schläf' und Stirn
Krümmte, als ich noch jauchzend
Durch den Hain, durch die Wiese sprang:

Da war ich stets Dir nah! eilte zur Seite Dir
Nach des Gartens Bezirk; pflückte Dir Blumen ab;
Hüpfte fröhlich zurücke,
Trug Dir fröhlich den duft'gen Strauß.

Und dann zeigtest Du mir, wie man der Tugend lebt;
Hobst den Schleier mir auf, welcher die Vorzeit deckt,
Und die Helden der Vorwelt:
Lehrtest Sprüche der Weisheit mich!

Ach! verstummt ist der Mund, welcher mich einst belehrt.
Kalt die Hand, die mich wies, wie man durch's Leben wallt.
Unter grünendem Hügel
Ruht der theure, der edle Mann.

O, vermöcht' ich es jetzt mit des Venusischen
Schwanes Flug Dir ein Lied über den tönenden
Steg der Leier zu rauschen,
Voll von Klage, voll Schmerzgefühl.

Doch zu schwach ist mein Mund, daß er Dich würdig singt!
Thränen sind es allein, die ich Dir weihen kann,
Thränen innigen Dankes,
Den im Tode mein Herz Dir bringt.

O, so ruhe denn sanft! Ewiger Frühlingsduft
Soll die Gruft Dir umwehn, füllen die Urne Dir!
Bis die Rechte des Richters
Dir den Kranz der Vergeltung reicht!

Aus dem Briefwechsel mit Clostermeier und seinen Hinterbliebenen, besonders mit dessen Tochter Christiane Luise, nachmals Grabbes Gattin, wird in der Folge noch manches Blatt mitgeteilt werden.

Am 29. Mai 1825 ward Ferdinand Freiligrath konfirmirt. Der Vater besaß die Mittel nicht, den Sohn drei Jahre lang auf der Hochschule zu erhalten; auf ein Stipendium war keine Aussicht vorhanden. Wilhelm Freiligrath bestimmte daher den Knaben für den kaufmännischen Beruf; ob er an eine dereinstige sichere Versorgung Ferdinands im Soester Geschäft dachte, oder ob die Hoffnung auf den reichen Erbonkel in Edinburg noch nicht völlig entschlafen war, ist nicht mehr zu entscheiden; jedenfalls war Ferdinand über diese Entscheidung keineswegs unglücklich; bei dem mutigen Drang ins Weite, der ihn beseelte, war ihm die Aussicht, vielleicht als Kaufmann dereinst Schottland, das Land der Walter Scott'schen Helden zu sehen, sehr willkommen. Zum Eintritt in die kaufmännische Lehre bot sich in dem Schwollmann'schen Geschäft zu Soest, welchem Onkel Moritz als Teilhaber und bald darnach als Eigentümer vorstand, die beste Gelegenheit. Ferdinand Freiligrath verließ Johannis 1825 das Detmolder Gymnasium, nachdem er dasselbe mehr als sieben Jahre lang besucht und bis zum Aufsteigen in die Prima durchlaufen hatte. In dem Abgangszeugnis wird er vom Direktor Professor Möbius und dem ehrwürdigen Schulpfleger Weerth bezeichnet als ein juvenis et morum probitate et summa diligentia conspicuus. War des Jünglings Gymnasialbildung auch nicht ganz vollständig, so war sie doch gediegen und derjenigen des allergrößten Teiles seiner dereinstigen Standesgenossen weit überlegen. Ferdinand Freiligrath würde ohne diese gediegene Grundlage einer klassischen Bildung, auf welche sich alsbald als jüngere Schicht eine ebenso tüchtige Ausbildung in den modernen Sprachen lagerte, nie und nimmer auch als Dichter geleistet haben, was er leistete. Die ernste fromme Zucht des väterlichen Hauses, die Ernte fleißig benutzter Gymnasialjahre sind ihm für seine spätere vielbewegte Lebensbahn die trefflichste Mitgabe gewesen.

Zweiter Abschnitt.

Jünglingsjahre.

Soest, Juli 1825 — Januar 1832.

So war denn Ferdinands Schicksal besiegelt; er sollte Kaufmann werden. Den 15. Geburtstag, 17. Juni 1825, verweilte er noch in Detmold, wie ein mir vorliegender lateinischer Geburtstagswunsch an Clostermeier beweist, ein Versuch in Distichen, welcher allerdings in Beobachtung der Länge und Kürze der Silben eine schülerhafte Unbekümmertheit zeigt. Eingang Juli reiste der Vater mit dem Knaben nach Soest, wo die Firma Gebrüder Schwollmann ein Großhandlungsgeschäft in Kolonialwaaren, mit Kleinverkauf verbunden, Tabak- und Essigfabrik, Webereien und eine Zwirnspinnerei besaß. In dieses mannigfache Getriebe kaufmännischer Thätigkeit trat nun Ferdinand Freiligrath als Lehrling ein. Dem heimkehrenden Vater gab er einen Brief mit an Archivrat Clostermeier, aus welchem das Wesentliche hier mitgeteilt werden mag.

Soest, den 16. Juli 1825.

Wir kamen heute vor 14 Tagen hier an, und wurden von unsern Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Ich glaube, daß ich mich in mein jetziges Geschäft leicht finden werde, da ich ganz und gar nicht den ganzen Tag im Laden zu stehen brauche, sondern auch Zeit genug habe, mich mit der französischen und englischen Sprache, mit der Mathematik, Geographie ꝛc. zu beschäftigen. Auch habe ich mir vorgenommen, das Lateinische nicht ganz zu vernachlässigen, sondern von Zeit zu Zeit noch einen lateinischen Autor zu lesen. Wenn ich dies ordentlich treibe (und das hängt lediglich von meinem Willen ab), so hoffe ich, als Kaufmann dereinst eben so viel Nutzen stiften zu können, als als Jurist. Vorigen Mittwoch bin ich von einer Reise nach Cölln zurückgekommen, welche ich in Gesellschaft meines Vaters, der beiden Tanten, und meines Onkels machte, welcher dort Geschäfte hatte. Diese Reise hat mir vorzüglich deßwegen sehr viele Freude verursacht, weil ich auf ihr zuerst den Rhein sah, der bei Cölln sehr breit ist. Während unseres Aufenthaltes in

der alten Colonia Agrippina kam dort gerade ein Rotterdamer Dampfschiff an, welches wir von innen und außen besahen und dessen Einrichtung das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Es fiel mir dabei der Denkspruch ein, den Sie, verehrtester Herr Rath, mir einst sagten: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.“

Im Hafen von Cölln lagen wohl an 150 Handelsschiffe, von denen die Namen einiger Bezug auf die Geschichte Cölns hatten, eines hieß Agrippina, ein anderes Julius Cäsar ꝛc. Auf unserer Rückreise besahen wir in Düsseldorf die Gemäldegallerie, und bei Iserlohn die, wohl eine halbe Stunde lange, Sundwicher Höhle, und das sogenannte Felsenmeer: eine Menge hoher Kalkfelsen, ungefähr von der halben Höhe unsers Eggesternsteines, in deren Nähe sich Eisenbergwerke befinden. In Elberfeld sagten meine Verwandten, daß mein Onkel nicht in London, sondern in Edinburg wohnte, und zeigten uns seinen letzten Brief, worin wörtlich stand, daß er mich adoptiren wolle.

Als Gegenstück mag ein Schreiben an Mutter und Tante, vom 16. August 1825, folgen:

Liebe Mutter! Deinen l. Brief vom 9. d. M. habe ich gestern empfangen und mich sehr darüber gefreut, weil ich daraus sah, daß du mich noch immer lieb hast. Daß du, wie mir der liebe Vater schreibt, einige Tage unwohl gewesen bist, thut mir recht leid; ich hoffe aber, daß es nichts zu bedeuten gehabt hat, und daß es jetzt schon längst wieder weg ist. Ich bin noch immer recht gesund, und hoffe, daß ich auch hier, wie bisher in Detmold, recht „kontant“ sein werde. Was du mir in Hinsicht meiner Kleidung räthst, will ich befolgen, und mich, wenn es das Wetter erfordert, recht warm halten. Es ist hier seit einigen Tagen recht regnerisches und kühles Wetter gewesen, und ich habe deshalb meinen Biberrock (der nun wieder recht stark ist, nun ihn Hr. Schröder, den ich nebst Frau und Kindern zu grüßen bitte, umgewandt hat) angezogen, da mir mein alter Frack zu kalt, und mein neuer Sommerrock zu leicht zu beflecken war. Das frische Gemüse, d. h. Erbsen und Bohnen, sind hier schon lange auf, und an ihre Stelle sind die Kohlraben, der Kappus ꝛc. getreten, worin ich auch ordentlich mit einhaue. — Daß die lieben Kinderchen noch recht wohl sind, freut mich sehr; über ihre kleinen Briefe habe ich mich recht gefreut. Ich konnte mir so recht vorstellen, wie sie auf Vaters Schooße saßen, und er ihnen die kleinen Hände führte, und sie, besonders Carlchen, vor Freude immer lachten. Deine Grüße an alle Lieben habe ich ausgerichtet, und sie lassen Dich alle wieder grüßen. Die Zeit erlaubt mir nicht, weiter zu schreiben, und ich muß daher abbrechen. Lebe wohl, liebe Mutter, und behalte lieb deinen dich stets herzlich liebenden Ferdinand.

Liebe Tante!

Obgleich ich bis jetzt noch nicht an Dich aus Soest geschrieben habe, so kannst Du doch versichert sein, daß ich immer mit Liebe an Dich gedacht habe. Allein, wenn ich Dir gar nicht schriebe, so könnte es doch den Anschein haben, als wäre es nicht so, und man muß auch den bösen Schein meiden. Es ist hier seit einigen Tagen recht unruhig gewesen, da alles wegen der Lippstädter Revue in Bewegung ist. Heute Morgen kam hier ein Infanterieregiment an, um Rasttag zu halten. Da hättest Du die Musik hören sollen, die von 24 Hautboisten, 28 Trommelschlägern und 6 Hornisten, schöner Janitscharenmusik u. s. w. gemacht wurde. Dieses Regiment bleibt hier bis morgen liegen, und seine Offiziere geben heute Abend in der neuen Ressource einen Ball, wo es gewiß recht brilliant hergehen wird. Im Westph. Anzeiger las ich vor einiger Zeit, daß unter den vielen großen Herren, die dem König von Preußen dann in Lippstadt ihre Aufwartung machen, auch der Fürst von der Lippe sein wird. Bitte ihn, daß er Dich mit nimmt, dann kannst Du bald bis Soest zu Deinem Geliebten hinkommen; er wird es gewiß thun, und seiner Vetterschaft von der Rose her so bald nicht vergessen. In der Hoffnung, daß Du dieß thun wirst, bleibe ich, da ich keine Zeit habe, viel mehr zu schreiben, Dein Dich stets liebender Ferdinand.

Vom 29. Juli 1825 liegt ein Brief W. Freiligraths vor. Er ermahnt den Sohn, das ihn bisweilen überfallende Heimweh zu bekämpfen und knüpft daran die bereits S. 4. mitgeteilte Stelle, worin er den festen Willen der Freiligrathe rühmt. Er fährt dann fort: Was du mir in Betreff deines Thuns und deines Lernens mittheilst, so kann ich nur über das letztere ein Urtheil fällen; über dein Treiben als Lehrling würde schon um deshalb meine Aussage null und nichtig scheinen, weil ich wohl weiß, wozu Kaffee und Zucker gebraucht werden, aber durchaus nicht darüber Rede und Antwort stehen kann, auf welchem Platze, nach welchem Preis-Courant, mit welchen Spesen, und was weiter dazu gehört, gekauft werden muß, um mit den Kaufleuten desselben Ortes in Concurrenz zu bleiben, und dennoch die gehörigen und sogar nöthigen Prozente zu gewinnen. Das sind Sachen, die ich ganz unbedingt deinen beiden lieben Oheimen überlasse. Nach dem, was du mir über des theuern Onkels M. Ansichten über deine wissenschaftliche Bildung mittheilst, kann ich nicht anders, als mich freuen; und werde ich also auch in dieser Hinsicht mich beruhigen können, da es ein großer Vortheil für dich ist, daß deine beiden Onkels selbst literarisch gebildet sind, und bis jetzt in den Stunden ihrer Erholung so gerne den Musen und Grazien huldigen. Ahme du diesen beiden, lieber Ferdinand,

nach, sei nach den Stunden der Arbeit nie zu müde, dich wenigstens einer der vorhergenannten Göttinnen auf eine Stunde als eifriger Ritter zu zeigen, und thust du das, so werden sie allein dich beglücken, wenn auch alles Andere wanken sollte.

N. S. Trachte auch vorzüglich nach einer schönen Handschrift, sie darf dir, als Kaufmann, durchaus nicht fehlen, und sie dürfte in Zukunft zu deinem Fortkommen und Bestehen vielleicht ein nicht Geringes in die Wagschale deines Glückes legen. Adieu, mein lieber Junge.

Hier gelegentlich eine Bemerkung. Den dringenden Rat, sich eine schöne Handschrift anzugewöhnen, hat Freiligrath ebensogut beherzigt, wie Goethe und Gneisenau, welchen derselbe Rat in jungen Jahren gegeben worden. Freiligraths Eltern schreiben beide schön, der Vater sogar mit tadelloser Regelmäßigkeit und Sorgsamkeit der Züge, während die Schrift bei der Mutter in der Regel sehr bald durch die Unrast eines überaus lebendigen Geistes flüchtig wird. Des Sohnes klare, aber bisher noch unfreie Knabenhand entwickelte sich in der Soester Zeit zu jener großen freien schönen kaufmännischen Handschrift, welcher der Dichter lebenslang getreu blieb, die lebenslang den Kaufmann verriet und die zu lesen eine wahre Freude ist. Erst spät, nach der letzten Heimkehr ins Vaterland, unter dem Druck eines lastenden Briefwechsels, welcher doch zugleich nicht mehr kaufmännische Regelmäßigkeit forderte, wird die Hand minder korrekt und klar.

Mit fünfzehn Jahren also zog Ferdinand Freiligrath nach Soest; er verweilte daselbst bis Eingang 1832. Soest hat sein altertümliches Gepräge, seine ländliche Stille wohl ungleich mehr bewahrt als Detmold; krumme Straßen, Giebelhäuser, prachtvolle alte Kirchen, baumgeschmückte Stadtwälle, alles in zahlreiche Gärten eingebettet. Von den altertümlichen Gebäuden der westfälischen Hansestadt war das Haus, in welchem seines Oheims Geschäft betrieben wurde, wohl eines der merkwürdigsten, ein vielstöckiges Giebelhaus in Holzbau auf dem kleinen Platz an der Ecke der Marktstraße, der Rose; jetzt ist das alte Haus in unschöner Weise modernisirt; es trägt die Nr. 1167. In der Eckstube des Erdgeschosses befand sich der Laden, in welchem Ferdinand in die Geheimnisse von Handel und Wandel eingeweiht ward; ebenso war er während der beiden ersten Jahre des Soester Aufenthaltes der Hausgenosse der Familie Schwollmann.

Schwer genug mag es dem hochbegabten Knaben anfangs geworden sein, sich den zahlreichen kleinen und kleinlichen Pflichten seiner kaufmännischen Lehrzeit zu widmen; mit sehnsüchtigen Augen blickte er den Altersgenossen nach, die mit ihren Heften unter dem Arm am Hause vorbei zur Schule gingen. Aber die Jugend, ein glückliches Temperament, ein fröhlicher

Humor, vor allem die einsamen Studien, sobald die Geschäfte beendet waren, halfen ihm darüber hinweg. Allerdings hat Freiligrath sein ganzes Leben lang eine gewisse Bitterkeit darüber nicht verwinden können, daß er mit seinen Anlagen diese Jahre, in denen das rechte Lernen erst anfängt, mit Beschäftigungen verbringen mußte, die für seinen spätern Lebensgang wertlos waren. Er hat sich nie recht darüber trösten können, obwohl er eine wahrhaft erstaunliche Fülle von Kenntnissen besaß und die Vorzüge klassischer und moderner Bildung in seltener Weise vereinigte. Onkel Moritz Schwollmann — er ist am 29. Januar 1880 hochbetagt zu Soest gestorben — gewann den frischen gutwilligen fleißigen Knaben, den er bereits seit Jahren kannte und gern hatte, sehr lieb und behandelte ihn wie einen Sohn. Selbst wider seine Neigung in die kaufmännische Laufbahn eingetreten, war er ein wohl unterrichteter, gebildeter, höher strebender Mann, der seines Neffen Talente wohl zu würdigen wußte, wenn er auch die poetischen Versuche des Lehrlings nicht gern sah und nach Freiligraths eigenen Worten, noch 1836, dessen „Poetisiren mit der schärfsten Lauge begoß." Auch Christian Schwollmann, der andere der beiden Häupter des Geschäfts, Moritz Schwollmanns Vetter und Schwager, machte seinem Unmut über des jungen Mannes Dichten nicht selten in scharfen Worten Luft, so daß Ferdinand seine Reimerei heimlich betreiben, die Soester Wochenblätter, welche die Erstlinge seiner gedruckten Dichtungen brachten, verstecken mußte. Er hat dem Groll über dieses Mißverstehen seiner Dichterkraft in dem Gedicht „Am Birkenbaum" Ausdruck gegeben; noch 1840 in der Unkeler Zeit sprach er zu Freund C. Stumpf, welcher damals Lehrer in Remagen war: „Hast du dich wohl jemals schon so geärgert, daß es dir war, als ob sich dir alles im Leibe umdrehte und du Bauchgrimmen bekämst? So war es mir, wenn mich mein Onkel Christian beim Versemachen ertappte und mich darüber, als über eine brotlose Kunst, ausschalt."

Außer einer bescheidenen Zahl von Briefen sind die noch erhaltenen Arbeitshefte F. Freiligraths wichtige Urkunden über den Soester Zeitraum. Die Sammlung lateinischer Sprichwörter und Denksprüche setzte er treulich fort, ein Beweis, daß er seine Klassiker weiterhin las; wichtiger sind die Studien in den neueren Sprachen, welche mit um so größerem Eifer betrieben wurden, weil die Hoffnung auf eine zukünftige Stellvertretung des Oheims in Schottland noch nicht ganz aufgegeben war. Freiligrath erzählte manchmal im häuslichen Kreise, wie er als Lehrling in Soest an frostigen Wintermorgen über knisternden Schnee, mit Paradise lost und dem Vicar of Wakefield unter dem Arm, durch die Straßen der altertümlichen Stadt gewandert sei und gewöhnlich den Lehrer um sechs Uhr erst habe aus den

Federn holen müssen. Diese Sprachkenntnis war denn auch der einzige Gewinn, der ihm aus der Edinburger Fata Morgana verblieb.

Es liegen vor mir zwei Hefte derart, englische Exercitia, begonnen am 19. Juli 1825 alsbald nach dem Eintritt in Soest, sowie italienische, begonnen im Oktober 1826; die letzteren zeigen bereits eine völlig veränderte Handschrift. Unterstützt durch ein glänzendes Sprachtalent, durch die gute Gymnasialvorbereitung und nicht zum Wenigsten durch ein bis in sein Alter ungeschwächtes riesiges Gedächtnis, machte sich Ferdinand bald zum Meister dieser Sprachen, vornehmlich der französischen und englischen. Alsbald legte er sich auch ein Heft an: Sammlung von Gedichten aus verschiedenen Sprachen, angefangen im Winter 1826—27. Es enthält eine Anzahl französischer, englischer, italienischer Gedichte, teilweise mit deutscher metrischer Uebersetzung, aber wohl nicht von Freiligrath selbst, ebensowenig die Uebertragung etlicher deutscher Poesien ins Englische. Doch köstlichere Früchte sollte diese ernste Beschäftigung mit den neueren Sprachen nicht bloß dem Kaufmann, sondern auch dem Dichter tragen, das beweisen uns die gleich mit der ersten Sammlung der Gedichte veröffentlichten meisterhaften Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen, sowie die bereits früher erschienene Uebertragung des Victor Hugo. Die frühesten dieser Arbeiten rühren, wie es scheint, aus dem Jahre 1829 her, zu schließen nach einem handschriftlichen Hefte „Gedichte aus fremden Sprachen, im Versmaße des Originals übertragen, mit Ausnahme der horazischen Oden, die ich in gereimten Versen übersetzt habe.“ Die letzteren haben eigentlich nur den Wert, daß wir sehen, wie Freiligrath auch noch Jahre lang nach dem Verlassen des Gymnasiums die Beschäftigung mit den alten Sprachen — auch eine Uebersetzung nach Anakreon ist dabei — keineswegs verabsäumte; wichtiger sind die Uebersetzungen aus dem Englischen, vornehmlich nach Walter Scott. Dieselben sind so meisterlich in der Behandlung der Sprache und dichterischen Form, daß der Dichter, welcher mit seinen Jugendarbeiten so streng ins Gericht ging, acht derselben, alle im Jahre 1829 entstanden, mit geringen Aenderungen nachmals der ersten Sammlung seiner Uebersetzungen einverleiben konnte. Sie zeigen uns zugleich, wie Freiligrath, welcher in seinen eigenen Hervorbringungen, wie das wohl jedem jungen Dichter begegnet, zunächst auf den Pfaden eines verehrten Vorbildes ging und dabei die subjektive Empfindung vorwalten ließ, durch diese Uebersetzungen auf den Weg jenes objektiven Schaffens geführt ward, welches gleich den Erstlingsdichtungen Ferd. Freiligraths ein so eigenartiges Gepräge giebt. Er selbst sandte im Februar 1841 von Unkel aus der Braut die beiden letzterwähnten Hefte — er hätte ihnen noch eine

1830 entstandene poetische Uebertragung des ersten Gesanges von W. Scotts Lextem Minstrel beifügen können — mit folgenden Worten zu: „Die beiden geschriebenen Hefte, die ich dieser Tage beim Ordnen meiner Bücher fand, mögen Dich in die ersten Epochen meiner erwachenden Liebe zur Poesie und meiner fortgeschrittenen selbständigen Beschäftigung mit ihr versetzen. Es ist an beiden wenig gelegen, doch wird es Dich freuen, in die Seele des Sechszehn- und Neunzehnjährigen zu blicken, soweit es solche Sammlungen und Nachbildungen zulassen. Auch die närrische Knabenhand des ältesten Heftes wird Dich ergötzen. Von den Uebersetzungen sind die aus dem Lateinischen sehr schlecht; wie sehr ich an denen aus dem Englischen später noch gefeilt habe, möge Dir ein Blick in meine Gedichte darthun. Du siehst daraus, was man zu thun hat, eh' man's nur einigermaßen gut macht, und daß ich meine gegenwärtige Leichtigkeit und Sicherheit in der Form nicht gleich anfangs besessen habe, sondern erst durch Fleiß und Studium vor und nach dazu gekommen bin."

Freiligrath war noch nicht lange in Soest, als ihn infolge eines verschleppten Keuchhustens ein Brustleiden befiel, das in Schwindsucht auszuarten drohte und um so bedenklicher erschien, als die Mutter einer Brustkrankheit erlegen war. Der junge Mann verbrachte fast den ganzen Sommer 1826 in dem großen Garten vor dem Thore, welcher dem Oheim gehörte; an einem Stock schlich er langsam zwischen den Blumenbeeten einher, über die er sonst mit ein paar Sätzen hinweggesprungen, und der alte Arzt der Familie sprach im schönsten Platt zu ihm: Nu Ferdinand, du speist ja wie ein Oller! Damals war es, als der würdige Dr. Gauwerky jenen bitteren Trank verschrieb, der Ferdinand zu seinem Gedicht Moosthee anregte, jenem Gedicht, mit welchem der sechszehnjährige Poet in so glänzender und eigenartiger Weise seine Dichterlaufbahn begann. Es erscheint uns schier unbegreiflich, wie ein Knabe solche Fülle des Gedankens und des Gedankenausdrucks, solche Macht der Empfindung entwickeln konnte; es ist dieser vulkanische Ausbruch dichterischen Feuers aus einer kranken Brust mit dadurch zu erklären, daß der junge Dichter in seiner gezwungenen Ruhe und Einsamkeit Muße zur Einkehr und Vertiefung in sich selbst fand.

Während Ferdinand langsam der Genesung zuschritt, bereitete sich in Detmold eine Entscheidung vor, welche auch für ihn von großer Wichtigkeit war. Vater Freiligrath fühlte sich zurückgesetzt, blieb auf sein ursprüngliches schmales Gehalt angewiesen, während andere vorrückten; wir ersehen aus seinen Briefen, daß er, um mit der Familie durchzukommen, außer seinen zahlreichen Unterrichtsstunden auch noch eine beträchtliche Zahl von Privatstunden geben mußte. Unter diesen Umständen zündete ein Wort des Schwagers Schwoll-

mann, als dieser zum Besuch in Detmold war und auf die Gehaltsverhältnisse die Rede kam: „Da bekommt ja mein Buchhalter mehr!“ vielleicht mehr als dieser beabsichtigt hatte. Genug, Wilhelm Freiligrath, der undankbaren Schulmeisterei müde, ergriff den Vorschlag des Schwagers mit großem Eifer und beschloß die Uebersiedelung nach Soest. Dieselbe erfolgte Ostern 1827. Er übernahm daselbst die Leitung der verschiedenen Fabriken des Schwagers und die Führung der Hauptbücher; sein Einkommen war dabei besser, als er trotz aller Privatstunden es je in Detmold erzielen konnte; im Falle des Todes wußte er Frau und Kinder im Kreise der Verwandten sicher versorgt.

So gewagt diese gänzliche Umwälzung in der Thätigkeit des Vaters auch sein mochte, so ging für den Jüngling doch der Vorteil daraus hervor, daß er wieder ein innigeres Familienleben führen durfte. Er wohnte von da an mit seinen Eltern, denen am Steingraben 9. ein besonderes Haus nebst Garten eingeräumt ward, zusammen und brachte den jüngern Halbgeschwistern die zärtlichste Bruderliebe entgegen. Auch seine jugendliche Fröhlichkeit und sein guter Humor gewannen mit der erstarkenden Gesundheit und unter der liebevollen Pflege der zweiten Mutter wieder die Oberhand. Dem Vater selbst war nur noch eine kurze Lebensfrist beschieden; der rüstige Mann, welcher kaum zwei Jahre seine neue Thätigkeit in Soest ausgeübt hatte, wobei er große Thatkraft und lebhaften Eifer entwickelte, begann zu kränkeln. Oft fand ihn der Sohn schwermütig auf seinem Zimmer; lange bevor jemand eine Ahnung hatte, daß der Zustand bedenklich war, sagte er öfter zu seinem Sohne: Ferdinand, du wirst sehen, ich sterbe bald. Dieser suchte es ihm dann auszureden und wies auf des Vaters rüstiges Alter hin. Als Wilhelm Freiligrath wieder einmal diese trübe Ahnung ausgesprochen hatte, fragte ihn Ferdinand, warum er sich das so fest einbilde. Das will ich dir sagen, Ferdinand, antwortete er, es wird mir durch eine Vorgeschichte verkündigt. Wenn alles still im Hause ist und ich allein auf meinem Zimmer bin, so beginnt es in dem großen Kachelofen der Stube zu rasseln und zu wirtschaften, als wenn alle Kochtöpfe und Pfannen in Gebrauch genommen würden. Ferdinand, der so etwas von seinem frommgläubigen klarblickenden Vater nicht erwartet hätte, lachte darüber und suchte es ihm als ein Spiel seiner trüben Stimmung auszulegen. Ganz bestimmt und ruhig erwiderte der Vater: Nein, es ist so, wie ich dir sage, und du wirst dich vielleicht selbst einmal davon überzeugen — und zusammenschreckend fuhr er fort: Hörst du's nun? Und wirklich begann ein Getöse, Geschiebe und Gestoße in dem Ofen, als wenn blechernes und eisernes Geschirr darin gehandhabt würde. Wie dem nun auch sei; des Vaters Ahnung ward Wahrheit; Wilhelm Freiligrath starb am 23. November

1829 zu Soest, nahezu 45 Jahre alt, also noch in rüstigster Manneskraft. Wer gedenkt hier nicht der ergreifenden Worte am Schlusse der bald darnach gedichteten Bilderbibel: Mir ist,

Als trät' ich wie vor Zeiten
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn,
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuern Eltern beide,
Der still zufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Der neunzehnjährige Jüngling ward durch den Tod des Vaters tief niedergebeugt; wohl umgab ihn die sorgende Liebe treuer Verwandten, aber er war jetzt vater- und mutterlos! Unter diesen Eindrücken entstand noch im selben Jahre 1829, im Entwurfe wenigstens, in der Barmer Zeit vollendet, jenes Gedicht, welches zu dem Schönsten gehört, das Freiligrath je gedichtet, das unvergleichliche „O lieb, so lang du lieben kannst." Ein Lied, das schon den Text zu Predigten auf der Kanzel, am Grabe und vor dem Traualtar geliefert, das Aufnahme in dem St. Galler und Appenzeller Gesangbuch gefunden, das schon Hunderttausende von Seelen aufs tiefste gerührt, zu Liebe und Reue zurückgeführt hat. Freiligrath hat mit diesem Gedicht mehr Gutes gestiftet, die Gewissen mehr aufgeweckt, als zu sagen ist. „Vor Kurzem noch", so schreibt die Witwe des Dichters, „erzählte mir ein junger Geistlicher, daß nach einem begangenen Fehler als kleiner Knabe seine Mutter ihn vor das Gedicht geführt habe, welches sauber abgeschrieben nnd eingerahmt an der Wand hing. Sie habe ihm geboten, es ihr vorzulesen und die Worte stets zu beherzigen, und nie habe er den Eindruck vergessen können, den dieser Vorfall auf ihn gemacht habe." Und doch nahm der Dichter das wundervolle Lied nicht in seine erste Sammlung auf, weil er damals eine unüberwindliche Scheu empfand, seine tiefsten und innigsten Gefühle der Welt preiszugeben, leider, denn diese Scheu gab der Meinung kurzsichtiger Leser und Kritiker Nahrung, daß der junge Poet wohl viel Phantasie,

aber eigentlich kein Herz habe. Freiligrath gab das Lied erst in „Zwischen den Garben" an das Licht.

Brachte dem jungen Manne das Jahr 1829 mit dem Tode des Vaters einen tiefen Schmerz, so das Jahr 1830 einen neuen mit dem Tode seines jüngsten Brüderchens Otto, welches am 23. Juli 1830, vierzehn Monate alt, starb. Wir können oft bemerken, daß zum völligen Empfinden eines schweren Verlustes ebensowohl ein reiferes Alter gehört, wie zum völligen Empfinden einer hohen Freude. Der Tod des kleinen Brüderchens, das er mit größter Zärtlichkeit liebte und das oft stundenlang zu seinen Füßen im Zimmer gespielt hatte, bewegte das Gemüt des Jünglings aufs tiefste. Zwölf Jahre darnach schreibt er an den durch den Tod seines jüngsten Knaben niedergebeugten Freund Karl Buchner: „Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ihr Ludwig sein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührendguten, liebestrahlenden Augen. Mir ist es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, so ist mir unwillkürlich wieder, als säh' ich Otto im Sarge vor mir." In jener Zeit entstand auch ein Gedicht auf des kleinen Bruders Tod, welches zwar immer noch die Abhängigkeit von einem Vorbilde, sagen wir Hölty, bekundet, aber in seiner Weise doch schön ist, wenn gleich der strenge Dichter es aus der Sammlung ausschloß. Er schickte es schon am 24. Juli an Ludwig Merckel. Das übrigens in der Lipp. Landeszeitung vom 3. Febr. 1880, sowie später in Nr. 7 der Gegenwart 1880 bereits mitgeteilte Gedicht lautet:

Gefühle

bei der Leiche meines lieben Brüderchens Otto, der am 23. Juli 1830, gerade 8 Monate nach dem Tode seines Vaters, an der Bräune verschied.

O, so hast Du sie nun ausgelitten,
Kleiner Dulder, Deine letzte Nacht?
Hast den Todeskampf nun ausgestritten?
Trägst den Kranz, den Engel Dir gebracht?
Ja, Gott, ja! da liegst Du in der Wiege,
Bleich und starr, und bist so kalt, bist todt,
Und um Deine blassen, lieben Züge
Spielt mit Purpurschein das Morgenroth!

Lieber Otto, lieber, lieber Knabe!
Ach, Du hörst mich, hörst den Bruder nicht!
Morgen ruhst Du schon im dunkeln Grabe!
Nimmer hörst Du, was Dein Bruder spricht!

Wie ich Dich mit Küssen auch bedecken,
Wie ich Deinen Namen rufen mag! —
Nimmer, nimmer kann ich Dich erwecken!
Nimmer, nimmer, nimmer wirst Du wach!

Ach, da liegst Du mit so bleichen Wangen,
Ihre Röthe, ihre Farbe wich;
Deine rabenschwarzen Wimpern hangen
Tief herab, sie heben nimmer sich!
Deine Händchen, ach! so kalt, sie liegen
Auf der Brust — jetzt ist sie frei von Schmerz!
Deine blonden, glatten Härchen schmiegen
An die Stirne sich, — o brich, mein Herz!

Wie ein Engel schlummerst Du; ein Lächeln
Spielt um Deinen blassen theuern Mund!
Schmerzvoll floh Dein Leben unter Röcheln —
Doch kein Zug macht jene Schmerzen kund!
Otto, Bruder! Knabe, den voll Wonne,
Den voll Lust des Bruders Auge sah,
Nimmer lacht Dir mehr die schöne Sonne,
Nimmer stammelst Du Dein kindisch: „Da!"

Nimmer streckst Du mehr die kleinen Hände
Nach des Bruders offnen Armen aus!
Schwankst nicht mehr um dieses Stuhls Gelände,
Zausest mir nicht mehr die Haare kraus!
Nimmer sehen mich mit treuem Blicke
Deine großen braunen Augen an!
Deine warme, kleine Hand, ich drücke
Nie sie mehr! — Die schöne Zeit verrann!

Sie verrann! — Des theuern Vaters Rufen
Hörtest Du, und folgtest bald ihm nach!
Spielest jetzt an Gottes Thronesstufen;
Trinkst aus lautrer, ew'ger Freude Bach! —
Doch wir jammern, Engel! — Gottes Wille,
Herbe, herbe trifft er unser Herz,
Und an Deiner lieben, bleichen Hülle
Klaget Mutter-, Bruder-, Schwesterschmerz!

O leb' wohl! ins Händchen diese Blume
Drück' ich Dir von Vaters Grab gepflückt,
Schwinge sie in Gottes Heiligthume,
Wenn Dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß' den Vater, Otto! beim Empfange,
Bring' ihm Ferdinands, des Bruders, Gruß!
Küsse jubelnd ihm auf Mund und Wange
Tiefen heißen, heißen letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Diese Locke laß mich Dir noch rauben,
Diese Locke, ach! von Thränen feucht!
Lebe wohl! und sterb' ich einst, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen! mich Deine Bruderhand!

Hart trifft uns das Schicksal, lieber Ludwig! Schreibst Du nach Detmold, so schreibe Deinen Eltern den unsäglich schweren Verlust; ich kann's nicht. Nur Dir konnte ich diese Zeilen mittheilen! Dein F.

Es wird uns übrigens aus diesem Jugendgedichte erklärlich, wenn Grabbe, welcher des jungen Dichters Leistungen mit landsmannschaftlicher Teilnahme verfolgte, denselben als einen Nachkömmling der Matthisson'schen Schule betrachtete.

Leider ist den Gedichten, auch in der neuen sechsbändigen Ausgabe der Gesammelten Dichtungen von 1877, das Jahr der Entstehung nur ausnahmsweise beigesetzt, ohne Zweifel, weil die Zeit der Entstehung derselben nur in seltenen Fällen nachweisbar ist. Es ist merkwürdig, die zwei Strömungen zu verfolgen, welche während seiner Soester Zeit nebeneinander in der Seele des jungen Dichters fluteten. Hier die ruhige, leise dahin fließende Strömung des Dichtens nach liebgewonnenen Vorbildern; dieser Richtung danken jene Dichtungen ihre Entstehung, deren mehrere im Anhang zum 1. Band der Gesammelten Dichtungen veröffentlicht, wie diejenigen, die hier zum ersten Male aus der Handschrift oder verschollenen Lokalblättern mitgeteilt sind, Gedichte, welche den Einfluß der Jugendlektüre, der im väterlichen Hause herrschenden religiösen Empfindung und gemütlichen Ergießung, der tiefen Betrübnis über den frühen Tod des Vaters und des Bruders offenbaren; dann springt wieder der eigenartige Dichter, der echte Freiligrath, mit seiner genialen Bilderpracht, seiner glühenden Phantasie, wie ein Füllen zwischen die akademische Regelrechtigkeit und die anerzogene Weichmütigkeit hinein. Das früheste vom ihm selbst der Veröffentlichung in der Sammlung würdig erkannte Gedicht ist ohne Zweifel „Moosthee" von 1826. Der brustkranke Jüngling muß Thee von isländischem Moose trinken, wie Hunderttausende vor und nach ihm, die nichts dabei dachten und denken, als daß das Getränk recht bitter schmeckt. Der junge Poet denkt dabei an den Geiser und den Hekla, die ihm diesen Trank gesandt, an die übereiste Insel, aus welcher die Feuersglut der Vulkane zum Himmel aufsprüht, an das schäumende Eismeer und den Nordlichtschein der Polarnacht, und schließt mit den großartig prophetischen Worten:

Ha! Wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie rasch und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis.

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Das ist der echte Freiligrath, der geniale Lyriker, der Entdecker ganz neuer Stoffe, der in Gedanken und Wort durchaus originelle Dichter. Mit derartigen Dingen wagte er damals freilich nicht in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, sie in die Spalten kleiner westfälischer Blätter einzurücken; noch 1832 will dem doch selbst genialen Grabbe das Gedicht „Barbarossas Erwachen" um seiner Wunderlichkeit willen nicht zusagen, und er nennt den jungen Mann, welcher bereits den Nebo gedichtet, noch immer „unsern Matthisson," wie er 1831 an Luise Clostermeier schrieb: Freiligrath ist wirklich ein guter Junge; er ist aus der Matthisson'schen Schule — überflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger." Die Jugend freilich thut es nicht, ebensowenig der Genius, sondern die Zügelung des Genius durch das Maß und die Arbeit. Und darin ist F. Freiligrath wahrhaft mustergültig; die Vergleichung des Druckes mit der Handschrift z. B. der Lieder nach Walter Scott zeigt uns, mit welcher strengen Selbstzucht er sichtete und nachbesserte.

Im Uebrigen würden wir uns sehr irren, wollten wir uns Freiligrath während dieser Soester Jahre als einen „bleichen hohlwangigen Werther" denken; dafür war er tiefinnen viel zu gesund und geistesfrisch; durch die Prosa des täglichen Geschäftslebens ließ er sich ebensowenig unterkriegen, wie durch die Trübsal. Onkel Moritz hielt ein Reitpferd, und Ferdinand durfte es häufig benutzen; dann machte er auf seiner schönen Stute Horsa manchen wilden Ritt, wenn diese auch anfangs scheute, ihn wohl auch abwarf. Das düstere Gedicht „Der Reiter" mag in der Erinnerung an diese Ausritte entstanden sein, und ebenso fand Freiligrath, sagte er später einem Freunde, auf

seinen Ausritten zu den Kleinhändlern des benachbarten Westfalenlandes und durch die Senner Haide die Anregung zu manchem seiner Wüstengedichte. Auch die Jagd machte er bisweilen mit, obgleich er kein leidenschaftlicher Jäger war; gegen Immermann rühmt er sich einmal einen Fuchs geschossen zu haben. Meistenteils mochte er es aber wohl machen, wie er es selbst im ersten Theile des Gedichtes „Am Birkenbaum" so unvergleichlich schildert: statt der Jagd zu folgen, streckt sich der „lateinische Jägersmann" am Wachholderstrauch auf den grauen moosigen Stein, um ungestört Byrons Mazeppa zu übersetzen:

Er liest — er sinnt — nun schreibt er sich's auf:
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein sauberer Anfang im Taschenbuch steht.

Er reibt sich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich spähn;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele saugen,
Daß sie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurstigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag wie heut — Schwerenoth, ich wüßte
Keinen Rath meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Und wie er hier neben der eigenen Gemütsstimmung die ernste Poesie des westfälischen Landes meisterhaft schildert, so ist eine durchaus westfälische Gestalt der Kuhhirt, welcher sich dem einsamen Jäger und Dichter gesellt, ein Mann mit stechendem blauen Auge, ein „Spökenkieker", d. h. ein Mensch, der die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts hat; als Modell mag ein Tagelöhner des Onkels gedient haben, welcher es den Leuten, deren Tod bevorstand, ansah.

Also Reiter, Jäger, und wohl auch zu Zeiten tapferer Zecher! Als Tänzer dagegen mangelte Freiligrath des Ruhmes; sein Lehrer in der edeln Kunst, der Tanzmeister Amor, war mit dem jungen Mann gar nicht zufrieden und rief ihm öfter ärgerlich zu: „Stolzirt er einmal wieder herum wie ein Pfau?" und setzte ihm die Füße mit dem Fiedelbogen in die richtige Stellung. Man wird darnach den köstlichen Humor des Amsterdamer Briefes vom 21. März 1835 an die Geschwister verstehen. Freiligrath hat später nie getanzt.

Von den Gedichten der Soester Zeit sind, soweit die mangelhafte Datirung einen Schluß gestattet, von Freiligrath selbst in die Sammlung nur wenige aufgenommen, das geniale „Moosthee," das anmutige „Heiligenschrein, Vogel und Wandersmann," die grandiosen „Wetterleuchten in der Pfingstnacht," „Nebo" und „Barbarossas Erwachen" die tiefernste „Bilderbibel," und eine Anzahl Uebersetzungen nach Walter Scott ꝛc.; anderes ist neuerdings im Anhang zum ersten Bande der Gesammelten Dichtungen abgedruckt worden. Manches ist verloren, wieder anderes, mehr gelegentlicher Art, hat immerhin zur Kennzeichnung des jungen Dichters seinen Wert. Manche festliche Gelegenheit in Soest, wie z. B. das Schützenfest, forderte ihn zu poetischer Produktion heraus. So z. B. ein Gedicht Flaschenkrieg vom Jahre 1831, mit seiner Hindeutung auf Polens und Belgiens Erhebung, auf die Julirevolution, ein äußerst merkwürdiges Vorspiel der späteren politischen Dichtung, auch in der Form für einen 21jährigen Poeten ein Meisterstück. Einige Strophen desselben mögen hier mitgeteilt sein:

„Sturmgeläut und Pulverdampf,
Krieg auf allen Seiten!
Renner schnauben in den Kampf,
Blut'ge Heere streiten!
Schlachtgesang,
Schwerterklang
Tönen bang die Welt entlang."

„Manches Staatenroß wird scheu
Und zertritt die Deichsel,

Freiheit! ist der Welt Geschrei,
Zürnend grollt's die Weichsel.
Ihr Gebraus,
Dumpf und graus,
Donnert laut zum Freiheitsstrauß."

„Um den Baum der Freiheit tanzt
Brabant auf dem Kopfe;
Frankreichs Lilie wird verpflanzt
Aus dem alten Topfe.
Gluterhellt
Sah's die Welt —
Ob der neue Topf auch hält?"

„Bebend zuckt der Ost, der West!
Trübe, schwere Zeiten!
Nichts ist heilig, nichts ist fest!
Selbst an des geweihten
Papstes Thron
Spielte schon
Rom ein wenig Rebellion!"

So spricht mancher weise Mann
Klagend jetzt zur Stunde. —
Was gehn uns die Türken an?
Laut singt in die Runde:
Glanzerhellt,
Ist das Zelt!
Sagt, was kümmert uns die Welt?
u. s. w.

Von besonderer Bedeutsamkeit für die Kenntnis von Freiligraths Jugenddichtung [1]) ist das Soester Wochenblatt, in welchem der junge Poet, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, einen Theil seiner Erstlinge veröffentlichte. Es liegen mir die Jahrgänge 1828—1837 dieses äußerst bescheidenen, vornehmlich Anzeigen, dann naturwissenschaftliche und geschichtliche Lesefrüchte, nur ab und zu auch Gedichte bringenden Blattes vor, und zwar der wichtigste derselben, der Jahrgang 1830, durch die Gefälligkeit des Herrn Karl Stumpf zu Köln, welcher selbst Soester von Geburt, sieben Jahre jünger als der Dichter, mit demselben zwar damals noch keinen freundschaftlichen Umgang haben konnte, sich aber noch gut erinnert, wie ihm „Schwollmanns Ferdinand" manches Pfund Kaffee oder Zucker abgewogen; Freunde wurden sie erst 1840, als Freiligrath in Unkel, Stumpf in dem nahen Remagen wohnte. Die

[1]) Der Verfasser hat bereits Dez. 1879 in der „Gegenwart" einen Aufsatz über Freiligraths Erstlinge veröffentlicht, welcher die Hauptsache des Nachfolgenden mitteilt.

Einsicht der übrigen Jahrgänge verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Bürgermeisters Soester in Soest.

Diese Gedichte des Soester Wochenblattes machen einigermaßen den Eindruck, als ob der junge Mann nicht recht wage, sein Innerstes der Welt, in welcher er täglich verkehrte, zu zeigen; es findei sich darunter kein Gedicht, welches das eigentümliche Gepräge voll an sich trüge; der Dichter feiert mit Vorliebe, bald ernst bald scherzend, verschiedene Oertlichkeiten von Soest; es sind das Poesien, welche im übrigen in ihrem kecken Wurf, der lebendigen Phantasie, der frischen Behandlung eines sonst nicht gerade bedeutenden Stoffes von hervorragender dichterischer Begabung Zeugnis geben. Dazu kommen einige Uebersetzungen aus dem Englischen, einige Lieder, auch ein paar Balladen, die letzteren teilweise unbedeutend oder unselbständig, die Form ist allezeit keck und gewandt, wenn auch der Daktylus etwas gewaltthätig behandelt.

Eine kurze Mitteilung über den Inhalt der verschiedenen Jahrgänge ist hier wohl am Platze. Das Jahr 1828 zunächst enthält kein Gedicht, welches von Freiligrath herrühren könnte. Nr. 11 des Jahrganges 1829, vom 14. März, bringt, wie mir scheint, das erste Gedicht des jungen Poeten, „Todes Wiegenlied," eine Dichtung etwa den ersten Liedern im Anhang des ersten Bandes der Gesammelten Dichtungen vergleichbar. Der Tod spricht:

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Ich hab' eine Weise mir ausgedacht;
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh,
Das Auge fällt von selber zu.

Ich hab' ein gar liebliches Glockenspiel,
Das wohl auch dem Könige selbst gefiel;
Es klingelt, klingelt leise kaum,
Und was da weh thut, ist ein Traum.

So kommt denn, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Besen band;
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelstab und Diadem.

Was steht da die blühende Braut so fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Rosen achte nicht, mein Kind,
Die Lilien viel schöner sind.

Was hat er die Krücke so lieb, der Greis?
Was will er auf Erden? Sein Haar ist weiß.
Komm her, vergiß es, daß du bist;
Es ist nur glücklich, wer vergißt.

Wohl steht er dir stattlich, der Doktorhut,
Doch irdische Weisheit macht schweres Blut!
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verschaukelt dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, dir nimmer graun:
Hier ist noch ein Plätzchen, du darfst vertraun;
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Bürger, gestreng und fromm,
Verschmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und schilt,
Mich kümmert's wenig, was sie gilt.

Was, schöne Prinzessin, ist Hermelin?
Ich habe Cypressen und Rosmarin;
Die stehn bei weißer Tracht wohl fein. —
Nun stille, Kindlein, schlaft mir ein!

Das Gedicht ist eigenartig genug, um für mich Freiligraths Autorschaft völlig zweifellos zu machen.

Sehr inhaltreich ist der Jahrgang 1830 des Soester Wochenblattes. In Nr. 6 vom 6. Februar wird der Große Teich in Soest besungen, etwas ang, aber die Schilderung des in seiner Tiefe ruhenden Nixenschlosses ist vortrefflich.

Von Gold sind seine Zinnen,
Die Mauern von Krystall;
Von Schmelz das Dach, und drinnen
Glänzt funkelnd mancher Saal.
Die stolzen Pforten strahlen
Von Lahn und Diamant,
Und bunte Muschelschalen
Bedecken rings die Wand.

Hier ist es, wo im kühlen
Gemach die Nixe ruht;
Auf weichen Seetangpfühlen,
Umspielt von blauer Fluth.
Hier thront, vom lauten Strande
Entfernt, das Wasserweib,
Und grüne Prachtgewande
Umschließen ihren Leib.

Des Haares dichte Flechten
Berühren weich den Pfühl;
In ihrer feuchten Rechten
Hält sie den Lilienstiel;
Und schmucke Wasserdirnen
Umstehn sie Paar bei Paar,
Umwallt die hohen Stirnen
Vom dunkelblauen Haar. — —

Und im krystallnen Hause,
In seiner Mitte, fest
Verwahrt, ist eine Klause;
Von Blättern, wie ein Nest
Umwölbt, von schwanken Zweigen
Und Knospen leis umspielt;
Die heben sich und neigen,
Gleich wie vom West gekühlt.

Und tritt man an die Schwelle,
Die ernst ein Storch bewacht,
Und blickt hinein zur Zelle,
Der grünen, — welche Pracht!
Da sieht man, von dem Spiele
Der Zweige halb verdeckt,
Ganz kleiner Kinder viele
Auf Muscheln ausgestreckt.

Und oftmals spricht die Nymphe
Des dunkeln Wogenblaus:
„Flieg' aus, du Herr der Sümpfe!
Getreuer Storch! flieg aus!
Nimm eins der kleinen Kräutchen,
Die warm mein Hauch beseelt,
Und bringe den jungen Leutchen,
Die neulich sich vermählt!"

Drum rath' ich jedem Paare,
Das jüngst sich erst verband:
Stracks, kommt ihr vom Altare,
Geht zu des Teiches Strand;
Und naht mit frommen Sinne
Der Nixe goldnem Thron,
Dann schenkt sie eurer Minne
Gewiß den schönsten Lohn!

Nr. 7 vom 13. Februar bringt eine „Ballade", welche den jähen Tod von 30 Knaben beim Eislauf kurz und frisch erzählt, Nr. 8 vom 20. Februar das Gedicht „das Wall-Rondel am Grandwegs-Thore zu Soest", wieder abgedruckt unter den Jugendgedichten im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen von 1877. In Nr. 10 vom 6. März feiert ein langes, „den schönen Bewohnerinnen Soests und dem Domküster zu Pisa" gewidmetes Gedicht in humoristischer Weise den Turm der Soester Thomaskirche, welcher aus Sehnsucht nach den auf dem nahen Walle lustwandelnden Jungfrauen schief geworden. Nr. 11 vom 13. März enthält das Gedicht „der Mauerthurm auf dem Ulrichswalle zu Soest", ein wahres Genrebild, welches um seiner frischen Kürze und kräftigen plastischen Darstellungsweise willen nicht vergessen zu werden verdient. Es lautet:

Sieh! Purpur schimmert im Osten!
Es dämmert! Der Morgen graut!
Schrill tönet im grün bemoosten
Gesteine des Käuzchens Laut.

Ich nahe dem Thurm; ich schaue
Hinein — mein Wunsch ist erfüllt!
Ich seh' in dem alten Baue
Aus alten Zeiten ein Bild.

Hoch oben auf Thurmes Zinne,
Da flattert der Stadt Panier,
Und schaut mit trotzigem Sinne
Nach Feindes Zelte-Revier.

Gelehnt auf die Hellebarte,
Steht dort ein rüstiger Mann,
Und blickt durch die Mauerscharte,
Und sieht die Belagrer an.

Ein Jüngling mit blauen stolzen
Glutaugen, harnischumhüllt,
Mit Bogen und Spieß und Bolzen,
Sitzt dort auf buckligem Schild.

Dort schlummern, in düstrer Ecke,
Von nächtlicher Wache matt,
Auf wärmenden Mantels Decke,
Zwei alte Hüter der Stadt.

Da wiehern der Feinde Rosse,
Da tönet der Hörner Schall;
Befiedert schwirren Geschosse
Herüber zum festen Wall.

Da greifen sie All' zum Bogen,
Betreten des Walles Saum: —
Hell strahlet die Sonn'! entflogen,
Verschwunden ist, ach! mein Traum.

Nr. 14 vom 3. April bringt das bereits unter den Jugendgedichten wieder abgedruckte „Nöttenthor", die bedeutendste der auf Soest bezüglichen Dichtungen; die folgenden Nummern eine Anzahl Uebersetzungen aus dem Englischen. In Nr. 28 vom 10. Juli finden wir ein zwar nicht gerade eigenartiges, aber sehr anmutiges „Sommerlied", welches als einzig erhaltenes Beispiel derartiger Dichtung Freiligraths hier mitgeteilt werden mag.

Ein schöner, braungelockter Knabe,
So naht der Sommer unsern Höhn;
Er naht mit goldnem Zauberstabe,
Umsäuselt von des Westes Wehn.

Die Stirn bekränzt mit bärt'gen Aehren,
Umschwirrt, umgirrt von Vögelein,
Im Binsenkörbchen saft'ge Beeren,
So zieht er froh durch Flur und Hain.

Er winkt, und warme Strahlen sendet
Die Sonne von des Aethers Blau;
Wohin er seine Schritte wendet,
Da grünt, da prangt, da lacht die Au.

Er winkt, und schwarze Wolken ziehen,
Gehorsam seinem Zauberstab;
Dumpf murmeln Donner, Blitze glühen,
Und milder Regen rauscht herab.

Er winkt, und Segen träuft aus Wettern;
Sie fliehn, verjüngt steht rings die Au,
Und auf den Halmen, auf den Blättern
Perlt silberhell des Regens Thau.

Am kräuterreichen Bergeshange,
Mit Glöckleinschall und Brüllen, irrt
Die Heerde weidend; mit Gesange
Folgt sorgsam ihr der treue Hirt.

Geschwätzig murmelnd eilt die Welle
Des Bächleins rauschend durch das Thal;
Den Kieselgrund flieht die Forelle
Und schnellt empor im Sonnenstrahl.

Rings steht das Korn in grünen Streifen,
So weit mein spähend Aug' nur sieht;
Es wogt und wallt, bald wird es reifen,
Und drüber singt die Lerch' ihr Lied.

Die Vögel zwitschern in den Büschen;
Sie singen all des Sommers Preis;
Sie baden sich im Thau, dem frischen,
Und wiegen sich auf schwankem Reis.

Dir Dank, du holder brauner Knabe!
Ach bald, schon bald wirst du entfliehn!
Wich doch der Frühling deinem Stabe,
Dich wird uns bald der Herbst entziehn.

Noch prangt durch dich in Sommerschöne
Die große, herrliche Natur;
Auf denn! mein Sommerlied, so töne,
Noch ist es Zeit, der Sommerflur!

Als Gegenstück zu dieser zierlichen Einfachheit bringt Nr. 33 vom 14. August eine Ballade „Marcus Curtius," stattliche Strophen in Schiller'scher oder besser Körner'scher Diction; dagegen ist das in Nr. 47 vom 20. November abgedruckte Gedicht „der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt" so geschickt im Volkstone gehalten, daß man darüber zweifelhaft sein könnte, ob es von Freiligrath verfaßt sei; da es indes gut gearbeitet ist, auch keinen Namen trägt, während die andern poetischen Mitarbeiter des Soester Wochenblattes den ihrigen angeben oder doch andeuten, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß das Gedicht von Freiligrath herrührt.

Karl Stumpf lieh den Band dem alternden Dichter, und dieser antwortete am 3. Juli 1871: „Vielen Dank für die freundliche Mittheilung des Soester Wochenblattes vom Jahre 1830! Der erneuerte Anblick dieser alten, zum Theil ganz von mir vergessenen Sachen hat mich, ich kann es dir wohl gestehen, ganz eigenthümlich ergriffen. Doch dürfte kaum Eines dieser Poemata der Erhaltung werth sein. Es sind eben Anfänge, Schüler-Arbeiten, Exercitien, schwankend, unselbständig, nachahmend. Wie sieht man es z. B. dem Curtius an, daß die Schiller'schen Balladen ihn gezeugt haben! Sprache und Form hab' ich freilich schon damals, zu meiner eigenen Verwunderung heute nach mehr als 40 Jahren, leidlich genug beherrscht. Aber sonst, — nein, lieber Freund, wir wollen diese Knabenwerke ruhig modern lassen!"

Auf Stumpfs erneuertes Andringen, wenigstens das eine oder andere

dieser Gedichte der Sammlung einzuverleiben, erwiderte Freiligrath am 30. September 1872: „Wegen der Poemata aus 1830 kann ich nur bei meiner frühern Meinung beharren. Es sind Vorübungen, Exercitien, die nicht werth sind, aus ihrem Dunkel herausgezogen zu werden. Lassen wir sie ruhig darin fortschlafen. Das Wochenblatt schicke ich dir bald mit Dank zurück, du mußt mir aber dein Wort geben, daß du jene Puerilia Niemanden verrathen oder vollends gar abschreiben lassen willst. Ich verlasse mich dieserhalb fest auf dich und deine alte Freundschaft." Nachdem bereits mehrere der von Freiligrath selbst als Puerilia verurteilten Erstlingsarbeiten in die Gesammelten Dichtungen aufgenommen worden, kann es nicht wohl als ein Mangel an Pietät betrachtet werden, wenn in einem Werke, welches eine Darstellung von des Dichters geistiger und künstlerischer Entwickelung geben will, noch einige andere, keineswegs so unbedeutende Dichtungen jener Zeit hervorgezogen werden. Hat Freiligrath, so lange er lebte, diese Jugendarbeiten nicht der Wiedererweckung wert gehalten, so haben sie doch für uns die hohe Bedeutung, auf seine bisher so gut wie gänzlich unbekannten poetischen Anfänge ein helles Licht zu werfen. Und warum sollte nicht auch ein Freiligrath jung, unreif, ein Werdender gewesen sein?

Die Ausbeute aus dem Jahre 1831 ist weit weniger reich. Gleich in Nr. 1 vom 1. Januar lernen wir den Dichter von einer ganz neuen Seite kennen; er dichtet für die Weihnachtsbescherung der Waisenkinder zwei einfach schöne geistliche Lieder, in welchen der Schmerz um die eigene Verwaisung nachzittert. An eine Reihe von Gedichten des vorhergehenden Jahrganges erinnert in Nr. 26 vom 25. Juni „Sonst und jetzt oder Adler und Schlüssel;" es preist die große Vergangenheit der alten Hansestadt. Das Gedicht erinnert in der Gesammthaltung noch an Schenkendorfs Lied von den deutschen Städten, der Strophenbau ist dessen Lied vom Rhein nachgebildet; auch ist es etwas lang. Dennoch verdient es, um seiner kernhaften Gediegenheit und vaterländischen Gesinnung willen, und weil Freiligrath desselben noch in einem Briefe an Immermann mit einem gewissen väterlichen Wohlgefallen gedenkt, an dieser Stelle einen Platz:

Dir tönt des Sängers Lob,
Du Zeit des alten Ruhms,
Als schlank und stolz sich hob
Der Baum des Bürgerthums!
O laß ihn durch der Jahre Grauen
Zurück in deine Hallen schauen,
Daß er von dir ein schwaches Bild
Dem Auge seiner Zeit enthüllt!

Sei herzlich mir gegrüßt,
Du Zeit des alten Ruhms!
Wie herrlich schießt und sprießt
Der Baum des Bürgerthums:
Gebräunt ist seine narb'ge Rinde,
Sein grünes Laub durchwehn die Winde,
Und tausend Städte lind und kühl
Beschattet seiner Blätter Spiel.

Und in den Städten sitzt
Der guten Bürger Zahl,
Daß sie den Baum beschützt
Vor fremder Beile Stahl,
Sie pflegen sein mit treuem Fleiße,
Begießen ihn mit ihrem Schweiße,
Und, sind die Wipfel in Gefahr,
Mit ihrem eignen Blute gar.

Da muß ja wohl gedeihn
Der Baum, so hoch, so stark.
Er ist allein ein Hain,
Und kräftig rinnt sein Mark:
Und fest zu einer eh'rnen Kette
Verbinden sich des Baumes Städte.
Das ist ein mächt'ger, großer Bund:
Die Hansa nennt ihn unser Mund.

O Soest, du alte Stadt,
Wie reich, wie groß warst du!
Dich deckte auch ein Blatt
Von jenem Baume zu.
Wie schafften deine Waffenschmiede,
Wie klang der Laute Ton zum Liede,
Wie sah man Mauern, hoch und kühn,
Und Krieger drauf, dich rings umziehn!

Du sandtest Wagen aus,
Beschwert mit reicher Fracht;
Du kämpftest manchen Strauß
Und manche blut'ge Schlacht.
Du bautest stattliche Gebäude,
Am Webstuhl glänzten Woll' und Seide.
Und staunend wurdest du genannt
Bis an des Meeres kies'gen Strand!

Dich ehrte fern und nah
Der Ritter wild Geschlecht,
Und deine weise Schrae [1])
Sprach weit und breit das Recht;

[1]) Die Schrae, das uralte Soester Gesetzbuch.

Und trat ein Mächt'ger dir entgegen,
So zogst du sieghaft deinen Degen
Und warst im Frieden selbst bedacht,
Dich abzuhärten für die Schlacht.

Das seid'ne Banner schwoll,
Gebläht vom lauen West;
Der Klang der Hörner scholl —
Es war das Bürgerfest!
Das erste Fest der Soester Schützen!
Wie funkelten der Pfeile Spitzen,
Wie dröhnten Pauk' und Hackebrett,
Wie flog die Feder ums Barett!

Wie flog mit luft'gem Wehn
Das weiße Stadtpanier!
Wie blitzte drin so schön
Des Purpurschlüssels Zier!
Wie folgte jubelnd seinem Banner
Der Zug der kecken Bogenspanner,
Die krummen Bogen in der Hand;
Ein Panzerrock war ihr Gewand.

Sie warfen kühn und wild
Den freien Blick umher,
Und hoben ihren Schild
Und klirrten mit der Wehr;
Und höher schlug ihr Herz und stärker,
Sahn sie am grün umrankten Erker
Des Zuges Schauerinnen stehn,
Die Frau'n und Jungfrau'n, licht und schön.

Geöffnet war das Thor,
Es ließ sie willig ziehn.
Aus Lust und Spiel hervor
Sah es ja Ernst erblühn.
Beim Wettkampf, wo die Hörner gellten,
Beim Ringeltanze in den Zelten,
Da ward der Muth, der Trotz erzeugt,
Der Fürstenhochmuth selbst gebeugt.

Da strömte hohe Kraft
Selbst in der Frauen Brust,
Da ward die Bürgerschaft
Sich ihres Werths bewußt. —
Der alte Ruhm, die alten Hallen,
Die Mauerthürme sind gefallen,
Und mit der großen, alten Zeit
Entfloh auch ihre Herrlichkeit.

Die feste Kette sprang,
Die rings, ein eh'rner Saum,
Den Städtebund umschlang,
Welk ward der Bürgerbaum.
Doch, zagt nicht! eine neue Kette
Vereinigt jetzt die alten Städte,
Und ihrer güldnen Glieder Glanz
Bestrahlt auch unsrer Mauern Kranz.

Und frischen Laubes Grün
Umfängt des Baumes Haupt;
Des Schlüssels Purpurglühn
Ward nimmer ihm geraubt.
Ein Adler hält ihn in den Krallen,
Da kann der Schlüssel ja nicht fallen!
Horcht, wie so hell sein Erz noch klingt!
Das Thor, das er berührt, zerspringt.

Der schwarze Adler sitzt
Auf unsers Königs Hand;
Sein Flammenauge blitzt
Und wacht für Stadt und Land.
Sein weiter Flügel weht uns Kühle,
Ihm gelten unsre Waffenspiele!
Ihm stählen wir die Männerbrust
Und waffnen uns zum Ernst durch Lust.

Ihm riefen wir zurück
Des alten Ruhmes Zeit!
O, seht mit frohem Blick,
Wie schön sie sich erneut!
Ihm wehn die Fahnen all' im Winde,
Ihm trägt aufs Neu' der Führer Binde
Die alten Farben: Weiß und Roth,
Die oft dem Feinde Tod gedroht.

Ihm ziehn die Hofen [1]) aus
Mit Waffen und mit Wehr;
Ihm sendet jedes Haus
Die rüst'gen Söhne her.
Ihm schmücken Rosen, voll und blühend,
Auch sie in Soester Farben glühend,
Den Schlund der Büchsen roth und weiß,
Und draußen winkt der Zelte Kreis.

[1]) Hofen, Einzahl die Hofe, Stadtbezirk nach der alten Einteilung von Soest.

Ha! Graut vielleicht der Tag,
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden blut'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen,
Daß noch in später Zukunft Tagen
Auch unsre Nachwelt im Gedicht
Von ihren Ahnen preisend spricht.

Der Jahrgang 1831 des Soester Wochenblattes schließt, wie er begonnen, in Nr. 53 vom 31. Dezember mit zwei Weihnachtsliedern für die Waisenkinder, von denen das erste so zweifellos Freiligraths Dichtereigentümlichkeit bekundet, daß es des dabei ausgesprochenen Dankes des Waisenvaters an den mit Namen bezeichneten Verfasser nicht bedürfte, um denselben zu erraten; der junge Mann war im Begriffe Soest zu verlassen und hatte keinen Grund mehr seinen Namen als Dichter zu verschweigen. Das allerliebste Gedicht ist bereits im Anhange des ersten Bandes der Ausgabe von 1877 wieder abgedruckt. Das Schlußlied ist kurz, reimlos, freigebaut, allem Anschein nach einer Weise untergelegt. Damit endet, soweit mir erfindlich, für eine Reihe von Jahren Freiligraths Mitarbeit am Soester Wochenblatt; er hatte mittlerweile eine andere würdigere Heimstätte für seine Erstlinge gefunden. Erst im Jahrgang 1836, zur Zeit von des Dichters zweitem Aufenthalt in Soest, wendet er dem Wochenblatt wieder etliche Gedichte zu; Nr. 40 vom 1. Oktober 1836 bringt den „Scheik am Sinai," Nr. 51 vom 17. Dezember die herrliche Verdeutschung von Rebouls „Der Engel und das Kind," ersteres mit dem vollen Namen, letzteres nur mit F. unterzeichnet. Der Jahrgang 1837 enthält nichts; die folgenden habe ich nicht eingesehen, da nach dem Erscheinen seiner Sammlung der Dichter dem Blatte sicherlich keine ferneren Beiträge sandte.

Die erwähnte zweite Heimstätte für Freiligraths Erstlinge ist das „Mindener Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen," herausgegeben von Dr. Nicolaus Meyer. Es liegen mir die Jahrgänge 1827—38 des Blattes vor, und mit ihnen eine Reihe wichtiger Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte des jungen, damals noch ganz namenlosen Dichters, dessen Poesien sich neben den wohlgemeinten geistesarmen Reimereien der übrigen Mitarbeiter, zwischen den dürftigen Novellen, geschichtlichen Aufsätzen und Lokalkorrespondenzen gar wunderlich ausnehmen. Da Freiligrath seinen Namen untersetzt, so ist auch ein Zweifel hier nicht möglich.

Zunächst die Jahrgänge 1827—29 des Mindener Sonntagsblattes

enthalten keine Beiträge von Freiligrath. Nr. 26 vom 27. Juni 1830 bringt von ihm das erste Gedicht „Das arabische Roß in der Fremde," sieben achtzeilige Strophen, noch etwas willkürlich im Gebrauche der Daktylen, aber als ältestes Zeugnis der fremdländischen Stoffe heranholenden Richtung des Dichters von Bedeutung. Hier die erste Strophe:

Fern auf dem gelblichen Sande der Wüste,
Unter des Arabers wanderndem Zelt,
War's wo den freundlichen Tag ich begrüßte,
Ihn und die schöne, die lachende Welt.
Voll von der Ahnen, der feurigen, Muthe,
Grüßte ich wiehernd des Hüttenbaus Rund,
Und meine Mutter, die bräunliche Stute,
Leckte mir kosend den röthlichen Mund
u. s. w.

In Nr. 37 vom 12. Sept. 1830 wird mitgeteilt, daß Herr Freiligtag (!) in Soest eine Uebersetzung von Coleridges Ancient mariner übersandt habe, welche aber trotz mancher Schönheiten wegen ihrer Länge nicht mitgeteilt werden könne; Nr. 43 vom 24. Oktober 1830 bringt eine Verdeutschung von Lord Ronalds Kind nach John Wilson, ein vortreffliches Stück Arbeit, Nr. 46 ein kurzes Gedicht „Des ewigen Juden Lied," nach Wordsworth, Nr. 48 eine Uebersetzung von zwei Strophen aus Byrons Hebrew Melodies.

Dann große Pause. Erst Nr. 48 vom 27. November 1831 enthält abermals ein bisher nicht wieder veröffentlichtes Gedicht „Das Nordlicht," ein vortreffliches Gegenstück zum Moosthee. Es sei hier deshalb ganz mitgeteilt.

Hell glänzt, beät mit Sternen,
Des Winterhimmels Blau,
Doch der nördlichen Veste Fernen
Umdüstert dämmernd Grau.

Und wölbende Bogen umfließen
Das Grau, so weiß wie Schnee,
Und leuchtende Strahlen schießen
Aus den Bogen in die Höh.

Rothglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch,
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg.

Und Säulen, feuerfarben,
Reihen zu Hallen sich schlank;
Und ährenstarrende Garben
Wogen den Duft entlang.

Von Licht gezimmerte Kähne
Durchfahren die Feuerfluth;
Und spitzige Drachenzähne
Umtröpfelt rauchendes Blut.

Als blitzten tausend Gewitter,
So flammt das Nachtgesicht;
Und durch das lohende Gitter
Lächelt der Sterne Licht.

Jetzt regt sich auf seinem Throne
Am Pol der Winter und schnaubt,
Und flicht die Strahlen als Krone
Um sein bereiftes Haupt.

Des nordischen Reiters Rappe
Wiehert hinauf im Lauf;
Das Rennthier und der Lappe
Schlagen die Augen auf.

Da draußen auf den Gassen,
Wie das murrt und summt und raunt!
Das Volk in dichten Massen
Sieht zagend empor und staunt.

Die garnumwundne Spule
Verläßt das Mütterlein,
Erhebt sich von dem Stuhle
Und starrt in den glühen Schein;

Mag gern im blutigen Meere
Eine blutige Zukunft sehn;
Sieht streitende Kriegesheere
Und trotziger Banner Wehn.

Der Sänger in stiller Freude
Verläßt das dunkle Haus,
Sieht den Himmel im Strahlenkleide,
Breitet sehnend die Arme aus:

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Ich träte durch die Säulen
Hinein zu der Halle Thor!

Beschiffen des Aethers Weiten
Wollt' ich auf leichtem Kahn!
Auf den Bogen wollt' ich reiten
Den Himmel hinab, hinan!

Die Schwerter wollt' ich schwingen,
Die Aehren wollt' ich mähn,
Die Drachen wollt' ich bezwingen,
In Flammen mich ergehn!

Der Leute Murmeln und Summen
Tönte herauf zu mir,
Der ich auf leuchtenden stummen
Frostschwangern Wolken führ'!

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Erklömme die schlanken Säulen,
Sprengte das feurige Thor!

In Nr. 49 vom 4. Dez. 1831 erscheint dann „Der Blumen Rache," in Nr. 50 „Die Schreinergesellen," daneben in Nr. 52 ein schwer- und weichmütiges „matthissonisch" gefärbtes Gedicht „Die Leiche." Es wird im folgenden Abschnitt mitgeteilt werden.

Auch in dem Jahrgang 1832 ist Freiligraths Name mehrfach vertreten. Nr. 2 und 3 vom 8. und 15. Januar bringen Verdeutschungen von Abschnitten aus Byrons Giaour, unterzeichnet nur mit Ferdinand, Nr. 5 einen kleinen Aufsatz, worin „Ferdinand F." eine Stelle des Homer, Il. VI. 146. mit einer Stelle desselben Inhalts bei Ossian vergleicht; Freiligrath hat, unterstützt durch eine außerordentliche Belesenheit und ein unglaubliches Gedächtnis, mehrfach derartige Aehnlichkeiten aufgefunden. Nr. 6 vom 5. Febr. enthält ein bisher nicht wieder gedrucktes, gar anmutiges Gedicht, welches wegen seiner vollendeten Form und weil es den Dichter von einer neuen Seite zeigt, hier eine Stelle verdient:

Schneeball und Frostblumen.

Wenn der Frost, der kluge Gärtner,
Kommt, die Scheiben zu bekränzen,
Und am Fenster, kraus und seltsam,
Die gefrornen Blumen glänzen,

Strömt dann nicht ein wonnig Wehen
Und ein lindes laues Locken
Und ein warmer Frühlingsodem
Aus den kalten Blumenglocken?

Werden die phantast'schen Formen
Nicht zu Rosen, Hyazinthen?
Uebergießt die weißen Kelche
Nicht der Zauber bunter Tinten?

Scheucht ein mildes, duft'ges Hauchen
Nicht des Winters bitt're Kälte?
Wird des Zimmers weiße Decke
Nicht zum blauen Himmelszelte?

Wird die kleine, traute Stube
Nicht ein weiter Frühlingsgarten,
Reich an Blumen, reich an Mädchen,
Die der Blumen sorgsam warten?

Tönt es nicht, als rauschten Blätter,
Tönt es nicht, als surrten Immen?
Tönt es nicht, wie das Geschmetter
Von zehntausend Vogelstimmen?

Also wie dem frommen Dichter
Mitten in des Winters Schweigen
Aus den starren Frostgebilden
Blumen, schön und bunt, ersteigen;

Wie die Vöglein ihn umsingen,
Wie die Falter ihn umgaukeln,
Wie die kleinen Elfenkinder
Sich in seinen Locken schaukeln,

Also mag im lust'gen Lenze
Auch der Winter ihn umfrieren,
Und der grüne Glanz der Fluren
Sich in Flockensturm verlieren.

Träumend lieg' ich auf dem Rücken
Unterm grünen Schneeballstrauche,
Und die weißen Blumenbälle
Schwanken in der Lüfte Hauche.

Frostgeborne Fensterblumen
Senden leises Frühlingsahnen,
Und ein duft'ger Blüthenschneeball
Mag an Sturm und Winter mahnen.

Wahrlich! schon erblick' ich Flocken!
Traun! es starren schon die Bäche!
Glitzernd in dem Strahl des Mondes
Ruht die weite, weiße Fläche.

Und beschneit sind alle Dächer;
Alles ist so licht, so helle!
Auf dem Eise tönt der Schlittschuh,
Sausend fliegen Flockenbälle.

Pelzverhüllte, rüst'ge Männer
Wandeln rasch, mit weiten Schritten,
Und ich spanne meinen Renner
Vor den leichten, flücht'gen Schlitten.

Seinen Hals, den schön gekrümmten,
Hebt er, daß der Mähne Ringeln
Flattern; daß die rein gestimmten
Glöcklein hell wie Silber klingeln.

Willig läßt er mir die Zügel,
Und gehorsam meinem Rufe
Auf dem glatten Schollenspiegel
Tanzt das Doppelpaar der Hufe.

Schneidend wehn des Winters Winde
Um uns her im Vorwärtseilen;
Aus des Rosses weiten Nüstern
Steigen blaue Dampfessäulen.

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf dem schönsten Nacken.

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen.

Wonne, Wonne! meine Hände,
Die des Renners Wildheit zähmen,
Ruhn auf ihren weißen Schultern,
Die den weißen Schnee beschämen.

Wonne, Wonne, oft berühr' ich,
Wie durch Zufall ihre Wangen,
Zwischen meinen Zügeln sitzt sie,
Wie in einem Netz, gefangen;

Wendet jetzt das Haupt zurücke
Mit der Freude lichten Blicken,
Nickt und lächelt, daß die Federn
Ihres Hutes schwankend nicken;

Horcht errötend meinen Bitten —
Niemand lauscht zu dieser Stunde! —
Und das süße Recht der Schlitten
Üb' ich aus auf ihrem Munde.

Und der Schlitten wird zum Tempel,
Wird zum stillen Heiligtume —
Wär's doch Wahrheit, weißer Schneeball,
Winterliche Sommerblume!

In Nr. 10 vom 4. März 1832 erscheint „der Mohrenfürst", in Nr. 11 „die Bilderbibel" — hier ist zum ersten Mal als Wohnort des Dichters, statt wie bisher Soest, Amsterdam angegeben; Nr. 24 vom 10. Juni bringt das pompöse „Wetterleuchten in der Pfingstnacht", Nr. 37 vom 9. Sept. „Vier Roßschweife", nach der Überschrift gedichtet am 15. Juli 1832, „als den Verfasser eine Reise in Militärangelegenheiten in die westphälische Heimath zurückrief."

Der Jahrgang 1833 beginnt gleich in Nr. 1 vom 6. Januar mit „Donald Thus Kriegsgesang"; in Nr. 10 vom 10. März erscheint der herrliche „Nebo", in Nr. 11 „die Auswanderer", als Probe aus der Gunloda für 1833.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, diesen teilweise unvergänglichen Gedichten im Mindener Sonntagsblatt zum ersten Male zu begegnen; zwischen herzlich altväterischen Aufsätzen über Beleuchtung, Obstkultur, Cholera-mittel, Maitrankrecepten ꝛc., zu sehen, wie der junge Riese so bescheidentlich in die Zwergengesellschaft hereintritt, und daß der Herausgeber in keiner Weise zur Erkenntnis von der Bedeutung und Eigentümlichkeit des jungen Poeten gekommen zu sein scheint, dem er seine Spalten öffnete; nicht minder freilich überrascht es uns, zu sehen, wie der beispiellos gewissenhafte junge Dichter so vorzügliche Poesien, wie das Nordlicht, nachmals nicht der Aufnahme in seine Gesammelten Dichtungen würdigte. Noch sonderbarer aber erscheint es uns, wenn wir Freiligrath hier, wohl zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben, als Novellisten begegnen. In Nr. 46 nämlich vom 13. November 1831 beginnt „der Eggesterstein. Erzählung von Ferdinand F." mit der Bemerkung: Zur Preisbewerbung eingesandt. Die Novelle geht durch fünf Nummern, eine ins Breite gemalte Behandlung der Volkssage, wie der Teufel den Meister des berühmten uralten Bildwerkes an der Stein-

gruppe, eine Kreuzabnahme darstellend, um deren Vollendung zu verhindern, mannigfach versuchte, aber schließlich an Walthers und seiner schönen Braut Kunigunde Frömmigkeit zu Schanden ward. Es ist eine Arbeit, welche in ihrer phantastisch-romantischen Färbung, der blumenreichen Darstellung ganz entschieden den jungen Dilettanten verrät; dennoch ward für die Erzählung, wie uns Nr. 1 des folgenden Jahrganges 1832 berichtet, der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipps, dem Verfasser Herrn Ferdinand Freiligrath zu Soest zuerkannt. Der Dichter gedenkt dieser novellistischen Jugendarbeit, soweit mir erfindlich, nur in einem Briefe an L. Merckel, und zwar mit verwerfendem Achselzucken; er hat, wie es scheint, nachmals über jene Novelle nie gesprochen, derselben jedenfalls keine zweite folgen lassen.

Um F. Freiligraths Verhältnis zum Mindener Sonntagsblatt ein für allemal abzuschließen, so seien hier noch die folgenden Jahrgänge desselben betrachtet. Alte Liebe rostet nicht, und so blieb der Dichter, auch nachdem er bereits durch Chamisso und Schwab in einen weiteren Kreis eingeführt worden, jenem altväterischen Blatte getreu, teilte ihm ab und zu Übersetzungen mit, weil diese der Musenalmanach nicht aufnahm, von eigenen Gedichten nur eines, ohne Zweifel deshalb, weil dasselbe um seines grausigen Inhalts willen Chamissos Billigung nicht fand.

Der Jahrgang 1834 enthält keinen Beitrag von F. Freiligrath. Im Sommer und Herbst 1835 erschienen dann wieder einige Übertragungen englischer und französischer Gedichte, schließlich in Nr. 45—47, Oktober 1835, ein längeres Gedicht, überschrieben „Tiger und Wärter". Es gehört allem Anschein nach zu jenen, von dem feinsinnigen Chamisso ob ihrer Blutmalerei getadelten und zurückgewiesenen Dichtungen; es hat dann in dem Mindener Sonntagsblatt eine Zufluchtstätte, in den Gedichten keine Aufnahme gefunden; trotz seiner Mängel scheint es immerhin würdig, als Markstein einer durch Beharrlichkeit und zunehmende Klarheit überwundenen Richtung in des Dichters Laufbahn hier eine Stelle zu erhalten.

Ali, du liebst mich noch; bei Tigern nur wohnt Liebe!
Laß' ich dich los, so springst du schmeichelnd auf mich zu;
Und wenn ich meinen Kopf in deinen Rachen schiebe,
So brüllst vor Freude du.

Denn du gedenkst der Zeit, da freundlich aus dem Schilfe
Des Dschumnastromes dich empor hob diese Hand;
Drei Tage warst du alt; du winseltest um Hilfe.
Mein zorn'ger Elephant

Warf deine Mutter hoch empor; er schrie und schnaubte;
Todt fiel zu Boden sie, blutig — o, welch' ein Thier!
Fünf Ellen war sie lang vom Schweife bis zum Haupte.
Ali, wie gleichst du ihr!

Ich band ihr zottig Fell ans Dach des Baldachines,
Den auf dem Rücken stolz ihr Überwinder trug.
Der Rajah, der uns sah vom Sitz des Palankines,
Der Landmann, der den Pflug

An uns vorübertrieb, vor Agra's Thor die Wache —
Wie zornig machte sie mein Glück; ihr Neid war groß.
„Das Fell der Tigerin weht an des Zeltes Dache,
Auf ihres Mörders Schooß

Lebendig liegt ihr Sohn!" — Von eines Käfigs Gittern
Umschlossen, wuchsest du heran, wie Bambusrohr.
Dein Ruhm und dein Gebrüll, bei dem die Cockney's zittern,
Drang zu des Rajahs Ohr.

Er kaufte dich von mir; er gab mir seinen falt'gen
Turban, sein Schwert, sein Kleid — er gab mir königlich,
Zu Schiff an seines Reiches Schutzherrn, an den gewalt'gen
Herrn Englands, sandt' er dich.

Den Königstiger gab der fürstliche Vasalle
Dem großen Könige, deß Thron vom Flusse Thames
Bespült wird. Ich betrat mit dir die Marmorhalle
Des Schlosses von St James.

In dieser prächt'gen Stadt, die auf den grünen Auen
Altenglands märchenhaft mit ihren Wundern blitzt,
Bunt, wie ein Schmetterling Ostindiens anzuschauen,
Der auf dem Grase sitzt, —

Der reiche Farbenschmelz der schöngezackten Schwingen
Wird von dem frischen Grün der Wiese scharf begrenzt, —
In dieser Zauberstadt, die nachts von Feuerringen
Und Feuerfurchen glänzt, —

Die Straßen Furchen, die Marktplätze Feuerkreise —
Saht ihr bei Nacht das Glühn des kieldurchzischten Meers? —
So funkelt London nachts von Gaslicht: Feuergleise
Die Straßen und die Squares;

In dieser Stadt verlieh der König diesen Garten,
Verlieh er dieses Haus und diese Bäume mir.
Hier muß der Indier des Königstigers warten,
Ali, mit dir und ihr

Bewohn' ich — ha, mit ihr — treulose Bajadere!
Ali, du liebst mich noch! wild grüßt mich dein Gebrüll.
Einst liebte sie mich auch! — sie hat mit mir die Meere
Durchkreuzt — jetzt! — Ali, still!

Ali, betritt mit mir den Hof! siehst du die Mauer,
Die unser enges Reich, die diesen Park umzäunt?
Siehst du gesenkten Haupts, voll Heimwehs und voll Trauer
Die Treibhauspalme stehn? fühlst du den Frühlingsschauer?
Er tropft von ihrem Laub herab; die Palme weint.

Mit der Geliebten saß ich oft an ihrem Stamme;
Wir lauschten auf ihr Wehn, die Heimat war uns nah.
Gleich wie ein Zauberer bespricht die wilde Flamme,
So zähmte dich ihr Blick, ihr Wort; gleich einem Lamme
Lagst du, Blutgieriger, zu ihren Füßen da.

Dein lechzend, rollend Aug' hing an des Mädchens Blicken.
Im indischen Gewand, das schwarze Haar durchblitzt
Von Perlen, ruhte sie auf deinem bunten Rücken.
Sie ritt auf dir, sie glich — so sagte mit Entzücken
Das Volk — dem Liebesgott, der auf dem Löwen sitzt.

Ali, dein Nacken ist nicht mehr ihr Ruhebette;
Sie sprengt nicht mehr auf dir durch diese Stauden hin.
Am Abend legt sie dich nicht mehr an deine Kette,
Seit Monden schwand der Tag, da mir gelächelt hätte
Ihr Aug'! — Ein andrer füllt das Herz der Indierin.

Du schnaubst nach Blut, und ich nach Rache.
Im dichten Buschwerk hier laß Wache
Uns halten! In die Gräser kau're
Dich nieder! lechzend, gähnend lau're,
Bis — wie dein borstig Haar dem Winde
Entgegenstarrt! wie peitscht die Rinde
Von diesem Baum dein prächt'ger Schweif!
Wie scharrst du mit den Klau'n! — der Greif
Hat schärfre nicht! — Ja, wälze dich,
Du Sohn des Dschumna! königlich
Bewirthet heut dein Wärter dich!
Kein Wildpret, das im Forste dir
Ein Jäger schoß, mein schlankes Thier,
Soll heute deine Lippen röthen;
Heut sollst du selbst ein Wild dir tödten! —
Schon dunkelt es! bald muß er kommen!
Ha! siehst du sein Gewand! — erklommen
Hat er die Mauer; dunkel weht
Sein Reitermantel; — wie er späht!

Er lauscht — ein rascher Sprung! — der Garten
Empfängt ihn. Des Tollkühnen warten
Die Arme, die einst mich umfingen,
Sie singt — so klang einst mir dein Singen
Zu Agra, Schlange! — Sieh' die Hand
Legt er ans Schwert: leis knirscht der Sand
Des Weges unter seinen Sohlen.
Er blickt ins Holz; zwei rothe Kohlen,
Glühn deine Augen ihm entgegen.
Brich los, gehungert und gelegen
Hast du genug! — Dein Wild, das! — ha, —
Starr, wie ein Steinbild steht er da!
Bleich, zitternd, seine Knice schlottern;
Er stöhnt, wie einer, der von Ottern
Gebissen ward; sein nutzlos Eisen
Klirrt auf dem Grund; in weiten Kreisen
Wird er — sa, Ali! — von dem Wilden
Umsprengt; des Tigers Haar fliegt gülden.
Er nähert sich; sein durstig Aug'
Durchbohrt ihn; brüllend auf den Bauch
Legt er sich nieder; — bleich und trübe
Flammt dort ihr Licht; — weh', meiner Liebe
Duftreiche Blum' hat er gebrochen! —
Da! — welch' ein Satz! — ich bin gerochen!
Stolz wie der Geier auf der Taube,
Sitzt brüllend er auf seinem Raube.
Ja, brülle! — wie der Leoparde,
Der Leu, der einen von der Garde
Des mächt'gen Inselherrn zerriß?
Sein Blut umtröpfelt dein Gebiß;
Es rinnt und raucht von ihm der Plan —
Sie? — weh' mir, was hab' ich gethan! —

Jahrgang 1836 des Mindener Sonntagsblattes bringt aus Freiligraths Feder nur noch Übersetzungen. Seine Beiträge zum Mindener Blatt schließen in Nr. 9. vom 26. Febr. 1837 mit einer Übersetzung nach Coleridge „Inschrift auf eine Quelle auf der Heide." 1838 bringt nichts mehr.

Noch an einer dritten Stelle hat Freiligrath Ende der zwanziger Jahre Erstlinge veröffentlicht. Er schreibt nämlich den 27. Juli 1829 an Freund Merckel, drei Gedichte nach Walter Scott seien bereits in einer „in Hamm erscheinenden Zeitschrift" abgedruckt worden; er übersendet das Heft, worin sie stehen, bittet um ein Urteil über diese ersten Erzeugnisse seiner Muse, und erbietet sich, auch Dichtungen des Freundes an die genannte Zeitschrift zu besorgen. Das S. 30. mitgeteilte Gedicht auf Clostermeiers Tod ist Aus-

gang 1829 in den „zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern" zuerst abgedruckt worden; 4. Nov. 1830 schreibt, wie wir alsbald sehen werden, Freiligrath an L. Grabbe: „Die Münster'schen Unterhaltungsblätter haben seit kurzem mehreres von mir aufgenommen." Diese demzufolge 1829 zu Hamm hefiweise erscheinende Zeitschrift, diese Münster'schen Unterhaltungsblätter von Ausgang 1830, konnten trotz emsigster Bemühung, besonders des Herrn Justizrats Rauschenbusch zu Hamm, weder zu Hamm, noch zu Münster und Arnsberg aufgefunden werden; ein Aufruf im Westfälischen Merkur Ende 1880 ist erfolglos gewesen. Es ist wahrscheinlich oder möglich, daß diese beiden Blätter, das von Hamm und das von Münster, dieselben sind; wer kann das, bei der Eintagsnatur schöngeistiger Blätter, besonders jener Zeit, entscheiden?

Nun befindet sich unter den hinterlassenen Papieren des Dichters ein Doppelquartblatt, S. 95—98 paginirt, zweispaltig, welches mit dem Soester Wochenblatt und Mindener Sonntagsblatt große Ähnlichkeit hat, aber nicht dazu gehört; die Zeitschrift, aus welcher die Blätter herstammen, erschien heftweise, denn S. 97 bringt die „Auflösung der Charade im vorigen Hefte"; leider aber fehlen sowohl Anfang wie Schluß und damit jede Hindeutung auf Titel, Verleger und Druckort des Blattes. Dasselbe enthält 4½ Spalten eines mit Freiligraths Namen unterschriebenen Gedichtes; eine Anzahl Druckfehler sind von seiner zierlichen Hand verbessert. Wir können den Anfang nur erraten: der Teufel kommt zum Dichter mit einem Höllenroß und erklärt sich bereit, ihm dasselbe zu einem Ritt in weite Ferne zu leihen; das Bruchstück beginnt mitten in des Dichters Antwort:

„Auch wünscht' ich nicht, zu eilen um die ganze Kugel im Flug!
Nein, ein paar hundert Meilen sind schon für mich genug!
So schnell, es wäre Schade! Nein, im gemäßigten, sachten
Galopp will mit Pomade die Welt ich mir betrachten!"

„„Auch das! nur mußt du sagen, in welcherlei Revier,
Poet! soll dich denn tragen mein schnaubend Höllenthier?
Nach des Südens prangenden Auen, wo die Sonne prallend sengt,
Wo liebend mit dunkelblauem Gewölb' der Himmel die Erd' umfängt;

Wo rings im Heiligthume der üppigen reichen Natur,
Wo im Feuerkelch der Blume, in des Himmels tiefem Azur,
Wo in allem die Wollust lächelt, wo Wollust dir entgegenbebt,
Wo Wollust dich umfächelt im Lüftchen, das dich lau umschwebt;

Wo dürr und heiß die Wüste sich ausdehnt, hügelumsäumt,
Von des Meeres feuchter Küste, von kühlen Wellen träumt;
Wo im gift'gen Samum ich fahre, den Reisenden zum Fluch:
Sand ist der Erstickten Bahre, und Sand auch ihr Leichentuch.

Wo Straußfederfächer dir wedeln, wo Vulkane kniſtern und knaſtern,
Wo die Fürſten mit Menſchenſchädeln der Schlöſſer Vorhof bepflaſtern;
Wo der Feldherr auf blutiger Schüſſel dem König das Haupt des Feindes bringt,
Wo der Elephant den Rüſſel um Palmenbäume ſchlingt;

Wo zum Geklirr der Becken man Neger tanzen ſieht;
Wo Araber dich wecken, eh' noch der Morgen glüht;
Wo Mahoms grüne Fahne keck in den Lüften wallt,
Wo laut der Karavane, der Pilger Loblied ſchallt;

Wo ſchüchtern die Gazelle bei dir vorüberſchießt,
Wo ſäugende Kameele dein ſtaunend Auge grüßt;
Wo kühn ſein wandernd Lager der Beduine hütet;
Wo ſonnenbraun und hager ein Scheik die Hand dir bietet;

Wo im Auge des Malaien verrätheriſch Feuer glüht;
Wo mit ſpitzigen Haſſagaien der Kaffern Schaar zum Kampfe zieht;
Wo der braune Indianer mit Gift die Pfeile tränkt;
Wo, ein ſäuſelnder Schöpfungsmahner, der Urwald mit ewiger Nacht dich umfängt;

Wo im ellenhohen Graſe der Leu zum Sprunge kauert;
Wo die Schlange, meine Baſe, auf Lebensbäumen lauert;
Wo Tiger mit blutigen Zähnen, wo Panther den Forſt durcheilen;
Wo gierige Hyänen bei Nacht auf Gräbern heulen;

Wo auf Indias reichem Strande ſtets Wohlgeruch die Lüfte würzt;
Wo die fliegenden Gewande die Tänzerin zum Tanze ſchürzt;
Es tönen Zauberlieder; ihr Spruch vermag dich zu lenken;
Schon ſeh' ich dich hernieder den Flug des Roſſes ſenken;

Seh', wie am rauſchenden Wehre du Ganges Fluthen trinkſt,
Der winkenden Bajadere an den ſchwellenden Buſen ſinkſt;
Im Schatten von Mimoſen hält ſie dich brünſtig umſchlungen;
Von ihrer Lippen Roſen trinkſt du Beſeligungen,

Die Erd' iſt euer Bette! das Brautlied plätſchert der Fluß!
Es feiern um die Wette der Vögel Lieder euern Kuß!
Der Feuerwurm, die Sterne ſind die Ampeln! wie hell ſie glühn!
Auf! nach des Südens Ferne! gen Süden mußt du ziehn!""

„Nein!" rief ich aus, „gen Norden! das haſt du fein erdacht!
Mich hier ohne Grund zu morden, dazu fehlt dir die Macht!
Gen Süden willſt du mich kirren, daß meine lodernde Bruſt,
Bethört von Liebesgirren, erläge böſer Luſt.

Drum willſt du mit üppigen Bildern des Südens Pracht und Glanz
Und ſeine Luſt mir ſchildern; doch ich durchſchau' dich ganz.
Ich kann die Schlange ſpüren; gern hätteſt du den Ritt
Bezahlt, willſt mich verführen! nein! ſo ſind wir nicht quitt!

Nein! nach des Nordens Wäldern zieht mich ein innrer Drang,
Nach seinen bereiften Feldern, nach seiner Hügel schnee'gem Hang;
Wo von tobenden, kalten Stürmen der Erde Angeln zittern,
Wo Berge von Eis sich thürmen, und Schiffe wie Schachteln zerknittern;

Wo versunkne Runensteine des Epheus Blatt umschlingt;
Wo dem kahlen, entblätterten Haine sein Schlachtlied Odin singt:
Er sitzt auf eisigem Throne, läßt die Asen vor sich knien:
Das Nordlicht ist seine Krone und Schnee sein Hermelin;

Wo an schwachen, zerbrechlichen Seilen der Insulaner hangt,
An Klippenwänden, steilen, nach Vogelnestern langt.
Nicht schreckt ihn die Tiefe, die grausende! ihn lohnt der Eidergans Brut!
Tief unter ihm die brausende, die brandende, heulende Flut!

Dort, wo auf mächtigen Schollen der grimme Eisbär brüllt;
Wo Schneegestöber tollen; wo der Himmel die Erde schilt;
Dort auf den fernsten Marken der Erde will ich gehn,
Will die Mannschaft scheiternder Barken mit dem Tode ringen sehn!

Dort, wo der Hekla zischend, von Dampf umwirbelt, dräut;
Und, Schnee mit Feuer mischend, bis zu den grauen Wolken speit;
Wo Glut sich und Kälte vermählen, dort will ich jauchzen vor Lust,
Dort will ich den Willen stählen, dort soll erstarken meine Brust!"

„„So zieh' denn hin! verachte des Südens reizend Loos!""
Er sprang aus dem Fenster, lachte und band den Rappen los.
Er hielt mir selbst die Bügel, und sagte: „„Halt dich fest!""
Und reichte mir auch den Zügel, wie sich das denken läßt.

„„So mögest du denn besteigen dies muth'ge, edle Thier!
Heut' Nacht sei es dein eigen mit Sattel und Zaumeszier!
In seinen Adern wallt heiße, infernalisch-dämonische Glut;
Die theilt sich deinem Steiße mit, sowie deinem ganzen Blut,

Und wärmt dich am Pol!"" — Ich staunte, und blickte schwindelnd empor;
Er aber pfiff und raunte dem Rosse was ins Ohr.
Und schnell, wie Blitzes Schimmer, fuhr aufwärts es im Nu,
Er aber fuhr ins Zimmer, und schlug das Fenster zu.

Was weiter sich begeben, und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen! –
Dies erste? — nur beklommen hab' ich es euch bescheert!
Darf ich auch wiederkommen? habt ihr mich gern gehört?

Wir brauchen das Bruchstück nur zu überlesen, um zu erkennen, daß wir es hier mit einem nächsten Zeitgenossen des „Moosthee," mit einem Gedicht Freiligraths zu thun haben, welches deutlich die Spuren einer Erstlingsarbeit an sich trägt in der Überfülle der aneinander gereihten Scenerien aus der Tropen- und Polarwelt, in dem bisweilen dreisten

Ausdruck, unregelmäßigen Versbau, zugleich aber eine überreiche Phantasie, eine merkwürdige Sprachgewalt bekundet; Freiligrath hat hier offenbar alle Farben seiner Palette gleichzeitig auftragen wollen. Möge es einem Glücklicheren beschieden sein, das unbekannte Blatt und damit vielleicht noch andere verschollene Jugenddichtungen Freiligraths aufzufinden!

Es muß hier eines Verhältnisses gedacht werden, welches für Freiligraths Leben und Dichten ein Jahrzehnt hindurch von höchster Bedeutung war, der Neigung des Dichters zu Caroline Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter. Caroline war ein gutes liebenswürdiges Mädchen, von hellem Verstand und warmem Herzen. Sie hatte zwar keine vorzügliche Schulbildung genossen, sprach keine Fremdsprachen, wie das zu jener Zeit in kleineren Städten selbstverständlich war; dagegen besaß sie eine gute musikalische Bildung, war voll lebhaften Interesses nicht nur für schöngeistige, sondern auch für manche Gebiete wissenschaftlicher Literatur; eine gediegene Lektüre gehörte zu ihren täglichen Bedürfnissen. Caroline Schwollmann war verlobt gewesen, hatte aber den Bräutigam durch den Tod verloren. Ihre Gefühle für den jungen Dichter, den sie seit seinen Knabenjahren kannte, mit dem sie nunmehr täglich verkehrte, waren schon mit Rücksicht auf den Altersunterschied von zehn Jahren mehr freundschaftliche, geschwisterliche, während Freiligrath, wie bedeutende junge Männer mehrfach ihre erste Liebe älteren Frauen zugewandt haben, ihr schon seit Jahren in schwärmerischer Verehrung zugethan war; nennt er sich doch schon in einem Briefe vom 16. August 1825 ihren „Geliebten". Da der junge Mann damals sehr ernst war, und Caroline sich eine jugendliche Frische und Elasticität bewahrt hatte, so war auch in jener Zeit der Altersunterschied kaum bemerkbar. Uebrigens war Caroline damals, wie Freiligrath selbst später einem Freunde mitteilte, eigentlich das einzige weibliche Wesen, das er näher kannte, da er von früh bis zum Abend an das Geschäft gebannt war und wegen seiner einsiedlerischen Stimmung kaum in Gesellschaft kam.

Zu der Neigung, die ihn zu Caroline zog, gesellte sich ein anderes mächtiges Gefühl, die Dankbarkeit. Wilhelm Freiligrath kränkelte bereits im Sommer 1829, und Caroline Schwollmann war die treue liebevolle Pflegerin des kranken Mannes.

Gegen Ende November 1829 starb Wilhelm Freiligrath; der Anfang des folgenden Monats sah Ferdinand und Lina als Verlobte. So wahrhaft zweifellos beide einander liebten, das Verhältnis trug doch im Grunde, mit Rücksicht auf den verschiedenen Bildungsgang der Beiden wie auf den mit jedem Jahre mehr hervortretenden Altersunterschied, den Keim des Todes in sich. Dafür spricht auch, daß es in Freiligraths Dichtung kaum sichtbare

Spuren hinterließ; wenigstens ist nur Ein auf Caroline bezügliches Gedicht erhalten, das anmutige Lied „der Zauberspiegel", welches mit der Jahreszahl 1830 im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen, Anhang, neuerdings veröffentlicht worden ist. So sinnig das Lied des zwanzigjährigen Bräutigams erscheint, so wenig entspricht es dem, was wir von dem Liebeslied eines jungen glänzend begabten Dichters erwarten, eine glühende verzehrende Poesie, eine concentrirte Leidenschaft; dagegen tritt uns in dem Gedichte der reinigende Segen einer edeln Herzensneigung entgegen. Es zeigt uns bei aller Schönheit das innerlich Ungesunde des Verhältnisses; es läßt uns die Gefeierte nicht sowol als Geliebte, denn als mahnende und warnende Freundin sehen.

In diesem Sinne erfüllte die Liebe zu Caroline eine gar herrliche Mission. Sie war der Talisman, der während des Aufenthalts zu Amsterdam den heißblütigen jungen Dichter vor den Gefahren und Versuchungen der Weltstadt behütete. Freiligrath fand keinen Gefallen an den leeren Zerstreuungen seiner Altersgenossen; er lebte ganz der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes; in den Freistunden las er im Kaffeehause die Zeitungen, oder er wanderte einsam hinaus den Strand entlang, auf die Düne, „die Lieder Davids in der Hand" — und welch' köstliche Früchte trugen die einsamen Stunden! Aber die Liebe zu Caroline war doch nur ein schöner Jünglingstraum gewesen, schon verglommen als Freiligrath in die Mannesjahre trat. Die Fessel, die er sich angelegt hatte, verschwand nicht mit dem Traume; sie rieb ihm manche schmerzende Wunde. So wirkte dieses Verhältnis, so sehr es den Dichter aus der Alltäglichkeit seiner Umgebung erhob, auch wieder hemmend und niederdrückend; er sah sich in der Mitte der Zwanziger verlobt, ohne Vermögen, ohne auskömmlichen Gehalt, ohne Aussicht, gekettet an einen Beruf, der seinen Neigungen widersprach, unerkannt von seiner Umgebung; müssen wir uns wundern, wenn er einsam und schweigend durch die Welt geht, und nicht selten ein verzweifelter Trübsinn in heller Flamme aus Gedichten wie „der Reiter," „der ausgewanderte Dichter" und andern poetischen Ergüssen der Amsterdamer und folgenden Zeit hervorlodert?

Treu seinem gegebenen Worte hielt Freiligrath das Verhältnis noch jahrelang fest. Wohl konnte sich Caroline nicht verhehlen, daß die Flamme der Liebe auf seiner Seite verloschen war; Klagen und Vorwürfe, zeitweilige Entzweiungen änderten auch nichts daran. Sie gab dem Verlobten zu verschiedenen Malen sein Wort zurück, welches ohne sein Herz ja doch keinen Wert für sie haben konnte; aber Freiligrath nahm das Anerbieten seiner Freiheit nicht an; er wußte, daß er dennoch der geliebten Freundin damit weh thun würde; er war zu weichen Gemütes, um ein unhaltbar gewor-

denes Verhältnis mit kräftigem Entschlusse zu lösen. So spann sich dasselbe weiter, unerquicklich für beide Teile; die letzten Jahre seines Bestehens lagen wie ein schwerer Druck auf der ganzen Familie. Erst im Sommer 1840 führte eine mächtig erwachende Leidenschaft ein naturgemäßes Ende des zehnjährigen Brautstandes herbei. Caroline litt schwer unter dieser lange vorausgesehenen, öfter herbeigerufenen, aber bei ihrem schließlichen Eintreten doch tief schmerzlichen Entscheidung; sie blieb, obwol ihr nach Lösung des Verhältnisses wiederholt die Gelegenheit zu ehrenvollen Verbindungen geboten war, unvermählt und ihr ganzes Leben hindurch die treue Freundin, die zweite Mutter von F. Freiligraths jüngeren Geschwistern; sie bewahrte zugleich lebenslang das hohe und warme Interesse für den Dichter und seine Familie. Lina Schwollmann ist Ausgang 1878 hochbetagt zu Soest gestorben.

So wenig für des Dichters als Carolinens Andenken ist das hellere Licht nachteilig, welches zum ersten Male, da sich das Grab über beiden geschlossen, auf dieses Band von Freud und Leid fällt; das Verhältnis durfte nicht ganz übergangen werden, wenn wir so manche Dichtung Freiligraths von innen heraus verstehen, wenn wir erklären wollten, weshalb das gemeiniglich erste und bevorzugte Produkt jedes jungen Poeten, das Liebeslied, bei Freiligrath so karg an Zahl und dann erst später vertreten ist.

Eines Freundes aus dem Schlusse der Soester Zeit soll hier noch gedacht werden, weil derselbe auch nachmals noch mit F. Freiligrath in herzlichstem brieflichen Verkehre blieb, besonders auch weil er so gut wie der einzige wirkliche Vertraute von Freiligraths Verlobung mit Caroline war und die schwierige Aufgabe hatte, bei mehrfach eintretenden Zerwürfnissen die Vermittelung zu übernehmen. Es ist das Heinrich Jerrentrup, welcher nach mathematischen Studien in Berlin, wo wir ihn als Boten Freiligraths an Chamisso kennen lernen werden, eine Zeit lang in Frankreich verweilte, dann Lehrerstellen in Soest und Herford bekleidete, bis im Frühling 1839 ein schweres Brustleiden bei ihm zum Ausbruch kam, welches ihn im Spätjahr 1839, während Freiligrath zu Unkel verweilte, hinwegnahm. Jerrentrup war, nach allem zu schließen, ein wohl unterrichteter liebenswürdiger junger Mann, an welchem Freiligrath mit ganzer Seele hing, wie ihn auch des Dichters Geschwister sehr ins Herz geschlossen hatten.

Wir besitzen aus den sechs Jahren des Soester Zeitraumes, außer den bereits Eingangs mitgeteilten, nur wenige Briefe. Es ist das sehr zu bedauern; denn gerade diese Lehrlingsjahre waren eine Zeit ganz eigentümlicher Weiterentwickelung; die wenigen vorhandenen Briefe an L. Clostermeier und

Ludwig Merckel — diejenigen an des letzteren Vater Friedrich Merckel sind mehr conventionellen Inhaltes — zeigen uns den warmfühlenden strebenden, rastlos vorwärts arbeitenden Jüngling in der Enge seines bürgerlichen Berufes; des jungen Mannes Schreiben an den Vater, an andere Jugendfreunde sind, so scheint es, vernichtet oder spurlos verloren.

An Ludwig Merckel.

Soest, den 8. April 1826.

Edler Freund!

ich kann nicht unterlassen,
Und sollte ich auch darüber erblassen,
Dir eine kleine Epistel zu schreiben
Und mir damit jetzt die Zeit zu vertreiben.

Zuerst soll ich Dich grüßen in allen Gnaden
Von Hieronimus Jobs dem Kandidaten,
Des Name berühmt ist in aller Welt
Und der seinem Vater schrieb um Geld,

Wie Du ja neulich mit mir gelesen,
Als ich bei Dir in Detmold gewesen.
Das Liedlein thät uns ergötzen sehr,
Ich wollte wir hätten dergleichen mehr.

Doch dieweil es uns fehlt an solchen Sachen,
So müssen wir selber wohl etwas machen.
Und fehlt es an Kraft sowohl Dir wie mir,
So hilft auch zuweilen wohl ein Klystir.

Wünschte also von Grund meiner Seelen,
(Warum sollte ich Dir es verhehlen)
Wir begönnen eine politische Correspondenz
Und das, mein Kind, mit großer Vehemenz,

Worin wir von Staats- und gelehrten Sachen
Kannegießern, bald weinen, bald lachen,
Auch in schönem poetischen Styl
Erzählen der Neuigkeiten viel;

Und wie es wohl sonst die Dichter treiben.
Wenig denken und doch viel schreiben —
Das Versmaaß ist mir dann einerlei,
Ich für mein Theil bleibe bei der Knüttelei.

Sehe also bald einer Antwort entgegen,
Die vielen poetischen Witz thut hegen,
Worin, mein Theurer, wie sonst noch nie,
Du entfaltest Dein dichterisches Genie.

Doch für heute muß ich wirklich schließen,
Sollte es Dich auch sehr verdrießen.
Bleibe daher stets mit Rath und That
Dein treuer Freund

Ferdinand Freiligrath.

* *
*

An Ludwig Merckel.

(Undatirtes Fragment, beschädigt, aus dem Beginn der Soester Zeit.)

— Vorzüglich ist es mit dem der Fall, was ich gleich zuerst nennen will. Es heißt: Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen von H. Steffens. Dieser Steffens, Professor in Breslau und bekannt durch mehre wissenschaftliche Schriften, ein Norweger von Geburt, läßt es sich in diesem Buche recht angelegen seyn, uns die hohe, hehre Nordlandsnatur mit ihren starken Söhnen vor Augen zu führen. Doch da die Helden der Geschichte wild ins Leben herausgerissen werden, so bleibt die Scene nicht immer dieselbe, sondern wir erblicken die handelnden Personen, bald in der ultima Thule, bald an den Ufern der bergigten Corsica, bald unter den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne, und bald im Feldlager des großen Friedrich. Wie gesagt, gefällt mir, die durchaus anziehende Fabel des Stückes abgerechnet, der gewisse Anflug von Philosophie, der durchs Ganze weht, und ich empfehle Dir in dieser Hinsicht besonders im ersten Bande das Gespräch des alten Obersten mit dem Norweger Lögh, und im zweiten die Anrede Walseths an das Meer, die wahrhaft dichterisch ist, und bei deren Lesung ich in den dritten Himmel versetzt zu werden glaubte.

Das zweite der zu nennenden Bücher heißt: Die Inseln im Südmeer. Ein Roman von Oehlenschläger. Dieses Buch behandelt ein schon altes Sujet, die ehemals viel gelesene Robinsonade: Die Insel Felsenburg, indeß das Gewand, das ihr Oehlenschläger, der berühmte dänische Dichter, umgehangen, steht ihr ganz gut, und ich kann sagen, daß mir die Lesung davon ein wahrer Genuß gewesen ist. Da die Zeit der Handlung gewiß einen Raum von 150 Jahren, ohne eine Episode zu rechnen, einschließt, so braucht der Verfasser diese Gelegenheit, die gerade — — — doch ich verweise Dich auf das Buch selbst, und Du wirst gewiß meiner Meinung, daß es sehr unterhaltend ist, beipflichten. Sollte es in der Lesegesellschaft nicht seyn, so leiht es Dir, sowie das vorherbenannte, gewiß gern Dein theurer Freund und Gönner, Herr Rath Falkmann, in dessen Lesegesellschaft es vielleicht circulirt.

Doch, theurer Ludwig, es ist 10 Uhr. Um mich schlummert die edle Mannschaft des Schwollmann'schen Ladens, Pieler der liebenswürdige Altgeselle, und R. vulgo Aal, Satan, Rabattenträmpler ꝛc. mein devotester Schuhputzer. Dazu

kommt noch, daß mein Licht abgelaufen ist. Lebe also wohl, biedere Seele, und sey meiner stets gedenk; grüße deine verehrungswürdigen Eltern von meiner Wenigkeit, item, wenn Du es gerne thust, Rohdewald und Falkmann. Den saumseligen Seiff rüttele, kraft Deines (künftigen) geistlichen Amts, aus seinem Schlafe auf, damit seine wohlbekannten, mir so theuern Schriftzüge sich wieder zeigen vor meinen Augen. Sey auch Du gedenk der Treue, so Du mir gelobet, und laß Dich durch keine Bannbulle zum baldigen Schreiben ermuntern. Ich bin stets Dein ingenium mercantile

F. F.

* * *

An Ludwig Merckel.

Soest, den 27. July 1829.

Schon sind beinahe drei Monate verflossen, lieber Ludwig, ohne daß ich Deinen, mir bei Deiner Abreise aus Detmold zugerufenen, herzlichen Scheidegruß erwidert und Dich als nunmehrigen akademischen Bürger in dem alten Marburg willkommen geheißen hätte. Allein Du mußt dieß auf Rechnung meiner vielen Geschäfte, und der, mir zu eignen Studien und zur Abfassung freundschaftlicher Briefe so äußerst knapp zugemessenen Zeit, nicht aber auf Abnahme meiner Freundschaft setzen; denn diese, hoffe ich, wird einmal in unsern froh verlebten Knabenjahren, wo uns beiden noch ein gleiches Ziel vorschwebte, geknüpft, nie abnehmen noch erkalten, sondern, wie sie uns in jener, mir noch in der Erinnerung theuern Zeit verband, uns auch als Jünglinge und, wills Gott, auch dereinst als Männer und Greise, stets vereinigen. Also, lieber Ludwig, meinen herzlichen Glückwunsch dazu, daß Du, auf Deiner Dir bezeichneten Bahn den jetzigen Standpunkt erreicht hast, und gebe Gott, daß Du Dein nächstes Ziel (wahrscheinlich doch wohl eine hübsche Pfarrerwohnung, mit einem noch hübscheren Weibchen darin?) schnell und glücklich erlangen mögest! —

So weit der erste Theil meiner Epistel, im jetzt beginnenden zweiten werde ich Dich von meinem literarischen und poetischen Bestrebungen unterhalten. Wie? höre ich Dich rufen, ein Kübiosaktes [1]) und Literatur? Ein im Oel-, Thran-, Härings-, Stockfisch-, Kaffee- ꝛc. Duft versauerter Ladenjunge, und Poesie? Ei nun, Freund! war nicht Bretzner, der außer vielen andern Operntexten auch den zu Belmonte und Constanze dichtete, ein Kaufmann? Ist nicht W. Gerhard, dessen Gedichte (vorzüglich seine Wila oder Uebersetzung Serbischer Volkslieder) in den besten kritischen Instituten ver-

[1]) Κυβιοσάκτης Händler mit Salzfisch.

diente Anerkennung finden, ein Kaufmann? War nicht Nicolai, der berühmte Nicolai, ein (freilich Buch-) Händler? Also, ich dichte! und nun höre, was?

Daß es für einen

. . . . . téméraire auteur,
(Qui) pense de l'art des vers atteindre la hauteur (Boileau, Art Poétique)

natürlich sehr bildend ist, wenn er, ehe er selbst genugsame Selbstständigkeit besitzt, die Erzeugnisse der Dichtkunst fremder Zungen treu, und doch den Ansprüchen des Schönheitsgefühls genügend, metrisch übersetzt, wirst Du mir zugestehen. Dieß thue ich denn pro primo, und habe schon seit einiger Zeit begonnen, Walter Scotts kleinere vermischte Gedichte (miscellaneous poems) unter der eben angegebenen Bedingung zu übertragen, von welchen drei (die anderen werden folgen) bereits in einer, in Hamm erscheinenden Zeitschrift abgedruckt sind. Beiliegend bin ich so frei, Dir das Heft, worin sie stehen, als einen kleinen Beweis meiner Freundschaft zu senden und mir in Deinem, hoffentlich bald zu erwartenden Antwortschreiben Dein Urtheil über diese ersten Erzeugnisse meiner Muse auszubitten. —

Außerdem habe ich noch mehreres Andere aus englischen Klassikern, und auch mehrere Oden aus Horaz (in gereimten Versen) übersetzt. Zuweilen, wenn ich gut bei Laune bin, sattele ich mir auch wohl den Pegasus im eigenen Stalle und gerade jetzt bin ich mit einem größeren Gedichte in italienischen Stanzen (ottave rime) betitelt: „Die Zerstörung von Persepolis" beschäftigt, welches mit einer Apostrophe an Helios, den Beschützer, den Gott des Perserreiches folgendermaßen beginnt:

Was ist es, Helios! daß Du die Zügel
Der Sonnenrosse zögernd abwärts lenkst,
Daß in der Meeresfluth krystallnem Spiegel
Noch nicht der raschen scheu Gespann Du tränkst?
Was ist es, daß Du noch von jenem Hügel
Den Blick still trauernd hin zur Ebne senkst,
Als ob er sie das letztemal begrüßte,
Persepolis, die Königin der Wüste?

Noch steht sie ja, des Cyrus alte Veste,
In ihrer ganzen königlichen Pracht!
Noch schimmern ihre Thürme und Paläste!
Was so gebaut ist, schwindet nicht in Nacht!
Noch füllen ihre Mauern frohe Gäste,
Und ihrer Tempel goldne Menge lacht;
Noch spiegeln sich der Thore stolze Bogen
In des Araxes dunkelblauen Wogen ꝛc.

Doch, jam satis est!
Sollten Dich auch einmal die Kamönen inspiriren, und Du ihre, durch Deine Fingerspitzen dem Papiere anvertrauten Gesänge gern gedruckt sehen, so schicke sie mir nur. Ich werde sie mit Vergnügen der Redaktion der genannten Zeitschrift besorgen. Antworte bald

Deinem treuen Freund

Ferdinand Freiligrath.

* * *

An Friedrich Merckel.

Soest, den 13. Juni 1830.

Verehrter Herr Hofrichter!

Auf die Gefahr hin, von Ihnen wegen der schweren Beilage ausgelacht zu werden, wage ich's, Ihnen einen ächten Westphälischen Pumpernickel zu übersenden. Ich hoffe, um mich der alten Redensart zu bedienen, daß Sie denselben in bester Gesundheit verzehren mögen, sowie, daß Ihre Gesundheit durch den Genuß des derben Confects nicht leiden möge, sintemal ein an dasselbe nicht gewöhnter Magen dadurch leicht verdorben werden kann. Indeß hat das doch so leicht nichts zu sagen, und Sie können daher nur ruhig essen, und werden gewiß finden, daß ein Schnittchen Pumpernickel benebst einem Schnittchen Weißbrod darauf, dem Schiller'schen Recept zufolge:

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang,

wenn auch keinen guten Klang, doch einen guten Geschmack gibt. Hoffentlich wird der beikommende Westphälinger gut gerathen seyn. Wegen des vorjährigen nassen Sommers und dessen nachtheiligen Einflusses auf das Korn, haben wir zwar einigemal sehr feuchtes Brod gehabt, indeß habe ich es dem jungen Soester eingeschärft, daß Detmold eine Residenz ist und daß er sich dort auf eine angenehme Weise produciren muß, und so wird er es auch wohl thun. Meine Mutter ist in großer Angst, daß sie keine Ehre mit dem jungen Menschen einlegt, und bittet daher, falls sich derselbe wider Erwarten blamiren sollte, im voraus um Entschuldigung.

Freund Ludchen ist jetzt gewiß wieder in Marburg, und werde ich jetzt wohl bald mein Versprechen, ihm zuerst schreiben zu wollen, erfüllen müssen. Ihre übrige werthe Familie ist doch hoffentlich noch recht gesund?

Was uns anbelangt, so sind wir sämmtlich noch Alle wohlauf; künftigen Freitag, Sonnabend und Sonntag wird hier das Schützen- und

Bürgerfest gefeiert. Mein Oheim M. Schwollmann ist dies Jahr zum Obristen des Corps erwählt, und meine Wenigkeit figurirt als einer der 24 Sänger der Schützencompagnie, wozu man mich meiner heisern Stimme wegen gewählt hat, die gewiß nicht ermangeln wird, in denen Straßen unsrer vielgeliebten alten Stadt auf eine melodische Weise das Echo zu erwecken. Einige Stunden später werde ich dann die Ehre haben, mit noch 12 andern jungen Leuten die Karossen der Königin und ihrer Hofdamen aus der Stadt nach dem Schützenhofe als chapeau d'honneur zu Roß zu begleiten. Wie bedauern wir Alle, daß Sie mit den werthen Ihrigen an diesen Tagen nicht hier sind. Wenn Sie auch in Detmold vielleicht glänzendere Feste in glänzenderen Sälen haben, so würde Ihnen doch das frohe Treiben, der Tanz, der Jubel im Grünen, unter geräumigen Zelten, das Wogen der Menge, verbunden mit Vogel- und Sternschießen, Feuerwerk u. s. w. eine angenehme Erscheinung seyn. Indeß ist ja übers Jahr wieder Schützenfest!

* * *

Daran schließen sich einige, an das Clostermeier'sche Haus, besonders an Grabbes Braut Luise gerichtete Briefe. Zunächst der nachfolgende war bestimmt, an des gestorbenen väterlichen Gönners Geburtstag, dem 17. Juni, welcher auch des Dichters Geburtstag war, die Hinterbliebenen zu erfreuen.

Soest, den 13. Juni 1830.

Diese Zeilen werden wahrscheinlich an einem Tage in Ihre Hände kommen, den Sie, und ich mit Ihnen, früher freudig und festlich begingen: — er war ja der Tag, an welchem ein nun schon entschlafener, mir ewig unvergeßlicher, noch in der Asche von mir verehrter theurer Mann einst boren ward. Wie ist das dieses Jahr anders! O ich will, ich kann Sie nicht trösten! Leide, fühle ich doch tief mit Ihnen! Habe ich doch doppelten herben Schmerz gelitten! Auch mein Vater ist nicht mehr, mein guter, guter, lieber Vater! Aber meiner herzlichen Theilnahme will ich Sie versichern! Seyn Sie gewiß, daß ich am 17. Juni Ihnen gewiß im Geiste trauernd nahe bin!

Da Sie doch immer so großen Antheil an meinem Thun und Treiben genommen haben, so bin ich so frei, Ihnen einige Soester Wochenblätter beizulegen, in welche ich Gedichte habe einrücken lassen. Zwei derselben sind freilich local, und dürften somit wenig Interesse für Sie haben, indeß das eine derselben: „Das Nötten-Thor" macht Ihnen vielleicht Vergnügen, weil Ihnen daraus die Sage bekannt wird, daß die Nibelungen einst Soest besucht haben; und das andere: „Der große Teich" mag Ihnen zeigen, daß unsere Stadt auch einen Verwandten des Detmolder Lünsborns

in ihren Mauern besitzt. Das aus dem Englischen übersetzte Gedicht wird Sie vielleicht auf eine andere Weise ansprechen. Sollte Herr Auditeur Grabbe, dem ich mich freundlichst zu empfehlen bitte, diese metrischen Versuche zu Gesicht bekommen, so ersuchen Sie ihn doch, ja nicht zu scharf zu kritisiren, denn ich weiß nur zu gut, wie wenig meine Reimereien eine scharfe Kritik zu bestehen vermögen. Ist Herrn Grabbe's Heinrich VI. noch nicht erschienen, und hat er den Napoleon schon vollendet?

Doch ich sehe wirklich, daß ich schon auf der vierten Seite bin, und muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie so lange gelangweilt habe. Doch noch eine Frage, ehe ich schließe, und zwar an Sie, verehrte Mademoiselle! Ich wünschte nämlich gern zu wissen, wer im Jahr 1448 Graf zur Lippe gewesen sei; vielleicht können Sie mir darüber Auskunft geben. Sie würden mich unendlich durch Ihre Güte verbinden!

Am 4. November 1830 schreibt Freiligrath an dieselbe:

Geehrteste Demoiselle!

Wie bald würde ich mich Ihrer erneuerten, gütigen Erlaubniß, mich Ihnen zuweilen schriftlich mitzutheilen, bedient, wie sehr mich beeilt haben, Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihr mir so äußerst angenehmes Schreiben darzubringen; wenn mich nicht in dem nämlichen Augenblicke, der mich in Besitz Ihres Briefes setzte, ein neuer Schlag des Schicksals getroffen hätte, der es mir bis jetzt unmöglich machte, meiner Pflicht, Ihr Schreiben zu beantworten, nachzukommen: ich erhielt Ihre Zeilen am Begräbnißtage meines Brüderchens Otto; Sie schrieben dieselben am Vortage seines Todes!! — Ich weiß, diese wenigen Worte sind hinreichend, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Mutter das zu schildern, was ich von jener Zeit an gelitten habe; und eben so gewiß weiß ich, daß Sie mir, daß Sie meiner unaussprechlich leidenden Mutter, daß Sie unserer ganzen, den verklärten Liebling betrauernden Familie Ihr Mitleid schenken werden. — O! der Schmerz um den Kleinen ist gerecht! Er war zwar erst fünfviertel Jahr alt, aber darum doch schon so herzig, so lieb, so anschmiegend; konnte mich mit den großen schwarzen Augen so treu ansehn, fing schon an, der Mutter und meinen Namen zu lallen, konnte schon bald laufen, war bis auf seine letzte Krankheit, die Bräune, immer so gesund — und nun? o! es ist schrecklich, und es gibt Augenblicke, wo ich — — doch, dann geh' ich an sein Grab, das sich neben dem des Vaters, dem er hier das letzte halbe Jahr seines Lebens noch erheiterte, den er auch jetzt wohl umspielen wird, erhebt; und weine, und finde nur darin Trost. —

Ihre gefällige Mittheilung über den Grafen Bernhard VII. bewegt

mich zum lebhaftesten Danke. Den Zweck, wozu ich diese Nachricht wünschte, haben Sie errathen; jedoch fragt es sich, ob ich jenes Gedicht, wozu schon Manches, als einzuschiebende Lieder u. s. w. fertig vorliegt, je vollenden werde. Meine Zeit ist zu beschränkt zu solchen Allotrien; und dann erkenne ich auch nur zu gut, daß mir Viel, Viel fehlt, um je ein großer Dichter zu werden. Eine nothdürftige Kenntniß der Metrik, einzelne, von Lektüre noch im Kopf herumschwirrende Phrasen ꝛc. machen noch keinen Dichter! Und doch kann ich nicht vom Reimen lassen! Die Münster'schen Unterhaltungsblätter haben seit Kurzem wieder Mehres von mir aufgenommen, und es werden auch, einem Schreiben der Redaction nach, noch mehre Gedichte von mir darin abgedruckt werden. Auch das dürre Sonntagsblatt hat Ballast von mir aufgeladen, jedoch durch einzelne Veränderungen entstellt.

Sollte ich 'mal was recht Eclatantes zu Tage fördern, so wünschte ich wohl, es in eine gelesenere Zeitschrift, z. B. das Morgenblatt, einzurücken, bin aber, ich Namenloser! zu blöde, es selbst einzusenden. Würde vielleicht Herr Auditeur Grabbe, wenn es anders sein Gewissen erlaubte, meine, jedoch von ihm vorher zu prüfende, Waare einzuschwärzen, die Güte haben, dergleichen zu spediren? natürlich, zum ersten Male nur?

Aus dem Schreiben an L. Clostermeier vom Grünen Donnerstag 1831 läßt sich Folgendes herausheben:

Sie ließen mir sagen, daß Herr Auditeur Grabbe die Güte haben wollte, einige Gedichte von mir mit einem Begleitschreiben an die Redaction des Morgenblattes zu versehen. Ich bin deshalb so frei, Ihnen in dem beikommenden Packete einige meiner jüngsten Versuche mit der Bitte zuzustellen, dieselben dem Herrn Auditeur zur gefälligen Durchsicht und Prüfung zu übergeben. Ich ersuche jedoch sowohl den Herrn Auditeur, wie auch Sie, ja recht strenge zu Werke zu gehn; sollte das, was ich Ihnen sende, nicht werth sein, einem größern Publikum vor die Augen zu treten, so verhehlen Sie es mir ja nicht, und verbrennen es lieber, als daß ich mich dadurch lächerlich mache. Sollte jedoch das eine oder andere Gedicht es wagen dürfen, die Reise nach Stuttgart anzutreten, so haben Sie wohl gelegentlich die Güte, mich wissen zu lassen, ob der Herr Auditeur dasselbe seinen eigenen, der Redaction des Morgenblattes einzusendenden Poesien beilegen will, oder ob ich die Einsendung selbst besorgen muß.

Sie wünschen zu wissen, wie es mit meinem Militärdienst aussieht! Ich schrieb Ihnen zuletzt, daß ich wahrscheinlich schon im verwichenen December oder Januar zur Conscription herangezogen werden würde. Dieß ist jedoch nicht der Fall gewesen, sondern in den benannten Monaten wurde

hier nur eine Reserve von den in den Jahren 1805—9 geborenen und bei frühern Conscriptionen berücksichtigten Militärpflichtigen gebildet. Im nächsten Juni werde ich jedoch unfehlbar herangezogen werden, habe jedoch Hoffnung, berücksichtigt zu werden, da ich, seit dem Tode meines Vaters, als ältester erwachsener Sohn, für den Ernährer der Familie angesehen werde. —

Am 13. Juli 1831 schreibt Freiligrath der Freundin:

Obschon ich fürchten muß, mir durch mein häufiges Schreiben Ihr Mißfallen zuzuziehen, wage ich es dennoch, Sie wieder mit einigen Zeilen zu behelligen. Es ist ja gerade Mittwoch Nachmittag, wo es mir sonst vergönnt war, unangemeldet, meine lateinischen Hefte unter dem Arme, bei Ihnen einzutreten, um mich der Belehrung eines mir ewig unvergeßlichen Mannes zu erfreuen; und da hoffe ich, daß Sie es mir schon des Tages und der Tageszeit wegen verzeihen werden, wenn ich auch heute, die alte Gewohnheit erneuernd, zu Ihnen komme.

Der Zweck dieser wenigen Worte (lachen Sie mich nicht aus!) ist, Ihnen einige Bagatellen mitzutheilen, die ich vor Kurzem gelegentlich gemacht habe, und die Ihnen beweisen mögen, daß ich leider, zu meinem eignen Leidwesen, noch immer an der unleidlichen Manie leide, Reime zu schmieden. Wir haben hier nämlich am 24., 25. und 26. v. M. unser jährliches Volksfest, das Soester Schützen- und Bürgerfest, gefeiert, welches an den genannten Tagen von den Corporationen der Schützen und Bürger in einem, eigens zu diesem Zwecke im Freien aufgeschlagenen Lager mit Vogelschießen, Tanz und Trinkgelagen begangen wird, und in diesem Jahre meiner poetischen Ader vier Blutstrahlen entlockt hat. Den einen derselben (das im anliegenden Wochenblatte enthaltene Gedicht: Sonst und Jetzt) ließ ich mir selbst heiß aus dem Herzen hervorspringen, und ich glaube, daß er deßhalb auch wärmer und klarer hervorgequollen ist, als die drei andern, die im beikommenden Heftchen: Lieder ꝛc. befindlichen, von mir herrührenden Dinger, welche, durch die Lanzetten anderer Leute hervorgerufen, nach den Ansichten und dem Gefallen derselben, in einzelnen Hinsichten wenigstens springen und rieseln mußten, und deren Blut daher mit etwas Wasser versetzt sein mag, vielleicht auch nur Wasser ist. Damit Sie übrigens eins dieser Dinger, das Johanniskuchen-Lied, besser verstehen, lege ich ein Exemplar des besungenen Gegenstandes, welcher während des Festes zur allgemeinen Ergötzlichkeit ausgewürfelt wurde, bei, hoffend, daß Sie sich den Magen nicht damit verderben mögen. Verübeln Sie mir den Scherz nicht!

Das erwähnte Johanniskuchen-Lied mag als ein Prachtstück humoristischer Gelegenheitspoesie hier eine Stelle finden:

Die ihr des Weines Naß verschmäht,
Solide Männer ihr!
Ein Loblied der Solidität
Sing' ich euch heute für!
Soliden Pfefferkuchens voll,
Will ich ihm Ruhm verleihn!
Solide, wie sein Backwerk, soll
Auch dieses Loblied sein.

Die ihr an Krampf und Magenweh
Und Darmgicht laborirt,
Hier findet ihr die Panacee,
Die euch alsbald curirt!
Frisch auf! macht den Versuch sogleich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es soll euch nicht gereun!

Ein schöner Backwerk saht ihr nie!
Wie knuppert es, wie brennt's!
Es duftet süß, und hat auch die
Gehör'ge Consistenz.
Johannes prangt im Taufornat
Darauf, im Haargewand;
Mit Kreuz und Becken, accurat,
Wie er am Jordan stand.

Sein Abbild, wie es schön und hell
Den braunen Kuchen ziert,
Ward nach dem großen Raphael
Mit vielem Fleiß copirt.
Das ist der ehrenfeste Mann,
Der in der Wüste saß.
Man sieht es seiner Farbe an,
Daß er viel Honig aß.

Schon dieses Heil'gen Bildniß muß
Dem Kuchen Kraft verleihn;
Selbst, lockten auch nicht zum Genuß
Die edlen Specerei'n,
Die durch und durch, ein duft'ger Kern,
In seinem Innern braun!
Drum auf, und schenkt dem heil'gen Herrn
Ein ehrendes Vertraun!

Der Würfel klirrt, der Würfel fiel!
Bald seht ihr nur den Rest!
Drum auf, und ehrt durch flottes Spiel
Das St. Johannisfest!

Frisch auf! noch sind die Kuchen weich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es wird euch nicht gereun!

Im Sommer 1831 starb Luisens Mutter. Freiligrath nahm daraus Anlaß, ihr am 25. September zu schreiben:

Tief bewegt ergreife ich die Feder, um Ihnen aus vollem Herzen einige Worte inniger Theilnahme an einem Ereignisse zuzurufen, dessen Kunde mir erst vor einigen Tagen wurde, und mich ebenso unerwartet, eben so schmerzlich berührte, wie vor nun beinahe zwei Jahren eine ähnliche, mir Thränen der Liebe und Wehmuth entlockende Trauerpost. Worte der Theilnahme will ich Ihnen zurufen, aber nicht Worte des Trostes. Wie wäre es mir auch möglich, Sie zu trösten? wie wäre es mir möglich, dem Schmerze einer Tochter Linderung zu bringen, die, nachdem die Wunde kaum vernarbt ist, welche das Scheiden eines heißgeliebten Vaters ihrem Herzen geschlagen, jetzt auch die Mutter von ihrer Seite gerissen sieht? — O, wie ganz fühle ich mich in Ihre Lage hinein! wie ganz kann ich mir Ihren Gram vergegenwärtigen, und wie gerecht muß ich ihn finden, da er der besten der Mütter gilt; da er einer Frau gilt, die auch mir Viel, Viel war, die auch meine Kindheit mit ihrer Liebe schmückte, und deren Andenken mir stets heilig und theuer sein wird.

Ja, auch ich habe Viel in der Geschiedenen verloren! O, möchte, wenn auch nichts sonst, Sie doch der Gedanke trösten, daß Sie nicht allein am Grabe der Vollendeten trauern, daß auch Andere mit stillem Schmerze sich ihrer erinnern. Möchte das schöne Wort des Dichters:

„Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!"

sich auch bei Ihnen bewähren; möchte mein Schmerz dazu beitragen, den Ihrigen zu lindern! möchte endlich die Alles heilende Zeit auch Ihren Wunden ihren Balsam nicht versagen, und Ihr Herz mit jener süßen, stillen Wehmuth erfüllen, die, wie der Regen dem Gewitter, dem ersten heftigen Schmerze folgt, den Leidenden zu erquicken.

An Herrn Auditeur Grabbe haben Sie wohl die Güte, meine höfliche Empfehlung auszurichten. Hat er meine Gedichte für würdig befunden, nach Tübingen gesandt zu werden? Ich fürchte das Gegentheil, da ich mich schon seit einiger Zeit vergeblich im Morgenblatte danach umsehe.

Auf diesen letzteren Brief antwortete Luise Clostermeier am 27. Januar 1832 u. A. „Ihre trefflichen, für das Morgenblatt bestimmten Dichtungen

haben Grabbe ganz entzückt. Allein der Barbarossa wollte ihm bei seiner Wunderlichkeit nicht zusagen, in den übrigen aber hat er Ihr Talent bewundert. Die Erinnerung an den unglücklichen Luftballonführer hat ihn ganz bezaubert; er spricht noch immer davon. Er hat sämmtliche acht Gedichte bei seiner Erholungsreise am 5. August von hier mit nach Frankfurt genommen und seinem Verleger Kettembeil mit der allerbesten Empfehlung zu weiterer Beförderung an den Hofrath Wolfgang Menzel, mit dem jener in näherer Verbindung steht, übergeben. Und nachdem er zurückgekehrt, hat er denselben im September nachgeforscht und erfahren, daß sie sich wirklich in Menzels Händen befinden. In diesem Monat hat er wiederholt Kettembeil um eine Erinnerung bei Menzel ersucht und erwartet nun täglich die Antwort."

„Ihr Wintermärchen hat mich mit Grabbe so innig erfreut. Grabbe hat es schon mehreremal von mir geliehen und selbst noch in diesen Tagen einen Freund, den er zu mir geführt, bei mir lesen lassen. Sie haben ihn durch Ihre Gedichte ganz für sich gewonnen, er läßt Sie aufs beste grüßen und Ihnen für Ihr Andenken innigst danken. Der „blasse Tonsor Schmerz" hat ihn gar sehr amüsirt. Bleiben Sie ja beim Dichten, mein lieber Ferdinand. Wer ein Licht hat, der lasse es leuchten! so sprach einst der arme Papa. Durch Sie lebt, wenn Sie wollen, Matthisson noch ein Erdenleben. Mit Grabbe nenne ich Sie immer unsern Matthisson."

Die erwähnten Gedichte wurden übrigens nicht in dem Morgenblatt abgedruckt; sie scheinen bis auf den Barbarossa verloren zu sein; dem Luftballonfahrer und dem Wintermärchen begegnen wir in den Gedichten nicht.

Man hat wohl aus Freiligraths schönem Gedicht auf Grabbe's Tod geschlossen, die beiden Dichter seien einander befreundet gewesen. Das ist nicht richtig. Grabbe war neun Jahre älter als Freiligrath, welcher ja selbst spricht:

Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben Du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich Dich als Mann,
Da warst Du bleich, die hohe Stirne sann,
Nur Deine Schläfe pochten wie im Fieber.

So trat auch Freiligrath, seinem Wesen gemäß, dem älteren Landsmann mit bescheidener Unterordnung gegenüber, vertraute Grabbe's Empfehlung seine ersten für die Verbreitung in weiteren Kreisen würdig erkannten Gedichte an. Und als dann Luise Clostermeier des genialen aber haltlosen Dichters Gattin ward, noch mehr als sie denselben durch den Tod verloren hatte und die auf Luisens ohne Zweifel sehr einseitigen Mitteilungen ruhende Grabbe-Biographie von Eduard Duller, dessen Arbeit Freiligrath vermittelt hatte, eine ganze Wetter-

wolke von Gehässigkeiten gegen die Witwe entfesselte, da war Ferdinand Freiligrath derjenige, dem sie ihr volles Herz aussprach, wie eine erhebliche Zahl von weiteren Schreiben Luisens und des Freundes zeigt, die aber, weil ausschließlich persönliche Interessen der Frau berührend, nicht mitgeteilt zu werden brauchen, wenn sie auch Freiligraths allezeit hülfsbereiten Freundschaftssinn im schönsten Lichte zeigen. Nur mag zum Schluß noch eine Äußerung Luisens aus dem Frühling 1837 erwähnt werden: „Grabbe sprach oft von Ihnen, und selbst noch in den letzten Lebenstagen. Er äußerte, ich möchte Ihnen schreiben, Sie möchten doch Ihre Gedichte nicht aus der Ferne holen, Sie möchten hier bleiben. Das waren seine eigenen Worte. Auch wünschte er sehr etwas Ausführliches, etwas Großes von Ihnen zu lesen; das würde Ihnen sehr gelingen." So gehört auch Grabbe zu jenen Tadlern, denen der Dichter zuruft:

Wächst in der Wüste nicht die Palme?

* * *

An Friedrich Merckel.

Soest, 12. Januar 1832.

Geschätzter Herr Richter!

Eingedenk des Versprechens, welches ich Ihnen in meinem letzten Briefe gab, Ihnen, ehe ich Soest verließe, noch einmal Nachricht von mir zu geben, bin ich so frei, mich heute zum letzten Male schriftlich von Soest aus an Sie zu wenden. Kurz nach dem Abgange jenes Schreibens nämlich erhielt ich schon von einem angesehenen Amsterdamer Handlungshause ein vortheilhaftes Anerbieten, und werde bereits künftigen Dienstag über Elberfeld, Düsseldorf, Nymwegen und Utrecht nach meinem neuen Bestimmungsorte abgehen.

So angenehm mir nun auch einen Theils diese äußerst vortheilhafte Veränderung meiner Lage ist, so unangenehm ist mir auch andern Theils der Umstand, daß die größere Entfernung vielleicht Anlaß zu einem minder lebhaften Verkehr zwischen mir und Ihnen mit Ihrer verehrten Familie geben wird. Besonders schmerzlich ist es mir, daß ich den Genuß entbehren muß, zu Ostern meinen lieben Ludwig wiederzusehen, der ja, Ihrem gütigen Versprechen zufolge, als wohlconditionirter candidatus theologiae nach Soest herüberstiefeln, und sich auf der hiesigen Domkanzel die Hände wund pauken sollte. Kommen muß er auf jeden Fall, meiner Abwesenheit ungeachtet! Die Meinigen werden ihn, wie Jeden der Ihrigen, der, ein längst gegebenes Versprechen zu lösen, einmal das alte Soest zu besuchen nicht verschmähen sollte, mit herzlicher Liebe aufnehmen und ihm die Zeit seines Hierseins so angenehm wie möglich zu machen suchen.

Wie sich doch die Bahnen trennen! Wenn ich an die Zeit denke, wo ich mit Ludwig auf derselben Bank saß, und mir dann vorstelle, wie er in der Folge in poetischer Abgeschiedenheit einem so schönen heiligen Zwecke leben wird; wie ich dahingegen, weit von ihm entfernt, im Getümmel der Börse, des Hafens mich umhertreiben werde, so wird mir seltsam zu Muthe, und ich möchte in manchem Augenblicke wohl mit ihm tauschen. Doch auch meine Empfindungsweise wird sich ändern, und es kann seyn, daß auch ich einmal Bürgers Worte:

„Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier"

mit komischem Pathos am Amsterdamer Hafen sprechen werde, wie es einst ein Freund meines Oheims Schwollmann ironisch that. —

So wünschen wir unserm 21jährigen Freunde alles Glück zu seinem ersten Eintritt in das bewegte Treiben der großen Welt!

Zweites Buch.

Ferdinand Freiligraths Mannesjahre.

1832—1844.

Dritter Abschnitt.

Amsterdam. Januar 1832—Juni 1836.

Mitte Januar 1832 verließ Ferdinand Freiligrath, durch die Soester Lehrzeit trefflich vorbereitet, die damals noch herzlich einsam liegende westfälische Landstadt. „Der junge Mann hatte," so schrieb mir sein betagter Stiefoheim Moritz Schwollmann, „dem Hause treu und redlich gedient und sich die herzliche Liebe der Seinen erworben."

Freiligrath trat zu Amsterdam in das Wechselgeschäft und Großhandlungshaus von Jacob Sigrist ein und verweilte in dieser Stellung bis zum Sommer 1836, also vier und ein halbes Jahr lang. Über die Lebensverhältnisse des Dichters während dieser Zeit sind wir fast allein beschränkt auf diese und jene Äußerungen in den Gedichten, sowie auf die nicht gerade reichlichen Mitteilungen der Briefe. Er lebte still und einsiedlerisch; das Verhältnis zu seinen ihm an Geist und Bildung weit nachstehenden Standesgenossen ging nur ausnahmsweise über eine oberflächliche Bekanntschaft hinaus. Er selbst giebt seiner Stimmung über die laute Einsamkeit dieser Tage Ausdruck in den schwermütigen Strophen der 1835 geschriebenen Landrinette:

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdrossen durch die Gassen gingen wir;
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott, es war ein wichtiges Gespräch;
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Von dem Heimweh, welches in diesen Jahren bisweilen den Dichter übermannte, giebt Zeugnis das nicht in die Gedichte aufgenommene, zuerst von Adolf Strodtmann in Nr. 2. der Illustr. Frauenzeitung 1878, nun auch im 1. Band der Dichterprofile mitgeteilte Sonett:

Nachtfahrt.

Es braust die Flut, der Schiffe Masten krachen;
Es ist die finstre schwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet sie die Wacht.
Fluch dem Gewelsch! Es wird mich toll noch machen!

O meine Heimat! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! dahinten lasset Moor und Gracht!
Mein Vaterland, die Thore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!

Lang miß' ich dich, oft unter stillen Thränen!
Doch jetzt — ja, das ist deiner Sprache Tönen!
Das ist dein Volk! Vorwärts, mein nächt'ger Ritt!

Ich seh dich wieder! Auf des Geistes Schwingen
Durchschweif' ich dich, dem meine Lieder klingen, —
O hörtest du, statt ihrer, meinen Tritt!

Als ein Haus, in welchem während des letzten Jahres seines Amsterdamer Aufenthaltes Freiligrath geistigen Verkehr fand, ist hervorzuheben dasjenige des deutschen Buchhändlers Johannes Müller. Freiligrath war, so schildert ihn eine Genossin des Müller'schen Hauses, ein schmächtiger junger Mann von blassem Angesicht, mit blitzenden dunkeln Augen und schwarzem Haar. In seinem Benehmen schüchtern und fast unbeholfen, saß er in ihm nicht völlig vertrauter Gesellschaft stumm da oder er machte sich stillschweigend davon. Er fand in dem Müller'schen Hause, was er während des größeren Teiles des Aufenthaltes in Amsterdam so sehr vermißt hatte, ein stillbehagliches Heim; er verbrachte dort regelmäßig die Sonntagnachmittage; aber auch hier, im engsten Familienkreise, war er meistens schweigsam, sah neuerschienene Bücher an, schnitt den Kindern des Hauses, die sich sehr an ihn anschlossen, Bilder aus; von seinen Dichtungen sprach er nie, es sei denn, daß er zum Vorlesen eines derselben aufgefordert worden. Aus einem Briefe Müllers geht hervor, „daß Freiligrath sich in Amsterdam allein fühlte, ganz abgesondert stand und nur in der Erfüllung einer trockenen Comptoirarbeit unter Menschen lebte." Im Müller'schen Hause machte der junge Dichter auch die Bekanntschaft des stud. theol. Isaak Molenaar. Die beiden Jünglinge waren während der letzten Zeit von Freiligraths Aufenthalt in Amsterdam nahe befreundet, und der greise Pastor emeritus zu Zwolle gedenkt mit Freude noch der gemütlichen Samstag-Abende, da sie auf der einen oder andern Stube zusammen saßen, deutsche oder englische Klassiker lesend, über sie sprechend, wobei denn auch der sonst so verschlossene Dichter sein Neuestes zum Besten gab. Noch nach langen Jahren gedachte Freiligrath durch Übersendung seiner Werke jener Jugendfreundschaft; der folgende Abschnitt bringt einige anziehende Briefe des Dichters an Molenaar.

Zu dem kleinen Kreise von Freiligraths Freunden aus der Amsterdamer Zeit gehörte ferner Johannes Müllers Neffe Frederick, jetzt Buchhändler und

gelehrter Antiquar daselbst. Aus den Aufzeichnungen des verehrten Mannes sei das Bedeutsamste hier mitgeteilt:

„Die Jahre, die Freiligrath hier zubrachte, gehören durch seine Freundschaft zu den schönsten meiner Jugendjahre. Er war damals ein stiller ernster junger Mann, voll Begeisterung aber, wenn er einen poetischen Gegenstand fand oder den mit uns besprach. Unsere Freiheitskriege waren, bei meinem Hange für Geschichte, oft das Thema unserer Gespräche, und dann ganz besonders Burns und Scotts Gedichte. Er war ein so vollständiger Fremdling in den Comptoirkreisen, daß er fast immer mit Widerwillen davon sprach, auch habe ich nie gesehen oder gehört, daß er in Kaffeehäuser kam, Billard oder Karte spielte. Auch damals war er eine fromme, doch keineswegs kirchliche Person, und alle die Elemente, welche in seinen späteren Gedichten zum Vorschein kamen, waren damals schon im Keime anwesend, z. B. Haß gegen allen Zwang, aufgestachelt durch das schroffe Benehmen seines Kaufherrn. Dieser fand im Pulte Freiligraths oft Gedichte oder Versuche dazu, und ließ ihn solche „Dummheiten," wie er es nannte, unsanft büßen."

„Im ganzen lebte Freiligrath in jener Zeit eigentlich nur körperlich mit der Gesellschaft; seine Gedanken waren meist entweder in der Vergangenheit oder in der Heimat oder wohin ein anregendes Buch ihn versetzte. Auch erinnere ich mich nicht, daß je auf unseren Spaziergängen die Begebenheiten des Tages besprochen wurden, meistens die Dichtungen von Herder oder Follens Bildersaal deutscher Dichtung, welcher immer und immer die Quelle und Stoff unserer Gespräche bildete. Freiligrath wohnte damals auf de Oudezyds-Voorburgwal, jetzt A. 308, gerade gegenüber dem schönen altertümlichen Pförtchen des Athenaeum illustre, jetzt Universität."

„Freiligrath fühlte sich beim Onkel Johannes ganz zu Hause; dort hat er uns viele seiner schönen Gedichte, wie Bilderbibel, Löwenritt u. s. w. vorgetragen mit seiner schönen vollen und doch weichen Stimme."

„Soeben empfange ich einen Besuch von Herrn Laarmann (dem Buchhändler, an welchen Freiligrath seine Briefe adressiren ließ), der mir sagt, daß Freiligrath nicht bei ihm gewohnt hat, daß er denselben aber gut gekannt und ihm ganz hübsche Beträge an Honorar für Weidmann, Cotta ꝛc. gezahlt hat. Auch war er noch ergriffen von dem Ernst und der sittlichen Aufführung Freiligraths während seines Hierseins."

Verbrachte Freiligrath die ersten Jahre des Amsterdamer Aufenthaltes in tiefer Einsamkeit, völlig unbeachtet, so ward das anders, seitdem etwa seit 1834 sein Name bekannt ward und sein Ruf sich mit Blitzesschnelle verbreitete. Auch in Amsterdam fingen seine Genossen an inne zu werden, daß sie einen Dichter unter sich hatten. Er selbst erzählte später gern mit Lachen,

wie er anfangs bei den großen Essen, die einer der drei Häupter des Sigrist'schen Geschäftes gab, seinen Platz am unteren Ende der Tafel unter andrem jungen Volke fand, wo sich die Jünglinge unbeachtet um so behaglicher fühlten. Seitdem aber der Name Freiligrath rühmend genannt wurde, rückte er an den Ehrenplatz zur Seite der Hausfrau, die sich mit ihm über Jean Paul und das „Immergrün der Gefühle" unterhielt. Zu dieser Schattenseite der Berühmtheit gesellten sich andere. Er hatte es übernommen, für Sauerländer den Victor Hugo zu übersetzen. Er nahm sich das Unerhörte vor, jeden Abend eines der Gedichte zu übertragen, weil die Zeit des Erscheinens der verschiedenen Bände fest bestimmt war; nach abgethanen Geschäften setzte er sich auf seine Stube, braute einen starken Kaffee und ging nicht eher zu Bette, bis eine der Übersetzungen fertig war, mochte auch der Morgen darüber anbrechen. Er sagte später oft, mit dieser Übersetzertagelöhnerei habe er seiner Gesundheit sehr geschadet und seine Kräfte aufgerieben; er werde nie wieder eine solche Arbeit auf Bestellung übernehmen.

Die Zahl der vorhandenen oder doch der mir zugänglichen Briefe Freiligraths aus der Amsterdamer Zeit ist leider keineswegs bedeutend. Den hauptsächlichen Bestandteil derselben bildet eine nur sehr lückenhafte Reihe von Briefen oder Briefbruchstücken, geschrieben an die Lieben in Soest. Teilen sie uns über Freiligrath den Dichter wenig mit, so sind sie um so schätzenswerter für die Erfassung seines Gemütslebens. Wir ersehen aus denselben seine wahrhaft kindliche Liebe zu der Stiefmutter, welche dem verwaisten Knaben eine zweite Mutter geworden und uns aus jeder Äußerung des Sohnes als eine vortreffliche Frau entgegentritt; die innige Zuneigung zu den Halbgeschwistern, zu dem einzigen 1820 geborenen Bruder Karl, zu den Schwestern Karoline, geb. 1821, und zu der jüngsten 1826 geborenen Schwester Gisberta, als Kind gewöhnlich Benda oder Bendcken genannt. Es ist rührend und wunderhübsch, wie er in diesen Briefen an die Kinder auf ihren geistigen Standpunkt herniedersteigt und wie väterlich er sich derselben annimmt. Sein erstes Honorar vom Musen-Almanach, in drei Friedrichsdor bestehend, wurde voller Glückseligkeit den drei Geschwistern geschenkt und jedes Goldstück besonders auf ein Kärtchen gesteckt. Diese herzliche Liebe Freiligraths zu Kindern überhaupt, diese wunderbare Fähigkeit, ernst oder humoristisch zu ihnen hinunterzusteigen, können wir durch des Dichters ganzes Leben verfolgen. Ein kurz zusammenfassender Blick darf hier wohl auf das fernere Schicksal der Geschwister unseres Dichters geworfen werden. Karl Freiligrath, dem nach einer schweren Kopfkrankheit das Studieren ärztlicherseits untersagt wurde, stand einer Fabrik des Oheims vor; er starb noch in jungen Jahren Frühling 1846 infolge eines unglücklichen Sturzes

von der Leiter, zu des Dichters tiefster Betrübnis. So leben von Ferdinand Freiligraths Geschwistern gegenwärtig nur noch Lina und Gisberta, beide in Soest. Lina bekleidete bis zum Herbst 1879 ein Lehramt an der städtischen höheren Töchterschule; Gisberta, musikalisch sehr begabt, bildete sich unter Liszt in Weimar aus, war viele Jahre hindurch Musiklehrerin, ist aber daran seit einigen Jahren durch zunehmende Kränklichkeit verhindert. Beide sind talentvoll und hochgebildet.

Eine wertvolle Ergänzung der an die Familie in Soest gerichteten Schreiben bilden einige durch glückliche Fügung erhaltene Briefe an Vetter Hermann von der Heydt in Elberfeld, an Luise Clostermeier in Detmold, an H. Jerrentrup, vornehmlich an den treuen Ludwig Merckel, dessen Briefwechsel von Freiligraths Lehrlingszeit bis zu seinem letzten Lebensjahre eine zwar nur tropfenweis fließende, aber allezeit lautere Quelle ist. Die Briefe an Ed. Duller sind leider vernichtet, die an O. L. B. Wolff zerstreut. Nachdem wir des jungen Dichters Äußerungen an die Nächststehenden — einen weiteren brieflichen Verkehr scheint er in jenen Jahren kaum gesucht zu haben — buntgemischt in zeitlicher Reihenfolge vernommen, schließen wir in zwei gesonderten Gruppen die beiden Briefwechsel an, welche in den folgenden Zeitraum hinüberleiten, diejenigen mit den beiden trefflichen Männern, welche den jungen Dichter in die deutsche Literatur einführten, mit Chamisso und Schwab.

An die Mutter.

Amsterdam, 31. Januar 1832.

— Umsomehr wünsche ich mich in stillen ruhigen Stunden zu Euch zurück, als ich hier bis jetzt eigentlich noch Niemanden habe, an den ich mich so recht von Herzen anschließen könnte. Wie ich auch dem Onkel geschrieben habe, herrscht hier eine Etikette, die mir die Herzlichkeit, die Liebe, das ungezwungene Wesen, an welche ich in Soest gewöhnt war, schlecht ersetzt. Herr Frank, so gut und edel er ist, scheint einen großen Werth auf diese steife Convenienz zu legen. Meine Mitcommis sind zum Theil Bonvivants, deren Art mir auch nicht recht behagt. Sonst gefällt es mir hier ganz wohl.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 8. Februar 1832.

Theuerster Ludwig!

Nun sind es gestern schon drei Wochen, seit Dein letzter, mir eine so angenehme Ueberraschung bereitender Brief in meinen Händen ist, und es wird also nachgerade Zeit, Dir durch eine Antwort meinen herzlichen Dank dafür

abzustatten. Längst würde ich es bereits gethan haben, wenn meine Reise, meine erste Einrichtung hier, die neue Art meiner Beschäftigung, die Menge Zerstreuungen, in deren Strudel man, fast wider Willen, hineingerissen wird, und manches Andre, mich nicht bis jetzt davon abgehalten hätte. Dafür soll dieses Schreiben aber auch desto länger seyn!

Im nämlichen Augenblicke, als ich am 17. v. M. in das Postbüreau zu Soest trat, um zweien mir bekannten Postsecretairen unter den Klängen des zur Abfahrt auffordernden Hornes Lebewohl zu sagen, überreichte mir einer derselben Deine soeben, mit demselben Wagen, welcher mich forttragen sollte, eingegangene Zuschrift. Stelle Dir meine Freude vor! Seit Jahren hatte ich, wenige Nachrichten aus Detmold ausgenommen, nichts von Dir erfahren, glaubte Dich zu „Halle an der Saale Strande", und nun so unerwartet, so plötzlich, in einer Minute, wo der Schmerz der Trennung von meinen Lieben mich tief bewegte, kam dieser Brief an, dessen im Fahren freilich schwer zu bewerkstelligende Lectüre mir die Abschiedsgedanken auf eine wohlthätig zerstreuende Weise flugs aus dem Kopfe zauberte und mich von dem Wohlseyn und der fortdauernden Liebe meines Ludwigs überzeugte. Nochmals meinen innigen Dank für die Freude, lieber Junge!

Du verdienst aber doch Tadel, daß Du mich von deiner Anwesenheit in Detmold nicht eher in Kenntniß gesetzt hast. Hätte ich es gewußt, so würde ich Dich auf die Weihnachtsfeiertage nach Soest eingeladen haben, und, nicht wahr? Du hättest mich und die Meinigen dann gewiß durch Deinen Besuch erfreut. Viele und rauschende Vergnügungen würde ich Dir freilich nicht haben darbieten können, aber ich hoffe, daß ein herzliches Willkommenheißen von meiner ganzen Familie, ein biederer Händedruck von mir, und ein freundschaftliches Gespräch über gemeinschaftliche Interessen Dir jene gewiß ersetzt haben würden. Am Abend wären wir dann auf mein Stübchen gegangen, das ich mir im letzten Jahre meines Dortseyns ganz wohnlich gemacht hatte, auf welchem ich mich nach vollbrachtem Tagewerk meinen Studien und Träumereien hingab, und dessen freundliche Stille ich jetzt im bewegten Leben der großen Handelsstadt oft so sehr, so sehr vermisse. Laß dir das trauliche Oertchen einmal beschreiben! Zürne mir deshalb nicht! es thut mir einmal wohl, mich in der Erinnerung an eine Stelle zu versetzen, wo ich oft so glücklich war — durch Träume!!

Denke Dir also ein nicht zu großes Zimmer im 2. Stockwerke eines von der Straße ganz abgelegenen, rings von Gärten umgebenen Hauses: des Wohnhauses meiner Mutter. Die zwei Fenster gewähren die Aussicht in einen großen Obstgarten, und die Spiegelwand, welche sich zwischen ihnen befindet, ist von zu beträchtlicher Höhe und Breite, als daß ich der Ver-

suchung, sie mit Kupferstichen zu schmücken, widerstehen könnte. Ueber dem Spiegel blickt Byron, der herrliche unübertreffliche Britte, sinnend auf das tobende Meer, unter dem Spiegel erblickst Du ein allerliebstes Bildchen, eine Scene aus Hebels alemannischem Gedicht „die Wiese". Zu beiden Seiten schauen Uhland, Goethe, Scott, Tieck, Ernst Schulze und andere Dich mit hellen Dichteraugen an. An der Seitenwand hängt die Ansicht von Detmold, ein liebes Andenken von Dir, außerdem eine Karte vom Lippischen Lande, ein Shakespeareskopf u. s. w. Vor dem Spiegel steht mein Arbeitstisch, mit einer kleinen Bibliothek (die meistentheils aus Deutschen, Englischen, Italienischen und Französischen Poeten besteht) beladen, und links von demselben mein Pult, welches meine Reimereien, nebst noch andern Büchern, die mir nicht immer zur Hand zu seyn brauchen, aufbewahrt. Grüne Zweige wiegen sich vor den Scheiben — kurz! eine Sommerstube, wie sie seyn muß. Links, wenn ich zum Fenster hinausschaue, sehe ich ein Haus, und in dem Hause — ach, Ludwig! mir träumte einmal, ich wäre bei einer Schlittenparthie gewesen, und in dem Gedicht, welches ich auf diesen Traum machte, kommen folgende Reime vor:

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf den schönsten Nacken;

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen!

Nun weißt Du, wer in dem Hause ist! — Lache mich nur recht aus! Vielleicht könnte ich, wenn Du mir Deine Herzensgeheimnisse auftischtest, auch mit Auslachen aufwarten. — Doch genug von dem dummen Zeuge!

Auf jenes Stübchen hätten wir uns also gesetzt, und uns 'mal recht ausgeplaudert. Wann wird das jetzt wohl der Fall seyn? Vielleicht erst nach Jahren! Wenn Du, statt nach Göttingen, zu Ostern nach Bonn gingst, so wollte ich Dich freundlichst ersucht haben, mit dem Dampfschiff nach Vollendung deiner Studien hierher zu kommen. Der Aufenthalt hier sollte Dich nicht viel kosten. Du könntest mit mir in ein Bett kriechen, in einer Restauration wohlfeil zu Mittag speisen, brauchst vielleicht bei achttägigem Verweilen nur ca. 3 Pistolen, und hättest dabei doch den Vortheil, daß Du die ledernen Holländer einmal sähest, wie ich den, Dich einmal wiederzusehen. Ueberleg's. —

Du bist also jetzt in Detmold, und mit Dir eine Menge unserer ehemaligen Schulkameraden: Oltendorf, Becker, Seiff, Weerth u. a. Wie gern sähe ich vor Allen meinen lieben Dietrich Adolph und den dicken Michel wieder, um mich zu überzeugen, ob sie meiner noch gedächten. Grüße Alle, Alle herzlich von mir und versichere sie meiner Liebe.

Daß Herr Rath Falkmann sich nach mir und meinem poetischen Treiben erkundigt hat, hat mich mit lebhafter Freude erfüllt. Vor ungefähr einem Jahre sandte ich ihm die Uebersetzung des Byron'schen Gedichtes Mazeppa mit der Bitte, mir sein Urtheil darüber gütigst bei Gelegenheit mittheilen zu wollen. Mangel an Zeit, und die Unbedeutendheit meines Versuchs werden ihn abgehalten haben, diese Bitte zu erfüllen, und ich ersuche Dich deßhalb, ihn bei passender Gelegenheit um seine Meinung über jene Bearbeitung zu befragen, und mir dieselbe in deinem nächsten Briefe mitzutheilen. Du mußt mir aber reinen Wein einschenken! Ich bin mehr auf Tadel, als Lob gefaßt. Meine freundliche Empfehlung an den Herrn Rath!

In Soest habe ich stark gedichtet (wenn Du so mein Reimen nennen willst!). Außer eigenen Versuchen habe ich auch viel aus dem Englischen, vorzüglich aus Byron, übersetzt. Sein „Giaur" ist in der Handschrift beinahe fertig übertragen. Hier wird die Sache nicht so coulant gehen. Denn wenn ich auch viele Zeit für mich habe (ich arbeite täglich nur 8—9 Stunden), so ist meine Stimmung hier doch nicht so, daß ich meinen poetischen Duseleien stark nachhängen könnte. In dem ewigen Lärmen gehen die besten Gedanken zum Teufel! Und dann das ewige, verfluchte Rechnen!

Im Sonntagsblatte haben kürzlich wieder einige, mit Ferdinand unterzeichnete Beiträge von mir gestanden. Wahrscheinlich wird auch bald im Morgenblatt etwas von mir zu lesen seyn. — —

Da bin ich denn nun weit, weit von dir verschlagen, mein Lieber! Wer hätte gedacht, daß wir so auseinanderfliegen würden?

Ich befinde mich hier übrigens ganz à mon aise! Wenn der Bogen nicht bald zu Ende wäre, so wollte ich Dir eine Menge Sachen über Amsterdam schreiben: vom Hafen, von Schiffen, vom Enthusiasmus der Holländer, vom Theater, von hübschen Mädchen u. s. w., ich würde dann aber schwerlich mit dem Papier ausreichen, und theile Dir daher nur Folgendes, zunächst mich betreffend, mit:

Das Handlungshaus, in welchem ich jetzt als Commis arbeite, ist eines der renommirtesten in ganz Amsterdam. Auf unserm Comptoir sind 14 junge Leute beschäftigt. Morgens neun Uhr gehe ich ans Pult, arbeite bis 3—4 Uhr, und speise dann beim Restaurateur Peter in der Kalverstraat zu Mittag, spaziere bis 5—½ 6 und arbeite dann noch bis 8—9 Uhr. Wenn ich

fleißig bin, hoffe ich, mir ein ziemliches Gehalt zu verdienen. Für den Anfang gibt's wenig. Unser erster Comptoirist erhält 1500 Gulden. —

NS. Was für ein Flegel ich doch bin! Da habe ich Dir von meinen alten Soester Geschichten soviel und hingegen von meinem neuen Amsterdamer Leben, was Dich gewiß mehr interessirt haben würde, fast gar nichts geschrieben. Halt's zu gute bis nächstens. Meine Adresse ist: F. F. Adr. Jacob Sigrist.

* * *

An Luise Clostermeier.

Amsterdam, 10. Februar 1832.

Die Gefühle zu beschreiben, welche ich beim Empfange Ihres mich auf so unerwartete Weise überraschenden Briefes empfand, ist unmöglich. Freude bei der nunmehrigen Gewißheit, daß Sie meiner noch mit freundlicher Erinnerung gedächten, Trauer bei der Nachricht von dem, was das Schicksal im Laufe des letztverflossenen Jahres wieder über Sie verhängt hat, und noch über Sie verhängt, machten sich wechselsweise in meiner Brust Raum. O, was haben Sie leiden müssen! Glauben Sie nicht, daß ich mir die ganze Größe Ihres Verlustes, das namenlos Schmerzliche Ihrer jetzigen Lage nicht vorzustellen vermöchte! Hat doch auch mir das Grab schon so vieles Theure geraubt; stand ich doch schon als Kind neben der Bahre meiner lieben, lieben Mutter und zweier Schwestern; beugte ich mich doch vor wenigen Jahren erst weinend über die Leiche des besten der Väter, und wenige Monate später über die meines jüngsten Brüderchens, meines unvergeßlichen Otto! Ja, gewiß kann nur der, welcher selbst Schmerz empfunden hat, den Schmerz eines Andern ganz mitfühlen!

Ich fühle den Ihrigen mit! O, könnten Sie sich von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen überzeugen, Ihre Trauer würde sich dadurch, daß Sie sähen, wie ich mit Ihnen trauerte, mildern! Verargen Sie es mir nicht, daß ich Ihnen ein Lied beilege, welches ich einst in einem, dem Ihrigen ähnlichen Gemüthszustande machte. Möchte Ihnen die Lesung desselben die Ruhe zu Theil werden lassen, welche mir bei seiner Verfertigung wurde! —

Durch das längere Verweilen bei den letzten Lebensmonaten Ihrer theuern Frau Mutter verpflichten Sie mich zum heißesten Danke! O, mit welcher süßen Wehmuth erfüllten mich diese Nachrichten! Also hat sie auch meiner in ihren letzten Tagen noch sich erinnert? O, daß es mir nicht vergönnt war, sie noch einmal vor ihrem Scheiden zu sehen, ihr noch einmal zu sagen, wie ich sie liebte, wie ich sie verehrte. Sie wird ewig in meinem Herzen fortleben!

Wie gut sind Sie! Der Ring von Ihrer verstorbenen Frau Mutter wird mir stets ein heiliges Andenken an sie, und ein Beweis von Ihrer

Güte, welche mir dieses Andenken zukommen ließ, sein, und mit dem Fernrohr, welches Sie mir aus dem Nachlasse des Herrn Archivraths schenkten, das kostbarste Stück meines kleinen Besitzthums ausmachen! Empfangen Sie meinen innigsten, herzlichsten Dank für dieses Zeichen Ihrer Freundschaft!

Sie glauben, ich zürne Ihnen, wegen Ihres längern Schweigens? O, wie könnte ich das? Ich betrachte es als eine unverdiente Güte, daß Sie meine Briefe mir beantworten, und wenn Sie je einer Entschuldigung bedürften, so wäre ja das viele Schmerzliche, was Sie im letzten Jahre erlitten, eine mehr als hinreichende. Nein, so dürfen Sie nicht zu mir sprechen! Sie beschämen mich, Sie sind zu gütig! —

So weit hatte ich vorgestern und gestern in einigen freien Augenblicken geschrieben, und benütze jetzt den stillen Sonntagabend, um diesen Brief fortzusetzen. Ich komme so eben vom Y, auf welchem ich mich, trotz des ziemlich starken Windes, welcher die See ziemlich hoch gehen ließ, durch einen rüstigen Schiffer ein Stündchen im Mondenscheine habe herum rudern lassen. Es war ein herrlicher Abend! Der Himmel klar und heiter, wie selten in dem nebeligen Holland, überall mächtige Dreimaster vor Anker liegend, und unter ihnen hin und wieder ein zierlich gebautes Dampfboot; auf den beschäumten Wellen das Bild des Mondes, und dicht drüber hin schwirrend die weißgrauen Möven!

Wie sehr bin ich Herrn Auditeur Grabbe für die gütige Besorgung meiner geringfügigen Versuche an die Redaction des Morgenblattes verpflichtet! Haben Sie die Güte, mich ihm freundschaftlichst zu empfehlen und ihn meines Dankes für seine große Gefälligkeit zu versichern. Daß ihm, wie Ihnen, die fraglichen Reimereien nicht ganz mißfallen haben, hat mich innig erfreut, jedoch glaube ich, daß Sie dieselben entweder zu günstig beurtheilt, oder mir in Ihrem Briefe dasjenige, was Sie daran zu tadeln fanden, verschwiegen haben.

Sogar hier in dem prosaischen Amsterdam wird Herrn Grabbe's Genius verehrt. In einer Buchhandlung, wo ich mir vor 8 Tagen seinen Napoleon kaufte, um ihn gleich darauf im Café français zu verschlingen, wurde mir gesagt, daß Alles, was aus Herrn Grabbe's Feder käme, reißend abginge. Was haben wir denn zunächst von ihm zu erwarten?

Ehe Sie weiter lesen, muß ich Sie bitten, mich nicht auszulachen. Sie werden nämlich anliegend ein leeres Stammblatt finden, welches ich gern von Herrn Auditeur Grabbe's Hand beschrieben hätte. Ich habe noch keinen einzigen Dichter in meinem Stammbuche, und würde mich glücklich schätzen, wenn der erste, der sich darin einschriebe, ein so eminenter wäre, wie Herr Grabbe ist. Sollte er's aber auch wohl thun? —

Nun bin ich schon beinahe vier Wochen hier. Meine Lage ist sehr angenehm. Ich habe bloß Comptoirarbeit zu verrichten, die freilich nicht selten sehr trocken ist, und habe einen Prinzipal, der nicht nur als Kaufmann, sondern auch als Mensch ausgezeichnet zu nennen ist. Unser Haus ist eines der ersten Amsterdams, befaßt sich mit Wechsel- und Waarengeschäften, hat auf eigene Rechnung ein Schiff in See, welches jetzt in Bahia ist, und gibt vierzehn Comptoiristen Arbeit. Ich denke hier in der Folge, wenn ich erst mehr eingerichtet bin, sehr angenehm zu leben, und wünsche nur, daß ich eine gewisse Abneigung gegen den Kaufmannsstand, die mir noch immer anklebt, bekämpft hätte. —

Das dem Briefe beiliegende Gedicht, mit der Überschrift „Die Leiche", zuerst abgedruckt im Mindener Sonntagsblatt vom 25. Dezember 1831, neuerdings in Nr. 3 der Gegenwart von 1878, mag als letztes Muster von Freiligraths religiös-sentimentaler Jugenddichtung hier Aufnahme finden:

Da liegst du, still und ernst und kalt,
Du bleiche, schlummernde Gestalt!
Auf schlechten Hobelspänen.
Ich seh' dich an, und küsse dich,
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Thränen.

Wie blaß, wie blaß dein Angesicht!
Wie deine Haare, dicht und schlicht,
Sich an die Stirne schmiegen!
Wie hangt die Wimper, schwarz und lang,
Hernieder auf die welke Wang'!
Welche Ruh' in deinen Zügen!

Wie weiß, wie weiß dein Grabgewand!
Wie fromm gefaltet Hand in Hand!
Wie fest der Mund geschlossen!
Und welcher Friede, still und mild
Ist über dich, du bleiches Bild,
Vom Tode ausgegossen.

Dein Kampf war kurz, dein Friede währt!
Gar süße Ruh' wird dir beschert
Unter kühlen Trauerbäumen!
Im trauten Schrein, im Kämmerlein,
Gedeckt vom leichten Blumenrain,
Da magst du schlafen und träumen.

Der Leib zerstäubt, sein Wohner bleibt:
Der Keim verwes't, die Ähre treibt;
Aus enger, dunkler Hülle

Ringt strahlend sich der Falter los,
Und trinkt aus duft'ger Kelche Schoß
Der Seligkeiten Fülle.

So sprengst auch du die Hülle bald,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Und schwelgst in Himmelshainen.
Doch erst mußt du hinab, hinab;
Hinab ins kalte, dunkle Grab,
Und darum muß ich weinen.

Ich kann, ich kann nicht von dir gehn!
O, könnt' ich immer bei dir stehn,
Hier neben deinem Schragen!
O, könnt' ich stets im Leichenschmuck
Dich schaun, mit Kuß und Händedruck
Dir meine Liebe sagen.

Doch weh! — Die Todtenglocke schallt! —
Noch einen Kuß! wie eisig kalt! —
Seine Kält' kann mich nicht schrecken!
Zum letzten Mal küß' ich dich,
Und weine laut und bitterlich,
Und möchte gern dich wecken!

* * *

An Gisberta.

Ohne Datum, wohl Frühling 1832.

Liebe Benda!

Zu meiner großen Freude habe ich gehört, daß Du, meine Charmanteste, jetzt in die Strickschule gehst. Ich habe nicht verfehlen wollen, Dir diese Freude in wenigen Worten an den Tag zu legen, und Dich zu bitten, mir ein Paar schöne Socken zu stricken. Wenn Du das thust und mich bald wieder Dein Pfötchen sehen läßt, will ich auch Dein Dich liebender Bruder Nando bleiben. —

* * *

An Lina Schwollmann.

8. April 1832.

— Was hältst Du davon, wenn ich meine Reimereien sammelte und sie einem Buchhändler in Verlag gäbe? So ein paar hundert Gulden extra zu verdienen, wäre nicht übel, und Zeit habe ich Sonntags genug. Anonym müßte ich's freilich thun, denn was würde Hr. Franck sagen, wenn er sähe, daß er einen Poeten auf dem Comptoir hätte? —

* * *

An Lina Schwollmann.

5. August 1832.

— Ich lese jetzt fleißig spät abends im Jean Paul. Diesen Herbst schicke ich den Feldkoffer, wenn es sein muß, an Euch zurück und packe alsdann diejenigen Bände, die ich gelesen habe, hinein. Solltet Ihr mir Aepfel schicken wollen, so kannst Du dagegen den Hesperus und den Quintus Fixlein mit ins Faß praktiziren; künftigen Sommer bringe ich sie wieder mit.

Die Dichterin Elise von Hohenhausen hat mich kürzlich wieder mit einem Briefe beehrt. Sie will mich durchaus ans Novellenschreiben haben, was ich aber höflich abgelehnt habe. Die gnädige Frau habe ich mit meinen Reimereien ganz auf meine Seite gebracht. Es ist übrigens eine verständige Dame, die mir auch den Rath gibt, mich durch die Poesie nicht von meinen Berufsarbeiten abhalten zu lassen. Den Rath hätte ich übrigens nicht bedurft. —

* * *

An Luise Clostermeier.

Amsterdam, 20. September 1832.

Im Februar dieses Jahres hatte ich zuletzt das Vergnügen, an Sie zu schreiben, und ich hoffe, auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, wenn ich heute neuerdings so frei bin, Ihnen einmal wieder Nachricht von mir zu geben. Seit jener Zeit bin ich dem Lippischen Lande inzwischen näher gewesen, als Sie vielleicht glauben: ich mußte nämlich vor ungefähr acht Wochen meiner Militärangelegenheiten wegen eine Reise nach Soest machen, konnte mich aber meiner beschränkten Zeit wegen nur zwei Tage daselbst aufhalten, und so meiner frühern Absicht, bei dem Besuche auch eben Detmold zu berühren, leider nicht treu bleiben. Ungefähr eine halbe Stunde von Soest, auf dem Wege nach Arnsberg, kann man die Lippischen Berge sehen; auf diesen Punkt ritt ich hinaus, und versetzte mich im Geist hinter den fernen Höhenzug, an Orte, welche mir durch so manche frohe und trübe Erinnerung stets werth bleiben werden.

Ich habe mich jetzt hier so ziemlich eingebürgert; meine Beschäftigungen sind mir lieb geworden, und das Leben in der großen Stadt gefällt mir jetzt, nachdem die erste Periode des Heimwehs und mancher anderen Erinnerungen überstanden ist, sehr gut. An das Comptoir bin ich zwar den größten Theil des Tages gefesselt, außer demselben bin ich aber so unabhängig, als ich es nur wünschen kann. Ich wohne, wie alle meine Collegen, außer dem Hause des Prinzipals. Mein Logis liegt in einem der schönsten Theile der Stadt, und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Amstel. Zu Mittag

esse ich beim Restaurateur, trinke meinen Kaffee auf dem Kaffeehause, und bin wirklich auf gutem Wege ein — wenn ich das Wort gebrauchen kann — Wirthshausmensch zu werden, wie ich hingegen zu Soest ein wahrer Einsiedler geworden war, der die vier Pfähle höchstens zu einem Spaziergange verließ. Zwischen beiden Extremen werde ich jetzt schon die Mitte zu halten wissen.

In der Poesie bin ich jetzt ziemlich unthätig, und muß es auch seyn, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, aufs Neue den Geschmack an den Beschäftigungen zu verlieren, welche mir nun einmal angewiesen sind. Ich habe kürzlich Goethe's Wilhelm Meister wieder gelesen, und neben Manchem, was Zweifel und Fragen in mir aufregen wollte, auch Vieles gefunden, was mir zur wahren Belehrung und Beruhigung gedient hat.

Der Rath Bachmann in Paderborn forderte mich kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm projectirtes Taschenbuch auf. Ich habe ihm Einiges gesandt, und zugleich den Auftrag gegeben, Ihnen, werthe Freundin, zwei Exemplare des Buches zuzuschicken. Eins davon wollen Sie, das andere Herr Auditeur Grabbe nicht verschmähen! Ich weiß zwar nicht, ob das, was ich Ihnen biete, Ihren Beifall erhalten wird, wünsche aber von Herzen, daß es besser seyn möge, als so Manches, was ich schon habe drucken lassen, und dessen ich mich fast schäme, umsomehr, da ich denken muß, daß Viele, besonders solche, die mich früher kannten, mich deßwegen für albern und närrisch halten müssen. — —

Die „Gunloda, Westfälisches Taschenbuch für 1833", herausgegeben zu Paderborn von Moritz Bachmann, bringt folgende in die „Gedichte" aufgenommene Gedichte von F. Freiligrath: Im Walde, Die Tanne, Die Amphitrite, Der Falk, Die Auswanderer, Schwalbenmärchen, Prinz Eugen, Piratenromanze. Später unterdrückt, erst wieder abgedruckt Gs. Dichtungen 1877. I. wurden: An Afrika, Der Tod, Das kranke Kind, Die Blüte, Hafengang. Auch zu der von demselben M. Bachmann herausgegebenen Sammlung „Kränze", Rinteln 1834, hat Freiligrath dreizehn Gedichte oder Übersetzungen gesteuert, die ersteren Der Schlittschuh laufende Neger, Zwei Feldherrngräber, Florida of Boston, Barbarossas erstes Erwachen, Der Schwertfeger von Damascus, der Scheik am Sinai, Meerfabel, Audubon, Die Griechin auf der Messe, Der Divan der Ereignisse.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 3. Octbr. 1832.

Liebster Ludwig!

Endlich muß ich meinen längst gehegten Vorsatz, Deinen letzten Brief vom 15. März dieses Jahres zu beantworten, wohl einmal verwirklichen,

wenn ich mich in Deinen Augen nicht dem Verdachte einer Abnahme meiner Freundschaft zu Dir aussetzen will. Sey überzeugt, daß nur eine Unzahl von Geschäften und Zerstreuungen (welchen letzteren man auch bei dem besten Willen nicht ganz aus dem Weg gehen kann) mich bisher vermochten, ein Stillschweigen gegen Dich zu beobachten, welches je länger, desto drückender für mich wird, und dem ich daher endlich heute durch einige eng geschriebene Seiten Luft zu machen gedenke. Ich habe ohnehin so viel und Mancherlei mit Dir zu besprechen, daß ich im Voraus weiß, daß ich am Schluß des Bogens im besten Plaudern aufhören muß, und den Brief mit einer Wiederholung einer schon oft geäußerten, aber leider nichts fruchtenden Klage: „ein wie schlechtes Surrogat nämlich für die mündliche Unterhaltung die schriftliche sey" siegeln werde.

Mit dem tiefsten Schmerze und der innigsten, aufrichtigsten Theilnahme habe ich die betrübende Nachricht von dem Tode Deines Schwesterchens Elise vernommen. Also auch Euerm stillen, frohen Kreise ist auf eine solche harte Weise eine blutige Wunde geschlagen, auch Euch hat der Tod unerbittlich einen heiß geliebten Gegenstand geraubt, und Ihr blickt weinend auf das Grab eines Kindes, dessen leidendes, stilles Wesen und große Lieblichkeit mich noch bei meinem letzten Dortseyn so freundlich und doch auch so wehmüthig ansprachen. Schon damals war es mir in einzelnen Augenblicken, als ob diese zarte, kränkelnde Blume bald in einen andern Boden verpflanzt werden würde — sie ist es jetzt! Doch Ludwig! Dieser Boden ist gewiß ein schönerer, besserer, als der, in welchem sie hier stand — dort wird sie sich gewiß zur herrlichsten Blüthe entfalten, und der schwache, sieche Körper wird dort auf ihr fröhliches Emporkeimen nicht mehr hemmend einwirken können. Bei keiner andern Gelegenheit werden wir wohl mehr in dem Glauben an die Unsterblichkeit befestigt, als bei dem Scheiden unserer Geliebten, und die christliche Religion weiß uns diesen Glauben auf eine so erhebende und tröstliche Weise darzustellen, daß er unsern Schmerz wohl in stille Wehmuth, in ein hoffendes Trauern zu verwandeln vermag. Möchte doch auch Dir und Deinen verehrten Eltern und Geschwistern die Zeit ihren Balsam nicht versagt haben, und Ihr jetzt, wenn auch nicht ohne Trauer — denn die verliert sich nie! — doch wenigstens mit Ruhe der theuren früh Hinübergegangenen gedenken können. Habe die Güte, die Deinigen meines wärmsten Mitgefühls bei diesem harten Falle zu versichern.

Deine übrigen Mittheilungen über Dein damaliges Leben, wie die verschiedenen Notizen über manche unsrer gemeinschaftlichen Freunde haben mich angenehm angesprochen, und mich zum lebhaftesten Dank verpflichtet. Als Gegenstück will ich versuchen, Dir meine eigne augenblickliche Lage in der

Kürze darzustellen. Im Allgemeinen befinde ich mich jetzt in ganz angenehmen Verhältnissen. Ein Comptoirist in einer Handelsstadt wie Amsterdam befindet sich, die Art der Beschäftigung natürlich abgerechnet, fast ganz in derselben Lage, wie in Deutschland ein junger Jurist, Secretär u. dgl., der seine bestimmte Zeit auf dem Bureau arbeitet, übrigens aber von seiner Behörde durchaus unabhängig ist. Ich wohne, wie meine sämmtlichen Collegen, außer dem Hause des Prinzipals und habe mir mit einem jungen Württemberger, einem sedaten, frommen Kerl, der freilich in mancher Hinsicht ganz mein Antipode ist, ein paar Zimmer in einem der schönsten Stadttheile gemiethet, wo wir eine wahre Junggesellenwirthschaft führen, und wenn wir anders den Comment loshätten, wohl eine Art Studentenkneipe etabliren könnten. Meine Arbeit besteht in Correspondenz, Buchführung, Facturen aufnehmen ꝛc. — lauter trockne Dinge freilich; — indeß, Ludwig, welcher Mensch möchte sich wohl rühmen können, ganz so zu leben, wie er es wohl wünschte, und einzig solchen Beschäftigungen obzuliegen, welche seinen Neigungen durchaus entsprechen? Ich glaube, keiner! Und warum wollte man sich um die Arbeit, die einem nun mal angewiesen ist, und welcher man durch Uebung und Gewohnheit, wenn eben auch nicht durch ausgezeichnetes Talent gewachsen ist, durch beständiges Murren und Hinüberwünschen in einen andern Zustand, verbittern? Ich glaube wenigstens, daß dies eine große Thorheit ist, und suche meiner Arbeit durch Ordnung, Accurateſſe ꝛc. die angenehmste Seite abzugewinnen. Dies gelingt mir auch trefflich, und ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mich eine schön geschriebene und genau gerechnete Seite in meinen dicken Factur- und Contocorrentbüchern ebenso amüsirt, als meine beste Reimerei. Dabei habe ich noch den Vortheil, zu wissen, daß jene einen reellen Nutzen stiftet, und mir solide Zufriedenheit meines Alten erwirkt, während diese mir nach kurzer Zeit nicht mehr gefällt, und mir vielleicht bei vernünftigen Leuten den Namen eines Narren auswirkt. — Mein Gehalt ist noch nicht festgesetzt; Herr Franck schrieb mir, als er mich hierherzog, daß ich fürs Erste ein mäßiges Salair erhalten würde, ohne die Summe anzugeben. Auf dieses „mäßige Salair" lasse ich mir jetzt von unserm Kassier zahlen, was ich brauche, und weiß nur, daß das zu erwartende Fixum fürs erste Jahr nicht unter 600, und nicht über 700 Gulden seyn wird. Das erste sind ungefähr 340, das letzte 396 Preußische Thaler.

„Das heißt doch nicht um Katzendreck
Sich müd und lahm casteien!
Soll denn so viel gebratner Speck
Umsonst ins Maul mir schneien?" Bürger.

Uebrigens muß ich Dir auch unverhohlen sagen, daß ich bei dem theuern

Pflaster hier auch nur eben, eben mit diesem gebratenen Speck ausreiche und kein Stückchen davon in den Rauch hängen, d. h. auf die Seite legen kann. Indessen brauche ich doch auch keine Schulden zu machen, und für die Zukunft wird Gott sorgen.

Mein Prinzipal ist sehr freundschaftlich gegen mich gesinnt. Mit seiner Familie komme ich nur zuweilen alle 2—4 Wochen in Berührung, wo ich zum Diner geladen werde. Ein solcher Fraß ist äußerst brillant und nicht zu verachten, wenn es dabei auch zuweilen etwas steif hergeht, und ich mir nicht selten Zwang anthun muß, besonders wenn es mit den Tischnachbarinnen an eine holländische Conversation geht. Jedoch wiederhole ich dann bloß im Stillen den obigen Bürger'schen Vers, schenke meiner Schönen und mir selber aus der neben mir aufgepflanzten Flasche tapfer ein, und bringe die lange Zeit von 5—12 oder 1 Uhr vergnügt genug hin. Hoffentlich wird sich durch diese Schule auch die mir angeborne Schüchternheit und Schweigsamkeit in Gesellschaften so ziemlich verlieren.

Die angeregten Skizzen aus der Amsterdamer Bildergallerie halte ich übrigens für überflüssig Dir zu geben. Du findest das Einschlagende in jeder guten Geographie und Reisebeschreibung; von letzteren empfehle ich Dir besonders die Reise des seligen Kanzler Niemeyer. Ich bemerke Dir bloß noch, daß wir ein holländisches, deutsches und französisches Theater haben, und daß ich alle drei zuweilen besuche. Das letztere gibt die Vaudevilles von Scribe und Consorten fast gleich nach dem Erscheinen in Paris, und wenn es diesen leichten Dingern auch an innerer Tiefe gebricht, so amüsiren sie doch ein paar Stunden recht gut, und sind als Practikum der französischen Sprache sehr anzuempfehlen.

Um doch auch ein Wort von meiner Poeterei zu sagen, bemerke ich Dir, daß ich dieselbe fast ganz an den Nagel gehängt habe. Ganz habe ich's freilich noch nicht gekonnt, und sehe auch nicht ein, warum ich's sollte, wenn ich mich dadurch nicht in meine alte Schlenderei hinreißen lasse. Auf die meisten meiner bisher gedruckten Sachen, besonders auf einen Versuch in der Novelle, sehe ich jetzt herzlich beschämt zurück, und wünschte, sie wären ins neunte Jahr premirt worden, wo sie dann sicher einem Auto-da-fé ausgesetzt gewesen wären. Ich begreife wirklich nicht, wie manches derselben noch Beifall gefunden hat. Die Regierungsräthin E. v. Hohenhausen wirft in ihren Briefen an mich (eine Ehre, zu der ich komme, ohne zu wissen wie?) mit meuchelmörderischen Redensarten um sich, und von dem Gerichtsrath Bachmann in Paderborn wurde ich noch kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm zu edirendes Taschenbuch auf 1833 aufgefordert. Da ich gerade noch einige Bagatellen liegen hatte, so schickte ich sie ihm zu, und trug ihm zugleich auf,

Dir und dem Cand. theol. Ad. Seiff, vulgo Tippo, ein Exemplar des Buches zuzustellen. Ihr wollt die Lappalie nicht verschmähen, und bei der Beurtheilung der von mir herrührenden Poesien einigen derselben es nicht übelnehmen, daß sie noch an einer gewissen Sentimentalität kränkeln.

Die Cholera hätte ich beinahe vergessen zu erwähnen. Sie ist stark in Abnahme begriffen, und hat mir während ihres ganzen Hierseins auch nicht die Probe Furcht abgezwungen.

Durch eine baldige Antwort wirst Du „feurige Kohlen" auf mein Haupt sammeln, was Dir als reformirtem Candidaten wohl zukäme.

Diese beiden Fettflecken willst Du entschuldigen und keineswegs als Mangel an Respect ansehen.

* * *

An Lina Schwollmann.

21. Januar 1833.

— Ach hätte ich auf Weihnachten doch bei Euch seyn können! Wie leer ist doch die Welt, wenn man an einem Orte so ganz ohne Liebe dasteht und sich nur wehmüthig in Gedanken an die Plätze versetzen kann, wo man geliebt wird. Am Abend des zweiten Weihnachtstages habe ich einen einsamen Spaziergang an der Amstel gemacht und dabei gedacht, daß nun der Baum zuletzt brennen würde. Vorher war das Wetter so schlecht, daß ich zu Haus bleiben mußte. Da kramte ich denn in meinen Briefen, blätterte im Stammbuche und wollte aus der Haut fahren, wenn es mir beifiel, wie froh ich sonst an diesem Tage in eigener und fremder Freude gewesen — und nun? —

* * *

An dieselbe. 18. Februar 1833.

— Doch was nützt das Raisonniren? Sind es doch auch nur einzelne Augenblicke, wo ich alles schwarz sehe und mich, wenn ich in Rechnungen, Büchern, Briefen vergraben bin, für jene unglückliche Prinzessin halte, die in der und der Zeit so und so viel Erbsen oder Federn zu lesen, oder einen ungeheuern Garnknäuel zu entwirren von einer bösen Fee verurtheilt wurde. So schlimm ist es nun freilich nicht. Geduld überwindet alles, und ich muß mich oft selbst über mein rasches und flinkes Arbeiten freuen. Ach, wenn ich nur mehr Erbsenzähler wäre, dann sollte es wohl gehen. Aber der Stuhl wird mir gar zu leicht heiß. Mit steter Liebe

Dein F. Freilig
Rath.

Was sagst Du zu meiner obigen Unterschrift?
Es ist doch ein Glück, wenn man ein geborener Rath ist.

* * *

An die Mutter.

28. Mai 1833.

Da ich vorgestern und gestern doch die Tour nach dem Haag gemacht habe und vermuthe, daß Dir eine kurze Beschreibung davon nicht unangenehm seyn wird, so will ich Dir dieselbe sobald wie möglich geben, um so mehr, da heute, als am blauen Dienstag-Morgen, doch wenig gearbeitet wird, und ich, wenn ich länger damit warten wollte, Vieles vergessen würde. Vollständig und ausführlich kann meine Beschreibung natürlich nicht seyn, und sie soll Dich ja auch nicht sowohl von Gegenständen unterhalten, die Dir ganz fremd sind, als vielmehr nur an solche erinnern, die Dir bekannt und in einer Reihe von Jahren lieb geworden sind.

Ich fuhr also vorgestern Morgen mit der Diligence von hier ab und langte nach einer sechsstündigen Fahrt auf der Route über Haarlem in der Residenz an, wo ich mich mit meinem Reisegefährten von Jan [1]) im Hotel de Bellevue, welches, wie Dir bekannt sein wird, vor der Stadt an dem nach dem Bosch führenden Wege liegt, einquartirte.

Hierauf ging ich nach dem königlichen Lustschlosse Huis in Bosch, um dessen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Der große Saal, dessen prächtige Wandgemälde durch die Fenster der Kuppel erleuchtet werden, gefiel mir am Besten. Aus dem Huis in Bosch ging's in den Bosch mit seinen herrlichen Promenaden selbst, auf denen ich mich besser amüsirte, als in den prachtvollen Schloßzimmern. Wenn man, wie in Amsterdam, fast ganz und gar auf schöne Natur verzichten muß, und sich höchstens auf einigen steifen Alleen vollstauben lassen kann, thut es doppelt wohl, einmal wieder in ein ordentliches Gehölz zu kommen. Ich wurde hier lebhaft an den Detmolder Büchenberg erinnert, der, wenn man sich die Teiche des Haager Holzes hinzudenkt, wohl so schön ist, wie dieses. Vom Bosch begab ich mich nach dem Gebäude, in welchem der Saal der Staten-Generaal befindlich ist, und beging in demselben die Frechheit, mich auf den Thron des Königs zu setzen, und den Tischen und Bänken vor mir einige verbindliche Worte zu sagen, worüber sich die herumführende Frau nicht genug wundern konnte.

Der übrige Theil des Tages wurde nun auf die Besichtigung der Straßen und Plätze verwandt. Ich fand, daß dieselben mit denen Düsseldorfs viele Aehnlichkeit haben: freundlich, hübsch, mehr deutsche, als holländische Bauart, und ohne die solide Pracht, welche den Häusern der Amsterdamer Millionärs aus den Fenstern herausguckt. Der königliche Palast ist von Außen ein-

[1]) Dem im Briefe an Merckel vom 3. Okt. 1832 erwähnten Kollegen und Stubengenossen Freiligraths.

facher, als manches hiesige Privathaus auf der Herren- und Kaisersgracht, wenn auch in Hinsicht des von ihm eingenommenen Raumes großartiger. Er hat nur zwei Etagen.

Da mein Zimmer in der Bellevue wirklich eine belle vue hatte, und ich aus meinem Bette über Wiesen und Weiden nach dem Dorfe Voorburg schauen konnte, so wurde ich am Pfingstmontag zeitig wach, und ging um 7 Uhr gestiefelt und gespornt im Bosch herum, wo ich von Jan, dessen Vater Forstmeister beim mediatisirten Duodezfürsten von Hohenlohe-Oehringen ist, und der folglich, um so mehr, da er adlig ist, einen furchtbaren Aristokratismus im Leibe hat, damit ärgerte, daß ich Blätter von den Hecken und Bäumen riß, um darauf zu pfeifen. Hier sieht man doch, daß es Herrschaftlich ist! sagte er, als die Rasenstücke alle scharf abgesteckt waren, und etliche große Tafeln das Verbot enthielten, darauf herumzuspringen; die Freudenthränen standen ihm dabei in den Augen. Merkwürdig, daß solche Leute kein Paradies genießen können, wenn es darin nicht derartige verbotene Aepfel gibt, die sie n. b. mit allem Respect an den Bäumen hängen lassen, und jeden lumpigen herrschaftlichen Promenaden-Aufseher mit einer Schüppe in der Hand für den Engel Gabriel mit einem feurigen Schwert ansehen. Die Detmolder Pedanterien kamen mir dabei recht ins Gedächtniß.

Um 10 Uhr ins Museum! Im untern Stock desselben befinden sich die chinesischen, japanesischen, afrikanischen, amerikanischen und australischen Merkwürdigkeiten, nebst allerlei andern kostbaren Raritäten. Im obern die herrliche Gemäldesammlung, meist aus Stücken älterer und neuerer niederländischer Meister bestehend, aber auch solche von Altdeutschen, Italienischen, Französischen und Spanischen enthaltend. Jammerschade, daß man solche Sachen im Fluge, in 3 Stunden höchstens, abfertigen muß. Was ich davon behalten habe, und mir aus den Catalogen, die ich mitbringen werde, vergegenwärtigen kann, erzähle ich den Kindern beim Wiedersehen mündlich. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich wenigstens Karl und Lina hätte bei mir haben können!

Um 1 Uhr wurde der Weg nach Scheveningen angetreten, den ich besonders angenehm fand. Eine nicht zu zählende Menschenmenge strömte zu Fuß, zu Roß, und zu Wagen — es gehen sogar regelmäßig Diligencen dahin ab — hinaus. In Scheveningen war Kirmeß, die jedoch bloß aus einigen Honigkuchenbuden bestand. Da Ebbe war, so habe ich die meiste Zeit am Strande promenirt, wo sich überhaupt eine große Anzahl Spaziergänger herumtrieben. Der Wind wehte ziemlich frisch, und das Meer schäumte und brummte, daß es eine Freude war. Die hübschen Bäuerinnen stellten sich ganz dicht ans Wasser, und wenn die Brandung dann die hohen Wellen

hinantrieb, daß sie, wären sie stehen geblieben, über und über naß geworden wären, so liefen sie kreischend und lachend den Strand hinauf, daß ihnen die goldenen Zierrathen, die wie Ohrringe in den Spitzen ihrer Mützen hingen, an die Nase schlugen. Im Badehause une tartine avec de la langue fumée gegessen, zurückgegangen, in die Diligence gestiegen, und um 11 Uhr gestern Abend hier angekommen! — Finis coronat opus! —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 29. Octbr. 1833.

Theurer Ludwig!

Da Dein letzter Brief an mich vom 16. Februar datirt, der heutige Tag aber, an welchem ich mich endlich daran mache, ihn zu beantworten, dem Feste aller Heiligen nicht allzufern ist, so wäre es eigentlich wohl billig, mein langes Schweigen einigermaßen bei Dir zu entschuldigen. Da ich indessen ein so abgesagter Feind aller Entschuldigungen bin, daß es mich sogar ärgert, wenn ich Jemanden, den ich im Gedränge der Börse, des Theaters oder der Straße mit aller Grazie, deren ich fähig bin, über den Haufen gerannt habe, ein „Pardon, Monsieur!“ zurufen muß, so wirst Du es schon entschuldigen, wenn ich, auf die Gefahr hin, von Dir der Grobheit beschuldigt zu werden, ohne Entschuldigung, obgleich schuldiger Maßen gern eingestehend, daß ich in diesem Falle nicht unschuldig bin, sondern viel gegen Dich verschuldet habe, auf Deine Kneipe trete, und Dir, durch die verfluchte Periode, welche aber gleich zu Ende sein soll, ganz außer Athem gekommen, die Hand biete. — So! — Da wäre ich denn endlich im Heiligthum der Musen und Grazien angelangt! Dem merkantilischen Treiben auf Augenblicke entronnen, und nur wie im Traum noch das Brausen der Ebbe und Fluth des finanziellen Oceans, das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Wechselcourse vernehmend, sitze ich an der Seite meines ci-devant Unzertrennlichen.

Eigentlich ist freilich Alles, was ich Dir über mich mitzutheilen im Stande bin, in dem kurzen, alten Spruch: „barba crescit, tunica vilescit, ex — warum soll ich's nicht ausschreiben? — asino nil fit!“ enthalten; es würde aber wenig Lebensart verrathen, Dich mit einer solchen allgemeinen Phrase abspeisen zu wollen, und es ist daher wohl erforderlich, sie Dir mit einigen Worten zu commentiren. Ich werde Dich also nach Anleitung derselben in den Guckkasten meines letzten Lebensjahres hineinschauen lassen, und im ersten Theile des Dir mitzutheilenden physischmoralischen Tableaus auf Veranlassung der Worte: „barba crescit“, und geführt durch die damit sich verbindenden Ideenassociationen, ein wahrhaftiges Bild nicht nur meines

Bartes, sondern auch der übrigen Theile meines Körpers, und ihres Befindens vor Deine Seele stellen. Im zweiten Theil wird die „tunica“ schon dafür sorgen, daß die Details des ersten ohne Verletzung des Decorums und unter gehöriger Beobachtung der Decenz vorgetragen werden, und Dir außerdem eine getreue Darstellung meiner äußeren und namentlich gesellschaftlichen Verhältnisse verschaffen, welche ja, wie das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“ zur Genüge darthut, mit der tunica im engsten nexus stehen. Gleich wie nun aber diese beiden ersten Abschnitte mein leibliches Ich behandeln sollen, so wird endlich der dritte und letzte mein geistiges Ich, meine unsterbliche Seele, über welche ich zu meinem nicht geringen Ergötzen zuweilen ebenso tiefsinnig philosophiren kann, wie Ritter Simon in Tiecks Blaubart, in nähern Rapport mit Dir bringen. Er wird Dir ihr Inneres, diese terra incognita, so gut es geht, zu entschleiern suchen, und Dir beweisen, daß sie, wenn auch wahrscheinlich unsterblich, doch nur eine asina ist, woraus denn natürlich folgt, daß ich selbst ein asinus bin, und — doch die Nutzanwendung wird nicht ausbleiben! —

Also: barba crescit! — Wenn auch meine Wangen und diejenigen Regionen meines Antlitzes, welche unmittelbar das Ohr berühren, noch so kahl sind, daß Sir John, wenn er noch lebte, eben so gut von mir, wie von Prinz Hal sagen könnte: I will sooner have a beard grow in the palm of my hand, than he shall get one on his cheek!“ — so beweist doch mein Kinn —

Claudite jam rivos, pueri! sat prata biberunt! höre ich Dich rufen, und Du hast Recht, Alter! Was soll das dumme Zeug? Laß mich die ohnehin nur kurze Zeit meines Besuches besser benutzen! Schiebe mir, da mich das lange Sprechen etwas echauffirt, und Dein Candidaten-Lehnstuhl doch zu weich für mich profanen Menschen ist, Deine biblia sacra unter das os sacrum, laß mich diese Tasse Thee gemüthlich schlürfen, und vernimm, daß, was mein physisches und psychisches Befinden anbetrifft, der mir vor längerer Zeit von einem älteren Freunde auf den Lebensweg nachgerufene Wunsch: „ut tibi sit semper mens sana in corpore sano!“ bis jetzt, wenn ich anders nicht in einer argen Selbsttäuschung befangen bin, so ziemlich in Erfüllung gegangen ist. Mein äußeres Leben im letzten Jahre hat an der, allem ruhigen, bürgerlichen Treiben eigenthümlichen Einförmigkeit laborirt. Meine Beschäftigungen, Einkünfte, Aussichten oder vielmehr Nicht-Aussichten sind keiner Veränderung unterworfen gewesen, und wenn ich Dich von einer freiwilligen Pfingstreise nach dem Haag, und einer unfreiwilligen in militaribus nach Soest, welche im August vor sich ging, in Kenntniß setze, so hast Du omnia mea scil. fata in nuce vor Dir.

Du wirst inzwischen nach glücklich bestandenem Examen, wozu ich Dir von Herzen gratulire, auf der zum Bischof oder Probst führenden Stufenleiter eine oder einige Stufen höher gestiegen sein, und vielleicht für den Augenblick irgend einem pastori fideli animarum fidelium, dessen Kräfte im Abnehmen begriffen sind, die Lasten seines Amtes tragen helfen, in welchem Falle ich die fehlerhafte Aufschrift dieses Briefes zu verzeihen, und mich außerdem zu belehren bitte, ob ein Cand. theol. auch schon „Hochehrwürden" geschimpft werden muß. Da ich das deutsche Titulaturwesen gar nicht mehr im Kopfe habe, so bin ich ungewiß, ob ich Dir auf der Adresse jenes, oder das schlichte Laienprädicat „Wohlgeboren" geben soll, werde aber wahrscheinlich das letzte vorziehen, da mir — nichts für ungut! — Deine Hochehrwürdigkeit noch gar nicht recht einleuchten will.

Die Nachricht, daß Du noch das Englische angefangen hast, war mir so unerwartet, als angenehm, und ich bin überzeugt, daß Dich dieser Schritt nicht gereuen wird. Ich wüßte, unsre eigene ausgenommen, keine neuere Sprache, deren Literatur mich so mannigfach angesprochen und angeregt hätte, als gerade die Englische. Die Franzosen haben mich von jeher kalt gelassen, und erst, seitdem Feuerköpfe, wie Victor Hugo, Alph. de Lamartine Beranger, Balzac, Jules Janin, Alfr. de Vigny, Eugene Sue (Verf. von Atar Gull) und Andere die Fesseln gesprengt haben, mit welchen die Allongeperücken des siècle de Louis XIV. Sprache und Geschmack ihrer Nation gebunden hatten, bin ich mächtig von dem Genius gallischer Poesie ergriffen, und namentlich von Hugo's unvergleichlicher Lyrik hingerissen worden. — Von den Italienern haben, die Epiker Dante, Ariost und Tasso ausgenommen, hauptsächlich nur der feurige Ugo Foscolo (durch seine ultime lettere di Jacopo Ortis), Alfieri und einige Andere Einfluß auf mich ausgeübt. Die Dichtungen der Uebrigen, eines Metastasio, Cesarotti, Filicaja und wie sie alle heißen mögen, selbst Petrarca's gefeierte Sonette, haben mich nie recht ansprechen wollen. — Was endlich die Holländer anbetrifft, die ich, wie Du vermuthen wirst, seit meinem Hiersein auch studirt habe, so haben sie, vornehmlich die alten Hähne, die aber alle lateinisch geschrieben haben, in den Fächern der Philologie, Geschichte u. s. w. Ehrenwerthes geleistet, was aber ihre Dichtkunst anbetrifft, so kann ich fast nicht umhin, Wolfgang Menzels keck hingeworfenes Paradoxon: „holländische Poesie ist eine contradictio in adjecto!" zu unterschreiben. Die Holländer sind gute Reimschmiede und Sylbenzähler, haben aber keine Phantasie, und suchen den Mangel derselben durch Schwulst und Bombast zu ersetzen. Sollten für Dich nähere Nachrichten über die Musen und Grazien — nicht in der Mark, sondern in Oud Nederland, von Interesse sein, so werde ich mir

ein Vergnügen daraus machen, Dir des allerdings für die Holländer etwas eingenommenen Engländers John Bowring Sketch of the language and literature of Holland zu schicken, ein Büchlein, welches auf wenig Seiten das Wichtigste des Gegenstandes, den es sich zum Vorwurf gemacht hat, mittheilt. Du wirst aber wohl wenig Lust zu einem solchen Studium haben, da man in Deutschland gewohnt ist, die armen, freilich etwas massiven und tölpelhaften Dutchmen mit wegwerfender Verachtung zu behandeln, welche Verachtung sich wohl nie witziger ausgesprochen hat, als in Lichtenbergs Worten: „Der Esel ist ein Pferd, ins Holländische übersetzt."

Wie ganz anders als die Stuben- und Sumpfpoesie der Batavier schreitet dagegen die Muse des benachbarten Albion einher! Zwischen Shakespeare und Byron, diesen A und O Englischer Poesie, welch ein reiches glänzendes Dichteralphabet (dieß ist übrigens ein schiefes Gleichniß!) — Wie hat namentlich die neuere Zeit Männer hervorgebracht, die nicht nur mit den Heroen früherer Dichterperioden Englands auf gleicher, sondern einige selbst auf höherer Stufe stehen, als sie! Der ruhige, fromme Cowper, der bilderreiche Moore, der Ettrickschäfer Hoggs, der sanfte Wilson, der phantasiereiche Coleridge, der correcte Campbell (der freilich ohnlängst im Kunstblatte zum Morgenblatte bei Gelegenheit der Beurtheilung eines in Wien nach seinem Gedichte The last man angefertigten Gemäldes hart mitgenommen wurde), und, um der allerdings noch weit größerer Ausdehnung fähigen Liste schnell ein Ende zu machen, unter den Novellisten neben dem uns schon als Quartaner begeisternden W. Scott der geistreiche Bulwer, der Verfasser des Pelham, Devereux, Eugen Aram u. s. w. — wer nennt ihre Namen nicht mit Achtung gegen sie selbst, und das Land, welchem sie angehören? Und nun die Historiker und Philosophen! — Nein es geht Nichts über England! Mit Goldsmith's lahmgeschossenem Matrosen werfe ich die Mütze in die Höhe und rufe: Old England for ever! huzza! Meine Hauptlectüre ist jetzt Robertsons History of America, und außerdem nehme ich noch von den meisten neueren Dichtern jede freie Stunde einen Eßlöffel voll. Eine seltsame Mixtur! Wenn ich das: non multa, sed multum, nur besser zu beherzigen im Stande wäre!

Die reiche humoristische Ader der Engländer zeigt sich, wie der Reichthum und die Geschwindigkeit ihrer Sprache, besonders auch in der Leichtigkeit, womit sie Calembourgs, Wortspiele u. s. w. machen, und liefern die Londoner Caricaturplatten, mögen sie nun politische, oder allgemein menschliche Thorheiten und Gebrechen züchtigen, oder bloß der Lust des Zeichners an dergleichen whims and oddities ihr Entstehen zu verdanken haben, einen schlagenden Beweis zu dieser meiner Behauptung. Cruikshank ist unstreitig

der geistreichste der jetzt lebenden Caricaturzeichner, und möchte ihm allenfalls nur der Herausgeber des Pariser Journals la Caricature-Philippon — oder Philippeau heißt er, glaub ich, — der vorzüglich die birnförmige Gestalt des Hauptes, welches jetzt die Krone Frankreichs drückt, zum Vorwurf seines Crayons macht, an die Seite zu stellen sein [1]). Auf einer der neueren Platten Cruikshanks, welche ich kürzlich am Fenster eines Buchladens ausgestellt sah, hat er die Redensart all the world, welche der Engländer bekanntlich, wie der Franzose sein tout le monde, für unser Jedermann gebraucht, zu folgendem artigen Witze benutzt:

All the world and his wife were there.

Diese Redensart wird zweifelsohne jedesmal gebraucht, wenn man sagen will, daß es irgendwo recht voll gewesen sei, und darauf hat Cr. nun gefußt und effectiv die Welt, oder vielmehr Erde, mit dem Monde, als wife, hingestellt. Ich habe übrigens mit einer miserablen Feder nur aus dem Gedächtnisse skizzirt, und muß Dich, wenn Du Cruikshank näher kennen lernen willst, auf die 2. Ausgabe von A. von Chamisso's phantastischem Peter Schlemihl verweisen, zu welcher er einige Blätter geliefert hat.

Ich erwähnte eben des Pariser, mit den Waffen des Scherzes und der Satire kämpfenden Oppositionsblattes la caricature. König und Minister werden fameus in ihm hergenommen. Neulich las ich darin einen Aufsatz sur le nez de Mr. d'Argout, des Ministers des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Dieser nez, mußt Du wissen, ist von enormer Ausdehnung und streckt sich über fast jedes Caricaturblatt mit gleich drohender Länge

[1]) Ich schließe aus dieser Stelle, daß der in den Gesam. Dichtungen mit der Jahreszahl 1830 bezeichnete „Scheik am Sinai" um jene Zeit, Ende 1833, entstand. Das Gedicht erscheint zuerst in Moritz Bachmanns Kränzen 1834, und zwar mit der Überschrift „Der Sch. a. S. im Spätjahr 1830." So lautet die Überschrift auch in der 6. Auflage, 1843. Der Zusatz soll, scheint mir, nicht sowohl die Zeit der Entstehung bezeichnen als den Zeitpunkt, in welchem das Gedicht spielt. Es deutet sichtlich auf Freiligraths damalige Beschäftigung mit Victor Hugo hin.

aus, wie sich der Schwanz jenes Kometen über den nächtlichen Sommerhimmel des Jahres 1811 legte. Geburts- und Lebenslauf der Nase werden treu beschrieben. Bei jener fragt die Mutter, eben aus ihrer Betäubung erwachend, die Hebamme, was sie denn zur Welt gebracht habe. „Est-ce que c'est un garçon ou une fille?" — „C'est un nez, Madame!" lautet die fürchterliche Antwort. Un nez! ohne Kopf, Arme, Beine und sonstigem zum Leben erforderlichen Fleisch- und Knochenapparat, der erst nachher durch sorgfältige von Medicinern beaufsichtigte Pflege anschießt, und sich nach und nach entwickelt. — Der Aufsatz ist übrigens H. H. unterzeichnet, und da Heine sich in Paris jetzt aufhält, und daselbst in zweier Völker Zungen redet und schreibt, so vermuthe ich, daß er der Verfasser jenes Stückes ist, worin ich mich um so weniger zu irren glaube, da mir aus dem Gedicht, worin er Hamburg verläßt, seine Aversion gegen lange Nasen bekannt ist:

„Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie, wie sonst, geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich stolz gespreizet."

Gott sei Dank, daß ich eine stumpfe habe! —

Die Verheirathung Grabbe's erfuhr ich durch eine einem Soester Verwandten eingeschickte Karte. Du schreibst mir wohl Näheres über dieses Kapitel. Ich bitte Dich darum. —

Dabei fällt mir ein, daß ich bald vergessen hätte, Dir zu melden, daß Klemmen Fritze vor beinahe einem Jahre mich bekneipt hat. Ich gehe auf der Straße bei einem ziemlich pauvre aussehenden Gnoten vorbei und höre plötzlich ein: „Sieh, Fernand!" hinter mir herrufen. Ich drehe mich um und betrachte den Rufer. „Kennen Sie mir nicht mehr, Fernand?" — „„Klemmen Fritze?"" — „Allemal derjenigte! Ach, Fernand, sehen Sie meine Stiebeln mal an! Haben Sie nich en paar alte abgedragene vor mich? Sie sind mich immer gut zu gewesen! wissen Sie wohl, als wir noch bei Bägemann zusammen ins Lesebuch gingen, und als Sie zuletzt in Detmold waren, in der Amei, als Sie mit Merckels Louis in die Komedie gingen, da gaben Sie mich auch noch drei Margengroschen! Ach, Fernand, haben Sie keine alte Weste, oder können Sie mich nich ein paar Gulden vorschießen?" Que faire? Mein Herz wurde weit, die Erinnerung der alten Zeit wurde wach in mir, ich nahm ihn mit auf meine Kneipe, entkorkte eine Flasche Bordeaux und ließ mir, wie Alkinoos von Odysseus, oder Dido von Aeneas, wenn auch nicht toro ab alto Fritze's Abenteuer erzählen. Beim Abschied versprach er mir, Dich zu grüßen. Hat er es, Dir zum Mißvergnügen, auch gethan? —

Es ist Mitternacht! Mein Thee ist ausgetrunken, und ich muß Dich, wie ungern! — ver- und Deinen einsamen Nachtgedanken überlassen. Leb wohl, Du Theurer!

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Januar 1834.

— Nun spitze die Ohren und habe Respect vor mir! Wolfgang Menzel, der ästhetische Papst zu Stuttgart, hat mich gelobt und meinen Namen mit gesperrter Schrift drucken lassen, wie Du in der, am 21. Oktober herausgekommenen 107. Nummer des Stuttgarter Literaturblattes, welches das Morgenblatt begleitet, lesen kannst. Der Kerl läßt sonst keinem Reimschmied ein gutes Haar, sagt aber doch bei Gelegenheit der Beurtheilung des Taschenbuches „Lies mich“ [1]), nachdem er den übrigen Inhalt desselben ziemlich geringschätzig besprochen hat, daß meine darin befindlichen Gedichte „durch reiche Phantasie ausgezeichnet“ wären. Da sonst alles an mir arm ist, so freut es mich doch, daß wenigstens meine Phantasie reich sein soll. Leider kann man von solchem Reichthum nicht leben! —

In Amsterdam bleibe ich nicht, und wenn die Welt darüber vergehen sollte! Wie? wo? und wann? wird vielleicht dieses Jahr entscheiden, zu dessen Beginn ich Dir und mir alles wünsche, was zu unserm wahren Wohle gereicht. —

* * *

An dieselbe.

26. Mai 1834.

— Berge! Berge! Kornfelder und Hölzer — kurz: Deutschland! — O Gott, was habe ich oft das Heimweh! — Wie will ich aber aus diesem vermaledeiten philisiröfen Irdischenpfeifenlande so schnell loskommen, da ich, wenn ich meine Stelle aufgebe, nicht einmal Reisegeld habe, um anderswohin zu gehen? Es gefällt mir hier gar nicht mehr! Nein, kein Mensch, zu dem ich in einem vertraut freundschaftlichen Verhältnisse stünde! Es muß anders werden, ich will weg! Hier blühen mir keine Rosen! —

---

[1]) Das Taschenbuch „Lies mich“, Jahrgang 1834, Iserlohn Langewiesche, enthält, neben manchem sehr dürftigen, sechs Gedichte von Freiligrath: Afrikanische Huldigung, Die Todten im Meere, Der Wecker in der Wüste, Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Der Mann im Walde, Des Räubers Begräbnis.

An die Geschwister.

Amsterdam, 10. Nov. 1834.

Lieber Karl, Lina und Benda!

Zuerst danke ich Dir, liebe Lina, für Dein Briefchen vom 19. Oct., worin Du mir von Deinem Besuch des Naturalienkabinets schreibst. Leider habe ich seitdem nichts Neues hier gesehen, und da ich Dir also nicht eine Beschreibung mit der andern vergelten kann, so will ich Dir statt dessen eine hübsche Geschichte erzählen. Nun paßt auf, Ihr drei, und spitzt die Ohren!

Knaust un sine drie Sühne [1]).

Twisken Wiärl und Saust, do wuhnde 'n Mann, und dei hede Knaust, dei hadde drie Sühne, de eene was blind, de annre was lahm, un de drüdde was splenternaket. Do gingen se mohl öwwer Feld, do sögen se 'n Hasen. De blinne de schot en, de lahme de fienk en, der naaklige de stack en in de Tasken. Do kwämen se vör en gräut allmächtig Waater, do wören drie Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat sank, dat drüdde do was keen Buom inne. Wo kean Buom inne was, do gingen se alle drie inne; do kwämen se an en allmächtig grauten Wold, do was en graut allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig graute Capelle, in de Capelle was een hageböken Köster und een bußboomen Pastäur, de deelden dat Wiggewaater mit Knüppeln iut.

Sielig is dei Mann,
dei den Wiggewaater entlaupen kann!

Nun ist die Geschichte aus! War sie wohl nicht hübsch? Ob aber der Knaust in Ampen, Ost- oder Westönnen gewohnt hat, weiß ich nicht.

Wie geht es Dir denn auf Quarta, lieber Karl? Ich denke gut! — Was macht denn mein Schatz Bendeken? — Grüßt Elise, Nando und Gisbert von mir, und behaltet lieb Euren Euch mit der herzlichsten Liebe zugethanen Bruder Ferdinand.

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Dez. 1834.

— Ich und Kaufmann! ach Du mein Göttchen!

Nun lies aber mal die Einlage! ist das auf all den Jammer nicht ein Gaudium? Nun merke Du nur hübsch auf die Blätter für literarische Unterhaltung, den Kometen, den Planeten, die Halle'sche Literaturzeitung u. s. w.

[1]) Das Märchen steht, im Dialekt wenig anders, auch in Grimms Kinder- und Hausmärchen, 10. Aufl. 1872, Seite 534.

Morgenblatt, Abendzeitung u. s. w. habe ich hier. Ihr sollt noch Euer blaues Wunder an meiner Berühmtheit erleben! —

* * *

An die Mutter.

Amsterdam, 28. Dez. 1834.

Liebe, gute Mutter!

Diese Zeilen werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen. Wie gern möchte ich, statt ihrer, selbst hinüberkommen, und Dir mündlich sagen können, was sich auf dem Papiere zwar ebensowohl aussprechen, aber weder von einem treuen Druck der Hand, noch von einem freudigen In's Auge Sehen begleiten läßt: mir auch in dem anzutretenden neuen Jahre, das der Himmel Dir und Euch Allen ein gesegnetes sein lassen möge, Deine Liebe zu erhalten, wie Dir, theure Mutter, die meinige mit unwandelbarer Innigkeit zugewandt bleibt.

Mögen dann auch die Loose, welche uns das Schicksal in dem noch dunkel vor uns liegenden Zeitabschnitte bestimmt hat, heiter oder trübe sein — das Bewußtsein dessen, was wir einander auch in der Entfernung sind, wird uns die Freude verklären und den Schmerz lindern — und mit diesem Gedanken, liebe Mutter, werde ich Dir, wie am ersten, so auch am elften Tage des neuen Jahres im Geiste nahe sein.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber indem ich dies schreibe, will es mir fast naß in den Augen werden. In den Augen mag das angehen, auf dem Papier aber sieht es schlecht aus, und ich will Dir daher, um dem Verwischen der Dinte durch ein herabpurzelndes Wasserkügelchen vorzubeugen, nur schnell Adieu sagen. Adieu, liebe Mutter! — Alle Jahre wie im alten! Dein Ferdinand.

* * *

An die Geschwister.

Amsterdam, 28. Januar 1835.

Meine Lieben!

Nun ist es schon recht lange, daß ich Euch nicht mit der Ausführlichkeit geschrieben habe, mit welcher ich mich so gern mit Euch unterhalte. Die viele Arbeit, mit welcher ich mich in dieser Jahreszeit überhäuft sehe, ist schuld daran gewesen; nun aber, da ich wieder mehr mein eigner Herr bin, will ich auch nicht länger warten, sondern meine Schulden Euch mit vollen zwei Seiten abtragen.

Daß Ihr am Weihnachtsfeste so reichlich vom Christkindchen bedacht

worden seid, und die beiden Tage so froh und glücklich zugebracht habt, habe ich mit herzlicher Freude gelesen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich an Eurer Lust hätte Theil nehmen, und unter den andern schönen Sachen auch Karls Uhr, Lina's Spinnrädchen und Bertinens Geschichtenbuch und Gliederpüppchen bewundern können!

Nun, ich hoffe, daß Ihr alle drei der guten Meinung, welche das Christkindchen von Euch zu haben scheint, Ehre, und seinen Euch so sehr liebenden Stellvertretern, Mutter, Onkel und Tante, durch Fleiß und Folgsamkeit Freude machen werdet. Nicht wahr, das wollt Ihr thun? Es ist mir in diesem Augenblick, als sähe ich Euch vor mir stehen, und hörte Euch alle, wie aus einem Munde: Ja! sagen. —

Ueber Dein Zeugniß, lieber Karl, habe ich mich auch dieses Mal recht gefreut! Wenn es auch nicht so gut ausgefallen ist, wie das vorige, so thut dieß doch aus dem Grunde nichts, weil Du in den Dir fremden Gegenständen natürlich nicht gleich so zu Hause sein kannst, wie in denjenigen, welche auf der verlassenen Klasse getrieben wurden.

Aus dem ganzen Zeugniß leuchtet Dein guter Wille hervor, mit Deinen übrigen Mitschülern Schritt zu halten, und wenn Du dabei bleibst, so wird Deine Anstrengung auch gewiß nicht unbelohnt bleiben. Kannst Du auch noch immer mit dem kleinen lateinischen Wörterbuch fertig werden, oder mußt Du vielleicht ein größeres (etwa den Scheller), wie auch ein griechisches Wörterbuch haben? Schreibe mir doch darüber. Bei den hiesigen Antiquaren sind diese Lexica sehr billig, für den vierten oder fünften Theil des Ladenpreises zu haben, und ich könnte sie Dir gut besorgen. Im Griechischen ist Riemers Wörterbuch wohl das Beste?

Weil Dir die vorige Geschichte von Knauft so gut gefallen hat, liebe Lina, so will ich Dir nächstens auch mal eine von „ick no Walpe, du no Walpe, min Mann Cham, din Mann Cham, min Kind Grind, din Kind Grind, mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige, min Knecht Mach' mir's recht, din Knecht Mach' mir's recht u. s. w." erzählen, die Du dann auch dem Rosenblättchen wieder sagen mußt. [1])

Und nun, mein herzliebes Bendeken, muß ich absolut auch noch ein klein Stündchen mit Dir plaudern. Aus Lina's Brief habe ich gesehen, daß Du Ostern auf die erste Klasse kommst, wozu ich Dir von Herzen gratulire, und Dich zugleich bitte, Elise, Nando und Gisbert bestens von mir zu grüßen. Hast Du auch schon viel in Deinem schönen Geschichtenbuche gelesen, und sind auch hübsche Bilder darin? Denkst Du Dir auch zuweilen

[1]) Steht unter der Überschrift „Das Hausgesinde" a. a. O. S. 535.

noch einen Vers aus, wie: es schimmert noch immer mit lieblichem Schimmer u. s. w.?

Das Blatt ist zu Ende! Lebt recht wohl, mein Herz- und Kleeblatt, bleibt gesund und schreibt bald wieder Eurem Ferdinand.

* * *

An die Geschwister.

Amsterdam, 21. März 1835.

Meine Lieben!

Den schönen Tag, dessen wir uns hier zum Anfange des Frühlings heute zu erfreuen gehabt haben, glaube ich nicht besser beschließen, und die Müdigkeit, die ich mir auf einem tüchtigen Abendspaziergang geholt habe, nicht besser vertreiben zu können, als wenn ich mit Euch, meine Herzblätter, mal wieder ein Stündchen plaudere. Des Sonnabend Abends, wenn ich die Arbeit einer Woche wieder hinter mir habe, denke ich mich doch so gern in Eure Mitte, und so will ich denn auch jetzt ins grüne Stübchen treten, und Euch — denn Karl und Bertinchen treffe ich ja wohl zu Hause? — einen freundlichen guten Abend wünschen. —

Nicht wahr, das heißt schnell gereist? Eben war ich noch in Amsterdam, und jetzt bin ich schon im Steingraben, sitze zwischen Euch im Sopha, und danke Euch für Eure lieben Briefchen vom 28. Februar, in denen Ihr mir so viel Neues erzählt habt. — So, gebt mir Eure Hand, werft Bücher und Strickstrumpf weg, und erzählt mir, was Ihr gemacht habt, seit ich nicht bei Euch gewesen bin. — Wie geht es denn zuerst Dir, mein lieber Karl? Laß sehen, in was für einem Buche Du gelernt hast! — In Seidenstückers Griechischem Elementarbuche? Richtig! — Wenn ich heute Abend nicht durch die Luft gereist wäre, so hätte ich Dir gleich das versprochene Riemer'sche Lexicon mitgebracht; leider darf man sich aber auf solchen Reisen nicht zu schwer bepacken, und Du mußt Dich daher schon so lange behelfen, bis ich mal wieder mit einem vernünftigen Koffer im Schnellwagen herangerutscht komme. — Wie geht es Dir denn sonst mit dem Lernen? Macht Dir Alles noch Freude, und kommst Du gut mit den Andern von der Stelle? — Deklamirst Du auch zuweilen, und wirst Du Dich auch auf dem nächsten Actus hören lassen?

Aber wahrhaftig, ich muß mich auch 'mal auf die andere Seite wenden, und meinem lieben Bendeken zum Geburtstage gratuliren. Also: alles Glück zum neuen Jahre! Wenn es in meiner Macht stünde, so würde ich Dir jetzt für's Erste 'mal die Zeit still stehen, und Dich bis auf Weiteres neun Jahr alt bleiben lassen. „Ach, was dumm Zeug!" sagst Du, aber es ist mir

Ernst, und ein Geburtstagsgeschenk, wie dieses, wäre gar so übel nicht. Was Du aber für ein gutes Kind bist! Hast mir ein Heißkölschen [1]) aufbewahrt, weil in Amsterdam keine gebacken werden.

Wo ist aber Lina? — Auf dem Ball? — Ei, da muß ich auch noch hin. — Ich habe zwar meinen Königsberger Schlafrock an, und einen achttägigen Bart im Gesichte, aber das thut nichts. — Ei der Tausend, was die Jungfer tanzen kann! — Walzer, Galopp, Quadrille — das geht, wie der Teufel, und der alte Amor dirigirt zum Entzücken: jeder Zoll ein Pas! Guten Abend, Lina! — Sie hört mich gar nicht einmal! „Guten Abend, Lina!" — Endlich hörst Du mich! Wetter, Mädchen, was Du springen kannst! — Nun mußt Du aber mit mir walzen. Sieh', ich bin köstlich zum Ball costümirt! Die schönen Pantoffeln von Dir und Bertine, mein dunkelgrüner, mit zarter Lämmerwolle gefütterter Gottfried, das verschossene seidne Halstuch — auf dem ganzen Balle ist kein solcher Anzug mehr, und Du brauchst Dich nur gar nicht zu schämen, einen Ehrensprung mit mir zu machen, und dem alten Amor dadurch zu beweisen, daß seine Ermahnungen auf dem Schröder'schen Saale zu Detmold meinen Füßen noch in gutem Andenken sind! —

Der Wächter bläst auf dem Petrithurm elf Uhr. — Jetzt noch geschwind in den Steingraben, Mutter, Karl und Benda eine gute Nacht und einen vergnügten Sonntag gewünscht, Grüße an Schwollmann's aufgetragen, und, — da wäre ich wieder in Amsterdam — Gute Nacht, meine Lieben!

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amsterdam, 18. April 35.

Mein lieber guter kleiner Kerl!

Dank, herzlichen Dank für Deinen langen letzten Berliner und kurzen ersten Pariser Brief!

Aus Deiner interessanten Reisebeschreibung sehe ich, daß Du nahe bei mir vorbeigedampft bist! Spiegelberg, Spiegelberg, es ist zum Rasendwerden! In mehr als drei Jahren haben wir uns nicht gesehen! Ich, und diesen Sommer nach Paris kommen! Ach, Du lieber Gott! Während meine dichterischen Actien von Tag zu Tag steigen, ist mein spießbürgerlicher Stern in cadente domo. Geld, Aussicht, Muth — Alles zum Teufel! — Aber — hier meine Hand, und Du schlägst ein! — wenn ich nächsten Herbst noch hier, und nicht schon todt oder zu Schiffe bin, — ein Schurke, wer nicht mit dem Dünkircher bateau à vapeur nach Rotterdam in See, und

[1]) Heiß- oder Heitkölschen, Soester Fastengebäck.

auf meiner Kneipe, zur Erinnerung an Frankreich, eine Flasche Bordeaux ausstieht! NB. von dem ausstieht hört blos das stieht zu dem in See! Dixi!

Die Rechenschaft, die Du mir von der Anwendung Deines Berliner Aufenthaltes gibst, hat mich erfreut, und in ihrer aufopfernden Ausführlichkeit selbst gerührt. Du bist und bleibst mein kleiner Allerwelts-Heinrich! Beneidet hab ich Dich um das Colleg der Geschichte der Philosophie!! Nenne mir ein gutes Handbuch! Himmel und Erde müssen mein sein! — NB. NB. und noch einmal NB. sofern die Mathematik dabei aus dem Spiel bleibt!

Deine Seekrankheit ist eine gerechte Strafe dafür gewesen, daß Du mich bei Chamisso so verlästert hast, Du schwarze Seele! Nicht Pferdemist, sondern Pferdeschweiß rieche ich gern. Und eine bange Hitte bin ich auch nicht, sondern gehe eben jetzt mit dem Plane schwanger, Schreiber u. d. g. auf einem Holl. Kriegsschiffe zu werden, und nach Ost- oder Westindien zu gehen. — Wahrhaftig — wenn alle Stränge reißen! —

Mit Schwab bin ich in eine ordentliche Correspondenz gekommen. Du kannst Dir nicht denken, wie herzlich und wohlwollend der Mann schreibt. Gerade so, wie er vor dem Almanach aussieht. Sein letzter Brief ist drei enge Seiten lang. Höre, als Commentar von Chamisso's Fragen: „Cham. schreibt mir in seinem letzten Briefe recht herzlich von Ihnen: dem sollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier." — Und das thut Schwab denn auch, so bieder und freundschaftlich, daß ich bei Empfang seines Schreibens vor Freude nicht wußte, wohin. Das Morgenblatt hat kürzlich einige Gedichte, welche ich Schwab mitgetheilt, veröffentlicht.

* * *

An die Mutter.

Amsterdam, 8. Mai (1835).

— Ist L. schon fort? — Sein Ziehen hat mich wieder viel an Amerika denken lassen, und wenn alle Stricke reißen, wird das wohl noch das Beste sein, auch Karls wegen, der es in Europa noch weniger zu was bringen wird als ich, und dessen Sinn und Thun noch bei weitem unweltlicher ist als das meine.

Als poetische Neuigkeit melde ich Dir, daß Schwab ein paar Gedichte von mir im Morgenblatt hat abdrucken lassen, die bei Francks Sensation gemacht haben. Er (Franck) sagt aber, sie seien zu düster. Ich habe ihm auch den Musenalmanach gegeben. — Sonst die alte Leier; familiär werde ich mit den Leuten nie werden! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amsterdam, 1. Juni 1835.

Du fragst mich nach meiner βαετ — Ach Du lieber Gott; ich wollte,

ich hätte Dich bei mir, um Dir Alles, was ich in dieser Hinsicht auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Auf dem Papier ist es nur bitter, ein zum Theil selbst verschuldetes Unheil weitläufig auseinander zu setzen. Wenn ich nicht so glücklich sein soll, Dich auf der Rückreise hier zu sehen (auch aus diesem Grunde wünsche ich es!!), so beschwöre ich Dich, nicht meinet-, sondern des edelsten und gefühlvollsten Mädchens willen, was je durch knabenhaften Unbedacht gekränkt ist, bei Deiner nächsten Anwesenheit in Soest keine, auch nicht die leiseste Anspielung auf ein, dann vielleicht gelöstes, Verhältniß Dir zu erlauben, und auf alle Fragen mit einem entschiedenen Nein zu antworten, — wenn ich Dir vorher nicht ausdrücklich zum Gegentheil Erlaubniß gebe. — Hätte ich mit meinem neunzehnten Jahre meine jetzigen Erfahrungen gehabt, so würde ich mich nicht gebunden haben, zumal da L. das Mißverhältniß der Jahre tiefer fühlt, als ich früher glaubte. Sie thut es allerdings mit Unrecht, denn es ist ja eben ihr Herz und ihr Charakter, was ich an ihr liebe — dabei kommen ein paar lausige Jahre nicht in Betracht. — Jetzt kann ich ihr mein Versprechen nicht lösen! — Bei einer neulichen Anwesenheit Francks in Soest ist meine Lage zur Sprache gekommen; — Franck ist ein Mann des Verstandes; — aus seinen Reden glaubt sie entnehmen zu müssen, daß eben mein Verhältniß zu ihr meinem Fortkommen, was man nennt: Glückmachen, im Wege stehe, und schreibt mir mit blutendem Herzen — denn sie liebt mich unaussprechlich — einen Scheidebrief. — Ich war die ersten Tage wie zerschlagen! — Beim besten Willen bloß durch Verhältnisse einem Herzen, wie es wenige gibt, eine solche Wunde schlagen — danke Gott, daß Du das nicht kennst. — Vor anderthalb Wochen habe ich ihr wieder geschrieben, was ich als ehrlicher Mann thun mußte: — Ich betrachte ihren Brief als nicht geschrieben, sähe unser Verhältniß nicht als gelöst an, und entdeckte es in einem beigelegten Brief ihrem Bruder. — Glaube sie, mit mir glücklich werden zu können, so solle sie denselben abgeben; seine Mitwirkung könne unsern Wünschen nur förderlich sein; — bestehe sie aber bei dem einmal Gesagten, so werde mir wenigstens nach diesem, die Redlichkeit meiner Absichten genug darthuenden, Schritte, das Tragen einer trüben Erinnerung leichter werden. Ich bin noch ohne Antwort! — Fällt sie verneinend aus, so lehrt Dich Dein eigenes Gefühl die Nothwendigkeit, in Soest etwaige Fragen bestimmt und mit Delicatesse abzuweisen! — Anders konnte ich nicht handeln, und ich glaube, daß ich recht gehandelt habe. — Sage mir bald, ob Du es auch glaubst; an Deinem Urtheil ist mir viel gelegen.

Wie danke ich Dir für Deine herzlichen Aeußerungen! Ja, Alter, wir sind wahrhaftig Freunde, in einem bessern und edlern Sinne, als der, durch

welchen das Wort nur zu oft entweiht wird! — Sollte uns das Schicksal wohl je wieder auf längere Zeit vereinigen? O Gott, wie wünsche ich es! — wie habe ich gerade in der letzten Zeit Dich, Deinen Trost und Deinen Rath entbehrt! —

Was mich oft mit dem Geschick hadern läßt, ist, daß ich den Meinigen noch Nichts thun, noch Nichts sein kann, daß mein geringer Verdienst noch zu nichts anderm hinreicht, als eben diesen miserabeln Leichnam zu füttern und mit ein paar Modelappen zu behängen. — O Gott, wenn ich an Lina und meine Geschwister denke, vorzüglich an den arglosen unweltlichen Karl denke — ich möchte rasend werden. Wie will dieses fromme, stille Kind durch die Welt kommen, da ich es fast nicht kann! — Gott erhalte Dich!

Dein

Freiligrath.

Hast Du Victor Hugo's neues Trauerspiel Angelo, Tyrann von Padua, gesehen? Ist Dir Victor Hugo selbst schon unter die Augen gekommen? — Oder andere Celebritäten? — Schreibe! Wenn es Deine Casse erlaubt, so könntest Du mir wohl eine, aber doch nicht unelegante, complete Ausgabe des Molière kaufen. Was kosten Racine und Corneille?

Von Schwab wieder einen Brief erhalten, und Aussicht auf mehrere; er schreibt nämlich: Setzen Sie Ihrer Unterschrift jedesmal die Adresse bei, damit meine Briefe Sie nicht verfehlen.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Amsterdam, 13. Juli 1835.

Ich bin an Geist und Körper wohler, als da ich Dir zuletzt schrieb. Ich habe kürzlich alle Sonntag das Nordseebad bei Zandvoort hinter Haarlem gebraucht, was mir sehr wohlthätig ist. Auch gestern war ich dort. Es war gerade ein herrrlicher, gewaltiger Wellenschlag.

Gestern vor 8 Tagen (wo ich bereits Sonnabend hinging, den Sonnenuntergang im Meere genoß, bis 12 Uhr am Strande dichtete, und im Badhause vom seligen Neptun träumte) sah ich dort auch zuerst den Componisten Spohr, der mit seinen Frauensleuten die Saison in Zandvoort zubringt.

Herr, Respect — Durch Schwab habe ich Grüße von Uhland und seinen Auftrag erhalten, ihm, der in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt ist, und demnächst eine Sammlung von Volksliedern herausgeben wird, alte Niederländische Stücke dieses Ca[libers?] einzusenden. Ich bin jetzt stark am Suchen, und werde nächstens an Uhland schreiben. Er ist jetzt auf einer Reise am Niederrhein begriffen, und war vor acht Tagen in Cöln. Möglich, daß er auch Holland besucht! Herr Gott, wie wollte ich mich freuen!

An Heinrich Jerrentrup.

Amsterdam, 24. Aug. 1835.

Hear, hear! — Respect! — Hut ab! — Silentium! —

Buchhändler Sauerländer in Frankfurt a. M. hat mir vor drei Wochen für eine in seinem Verlage erscheinende Uebersetzung der sämmtlichen Werke Victor Hugo's unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken und zu einem Honorar von 22 Friedrichsdor die Odes et Poésies diverses angetragen. Die Arbeit muß Ende Oktober fertig sein. Ich habe zugesagt, arbeite des Nachts wie toll, und ein Theil des Manuscriptes ist schon in Frankfurt. Dr. Eduard Duller, dessen Name Dir, obgleich Du nicht Belletrist bist, auch schon zu Ohren gekommen sein wird, hat bereits Proben meiner Uebersetzung in seiner auch bei Sauerländer erscheinenden Zeitschrift Phönix drucken lassen, und mir einige sehr artige Zeilen geschrieben, worin meinen Sachen, eignen wie übersetzten, einmal über das andere, das Epitheton trefflich ertheilt wird. — Du siehst hieraus, daß mein Licht anfängt, sich durch den Scheffel durchzubrennen. Ohne mich schon jetzt durch all diese Geschichten von meinem Berufe ganz abwenden zu lassen, sage ich doch für Nichts gut, was in der Folge noch geschehen kann. Verschaffen mir meine Lieblingsbeschäftigungen etwas Sicheres, so thäte ich Sünde, wenn ich mich noch länger in dieser leidigen Halbheit herumtreiben wollte.

* * *

An Lina Schwollmann.

Amst., 31. August 1835.

Auch mit Uhland correspondire ich nach Noten. Vorgestern habe ich einen vier große Seiten langen Brief von ihm gekriegt. Die neueste Auflage seiner Gedichte mit seinem Bildniß hat er mir zum Geschenk gemacht, und sie ist jetzt unterwegs und wird wohl bald hier sein. Schwab hat uns aneinandergebracht, und die Veranlassung dazu gab Uhlands jetziges Studium der altdeutschen Volkspoesie, deren Spuren er auch in Holland verfolgt, und wozu ich ihm durch das Aufsuchen alter Lieder, Ankauf von Büchern u. s. w. behülflich sein muß. Es ist wahrlich eine Freude, mit den Männern so genau in Berührung gekommen zu sein. Uhlands Briefe charakterisiren ihn ganz als den innigen tiefen Dichter; Schwab ist die Freundlichkeit und Herzlichkeit selbst.

Uhland wird seine Studien über das deutsche Volkslied bald in einer besonderen Schrift niederlegen. Er will, sagt er mir, „das zerblätterte Liederbuch altdeutschen Volksgesanges, soweit es jetzt noch dem Einzelnen möglich ist, in seiner ächten Gestalt herstellen."

An dieselbe.

Amsterdam, 27. Okt. 1835.

— Der Musen-Almanach ist allerdings für Dich. Der Tod des Führers ist von mir das Beste, und vor vierzehn Tagen von der Mamsell Lindner im Museum zu Frankfurt deklamirt worden. Von der Familie des hiesigen Buchhändlers Müller habe ich gewaltige Elogen darüber hören müssen. — Der Sapperments-Hugo, von dem jetzt übrigens 3/4 fertig sind, läßt mich gar nicht zu Athem kommen, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn ich diese satanische Nachtsarbeiterei erst hinter mir habe. —

* * *

An Ludwig Merckel.

[Amsterdam], 27. Nov. 1835.

Theurer Merckel!

Wenn ich mich recht erinnere, so gab ich Dir in meinem letzten Wisch das Versprechen, ganz gewiß zur Andreasmesse bei Dir vorzusprechen; leider habe ich die Zeit dazu aber fast verdämmert, und wenn der Winter dieses Jahr sich an der Werre ebenso früh einstellt, als am Y, so macht der alte Bursch dem Sprichwort mehr Ehre als ich meinem Versprechen. — Zwei oder drei Tage werden aber wohl nichts ausmachen, und ein Stück Honigkuchen ist hoffentlich auch noch für mich übrig geblieben. — Und so ziehe ich denn meinen Styl (den ich zu diesem Zweck, wie Du aus andern Gründen früher einmal den Deinigen, wohl so strack und ordentlich wie einen Besenstiel wünschen möchte), aus dem Stall, sattle und besteige die buglahme Kracke, und trotte, so gut es gehen will, auf ihr ins Lippische Land, das gelobte Land der Style.

Eine solche Reiterei hat aber doch wahrlich ihr Fatales. — Wenn es noch mit dem simpeln Ritt durch die Luft bis vor Deine Kneipe gethan wäre! Wenn ich dann noch, nachdem mein Gaul eine zierliche Capriole geschnitten, ich aber mit der rechten Hand den ersten freundlichen Gruß ins Fenster gewinkt hätte, abspringen und das Weitere an einem knatternden, mit Holz aus den Umgebungen des Kreuzkruges wohl gefüllten Dezemberwindofen verhandeln könnte! — Leider haben aber Besuche p. Styl das Eigene, daß man, so lange sie eben dauern, zu Gaule bleiben muß; und so muß denn auch ich Aermster, so lange ich jetzt mit Dir spreche, es vom Rücken des widerspenstigen Thieres herabthun, das unter mir herumzuckelt, als hätt' es den Teufel im Leibe. Nimm's ihm nicht übel! Es ist sonst doch ein gutartiger Klepper, willig und demüthig, und ich habe mir noch nie einen geistigen Wolf auf ihm geritten.

Brr! Still gestanden! — Hat mich sehr gefreut, Alter (ich meine jetzt Dich und nicht meinen Styl, was ich, da ich auch beide im Verlauf dieses Briefes wahrscheinlich durcheinander anreden werde, zur Vermeidung von Mißverständnissen ein für allemal bemerke), hat mich sehr gefreut, nach vollen dritthalb Jahren mal wieder was von Ew. Liebden zu hören. Habe mit sonderbarem Interesse gelesen, was Ew. Liebden mir über Dero Eigene Person, etwelche Gönner und Freunde, und über die Zustände Detmolds im Allgemeinen mitzutheilen belieben. Dero Relation hat einen armen Poeten, als welcher hiemit pflichtschuldigst seinen gehorsamsten Dank abzustatten nicht verfehlen wollte, über die Maaßen amüsiret und kann derselbe — o Du verfluchte Bestie, aus der ersten in die dritte Person zu setzen! — Ew. Liebden versichern, daß Dero Sendschreiben vierzehn Tage in der Seitentasche seines Rockes hospitirte, nebst dem Victor Hugo seine einzige Lectüre ausgemacht, und ihn wahrhaft erhoben und erbauet hat. Einen nicht minder erheiternden Eindruck haben die gütigst beigelegten Kupferstiche (so nennt ja auch Claudius im Wandsbecker Boten das Rembrandt'sche Conterfei des hebräischen Riesen Goliath) auf Aug' und Geist erwähnten Laurentii (scil. Kindlein) gemacht, namentlich die, mit unverkennbarer Liebe aufgefaßte und ausgeführte Vista eines hochfürstlichen Schlosses cum adjacentibas regionibus, als welche ein Holländer Slotzigt nennen würde. Ich — Aha, Männeken, lenkst Du ein? — muß wirklich gestehen, daß mir gerade dieses Bild sehr werth ist. Es ist ein Commentar zu dem, was Du mir über die fortschreitende Cultur des Lippischen Babylon sagst. Diese Kastanien, diese Fontainen, diese Säulen mit den Schlangen darauf (von denen ich leider nicht weiß, ob sie von der Schlange des Aeskulap oder der Hygiea, oder von Moses kupferner abstammen) — mir legen sie alle Zeugniß ab von dem Geiste, der in Euren Mauern weht! Und nun der Soldat — und der kleine gedrechselte Herr, der mit seinen Damen nach dem Falkenkruge pilgert, und auch das fröhlich mithüpfende Product seiner Nachtwachen — ich meine das zierliche Söhnlein — vom Gausmann-Bayerschen Biere nippen lassen will. Ich habe so als meine Conjecturen angestellt — so als! o Styl, nicht so legèr, wenn ich bitten darf — wer dieser zierliche Herr sein mag. Daß er weder dem Wehr- noch Lehr-, sondern dem Nährstande angehört, sieht man ihm an der Nase an.

Du willst also wissen, was ich anfange, Lieber! — Ach Gott, leider nicht viel Gescheutes! — Erlaß mir alle Referate über mein äußeres Leben. Es ist und bleibt der alte Schlendrian. Uebrigens denke ich, daß ich im nächsten Jahre mal eine Aenderung hineinbringen muß — möge auch draus werden, was da wolle. Ich tauge auf die Dauer nicht in dieß auf Häringen gebaute Nest! Ehe ich wieder auf einer comfortablen poetischen Kneipe sitze,

und in einer Lage bin, wo meine Lieblingsbeschäftigungen dem, was ich ex officio thue, wenigstens nicht so schnurstracks entgegenlaufen, wie jetzt, wird mir nie wohl! —

Also mein inneres Leben, meine Poeterei! — Der Teufel mag wissen, woher es kommt, daß ich von den Allotrien nicht lassen kann, um so mehr, als ich Dich — die Hand aufs Herz! — versichern kann, daß Nichts, was ich bisher gemacht, mir selbst genügt, wenn ich mich freilich auf der andern Seite auch wieder wundern muß, wie ich nur je dazu gelangen konnte, mich ohne Führer durch einen solchen Wust von Ungeschmack, wie ich ihn wirklich hinter mir habe, zum Theil aber auch noch mitten drin bin, wenigstens zu meinem jetzigen Standpunkt durchzuarbeiten. — Eh bien! ich bin, wo ich bin, und will's Gott, so werde ich auch noch weiter kommen! Meine Sachen im Musen-Almanach haben mehr Wesen gemacht, als ich je vermuthet hätte. Sie haben mir Männer zu Freunden gemacht, auf deren nähere Bekanntschaft ich wahrhaftig pochen könnte, wenn ich nicht so demüthig wäre. Mit Schwab und Uhland correspondire ich und habe besonders Schwab, der mir mit einer wahren wohlthuenden Herzlichkeit entgegenkam, viel zu danken. Er hat mich auf Klippen aufmerksam gemacht, an denen ohne seinen Rath das Schiff meiner Poesie sicher gestrandet wäre, und daß er mich auch sonst zu fördern sucht, möge Dir u. A. der Umstand beweisen, daß, wenn ich eine Auswahl meiner Gedichte veranstalten will, mir Cotta's Verlag offen steht.

Jetzt bin ich mit einer Uebersetzung von V. Hugo's Odes und Poésies diverses beschäftigt, welche, wie Dir aus den Dir im October gesandten Proben bekannt ist, für die deutsche Gesammtausgabe der Hugo'schen Werke, welche bei Sauerländer in Frankfurt erscheint, bestimmt ist. S. forderte mich in einem mit Buchhändlerschmeicheleien wohl gespickten, sehr artigen Briefe dazu auf, und da ich die 25 Pistolen Honorar doch auch gebrauchen konnte, so nahm ich's an. Jetzt, wo ich fast fertig bin, habe ich aber den Moralischen. Ich fürchte, daß das ganze Machwerk nichts werth ist, und daß mich die Recensenten arg mitnehmen werden. Der eine oder andere wirft mir gewiß den Schlegel-Shakespeare'schen Vers aus Pyramus und Thisbe im Midsummer Night's Dream:

„Den wohlgehörnten Mond d'Latern z'erkennen giebt"

in die Zähne. Ich habe nämlich auf eine ganz unverantwortliche Weise elidirt, auch vor Consonanten. — Im Februar oder März wird das Bändchen wohl versandt werden können, und ich schicke Dir dann etwelche Exemplare für Dich und zum Vertheilen, wenn Du's erlaubst. — Nur bitte ich um Deine Nachsicht! — Wenn Du mir, wie ich hoffe, vor der genannten Frist schreibst, so beurtheile doch vorläufig das, was ich Dir schon geschickt.

Daß mich das Lipp. Magazin gnädig beurtheilt, hat mir recht wohl gethan, und wenn Du ohne Mühe und Kosten einmal gelegentlich die betreffende Nummer unter meine Augen bringen könntest, so würde mich das freuen. — Deiner freundlichen Aufforderung zur Mitarbeiterschaft habe ich vorläufig Genüge geleistet, und werde in der Folge gern mehr schicken. [1]) Wie ist denn eigentlich Plan und Tendenz des Blattes? Wahrscheinlich utile dulci? Kartoffeln und Nektar? Du solltest Deine satyrische Ader aber einmal darin springen lassen, Alter! NB. über Eure gesellschaftlichen Zustände; ums Himmels willen nicht über die Mondlaterne Deines Freundes Hermann Ferdinand! Wie ein Traum dämmert es, beim Schreiben dieser beiden Vornamen in mir auf, daß Du Simon Ludwig heißt. [2])

Ach, Alter! nun werde ich in diesem Augenblicke so lyrisch gestimmt, daß ich mich vor Dich hinsetzen und heulen möchte, wie ein Kind. Gott weiß, wie es zugeht, aber es ist wahr! und ich wollte, daß wir in diesem Augenblick bei einander seyn, in der Stegevirias lesen, und allerlei Erbauliches vom jenseitigen Schweizerlande reden könnten. — Ich glaube, ich muß bald sterben, und bitte dann um ein: Have, pia anima! —

Uebrigens muß ich mich fast schämen wegen der Planlosigkeit und des Durcheinanders dieses Geschmiers, halt's mir zu Gute! Mein nächster Brief soll ordentlicher und vernünftiger sein. Ich muß diese Nacht noch ein Packet für Sauerländer zurecht machen, und bin daher so rhapsodisch — überhaupt macht mich der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Uebersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner Reise ins Blaue gewissermaßen in den Bann thut, so bleibt er doch ein Hauptpoet.

Aber es wird wahrlich Zeit, meinem Brief ein: Monsieur, prenez la poste! zuzurufen. Der Nachtwächter vor meinem Fenster ruft nicht zwölf, sondern Twaalf, draußen friert es, daß es kracht, und

Den Mond durch Nebel scheinen
Hoch überm Thurme sieh
Wie einen
Punkt über einem i!

Mit wieviel kann man in Detmold als Junggesell jährlich auskommen? Warum ich meist Orientalia besinge? — Ich weiß es wahrhaftig nicht

---

[1]) Jahrgang 1835 des Lipp. Magazins enthält Heinrich den Seefahrer, sowie Den Derwisch und Das Lebewohl der arabischen Wirtin nach Victor Hugo.

[2]) Richtig: Ludwig Adolf.

— „Spiritus flat ubi vult“ hat Hugo dem 4. Buche der Oden als Motto vorgesetzt.

Geht für die Lyrik in Deutschland denn wirklich ein neuer Frühling auf, und finden Chamisso, Pfizer, Lenau u. a. überall Anklang? — Ich bin in Ponto und weiß von nichts.

Grüße auch H. Ich wollte, ich wäre ein Bäcker. Der hat doch immer sein Brod, und wenn er auch schier dabei verhungern müßte.

Deine Vorliebe für Tieck theile ich. Seine dramatischen Märchen sind köstlich. — Ich habe kürzlich zwei ältere Prosaisten, Hippel und Ernst Wagner, mit wahrem Genusse gelesen.

Truely and ever Yours

F. Freiligrath.

* * *

An Bruder Karl.

Amsterdam, 26. Januar 1836.

Mein lieber Bettenhäuser!

Wie leid hat es mir gethan, aus Deinem letzten lieben Briefe zu sehen, daß ich die unschuldige Ursache gewesen bin, Dich auf 14 Tage zum Bürger der langweiligen Stadt Bettenhausen zu machen! Du armer Junge! hätte ich nicht den unglückseligen Einfall gehabt, Dich nach A. R. zu schicken, so hättest Du den fatalen Sturz nicht gethan, und wärst gesund und frisch gewesen, wie immer! Wer konnte aber auch an so was denken! Nun, es ist gut, daß Du jetzt wenigstens wieder so weit bist, daß Du der Stadt Bettenhausen Adieu hast sagen können, und ich hoffe, aus deinem nächsten Briefe ganz über Dein Befinden beruhigt zu werden.

Dein Zeugniß ist diesmal ja recht gut ausgefallen, und ich habe mich von Herzen darüber gefreut!

Vorige Nacht träumte mir, daß ich mit Dir und Lina oben auf meiner Stube gewesen sei. Alles war noch darauf wie sonst, nur stand der Sekretair nicht mehr darauf, was mich recht wunderte. Uebrigens warst Du wieder ganz flink auf den Beinen, und ich will dies als ein gutes Omen für Dein Knie ansehen. Wer jetzt Liebhaber von Musik ist, hat in Amsterdam reichlich Gelegenheit, seine Neigung zu befriedigen. Es sind diesen Winter nämlich eine Menge berühmter Virtuosen hier, die Concert auf Concert geben, ohne daß ich für meine Person (auf lat. equidem) bis jetzt ein einziges besucht hätte. Die berühmtesten jener Musikanten sind: Moscheles, Kalliwoda, Bärmann und die beiden Brüder Eichhorn, welche sich heute Abend hören lassen. Von diesen beiden kleinen Violinvirtuosen ist der älteste

13 und der jüngste 11 Jahre alt, und dabei sind sie solche Meister auf ihrem Instrument, daß alles durch sie bezaubert wird. Sie haben sich schon in beinahe allen Hauptstädten Europas hören lassen.

Da Du mein lieber Bettenhäuser bist, so schreibe ich Dir heut allein. Die andern mußt Du herzlich von mir grüßen; ich werde nächstens allen antworten. Aus Linas und Bendas Briefen habe ich gern gesehen, wie reich Euch das Christkindchen bedacht hat. Lina kannst Du wohl sagen, daß das Bild über dem Briefe allerdings Amsterdam vorstellen soll.

Und nun lebe von Herzen wohl, lieber Karl! Werde bald wieder besser, und behalte lieb deinen treuen Bruder Ferdinand.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 5. Februar 1836.

Sie wünschen etwas Näheres über mich und meine Verhältnisse zu erfahren, ein Wunsch, dem ich leicht genügen kann, da mein Leben, seit wir uns zuletzt sahen, so arm an Ereignissen und Aenderungen gewesen ist, daß sich die Geschichte desselben in den letzten drittehalb Jahren füglich in eben so viele Zeilen zusammenfassen läßt. Meine Stellung bei Sigrist ist dieselbe, die sie vor drei Jahren war; Bekanntschaften suche ich nicht, was freilich für einen Kaufmann immerhin eine falsche Maxime ist, und lebe daher ziemlich eingezogen; mein Umgang beschränkt sich auf wenige Familien, und die Zeit, die ich mir vom Geschäft abmüßigen kann, verwende ich meist auf wissenschaftliche Bestrebungen oder leichtere Lectüre, worin ich immer eine innere und mehr zusagende Erholung finde, als in dem leidigen Kartenspiele, vor dem ich ein innerliches Grauen habe, und, wenn mich mein böses Geschick 'mal an einen Spieltisch führt, nur Langeweile und Abspannung davontrage. Ganz an meinem Platze — das fühle ich wohl! — bin ich hier nicht, und wenn ich einmal Gelegenheit haben sollte, meine jetzige Stellung mit einer solchen zu vertauschen, die mich mein äußeres mehr mit meinem innern Leben in Einklang bringen ließe, so würde ich dieselbe um so weniger unbenutzt vorbeigehen lassen, als auch mein für Amsterdam und sein theueres Pflaster immerhin sehr mäßiges Salair von 800 fl. mir eine Verbesserung meiner Lage wünschenswerth, und sogar nothwendig macht. Eine Erleichterung im vorigen Jahr haben mir allerdings meine literarischen Beschäftigungen verschafft, und da Sie die Güte haben, derselben auf eine so freundliche, freilich nur zu nachsichtsvolle Weise zu gedenken, so hoffe ich, daß Sie es mir nicht für Unbescheidenheit auslegen werden, wenn ich dieselben hier mit kurzen Worten berühre. Die leidige Wuth, Verse zu machen, greift

zu tief in mein Leben ein, als daß ich, wenn ich über mein Thun und Lassen eine vollständige Beichte ablege, ganz darüber schweigen dürfte.

Daß ich schon lange Reime geschmiedet, ist Ihnen vielleicht aus Westphälischen Zeitblättern und Taschenbüchern bekannt; ich glaube aber wohl eine neue Epoche für mein — wenn ich es so nennen darf — Dichten von der Zeit an annehmen zu dürfen, wo ich anfing, meine Versuche in dem Chamisso-Schwab'schen Musen-Almanach mitzutheilen. Sie haben in so glänzender Gesellschaft mehr Glück gemacht, als ich je erwartet hätte, und mir außer der immer zweideutigen Gabe günstiger Recensionen die nähere Bekanntschaft eines Schwab, Uhland, Pfizer u. A., von denen ich namentlich mit Ersterem, der mir auf die wohlwollendste und aufmunterndste Weise entgegenkam, in ununterbrochenem Briefwechsel stehe, erworben. Fast wäre ich auch vorigen Herbst mit dem jungen Deutschland in nähere Verbindung gekommen, mein guter Genius hat mich aber noch glücklich an dieser Klippe vorübergeführt. Gutzkow nämlich, der mich durch die ihm früher befreundeten Stuttgarter Dichter kannte, empfahl mich dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt zur Uebersetzung eines Theiles der von diesem projectirten deutschen Ausgabe des Victor Hugo, und ich, der ich damals die fluchwürdige Tendenz dieser, seitdem von Menzel hinlänglich gebrandmarkten Schule noch nicht so kannte, sagte gern zu. Zum Glück überwarf sich Gutzkow bald darauf mit Sauerländer. Der Hugo wird jetzt nicht von ihm, sondern von Dr. Adrian eingeleitet werden, und die flüchtige Berührung, in die ich mit Gutzkow gerieth, ist, Gott sei Dank, ohne weitere Folgen vorübergegangen. Uebrigens wird meine Uebersetzung der Oden und Vermischten Gedichte, in denen sich Hugo beiläufig nicht nur von einer viel würdigern Seite, als in seinen Dramen, sondern in einigen selbst von echter Religiosität durchdrungen zeigt, noch in diesem oder doch im folgenden Monate erscheinen, und ich werde mir s. Z. erlauben, Ihnen ein Exemplar davon einzusenden. Vielleicht, wenn ich Zeit gewinnen kann, erscheint auch in diesem Jahre noch eine Sammlung meiner Gedichte; Freiherr v. Cotta hat mir unaufgefordert den Verlag seiner Handlung dazu angetragen.

Sie haben freilich Recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Association, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten, von Hans Sachs an, mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten, und daß es am Ende einerlei ist, ob man die Zeit, die man den Musen widmet, dem Merkur, oder der Themis, oder sonst einem Gott, oder einer Göttin, abzieht. Und nun übergenug von einem Gegenstand, über den ich ohnehin schon weitläufiger geworden bin, als ich es gesollt hätte!

An einigen der im Druck erschienenen Predigten Ihres F. W. Krummacher habe ich mich wahrhaft erbaut! Wenn sein Vortrag dem Fluge seiner Gedanken gleicht, so muß er hinreißend sein!

Ihren lieben Eltern und Geschwistern richten Sie wohl meine herzlichen, freundlichen Grüße aus! Der lieben Nichte Lisette habe ich auch einen Gruß von Frau Müller auszurichten. Ich bin seit ungefähr vier Monaten sehr wohl in der Müller'schen Familie (Deutsche Buchhandlung, Firma: J. Müller u. Co.) aufgenommen, und genieße, als wildfremder Mensch, der ich Müller bloß durch seine Poeterei bekannt war, viel, sehr viel Freundschaft von diesen guten Leuten.

* * *

An Karl Freiligrath.

Amsterdam, 6. Febr. 1836.

Heute nur zwei Worte herzlichen Dankes für Dein letztes liebes Briefchen, aus dem ich zu meinem herzlichen Bedauern sehen muß, daß Du armer Junge noch immer nicht recht wieder auf dem Strumpfe bist, und nur noch an meinem Ziegenhainer herum humpeln kannst. Möchtest Du doch bald ganz von den Folgen des bösen Falles befreit seyn!

Vorläufig habe ich Dir zur Vertreibung der Langeweile mit der Fahrpost von vorgestern zwei Bücher, ein Deklamir- und ein Märchenbuch, als Dein, Linas und Bendas gemeinschaftliches Eigenthum geschickt. Ich wollte sie Euch schon zu Weihnachten schicken, hielt sie aber zurück, weil Ihr, da ich nicht ganz frankiren kann, immer das theure Porto davon habt. Da Du aber jetzt so an's Zimmer gefesselt bist, so wollte ich Dir doch in etwa die Langeweile vertreiben helfen, und es soll mich freuen, wenn mein Zweck erreicht wird. Aus dem Märchenbuche müßt Ihr Schwollmanns Kindern recht viel erzählen!

Das muß in Soest ja eine rechte Rumpelei mit den Wintergewittern seyn! — Hier ist fast alle Nacht Feuer; wenn es aber auch nur dreißig Schritt von meinem Hause ist, so bleibe ich doch ruhig im Bett liegen und lasse die Nachtwächter „Brand!" rufen und die Spritzen vorbeirasseln, so viel sie wollen. —

Die beiden kleinen Gebrüder, welche auf der Violine so excelliren, habe ich nun auch gehört. Sie heißen, wie Du weißt, Eichhorn, geriethen in einen entsetzlichen Streichzorn, und strichen die Geige so, daß ich meinen Leichdorn (am kleinen Zehen vom linken Fuß) ganz vergaß, so malitiös er mich auch peinigt. — Es ist aber doch etwas Außerordentliches mit den kleinen Kerls, und ich wollte, daß auch Ihr sie 'mal hörtet.

Grüß Gott, Alter! — Werde bald wieder besser und schreibe bald wieder

Deinem

treuen Bruder
Ferdinand.

* * *

An Lina Schwollmann.

Amsterdam, 27. Febr. 1836.

Da wäre ich denn endlich frei — frei diesen Sommer, wie der Vogel in der Luft, aber wahrscheinlich auch mit nicht viel mehr Moneten versehen, als es der Vogel ist! Das macht aber nichts! Etwas im Sack habe ich immer noch, wenn ich zu Euch komme; dann sammele ich flugs meine Gedichte, wenn Du es erlaubst, und lasse mir von Cotta wenigstens 3—400 Gulden dafür blechen, 200 Gulden werde ich bis Juli auch bei Sauerländer wieder gut haben — kurz, es werden auch in pecuniärer Hinsicht ganz passable Zeitläufte sein. Bin ich dann erst 'mal dort, so wird sich das Uebrige schon finden! Vorläufig wollen wir Gott danken, daß ich hier los und nicht mehr auf die Launen eines Mannes angewiesen bin. Der Teufel hole das Mäcenatenwesen! Noch einmal: Gott sei Dank, daß ich so weit bin! So gut wie hier werde ich's überall finden!

Herr Gott, wie freue ich mich, 'mal wieder nach Soest, zu Euch, zu Dir zu kommen! Du bist gewiß in der letzten Zeit wegen meines Schweigens traurig und böse über mich gewesen — lies aber nur meinen Brief an die Mutter, und Du wirst mir verzeihen! — Ich bin noch immer von Herzen unwohl, des Abends legt sich eine bleierne Schläfrigkeit über mich; Kopf- und Leibweh nehmen kein Ende — ich wollte, es wäre erst wieder Frühjahr! Ich bin überzeugt, daß ich ganz frisch sein werde, sobald ich meine Lebensweise ändern kann.

Meine Uebersetzung der Hugo'schen Oden erwarte ich mit jedem Tage von Frankfurt. Sauerländer hat sie bereits in einer weitläuftigen Anzeige seiner Ausgabe des Hugo in der Augsburger Zeitung als meisterhaft ausposaunt. Es soll mich wundern, was die Kritiker damit machen — ich selbst bin am wenigsten zufrieden damit.

In der ersten Nummer des diesjährigen Phönix findest Du ein Gedicht von mir, das ich auf Dr. Dullers ausdrücklichen Wunsch für den Beginn des neuen Jahrganges machte.

Nun wundere Dich einmal: Dr. Duller, mit dem ich auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stehe, will für ein Taschenbuch, das er aufs Jahr

1837 herausgiebt, Gedichte von mir, mein Portrait und mein Facsimile! Ist das nicht stark? Er kriegt aber nur die ersten und das letzte. Malen habe ich mich ja noch nicht lassen, und dann wäre es, glaub' ich, auch Anmaßung, schon jetzt aus einem Kupferstich in die Welt zu gucken!

Und weil ich nun ein Freiherr bin, will ich, nachdem ich Dich um baldige Antwort gebeten, einen entsetzlichen Submissionsstrich machen.

Dein Ferdinand.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 29. März 1836.

Sie sind mir gewiß recht böse, daß ich Ihren freundlichen letzten Brief erst so spät beantworte, und gewissermaßen erst durch die gefällige Einsendung des schönen Krummacher'schen Gedichts, wofür ich Ihnen recht herzlich danke, daran erinnert werden mußte. Ganz von Schuld freisprechen will ich mich nicht, denn, was sollte ich's leugnen, ich habe mich seit einiger Zeit einer sträflichen Trägheit in meiner Correspondenz ergeben; wenn Sie aber erwägen, daß diese Trägheit eine Folge verschiedener äußerer Umstände war, unter welchen ich namentlich hervorhebe: ein fatales, längeres Unwohlsein und — das Nehmen meiner Entlassung aus dem Hause Sigrist, so hoffe ich, wenn auch nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt bei Ihnen zu sein.

Ueber meinen plötzlichen Austritt bei Sigrist wundern Sie sich gewiß. Im Allgemeinen finden Sie die Motive zu diesem Schritte schon in meinem vorigen Briefe angedeutet. Die unmittelbare Veranlassung, mein schon lange genährtes Vorhaben zu verwirklichen, war kurz folgende. Herr Franck versprach mir vorigen Sommer in den bestimmtesten und wohlwollendsten Ausdrücken, ohne die geringste Bewerbung meinerseits darum, den durch den Austritt seines diesen Frühling nach Baltimore abgehenden Vetters B. zu erledigenden Spediteurposten. Jetzt nun, wo es darauf ankam, sein Wort zu halten, giebt er den Posten einem Andern, und wenn ich auch in anderer Hinsicht nicht böse deßhalb bin, so wurmte mich das Ding doch eben darum, weil es ein miserables Nichtworthalten war. Wenn ich hätte bleiben wollen, so bin ich überzeugt, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, mein Salair durch eine einfache Bitte um ein paar hundert Gulden zu erhöhen. Es wäre dies auch allerdings das Vernünftigste gewesen; leider Gottes bin ich nun aber einmal so constitutionirt, daß ich Inconsequenzen, wie die eben angegebene, nicht wohl verdauen, und es nicht vertragen kann, wenn man mich wie ein Stück Holz nach Belieben hierhin und dorthin schieben will, ohne daß ich das Maul aufthun soll. Ich entschloß mich also kurz, reichte meine

Demission ein, und bin jetzt mit dem Ordnen meiner Bücher und Scripturen beschäftigt, so daß ich binnen Kurzem von hier werde abreisen können. Den Sommer werde ich bei meiner Mutter in Soest zubringen, theils um meine Gesundheit zu befestigen, theils um einige schriftstellerische Arbeiten zu vollenden, und gegen den Herbst denke ich, mich nach Frankfurt oder Leipzig zu wenden, wo ich mit Leichtigkeit eine Stelle zu finden hoffe, die wenigstens so gut ist, wie meine jetzige, beiseite gesetzt, daß ich mich dann im Mittelpunkt des literarischen Treibens Deutschlands befinde.

Meine Uebersetzung von Hugo's Oden dachte ich schon diesem Briefe beifügen zu können. Obgleich der Verleger aber das Manuscript schon seit Mitte Januars in Händen hat, so habe ich doch noch bis jetzt vergeblich auf die Erscheinung des Bändchens warten müssen. Sobald es heraus ist, erhalten Sie es, wie später auch die Chants du Crépuscule, die ich ebenfalls für Sauerländer übersetze. So viel ich weiß, ist Hugo Katholik. Auf eine der neuesten Erscheinungen in der französischen Literatur, auf Lamartine's Jocelyn kann ich Sie als etwas sehr Schönes aufmerksam machen.

* * *

An Caroline Freiligrath.

[Undatirt, Frühling 1836.]

Von Herzen danke ich Dir für Deine letzten lieben Zeilen und für das schöne Schneeglöckchen, welches die weite Reise glücklich zurückgelegt und mir den Frühling des Jahres 1836 so freundlich eingeläutet hat. Du hast mir eine große Freude dadurch bereitet, liebes Mädchen, und wenn ich diesen Sommer wieder zu Euch komme, sollst Du sehen, wie sorgfältig ich das liebe Blümchen in meinem Stammbuche verwahrt habe. Es wird gewiß nicht böse sein, wenn es Dich wiedersieht, und ich hoffe, daß wir drei, Du, Schneeglöckchen und ich, ein fröhliches Schützenfest mit einander verleben werden.

Von wegen der Rückensuppe bitte ich Dich, alles aufzubieten, daß Du im Stande bist, mir bei meinem Kommen eine zu kochen. Sie muß aber lecker sein, daß die Frikadellen, die Du, wie ich zu meiner Verwunderung und Freude höre, schon backen kannst, gut darin herum schwimmen können. Ich freue mich überhaupt recht auf das Schlaraffenleben, was Du mir bereiten willst, und bei dem sich besonders meine Nase recht wohl befinden wird. Denn denke nur, des Morgens früh hat sie zuerst Deinen versprochenen frischen Blumenstrauß zu erwarten, dann, wenn ich herunter komme, duften mir Deine Frikadellen entgegen; darnach, wenn ich in den Garten gehe, strömen mir wieder Blumengerüche zu, und am Ende werde ich wahrhaftig selbst nicht wissen, was besser riecht, eine Frikadelle oder eine Rose.

Deine Beschreibung, wie Alles bei Euch jetzt anfängt zu grünen und zu blühen, hat mich recht erfreut. Hier sind wir soweit noch nicht, und in den engen nebligen Mauern und dem Menschengetöse des großen Amsterdams merkt man ohnehin kaum, daß es draußen anfängt Frühling zu werden. Die häßlichen (oder wenigstens unschönen) Umgebungen der Stadt locken einen im Winter selten ins Freie, und ich glaube, daß ich seit dem Oktober erst vorgestern, als am ersten schönen, und in der That schönen, warmen und sonnigen Frühlingstage zuerst wieder vor dem Thore war. Große Städte haben überhaupt den Nachtheil, daß man in ihnen, wenn man den ganzen Tag durch Berufsarbeiten gefesselt ist und die wenigen freien Stunden, die man etwa hat, zu andern Zwecken verwenden muß, der Natur fast ganz entfremdet wird, und ich freue mich auch darum schon auf mein Fortkommen von hier, weil ich dann auch die Schönheiten des Sommers wieder einmal recht genießen werde.

Und nun adieu, meine liebe Blumistin! Behalte mich lieb und schreibe mir bald wieder!

* * *

An Karl Freiligrath.

Amsterdam, 4. April 1836.

Mein lieber Karl!

Soeben komme ich von einer kleinen Tour nach Leyden zurück, wo ich für den ersten Ostertag mit einem in Rotterdam wohnenden Freunde eine Zusammenkunft verabredet hatte, und will den Rest des zweiten Feiertags jetzt dazu anwenden, Dir Deinen vorgestern erhaltenen letzten lieben Brief zu beantworten, um so wenigstens einen Theil des Osterfestes, wenn auch nur in Gedanken, bei Euch zuzubringen.

In Leyden habe ich gestern auf den verschiedenen Museen höchst merkwürdige Sachen in Augenschein genommen, von denen es nur zu bedauern ist, daß sie, wie z. B. die Aegyptischen, Etruskischen, Römischen und Griechischen Antiquitäten, wegen Mangels an Raum noch nicht ordentlich aufgestellt sind. Wenn dies erst mal geschehen ist, wird die Sammlung, welche namentlich sehr reich an Mumien ist, einzig in ihrer Art werden. Das naturhistorische Cabinet, welches aber auch noch nicht ganz (die Ornithologie noch gar nicht) aufgestellt ist, ist auch eines der reichhaltigsten in ganz Europa, und da die Regierung fortwährend Reisende nach allen Weltgegenden ausschickt, so wächst es noch immer sehr an. Interessant ist der Saal, wo die Gerippe von Menschen, vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln, Schlangen u. s. w. zu sehen sind. So ein Kameel- oder Elephantengerip sieht grausig aus.

Enorm war aber der bloße Kopf eines der größten je gefangenen Wallfische, dessen ganzes Gerippe aufzustellen es an Raum gebrach. Dieser Kopf war nämlich nur so groß, daß man eure große Stube mit Bequemlichkeit hätte hineinschieben können. Prächtig anzusehen waren auch die ausgestopften Giraffen, Löwen, Tiger, Panther, Kameele, Antilopen und andere Thiere, die ich Dir hier nicht alle nennen kann. Auch das merkwürdige Schnabelthier aus Neuholland war dabei, von dem Du in einem alten geschriebenen Collectaneenbuche von mir eine Beschreibung findest. Sehr interessant war auch eine Sammlung von Nestern und Eiern ausländischer Vögel. So ein Kolibrineſtchen ist das Subtilste, was man sich denken kann. Du hast doch auch wohl schon vom Schneidervogel gehört. Von diesem war auch ein Nest dabei, dessen Bau einen in der That zur Bewunderung hinreißt. Es sind nämlich zwei einfache Blätter irgend eines in jenen Zonen wachsenden Baumes, etwa so groß, wie Kirschbaumblätter. Diese hat der kleine Satan mit einem baumwollenen Faden, den er selbst gedreht hat, aneinandergenäht, doch so, daß oben ein Loch bleibt, und das Säckchen, das auf diese Weise entsteht und das er frei schwebend mit einem andern Faden an einen Zweig hängt, hat er mit loser Baumwolle gefüllt, wohinein er seine Eier legt.

Beim Wiedersehen werde ich Euch mehr von diesen Raritäten erzählen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 2. Mai 1836.

Meinen letzten Brief vom — werden Sie erhalten haben, und lasse ich demselben diese wenigen Zeilen eigentlich nur folgen, um Ihnen meine heute per Fahrpost an Sie abgehende Uebersetzung von Hugo's Oden, die ich, was Sie entschuldigen wollen, nur bis zur Grenze frankiren konnte, zu avisiren. Möchte Ihnen wenigstens Einiges in dem Büchlein Freude machen! — Ich selbst bin mit dem Machwerk gar nicht recht zufrieden. Es sind viele Härten darin, auch nicht wenig Schwulst, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, so hat es der Drucker auch nicht an zum Theil sehr entstellenden Druckfehlern fehlen lassen. Das sind so Poetenleiden!

Bis zum 15. Mai denke ich von hier abreisen zu können, vielleicht auch schon eher. Jedenfalls ist dieser Monat der letzte von den 52, die ich hier zugebracht. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 30. Mai 1836.

Mein lieber Lewis!

Acht Tage nachdem ich meine Dir inzwischen wohl richtig zugekommenen

Hugo'schen Oden expedirt hatte, erfreute mich Deine angenehme Magazin-Sendung, für welche ich der Redaction unter Ausrichtung meiner besten Grüße meinen herzlichen Dank abzustatten bitte. Wie gern ich denselben nun aber auch durch mehr als trockne Worte, nämlich durch das Beilegen etwelcher eigner Poesien bethätigte, so ist mir dies doch im Augenblick reineweg unmöglich. Als Dein Brief ankam, war Alles, was die letzten Wochen in mir hatten aufgehen lassen, bereits an das Morgenblatt, den Phönix, Dullers neues Taschenbuch: „Deutsches Album" und den Musen-Almanach abgegangen, während sich meine neusten Uebersetzungen zum Behuf des „Literarischen Auslandes" bereits in Gust. Pfizers Händen befanden. — Dazu kam der fatale Umstand, daß der junge Mann, welcher mich remplaciren sollte, es am 15. Mai, während der Sonnenfinsterniß in den Kopf kriegte, sich, nachdem er kaum 14 Tage hier gewesen, mit des Seilers Tochter zu copuliren, und daß der Strick, den er mit seiner Kehle in allzu nahen Contact brachte, nun auch leider Gottes die unglückliche Fessel werden mußte, die mich ein paar Wochen länger ans Pult band und jeden anmuthigen Scherz mit denen Musis verhinderte. Bei so bewandten Umständen bleibt mir nun, wenn ich gegenüber der Güte der Redaction nicht ganz als Unwürdiger erscheinen will, nichts anderes übrig, als ein paar alte (ich glaube noch aus 1832 herrührende) Uebersetzungen nach V. Hugo beizufügen, die ich beim Ordnen meiner Papiere noch aufgefunden. Wenn ich erst in Soest bin und Zeit habe, werde ich gern einmal wieder was Eignes folgen lassen, und mich dabei Deiner Winke rücksichtlich der vox populi erinnern. — Das Taschenbuch- und Journalwesen unsrer Tage ist übrigens — entre nous! — das Verderben der jungen Literatoren. Man giebt sich dadurch einer Verzettelung und Versplitterung hin, die am Ende nichts taugt und einem ernsten Streben wenig förderlich ist. — Indeß, was ist dagegen zu machen? Um sich bekannt zu machen, gleichviel von welcher Seite, sind derlei Institute immer die besten Colporteurs.

Um nun vom Allgemeinen aufs Besondere zu kommen, so kann ich Dir die ungeschmeichelte Versicherung geben, daß mir das Lipp. Magazin sehr wohl gefallen hat, und daß es mir seine, im Einleitungsgedicht gut ausgesprochene Tendenz: „im kleinen Kreise nach Kräften Gutes zu stiften" mit Ernst und Würde zu verfolgen scheint. Wie sollte ich's Dir verhehlen, daß mir die Beurtheilung meiner Siebensachen im Musen-Almanach wahre Freude gemacht hat. Den Rügen des Beurtheilers stimme ich von ganzem Herzen bei, und will mich bessern, besonders da er im Scipio die Pointe vom Menschenfleisch getadelt hat, die, zu meiner großen Verwunderung, keine der andern mir zu Gesicht gekommenen Recensionen nach Würde abgefertigt hatte.

Noch eins: Schierenbergs Rec. der Grabbe'schen Dramen wird in Kurzem von einer dito über ein neues Stück Grabbe's: „Die Hermannsschlacht" gefolgt werden können. Das nächstens in Coblenz nach dem ungefähren Zuschnitt eines Mus.-Alm. erscheinende „Rheinische Odeon" wird Proben davon bringen. Besagtes Rhein. Odeon, dessen Mitredaction mir vor einer halben Woche angetragen wurde (ich weiß nicht, ob ich ja oder nein sage), enthält auch von mir Etwas. —

Für die freundliche Einladung nach Detmold Dir und den Deinigen meinen warmen, herzlichen Dank! — Fürs Erste muß ich nun aber in Soest fleißig sein. Ich habe Gust. Pfizer Verschiedenes versprochen. Sauerländer mahnt schon geraume Zeit wegen Hugo's Chants du Crépuscule, die ich für seine Ausgabe übernommen u. s. w. Gegen den Herbst oder gegen das Frühjahr werde ich wieder Banquier, d. h. nicht hier, hoffe aber, daß es mir in Cöln, Frankfurt oder sonst auch an keiner erträglichen Stelle fehlen wird. Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut. —

* * *

Nachdem wir so Freiligraths Beziehungen zu der Familie und den Jugendfreunden betrachtet, ist es an der Zeit, der beiden trefflichen Männer zu gedenken, welchen der Ruhm gebührt, zuerst die Genialität des jungen Dichters erkannt, ihm die Pfade allgemeiner Anerkennung eröffnet, ihn zugleich mit väterlicher Mahnung auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die ihm ein überwältigender Gestaltungstrieb drohte. Es sind das Chamisso und Schwab. Wir haben gesehen, wie Freiligraths Bemühen, durch seinen Landsmann Grabbe, dieses geniale Irrlicht, in die Literatur eingeführt zu werden, an der Unordnung Grabbe's oder des Buchhändlers scheiterte; es war dies vielleicht kein Unglück, denn Freiligrath ward dadurch veranlaßt, sich an Adelbert von Chamisso zu wenden, einen Dichter, welcher ganz der Mann dazu war, durch das Gewicht und die Reinheit seines Namens dem jungen Schützling einen ehrenvollen Weg zu bahnen. Die zwischen beiden gewechselten Briefe liegen in der Urschrift vor mir und mögen hier Aufnahme finden; diejenigen Chamisso's sind übrigens bereits früher in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen.

Freiligrath schreibt am 9. Dezember 1833:

Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir in den Anlagen einige poetische Kleinigkeiten zu überreichen, welche in den nächsten Jahrgang des von Ihnen und Herrn Prof. Schwab in Stuttgart herausgegebenen Deutschen Musenalmanachs aufgenommen zu

sehen mir zur ehrenvollen Aufmunterung gereichen würde. Möge Ihr ermuthigendes Wort:

„Herein, Du Jünger! Zaudre nicht zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor Deinem Meister hier!"

möge außerdem der Wunsch, allmählich aus dem engen Kreise hinauszutreten, in welchem ich bisher meine mangelhaften Versuche veröffentlichte, die Kühnheit entschuldigen, mit welcher ich, der Jünger, Ihnen, dem die Palme des Weltumseglers mit dem Lorbeer des Dichters vereinigenden Meister, meine Lieder vorzulegen wage.

Ihre geneigte, schriftliche oder mündliche, Entscheidung wird mein Freund, der Studiosus Jerrentrup, welcher die Ehre hat, Ihnen diese Zeilen zuzustellen, mir mit Vergnügen mittheilen. Jeder Tadel, jede Zurechtweisung werden mir, der ich das Gebiet der Poesie noch mit so unsichern Schritten betrete, jedes leitenden Freundes entbehrend, und, durch abweichende Urtheile irre gemacht, selbst meinen Beruf zum Dichter häufig noch in Zweifel ziehen muß, von Ihnen willkommen sein, und indem ich Ihnen im Voraus meinen wärmsten Dank dafür ausspreche, bitte ich Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster
Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort Chamisso's liegt nicht vor; dagegen enthält, Antwort genug, der Musenalmanach für 1835, herausgegeben von Chamisso und Schwab, als die ersten Gedichte, welche nicht dem eng begrenzten Leserkreise eines westfälischen Lokalblattes geboten wurden, Scipio, Löwenritt [1]), Moosthee und Anno Domini, vier Dichtungen, welche Freiligraths machtvolle Eigentümlichkeit in glänzendster Weise darlegen und sofort seinen Namen in die wei-

[1]) Eine Zeitlang hielt man Freiligraths Löwenritt für eine Nachdichtung von des Schotten Thomas Pringle († 1834) The Lion and the Giraffe. Letzteres ist zuerst 1827 gedruckt in Thompsons Travels and Adventures in Southern Africa, und so wäre eine Entlehnung des Stoffes durch Freiligrath immerhin möglich, wenn eine solche auch dessen Wesen und Brauch völlig widersprechen würde. Freiligrath selbst erklärte seinem Freunde Rodnagel 1842, er habe Pringle nicht gekannt, sondern sei durch die kurze Bemerkung eines Reisenden angeregt worden. Wir dürfen das dem allezeit wahrheitsliebenden Dichter ohne weiteres glauben; bei der mehrfachen brieflichen Aufzählung der von ihm gelesenen oder übersetzten Engländer gedenkt er Pringle's nie, hat auch keines der afrikanische Stoffe behandelnden Gedichte desselben übersetzt. So mag man die Mär von der Entlehnung des Löwenrittstoffes als abgethan betrachten. Vgl. Pachaly Th. Pringle und F. Freiligrath. Abhandlung der Freiberger Realschule 1879.

testen Kreise trugen. Am 25. November 1834 richtet Freiligrath ein zweites Schreiben an Chamisso:

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Professor!

Die Nachsicht, mit welcher Ew. Hochwohlgeboren die Ihnen vor einem Jahre durch meinen Freund Jerrentrup überreichten Gedichte beurtheilten, und die einigen derselben zu Theil gewordene Ehre der Aufnahme in Ihren Musenalmanach, haben mir eine Freude bereitet, wie wohl jeder Jünger sie empfinden wird, welcher zum ersten Male von Meisterlippen, von Lippen, über die manch herrlicher, in den Herzen des Volkes wider- und forthallender Gesang geflossen ist, ein aufmunterndes, wie Beifall klingendes Wort vernimmt. Mit wenig Worten, aber aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen wärmsten, innigsten Dank dafür zu, und wünsche Nichts mehr, als daß den Versuchen, welche ich mich heute neuerdings beehre, Ew. Hochwohlgeboren in den Anlagen zuzustellen, ein gleiches Glück, wie ihren Vorgängern werden möge.

Das mir gütigst bestimmte Exemplar des Musenalmanachs habe ich dankbar empfangen. Der „Nachhall" hat mich tief ergriffen. Daß auch ich zu den „jüngern Sangbegabten" mich rechnen darf, welche Adelbert von Chamisso sich um Ihn sammeln heißt, daß unter Vielen deutscher Jugend, welche Ihn „nennt und liebt", ich so glücklich bin, Ihm diese Liebe aussprechen zu können, das erfüllt mich mit stolzer Freude, und ist, wenn es auch die einzige Frucht meines sonst ungehört verhallenden Singens sein sollte, schon Lohn des Gesanges genug für mich.

Mit unbegrenzter Hochachtung und Verehrung verharre

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort ist nicht vorhanden; Chamisso war kein eifriger Briefschreiber und überließ diese Arbeit gern seinem federfertigeren Genossen G. Schwab. Das erste Schreiben Chamisso's ist vom 28. April 1836; Freiligrath hatte das so freudig geknüpfte Verhältnis zum Musenalmanach in jugendlicher Aufwallung jener schönen Pietät, die ihm lebenslang eigen blieb, in einem Brief an die Reimer'sche Verlagshandlung jäh gelöst; wir werden aus dem Briefwechsel mit G. Schwab die wackeren Gründe seines rasch auflohenden Grolles kennen lernen. Da endlich nimmt der alte Chamisso die Feder zur Hand und schreibt:

Lieber Freiligrath! Ich lasse mich nicht gekränkt sein, da wo der Wille zu kränken nicht vorausgesetzt werden kann. Und Ihrerseits halte ich mich für

sicher. Es soll nun alles nicht gewesen sein, und da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen müssen; wenn nicht, so wollen wir darum nicht Feinde werden. Das Neckische ist, daß ich eben, wie der Sturm sich erhob, bemüht war, Ihnen ein Pfand meiner achtungsvollen Zuneigung zukommen zu lassen, und anderseits Sie bitten wollte, der ersten Manuscriptsendung wo möglich eine zweite folgen zu lassen, da die Noth um Raum, die gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

Aber ich schreibe Ihnen noch im Tone, den ich vor drei Jahren anschlagen wollte, als ich Sie aus Ihren ersten Gedichten erkannte und lieb gewann. Jetzt ziemt es mir wohl kaum gegen einen Dichter, der anerkannt wird und sich selbst fühlen muß, so vertraulich zu thun. Ich sollte Sie förmlicher anreden, ich sollte — — aber dann würden Sie keinen Brief von mir bekommen haben.

Damals wollte ich Ihnen die Hand drücken und auf dem Grund einer liebevollen Anerkennung Ihnen manchen Rath, manche Warnung mit Freundesstrenge zurufen; — Schwab that es, und also schwieg ich.

Wissen Sie wohl, daß Sie schon Ihre Nachahmer haben? Die Wasserflut, welche den äußeren Damm des Musen-Almanachs bespült, wirft schon Freiligrathereien heraus, worüber Sie lachen würden. Also lassen Sie die Sorge, Sie nachzuahmen, anderen, hüten Sie sich vor Manier und gehen Sie vorwärts. Ihren vortrefflichen Wassergeusen nachzuahmen werden schon die Modehändler unterlassen müssen. Lassen Sie mich, dem so oft und schwer der Vorwurf gemacht worden, lassen Sie mich Sie vor einer Klippe warnen, der nämlich, die Poesie im Gräßlichen zu suchen.

Dann lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter, Lenau, nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Noch eins: ich bin ein schlechter und träger Briefsteller, und schreibe in der Regel keine, als solche, wodurch handelnd eingegriffen werden kann und muß. — Rechnen Sie im eintretenden Falle auf die Gesinnung und haben Sie Nachsicht mit der Schwäche.

Ihr letztes Gedicht hat mich wahrhaft ergriffen und bewegt, genehmigen Sie meinen herzigen Dank dafür. Adelbert v. Chamisso.

* * *

Des alten Dichters vorsichtig ausgesprochener Tadel bezieht sich wohl auf die irische Witwe. Freiligrath antwortet am 18. Mai 1836 also:

Verehrter würdiger Mann!

Ueberheben Sie auch mich der förmlichen Anreden, des conventionellen Epistolarstyles! Lassen Sie mich in dem Tone zu Ihnen reden, den mir mein Herz, den mir meine, ich möchte sagen, kindliche Ehrfurcht vor Ihnen gebieten.

Ihr freundlicher Brief versichert mich Ihrer Verzeihung einer jugendlichen Raschheit, die Ihnen, obgleich sie aus der lautersten Absicht hervorging, wehe thun konnte, die aber, Gott ist mein Zeuge! Nichts weniger bezweckte als Sie zu verletzen! Ich muß gestehen, daß ich über Heine's freches Herunterreißen des edeln Uhland aufs Höchste indignirt war und bin, und mich, nachdem ich seine Ecole Romantique gelesen, auch jetzt noch nicht recht mit dem Gedanken, sein Bild dem Almanach vorgesetzt zu sehen, versöhnen kann. Was ich Schwab schuldig bin, wissen Sie; daß Sie den Almanach fortsetzten, hatte weder er, noch die Verlagshandlung mir geschrieben und — doch erlassen Sie mir die Worte: Ich kann noch einlenken, und thue es gern, da ich Ihnen dadurch einen Beweis meiner Gesinnungen für Sie geben kann, Schwab und Uhland denken zu edel, als daß ich fürchten müßte, mir durch die Aenderung meines Entschlusses in ihren Augen ein Dementi zu geben, — und oft ist ja eben eine eiserne Consequenz die größte Inconsequenz. Von den inliegenden beiden Gedichten ist wohl nur der „Henry" der Aufnahme in den M.A. nicht ganz unwerth.

Schmerzlich wird wohl jedem Freunde deutscher Dichtung das diesjährige Mißverständniß sein! Möchten die folgenden Almanache dafür eine desto freudigere vereinte Thätigkeit der lyrischen Kräfte des gesammten Deutschlands entfalten!

Dank, herzlichen Dank für Ihre liebevollen Warnungen und freundlichen Mittheilungen! Ob es mir gelungen ist, mir Ihren Wink in Betreff der Terzine zu Nutze zu machen, mögen Ihnen meine demnächstigen Versuche in dieser Form darthun. Es ist freilich gewagt, da versuchen zu wollen, wo Sie unerreicht, und ich möchte wohl sagen: unerreichbar, dastehen! Lächeln Sie nur, wenn Sie wieder einmal Terzinen vom Zuidersee zu Gesicht bekommen! Ich bin jetzt beschäftigt, eine Reihe von Bildern, „Reisende Dichter" überschrieben, zu skizziren, worin ich Chateaubriand, Lamartine, Campbell (in Algier), Washington Irving (in den Prairien), mit Terzinen durch die Wildniß zu begleiten gedenke. Darf ich's wagen, auch Ihnen einen Abschnitt zu widmen, und den Dichter-Weltumsegler, wie ich ihn mir neben einer Kanone des Rurik oder auf einer Insel der Südsee denke, in, wenn auch

unvollkommenen Zügen zu zeichnen? Das Unternehmen wäre allerdings noch vermessener als die Nachahmung Ihrer Terzinen!

* * *

Die Weiterführung des Briefwechsels zwischen Chamisso und Freiligrath wird der nächste Abschnitt bringen. Es sei hier nur kurz bemerkt, daß Jahrgang 1836 des Musenalmanachs enthält: Am Kongo, Gesicht des Reisenden, Fieber, der Tod des Führers, der Wassergeuse; 1837 Nebel, Leviathan, Odysseus, Henry, Ein Flüchtling, Vorgefühl.

In die Amsterdamer Zeit fällt der Beginn einer anderen, für Freiligraths weitere Lebensschicksale sehr bedeutsamen Beziehung, derjenigen zu Gustav Schwab, dem Mitherausgeber des Musenalmanaches. Man wird in Freiligraths Werken zwei Gedichte als Beiträge zum Schiller-Album bezeichnet finden. Die Aufforderung des Ausschusses für das Schillerdenkmal, Beiträge einzusenden zu einem Schiller-Album, kam Freiligrath in der Ferne ganz zufällig zur Kunde und gab ihm Anlaß, an Schwab, als eines der Mitglieder jenes Ausschusses, von Amsterdam aus seinen Beitrag einzuschicken, das vortreffliche „Nun kommen sie aus aller Welt." Er schreibt zugleich am 25. Dezember 1834:

Wohlgeborner Herr!

Hochgeehrter Herr Professor!

Die Aufforderung zu Beiträgen für das Schiller-Album ist mir so spät zu Gesicht gekommen, daß ich fast fürchte, derjenige, welchen Euer Wohlgeboren in der Anlage entgegenzunehmen belieben, werde erst nach geschlossenen Schranken bei Ihnen anlangen. Nichtsdestoweniger erlaube ich mir noch denselben an Sie, als Einen der Männer, welche dem „Riesen von Marbach" ein Denkmal zu errichten beabsichtigen, einzusenden, und wünsche nichts mehr, als daß einestheils meine eben geäußerte Befürchtung sich als unwahr erweisen, und daß anderntheils meine geringe Gabe vor Ihrem Richterstuhl bestehen, und nicht unwürdig gefunden werden möge, den Zweck, für welchen ich sie bestimmte, zu erfüllen.

Die Gedichte, welche ich Herrn Professor von Chamisso durch einen in Berlin studirenden Freund kürzlich wieder für den nächsten Jahrgang des Musenalmanachs zustellen ließ, empfehle ich Ihrer wohlwollenden Nachsicht, und würde mich glücklich schätzen, wenn sie sich Ihres Beifalls zu erfreuen hätten! —

Adresse: F. F. abzugeben bei Herrn Buchhändler J. H. Laarmann.

* * *

Gustav Schwab giebt am 3. Januar 1835 folgende Antwort:

Nein, so schöne Gedichte wie das Ihrige können und dürfen nie zu spät kommen, für solche gibt es immer noch freilich Rath; sie müßten

hinein, und wenn die Sammlung schon geschlossen wäre, was aber keineswegs der Fall ist. Nur bittet Sie das Comité, uns durch Buchhändlergelegenheit ganz gelegentlich, doch nicht allzuspät, wissen zu lassen, an welchem Tag und Jahr und wo Sie geboren sind, wo und in welcher Eigenschaft Sie hausen, da diese Bestimmungen dem Album auch einen literar-historischen Werth geben sollen.

Und nun empfangen Sie meinen warmen Dank für die schönen und eigenthümlichen Beiträge zum vorigen Musenalmanach, die mich auf die neuen sehr lüstern machen, und verschmähen Sie meinen Dichterhandschlag nicht. In meinem Leben hat mir nichts größere Freude gemacht, als die Begrüßung und Anerkennung neuer Talente.

Mit herzlicher Verehrung

der Ihrige
Gustav Schwab.

* * *

Noch ehe Freiligrath dieses Schreiben empfangen, sandte er am 15. Januar 1835 einen zweiten Beitrag mit folgendem Schreiben:

Als ich am 25. Dezember v. J. so frei war, Euer Wohlgeboren einen Beitrag für das Schiller-Album einzusenden, war mir nicht die Aufforderung des Löbl. Ausschusses des Schiller-Vereins selbst, sondern bloß ein kurzes Referat darüber in der Wiener Theaterzeitung zu Gesicht gekommen. Erstere kommt mir erst heute in Nr. 147 des Morgenblattes vom verflossenen Jahre zu Handen, und ich ersehe daraus zu meinem Leidwesen, daß ich den Vorschriften des Löbl. Ausschusses in Betreff der einzusendenden Beiträge beinahe gänzlich entgegen gehandelt habe. Gern möchte ich nun meinen Fehler wieder gut machen und erlaube mir daher, Ihnen meinen Spruch, nicht dem Gedanken, wohl aber der Form nach verändert, nochmals zuzuschicken, und dabei den herzlichen Wunsch zu äußern, daß der Ablauf des den Einsendern gesetzten Termines, welchen ich ohne mein Verschulden versäumte, kein Hinderniß für die Benutzung meiner unbedeutenden Distichen abgeben möge.

Daß ich übrigens auch dießmal mein Blatt nicht an den Löbl. Ausschuß adressire, sondern wiederum Sie damit behellige, wollen Ew. Wohlgeboren geneigt entschuldigen. Mein erster Brief ging aus Unkunde nicht auf die vorgeschriebene Weise ab, und da ich mich in dem vorliegenden wegen des mit jenem begangenen Fehlers zu verantworten habe, so muß ich auch ihn — ungern, weil ich fürchte, Ihnen beschwerlich zu fallen, gern, weil ich dem Dichter schreibe, dessen Romanzen mich schon in meinen Knabenjahren begeisterten; welchem hier meine freudige Verehrung aussprechen zu können mir zur lautersten Genugthuung gereicht! — speciell an Sie richten.

Möge die Sache, um derentwillen ich schreibe, mir zur Fürsprecherin werden. —

* * *

Waren die ersten gewechselten Schreiben mehr Höflichkeitsergüsse gewesen, so ist dagegen Freiligraths undatierter dritter Brief, als Antwort auf G. Schwabs Anfrage im Februar 1835 geschrieben, als eine Zusammenfassung von des Dichters bisherigem Lebensgang von ganz besonderer Bedeutung.

Den mir mit Ihren freundlichen Zeilen vom 3. vorigen Monats gemachten Anfragen bin ich zwar schon, noch ehe ich sie erhielt, durch meinen Brief vom 15. Januar zuvorgekommen, mag es mir jedoch um so weniger versagen, Ihnen noch insbesondere meinen herzlichen Dank für Ihren wohlwollenden Zuruf auszusprechen, als Sie nach Lesung des Folgenden selbst ermessen werden, wie sehr mich derselbe erfreuen mußte. Daß Sie mich wegen der unverlangten Ausführlichkeit meiner Mittheilungen nicht der Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit zeihen werden, dafür bürgen mir, wie Ihr Brief, so auch Ihre Lieder und Ihr vor mir liegendes Bildniß.

Aus meinem zweiten Albumblatte wissen Sie, daß ich Kaufmann bin. Ein prosaischer Beruf, und doch ist nur die Poesie Schuld daran, daß ich ihn ergriffen habe! Von unbegüterten Eltern geboren — mein Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold — mit meinem achten Jahre Reime schmiedend; durch treffliche Lehrer (unter ihnen Falkmann und Möbius) und einen väterlichen Freund, den durch eine Schrift über die Hermannsschlacht bekannten Archivrath Clostermeier, mannigfach angeregt und aufgemuntert, Alles, was die Wissenschaft bot, freudig ergreifend; vornehmlich aber, wie Immermanns Hänschen, „von Kindesbeinen auf das Ideal gestellt" — dachte ich nicht daran, daß es mir einmal in den Kopf kommen würde, von den Musen zum Merkur überzulaufen. Ich wollte immer einmal ein tüchtiger Philolog oder Theolog werden, denn zum Juristen, den Clostermeier aus mir ziehen wollte, glaubte ich keinen Beruf in mir zu fühlen. So wurde ich fünfzehn Jahre alt, und war im Begriff die Secunda mit der Prima zu vertauschen, als ein Bruder meiner damals schon verstorbnen Mutter, welcher sich lange als Supercargo auf den Meeren umhergetrieben und zuletzt als Kaufmann in Edinburgh niedergelassen hatte, meinem Vater den Vorschlag machte, mich, nachdem ich mir die ersten merkantilischen Kenntnisse in der Heimath zu eigen gemacht hätte, zu sich zu nehmen, und später zum Theilhaber seiner Handlung zu machen. Mein böser Stern wollte, daß ich zu jener Zeit grade neben meinen Schulstudien Nichts eifriger betrieb, als die Lectüre Walter Scott'scher Romane. Ich dachte an Nichts, als an die Nebelhaiden des Hochlands, und die auf ihnen vagabundirenden Bettler und

Zigeunerinnen. Was Wunder, wenn ich dem Rufe nach dem Herzen von Midlothian, nach dem Sitze des Wizard of the North nicht widerstehen konnte, und, wenn auch keine goldnen, aber doch die haidekrautbewachsenen Berge der Grampiankette schon im Geiste vor mir sah. Ich wurde freilich bald enttäuscht. Als ich nach einigen Jahren meine Lehre in Soest bald absolvirt hatte, sah sich mein Oheim durch Unglücksfälle außer Stand gesetzt, sein früheres Versprechen zu erfüllen, und die Anstrengungen, die ich nun machte, um zu den Studien zurückzukehren, scheiterten an mancherlei Klippen. Ich blieb Kaufmann, und bin jetzt seit drei Jahren als Correspondent auf dem Büreau eines hiesigen Banquiers beschäftigt. Zum Beginn eines eignen Geschäfts fehlen mir die Mittel, und ich glaube auch, daß ich einen solchen Schritt, wenn ich ihn thäte, bald würde bereuen müssen.

Während meines Aufenthalts in Soest setzte ich die früher lieb gewonnenen Beschäftigungen eifrig fort und trieb vorzüglich neuere Sprachen, Geschichte und Geographie. Auch die Lust zum Dichten stellte sich wieder ein. Die Englischen Poeten, mit denen ich bald bekannt wurde, veranlaßten metrische Uebersetzungen, und ich habe aus jener Zeit noch Manches nach Byron, Moore, Scott, Hogg, Coleridge, Southey, Wordsworth, Wilson u. A. liegen, wovon Einzelnes damals auch in Westphälischen Zeitschriften und Taschenbüchern gedruckt wurde. Meine Erstlinge fanden nachsichtige Beurtheiler; daß ich merkantilischer Saul aber einmal so glücklich sein würde, mich den Propheten des Musenalmanachs anreihen zu dürfen, an Wolfgang Menzel einen milden Richter zu finden, und von Ihnen so wohlwollend, so herzlich auf dem Parnaß begrüßt zu werden, wie dieß in Ihrem Briefe der Fall ist, daran hatte ich auch im Traum nicht gedacht. Meinen wärmsten, innigsten Dank dafür!

Glücklich fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Fesseln an, als jeder andre. Ohne seine Lichtseiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. „Die bösen Ideale" kommen mir immer in die Quer, und wenn ich über Spanische Staatspapiere schreiben soll, so denke ich an die Bidassoabrücke und die „alten Wunden", die auf ihr aufbrechen.

Die Aussicht, mein ganzes Leben als Commis hinvegetiren zu müssen, ist entsetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Noch studiren zu wollen fällt mir nicht ein; dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm an Geld. Wohl habe ich aber schon daran gedacht, ob ich nicht als Korrektor in einer bedeutenden Offizin, oder als Uebersetzer an einer Zeitschrift, wie z. B. das Ausland ist, thätig sein könnte. Die dazu erforderlichen Kenntnisse glaube ich, wenn auch meist Autodidakt, zu besitzen, und würde in einer

solchen Stellung der Poesie, die ich nicht lassen kann, doch immer mehr leben können, als jetzt, wo ich mit andern Arbeiten so überhäuft bin, daß ich noch nicht einmal an das Sammeln meiner Sachen habe denken können, so gern ich auch mit meinem fünfundzwanzigsten Jahre ein Bändchen publiziren, und dadurch das erste Stadium meiner poetischen Laufbahn begrenzen möchte. Meine Entfernung von den Hauptsitzen des deutschen Buchhandels hat mich bis jetzt immer noch abgehalten, etwas in dieser Beziehung zu thun, und, wenn ich auch dazu überginge, würden die Buchhändler den dichtenden Handlungscommis nicht für einen Narren halten? Würde es Etwas helfen, wenn ich, Romanhelden wie Goethe's Meister, Scotts Francis Osbaldistone (im Rob Roy), E. T. A. Hoffmanns Traugott (in seiner Erzählung: Der Artushof) ganz aus dem Spiele lassend, mich darauf beriefe, daß, freilich bessere als ich, ein Justinus Kerner, Stephan Schütze, L. Bechstein u. A. per aspera eines Comptoirs oder einer Apotheke ad astra eines ungestörten poetischen Wirkens sich erhoben, daß der wahnsinnige M. E. Kuh bei dem alten Ramler einen Stein im Brette hatte, und daß, um mit Beispielen aus verschiedenen Nationen zu schließen, Wilhelm Gerhard (in Leipzig), Samuel Rogers, van der Hoop, Loots und Tollens Kaufleute sind oder waren?

Amsterdam werde ich übrigens auf jeden Fall verlassen. Ich stehe hier gar zu einsam, und entbehre, was das Dichten betrifft, alles Rathes und aller Theilnahme. Als ich kürzlich meine im Musenalmanach mitgetheilten Bilder aus Afrika in verschiedenen Blättern nicht ungünstig beurtheilt fand, hatte ich wahrhaftig nicht einmal Jemanden, den ich zu meinem König Cophetua hätte machen, und ihm, minder figürlich, als Pistol, ein:

„A foutra for the world and all world's baselings!
I speak of Africa and golden joys!"

hätte zurufen können! Im Scherz natürlich, denn ich weiß wohl, an wie vielen Fehlern meine Versuche leiden.

Werden Sie nach dieser offenen Beichte (die ich inzwischen nur Ihnen mache) meinen Hans-Sachsereien auch fernerhin eine bescheidne Stelle neben der vollendeten Dichtungen der ersten Lyriker der Nation im Musenalmanach gönnen?

Darf ich es außerdem wagen, Ihnen die anliegenden Gedichte[1]) mit der Bitte zu überreichen, dieselben im Morgenblatte abdrucken zu lassen, wenn sie anders der Tendenz dieser, ihrem poetischen Theile nach, wenn ich nicht irre, unter Ihrer Leitung stehenden Zeitschrift entsprechen? Wenn meine

[1]) Das Morgenblatt bringt im Jahrgang 1835 von Freiligrath folgende Gedichte: An das Meer, Die irische Wttwe, Geisterschau, drei Lieder von Burns (Nun holt mir, Die süße Dirn, O säh' ich), Sandlieder, Einem Ziehenden, Der Alexandriner, Eine Geusenwacht.

Sachen sonst was taugen, so weiß ich wohl, daß bei Ihnen der Stand zur Sache nichts thut — aber beim Publikum?

Da ich aus Ihrem Briefe sehe, daß die Länge meines ersten Beitrags zum Album dessen Aufnahme nicht hinderlich ist, so bitte ich Sie, den zweiten mit seinen lahmen Distichen — im Technischen bin ich überhaupt sehr zurück, und werde unter anderem einigen Polenliedern, wenn sie einmal gedruckt werden sollten, wohl das: Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum als Motto vorsetzen müssen — zu vernichten. Ich sandte ihn bloß, weil ich glaubte, der erste werde im Druck mehr als eine halbe Octavseite einnehmen.

Und nun bitte ich Sie recht sehr um Entschuldigung, daß ich Ihre Geduld auf eine so harte Probe gestellt habe. Ihre herzlichen Worte erwidern mußte ich. Daß ich es aber so ausführlich gethan habe, wollen Sie dem Alleinstehenden, dem es wohlthat, sich einmal aussprechen zu können, und der sich außerdem verantworten zu müssen glaubte, daß er als Unberufner in die glänzende Gesellschaft des Almanachs sich gewagt, verzeihen!

* * *

Damit war also die Brücke, wie vorher zum Musenalmanach, so zum Morgenblatt geschlagen. Der liebenswürdige Gustav Schwab antwortet am 1. März 1835:

Ihre Nachträge mit dem zweiten und Ihr mir sehr werther, vertrauensvoller dritter Brief sammt den Mittheilungen für das Morgenblatt sind richtig in meine Hände gekommen; empfangen Sie für alles meinen herzlichen Dank, für die in vielen Theilen ausgezeichneten Gedichte, für Ihre Lebens- und Lage-Beschreibung, die meine ganze innige Theilnahme erregt hat, und für Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich und meine Poesie.

Chamisso schreibt mir von Ihnen in seinem letzten Briefe recht herzlich: „Dem sollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier." Ich antwortete ihm, daß ich das erste bereits gethan hätte und das zweite von selbst zu thun im Begriffe gewesen. Und dies geschieht denn auch jetzt. Ihre Bescheidenheit und Ihre echte Liebe zur Poesie, die aus Ihren letzten Zeilen sprechen, bürgen mir dafür, daß Sie — anders als die meiste dichtende Jugend unserer Zeit — den Tadel älterer Freunde ertragen können.

Warnen möchte ich Sie also einmal mit Chamisso vor der unaufhörlichen Wahl allzu schauerlicher und phantastischer Stoffe, vor den Opfern, welche Sie auf Kosten des Riesenhaften und Abenteuerlichen, des schneidenden Contrastes, dem Geschmacke vielleicht bringen zu müssen glauben; und zweitens noch warnen auf eigene Faust vor Mißbrauch des glänzenden Gebrauchs von Bouts-rimés, die aus Eigennamen, besonders geographischen und historischen bestehen, und in welchen Sie sich mit Originalität und Virtuosität

bewegen, aber nur bei größerer Mäßigung mit Grazie bewegen können. Ersticken Sie, ich bitte Sie darum, Ihr schönes und entschiedenes Talent nicht unter Spielereien der Form: schlagen Sie namentlich Ihre kecke freie Phantasie, die sich „im blauen Schoos der Meereswellen großgesäugt hat," nicht in die steten Bande des Alexandriners, so eigenthümlich Sie diesen zu behandeln wissen und so mächtigsicher Ihre verschlungenen Perioden einherwandeln. In der ersten Beziehung hat mir der Schluß Ihres schwungvollen Gedichtes An das Meer mißfallen, weil er in eine Reimpointe ausgeht, die in keinem Verhältnisse zu den großartigen Bildern des Gedichtes steht und am Ende auf dem prächtigen Klang des Wortes Surabaya allein beruht. Es könnte auch leicht ein Spaßvogel kommen und Ihnen mit einem Epigrammenschock von Reimen, wie Mindarus, Tyndarus, Pindarus ꝛc. dienen. Um so wohlthätiger war es mir, in dem für den Almanach bestimmten Lied auf den im Schiffe verstorbenen Auswanderer, das ich fast in allen Theilen für trefflich halte, jene Eigennamen fast gar nicht, und auch ein anderes Silbenmaß anzutreffen. Dixi et salvavi animam.

Die weitere Hälfte des Briefes, in welcher Schwab den jungen Dichter vor der Laufbahn des Korrektors warnt und ihn mit dem Kaufmannsstande zu versöhnen sucht, anderseits, wenn Freiligrath demselben durchaus entsagen wolle, die buchhändlerische Laufbahn oder eine Lehrstelle neuerer Sprachen an einem Handelsinstitut empfiehlt, bedarf der Mitteilung nicht. Für den ersteren Fall bietet Schwab seine Vermittelung an und schließt dann: „Ebenso soll es mir Freude machen, wenn Sie dereinst Ihre Gedichte sammeln, mit Ihnen auf eine Verlegersjagd auszugehen. Nur jagen Sie nicht zu hastig dem äußerlichen Dichterrufe nach; wer seine amertume bis auf den Bodensatz gekostet hat, wie ich, kann auch in dieser Beziehung warnen: obgleich mir mein Ruf, qualiscunque, fast wider Willen gekommen ist, so frißt mich fremder Neid jetzt doch fast auf."

* * *

Freiligrath antwortet am 23. April 1835:

Für Ihren theilnehmenden Brief vom 1. März, und für alles Herzliche und Wohlwollende, was Sie mir darin sagen, meinen wärmsten, freundlichsten Dank! Daß Männer, wie Sie und Herr Professor von Chamisso (welchem ich Sie ebenfalls meinen innigen Dank zu äußern bitte) es nicht verschmähen, mir, dem Neuen und Unbedeutenden Aufmunterung und Lehre zukommen zu lassen, achte ich für den schönsten Lohn, der mir für meine bisherigen Versuche je hätte zufallen können, und ich werde es die ernste Aufgabe meiner fernern Bestrebungen sein lassen, daß ich die mir dadurch

gewordene, und von mir nach ihrem ganzen Werthe erkannte Auszeichnung, soviel in meinen Kräften steht, zu rechtfertigen suche.

Wie gegründet Ihr Tadel in Betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts-rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert und aber hundert Mal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andere zu gerathen. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neuern Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Jene Endreime, wie auch meinen schlechtcäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Aeußerliches und Willkürliches sind, keine besondere Schwierigkeit machen, mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstre und Gräßliche ergreifen läßt, und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater, als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich thun kann, um nicht zu einseitig in der einmal eingeschlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen, und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit meine Zusendungen für das Morgenblatt oder den Almanach erneuere, so hoffe ich Ihnen zu beweisen, daß es mir Ernst mit meinem Versprechen ist. Die heute beizulegenden Sachen werden Ihnen freilich zum Theil noch zur Wiederholung jener Rügen Anlaß geben, da sie aber vor dem Empfang Ihres Schreibens entstanden, so glaube ich für dieß Mal noch auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen. Bei dem Antheil, den man in der letzten Zeit an den irischen Zuständen genommen hat, denke ich, daß man in dem Gedicht: „Die Wittwe" Nichts dunkel finden wird, wenn gleich manches Wesentliche sehr kurz berührt und so namentlich der Umstand, daß die katholische Wittwe dem bischöflichen Priester den Zehnten zu entrichten hatte, bloß mit den Worten: „Nicht uns" angedeutet ist. Das Durchgehen der Russell'schen Motion kam mir erst nach der Vollendung des Liedes zu Ohren, sonst hätte ich vielleicht den Schluß anders sein lassen, der, wie er jetzt ist, durch das plötzliche Zurückversetzen des Lesers in die Umgebungen, unter welchen ich das Factum zuerst las, und aus denen ich mich im Verfolg der Erzählung allmählich entfernt hatte, Anlaß zu gegründetem Tadel geben dürfte, nicht minder

wie die vielleicht zu subjective Haltung des Ganzen. Es ist übrigens kürzlich einer meiner Lieblingspläne gewesen, mehr solcher reinmenschlicher Züge aus dem Strudel der Tagesereignisse herauszufischen, und in einer Reihenfolge kleiner Genrebilder festzuhalten. Der Brief des Polnischen Dichters Niemcewicz an seine Landsleute in Amerika, Lamartine's Besuch bei Esther Stanhope, der Tod der Französin Mercoeur, und hundert andere, unter den Donnern der Geschütze und den Debatten der Häuser und Kammern verhallende Stimmen und Ereignisse der Art sind, dünkt mich, würdige Gedichtstoffe, und würden, vereinigt, gleichsam als eine kleine Chronik, kein unerfreuliches Ganze bilden. —

Und jetzt vom Dichter zum Kaufmann! Wo nehme ich Worte her, um Ihnen auch für Ihre herzlichen Worte in Bezug auf meine Lage meinen Dank auszusprechen? Sie haben mich mit neuem Muthe beseelt, an dem einmal Ergriffenen festzuhalten, und wenn es gleich schwer, so hoffe ich doch, daß es bei ernstem Wollen nicht zu schwer sein wird, das Leben mit dem Liede zu versöhnen. Ganz ohne Hader zwischen den beiden wird's freilich nie abgehen — welchem Poeten aber wäre in dieser Hinsicht wohl je ein dauernder Friedensschluß gelungen? Doch sind auch Waffenstillstände schon etwas Schönes und Erfreuliches! Sollte ich — denn ganz will ich doch nicht für mich gutsagen! — einmal Rückfälle bekommen, so werde ich Ihres freundlichen Versprechens, sich wegen einer Comptoirstelle in einer dortigen Buchhandlung für mich zu erkundigen, gern gedenken. Zum Lehren neuerer Sprachen dürfte mir vornehmlich wohl Methode fehlen.

Was das Sammeln meiner Gedichte betrifft, so glaube ich, daß es nicht schaden kann, wenn ich es damit noch einige Zeit ansehe. Dürfte ich dann aber wohl nach Ihrem gütigen Anerbieten mir im Suchen eines Verlegers behülflich sein zu wollen, die neue Bitte an Sie wagen, Ihnen das Manuscript seiner Zeit zur Durchsicht und Ausscheidung des Matten und Trivialen einschicken zu dürfen? Meinem eignen Urtheil traue ich nicht, und möchte doch gern, daß dereinst an meinen Gedichten Nichts ledern wäre, als etwa der Einband. Von Ihnen im Publikum eingeführt zu werden — den Wunsch äußern — ich möchte es gern — würden Sie mich aber nicht überkühn und unbescheiden nennen? —

* * *

G. Schwab schreibt dagegen am 28. April 1835:

Mit zwei Worten melde ich den Empfang Ihres gütigen Briefes und meine herzliche Freude über die gute Aufnahme meines Ihnen mit einiger Aengstlichkeit ertheilten Rathes. Zählen Sie auf die thätigste Dienstfertigkeit von meiner Seite, wenn Sie etwas Literarisches oder Sonstiges auf dem

Herzen haben. Von Ihren Gedichten werden Sie schon die meisten oder alle im Morgenblatt gefunden haben, und mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß sie viel, recht viel Aufmerksamkeit erregen.

Von den zwei neuen schicke ich den Geusen, der mir ausnehmend gefällt, an Chamisso, um ihn, wenn er ja sagt, noch dem Almanach einzuverleiben; die Wittwe, welche ich zu leichterem Verständnis des größeren Publikums die irische Wittwe betiteln will, soll, wohin sie als Zeitgedicht besonders paßt, alsbald ins Morgenblatt wandern. Der Stoff, als ich ihn seiner Zeit in unsern Zeitungen las, hat auch mich poetisch tief ergriffen; ich gestehe Ihnen aber, daß es mir mit den Worten der Wittwe ging wie mit dem Evangelium. Sie erschienen mir zu unmittelbar und naiv groß, um durch Poesie noch gesteigert werden zukönnen; ein Gefühl, das Ihre schönen Terzinen selbst ausdrücken, die mir dennoch viel Freude gemacht haben. —

* * *

Darauf wieder Freiligrath am 1. Juni 1835:

Für Ihre freundliche Zuschrift vom 28. April und die angenehmen Nachrichten, welche sie mir bringt, meinen warmen Dank! Daß Ihnen die zuletzt gesandten Gedichte nicht mißfallen haben und Sie eines derselben noch für den Almanach zu bestimmen so gütig waren, hat mich außerordentlich gefreut, und ich wünsche von Herzen, daß Herr Professor v. Chamisso Ihre vielleicht zu nachsichtige Vorliebe für die kleine Piece theilen, und dem unbegrabenen Geusen dadurch ein so ehrenvoller Sarg, wie der M. A. ist, bereitet werden möchte. Das Morgenblatt kommt immer erst sehr spät in meine Hände, weshalb ich bis jetzt nur die im Märzheft von mir aufgenommenen Stücke darin gefunden habe. Ich fürchte nur, daß ich mich in der glänzenden Gesellschaft eben nicht zu meinem Vortheil zeige. Gedruckt kommen mir meine Gedichte erst vollends toll und nichtswürdig vor; der Fluch des Ungeschmacks ruht nun einmal auf mir, und es ist mir oft, als ob ich auch beim redlichsten Willen nie im Stande sein würde, ihn ganz zu lösen.

In den Anlagen überreiche ich Ihnen neuerdings einige Kleinigkeiten, meist Uebersetzungen aus früherer Zeit. Das Sonett von John Keats — eine Würdigung dieses früh gestorbenen Poeten findet sich in Leigh Hunt's interessantem Werke: Lord Byron and some of his Contemporaries — wie auch das dramatische Fragment, von dem Edinburgher Wilson, eignen sich vielleicht aus dem Grunde für das Morgenblatt, weil ihre Verfasser der neueren Aera der Englischen Dichtkunst angehören, und dem größern Publikum nur wenig bekannt sein dürften. Von meinem Liebling Burns habe ich früher Vieles übersetzt, jedoch Nichts davon drucken lassen, weil ich dachte, der, wenn ich nicht irre, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahr-

hunderts verstorbene wackere Pflüger von Ayrshire müsse schon längst einen nur mir zufällig nicht bekannten Uebersetzer gefunden haben. Ein Prospectus einer in Leipzig zu veranstaltenden neuen Ausgabe seiner Gedichte scheint jene Vermuthung jedoch nicht zu bestätigen, und ich trage daher um so weniger Bedenken, Ihnen die anliegende kleine Probe beizufügen, als das Erscheinen der neuen Ausgabe ohnehin die Aufmerksamkeit der Freunde der Poesie wieder auf Burns hinleiten wird. Glauben Sie wohl, daß ich den naiven, herzigen Ton des Originals getroffen habe? Wenn ich nur nicht zu pretiös übersetzt habe! In der Geisterschau hieße der zweite Vers der letzten Strophe wohl besser: „Schlummrer in dem tiefsten Meere?“

Mit wahrer Freude habe ich kürzlich aus einer Annonce der Metzler'schen Buchhandlung ersehen, daß der poetische Theil von Lamartine's Impressions durch Sie dem Deutschen angeeignet worden ist, und hoffe, die Bearbeitung bald in einem hiesigen Laden anzutreffen. Ihre Uebersetzung der Meditationen ist mir vor Jahren ein wahrer Sporn zu eignen Versuchen gewesen; ich erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens meiner ersten Bekanntschaft mit derselben, welche durch den Hesperus herbeigeführt wurde, der das schöne: „Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen“ mit dem Original en regard mittheilte. Die Abschrift habe ich mir noch gestern in meinen alten Collectaneen angesehen.

Wenn Ihnen hier in Amsterdam meine Dienste in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein können, so bitte ich Sie, nur frei über mich zu verfügen, Vielleicht würden Ihnen Cataloge von hier nicht selten stattfindenden großen Bücherauctionen und Aehnliches nicht unwillkommen sein? In England gedruckte Bücher sind hier fast ohne Ausnahme zu den unerhöhten Englischen Preisen anzuschaffen. Wie gern möchte ich einmal Gelegenheit haben, mich Ihnen gefällig zu erzeigen! Lassen Sie mir recht bald eine entstehen!

* * *

Schwab antwortet am 14. Juni 1835 aus Tübingen, Uhlandshouse. Er dankt für die Geisterschau: „Es erwirbt Ihnen weitere Ansprüche auf den Titel eines Meerdichters, der Ihnen vor anderem gebührt, wie ich meinen Freund Lenau den Sänger des Gewitters nennen möchte, und Uhland den der Morgenwonne. Für den letzteren, bei dem ich gerade hause, nehme ich Ihre freundlichen Anerbietungen in soweit in Anspruch, daß ich Sie in seinem Namen und mit seinem Gruße bitte, wenn Ihnen Sammlungen oder fliegende Blätter von echten alten holländischen Volksliedern in die Hände oder in einem Kataloge zu Gesichte kommen, ihn oder auch mich gütigst hievon zu benachrichtigen. Er ist in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt. Von Burns kenne ich keine Uebersetzung; Sie waren berufen sich an eine Auswahl zu machen.

Darauf Freiligrath am 16. Juli 1835:

Ihre letzten von „Uhlandshouse“ an mich erlassenen freundlichen Zeilen habe ich — mit welcher Freude, ist unnöthig zu sagen — an demselben Tage empfangen, wo mir die Cölner Zeitung die Anwesenheit Uhlands in Cöln meldete. Der erste Gedanke, der mich beim Lesen der Nachricht durchfuhr, war: könnte Er nicht auch Holland durchfliegen? Es wird aber wohl nur eine schöne Hoffnung gewesen sein! Weder die Scheveninger Badeliste, noch das hiesige Handelsblad haben bis jetzt den Namen Uhland gebracht, und es scheint, daß seine Wallfahrt sich nicht bis in das Land „des canaux, des canards et des canailles“ erstrecken wird. Meine Freude, ihn zu sehen, würde unaussprechlich gewesen sein.

Nach alten Holländischen Volksliedern habe ich mich bereits eifrig umgesehen, und zu meiner Freude auch nicht ganz ohne Erfolg. Ich bin jetzt noch einigen alten Geusenliedern (die freilich vornehmlich nur historischen Werth haben dürften, obgleich sich einzelnes auch im Munde des Volkes erhalten hat) auf der Spur, und hoffe, recht bald eine nicht ganz uninteressante Sendung, sei es durch Buchhändlergelegenheit, oder durch einen Freund aus Oehringen, der vielleicht im nächsten Monat eine Reise in die Heimath macht, nach Tübingen abgehen lassen zu können. Ich wollte diese vorläufige Anzeige zu machen nicht versäumen, damit Sie nicht glauben, daß ich unthätig sei. Hoffmanns von Fallersleben Horae Belgicae kenne ich zu meinem Bedauern nur aus Recensionen, und weiß also nicht, welche Lieder durch dieselben bei Ihnen schon bekannt geworden sind. Die schönsten und innigsten hat übrigens O. L. B. Wolff schon in seiner, auch Ihnen gewiß bekannten Auswahl, übersetzt mitgetheilt. Er hat übrigens nicht aus den Quellen selbst geschöpft, sondern scheint sich an die von Le Jeune, Archivar im Haag, veranstaltete Sammlung gehalten zu haben, welche vielleicht auch nicht unwillkommen wäre? Ich glaube nicht, daß sie in Deutschland sehr bekannt ist.

Bei Einsendung meiner Blätter werde ich so frei sein, einige Zeilen an Uhland (seinem Namen im Gespräch mit Ihnen Herr und Titel vorzusetzen, kann ich wahrlich nicht übers Herz bringen) beizulegen, und bitte Sie inzwischen, ihm unter gefälliger Mittheilung des Obigen meine warmen Grüße auszurichten.

Beiliegend wieder einige Seelieder, die vorigen Sonntag am Meere entstanden. Ja, wer das Element so festzuhalten verstände wie Lenau den Blitz, die Schwüle und die ersten schweren Tropfen des Gewitters! Ich will aber nicht verzweifeln, und Ihr Beifall, den ich freilich jetzt noch nicht verdient habe, soll mir Sporn sein, Besseres zu leisten. Ich sollte mich eigentlich gar nicht ans Reflectiren geben. Wenn auch Manches in mir dämmert und aufblitzt, so weiß ich doch, da ich eben nie einen philosophischen Cursus

gemacht habe, Alles nicht so darzustellen und zu entwickeln, wie ich es wohl fühle, und daher kommt denn auch so mancher kahle Ausgang. Wird Lenau's Faust noch nicht erscheinen? Ich dachte, daß er schon zur Ostermesse das Licht hätte sehen sollen.

Mit Burns habe ich mich kürzlich wieder viel beschäftigt, und werde Ihnen gelegentlich Einiges beilegen.

Ich füge noch ein kleines Genrebild bei, eine holländische Wirthsstube aus dem 16. Jahrhundert. Ich habe einige Stellen aus dem Wilhelmus van Nassouwen hineingeflickt, fürchte aber, daß das Ganze zu lose aneinanderhängt. Das Metrum in den übersetzten Stellen habe ich absichtlich nicht mißhandelt. Wenn ich das Alter- und Eigenthümliche in der Sprache nur getroffen habe!

* * *

Das erwähnte Genrebild ist natürlich die treffliche Geusenwacht, die Seelieder ohne Zweifel die herrlichen Sandlieder. G. Schwabs Antwort ist flüchtig und kurz, so daß sie übergangen werden mag. Dasselbe muß leider auch mit Uhlands Schreiben vom 10. August 1835 geschehen, weil es mit Freiligrath sich eigentlich gar nicht beschäftigt, sondern uns in des Volksliedforschers stille Werkstatt führt. Es ist zu umfassend, zu ausschließlich gelehrten Inhalts, um hier Aufnahme zu finden. Uhland war für die übersandten Volksliederbücher sehr dankbar und beschenkte den jungen Sangesbruder mit der neuesten Auflage seiner Gedichte. Fernere Beziehungen der beiden Dichter fanden nicht statt.

Freiligraths Antwort an Schwab vom 8. Sept. 1835 lautet:

> Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
> Von Süden her und bringt uns frohe Stunden!

möchte ich Ihnen, hochgeehrter Herr und Freund, mit Goethe's Worten an Byron zurufen. Ihre freundlichen Zeilen vom 29. Juli, Uhlands Brief, Ihr demselben beigestecktes Zettelchen — Alles ist in meinen Händen, und schon zu lange habe ich gewartet, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen.

Daß meine Liedersendung an Uhland, wenn auch im Ganzen nur wenig Ausbeute liefernd, doch im Sinne seiner Studien war, und daß er, der Gefeierte, mir dieß so freundlich und wohlwollend zu erkennen gab, hat mir, — ich kann Ihnen nicht sagen, eine wie große — Freude bereitet. Und nun sogar noch seine Gedichte — ich bin wahrlich ganz beschämt, und weiß nicht, wie ich für so viel Güte danken soll. Fürs Erste glaube ich es nicht besser zu können, als indem ich, seinen mir gegebenen Fingerzeigen folgend, weitere Nachforschungen nach alten Liedern anstelle, welche mich hoffentlich

nicht ganz leer ausgehen lassen werden. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn es mir gelingen sollte, dem Hersteller des „zerblätterten Liederbuches altdeutschen Volksgesanges" das eine oder andere hierher verwehte Blatt dieses Buches zurückzubringen!

Da ich nicht gern eher an Uhland schreiben möchte, als bis ich ihm ein bestimmtes Resultat meines Suchens mitzutheilen im Stande bin, so bitte ich Sie, ihm — dem Sie ja doch wohl häufig schreiben, — vorläufig in meinem Namen und mit meinen herzlichsten Grüßen, meinen innigen Dank wie für seinen Brief, so für die gütige Zusendung der neuen Ausgabe seiner Lieder zu erkennen zu geben. Um eine gleiche Gefälligkeit bittet mein Hauswirth, der, wie sehr auch Holländer, dennoch die Ankunft der Gedichte kaum erwarten, und es nicht begreifen kann, wie ihm seine „oude Prullen" eine so über Alles werthvolle Gabe zuwege bringen konnten.

Lenau's Faust habe ich im Frühlingsalmanach gelesen, und mich recht daran erquickt. Er wird hoffentlich nicht so lange Fragment bleiben, wie der Goethe'sche, damit ihm die Kritik wenigstens in dem Stücke keine Aehnlichkeit mit diesem vorwerfen kann.

Werden Sie auch schelten, wenn Sie hören, daß ich kürzlich einen Antrag von Sauerländer in Frankfurt, ihm für seinen deutschen Victor Hugo die Odes und Poésies diverses zu übersetzen, angenommen habe? Die Uebersetzung muß bis Ende Oktobers fertig sein, und ich fürchte daher sehr, daß ich etwas Uebereiltes und Flüchtiges zu Tage fördern werde. Was gäbe ich darum, wenn ich über das Ganze erst Ihr Urtheil einholen könnte. Meine Ideen über Freiheit, Treue u. s. w. im Uebersetzen bedürfen, fürcht' ich, noch mancher Berichtigung. Einige Proben meiner Bearbeitung haben Sie vielleicht in Dullers Phönix gelesen, und ich lege als eine weitere noch das Gedicht: La Bande Noire bei, nicht, weil ich dasselbe für gelungen ansehe, sondern — weil ich Sie fragen wollte, welchen Bezug die Ueberschrift zum Gedichte hat, und wie sie wohl am Besten zu verdolmetschen wäre? Dann habe ich noch ein paar Fragen auf dem Herzen, die Sie mir, dem in solchen Dingen sich nirgends Raths erholen Könnenden, und mit literarischen Hilfsmitteln nur karg Versehenen gewiß nicht übel deuten? — Hatte man nämlich bei den deutschen Tournieren ein dem französischen Ruf Largesse! entsprechendes bestimmtes Wort? Hugo hat es in dem Chant du Tournoi. Dann möchte ich das Motto zum Chant de l' Arène aus Homer: „Généreux Grecs, voilà les prix que remporteront les vainqueurs" gern nach Voß' Uebersetzung geben, Hugo sagt aber nicht, wo die Worte im Homer stehen. Ebenso giebt er bei dem Shakespeare'schen Motto zum Cauchemar: „Oh, j'ai fait un songe!" nicht das Stück an, dem es entnommen ist.

Wenn es Ihnen, natürlich, ohne mühsames Suchen, bekannt ist, so würden Sie mich durch gütige Mittheilung überaus verbinden. Lachen Sie nur recht über meine Unwissenheit. Klingen aber Stellen meiner Uebersetzung, wie etwa:

Den Schiffer auf Piräus Wellen
Siehst, Alexander, auf den Schwellen
Des Parthenons dein Bild zertrümmern Du;
Und, ach! Der Morgenröthe purpurn Schimmern
Blitzt in der Wüste Memnons stummen Trümmern
Vergebens glüh'nde Fragen zu.

nicht ganz prächtig? — Dieses: prächtig soll aber kein Lob sein.

* * *

Es folgen darauf zwei etwas flüchtige Schreiben Schwabs aus August und September 1835. In dem einen beantwortet er, soweit es ihm möglich, Freiligraths Fragen und dankt für die Sandlieder; in dem anderen übersendet er einige jüngst für den Almanach verspätet eingelaufene Gedichte von Eduard Boas, von welchen er nicht weiß, ob dieselben blinde Nachahmung oder scharfsinnige Ironie der Freiligrath'schen Muse sein sollen; dies zur Erklärung der „Boasschlange" in Freiligraths Briefe vom 16. Oktober 1835.

Meine wenigen, Ihnen den Empfang Ihres gütigen Briefes vom 22. Sept. vorläufig meldenden Zeilen vom vorigen Sonnabend werden Sie erhalten haben, und ich danke Ihnen jetzt noch einmal herzlich für die freundliche Erledigung meiner Hugo'schen Anfragen, die Sie selbst in Ihren dringenden Berufsgeschäften kein Hinderniß finden ließen. Ich unnützes Subject mache Ihnen so viele Mühe, und Sie überhäufen mich mit so vielen Beweisen Ihrer theilnehmenden Freundschaft, daß ich, im Gefühl meines Unvermögens, Ihnen nach dem Drange meines Herzens gegenseitig Freundliches zu erweisen, oft eher traurig, als froh über Ihre Güte sein möchte. Ach, daß man so oft im Leben, in Augenblicken, wo man die Sterne vom Himmel reißen möchte, um sie geliebten Häuptern als Krone aufs Haupt zu drücken, eben Nichts hat, als sein Herz, und stumm dastehen muß!

Wie soll ich Ihnen meine Freude über Ihre Nachricht wegen Cotta's Geneigtheit, meine Lieder zu verlegen, zu erkennen geben? Wenn ich die Zeit dazu gewinnen kann, so schreibe ich das Bessere meiner Gedichte bis Ostern zusammen, und schicke Ihnen dann das Manuscript ein. Machen Sie dann damit, was Ihnen gutdünkt, — in welche Hände legte ich mein poetisches Geschick besser und lieber, als in die Ihrigen?

Von Burns und andern neuern Englischen Dichtern habe ich allerdings noch verschiedenes liegen, worunter ich namentlich Coleridge's phantastischen Romanzencyklus: The Rhyme of the ancient mariner hervorheben

möchte. Das Meiste bedarf aber noch sehr der Feile, und in der Zahlenwüste, die ich diesen, wie jeden Winter zu durchwandern habe, dürfte mir schwerlich vor Februar Zeit werden, an Sammeln, Sichten und Mundiren zu denken. Bis dahin wird es hoffentlich ja wohl nicht zu spät sein, die Gelegenheit zum Anbringen dieser Sachen noch zu benutzen? — Hätte ich nur mehr Zeit! Die neuere Lyrik Englands, wenn ich Moore und Byron ausnehme, ist dem nicht Englisch verstehenden Theile des deutschen Lesepublikums fast noch eine terra incognita, und doch, wie reich an Schönheiten sind nicht namentlich die Lieder der See-Dichter (Lake-Poets), von denen ich freilich noch wenig übersetzt habe, von denen aber, bei minder gebundnen Flügeln, eine Auswahl zu geben einer meiner heißesten Wünsche ist.

Nach dem, was Sie mir über die Wanderungen des Exemplars von Hugo's Oden, aus dem ich übersetze, mittheilen, glaube ich fast, daß ich auch für diese Arbeit Ihnen meinen Dank zu zollen habe. Denn unmöglich konnte Sauerländer, ohne eine besondere Empfehlung, von selbst auf mich obscuren Menschen gerathen, und ich möchte mein Leben verwetten, daß Sie ihn, da Sie seinen Antrag ablehnten, auf mich aufmerksam machten! Rathe ich recht?

In diesem Augenblicke schickt mir Laarman zwei Packete: Ihre Uhlandssendung und von Weidmann den Almanach — daneben Ihre Zeilen vom 19. August, und, in einen Knäuel gerollt, die Boasschlange! Freude über Freude! Nun muß ich aber auch erst hineinschauen!

Respect vor der Schlange! Boas besitzt ein schönes Talent, und eine blühende, wenn auch meist ausschweifende Phantasie. So habe ich aber doch nie die Eigenreime gehäuft! Glauben Sie denn aber wirklich, daß Boas, sei es nun als Nachahmer, oder als Satyrikus, mich vor Augen gehabt habe?

Von Gedichten kann ich Ihnen, in diesen magern Zeiten, heute nur den beiliegenden Scherz, den Sie gefälligst nur als solchen betrachten wollen, beilegen, und fürchte noch dazu, daß er für das Morgenblatt zu schlecht ist,

Der Wassergeuse hat ja vor Chamisso's Augen Gnade gefunden. Gruß und Dank an ihn! Bis wie lange hat es mit Einsendung der Gedichte für 1837 Zeit?

Claudite jam rivos! Ich schreibe, als wüßte ich das Ende nicht zu finden.

Fast hätte ich einen Hauptpunkt vergessen. Weidmann schickt mir 3 Friedrichsd'or als Honorar für Beiträge zum Almanach, worüber ich noch erfreuter sein würde, als ich bin, wenn Weidmann nicht zugleich schriebe: Da der Musen-Almanach kaum 500 Käufer hat, so können wir in der Regel nur an die Herren Herausgeber und an etwa zwei andere Mitarbeiter Honorar bezahlen.

Warum bin grade ich denn Einer dieser zwei Andern? Sicher nicht wegen des Werthes meiner Beiträge, der in so glänzender Gesellschaft = 0 sein dürfte. Sie haben gewiß auch hier wieder im Stillen ein gutes Wort für mich gesprochen — und ich kann nur wiederholen, was ich im Anfang meines heutigen Briefes sagte! Ob aber dies Alles gut für mich ist? — Es reißt mich täglich mehr aus meiner eigentlichen Sphäre heraus, und das Non ex quovis ligno fit Mercurius summt mir täglich mehr im Kopfe herum. — O, diese Halbheit!

* * *

In einem Schreiben vom 26. Oktober 1835 bestätigt der Dichter dankend den Empfang der drei Friedrichsd'or und erklärt seine Bereitwilligkeit zu ferneren Beiträgen, ohne Rücksicht darauf, ob der mehr oder minder günstige Fortgang des Unternehmens Honorierung gestatte oder nicht. Im ersteren Falle bittet er um Übersendung der früher erschienenen sechs Bände des Musen-Almanachs, mit Anrechnung des Betrages auf das zukünftige Honorar.

Am 15. November 1835 sendet Freiligrath mit einem flüchtigen Briefe die Verdeutschung der Ballade an den Mond von Musset. Am 18. Nov. 1835 lädt Schwab den jungen Freund ein, mitzuarbeiten an einem von G. Pfizer bei Cotta herauszugebenden Sammelwerke „Literarisches Ausland" und fordert ihn auf, seine Übersetzungen nach Burns ꝛc. alsbald zur Auswahl zu übersenden. Freiligrath antwortet am 10. Dezember 1835 also:

Für heute, in der Eile des Expedirens von einem Viertelhundert Gedichte fürs Literarische Ausland, nur wenige hingeworfene Worte herzlichen Dankes für Ihren letzten lieben Brief, und die Freude, die Sie mir durch Ihre Einladung zur thätigen Theilnahme an dem genannten Institut, welches unter der Leitung eines Pfizer (der ja noch kürzlich durch seine Byron'schen Uebersetzungen seinen Beruf zu einem solchen Unternehmen beurkundet) gewiß fröhlich gedeihen wird, bereiteten.

Von Hugo sind Chants du Crépuscule, von Thom. Moore: The Fudge family in England (eine Fortsetzung der Fudge family in Paris) heraus. Das wäre was fürs Liter. Ausland. Wer nur mehr Zeit hätte!

Specimina Nordamerikanischer Lyrik wären vielleicht auch nicht unwillkommen? Bis jetzt ist aber noch nichts fertig.

Nächste Woche schicke ich Ihnen der Kuriosität wegen den hier erscheinenden Niederländischen Musenalmanach, der vor Kurzem seinen sieben- oder achtzehnten Geburtstag erlebt hat. Es ließen sich daran fürs Liter. Ausland erbauliche Betrachtungen über die Holländische Poesie (was, nach Menzel, contradictio in adjecto ist, worüber Prof. N. G. van Kampen Feuer und Flamme gespien haben soll) knüpfen. Lauter „Spindelmänner"; mit geringen Ausnahmen ist's eine miserable Wirthschaft.

Gestern erhalte ich eine Aufforderung, Beiträge zu dem Rheinischen Musenalmanach für 1836 zu liefern, der, von Hub und Schnezler redigirt, Ende Januar in Coblenz herauskommt. Aufforderung und Herausgabe kommen beide ziemlich spät, ich will aber doch was hinschicken. Uebrigens wird der Almanach das Bildniß meines närrischen Landsmanns Grabbe, der jetzt in Düsseldorf ist, als Schild aushängen. Geht denn wirklich für die Lyrik ein neues Leben in Deutschland auf? Seit den paar Jahren, die ich in Ponto bin, scheint ein neuer Odem durch's Land zu wehen und Ihr Musen-Almanach trägt gewiß das Meiste dazu bei.

* * *

G. Schwab hatte in einem raschen Briefe vom 1. Januar 1836 Neujahrswünsche dargebracht, die Kürze zugleich mit der schweren Erkrankung einer Tochter entschuldigend. Freiligrath antwortet am 8. März 1836:

Heute nur mit zwei Worten die Anzeige, daß Ihr freundlicher Neujahrswunsch mit der herrlichen „Weissagung des Chiliasten," Pfizers und Cotta's Briefe richtig bei mir eingetroffen sind, und daß ich auf Alles schon längst geantwortet haben würde, wenn nicht ein, meinen Geist total in Banden haltendes Unwohlsein (mir war ungefähr so, wie Sie's in Ihrem ersten Sonett im Musen-Almanach beschreiben), verbunden mit abstumpfender Berufsarbeit und dem jetzt zur Reife gediehenen, und nach verschiedenen Debatten mit den betreffenden Behörden gut geheißenen Entschluß, Amsterdam mit dem Sommer zu verlassen, seit 2 Monaten lähmend auf meinen Briefwechsel eingewirkt hätten. Seien Sie mir nicht böse darum! Meine Gesinnungen gegen Sie, den Freund nennen zu dürfen einer der wenigen Silberblicke auf meinem, vielleicht noch recht wirr und düster werdenden Lebensweg ist, sind und bleiben in treuer Dankbarkeit unveränderlich dieselben!

Möge Ihnen das neue Jahr jetzt freundlicher sein, als es begann! Als ich einsamer Mensch Ihren Brief am 29. Januar erhielt und las, was Sie, als Sie ihn schrieben, für ein Schwert über Ihrem Haupt schweben sahen — ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mir durch die Seele ging! Und wie soll ich jetzt zu Ihnen treten, trauernd oder heilwünschend? Gott gebe das Letzte! Und wenn es so ist, dann küssen Sie die kleine dem Leben Wiedergegebene, die gerade so alt ist, wie meine jüngste Schwester, auch in meinem Namen, und glauben, daß Niemand herzlicher, Niemand aufrichtiger an Ihrem Glücke Theil nehmen kann, als ich! Und wenn — ich mag's nicht aussprechen! — aber, wie es auch gekommen sein mag, wie ich mich freuen kann, so kann ich auch mit trauern — in Freud' und Leid bin ich der Ihrige! Gott mit Ihnen!

* * *

Dazwischen kurz die Bemerkung, daß Freiherr Georg von Cotta selbst am 2. Dezember 1835 Freiligrath den Verlag seiner Gedichte angeboten hatte, eine nicht geringe Ehre für den jungen Poeten. Jahrgang 1836 des Morgenblattes bringt von Freiligrath das Gedicht In Schillers Album (Nun kommen sie), Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, sechs Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter, Den Reiter, Bei Grabbe's Tod; 1837 bringt nichts von ihm, 1838 nur drei weitere Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter. Nach dem Erscheinen der „Gedichte" diesen ersten Drucken weiter nachzugehen ist kein Grund vorhanden.

Es kommen nun bewegte Zeiten in dem brieflichen Verkehr der beiden Dichter. Schwab teilt am 16. März 1836 dem Freunde mit, daß er für dieses Jahr auf die Teilnahme an der Redaktion des Musenalmanachs, sowie auf die Mitarbeiterschaft verzichtet habe, weil gegen seinen Wunsch dem Buche Heine's Bildnis vorgesetzt worden, desselben Heine, welcher eben noch in seiner Schrift über die romantische Schule Uhland bitter verhöhnt habe. Freiligrath, zu dessen Seelenzügen auch eine tiefgegründete Hochachtung vor dem Werte älterer Sangesmeister gehörte und der eine ebenso gründliche Abneigung gegen die Dreistigkeit Heine's und das vorlaute Absprechen des Jungen Deutschland empfand, antwortet am 10. April 1836:

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen, mir vor einer Stunde zugekommenen Zeilen, und meine warmen, herzlichen Glückwünsche zur Genesung Ihres lieben Töchterleins! Das nahende Frühjahr wird gewiß das Seinige dazu beitragen, dieselbe rasch zu vollenden. Möchten Ihnen ähnliche Prüfungen lange, lange nicht wiederkehren!

Was Sie mir über die Auflösung Ihres Verhältnisses zum Musen-Almanach sagen, hat mich, nachdem ich wenige Tage vorher Heine's Romantische Schule und Menzels Aufsatz über die Jeune Allemagne im Januarheft des Literatur-Blattes gelesen, nicht überrascht.

Rasend möchte ich aber werden, daß ich, wie Sie aus den Anlagen sehen, schon im März meine Beiträge an Reimer eingesandt habe. Heute noch fordere ich sie zurück, und ich hoffe, daß der Druck noch nicht so weit vorgeschritten ist, um die Rücksendung unmöglich zu machen. Es ist dies nun schon das zweite Mal, daß ich nicht viel besser, denn als miserabler Parteigänger, vor Ihnen stehen muß, voriges Jahr durch Gutzkow's (jetzt doch Gottlob Adrians) Hugo, und nun so. Weiß Gott, ich bin nicht Schuld daran. Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß ich vom Phönix, der hier nirgends circulirt, letzten Herbst so wenig, als heute, mehr als die neujährlichen Probenummern gesehen habe, und wie es mir im vorliegenden Falle gegangen ist, das berichtet Ihnen der Wahrheit gemäß mein Brief an Weid-

mann, von dem ich freilich auch nicht weiß, ob er so ist, wie er sein sollte, da ich in dergleichen Quästionen wenig bewandert bin. Möchte Ihnen, und vor Allem Uhland, meine Unschuld daraus wenigstens erhellen! Denn wenn es Ihnen und dem Publikum auch gleichgültig sein kann, zu welcher Fahne ein unbedeutender Wildsänger meinesgleichen schwört, so würde es mich doch schmerzen, die Reinheit meiner Gesinnung von Ihnen in Zweifel gestellt zu sehen.

Wird Chamisso nun den Almanach allein fortführen? Und wer hat die unglückliche Idee mit dem Heine zuerst gehabt? Ich hatte mich schon auf Kerners, Pfizers oder Lenau's Bild gefreut!

Mit meiner Gesundheit geht es jetzt wieder. Mein Uebel war allerdings zum großen Theil Hypochondrie, und ich bin wochenlang in einer Stimmung gewesen, die es mir durchaus unmöglich machte, zu denken, zu dichten, und andere, als kaufmännische Briefe zu schreiben. Daher auch mein unter andern Umständen unverzeihliches längeres Schweigen, das mich oft, ohne daß ich's zu brechen vermochte, schwer drückte. Haben Sie nicht auch zuweilen mit den Worten Ihres schönen Liedes von mir gedacht:

Was hast du gemacht?
Was hast du gedacht?
Bist wieder zu jung gewesen?
Hast wieder du nicht
In einem Gesicht
Zu viel, viel zu Vieles gelesen? ꝛc.

Jetzt wird's aber Lenz, und Alles wird anders. Diesen Sommer denke ich bei meiner Mutter procul negotiis zu faullenzen, oder auch vielleicht eine Fußreise am Rhein zu machen. Jedenfalls hoffe ich Zeit zum Zusammenschreiben meiner Ihnen schon zu Ostern versprochenen Lieder zu gewinnen.

* * *

Dem Briefe liegt eine Abschrift des an die Weidmann'sche Verlagshandlung in Leipzig gerichteten Schreibens vom 10. April bei, welches bedeutsam genug ist, hier gleichfalls eine Stelle zu finden:

Soeben wird mir von Herrn Professor Schwab die Nachricht, daß er sich, aus Ihnen bekannten Gründen, der Mitherausgabe des nächsten Jahrgangs des Musen-Almanachs, wie überhaupt aller Theilnahme an dem Institut begeben hat. Letzteres ist auch mit den übrigen Schwäbischen Dichtern der Fall.

Als Sie mich in Ihrem Briefe vom 10. März (angeblich, weil Sie den Almanach dieses Jahr etwas früher als gewöhnlich in Druck zu geben wünschten) zur schleunigen, directen Einsendung meiner Beiträge aufforderten, bemerkten Sie mir zwar, daß der Almanach das Bildniß von Heine bringen

würde, sagten mir jedoch kein Wort von der Veränderung, den dieser Umstand in der Redaction des Almanachs zuwege gebracht. Heine's Romantische Schule war mir derzeit noch nicht bekannt, und obgleich es mich überraschte, daß gerade sein Bildniß diesmal die Sammlung begleiten sollte, so sah ich doch weiter nichts Arges darin. Die Bildnisse, dachte ich, würden auf Vorschlag oder doch wenigstens mit Genehmigung der Redaction gewählt, und ich fand es, wenn auch auffallend, aber doch nicht unnatürlich, Heine'n, als dem Chef einer der Hauptrichtungen neuester deutscher Lyrik, eine Stelle in der Bildergalerie des Almanachs, des Repräsentanten dieser Lyrik, eingeräumt zu sehen. Dies war meine Ansicht von der Sache, nachdem ich Ihre wenigen, mich über das Eigentliche der Sache ganz im Dunkel lassenden Zeilen, und ehe ich Heine's Ecole Romantique gelesen hatte, weshalb ich denn auch, in der Meinung, Chamisso und Schwab stünden nach wie vor vereint an der Spitze des Unternehmens, kein Bedenken trug, Ihnen meine wenigen unbedeutenden Beiträge, die ohne das Eintreffen Ihres Briefes ohnehin um jene Zeit an Herrn Professor Schwab abgegangen sein würden, alsbald direct zu übermachen. Seitdem ist mir nun aber vorige Woche jene Heine'sche Schandschrift zu Gesicht gekommen, und ich bin empört über die Weise, auf die er darin über einen Größern und Reinern, den edeln Uhland, sich ausspricht. Schwabs und der übrigen Schwäbischen Dichter Zurücktreten ist dadurch zur Genüge motivirt, und — ich bin selbst Norddeutscher, meine Dichtweise ist leider von der schlichten, einfach reinen jener Sänger des Südens himmelweit verschieden, aber die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Besten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß sie mich wenigstens der Gesinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinsames Haupt ansehen darf — ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen gesandten Sachen protestiren, und Sie bitten, mir dieselben (mit dem beigefügten Billet an Herrn Professor Schwab) umgehend zurückzuschicken, wenn ich mich nicht s. Z. genöthigt sehen soll, die Mittheilung im Musen-Almanach, als nicht mit meinem Willen geschehen, öffentlich zu desavouiren.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir ist, unsre, mir sonst so schätzbare Verbindung gleich anfangs durch einen so verdrießlichen Vorfall getrübt zu sehen. Hätten Sie mir, dem im Auslande Lebenden und mit der deutschen Literatur nur langsam Schritt halten Könnenden, gleich, als Sie mich um Beiträge ersuchten, offen gesagt, wie die Sache läge, so wäre mir der Schmerz, Männern, die ich hochachte, in einem zweideutigen Lichte erscheinen, und Ihnen Unangenehmes sagen zu müssen, erspart geblieben.

* * *

Durch diesen Absagebrief hatte Freiligrath, ohne daran zu denken, den trefflichen Chamisso, welchen Heine's Unarten gegen Uhland nicht in gleichem Maße berührten, um so schwerer gekränkt, weil Chamisso auf Freiligrath gar große Stücke hielt. Auch grollte der alte ruhig gewordene Dichter dem jungen heißblütigen Freunde nicht, wie der früher S. 143 mitgeteilte Brief beweist. Bei Freiligrath kam die Reue über den raschen Schritt bald nach; er schreibt am 21. April 1836 an Schwab:

Meinen Brief vom 10. April werden Sie erhalten haben, und mit ihm die Copie meines Schreibens vom gleichen Tage an Weidmann, dessen Antwort darauf mir soeben zukommt. Leider muß ich nach Lesung derselben befürchten, Chamisso, in dessen Händen sich meine Beiträge schon befinden, durch meine Zurückforderung wehe gethan zu haben, was ich wahrlich nicht beabsichtigte. Weidmann legt mir zugleich Ihren Brief vom 20. März an Herrn S. Hirzel bei, worin Sie ihm sagen: „Schreiben Sie Freiligrath, dem ich die Sache bloß historisch gemeldet, daß ich ihm sage, er solle wegen uns Schwaben vom Almanach nicht abstehen!"

Was soll ich nun machen? Meine Gesinnungen in Betreff Heine's sind unverändert dieselben, auch bin ich zu weit gegangen, um meine Gedichte, die noch bei Chamisso sind, mit Ehren dem Almanach lassen zu können; wie fange ich's aber an, um Chamisso, dem von mir Hochverehrten, nicht so zu erscheinen, als hätte ich ihn verletzen wollen? Mein Aufbrausen galt wahrhaftig nur Heine'n; ich wußte selbst nicht, ob Chamisso den Almanach fortsetzen würde. Daß ihm mein rasches Zurückfordern kränkend sein muß, sehe ich jetzt bei kaltem Blute wohl ein — wer denkt aber auch beim ersten Aufsprudeln an Alles?

Wenn Sie ihm in diesen Tagen schreiben sollten, so machen Sie für mich gut, so viel gut zu machen ist, und — in diesem Falle wird meine Bitte wohl Entschuldigung finden? — sagen Sie mir doch bald, aber mit der Post, wie ich's machen muß, um mich bei ihm zu rechtfertigen. An Weidmann schreibe ich heute vorläufig, daß es, wie es ja auch aus meinem ersten Briefe hervorging, keineswegs meine Absicht gewesen sey, Chamisso zu beleidigen, sondern daß mein Schritt lediglich auf meine Indignation über Heine's Ecole Romantique basirt gewesen sey.

G. Schwab sendet den Brief an Chamisso weiter mit den beigefügten Zeilen: Lieber Chamisso! Lesen Sie diesen Brief. Schon vor seinem Eintreffen habe ich Freiligrath geschrieben, daß er sich durchaus nicht abhalten lassen soll; seine Gefühle kann ich freilich ihm nicht verbieten!

Gleichzeitig geht auch ein begütigendes Schreiben an Reimer, den Verleger des Almanachs, ab. „Wenn es jemanden gibt", schreibt Freiligrath,

der Chamisso liebt und ehrt, der durch sein Leben, wie durch seine Dichtungen begeistert und zu eignem Schaffen hingerissen worden ist, so bin ich's, und es sollte mich in der Seele schmerzen, wenn mein unbedachtes Aufbrausen, das ich, Gott sei's geklagt, nicht immer bändigen kann, das aber im vorliegenden Fall ja nur Heine'n galt, ihm wehe gethan haben sollte!" Im übrigen fand die unangenehme Sache raschen friedlichen Abschluß; Freiligrath läßt dem Musenalmanach die übersandten Gedichte; durch Schwabs alsbaldigen Wiedereintritt in die Redaktion ward die drohende Spaltung zwischen nord- und süddeutschen Lyrikern beseitigt.

Den Briefwechsel aus diesem Abschnitt in des Dichters Leben mag, allerdings übergreifend, ein Schreiben Freiligraths aus Soest — „denn in Amsterdam bin ich ja nicht mehr" — vom 30. September 1836 abschließen:

Recht von Herzen freue ich mich, daß ich meinen ersten Brief nach einer so langen Pause mit einem warmen Glückwunsche zu einem so frohen Ereignisse, als die mir von Gustav Pfizer gemeldete Verlobung Ihres Fräulein Tochter es ist, beginnen kann, um so mehr, als ich hoffe, daß Sie in der, durch diesen Fall herbeigeführten, freudigen Stimmung allen Sündern, mit denen Sie etwa zu rechten hatten, vergeben, und auch mich, den saumseligen Briefschreiber, der, wenn es ihm wohl geht, seine Freunde, wenn auch nicht vergißt, aber doch nachlässig gegen sie erscheint, und sie nur mit Briefen belästigt, wenn er am Hypochonder laborirt, nicht von der allgemeinen Amnestie ausschließen werden! Nicht wahr, ich hoffe nicht vergebens, und Sie nehmen mein treugemeintes: „Alles Glück!" mit einem nachsichtigen Lächeln freundlich auf?

Nach dem, was Sie mir zuletzt über die leidige Almanachs-Störung mittheilten, habe ich mich denn doch, wie Sie jetzt wohl schon längst von Chamisso oder Reimer erfahren haben, entschlossen, meine paar Lieder in der Sammlung mit abdrucken zu lassen. Ich habe mir bei Reimer durch diese Aenderung freilich gewissermaßen ein Dementi gegeben; — ob bei Ihnen und Uhland auch? Ich glaube kaum! Ich denke nach wie vor gleich über die Sache, und nur Ihre Erlaubniß und der Wunsch, dem edeln, ehrwürdigen Chamisso nicht wehe zu thun, konnten mich anders bestimmen! Der Umstand, daß ich mein: „Leben des Negers" noch nicht im Morgenblatte gefunden, bestärkt mich in der Vermuthung, daß Sie mir meinen Beitritt zum Almanach nicht verargen. Ich denke nämlich, daß Sie's an Chamisso sandten, und wenn dem so ist, so darf ich ja wohl annehmen, daß wir wegen der leidigen Geschichte im Reinen sind.

Mit dem Sammeln meiner Gedichte habe ich nun den Anfang gemacht; aber, aber — ich bin fast mit Nichts zufrieden, und muß die ältern Sachen fast alle über Bord werfen. Es wird, Gott sei's geklagt, nur ein dünnes

Bändchen geben! Das Manuscript werde ich Ihnen bald senden! Bei den im Morgenblatt und Almanach abgedruckten Gedichten brauche ich ja wohl nur bloß Ueberschrift und Angabe der Nummern und des Jahrgangs zu geben? Ich habe keinen Copisten, und bin dem langweiligen Selbst-Mundiren in den Tod feind. Was meinen Sie von meinen kleinen Uebersetzungen, die im Morgenblatt und Literarischen Ausland bisher erschienen sind? Sollte ich sie wohl schon in diese Sammlung aufnehmen, oder glauben Sie, daß es besser ist, sie dereinst, wenn ihrer mehre sein werden, in einem besondern Bändchen zu vereinigen?

Für das Morgenblatt lege ich ein Gedicht bei, das minder auf Grabbe's frühen Tod sein, als vielmehr den Eindruck zu schildern versuchen soll, den die Art und Weise, auf welche, und die Umgebungen, unter welchen ich ihn erfuhr, auf mich machten. Grabbe ist ein zertrümmerter Tempel; er ist großentheils in und durch sich selbst zu Grunde gegangen!

Von einem „Rheinischen Odeon", dessen Mitredaction ich übernommen, wird Ihnen Pfizer sagen. Könnten vielleicht auch Sie dem bescheidenen Kindlein bei seinem zweiten Schritt in die Welt einen freundlichen Spruch mit auf den Weg geben? Wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, darum bitten dürfte, so thäte ich's gern! Sagen Sie mir, ob ich darf?

Menzel hat mir durch die mich betreffende Stelle in seiner „Deutschen Literatur" ordentlich das Blut zum Kopfe getrieben! Ach Gott, wenn ich das erreichen könnte, was mir oft vorschwebt, wozu mir aber, fürcht' ich, die Kräfte mangeln! Doch spornt solch ein Zuruf, wenn auch zu ehrend, mächtig an. Danken Sie Menzeln in meinem Namen!

* * *

Über die Entwickelung von Freiligraths dichterischer Thätigkeit während dieser Zeit haben wir keine weitere Kunde als die Mitteilungen der Briefe. Wir wissen, daß er eine Reihe eigener Dichtungen hier und da veröffentlichte und daß er sich gegen Ende des Amsterdamer Aufenthaltes lebhaft mit Übersetzungen nach Victor Hugo beschäftigte, dessen stolze Formfülle, sprühender Wort- und Bilderreichtum Freiligraths verwandten Genius anzogen. Es läßt sich leicht erkennen, wie der Aufenthalt in einer gewaltigen Seestadt in wunderbarer Weise auf die Entfesselung seiner dichterischen Eigenart von dem Bann kleinstädtischer Anschauungen und Interessen, wie von den Banden der Nachahmung früherer sentimentaler Dichter hinwirken mußte. Wir brauchen nur die Reihenfolge der wenigen datierten Gedichte seit 1832 zu durchblättern, um dieser ausschließlich in einer Seestadt wie Amsterdam möglichen Eindrücke bewußt zu werden. Gleich das erste derselben, die Amphitrite, Mai 1832, ist durchaus charakteristisch. Unzählige Dichter vor ihm haben die Reize des

Frühlings gepriesen, unzählige werden dieselben in Ewigkeit erheben; bei Freiligrath finden wir kein einziges Frühlingslied im wahren Sinne, wiewohl es im Ausgewanderten Dichter, dem Mann im Walde, dem Rübezahl an Anklängen der Frühlingspoesie nicht fehlt; das einzige Gedicht, welches er jemals zum Preise des Lenzes schrieb, konnte nur er dichten, die Amphitrite. Für den zweiundzwanzigjährigen Poeten ist der Frühling nicht der herkömmliche „schöne Junge" Nicolaus Lenau's; er spricht uns nicht, um mit Uhlands anmutigem Liede zu reden, von Saatengrün, Veilchenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sonnenregen, linder Luft; für Freiligrath ist der Frühling ein schöner Knabe Indiens, der im Schatten des Banianenhaines rastete, als das Schiff Amphitrite sich zur Abfahrt bereit machte. Da springt er auf, schwimmt an Bord, fährt ungesehen über das Meer und landet im Norden, um als indischer Zauberer die Bäume mit Grün, die Erde mit Blütenglanz zu schmücken:

Dank, rüstiger Laskar!
Willkommen, lockiger Schwimmer!

Ein solches Frühlingslied kann, ganz abgesehen von der Eigenartigkeit der Sprache und der Bilder, nur entstehen in einer Seestadt, in deren Hafen mit dem Brechen des Eises die Schiffe wieder einlaufen und aus fernen Landen den Frühling bringen. Die Auswanderer, gedichtet Sommer 1832, zeigen sie uns nicht in Lebenswahrheit den Bauer aus der Pfalz oder dem Schwarzwald, indem er seine ärmliche Habe einschifft zur weiten Fahrt über das Meer? Im Jahre 1833 entstanden Der schlittschuhlaufende Neger, Meerfabel, Die Griechin auf der Messe, im Jahre 1835 die Sandlieder und Einem Ziehenden, 1836 Nebel, lauter Dichtungen, welche lediglich den Anregungen des Amsterdamer Hafenlebens oder des holländischen Strandlebens ihre Entstehung danken konnten; der höchst charakteristische, erst nachträglich in den Jugendgedichten mit der Jahreszahl 1832 mitgeteilte Hafengang ist ganz gleicher Art. Unter den nicht datierten Gedichten setzen die in den Auswanderern angeknüpfte Gedankenreihe fort Der Tod des Führers, Der ausgewanderte Dichter; die Heldenzeit Hollands spiegelt sich in den glänzenden Bildern Der Wassergeuse, Eine Geusenwacht, Lieve Heere. Die Stimmung der Sandlieder findet ihre Weiterbildung in dem grandiosen Leviathan, in Meerfahrt, Die Toten im Meere; Florida of Boston, Odysseus, die Schiffe sind Dichtungen, wie sie nur in einem Seehafen entstehen können. Nur Selbsterlebtes schildert er, wenn er auf die Frage, was Poesie sei, antwortet:

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,

Die Odyssee legt auf sein struppig Haar
Und singt und jubelt, daß er denkt: Fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und Poesie auch ist's, wenn wie ein Schwan
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuh'n
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm ins Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

So erscheint es ganz erklärlich, wenn ein Dichter, welcher das Alltägliche so eigenartig aufzufassen weiß, sich vom Fluge der Phantasie weiter tragen läßt über das Meer, in die Wüsten Afrikas, in die Urwälder der Tropen, wenn Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Mohrenfürst, Ammonium, Scipio, der Schwertfeger von Damascus, großartige Bilder in märchenhafter Beleuchtung, durch sein Hirn zucken, zum Staunen der Freunde, welche den seltsamen verschlossenen Menschen nicht verstehen und ihm ab und zu den wohlgemeinten Rat geben, er möge seine Stoffe nicht in der Ferne holen. Und der unverstandene Dichter spricht nicht leeren Weltschmerz, sondern sein tiefstes Leid aus, wenn er im Reiter in die verzweifelten Worte ausbricht:

— — Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen jahrelang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt,
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben!
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben!

So brachte der Aufenthalt zu Amsterdam dem einsamen, an einen ihm widerwärtigen Beruf festgeketteten, durch das Bewußtsein einer hoffnungslosen Brautschaft, durch unbefriedigten Thatendurst und Drang in die Weite gequälten jungen Mann bittere Schmerzen, aber zugleich auch die reichste dichterische Anregung; ohne Zweifel ist ein erheblicher Teil der in der ersten Sammlung von Freiligraths Gedichten leider ohne Rücksicht auf die Zeitfolge zusammengestellten Lieder und Balladen zu Amsterdam entstanden, und wir dürfen die Fügung preisen, welche den jungen Mann aus dem engen Gesichtskreise Westfalens an das Meer, in das belebte Treiben einer mächtigen Hafenstadt führte.

Damit mag diese Betrachtung der Amsterdamer Jahre unseres Dichters beschlossen sein. Sie hatten ihn noch mehr als es in Soest der Fall gewesen, aus einer belebten geräuschvollen Umgebung in sich selbst zurückgeführt, seine dichterische Eigenart ausgereift. Auch mit einem Erstlingswerke war der 26jährige Dichter hervorgetreten, allerdings nur mit Übersetzungen, den 1836 erschienenen Oden von Victor Hugo, einer Arbeit, welche auf sein eigenes Dichten in mancher Hinsicht förderlich wirkte, anderseits, wie er selbst anerkennt, ihn wieder in den „rhetorischen Wust", aus welchem er sich herauszuarbeiten begonnen, hineingeführt hatte. Zugleich war er als selbständiger Dichter durch Chamisso-Schwabs Musenalmanach, durch das Morgenblatt in glänzender Weise eingeführt worden; schon diese vereinzelt hier und dort erschienenen Gedichte hatten durch ihre packende Eigenart, die Fülle der Phantasie, die Glut des Gefühls, die Pracht der Bilder und der Sprache mächtig gewirkt; Freiligrath war auf dem besten Wege, ein berühmter Dichter zu werden; der Verleger Goethe's und Schillers, Cotta zu Stuttgart, hatte dem blutjungen Poeten den Verlag der ersten Sammlung der Gedichte in ehrenvollster Weise selbst angetragen. Der Zwiespalt zwischen dem Dienst der Musen und Merkurs, zwischen der Dichtung und dem Kontokorrent war auf die Dauer unerträglich. Und so kam es, daß Freiligrath im Frühling 1836 einen vielleicht nicht eben bedeutenden Anlaß, ein Überschlagen in der Altersfolge des Sigrist'schen Kontors, ergriff, um sein Amsterdamer Verhältnis zu kündigen; neben dem Mißvergnügen über die Unvereinbarkeit seines geistigen Strebens mit seiner täglichen Arbeitspflicht mag auch die

aus Überarbeitung hervorgegangene hypochondrische Verstimmung im Frühling 1836, deren er in den Briefen wiederholt gedenkt, zu dem raschen Entschlusse mitgewirkt haben. So schied er denn Ende Mai 1836 aus dem Amsterdamer Verhältnis, ohne Schmerz des Abschieds, so wenig er bereits bestimmt wußte, ob er in der bisherigen Lebensbahn verweilen oder eine neue erwählen sollte. Es mag dieser Amsterdamer Zeitraum beschlossen werden mit dem Zeugnis, mit welchem Jacob Sigrist den Dichter entließ. Dasselbe lautet:

Dem Herrn Ferdinand Freiligrath von Detmold, der vom Jahre 1832 bis 1836 während beinahe fünf Jahren auf meinem Handlungs-Bureau gearbeitet hat, gebe ich mit Vergnügen das Zeugniß, daß derselbe stets zu meiner Zufriedenheit nicht allein seine Pflicht erfüllte, sondern mit ungewöhnlichem Fleiß und besonders freundschaftlicher Anhänglichkeit die schwierigsten Arbeiten vollführte, die ihm vermöge des vollen Vertrauens, das ich in ihn setzte und derselbe stets rechtfertigte, aufgetragen wurden.

Da durch dieses Vertrauen dem Herrn Freiligrath alles offen lag, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, seine kaufmännischen Kenntnisse so auszubilden, daß er in diesem Fache in jede Stellung zu empfehlen ist, und hat es mir sehr leid gethan, den Herrn Freiligrath nicht bewegen zu können, bei mir zu bleiben.

Das moralische Betragen des Herrn Freiligrath ist so allgemein bekannt, daß ich es hier überflüssig finde, etwas weiteres zu seinem Lobe beizufügen.

Amsterdam, den 17. Mai 1839. [1])

Jakob Sigrist.

Es möchte verwunderlich erscheinen, daß die Beleuchtung von Freiligraths triebkräftigster Dichterwerdezeit mit einem nüchternen Zeugnis über seine kaufmännische Gewissenhaftigkeit und Befähigung beschlossen werde. Aber Herrn Jakob Sigrists Zeugnis hat für den Biographen eine tiefere Bedeutung; es zeigt uns, wie der junge Mann, den die glühende Dichterphantasie über Meer und Wüste dahinführt, dessen Namen bereits durch ganz Deutschland gefeiert ist, dem Männer wie Chamisso, Uhland und Schwab mit warmer Freundschaft und ungeheuchelter Anerkennung nahetreten, daß dieser selbe junge Mann die ihm aufgelegte Kontorarbeit, so beschwerliche Fesseln sie seinem aufstrebenden Geiste anlegt, mit jener Selbstverleugnung ausführt, welche er auch weiterhin in seinem Leben aufs Bewunderungswürdigste bekunden sollte; daß derselbe Dichter, den der Genius unwiderstehlich fortreißt, zugleich den Leitstern der Pflicht unwandelbar im Auge hält. Wer das aus diesem Zeugnis heraus lesen will, für den hat dasselbe doppelten Wert.

[1]) 1839 steht zweifellos. Das Zeugnis ist irrig datiert oder ward nachträglich ausgebeten.

Vierter Abschnitt.

Soest Juni 1836. Barmen Mai 1837—August 1839.

Mitte Juni 1836 traf Ferdinand Freiligrath wieder in Soest ein, gerade zeitig genug, um mit den Seinen den 26. Geburtstag feiern zu können. Ein stiller wunderlicher Jüngling war er gegangen; er kam wieder, in sich befestigt durch mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde, gekräftigt durch die Anerkennung berühmter Dichter, ein gefeierter Dichter selbst, neubelebt durch die Rückkehr in die Heimat, an der seine Seele hing. Er gedachte sich auszuruhen, des langentbehrten Umgangs mit den Lieben froh zu werden, die übernommenen literarischen Arbeiten zu vollenden und dann wieder sich nach neuer kaufmännischer Thätigkeit umzuschauen.

Es galt also zunächst, was er bisher gedichtet, was nur handschriftlich vorlag oder bereits vereinzelt hier und da im Druck erschienen war, zu sammeln, zu sichten, das der Aufnahme würdig Befundene zusammenzustellen, eine bei der strengen Gewissenhaftigkeit des jungen Dichters ganz erhebliche Aufgabe. Dazu kam eine andere, minder willkommene. Im Mai 1836 war Freiligrath mit seiner ersten poetischen Arbeit, der Übersetzung von Victor Hugo's Oden, aufgetreten; nun sah er sich in Soest festgehalten dadurch, daß er auf O. L. B. Wolffs Bitte die Ergänzung derselben, die Übersetzung von Victor Hugo's Orientalen und Balladen übernommen hatte; es war eine Aufgabe, die ihn zu angespannter Thätigkeit aufforderte, ohne daß sie ihn doch befriedigte; so gab er dieselbe vor der Vollendung auf. Mit diesen Arbeiten beschäftigt, blieb Freiligrath elf Monate in seiner zweiten Heimat Soest, ein amtloser Dichter. Auch die eigene Poesie feierte dabei nicht völlig; Im Herbste, aus jener Soester Zeit, zeigt uns, wie er, ohne der Welt ringsum Aufmerksamkeit zu schenken, in Arbeit vergraben saß, und wie alle die bunten Stoffe seiner Gedichte beim Ordnen und Sichten wieder an seiner Seele vorüberzogen; im selben Herbst 1836 entstand das vortreffliche, freilich noch Spuren der bisherigen Gemütsverdüsterung tragende Gedicht Auf Grabbe's Tod; Freiligrath vernahm die Kunde gelegentlich eines Besuches im Feldlager bei dem nahen Salzkotten. Im April 1837 ward Mirage gedichtet; die anderen, nicht eben zahlreichen Gedichte, welche in verschiedenen Taschen-

büchern der nächsten Jahre erschienen sind, mögen gleichfalls der Soester und Barmer Zeit entstammen.

Überschauen wir den Briefwechsel aus diesen Jahren, so bilden die allgemach verlöschenden älteren Beziehungen zu Chamisso und Schwab, sowie diejenige zu Immermann den festen Grundstock; dazu gesellen sich neue Verhältnisse zu einer Anzahl jüngerer Poeten. Freiligrath war allezeit von einer rührenden Harmlosigkeit und Zutraulichkeit; fremden Leistungen das herzlichste Wohlwollen entgegentragend, trat er in die Literatur mit einer beispiellosen Bescheidenheit ein, verwunderte und freute sich kindlich über die Bewunderung und Verehrung, die ihm allerorten entgegengebracht ward; der Herrscherstellung, die er jetzt bereits unter den Lyrikern der Zeit einnahm, unbewußt, begrüßte er jeden fahrenden Poeten, der sich an ihn drängte, als Geistesgenossen und Freund. So ließ er sich noch in seiner Amsterdamer Einsamkeit bewegen, bei dem von Ignaz Hub und August Schnezler herausgegebenen „Rheinischen Odeon" seinen Namen als Mitherausgeber auf den Titel setzen zu lassen. Bei dem ersten 1836 erschienenen Bande wirkte er nicht einmal bei der Auswahl mit; diese Sammlung lyrischer Gedichte ist derart gehaltlos, daß man, im Hinblick auf die Mehrzahl der Beitragenden zu Freiligrath, welcher seinen Reiter und einen Teil des Ausgewanderten Dichters gesteuert hatte, sagen konnte, wie Gretchen zu Faust:

Mir thut es in der Seele weh,
Wenn ich dich in der Gesellschaft seh!

Bei dem 1838 erschienenen zweiten Bande des Odeon wirkte er selbst werbend und wählend mit, und so ist dieser zweite Band erheblich besser geraten als der frühere; aus Grabbe's Nachlaß war ein Stück der Hermannsschlacht mitgeteilt, wie sein Bildnis den Band eröffnet; unser Freund selbst steuerte die Fortsetzung des Ausgewanderten Dichters, Leben des Negers und die beiden Memnonslieder bei. Doch löste Freiligrath alsbald nach dessen Erscheinen unmutigen Herzens das Verhältnis, weil Hub als Hauptunternehmer seinen Verpflichtungen gegen die Subskribenten nicht nachkam, Unterschriften sammelte, das Geld einstrich und dann keine Exemplare sandte, da der Drucker erst bezahlt sein wollte. Freiligrath als Mitherausgeber hatte damit unglaublichen Ärger; indes war der gutherzige Mann bald wieder begütigt; noch in dem letzten Lebensjahrzehnt werden wir freundschaftlichen Briefen an Hub begegnen.

Eine rascher vorüberrauschende Bekanntschaft war diejenige mit Hermann Neumann. Derselbe begrüßte unsern Dichter Eingang 1837, anknüpfend an das Gedicht auf Grabbe's Tod, brieflich von Wesel aus, und ein Denkmal

des rasch geschlossenen, bald genug wieder zerrissenen Freundschaftsbundes sind die hier nach der Deutschen Revue mit einigen Kürzungen wieder abgedruckten Briefe. Auch mit Professor O. L. B. Wolff in Jena, welcher Herbst 1836 in seiner Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur als einer der ersten den jungen Dichter mit warmer Anerkennung begrüßt hatte, stand Freiligrath seit dem Schlusse der Amsterdamer Zeit in lebhafter brieflicher Beziehung. Leider sind diese Briefe, welche sich ausschließlich auf Freiligraths eigene Dichtungen, auf die Übersetzung des Victor Hugo, auf die beiden Männern gemeinsame Liebhaberei zur Ausspürung altniederländischer Volksdichtung bezogen zu haben scheinen, großenteils vernichtet oder verstreut, so daß nur einige wenige derselben sich hier zusammengefunden haben.

Mitte Mai 1837 siedelte Freiligrath nach Barmen über, wo er in dem Großhandlungshause J. P. von Eynern & Söhne — Baumwolle und Indigo — eine Kommisstelle übernommen hatte, allerdings nur auf zwei Jahre. Es ward ihm zwar bitter schwer, abermals sich der nüchternen Kontor-Arbeit zu widmen; aber er konnte sich, und das war sehr verständig, noch keineswegs entschließen, seine kaufmännische Laufbahn völlig aufzugeben und sich lediglich literarischer Thätigkeit zu widmen. Goethe meint wohl:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie!

aber Freiligrath war ein viel zu klar denkender, man möchte sagen, zu sehr durch seinen Lebensgang kaufmännisch geschulter Kopf, das Gebiet seiner Dichterthätigkeit war viel zu scharf umgrenzt, als daß er nicht erkennen sollte, wie jedes Kommandieren der Poesie, etwa von der Übersetzerthätigkeit abgesehen, ihn der Gefahr aussetzte, in Manier zu verfallen. Was sollte er auch thun? Einen Musenalmanach herausgeben? Daß darauf nicht mehr, wie zu Joh. Heinr. Voß' und Ernestinens Zeiten ein Haushalt zu begründen sei — und Freiligrath war verlobt, seit lange verlobt und daß er sein Wort nicht halten konnte, war ihm ein bitteres Herzeleid — das wußte er aus seinem Verkehr mit Chamisso und Schwab oder, um Ungleiches zu vergleichen, mit Hub und Schnezler. Eine Zeitung? Ihm summte im Kopfe Chamisso's Wort: Lieber ein Handwerk, als ein Tageblatt! Und so trug er lieber als die Fesseln der Sorge ums tägliche Brot die Last seines nüchternen und unpoetischen, aber wenigstens ihn sicher ernährenden kaufmännischen Berufes so lange bis er gewiß sein durfte, sich lediglich durch seinen Dichterruhm ein neues freies Los zu begründen.

Die Stellung Freiligraths in Barmen war erheblich anders als diejenige in Soest. Hatte er in der alten stillen westfälischen Kleinstadt abgeschlossen

von der Welt gelebt, so umgab ihn in Barmen, mit welchem das benachbarte Elberfeld gleichsam eine große Stadt bildet, reges kaufmännisches und geselliges Leben. Dem ersteren freilich vermochte der Dichter wenig Reiz abzugewinnen. Nicht als ob er ein leichtfertiger Arbeiter gewesen wäre; Freiligrath hat sich in seinen verschiedenen kaufmännischen Verhältnissen auf die ehrenvollste Weise geführt, ist stets unter der Bezeugung der entschiedensten Zufriedenheit von seinen Dienstherren geschieden. Wenn er auch mitunter in literarischer Zerstreuung, wie er seinem Freunde Wolfgang Müller erzählte, statt des Kaufmanns Cornelius Schmidt den Cornelius Nepos, statt des Robert Becker den Robert Burns ins Hauptbuch eintrug, wenn auch manche seiner Briefe, wie er selbst schreibt, „zwischen Journal und Hauptbuch" hingeworfen sein mögen, Freiligrath verstand seine Sache und arbeitete sein redlich Teil, wenn er auch seinen Schreib- und Rechendienst als eine schwere Last empfand.

Anders war es mit dem geselligen Leben. Es fehlte in Barmen nicht an einer anregenden und heiteren Geselligkeit, wenn auch unter Freiligraths Freunden aus jenem Kreise nur ein einziger nachmals einen schriftstellerischen Ruf gewann, Friedrich Wilhelm Hackländer, zu jener Zeit ebenfalls Kaufmann in Elberfeld; das Verhältnis war nicht gerade tief, doch hat Freiligrath Hackländer noch 1841 das prächtige Gedicht Die Nacht im Hafen gewidmet. Näher standen ihm zahlreiche junge Freunde, meist aus dem Kaufmannsstand, treffliche Leute dabei, wie Heinrich Zulauff und die nachmals so treu bewährten Freunde August Boelling, Ludwig Elbers, nach seinem Lieblingsliede Laudon genannt, und Theodor Eichmann; da war Heinrich Koester, der heitere Schulmann und „Kinderfreund," der vortreffliche Vorleser Freiligrath'scher Dichtungen. Aber auch manches leichte Element drängte sich an den zutraulichen liebebedürftigen Dichter heran, und dieser, aus Gutherzigkeit oder um nicht hochmütig zu erscheinen, ließ es sich gefallen. Es bildete sich aus den strebsamen jungen Verehrern des Dichters ein Kreis, welcher sich Freiligrath-Verein nannte, mit dem Zwecke, dramatische Werke des In- und Auslandes, vom Leichten zum Schweren übergehend, mit verteilten Rollen zu lesen, anfangs abwechselnd in den Wohnungen der Mitglieder, später bei wachsender Zahl in einem Gasthause. Es ward vornehmlich Shakespeare gelesen; Freiligrath selbst nahm minder eifrig daran Teil, weil er sich bewußt war, kein sonderlicher Vorleser zu sein; Hackländer las mit kräftigstem Humor den Falstaff und ergötzte den Kreis durch sein damals schon glänzend entwickeltes Erzählertalent. Es versteht sich von selbst, daß es in dem heiteren Kreise nicht an tapferen Zechabenden fehlte, denen dann hin und wieder ein eben so gründlicher Moralischer folgte.

Es sei hier gestattet, aus den Aufzeichnungen eines nahen Freundes unseres Dichters während jener Zeit, Heinrich Zulauff, jetzt Farmer zu Industry in Texas, einige Stellen herauszuheben, indem sie, obwohl vierzig Jahre später geschrieben, in ihrer frischen Ursprünglichkeit noch den Abglanz jener goldenen Jugendtage an sich tragen. Er schreibt:

„Als Freiligrath ins Wupperthal kam, war er bald der Gegenstand aller Unterhaltungen der gebildeten Kreise; von Einladungen war er dergestalt überhäuft, daß es ihm unmöglich war, dem größeren Teil derselben zu willfahren. Der Schluß der Kontorzeit war damals sechs Uhr abends; in der Nähe des v. Eynern'schen Kontores wohnte der junge Ingenieur Hugo Dünweg, ein begeisterter Verehrer Freiligraths; derselbe machte es sich zur Aufgabe, abends Freiligrath aufzupassen und mit ihm nach der „Pfalz" zu pilgern; diese Sitzungen verlängerten sich nicht eben selten bis zum Anbruch des Morgens. Mit der Zeit mochte Freiligrath einsehen, daß seine andern zahlreichen Freunde, die förmlich nach ihm hungerten, ebenfalls ein Anrecht auf ihn hätten; er verabredete, wir wollten an feststehenden Abenden, er von Barmen-Wupperfeld, ich von Elberfeld aus, uns zu Fuß entgegenkommen, so daß wir in der Lindenallee aufeinander treffen mußten; dieselbe war Freiligraths Lieblingsspaziergang, zumal um die Zeit der Lindenblüte. Wir gingen dann nach Barmen zurück in den Clevischen Hof; um diese Zeit war auch Koester frei, und zu Dritt saßen wir dann im Schatten kühler Denkungsart und ließen uns Wein geben."

„Was uns bei den ersten Begegnungen mit Freiligrath auffiel, Koester wie mir, war sein undefinirbarer Augenaufschlag. Ich sah denselben nie zuvor, auch nie nachher. Waren wir nun gehörig eingeheizt, so kam es wohl vor, aber nur in solchen geweihten Momenten, daß er Koester oder mir vertraulich zuraunte: Nicht wahr, ich bin doch ein großer Dichter? Wir lernten uns über dies Thema bald kennen und antworteten kurz: Ohne Frage! Wer sich hätte herausnehmen wollen, ihm bei solchen Gelegenheiten Elogen zu machen, würde gar bald das Unangenehmste kennen gelernt haben. Für Schmeicheleien war er rein unzugänglich, sie widerten ihn an. Im gewöhnlichen Leben war Freiligrath die Anspruchslosigkeit selbst, mit einem Anstrich von Schüchternheit sogar, der ihm so schön stand; niemand hätte hinter dem befangen scheinenden jungen Manne den allgewaltigen Poeten gesucht. Das Auge natürlich, der Spiegel seiner Seele, verrieth zu Zeiten in raschem, ich möchte sagen majestätischem Aufblitzen dem Kundigen das immer vorhandene ungewöhnliche Verständnis, ein Blick, sanft und mild, aber zugleich Herzen- und Nieren-Prüfer. Ich war mehrmals mit ihm in Familienkreise eingeladen, die eigens seinetwegen veranstaltet waren, habe da

aber nie weder seine Poesien vorlesen hören, noch ihn als Centrum der Gesellschaft, was er im Stillen und unbewußt doch war, glänzen sehen. Am liebsten unterhielt er sich im Zwiegespräch oder kleinen Kreisen; sein Leibgetränk war schon in Barmen der Maitrank."

„Waren wir unter uns und etwas angeheitert, so forderte er mich wohl zum Singen auf; meist war es der Prinz Eugenius, sein Lieblingslied. Ich sang ihn mit all den Schnörkeln, womit das Volk seinen Kriegshelden ausgeschmückt hat. Solchen Volksgesängen hörte er mit einer gespannten Aufmerksamkeit zu, als hätte er nicht nur seine Ohren damit delektiren, sondern noch daran lernen wollen."

„Am liebenswürdigsten und so recht in seinem Esse befand sich unser Dichter auf seiner Kneipe. Freiligrath wohnte zu Wupperfeld-Barmen zuerst in der luth. Kirchstraße [1]) in einem kleinen, doch ziemlich behaglichen Zimmer bei der Wittwe des Barbiers Gaentzsch, sehr tüchtigen achtungswerthen Bürgersleuten, mit denen er sich stets bestens vertrug, trotzdem es dort mitunter etwas wild herging. Später zog er zwei Treppen hoch in die Wertherstraße [2]) in ein nettes dreistöckiges Haus, damals von Buchhändler Wilh. Langewiesche bewohnt. Sonntag Morgens gleich nach dem Frühstück gürtete ich meine Lenden für den Gang zu ihm; gegen zehn Uhr rückten dann die übrigen Freunde in Schaaren ein, wobei dann seine Gedichte öfter der Gegenstand der Verhandlung waren; der Dichter hörte die Bemerkungen gelassen an, ließ sie unbeantwortet und unberücksichtigt. Und wie war er in seinen Büchern zu Hause! Wenn ihm während des Gesprächs irgend eine einschlägige Stelle in den Gedanken kam, so war sein Griff des gesuchten Buches gleich der richtige; im Handumdrehen traf er auch die gesuchte Stelle."

Aber auch außerhalb des Wupperthales fand Freiligrath viele neue Freunde. Nicht nur die Poststraße aus dem Osten nach dem Rhein führte zahlreiche Fremde vorbei, deren mancher bei dem Dichter einsprach; auch Düsseldorf, wo Immermann und ein heiteres Künstlervölklein hausten, lud zur Fahrt nach dem Rhein. Immermann selbst, der Gefeierte, suchte den jüngeren Dichter auf und kam ihm in liebenswürdigster Weise entgegen, so daß er von da an, ratend und mahnend, an Chamisso's und Schwabs Stelle trat, mit denen der Briefwechsel erstirbt; auch mit dem in Düsseldorf lebenden dramatischen Dichter Friedrich von Uechtritz war Freiligrath befreundet; Heinrich Koester ward 1838 nach Düsseldorf versetzt; aber der

[1]) Gegenwärtig Nr. 4.

[2]) Gegenwärtig Nr. 21, jetzt von A. W. Demrath bewohnt.

lebendige Verkehr blieb derselbe. Bei den verschiedenen Besuchen in der rheinischen Kunststadt ward auch mit einer Anzahl von Künstlern nähere Beziehung angeknüpft; so mit dem anmutigen Maler und Dichter Robert Reinick, dem Geschichtsmaler Stilke, den Genremalern Sonderland, Karl Hübner und Adolf Schrödter, dem Kupferstecher Jansen und dem Musiker Steifensand; mit ihnen und anderen ward er in der um Immermann gesammelten „Zwecklosen Gesellschaft," in welche auch Freiligrath gezogen war, bekannt und befreundet; was wunder, daß die Besuche in Düsseldorf gemeiniglich recht lustig und „feucht" ausfielen.

Mehrfach dehnte Freiligrath in schönen Frühlings- und Sommertagen seine Ausflüge bis nach Köln und Bonn aus. Die dort hausende Dichtergenossenschaft des Niederrheins, Simrock „der Redliche," Matzerath „der Morgenrötliche," so genannt, weil ihn Freiligrath und Koester einst nach durchschwärmter Nacht am hellen Mittag aus schweren Träumen aufstöberten, Wolfgang Müller „der Gewitterrauschebart" — Freiligrath liebte es sehr sich selbst und den Freunden heitere Spitznamen zu geben, wie er denn den Vertrauten gegenüber in dieser Zeit sich als Alligator oder Rhinoceros unterzeichnet — Gustav Pfarrius, Gottfried Kinkel u. a. feierten dann vergnügte Stunden und Tage; Wolfgang Müller [1]) spielte die Guitarre und sang Volkslieder; an Rüdesheimer und sonst edelm Weine war kein Mangel, wie denn der Dichter die Erinnerung an einen solchen Kneipabend im Marienbildchen zu Deutz lebenslang mit sich trug in einer Narbe am Finger; er schlug auf ein Champagnerglas, um es zum frischen Schäumen zu bringen, schlug dabei mit dem Ring das Glas in Stücke und schnitt sich tüchtig. Indessen ward nicht bloß getollt, sondern diese Zusammenkünfte der niederrheinischen Poeten gaben auch die erste Anregung zu dem Rheinischen Jahrbuch, welches Freiligrath alsbald darnach mit Simrock und Matzerath herausgab.

Freilich nicht jeder Tag der Barmer Jahre brachte diese sprudelnde Jugendlust; gar mancher Brief giebt auch Zeugnis von unseres Freundes tiefer lastender Schwermut, von nagendem Zweifel an seinem Dichterberuf. Er spricht dann in seinen Briefen tief verächtlich über sich selbst, über seine Gedichte, aber nur Vertrautesten gegenüber, vornehmlich im ersten Barmer Jahr während des sehr langsamen Druckes seiner Gedichte. Ich erkenne darin einen sehr charakteristischen Zug, denjenigen des wahren Dichters, der instinktiv schafft und nachher an sich selbst irre wird, so daß er den Freund fragen muß: Nicht wahr, ich bin doch ein Dichter? zugleich jene herrliche

[1]) Anmutige Erinnerungen W. Müllers an Freiligrath finden sich in der Zeitschrift Über Land und Meer 1863, Nr. 45.

Bescheidenheit Freiligraths, die man nicht allzuoft betonen kann, weil sie sonst nicht allezeit das Erbteil großer Dichter zu sein pflegt. Das Bewußtsein, an eine seinem innersten Drang feindselige Stellung geschmiedet zu sein, die Erkenntnis, daß er noch immer und noch lange nicht in der Lage sei, der Braut sein Wort zu halten, sie steigerten sich zeitweise zu schwerem Trübsinn, der sich gegen die Freunde in grimmigen Worten oder in eisigem Schweigen Luft machte; in solcher Stimmung verabsäumte er die Antwort auf Chamisso's freundliche Briefe; und so mag auch manche wilde Nacht beim Becher auf die Rechnung dieses bohrenden Unmutes zu setzen sein, welcher Übertäubung heischte. Solche Stimmung war indes vorübergehend; im großen und ganzen betrachtet, schüttelte Freiligrath in Barmen jenen trüben Ernst, jene herbe Schwermut ab, welche nicht selten in den Amsterdamer Jahren und in Soest auf ihm gelastet; er lebte wieder auf, nachdem er durch das Erscheinen seiner ersten Sammlung der Gedichte im Frühling 1838 nicht bloß ein berühmter, sondern ein hochgefeierter vielumworbener Dichter geworden war; nach den vergrämten Amsterdamer Jahren kam es über ihn wie eine freie glückliche Studentenzeit; sein bis dahin bedrücktes Gemüt atmete wieder freudig auf; seine so manches Jahr niedergehaltene, im Grunde so heitere und glückliche Natur schwamm behaglich im Strome der allgemeinen Bewunderung und Verehrung; er genoß mit vollen Zügen das Leben, dessen er nun, der allgemeinen Zuneigung bewußt, wieder froh ward; er fand in dem glänzenden Beifall, welcher seine Gedichte empfing, den Mut, endlich die kaufmännische Laufbahn, die ihm ein Greuel geworden, abzubrechen und zu versuchen, wie es schmecke, einmal ein freier Dichter zu sein. Wohl ihm, daß es ihm vergönnt war, einige Jahre lang sich selbst, der freien Entwickelung seiner dichterischen Eigenart zu leben! Wohl ihm nicht minder, daß er nicht genötigt war, fortan lediglich im Dienste der launenhaften Musen zu stehen und schließlich deren Tagelöhner zu werden, sondern daß er bei Zeiten den herzhaften Entschluß fand, wieder in die verlassene Bahn einzulenken! Der kaufmännische Beruf, den er so manchesmal verwünscht, war ihm nachmals doch der Mutterboden, durch dessen Berührung er neue Kraft gewann zum Kampfe mit dem Leben; er ersparte ihm das harte Los so manches Dichters, der Dichtung Flamme, die nach unseres Freundes Wort allezeit ein Fluch ist, zum Herdfeuer herabzuwürdigen, und mit sinkender Kraft als der Schatten seiner Jugenderscheinung dahinzugehen.

Auch für die Soest-Barmer Zeit in unseres Dichters Leben ist eine Anordnung der Briefe lediglich nach der Zeitfolge nicht thunlich. Bereits in Amsterdam waren die Verhältnisse zu Chamisso und Gustav Schwab angeknüpft worden; da dieselben so bedeutsam sind, daß die gewechselten Briefe, die wichtigsten wenig-

stens, vollständig mitgeteilt werden müssen, so lassen sie sich nicht durch das Dazwischenschieben anderer Briefe zerreißen. Und ebenso ist es mit einem während Freiligraths erstem Barmer Jahr geknüpften Verhältnisse, demjenigen zu Karl Immermann; auch diese Briefe der beiden Dichter bilden ein untrennbares Ganze. Eine gesonderte Behandlung dieser drei Gruppen ist um so thunlicher, weil keines dieser Verhältnisse in den folgenden Zeitraum hinübergreift; Chamisso starb, die Verbindung mit G. Schwab löste sich stillschweigend; diejenige mit Immermann erlischt alsbald nach Freiligraths Scheiden von Barmen; im Sommer 1840 nahm der Tod auch Immermann hinweg.

So mögen denn die Briefwechsel Freiligraths mit Chamisso, Schwab und Immermann den Reigen eröffnen, jeder eine gesonderte Gruppe, die Briefe an die übrigen Freunde sich dann in zeitlicher Reihenfolge anschließen.

Freiligraths Briefwechsel mit Chamisso ward S. 146 abgebrochen mit unseres Freundes Schreiben vom 18. Mai 1836. Es folgt darauf eine längere Pause, veranlaßt durch Freiligraths Übersiedelung nach Soest. Von da aus schreibt er am 13. Dezember 1836 an Chamisso, welcher dem jungen Freunde die Gesamtausgabe seiner Werke gesandt hatte:

Verehrter würdiger Mann!

Erlassen Sie mir auch heute das Förmliche der conventionellen Anrede! Ich habe Ihnen einen Dank auszusprechen und ein Unrecht wieder gut zu machen — lassen Sie mich drum reden, wie es das Herz gebietet! Lassen Sie mich den hergebrachten Epistolarstil bei Seite setzen, mich selbst aber, herzlich und zutrauensvoll, zu Ihren Füßen, dem er eine Schuld zu gestehen und seine Verzeihung zu erbitten hat!

Könnte ich's Ihnen sagen, wie Ihr liebes Geschenk mich beglückt hat! Es traf mich in den letzten Tagen des Mai noch zu Amsterdam, als ich mitten in den Wirren des Abschiedes und Packens stack und, zumal da ich meinen Posten, der mir bis dahin das tägliche Brot verschafft hatte, für eine ungewisse Zukunft fahren ließ, schier nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Das war die Ursache, weshalb ich Ihnen nicht noch aus Amsterdam ein Wort des Dankes zurief. Dann kam die Reise, auf welcher ich auch den wackern Reinick kennen lernte, und nach ihr ein viermonatlicher Zeitraum, den das Ringen, mir eine feste Stellung im Leben zu gewinnen (ich habe sie freilich auch noch nicht), Arbeiten, Uebersetzen und die nie ausgehende Scheidemünze des täglichen Lebens, ungeputzte Stiefeln u. dgl. derart ausfüllten, daß ich, wenn auch oft Zeit, nie aber die heitere, frische Stimmung hatte, in der ich Ihnen danken wollte! Zürnen Sie mir nun? Gott ist mein Zeuge, wie schwer mir oft ums Herz war, wenn Ihre theure Gabe vor

mir lag; wenn ich auf eine Stelle stieß, wie Seite 42: „Das Liegenlassen, welches ein treffliches Mittel sein mag, viele Geschäfte abzuthun, ist nicht dem Bedürfniß jeglichen Geschäftes angemessen;" wie schwer mir um's Herz war, wenn ich Ihr Bildniß ansah — aber ich konnte nicht schreiben.

Heute aber kann und will ich's! Aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen Dank für Ihr liebes, mir unschätzbares Geschenk zu! Es ist eines der köstlichsten Besitzthümer, deren meine fahrende Habe sich rühmen kann, und die Worte, die Sie mir liebevoll hineingeschrieben haben, sind mir als ein theures Zeichen Ihres Wohlwollens, Ihrer — ich darf es ja aussprechen, — Freundschaft heilig. Sie sind von derselben Hand geschrieben, die den Salas y Gomez, die Waschfrau und den Nachhall zum 1835er Almanach geschrieben hat, und sollen mich als Palladium durch's Leben begleiten. Ein Blick darauf schon wird mich stärken, wenn Widerwärtigkeiten, die nun 'mal nicht ausbleiben, auf mich eindringen! — Zu einem theilweise fertigen Gedicht: Die Flasche, haben sie mich schon begeistert. Möchte es nur gut werden, daß ich's Ihnen mit Ehren für den nächsten Musenalmanach anbieten darf![1])

Welchen Genuß mir nun aber die Lectüre Ihrer Werke verschafft hat, und wie ich namentlich den ersten Band mit einem wahren Heißhunger verschlungen habe, brauche ich Sie des noch erst zu versichern? Ich sehe diesen ersten Band gleichsam als einen Commentar zu vielen Ihrer Gedichte an und bin Ihnen, die Landkarte neben mir, mit fliegenden Pulsen über den Erdball gefolgt. Ach, wer auch so reisen könnte, und wenn's auch mit ungeputzten Stiefeln, und was sonst in diese Kategorie gehört, wäre! Und dann dieser köstliche Humor, der die Erzählung, welche uns ein so geliebtes Haupt während eines Zeitraumes von drei Jahren gleichsam Tag für Tag schauen läßt, würzt! Der Wink an Novellisten, von wegen Schaffecha der Sau[2]), ist das Köstlichste, was ich in dieser Art noch gelesen habe; ich wüßte nicht, daß ich lange so gelacht hätte, als da ich die Historie von der Schaffecha las — sie hat mir die erfreuliche Ueberzeugung gegeben, daß ich „das Lachen noch nicht verlernt habe." Im vierten Bande war mir die herrliche „Adelberts Fabel" noch ganz neu. Ja θέλειν! das ist das Wort, dem am Ende selbst die finstere ἀνάγκη weichen muß.

Der geniale Schrödter hat den Schlemihl auf eine des Gedichts würdige

---

[1]) Bezieht sich auf eine Stelle in Ch. Reisebeschreibung: „Am 26. Mai [1818] sahen wir eine Flasche im Meere schwimmen, die wir aber nicht aufnahmen. Was mochte die Schrift besagen, die sie vermuthlich enthielt?"

[2]) Der gewissenhafte Leser findet die Geschichte von Schaffecha der Sau im Reisebericht aus Chile, Anfang März 1816.

Weise illustrirt, und jedenfalls, was den psychologischen Ausdruck in Gesicht und Geberde des Helden anbetrifft, den (sonst von mir für unübertrefflich gehaltenen) Cruikshank übertroffen.

Halten Sie mich nur nicht für unbescheiden, daß ich Ihnen da so geschwätzig schülerhaft hererzähle, was mir Alles in Ihrer Gabe erfreulich war und ist! Ich soll freilich wohl aufhören müssen, denn, wenn ich Alles nennen wollte, so würde ich nicht fertig. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch eine Bemerkung wegen einer Stelle Band I, S. 93 mache. Ich glaube nämlich, daß Molina's Civilgeschichte von Chile allerdings in's Deutsche übersetzt worden ist. Ich besitze wenigstens selbst ein Buch: „Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach dem Italienischen des Herrn Abbé J. J. Molina. Leipzig, Jacobäer 1791." Sollte dieß vielleicht mit der Civilgeschichte ein und dasselbe sein? Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so schicke ich es Ihnen unverzüglich zu. Ich wollte es eigentlich gleich thun, ohne deswegen anzufragen, fürchtete aber, daß Sie mich mit dem etwas zerrissenen Opus, das ich einmal bei einem Amsterdamer Brückenantiquar für einen Spottpreis erstand, auslachen würden. Ich bedarf des Buches durchaus nicht mehr; wenn es Ihnen Freude machen sollte, diese von Ihnen mit Recht so hochgehaltenen Araukanischen Geschichten in deutschem Gewande zu sehen, so wiederhole ich meine herzliche Bitte, es mich nur wissen zu lassen!

Von dieser Bitte gehe ich zu einer andern über, die, ich fühle es nur zu gut, äußerst kühn ist, durch deren Erfüllung Sie, dem ich mich schon so mannichfach verpflichtet fühle, einen neuen Lichtblitz auf meinen wenig hellen Pfad werfen würden! — Darf ich's sagen: ich wünschte Ihnen und Schwab ein Heftchen meiner bisherigen Versuche zuzueignen, welches unter Schwabs Augen wahrscheinlich bis Ostern bei Cotta erscheinen wird! Ich weiß zwar sehr wohl, daß diese Widmung mit zu denen gehören würde, welche in höherem Grade den Widmenden ehren, als sie im Stande sind, seinen Dank und seine Verehrung für den Empfänger seiner Zueignung auszudrücken — aber, möge Ihnen grade das offene Aussprechen dieses Umstandes Bürge für die Lauterkeit meiner Gesinnung sein! Ihnen und Schwab verdanke ich Alles, was ich als Poet habe und bin! Sie nahmen den obskuren blöden Anfänger nachsichtsvoll und aufmunternd auf, unter Ihrer Aegide trat ich zuerst vor's größere Publikum, Sie warnten, Sie leiteten mich — ohne Sie tappte ich noch heute im Finstern und in der Irre — lassen Sie das, was ich durch Sie habe, Ihnen mich darbringen! Es ist wohl nur wenig und schlecht, aber ein dankbares, warmes Herz bietet es Ihnen!

Werde ich eine Fehlbitte thun? Ich hoffe nicht, und bitte Sie freund-

lich, mir Ihren Entschluß, wenn auch nur mit zwei Worten, gütigst bald mitzutheilen. An Schwab habe ich gestern geschrieben — das Manuscript, etwa hundert Gedichte, wird im nächsten Monat an ihn abgehen.

Ihre Gedichte im Musenalmanach sind herrlich — aber die Sonette haben mich erschüttert! Wer Sie liebt, dankt Ihnen dafür, aber mit Thränen.

Und nun noch einmal: Zürnen Sie mir nicht!

* * *

Chamisso antwortet am 21. Dezember 1836:

Theurer Freiligrath!

Bedrängt von Arbeiten, krank und umringt von Kranken, eile ich Ihnen zu antworten, sei es auch nur wenige Worte, um Ihnen nur geantwortet und die Hand gedrückt zu haben.

Ich nehme mit herzigem Dank die Zueignung Ihrer Gedichte an, sage Ihnen, daß ich mich freue, ein Freundschaftspfand von Ihnen zu erhalten, und werde anderen sagen, daß ich stolz darauf bin.

Ihr Gedicht auf Grabbe hat Sie mir als Mensch noch lieber gemacht dasselbe, Ihr Reiter und manches, was Sie seither gedichtet, hat Sie wiederholt als Dichter beurkundet.

Werden Sie nicht eitel, liebenswerther Mann, und lassen Sie uns stolz auf Sie sein.

Es freut mich, daß Ihre Gedichte, und zwar bei Cotta erscheinen. So sollte es sein, so werden Sie würdig in die Welt eingeführt, — so bin ich eine Befürchtung los.

Bei einer ersten Ausgabe, der hoffentlich bald andere folgen werden, seien Sie sehr vorsichtig, sehr streng in der Auswahl; gehen Sie nicht darauf aus, das Buch dick zu machen. Bedenken Sie, daß Sie, was einmal da gedruckt ist, nicht mehr zurücknehmen können. Es ist Ihnen manchmal geschehen, ein gutes Gedicht, ohne neue Zeugung, in Gegendruck blasser abzuklatschen. Geben Sie uns nur Urbilder und keine Copien, nicht den zerrissenen Naturforscher neben dem Löwenritt. Auch hüten Sie sich vor gewissen geschmackbeleidigenden Gräßlichkeiten. Der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf. Eine gewisse Tatarenfürstin darf nicht — Ich nehme selbst Anstand niederzuschreiben, wovon die Rede ist.

Daß Sie in meine Flasche gekuckt haben, ist herrlich! Ich erwarte sehr Erfreuliches davon.

Sie sehen, daß ich Sie schwer schelte, anstatt Ihnen Complimente zu machen. Das macht, daß ich Sie lieb, sehr lieb habe. Die Hand darauf!

Adelbert v. Chamisso.

Ich würde mich freuen, wenn Sie einmal das Schicksal nach Berlin brächte.

* * *

Freiligrath hat Chamisso's Wink nicht beachtet und den zerrissenen Naturforscher, ein technisch meisterhaftes aber inhaltlich unerquickliches Gedicht, mit dem Titel „Unter den Palmen" in seine Sammlung aufgenommen. Die damals vom M. A. zurückgewiesene Tatarenfürstin hat er im Phönix, aber nicht in seinen Gedichten, abdrucken lassen; das im Stoffe gräßliche Gedicht ist neuerdings als „Schahingirai" im zweiten Bande der Gesammelten Dichtungen 1877 abgedruckt worden. Auf Chamisso's Schreiben antwortete Freiligrath alsbald am 28. Dezember 1836.

Theurer hochverehrter Mann!

Innigen, heißen Dank für Ihre herzlichen Zeilen! Sie trafen am heiligen Abend bei mir ein, und sind mir das liebste Christgeschenk, welches mich neben dem brennenden Baume meiner jüngern Geschwister erfreuen konnte! Sie zürnen mir nicht, Sie nehmen meine Zueignung an — bedurfte es mehr, um mich glücklich zu machen?

Schelten Sie mich immerhin! Tadel ist mir besser, als Lob; und wenn ihn Ihr Mund in dem Tone ausspricht — ach, Sie wissen ja selbst, daß mich das mehr erquickt, und mir förderlicher ist, als Elogen, die mich nur roth machen! Soll ich's Ihnen gestehen: ich hatte die beiden Gedichte, deren Sie gedenken, wahrhaftig schon im Manuscript aufgeführt.

Nun habe ich aber durch beide einen dicken Strich gezogen, und Schwab, der die große Güte haben wird, das Manuscript vor dem Drucke noch einmal durchzugehen, hat außerdem unumschränkte Vollmacht, alles Schlechte, was ich in meiner Dummheit etwa noch einreihe, auszumerzen, ja sogar, wenn das Bändchen durch solche Ausmerzungen gar zu dünn würde, die Herausgabe für's Erste noch zu verzögern. Auf diese Weise sind auch Sie sicher, daß Ihr Name nur vor solchen meiner Versuche steht, die Sie selbst gutheißen.

Soll ich Ihnen noch mehr gestehen? Auch in Ihrer Flasche hatte ich wieder Blut gesehen! Die Blätter flackern jetzt im Ofen. Die Flasche soll wenigstens so gut werden, als ich sie machen kann, sonst lieber gar nicht.

Und nun nur noch einen recht herzlichen Neujahrsglückwunsch! Vor Allem möge Sie mein Brief gesund im Kreise von Gesunden treffen!

Sie reichen mir die Hand, und ich drücke sie im Geiste warm und innig!

Ob ich einmal nach Berlin komme? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Sie zu sehen einer meiner höchsten Wünsche ist. Meine Beiträge für den Almanach sollen so bald wie möglich folgen.

* * *

Am 4. Mai 1837 antwortet Chamisso, dessen allezeit undeutliche stockende Hand fortan die Spuren ernster Erkrankung trägt. Er schreibt:

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe die Ohren steif zu halten; ich bin nebenbei, ich habe es Ihnen schon gesagt, ein schlechter Correspondent. Ich habe einen Brief von Ihnen, der nicht sofortige Antwort erheischte, liegen lassen und finde ihn jetzt nicht zur Hand, da ich an Sie schreiben will. Sie haben mir doch mein Schweigen nicht übel genommen?

Sie kündigten mir baldige Einsendung Ihrer Beiträge zum deutschen M. A. an; ich sehe denselben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab und Leipzig finden sie sich nicht vor. Helfen Sie ein Institut aufrecht halten, das wie ich selbst alt und wacklig zu werden scheint. Lenau zürnt und, ein noch unerhörter Fall, Schwab, der redigiren und abschließen soll, scheint um Manuscript bekümmert zu sein. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachsen. Ich meinerseits habe eher gewehrt als zusammengeschrieben, um nur den Schwaben Platz zu lassen.

Ich habe mich so herzig auf Ihre liebe Gabe gefreut; nun sind Meßkatalog und Messe vorübergegangen, und noch immer keine „Freiligraths Gedichte." Woran liegt es denn? Ich habe Sie immer fragen wollen: Ihre hübschen Lieder aus dem Englischen („Allerdings, sprach Findlay") werden Sie doch in die Sammlung aufgenommen haben?

Die Muse ist von mir gewichen, der Musen-Almanach wird soviel als gar nichts von mir bringen, ein paar unbedeutende Machwerke, blos um den guten Willen zu beweisen. Ich habe nun seit langer Zeit nur ein einziges Lied gesungen, und zwar wohl durch Ihre Fieberphantasie 1836 veranlaßt, gewissermaßen ein Schwanenlied, das sich nicht eignet, jetzt wenigstens nicht, veröffentlicht zu werden; ich kann es nur Freunden mittheilen.

Was macht die Flasche? Blut mochte immerhin darinnen sein, nur nicht gewaltsam eingefüllt.

Lassen Sie mich als einen Freund von sich selber hören. Wie gestalten sich Ihre Verhältnisse, wie wünschen Sie selber, daß sie sich gestalten? Lassen Sie mich das zur Zeit des Erscheinens Ihres Buches erfahren. Es drängt mich Ihnen zu sagen, wie mich so Vieles in der neuern deutschen Literatur und Journalistik anwidert. Ich habe Sie lieb, persönlich lieb gewonnen, weil ich Sie aus und über diesem Schlamm liebwerth und liebevoll angetroffen habe. O lassen Sie sich nicht hinunterziehen!

Lieber ein Handwerk als ein Tageblatt; ich habe schon manche daran verloren gehen sehen.

Verargen Sie einem alten Mann sein Schwatzen nicht. Wovon das

Herz voll, überschäumt der Mund; ich werde so vielfältig aufgefordert diese Materie abzuhandeln, und die Rath begehren, ob sie wohl alles liegen lassen sollen, um sich der Literatur zu widmen, oder unter die Poeten zu gehen, gehören meist zu dem Mißwachs der Menschheit, und rücken wohl am Ende mit der Erklärung heraus, sie seien dennoch entschlossen, sie seien bereits soweit.

Lieber Freiligrath, einen herzlichsten Händedruck!

A. v. Chamisso.

* * *

Am 19. Juni 1837 schreibt Chamisso, da eine Antwort ausblieb, abermals:

Ein Brief von Schwab, der freundlich Ihrer erwähnt, und Ihr eigenes Stillschweigen veranlassen mich zu vermuthen, daß Sie in einem Abschnitt Ihrer Geschichte begriffen sind, wo Sie unter manchen Kämpfen Ihr inneres und Ihr äußeres Leben in Einklang zu bringen, und Ihre äußeren Verhältnisse zu gestalten geschäftig sind — auch wir haben solche Zeiten erlebt.

Da habe ich mir denn als einen nicht unmöglichen Fall gedacht, daß Ihnen unter solchen Umständen eine Reise nach Berlin wünschenswerth erscheinen könnte. Ich will nicht in Verhältnisse, die ich nicht kenne, blind einzugreifen mich vermessen, ich will Sie nicht zu einer solchen Reise verleiten, Sie nicht dazu einladen — ich will Sie blos wissen lassen, daß, falls Sie im Laufe dieses Sommers nach Berlin kommen, Sie ein für einen anspruchlosen Studenten paßliches Absteigequartier und herzliche Aufnahme bei mir erwarten. Ihr alter Freund

Adelbert v. Chamisso.

* * *

Freiligrath war damals in tiefer Gemütsbedrängnis und antwortete nicht. Chamisso läßt sich durch sein Schweigen nicht abschrecken, sondern schreibt abermals am 28. Mai 1838:

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelassen haben, ist doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten sie mißdeutet und die Freundschaft mißkannt haben, die sie mir eingegeben hatte. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Gesinnung gegen mich sich nicht verändert hat. Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundschaft in Anspruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht, und zwar ungesäumt, suchen Sie Ihren Pult aus, schreiben Sie was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck bestimmen, ab — Fragmente Ihres größeren Gedichtes — (dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe — sein Tomahawk ist würdig eurer Speere — sind Verse, die man auswendig behält, wenn man sie einmal gehört hat) — alles was Sie können, alles was Sie haben, und schicken Sie es

mir umgehend für den deutschen Musenalmanach. — Kein Brief braucht dabei zu liegen — allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen noch nachträglich bald einiges hinzufügen zu können — über Productivität läßt sich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, der (etwas kleinlich) von der Kritik verletzt zu keinem M.-A. mehr beitragen will, durch die Saumseligkeit mehrerer Dichter und das gänzliche Ausbleiben vieler sonst gern aufgenommener Gäste, wird das Bestehen des deutschen M.A. gefährdet, und dennoch möchte es hart sein, ihn sofort aussterben zu lassen, nachdem die Verleger, die meine Freunde sind, ihn angekündigt und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben. —

Ihre Gedichte sind als fertig im Meßkatalog aufgeführt, aber noch nicht versandt — geschehe dies und das der Cotta'schen Buchhandlung! Hätten Sie mich immer Rath gefragt, würden Sie hoffentlich schon Ihre zweite Auflage bei Reimer und Hirzel erlebt haben! Kaum mag Sie die Sache mehr verdrießen, als sie mich ärgert.

Gaudy, der Sie hochschätzt und liebt, ein wackerer und lieber Mann, trägt mir ausdrücklich auf, Sie herzig von ihm zu grüßen.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide dem jugendlichen Kämpen, freundschaftlich reiche.

Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen M.-A. gewöhnt, mit dem ich nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude zugeschlossen werden.

* * *

Mit diesem Schreiben schließt der Briefwechsel zwischen Chamisso und Freiligrath; der letztere hat auf die dringende Bitte seines betagten kranken Freundes nicht geantwortet und empfand nachmals die bitterste Reue ob seiner Säumigkeit. Denn am 21. August 1838 starb der Dichter von Salas y Gomez, der es mit seinem jungen Freunde so „herzig" wohlgemeint. Noch wenige Wochen vor seinem Tode besprach der kranke Mann die Gedichte des jungen Freundes im Berliner Gesellschafter mit jenem herzlichen Wohlwollen, welches auch die Briefe durchweht. Er schreibt: „Die hier besprochene Sammlung ist den Dichtern A. v. Chamisso und Schwab gewidmet. Es hat bereits ein Gedicht, in welchem Freiligrath meinen Namen genannt, zu der Bemerkung verleitet, er suche auf diese Weise sich beliebt zu machen. Ich glaube diese Beschuldigung, zu welcher ich die Veranlassung gewesen bin, zurückweisen zu dürfen. Allerdings hat sich Freiligrath bei mir beliebt ge-

macht; zuerst, wie bei allen Freunden der Poesie, durch den Reichthum und die Fülle seiner Ader, durch die Ursprünglichkeit und Gewalt seines Gesanges. Also nahm ich in den deutschen M. A. die ersten Gedichte, die ich von Freiligrath sah, mit einer Freude auf, die mir selten in gleichem Maße zu Theil geworden ist. Ich habe in der Folge aus seinen Liedern auch den Sänger persönlich schätzen und lieben gelernt, den liebwerthen bescheidenen, fremdem Verdienst begeistert huldigenden Sänger, der nicht sich nur vergöttern will, sondern unbedingt unbefangen Flammen fängt, sobald ihm der Funke der Poesie entgegensprüht. — Was aber Freiligrath vermocht hat, die Zuneigung, die er mir eingeflößt, zu erwidern, will ich aufdecken. Ich habe mich veranlaßt gefunden, in vertrauter Mittheilung den jungen Dichter auf Abwege aufmerksam zu machen, welche einzuschlagen er verleitet werden könnte, und habe gegen ihn über Gedichte, die er später unterdrückt hat, den schärfsten Tadel, den je die Kritik hätte ergießen können, schonungslos ausgesprochen. Daher die gerügte mir schmeichelhafte Stelle jenes Gedichts, daher mein Name vor der Sammlung seiner Lieder."

Es liegt vor mir ein Heft Briefe eines Freundes von Freiligrath, des gegenwärtigen Justizrates Rauschenbusch zu Hamm, welcher lebenslang mit Freiligrath in brieflicher Verbindung blieb und auch dem Verfasser dieses Buches mannigfach mit Rat und That förderlich zur Seite stand. Rauschenbusch genoß herzliche Aufnahme in Chamisso's Hause, so daß auch seine Briefe willkommene Ergänzung geben zu den eigenen Äußerungen des alternden Dichters. „So oft ich," schreibt Rauschenbusch am 23. Mai 1838, „den alten ehrwürdigen lieben Chamisso sehe, spricht er von Fräulikrad, und mit so inniger Liebe, aber, ich muß es gestehen, leider auch häufig mit der leisen Furcht, Du wolltest ganz und gar nichts mehr mit ihm zu thun haben; aber sähest Du ihn so in dieser warmen Liebe zu Dir nach Gedichten für den Musenalmanach sich sehnen, Du müßtest ihm solche schicken." Freiligrath, welcher zu Zeiten in Bezug auf seine Briefschulden außerordentlich säumig erschien, nicht weil er es wirklich war, sondern weil ihm ein Brief, von unbedeutenden geschäftlichen Schreiben abgesehen, immer eine Herzenssache war, zu welcher er die rechte Stimmung abzuwarten gedachte, Freiligrath antwortete weder dem alten noch dem jungen Freunde, worauf Rauschenbusch, wie es scheint, etwas derb gegen ihn anging. „Du wirst Dich gewiß wundern," schreibt er am 9. Dezember 1838, „von mir noch einmal einen Brief zu bekommen, nachdem Du mir drei Briefe nicht beantwortet hast. Zwar hoffte ich immer den mehrmaligen Verheißungen der Freunde zufolge noch mit einem Briefe von Dir erfreut zu werden. Da höre ich, Du seist sehr böse auf mich wegen einiger Kraftausdrücke in meinem letzten Briefe, und schon dieses bewegt mich, Dir deßhalb

zu schreiben und Dich um Verzeihung deßwegen zu bitten. Aber glaube mir, hättest Du unsern seligen Freund Chamisso gesehen, wie er täglich nach Dir fragte, wie immer die erste Frage war, wenn ich ins Zimmer trat: Nichts von Freiligrath? Hättest Du seine Sehnsucht nach Liedern und Briefen von Dir gesehen, Du hättest mir nicht zürnen können wegen einiger westfälischer Kraftausdrücke in einem Briefe, weil ich hoffte dadurch Dich zum Schreiben zu bringen und dem heißgeliebten Chamisso die ersehnte Freude zu machen. Jetzt höre ich noch obendrein von Carriere, Du fürchtest, Chamisso sei mit einem gewissen Groll gegen Dich gestorben, und fühle mich daher, trotz alles Vorgefallenen, doppelt berufen, Dir feierlich zu versichern, daß das nicht der Fall ist. Gezürnt hat er Dir nie, nur unbegreiflich warst Du ihm wegen Deines Schweigens. Nur zuweilen stieg eine leise Furcht in ihm auf, Du möchtest ihn nicht mehr lieb haben. Dann pflegte ich ihm aber wohl ein Wort von Dir zu sagen, das mich vorigen Herbst sehr rührte: „Wenn ich an Chamisso schreibe, so ist mir, als wenn ich zum Abendmahl ginge," und Chamisso ergriff mit feuchtem Auge meine Hand und sagte: Danken Sie unserm Freunde dafür, wenn Sie ihn wiedersehen! Hättest Du ferner gehört, wie er den ganzen Sommer Pläne machte für Dein künftiges Leben, für Dein Besuchen Berlins u. dgl., Du würdest nicht den leisesten Zweifel hegen, als sei er nicht in der alten väterlichen Liebe zu Dir gestorben. — Ich richte noch einen Auftrag des Verstorbenen an Dich aus; nämlich Dir herzlich zu danken für Widmung und (etwa vier Wochen vor seinem Tode angekommene) Zusendung Deiner Gedichte, die nicht von seinem Tische kamen. — Was wir alle an dem Mann verloren haben, darüber keine Worte!"

Auf diesen Brief antwortete Freiligrath; die Antwort ist leider verloren. Am 11. Januar 1839 teilt Rauschenbusch dem Freunde noch einen Zug aus Chamisso's letzten Monaten mit: „Diesen Sommer kam ich eines Morgens zu ihm. Er saß in seinem Garten in seinem Wämmschen mit der Pfeife in seinem mexikanischen Lehnstuhl. Als er mich sieht, eilt er mir freudig entgegen, und wir spazieren in seinem schönen Garten auf und ab. Bald wird er still, und nur von Zeit zu Zeit sagt er: Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe! Er hatte kurz vorher Dein schönes Gedicht im Morgenblatt gelesen."

In seiner Gedächtnisrede auf Freiligrath erzählt Rauschenbusch folgenden höchst bezeichnenden Zug. Als im Sommer 1838 Freiligraths gesammelte Gedichte erschienen waren, und ein junger Hallenser Dichter, Heinrich Beta, bei Chamisso erscheint, um demselben einen Band „Werdelust des Halle'schen Dichterbundes" zu überreichen, wirft der alte Herr den Band unwillig hin, reicht Beta Freiligraths Gedichte und sagt: Seitdem dieser angefangen zu

singen, sind wir andern alle Spatzen! Lesen Sie, und Sie werden wie ich auf immer von weiterer Versemacherei geheilt sein![1])

Der Briefwechsel mit G. Schwab ist S. 169 abgebrochen worden; er sei hier wieder aufgenommen mit Schwab's Schreiben vom 18. Oktober 1836:

Lieber Freund!

Ihre Zeilen vom 30. September, die ich nach einer fröhlichen Reise in die Schweiz und ins Breisgau hier antreffe, haben mir sehr wohl gethan. Mit dem Almanach haben Sie gehandelt, wie ich wünschte. Weiß ich doch, daß Sie das junge Deutschland und seinen eigentlichen Patriarchen verabscheuen, und das genügt mir.

Mit Freuden erwarte ich Ihr Manuskript; seyen Sie nicht zu streng gegen die Vergangenheit, lieber recht streng für die Zukunft. Je origineller — ohne Complimente — Ihr Talent ist, je mehr hat es sich vor Manier zu hüten. Das fiel mir hier und da bei Ihrem übrigens schönen Gedicht an Grabbe ein. Nichts für ungut! Nicht wahr?

* * *

Freiligrath antwortet am 12. Dezember 1836:

Meinen herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 18. Okt., die mir die wohlthuende Gewißheit gaben, daß Sie mir verziehen! Edler, herrlicher Mann, wie oft habe ich Ihre Nachsicht nun schon auf die Probe gesetzt, und wie oft übten Sie dieselbe, ohne zu ermüden, erneuert an mir aus. Ich erröthe oft vor Ihren Briefen, ich war Ihnen ja wild fremd, und doch dieses Wohlwollen, diese Herzlichkeit! Künftige Weihnachten werden 's gerade zwei Jahre, daß ich Ihnen zuerst schrieb und dadurch, ohne daß ich's ahnen konnte, den Grund zu einem Verhältniß legte, dessen tieferes Einwirken auf meinen poetischen und — ich kann Sie's versichern — auch auf meinen moralischen Menschen ich mit gerührtem Herzen anerkenne! Das war ein schöner heiliger Christ!

Meine gesammelten Gedichte erhalten Sie nun bestimmt bis spätestens Ende Januar. Das nascitur ridiculus mus wird daran wohl in Erfüllung gehen. Eigener Gedichte werden es siebzig bis achtzig sein, und von Uebersetzungen denke ich dann so viel beizugeben, daß das Hundert voll wird. Ich denke, daß es ein Bändchen, wie — ich spreche hier natürlich bloß vom äußern Umfange — Schenkendorf oder Hölderlin werden wird, vielleicht auch bei dem jetzt beliebten weitern Druck, etwas stärker. Was den Verlag betrifft, so habe ich Cotta im Mai des Jahres zugeschrieben; die wider meinen Willen durch Domicilveränderung, Unpäßlichkeit und leidiges Ver-

[1]) Vgl. H. Beta in der Gartenlaube 1876, Nr. 15.

dollmetschen des Hugo entstandene Verzögerung wird seine Bereitwilligkeit doch wohl nicht lau gemacht haben? Ich kann nicht läugnen, daß mich gerade Cotta's Verlag sehr freuen würde. Sauerländer in Frankfurt habe ich mir beinahe böse gemacht, weil ich ihn nicht zum Accoucheur meines kreißenden Berges bestellen konnte, auch Brodhag und ganz kürzlich Liesching haben mir ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben. Wie gesagt, habe ich aber Cotta schon im Mai geschrieben, daß er seiner Zeit das Manuskript durch Ihre Güte erhalten würde, und ich hoffe, daß ihn der Aufschub nicht umgestimmt haben wird.

Aber nur hundert Gedichte? Und noch dazu dummes, manierirtes Zeug? Die Quantität macht's freilich nicht aus, und man wird's mir ja nicht übel nehmen können, daß ich von meinem fünfzehnten bis zu meinem sechsundzwanzigsten Jahre, in Schweiß und Staub, mit Kopf und Arm und Hand, mich abgeschafft habe und oft müde zum Umfallen war, wenn Andre Verse machen konnten. — Aber das dumme Zeug? Sie machen mir wieder einen verdienten Vorwurf wegen Manier, das ist, weiß Gott, Niemandes Schuld, als Hugo's! Als ich Ihnen vor 1½ Jahren die Sandlieder schickte und das Gedicht Einem Ziehenden und den Wassergeusen, da war ich auf gutem Wege, mich aus dem rhetorischen Wust herauszuarbeiten; durch die Uebersetzung des Hugo bin ich wieder hineingekommen. Heraus will ich zwar auch wohl wieder kommen; doch das ist für die Zukunft! Wie ist's mit dem Vergangenen? Meinen Sie, es wäre besser, die Sammlung wartete lieber noch einige Jahre? In Gottes Namen! Das Manuskript erhalten Sie sicher im Januar; verfahren Sie dann damit nach Gutdünken! Ich unterwerfe mich ganz Ihrer Meinung!

Für den Fall nun aber, daß Sie die Herausgabe für thunlich halten, habe ich noch eine für mich sehr wichtige Bitte an Sie auf dem Herzen. Vor anderthalb Jahren ungefähr ließ ich einmal ein Wort von durch Sie Eingeführtwerden gegen Sie fallen, — aber, nicht wahr, bei literarischen Einführungen ist's, glaub' ich, üblich, daß der Einführende dem Eingeführten ziemlich das Wort redet, und da könnte es leicht sein, daß ich beim Aufschlagen des Büchleins eben so erröthen müßte, wie der ehrliche Reboul vielleicht erröthete, als er Lamartine's Brief an Gosselin, und Dumas' Aufsatz: Une visite à Nimes vor seinen Gedichten fand. Nicht wahr, Sie nehmen's mir nicht übel, wenn ich spreche, wie ich denke? Wie ehrenvoll mir auch die Einführung durch Sie sein würde, so wäre mir doch die Widmung an Sie lieber! Ihnen und Chamisso möchte ich gern dieses erste Heftchen zueignen. Sie erlauben's mir, nicht wahr? Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun! Ich möchte Ihnen so gern auch öffentlich zeigen, wie ich Sie verehre und liebe;

verschmähen Sie die, wenn auch geringe, aber doch aus vollem guten Herzen kommende Gabe nicht! Und zürnen Sie mir nicht, daß ich Schächer so vermessen bin, Ihnen mein schlechtes Zeug anzubieten — ich weiß recht gut, daß Ihre Gewährung meiner Bitte mich in höherm Grade ehrt, als Ihnen meine Widmung meine Ergebenheit an den Tag zu legen vermag; wie will man's aber machen, wenn man arm und unbedeutend ist? An Chamisso schreibe ich nächste Post.

Uhlands Gruß erwidere ich von ganzem Herzen; daß ich Holland verlassen mußte, ohne etwas Gutes für ihn aufgefunden zu haben, wurmt mich noch tagtäglich. Alle meine Bemühungen, jene ihm bekannten alten Lieder-anfänge irgendwo im Munde des Volks zu erhorchen und so zu den Ergänzungen zu gelangen, sind fruchtlos geblieben, und es scheint, als ob Hoffmann von Fallersleben wirklich alles Bedeutende auf diesem Felde ausgebeutet hätte. Buchhändler Müller schreibt mir, daß Hoffmann im September 8 Tage lang in Amsterdam sich aufgehalten hat — hätte ich das voraus gewußt, ich wäre wahrlich das Vierteljahr länger dort geblieben und hätte mit ihm für Uhland gesucht.

* * *

Darauf Schwab am 7. Januar 1837:

Lieber Freund!

Sie wollen immer schamroth werden; machen Sie mich durch Lob und unverdienten Dank nicht schamroth. Wir stehen nun im Januar des neuen Jahres, und ich sehe mit Ungeduld Ihren Gedichten entgegen, und erwarte in ihnen weder Mäuse noch Berge, sondern die kecken phantastischen Gestalten, die mir so wohl bekannt sind, jene dem Meer im Orient und Occident entstiegenen Wunder, die selbst, wenn sie, statt wunderbar zu sein, manchmal seltsam werden, doch poetisch bleiben. Da Cotta sich so bestimmt erklärt hat, Ihr Verleger werden zu wollen, so ist es recht und billig, daß Sie ihm getreu bleiben. Schreiben Sie nur alle Ihre Bedingungen über Honorar, Form, Zeit des Erscheinens ꝛc. recht bestimmt.

Von einem Vorwort durch irgend jemand, geschweige durch mich, kann bei Ihnen jetzt nicht mehr die Rede sein. Es wäre eine wahre Lächerlichkeit; auch wußte ich gar nichts mehr von jenem Wunsche. Ihre Widmung Ihrer Gedichte kann mir nur zur großen Ehre gereichen, und so wird es auch Chamisso ansehen, nur müssen Sie darauf gefaßt sein, vom jungen Deutschland, das im besten Train war, Sie zum deutschen Victor Hugo zu kreiren — ein Ehrenname, den Sie sich aber zu verbitten scheinen — um meinetwillen auf einmal angebelfert zu werden. Doch ich traue Ihnen vollkommen, daß Sie sich darum wenig bekümmern.

Ihren Ziehenden halte ich für Ihr bestes Gedicht bis hierher. Aber so sehr mich Ihre bescheidenen Selbstvorwürfe erfreuen, so bin ich weit entfernt, in solchen Tadel einzustimmen, und meine, Sie sollen mit Ihrem bisher Gedichteten ganz keck, ohne Selbstgefälligkeit, aber auch mit Selbstgefühl, herausrücken.

Daß mir vergönnt worden ist, Geistern, wie Lenau, Sie, Pfizer und mein Autodidakt [1]) sind, Gevatter stehen zu dürfen, ist mein Stolz und mein Trost, mein Schild gegen viele Bosheit, die sich an mir reibt, ich weiß nicht, warum. —

* * *

Freiligrath antwortet:

Soest, 6. März 1837.

Hochverehrter Freund!

Endlich erhalten Sie beikommend einen Theil, ungefähr die Hälfte des längstversprochenen Manuskripts. Die leidige Grippe mit ihren Nachwehen hatte mich während der ersten beiden Monate des neuen Jahres allen Arbeiten so entfremdet, daß ich beim besten Willen nicht eher dazu kommen konnte, mein Wort zu lösen, und ich schicke diese vorläufige Sendung hauptsächlich nur deßwegen einzeln voraus, um nicht gar zu lange in Rückstand zu bleiben. Der Rest folgt bestimmt bis Ostern!

Und nun, nach diesen mein Zaudern erklärenden Einleitungsworten, meinen heißen Dank für das Nichtverschmähen meiner Widmung. Möchte mich der geringe Gehalt des Bändchens in seinen Folgen nicht für die Kühnheit bestrafen, Ihnen und Chamisso es dargebracht zu haben! In der That: nun ich das Wenige, was ich allenfalls von diesen Anfängen gerettet zu sehen wünschte, zusammengeschrieben vor mir sehe, kann ich mich eines bänglichen Gefühls und der Meinung, ich hätte doch wohl besser gethan, noch ein paar Jahre zu warten, nicht erwehren. Wahrlich, es ist keine alberne Ziererei! Mir ist wirklich, als könne eine Sammlung meiner Sachen nur den guten Eindruck zerstören, den Einzelnes bisher gemacht hat, und ich glaube, daß ich, wenn ich auch sonst nicht sonderlich auf Kritik mich verstehe, in diesem Falle doch nicht fehl blicke.

Wie komisch es bei einer so kleinen Anzahl Gedichte auch scheinen mag, so habe ich das Ganze doch nach Gattungen zu ordnen versucht, um mir die Zusammenstellung zu erleichtern. Meine heutige Sammlung enthält: Tagebuchblätter, Balladen und Romanzen, Terzinen, Alexandriner, und die fol-

[1]) Nicolaus Müller.

gende wird aus vermischten Gedichten, Gelegentlichem und Uebersetzungen bestehen.

Da die Sonderung nicht auf Einen Eintheilungsgrund geschehen ist, so sind allerdings einige Ungleichheiten nicht zu vermeiden gewesen. Einige der Alexandriner könnten eben so gut in den Tagebuchblättern stehen u. s. w. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke innerhalb der Abtheilungen könnte vielleicht besser zu bewerkstelligen sein. Manches (ich habe hin und wieder Fragezeichen auf den Rand gesetzt) bliebe wohl ohne Schaden ganz ausgeschlossen; alle diese Bedenken, alle diese Zweifel, darf ich ihre Lösung offen und zutrauensvoll Ihnen an's Herz legen? Ich lege das Schicksal des Manuskripts ganz in Ihre Hände: ändern Sie die Reihenfolge der Stücke, merzen Sie aus, wo und was Ihnen gut dünkt, und wenn Sie mit mir glauben, daß der Druck des Ganzen vielleicht besser unterbliebe, so halten Sie in Gottes Namen das Manuskript bis zu einer spätern Zeit zurück. So habe ich auch an Chamisso geschrieben, daß Sie die Sammlung vor dem Druck noch einmal prüfen würden, und daß er auf diese Weise mit Ihnen sicher sein könne, daß wenigstens nichts ganz Werthloses sich einschleiche.

Sie schreiben mir, daß ich Cotta meine Bedingungen über Honorar ꝛc. bestimmt mittheilen möchte. Das kann ich aber wahrhaftig nicht! Er wird mit meinem dummen Zeuge doch einen schlechten Markt machen, und ich schäme mich beinahe, Geld dafür zu nehmen. Seit ich Geld für meine Verse genommen habe, ruht der Fluch darauf — ich wollte, ich säße auf einer wüsten Insel, und verzehrte mich in Klagen nach Gedrucktwerden, Auszeichnung und was sonst einen obskuren Poeten reizt — meine Reime würden dann besser klappen, als leider jetzt. Doch das gehört nicht zur Sache; was die aber anbetrifft, so wiederhole ich, daß ich in der That keine Bedingungen vorzuschreiben weiß. Ich kann mir ja nur zu Cotta's Verlag im höchsten Grade Glück wünschen, und weiß, daß er für das Bändchen geben wird, was es ihm werth ist. Wenn er aber gewohnt ist, Nichts ohne förmlichen Contract zu verlegen, so hat er mir nur einen zur Unterschrift zu schicken. Ich unterschreibe Alles, und setze nur voraus, daß das Aeußere des Büchleins gefällig, und das Erscheinen, wenn Sie's beschließen, nicht zu lange hinausgeschoben werde.

Recht von Herzen freue ich mich auf die Gedichte des trefflichen Niclas Müller, die, wie ich aus Ihrem Briefe schließe, auch Ihnen zugeeignet sein werden. Das Gedicht: Lebensloos, welches ich kürzlich las, ist so herrlich, daß ich davon hingerissen worden bin. Der hat am Ende doch noch mehr zu ringen gehabt, als ich und — hat es männlicher gethan! Grüßen Sie ihn herzlich von mir!

Sie erwähnen in Ihrem Briefe des jungen Deutschlands, und scheinen mich fast im Verdacht zu haben, als wäre mir an dessen Urtheil etwas gelegen. Nein, wahrlich, so lange mir Kopf und Herz auf der rechten Stelle bleiben, so lange werde ich dies Geschlecht zu verachten wissen. Es ist mir ärgerlich genug, daß Gutzkow mich so besonders seiner hohen Protection würdigen zu wollen scheint und mir dadurch bei den Gutgesinnten mehr schadet als nützt. Von dieser Race angebelfert zu werden, kann mir nur eine Ehre sein.

Wie aber die Blätter für literarische Unterhaltung dazu gekommen sind, nicht den Dichter (denn was das betrifft, so hatten sie in diesem Falle wohl Recht), sondern den Menschen auf eine so gehässige Weise in mir anzugreifen, weiß ich wirklich nicht. Ich fühle mich rein, aber dennoch tief gekränkt. Du lieber Gott, wie wird Alles gedeutet und ausgelegt, und wie wird Einem, der das Herz in der Hand unter die Leute tritt, das Leben sauer!

Ob ich dem nächsten Musen-Almanach noch vor Ende des Monats Etwas werde senden können, weiß ich noch nicht. Kopfweh, Grippe, Uebersetzen und das Suchen nach einer Comptoirstelle (denn ich bin fest entschlossen, mit dem Sommer in ein geschäftliches Verhältniß zurückzutreten), absorbiren seit längerer Zeit meine ganze Thätigkeit, und ich habe lange keine so dürre Periode, was das eigentliche Produciren anbelangt, gehabt, als jetzt. Und ohne Inspiration mag ich nicht dichten, kann's auch nicht. Wenn ich noch zu rechter Zeit etwas Gutes hervorbringe, so sende ich's.

Und nun, für heute Lebewohl! Bewahren Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen!

Ohne Wandel, treu und wahr,

der Ihrige

F. Freiligrath.

* * *

Freiligraths scharfe Äußerungen über Gutzkow und das Junge Deutschland zeigen uns die Befangenheit der Zeitgenossen gegenüber jener brausenden und gährenden Genossenschaft, die mit den Resten der Romantik unbarmherzig aufräumte. Er hat nachher, ob er gleich Gutzkow nur vorübergehend nahetrat, dessen Bedeutung und Tüchtigkeit anerkennen gelernt.

Mit diesem Briefe Freiligraths kreuzte sich ein wenig erhebliches Schreiben G. Schwabs vom 4. März, in welchem derselbe um Beschleunigung des Manuskriptes, sowie um fernere Beiträge zum Almanach bittet und Anträge bezüglich der Teilnahme an einer in Stuttgart bei Hoffmann erscheinenden Übertragung englischer Lyriker macht. Freiligrath antwortet von Soest am 15. März 1837.

Heute vor acht Tagen gab ich die erste Sendung meines Manuskripts zur Post, und empfing zwei Tage später Ihren lieben Brief vom 4. März.

Ich wiederhole hiemit mein Versprechen, daß der Rest der Sammlung in ganz kurzer Zeit bei Ihnen sein soll, und schreite, nachdem ich den ersten Punkt Ihres Schreibens durch diese Versicherung erledigt habe, gleich zur Beantwortung des dritten.

Wie ich auf Herrn Hoffmanns Antrag geantwortet, sehen Sie aus der Ihnen unter cachet volant zukommenden Einlage an Herrn Dr. Ortlepp, welche ich Sie nach geschehener Lesung völlig zu schließen und abgeben zu lassen bitte. Wie ich an Ortlepp geschrieben: ich konnte und durfte nicht anders! Ihm habe ich natürlich nur im Allgemeinen meine Weigerung motivirt, Sie aber, verehrter Freund, erlauben mir wohl, daß ich, im Vertrauen auf Ihre frühere Theilnahme, mich etwas weitläufiger darüber auslasse, und nehmen es mir nicht übel, wenn ich dabei ein wenig weit aushole.

Weniger mein ehemaliger Widerwillen gegen den Kaufmannsstand, als vielmehr meine täglich zunehmende Abneigung gegen das kalte, neblige Holland und die Ueberzeugung, daß ich meiner krumm gesessenen Maschine eine Ausspannung schuldig sei, ließen mich schon im Winter 35/36 den Entschluß fassen, meine Amsterdamer Verhältnisse aufzulösen. Häufige Verdrießlichkeiten auf dem Comptoir und eine mir durch die Salairerhöhung eines Collegen widerfahrene persönliche Zurücksetzung beschleunigten die Ausführung. Ich hielt um meine Dimission an, machte eine kleine Reise am Niederrhein und durchs Bergische, und hielt mich dann bis jetzt hier bei meiner Mutter auf. Sauerländers Honorar für die Oden und Dämmerungsgesänge von Hugo machte mir das Privatisiren so lange möglich.

Jetzt ist aber auch die ganze Zeit, welche ich auf eine solche Weise zubringen darf, beinahe verstrichen; meine Mutter besitzt kein Vermögen, und ich bin es ihr und meinen drei jüngern Geschwistern schuldig, mich bald mit doppelter Anstrengung in eine Carrière zurückzuwerfen, die mir, wenn auch nicht die Gewißheit, aber doch die Möglichkeit zeigt, ihr mit der Zeit mehr zu sein, als ich bis jetzt gekonnt habe. Daß ich freilich manchmal in den letzten Monaten gedacht habe, ob ich nicht vielleicht eben so gut thäte, wenn ich mich ganz auf die Schriftstellerei legte, will ich nicht läugnen, aber — ich bin noch bei Zeiten vernünftig geworden. Chamisso's herrlicher Epilog tönt mir Tag und Nacht in den Ohren — ich kann, ich darf nicht; und fahre sicher besser, wenn ich der Muse, wie früher, nur nebenbei huldige. Weiß ich doch ohnehin jetzt aus Erfahrung, daß sie sich lieber dem Kaufmann, als dem Uebersetzer zeigt! Dies literarische „Handlangen" läßt kein gutes eigenes Gedicht in mir zu Tage kommen — es ist zum Verzweifeln!

Meine Schritte zur Wiedererlangung einer passenden Comptoirstelle am Niederrhein und in den Hansestädten sind bis jetzt leider vergeblich gewesen; nichts destoweniger darf ich durchaus kein literarisches Engagement jetzt mehr eingehen, um, wenn sich Etwas findet, ganz frei und ungehindert zu sein. Sehen Sie, verehrter Freund, warum ich Herrn Hoffmanns Bitte nicht erfüllen kann — ich bin vielleicht unbescheiden, daß ich Sie mit einer so weitschweifigen Motivirung meiner Ablehnung belästigte. Halten Sie's mir zu Gute; Sie haben mir ja schon so oft ein nachsichtiges Ohr geliehen, daß ich auch diesmal auf Ihre Verzeihung hoffe, zumal da ich's fast für Pflicht hielt, Ihnen meine Weigerung umständlicher in ihren Gründen darzulegen, als es bei Herrn Hoffmann selbst nöthig war.

Ich kann Ihnen heilig versichern, daß ich schier eine ganze Mappe voll neuer Gedichte liegen habe — aber von jedem nur die erste, oder die zwei ersten Strophen. Die Ohren meines Geistes hängen gewaltig darnieder. Was etwa noch fertig wird, erhalten Sie sicher — aber nur, wenn es so wird, daß ich's Ihnen bieten darf! Bis Ende April müssen Sie mir ein Eckchen im Almanach aufheben, ich will Alles aufbieten, Ihnen noch was zu schicken, versprechen aber kann ich es nicht, da die Unruhe, in der ich bis zum Wiederantritt eines meine Existenz sichernden Verhältnisses bin, mich zu nichts Rechtem kommen läßt.

* * *

Auf einen seitdem verloren gegangenen Brief G. Schwabs antwortet Freiligrath von Soest, 17. Mai 1837:

Ihren letzten lieben Brief habe ich zu Anfang dieser Woche erhalten, und bin in mehr als einer Hinsicht überrascht und erfreut worden durch das, was er mir brachte und sagte. Ehe ich seine einzelnen Punkte aber beantworte, sage ich Ihrer freundschaftlichen Theilnahme, daß ich morgen, leider zwar nicht nach Bremen, aber doch nach Barmen, in's Haus des Herrn J. P. von Eynern und Co. abgehen, und dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein in jeder Beziehung angenehmes Verhältniß antreten werde. Die Stelle bringt mir augenblicklich zwar nur 500 Thlr. ein, doch habe ich Aussicht, mich zu verbessern, und, wenn dieß nicht der Fall wäre, so liegen Cöln und Elberfeld in nächster Nähe. Von ganzer Seele freut es mich, daß auch Sie, verehrter Mann, diesen meinen Schritt nicht nur billigen, sondern als zu meinem wahren Wohl als durchaus nothwendig betrachten!

Ihr Beifall, die Zufriedenheit der Meinigen und mein eigenes Bewußtsein werden mich trösten, wenn die Unverständigen mich wegen dieses, wie sie sagen werden, philiströsen Schrittes verhöhnen.

Endlich erhalten Sie nun auch den Rest des oft besprochenen Manuskriptes.

Ich lege sein Wohl und Weh wiederholt voll Zutrauens in Ihre Hände! Verändern Sie, streichen Sie, werfen Sie in eine andere Abtheilung — Alles, Alles, wie es Ihrer bessern Einsicht gut scheint! Viel besser zu machen wird freilich wohl nicht sein — ich fürchte, ich fürchte! die Sammlung wird nicht so aufgenommen werden, wie das Einzelne, dessen unverdient günstige Aufnahme mich jetzt beschämt, wenn sie mich früher auch erfreute. Sagen Sie selbst — hatten Sie nicht mehr in meiner Sammlung zu finden geglaubt? Und doch ist dieß Alles, was ich mit gutem Gewissen aufbewahren zu dürfen glaube!

Titel und Widmung folgen in kurzer Zeit, sobald meine neue Stellung mir nur einige Ruhe gegeben hat! Jedenfalls muß Cotta darauf warten — der Druck des Vorhandenen kann ja ungehindert beginnen!

Aber, theuerster Freund, wie innig hat des trefflichen Müllers Gedicht an mich mir in's Herz geklungen! Bin ich auch nicht so unbescheiden, daß ich die Wahrheit der drei letzten Verse nicht in Zweifel ziehen sollte, so hat er mich doch im Ganzen richtiger charakterisirt, als zwanzig Recensenten. Bin ich doch eben nichts weiter, als ein wilder Junge, der sich sans gêne zur poetischen Tafelrunde gedrängt hat! Ich behalte mir eine dichterische Antwort auf Müllers Lied vor, und sende ihm, dem Geistes- und Schicksalsverwandten, vorläufig die herzlichsten Grüße, den treuesten, wärmsten Handschlag! Könnt' ich's hier nur in zwei Worte fassen, wie das Sonett mich erfreut und ermuthigt hat!

Auch Chamisso und Weidmann haben mir wegen des Almanachs geschrieben — und doch hat sich in den Wirren dieser letzten Zeit die Muse immer noch nicht gemeldet. Ruhe, Ruhe! Innere und äußere! Des Lebens und der Seele! — Was sich mir noch zur rechten Zeit darbietet, erhalten Sie, darauf geb' ich Ihnen die Hand! Versäume ich aber wider Willen die Frist, dann zürnen Sie mir nicht, und schieben nicht auf die Absicht, was die Umstände mit sich brachten.

Beim Durchlesen des Geschriebenen sehe ich, daß ich nochmals auf mein Manuskript zurückkommen muß. Sollten nämlich nicht zu viel Uebersetzungen da sein, und wäre es nicht namentlich Sache, mit den Gedichten von Alfred von Musset, die zum Theil recht frivol sind, vorsichtig zu sein? Ich verlasse mich gänzlich auf Sie.

Meine Bedingungen habe ich heute an Cotta geschrieben und dabei Müllers Honorar zum Maßstabe genommen. Cotta wird es Ihnen wohl selbst sagen. Daß ich mir ein Exemplar von Herders Werken mit einbedungen habe, wird er mir wohl nicht übel nehmen. Ihm differirt das wenig, mir aber, der ich meine kleine Bibliothek mit saurem Schweiß vervollständigen muß, ist es schon viel!

* * *

Aus einem Schreiben G. Schwabs vom 5. Ju—, das vornehmlich über den Musenalmanach handelt, welchem Freiligrath damals schon entsagt hatte, ist nichts mitzuteilen. Um so bedeutsamer ist die im Drange der Arbeiten und gemütlichen Stürme, welche den Dichter in Barmen gefangen hielten, sehr verspätete Antwort Freiligraths:

Barmen, 25. März 1838,
erster Lerchenschlag.

Lieber verehrter Freund!

Wieder sind Monate auf Monate verstrichen, seit ich Ihren letzten lieben Brief in Händen habe. Ich will, ich kann mich nicht entschuldigen! Erlassen Sie mir die peinliche Aufzählung alles dessen, was seit meiner Uebersiedelung an den Rhein hemmend auf meine Correspondenz, auf mein poetisches Schaffen, auf mein ganzes inneres Leben eingewirkt hat, und glauben Sie meiner einfachen, aber aus tiefster Seele kommenden Versicherung, daß es gewiß nicht Abnahme meiner Liebe und meines Vertrauens zu Ihnen, theurer Mann, gewesen ist, was mich so lange schweigen ließ! Ich habe ein wüstes, trübes Jahr hinter mir, und hoffe nur, daß es in dieser Art das erste und letzte ist und bleiben wird! Der junge Frühling haucht mir frischen Muth und frische Stärke in die Seele; auf der Scheide zwischen Berg und Westphalen hab' ich heute die erste Lerche gehört; — „Nun muß sich Alles, Alles wenden!"

Sie sind inzwischen auch übergesiedelt, von Stuttgart nach Gomaringen, und mit warmer, freudiger Theilnahme hör' ich von G. Pfizer, wie glücklich der Wechsel Sie gemacht hat! Meinen herzlichen, heißen Glückwunsch! Ich kann es mir denken, wie wohl Sie sich in Ihrer ländlichen Abgeschiedenheit fühlen, die Sie Uhlanden so nahe gerückt, und doch auch nicht so weit von Stuttgart entfernt hat, um nicht ebenfalls Ihren dortigen Freunden öfters nahe sein zu können. Dazu die größere Muße, die Ihnen Ihr jetziger Wirkungskreis gewährt, und der wir ja wohl schon die neue Ausgabe Ihrer Gedichte zu danken haben? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich an der letztern ergötzt habe. Freilich hab' ich mit Bedauern Verschiedenes vermißt, was die Edition in zwei Bänden enthält, dafür ist dieser Eine Band aber auch ein willkommener Begleiter in Wald und Feld geworden, und bringt ja auch die neuesten Sachen aus den Musenalmanachen!

Meine Sammlung wird nun, wie ich aus Pfizers letztem Briefe schließen darf, ebenfalls recht bald fertig sein, und ich danke Ihnen wiederholt innigst für das Verdienst, das Sie sich so freundlich um diese disjecta membra erworben haben. Sie die Anordnung, Pfizer die Revision — wie will ich mich Ihnen je so erkenntlich zeigen können, wie mein Herz mich drängt? Meine Gesinnung, mein Wille muß Ihnen leider jetzt noch genügen! Ich

habe Cotta aufgetragen, Ihnen gleich beim Erscheinen des Bändchens ein Widmungs-Exemplar einzuschicken! Nehmen Sie's freundlich an und bleiben Sie mir gut! Ihre Liebe, Ihr Wohlwollen wird mir stets gegenwärtig bleiben! Das Frühjahr und der Sommer 1835, wo wir so lebhaft mit einander verkehrten, wird bis zum Tode als ein Lichtpunkt in meinem meist trüben Leben vor mir stehen. Ach, mir ist oft, als wäre ich ein ganz Anderer, als damals! Im Musen-Almanach auf 35 steht ein schönes Lied von Wm. Wackernagel: Ich bin nicht mehr der frohe Knabe — das will mir nicht aus dem Sinn.

Weidmann schrieb mir im vorigen Herbst, Sie würden jetzt ganz von der Redaction des Almanachs zurücktreten, doch hörte ich kürzlich zu meiner Freude von einem Bekannten, der um Neujahr bei Chamisso war, daß Sie doch wahrscheinlich neuerdings mitwirken würden! Thun Sie's doch, verehrter, würdiger Mann! Lassen Sie die giftigen Neider, die unsere harmlose Liederhalle so gern untergrüben, ihren Zweck nicht erreichen! Du lieber Gott, welch' ein Treiben ist das jetzt in der Literatur! Man weiß nicht, ob man sich vor Ekel oder vor Mitleiden abwenden soll, wenn man diese schnöde Wirthschaft ansieht! Eine große Freude ist's mir gewesen, in Cotta's Vierteljahrschrift eine Vertreterin des Würdigen und Wahren erstehen zu sehen. Pfizers Aufsatz gegen Heine ist ganz vortrefflich, und es ist possierlich anzusehen, wie man sich hier und da gebärdet, den Firniß wiederherzustellen, den Pfizers gehaltene haarscharfe Kritik von dem übertünchten Grabe abgestreift.

Jedenfalls werd' ich dem Almanach mit Ehestem einen Beitrag zustellen, und hoffe zuversichlich, daß auch Sie über ihn votiren werden!

Neue Bekanntschaften hat mir mein Wohnen an der Wasserstraße des Rheins überhaupt in Menge gebracht. Die interessantesten sind jedenfalls die Düsseldorfer. Immermann und Uechtritz mit den Künstlern der Akademie, den wackern Reinick nicht zu vergessen. Mit Immermann geht es mir, sub rosa rosissima, eigen. Er ist mir so gütig und wohlwollend entgegengekommen (er suchte mich zuerst hier auf), daß ich mich ihm wahrhaft verpflichtet fühle, aber — er scheint mir kalt und vornehm, und das ist für mich plebejen „Comptoiristen" (wie er mich auf zwei Briefen schuldigst titulirt) abschreckend. Ich sehe es ihm an, daß er aufrichtigen Antheil an mir nimmt; er zeichnet mich sogar aus, aber die Wärme fehlt, er bleibt immer abgemessen. Dazu imponirt er mir zu viel, ich bin ein guter dummer Träumer, der in einem aristokratischen Zirkel = 0 ist, während er sprechen kann, wie ein Buch. Er hat mir dringend zugeredet, den Kaufmann zu quittiren, und kann es nicht begreifen, daß ich Nein dazu sage. Sein Auge ist voll Seele; — wenn ich in das sehe, hab' ich ihn lieb — aber die verfl — Vornehmigkeit! Verrathen Sie mich aber nicht! Denn er meint es, glaub' ich, wirklich

gut mit mir, und mein Tadel erstreckt sich ja nur auf Aeußerliches. Vor seinem Genius hab' ich ungeheuchelten, wahrhaft großen Respekt.

Die Düsseldorfer Maler sind zumeist liebe, prächtige Männer. Lessing kenne ich noch nicht, wohl aber den herrlichen Hildebrandt (Immermanns vertrauten Freund), Sohn, Schrödter, Stilke, Sonderland u. A. Erfreulich ist es wahrzunehmen, welch eine reiche Fundgrube für die artistische Composition Uhlands Gedichte bleiben! Was die Düsseldorfer früher daraus geschöpft, wissen Sie, und erinnere ich nur an Lessings Trauerndes Königspaar, Uhlands Schloß am Meer. Jetzt sah ich ganz kürzlich in Sonderlands Atelier ein prächtiges Genrebildchen zu Hans und Grete, das in die nächste Ausstellung kommen wird. Und von Schrödter eine ganz wundervolle Handzeichnung zum Schmied: „Ich hör' meinen Schatz!"

Ich hab' Pfizer gebeten, mir Niclas Müllers Adresse in London zu schreiben, da ich nicht übel Lust habe, im Sommer einmal in See zu stechen. Freilich liegt es bei den vielen Rücksichten, die ich auf Beutel und Comptoir nehmen muß, noch im weiten Felde, aber möglich ist's doch, und da wollt' ich doch um Alles nicht versäumen, Müller'n kennen zu lernen. Sollte er aber schon bald kehren, so muß er mich jedenfalls von Düsseldorf aus besuchen — die Post bringt ihn in drei Stunden her. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm schreiben!

Ich fing meinen Brief trübe und beklommen an, bin aber nun über dem Schreiben wieder heiter geworden. Jetzt ist mir, als wär' ich doch noch der von 35, und ich glaube, daß Sie, was die Geschwätzigkeit betrifft, Einer Meinung mit mir sein werden. Ich fange wahrhaftig schon den zweiten Bogen an. Halten Sie mir meine Redseligkeit zu Gute!

Haben Sie in Lewalds Europa Dingelstedts Aufsatz über Grabbe und mich gelesen? Das ist auch so jungdeutsches Gewäsch, — Persönlichkeiten statt der Sache! Und noch dazu nur halbwahr, wie fades Stadtgeschwätz Alles zu entstellen pflegt, was ihm in die Mache kommt. Mit ihrem Bedauern könnten die Herrlein vor Allem nur zu Hause bleiben.

Wie hab' ich mich über Matzerath gefreut, nicht nur wegen seiner schönen Gedichte, sondern weil ich nun doch nicht mehr der einzige Poet mit der närrischen Endsylbe bin! Wo wohnt er denn? Sicher in meiner Nähe irgendwo!

Meine herzlichen Grüße an Uhland! Wird uns nicht bald auch seine Sammlung der deutschen Volkslieder erfreuen?

Und nun das wärmste Lebewohl! Wenn Sie Böses mit Gutem vergelten wollen, so lassen Sie mich zu meiner Beruhigung, wenn auch nur mit zwei Worten, wissen, daß Sie mir nicht zürnen!

* * *

G. Schwab's letztes Schreiben, 16. April 1838, ist datiert von seinem idyllischen Pfarrhause zu Gomaringen, einem alten Schlößchen im Angesichte des Hohenzollern. Der Brief ist, wenn er auch nichts zu unserer Kenntnis von Freiligraths Leben und Dichten bringt, voll freundschaftlicher Zuneigung Eine Antwort unseres Dichters, welcher damals, inmitten der Barmer Zeit, in schwersten geistigen und gemütlichen Kämpfen befangen war, ist nicht vorhanden, ward wohl nie geschrieben. So löste sich das Band auf mit dem trefflichen Mann, welcher mit Chamisso als treuer Eckart Freiligrath in die Literatur einführte. Wenn uns im Laufe dieses Briefwechsels Freiligraths Bescheidenheit manchmal das Maß des Zulässigen zu überschreiten scheint, so können wir uns wenigstens dessen versichert halten, daß sie keine falsche, gemachte war, und daß es ihm mit dem „dummen verrückten Zeug," wie er seine Gedichte häufig nennt, bitterer Ernst war. Wir hören es gern, wenn der treffliche Schwab ihn ermahnt, er solle ohne Selbstgefälligkeit, aber mit Selbstgefühl seine Gedichte keck in die Welt hinaus senden. Dieses Selbstgefühl machte sich auch alsbald geltend, als die Gedichte bei ihrem Erscheinen großen einstimmigen Beifall fanden; Freiligrath fühlte sich fortan glücklich als anerkannter Dichter seiner Nation. Seine echte wahrhaftige Bescheidenheit ist ihm aber bei allem natürlichen Selbstbewußtsein bis an sein Lebensende geblieben und sie ist es, die alle im Verkehr mit ihm so wohlthätig berührte.

Eine einigermaßen ähnliche Stellung unserem Dichter gegenüber nahm seit 1837 Karl Immermann ein, welcher trotz seiner mit Gustav Schwabs heiterer Liebenswürdigkeit in entschiedenem Gegensatze stehenden vornehmen Manieren, die Freiligrath anfangs abstießen, es doch mit demselben herzlich gut meinte und wohl geeignet gewesen wäre, ihm noch eine Weile auf dem glatten Pfade der Dichtung Mahner und Führer zu sein. Durch Immermanns frühen Tod ward das Band, welches nicht sowohl eines der Freundschaft als ein Band gegenseitiger hoher Achtung genannt werden kann, für immer zerrissen.

Der Dichter des Andreas Hofer und der Ghismonda, des Merlin und des Münchhausen stand damals auf der Höhe der Manneskraft und der künstlerischen Entwickelung. So wenig er selbst eine lyrische Natur war, so sehr fühlte er sich durch die sprühende Gedanken- und Bilderfülle in Freiligraths Dichtung angezogen und trug, er der Ältere, in hochgeachtetem Staatsamt stehende, kein Bedenken, selbst dem jungen Barmer Kaufmann persönlich entgegenzukommen. Freiligrath fühlte sich, wie erklärlich, durch diese Freundlichkeit des sonst etwas ablehnenden Mannes hochgeehrt, und aus diesem Empfangen und Geben entwickelte sich ein schönes Verhältnis,

welches zwar von Freiligraths Seite, anfangs wenigstens, zu sehr ein empfangendes und verehrendes war, als daß es sich als Freundschaft hätte bezeichnen lassen, aber ohne Zweifel auf unseres Dichters fernere Entwickelung eine förderliche Wirkung ausübte. Freiligrath hat der Empfindung dankbarer Verehrung, welche er Immermann entgegenbrachte und lebenslang bewahrte, in jenem schönen poetischen Nachruf, welcher das Büchlein über Immermann schließt, einen ähnlichen, obwohl bei weitem gemesseneren reiferen Ausdruck gegeben, als es in dem Gedicht auf Grabbe's Tod geschehen; sehr erklärlich, denn hier wehklagt der Dichter, selbst vom tiefsten Weltschmerz zerrissen, über die grause Zerstörung eines hohen Genius durch eigne Maßlosigkeit; dort stellt er uns das Bild des starken willenskräftigen, schon durch sein Vorbild zu Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren mahnenden Dichters wie ein mächtiges Erzbild auf. Freiligrath hat zwar in dem Buche Immermann's fünf Briefe bereits mitgeteilt, dieselben sind indes zu bedeutsam, als daß sie hier fehlen dürften, zumal da nicht jedem Leser jenes Büchlein zur Hand sein wird; dieselben gewinnen doppeltes Leben dadurch, daß es möglich ist, Freiligraths Antworten, wenigstens die noch erhaltenen bedeutenderen derselben, zur Ergänzung beizufügen.

Immermann eröffnete den Briefwechsel mit Freiligrath, indem er am 22. Oktober 1837 an ihn schrieb:

Wohlgeborner,

Hochgeehrter Herr!

Seit Ihrem Auftreten in der poetischen Welt ist mein Blick mit dem größten Interesse den Entfaltungen Ihres so schönen und frischen Talents gefolgt, und haben sich meine Hoffnungen von Ihrer Zukunft nur gesteigert. Es würde mir daher sehr lieb sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu sich in einigen Tagen die Gelegenheit darbieten kann, indem ich am 26. d. M. auf einige Stunden nach Elberfeld komme.

Ich erlaube mir, bei Ihnen hiedurch anzufragen, ob Ihnen an diesem Tage mein Besuch gelegen sein werde, und zu welcher Stunde Ihre Geschäfte Ihnen gestatten, denselben anzunehmen?

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß ich auf einer Reise durch Franken und Thüringen, von welcher ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin, sehr viele warme Verehrer Ihrer Gedichte gefunden habe. Namentlich war man in Weimar ganz voll von Ihnen; ich hatte die Ehre, bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung.

In aufrichtiger Hochachtung

ergeben

Immermann.

* * *

Was er antwortete, und welchen Eindruck der Besuch auf Freiligrath machte, hat er am 26. Oktober nach Soest berichtet. Immermann lud den Dichter in eine Sitzung seiner Freunde, in die sogenannte zwecklose Gesellschaft oder „Zwecklose" (vergl. über dieselbe Freiligraths Immermann S. 105 Putlitz II. S. 202) ein, und Freiligrath sagt am 8. Februar 1838 zu mit der Nachschrift:

Ich habe jetzt ein Lied in der Mache, worin ein gutes Bild vorkommt:

In des spanischen Himmels prächtig Blau
Mit der Thurmfaust greift der Alhambra Bau.

Wenn's noch fertig wird, bring' ich Ihnen das Ding mit. Es ist das erste, was ich seit lange wieder vom Stapel lasse. Ich bin nachgerade so dürr wie meine Wüsten.

Bald darnach — Schluß und Datum des Briefes fehlt — sandte Freiligrath an Immermann jenes phantastische, zuerst Ein Spital und ein Kirchhof, dann Dread Nought überschriebene, nachmals unter der Überschrift „Das Hospitalschiff" in Zwischen den Garben mitgeteilte Gedicht, ein Gedicht, wie es nur in Freiligraths Hirn aufsprühen konnte, im Grunde sehr durchsichtig im Aufbau, nur an einer Stelle, welche Immermanns scharfes Auge richtig erkannte, im Weiterverfolgen einer zufällig angesponnenen Gedankenreihe unklar geworden. Freiligrath selbst erkannte die kranke Stelle sehr wohl. Er schreibt:

Hochgeehrter Herr Landgerichtsrath:

Sie zürnen mir gewiß, daß ich seit meinem letzten Besuche, gegen mein Versprechen, noch gar Nichts von mir hören ließ, und wenn ich mich nicht hinter den Entschuldigungsgrund längeren, meine ganze Thätigkeit hemmenden Unwohlseins verschanzen könnte, so wüßte ich wahrlich nicht, wie ich vor Sie treten sollte. Gleich nach meiner Rückkehr ward ich von den Blattern heimgesucht; später von Hypochonder, Unlust, Kopfweh! Ich konnte beim besten Willen zu Nichts kommen und hoffe auf Ihre freundliche Nachsicht.

Das früher besprochene Gedicht erlaube ich mir, Ihnen beizulegen, und würde Ihr Urtheil über dasselbe mit Dank erkennen. Es wird Ihnen gewiß zu vielen Ausstellungen Veranlassung geben. Es ist mir unter den Händen ganz anders geworden, als es erst im Geiste vor mir stand, und ich fürchte, glaub' ich, mit Grund, daß es bei aller Breite und Gedehntheit doch unklar geblieben ist. Ob ich mich nicht auch im Stoff vergriffen habe? Sie mögen entscheiden. Jedenfalls mein' ich, daß ein Britisches Matrosenspital seine poetische Seite hat. Die Repräsentanten aller Zonen, sterbend, phantastische Bilder schauend, im Raum weniger Quadratschuhe beieinander — mir ist wirklich, als ließe sich was draus machen! Mein Gedicht aber ist nichts

werth: die Einleitung zu weitschweifig, die Characterisirung der einzelnen Redenden nicht scharf genug, der Schluß überhastet und nicht befriedigend! Ich hatte es vorher, wie gesagt, ganz anders im Kopfe und finde täglich mehr, daß es keine leichte Sache ist, eine geistig angeschaute Situation nun auch so wiederzugeben, daß der Leser ungefähr dasselbe dabei fühlt, was der Autor früher. Für die bevorstehende Zwecklose (der ich als „Ehrenseele" ja manchmal etwas schicken soll) dürfte sich übrigens das Poem wohl kaum eignen?

Im Lauf der nächsten Woche erwarte ich von Cotta die fertigen, — ungefähr 20 — Bogen meiner Sammlung, und werde mit Ihrer Erlaubniß so frei sein, Ihnen dieselben einzuschicken. Das Bändchen wird doch stärker werden, als ich dachte; am Alphabet dürfte nur wenig fehlen!

Wird Ihr neuer Münchhausen (zu dem das treffliche Mährchen im Spessart ja wohl eine Episode bildet?) uns nicht auch bald als Ganzes erfreuen?

* * *

Immermann antwortet:

Düsseldorf, den 8. April 1838.

Recht viel Freude, verehrter Freund, haben Sie mir durch die Zusendung Ihres Gedichts gemacht, da mir nichts lieber ist, als mich mit frischer, werdender Poesie in Contact zu erhalten. Ich würde Ihnen weit früher geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht hätte manche specielle Bemerkung mittheilen wollen. Zu einem ausführlicheren Briefe wollte sich aber in voriger Woche die Zeit nicht finden.

Nun mein Urtheil, welches ich in aller Freimüthigkeit, wie Sie dieselbe wünschen, abgebe.

Die Idee Ihres Gedichts finde ich sehr glücklich und fruchtbar; Englische Matrosen aus allen Zonen und Ländern in den engen Raum eines Hospitalschiffs zusammengepreßt und im Fiebertraum, wie in einer Fata Morgana die mythische Weltmacht Britania abspiegelnd, — das giebt eines jener glänzenden Gemälde, deren Genre Sie bei uns gestiftet und worin Sie schon so manches Schöne geleistet haben. Ich finde auch die Entfaltung und Führung der ganzen Scenerie im Ganzen deutlich und Ihrer früheren Sachen nicht unwürdig. Auch Ihren Einwurf, daß die Charaktere der Redenden nicht genugsam contrastirt seien, halte ich nicht für begründet, da es mir nach der ganzen Anlage des Gedichts auf die Individualisation der Charaktere weniger als auf die Verschiedenheit des Details der Scenerie, von der die Matrosen phantasiren, anzukommen scheint, dieses Detail aber nach meiner

Meinung gehörig auseinander gehalten worden ist. Ueberhaupt aber verschwindet auch in der Fieberphantasie meistens das Individuelle des Charakters.

Dagegen habe ich allerdings über manches Einzelne meine Bedenken.

Die Verse: in die Pulverkammer u. s. w. bis: Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn, sollen, wie ich sie verstanden habe, eine Steigerung der Fieberphantasie oder der Betrachtung derselben durch den Dichter andeuten, nach welcher wenigstens in dem Gluthtraume der schwärmenden Matrosen eine Gefahr für den künstlichen Zustand Englands aus der Herrschaft über so viele fremde und verschiedenartige Kräfte vorgebildet wird. Unwillig sind alle diese Kräfte im Dienste der Meerherrscherin, gern möchten sie sich ihre Heimath wieder erobern, das kann aber nur geschehen, wenn die Meerherrscherin selbst bekriegt und besiegt wird. So deute ich mir wenigstens die Verse, die für mich sonst ganz dunkel sind.

Ist der angegebene Sinn der richtige, so fehlt aber der Darstellung Manches an klarer Gestaltung desselben. Die gebrauchten Bilder heben einander zum Theil auf, der Gedanke selbst kommt nicht zu deutlicher Ausprägung, über der ganzen Partie liegt überhaupt eine Art von Nebel.

Hier würde, wie ich glaube, bis dahin, wo man erfährt, daß die Matrosen gestorben sind, eine totale Umarbeitung nöthig sein, wozu aber die günstige Stunde abzuwarten und nicht zu erzwingen sein möchte.

Bei der Betrachtung des Metrischen ist mir aufgefallen, daß regelmäßig mit jedem Verse, oder vielmehr mit jeder Verszeile der Sinn schließt, folglich immer am Schlusse jeder Zeile ein sinnschweres Wort steht, und alles Ueberleiten und Uebergleiten des Sinnes von einem zum andern Verse vermieden worden ist.

Diese Form kann im Einzelnen, wo es darauf ankommt, prägnante Sätze schlagredenartig scharf gegen einander zu contrastiren, praktisch sein. So beharrlich durchgeführt, wie in Ihrem Gedichte, bringt es aber etwas Monotones und Klapperndes hervor, was sich gleich bei lautem Vorlesen (der Feuerprobe jedes Gedichts) unangenehm bemerklich macht. Obgleich die durchgehenden männlichen Ausgänge eine Aenderung in dieser Beziehung erschweren, so müßten Sie doch zusehen, was sich daran thun ließe.

Vers 12. Schußgedröhn. Ist mir zu pretiös. Man fühlt, daß das Gedröhn nur den Reim stellen soll.

Vers 14. Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff. Entlegene und dunkle Vergleichung.

Vers 21—24. Ich würde so umstellen:

Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Ferne schweift ihr farbiger Zug;
Eine trübe Schaar, sie athmen schwer!
Von der Heimat fiebern sie, vom Meer!

weil nämlich so ein Fortschritt der Darstellung von der allgemeineren zu der spezielleren Vorstellung, mithin eine richtige Steigerung eintritt.

Ferne, das Allgemeine.

Heimath, Meer, das Spezielle.

Vers 33. Nach der Reihe dann! Will mir nicht gefallen, der Eingang erscheint mir zu prosaisch und arithmetisch. Ich würde dem Mohren noch Einiges aufpacken, daß er den ganzen Vers füllt.

Vers 46. Wild lechzt er an sein Traumgesicht. Verfehlt wohl im Ausdruck.

Vers 50. Castagnettenschlag und Mädchenlied. Es wird gleich darauf wieder von Russen gesungen. Des Contrastes wegen wäre statt des Mädchenliedes etwas Anderes zu wünschen.

Vers 67. Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich. Moll sticht nicht, ist nicht spitzig.

Vers 117. In der Themse . . . . Rasenbord. Klingt, als würden sie in die Ufererde begraben, da sie doch in die Wellen versenkt werden.

Vers 118. O ihr Maienglocken, spendet Duft. Scheint mir:

a) müßig,

b) ungehörig zierlich und sentimental für die Nationengruft zu sein.

Wie Sie sehen, beziehen sich meine Ausstellungen nur auf Einzelnes und Metrisches. Benützen Sie, was Ihnen richtig zu sein scheint. Die jetzige Ueberschrift gefällt mir freilich nicht, die neugewählte aber auch nicht, da sie ganz unverständlich ist. Ich würde das Gedicht ganz einfach das Hospitalschiff nennen.

In der nächsten Zwecklosen werde ich das Gedicht vorlesen, und bin neugierig, was es für eine Wirkung thun wird. Wollen Sie nicht zu derselben kommen? Sie wird wahrscheinlich am 2. Ostertage sein. Sie sollen noch nähere Kunde davon haben. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen im Voraus schönstens, lassen Sie mich dieselben gefälligst recht bald haben; außer meinem Verlangen, dieselben sobald als möglich zu lesen, habe ich noch einen speziellen Grund.

Aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Es ist zu bedauern, daß Freiligrath sich nicht entschließen konnte, dem Gedichte, dessen Unklarheit er selbst bei der Übersendung anerkannt hatte, durch eine leichte Änderung Klarheit und Abrundung zu geben. Immermanns Schreiben beweist jedenfalls, wie auch Freiligrath anerkennt, „aufs schönste, wie lebhaft derselbe für die Bestrebungen Jüngerer sich zu interessiren im Stande war,

und wie er da, wo sein Rat gewünscht ward, auch das Eingehen ins kleinste Detail nicht verschmähte." Unser Dichter, wenn gleich, wie wir an anderer Stelle sehen, keineswegs erbaut durch die Bezeichnung als Comptoirist auf den beiden ersten Schreiben Immermanns, — dieselbe fällt bei der Aufschrift der folgenden weg, — antwortet am 14. April 1838 in einem Briefe, welcher nicht bloß für das Verständnis des erwähnten Gedichts von Wert ist, sondern uns auch zugleich zeigt, wie Freiligrath das vortreffliche Fragment „Die Steppe" weiterzuführen gedachte. Wie viele dieser glänzenden poetischen Entwürfe blieben unvollendet, weil die gute Stunde zur Ausführung nicht kam! Der Brief lautet:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief und die ausführliche Mittheilung Ihrer Ansicht über das Hospitalschiff! Ich weiß den Werth eines Urtheils, wie das Ihrige es ist, seinem ganzen Umfange nach zu würdigen, und thu' mir nicht wenig darauf zu gut, daß es mir mit so zuvorkommender Güte von Ihnen geboten wird!

Ihre Ausstellungen haben mich zum größeren Theil vollkommen überzeugt, und ich bin namentlich mit den Bemerkungen, die Sie zu einzelnen Wendungen und Bildern machen, durchaus einverstanden. Da ich das Gedicht inzwischen schon vor Empfang Ihres Briefes an Dr. G. Pfizer für den Poets-Corner des Morgenblattes geschickt hatte, und es jetzt wahrscheinlich bereits abgedruckt sein wird, so war ich, zu meinem Bedauern und des Gedichtes Schaden, leider nicht mehr im Stande, schon jetzt Gebrauch davon zu machen, was unfehlbar bei einem etwaigen spätern Abdruck geschehen soll. — Schußgedröhn — nach der Reihe denn — Maienglocken u. s. w. werf' ich jedenfalls über Bord und setze Besseres an die Stelle. Der Mohrenvers hieß ursprünglich:

„Mit den weißen Zähnen knirscht der Mohr" und ich traf die nachherige Aenderung bloß, weil mir das „Nach der Reihe dann" besser an das Vorige anzuknüpfen, einen deutlichern Uebergang zu machen schien. Jetzt seh' ich freilich, daß ich auch in Gedichten manchmal das Addiren nicht lassen kann, und bitte Sie, den Vers entweder durch die ursprüngliche Lesart oder durch:

„Mit den Zähnen knirscht, auf prallt der Mohr" zu suppliren. Das Letzte soll noch wohl das Lebendigste sein.

Ihre Bemerkung zu Vers 117 „In der Themse schwellenden Rasenbord" erlaub' ich mir zu widerlegen. Ich wollte nämlich allerdings sagen, daß die Mariniers in die Ufererde begraben würden. Das Versenken in die Fluth geschieht nur auf dem Meere während der Fahrt; im Hafen wird,

was an Bord stirbt, wie ein anderer Mensch der Erde übergeben, da die Sanitätsbehörden die Wellenbestattung hart am Lande nicht statuiren.

Wegen der Ueberschrift haben Sie durchaus Recht, und ich werde das Gedicht bei einem zweiten Abdruck nach Ihrem Rathe das Hospitalschiff nennen. Ebenso erkenne ich das Treffende Ihrer Bemerkung über das Metrische an, verhehle mir aber auch nicht, daß es schwierig sein wird, eben in dieser Beziehung eine Aenderung zu treffen, ohne die ganze Form, wie sie jetzt dasteht, in Stücken zu schlagen. Doch will ich nachdenken, ob sich nicht durch einen leisen Druck hier oder da ein Ueberleiten des Sinnes erzielen, und dem Stück dadurch wenigstens Etwas von seiner Monotonie benehmen läßt.

Jetzt bin ich aber wirklich in Verlegenheit, wie ich mich wegen der fraglichen Nebelpartie rechtfertigen, und Ihnen das, was ich mit diesen ominösen Versen eigentlich bezweckte, klar und vernünftig auseinander setzen soll. Ich lasse mich beim Versmachen mehr von einem dunkeln Gefühl hinreißen, als daß ich mir vom Verstande — den ich leider Gottes gar nicht habe — einen ordentlichen Plan, nach dem ich verführe, vorzeichnen ließe, und darum wird es mir schwer fallen, Ihnen meine Absicht deutlich zu machen. Vorab muß ich Ihnen bemerken, daß ich keinen politischen Zweck hatte, und daß der Sinn, welchen Sie in diese Strophen legen, also nicht der richtige ist. Wenn ich mich aus meiner Frenzy recht zu erinnern, und das dumme Zeug, was sie angestiftet hat, recht zu deuten weiß, so ist das ganze Unheil aus dem Bilde: „Die Granate Fieberphantasie" entstanden. Mit dem Brasilianer war die Völkergalerie zu Ende; darauf faßte ich in den Strophen: „Bajadere, Steppe, Wogenschaum" bis: „In den Niger wirf dich, Wüstenstaub" die einzelnen Visionen noch einmal in einem kurzen Resumé zusammen, und mußte nun nachgerade bedacht sein, die Mariniers unter den Rasen und das Ding zu Ende zu bringen. Da kam mir das Bild: Die Fieberphantasie, eine Granate, die der Sterbende in die Luft schleudert, sich durch sie seine Heimath wieder erobert (in sie zurückversetzt), dann aber mit dem Bersten, dem Verglühen der Granate selbst verlodert! Um nun aber die Kerls Granaten schleudern zu lassen, mußt' ich sie nothwendig in kriegerischer Haltung vorführen. Daher plötzlich die Anrede: „In die Pulverkammer, fremd Geschlecht!" und alles Andere bis „Zucken und Gestöhn." Ich wollte das Fieber als den Kampf auf Leben und Tod darstellen, in dem die Kämpfenden siegen und fallen. Die Pulverkammer war bloß bildlich, um der Granate ein adäquates Relief zu geben; der Contrast, der durch „Fremd Geschlecht" und „Alt Englands Nebel" ausgedrückt wird, sollte bloß ein geographischer sein u. s. w. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt die Verse,

oder wenigstens meine Intention bei denselben deutlich finden, gebe Ihnen aber das Versprechen, daß ich sie jedenfalls umarbeiten werde. Ihre Meinung über die Umarbeitung werd' ich mir dann später auszubitten so frei sein.

Das Vorlesen des Dings denk' ich mir schwierig und unbelohnend. Die vielen Ausrufe, Anreden, Gedankenstriche u. s. w. eignen es fast nur für die Lectüre und ich glaube, daß es keinen, oder doch nur stellenweis Effekt machen wird. Durch Ihren Vortrag wird es allerdings sehr gewinnen, und ich danke Ihnen im Voraus herzlich für Ihr Versprechen, es in der bevorstehenden Zwecklosen vorlesen zu wollen.

Zu derselben nach Düsseldorf zu kommen, bin ich leider durch einen seit Jahr und Tag aufgeschobenen Besuch im eisenreckenden Iserlohn verhindert. Doch werd' ich unfehlbar in 8 oder 14 Tagen wieder einmal bei Ihnen vorsprechen, und dann wo möglich etwas Neues mitbringen.

Ich habe wieder Verschiedenes auf dem Ambos — ach, wenn ich nur mehr Zeit hätte, so sollt's schon gehen!

Ein neues Opusculum beginnt folgendermaßen:

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchschritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand!

Aus denen ich dann in den folgenden Strophen Chiromantie treibe! Der Missisippi ist die Lebenslinie u. s. w. — Nachher ein Steppenbrand, reitende Indianer, und was weiß ich mehr. 's ist aber noch nicht fertig.

* * *

Immermanns nächster Brief vom 25. Juni 1838 ist von hoher Bedeutung. Freiligraths Gedichte sind unterdes eingetroffen, und Immermann giebt sein Gesamturteil über den jungen Freund mit jener ihm eigenen Gediegenheit; was den Schluß eines von Freiligraths bekanntesten und schönsten Gedichten, „Der Blumen Rache" betrifft, so mag jeder Leser sich darüber seine eigene Ansicht bilden. Immermann schreibt:

Ich würde Ihnen schon weit früher gedankt haben, verehrter Freund, wenn mich nicht die Nachwehen einer ziemlich langwierigen Krankheit bis jetzt zu jeder ausführlicheren Mittheilung unfähig gemacht hätten. Nehmen

Sie denn jetzt meinen verspäteten, doch nicht minder herzlichen Dank für die schöne Gedichtsammlung, deren Lesung mir große Freude gemacht hat.

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Er ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder heftig Contrastirende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's; wie alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne gleichwohl weit überm Meere auch etwas anders zu finden, als Schmerz und Dissonanz — während die Alten das Nächste zu ergreifen vorzogen, dieses ganz harmonisch durchdrangen und ausrundeten, und ihre ganze Poesie, wenn sie auch Helden und Götter besang, Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie blieb. Allen denen nun, die sich ernst und treu an ihnen herangebildet, haben sie von dieser ihrer Art etwas mitgetheilt.

Ich will hiemit weder Sie noch die moderne Richtung angreifen, sondern ich will letztere nur dadurch historisch charakterisiren. Es scheint fast, als habe das Alterthum seine Mission erfüllt, als nahe der Zeitpunkt, wo auch poetisch mit neuem Sinne von dem gegenwärtigen Weltgange Besitz genommen werden solle. Ist dem so, so muß die moderne Richtung die junge heißen. In derselben stechen Sie unter den Deutschen bereits sehr hervor, Sie überragen namentlich Lenau und Chamisso (mit denen Sie sonst manche Verwandtschaft zeigen) weit, den Einen durch Dreistigkeit und ausgesprochen Plastisches, den Andern durch Anmuth, Grazie und Präcision, beide durch feines Gefühl für das Metrische. Immer aber kommt es mir vor, als hätten Sie bis jetzt nur Bausteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erst den Tempel einer großen Composition zusammenfügen.

Als das Beste der Sammlung ist mir vorgekommen: Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Wetterleuchten in der Pfingstnacht, Die Auswanderer, Meerfabel, Die Griechin, Vor einem Gemälde, einige der Sandlieder, Einem Ziehenden, Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, Der Mohrenfürst, zweite Romanze, Der Wecker in der Wüste, Der Blumen Rache, Prinz Eugen, Der Mann im Walde, Banditenbegräbniß, Piratenromanze, Die seidne Schnur, wenn der zu outrirte Schluß der dritten Romanze nicht wäre, Der Tod des Führers, Der Alexandriner, Afrikanische Huldigung, Der Scheik

am Sinai, Scipio, Anno Domini, Im Walde, Die Tanne, Die Bilderbibel, Das Husarenpferd, La vida es suenno, Zwei Feldherrngräber, Ammonium, Meine Stoffe, Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Odysseus, Die Schiffe, Der ausgewanderte Dichter, Der Reiter, Bei Grabbe's Tod, Die Gedichte für Schillers Album, Die Phönixgedichte.

In diesen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geistes mit Ihrem besten malerischen Vermögen dargestellt. Es rollt sich in denselben ein wunderbar seltsamer Orbis pictus von Meer, Wüste und Ferne auf und ab; die Seestadt ist der Eigenartigkeit Ihres Talents äußerst günstig gewesen. Die Genesengedichte würde ich dieser Anthologie hinzugefügt haben, wenn mir nicht das Erste durch die Zwiespältigkeit der Situation unruhig, das Zweite in manchen Versen unklar vorgekommen wäre.

Die nicht genannten Gedichte stehen in meinem Gefühle nicht auf gleicher Höhe. Entweder ist die entlegene, fremdartige Anschauung mit dem geistigen Gehalte, dessen Gegenbild sie sein soll, nicht in rechtem Zusammenhang, oder die Situationen sind zu crudel oder zu nebulos, oder epigrammatische Pointen wollen nicht recht zutreffen. Einiges, wie das Schwalbenmärchen, leidet an Willkür. Alles dieses drückt nur meine unmaßgebliche Ansicht aus, die ich Ihnen freimüthig schreibe, da Sie mein Urtheil gewünscht haben.

Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: Der Blumen Rache. Ich halte dieß für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethe'n auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereigniß (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getödtet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluß büßt meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubniß):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küßt der dunst'ge Reigen,
Zucken ihre weißen Glieder.

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

Will mir auch noch nicht gefallen. Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagten, daß der Morgenwind das Fenster aufstößt und daß davon die Geister verschwinden.

Daß die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipirt, und so würde die prosaische Schlußzeile vermieden, ohne daß die Deutlichkeit leiden dürfte.

Ihre Befürchtungen wegen des äußern Schicksals der Sammlung sind gewiß nicht gegründet. Für die lyrische Poesie streitet gegenwärtig die Gunst der Meinung, Ihnen ist Letztere schon sehr zugethan: Sie verdienen Lob und Auszeichnung, warum sollte Ihnen also Beides nicht werden? Ich glaube, daß die Auflage bald vergriffen sein wird, und freue mich, daß Sie dann der zweiten noch manches Neue hinzufügen können, namentlich Mirage.

Nochmals dankend und aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Freiligrath antwortet am 24. Juli 1838, ein höchst bedeutsames Schreiben, wenn wir auch den hohen Genius bedauern müssen, den sein Dienstvertrag und seine Armut an die Scholle fesseln.

Verehrter Freund!

Zuerst meine besten Wünsche für Ihre Genesung, dann meinen herzlichen, aufrichtigen Dank für Ihr eben so wohlwollendes als ausführliches Urtheil über meine poetischen Versuche, und endlich die recht dringende Bitte, mir die Verspätung des Einen wie des Andern freundlich nachsehen zu wollen. Einen schlimmern Procrastinator, als ich bin, kann's wohl nicht geben, und ich werde von Glück sagen können, wenn alle Freunde, bei denen ich mit einem Briefe in Rückstand bin, mir so bereitwillig Verzeihung angedeihen lassen wollten, als ich hoffe, daß Sie, diesmal wenigstens, mir die Ihrige nicht versagen werden.

Ihre Bemerkungen über meine Gedichte haben mir eine große herzliche Freude bereitet! Ihr Wohlwollen leuchtet so sichtlich daraus hervor, und Sie geben mir darin so manchen mich selbst überraschenden Aufschluß über meine poetische Art und Weise, daß ich Ihnen nicht genug dankbar dafür sein kann. Ich habe mich bisher so gehen lassen, habe das, was ich angeschaut und gefühlt habe, ohne großes Nachdenken darüber in Liedern abgeschüttelt, und ich darf mich ja jetzt wohl auch freuen, daß das Resultat dieses träumerischen Schaffens in der Stille ein so schönes ist. Damit meine ich aber natürlich nicht das Bischen löschpapiernen Ruf; auch nicht das, leider! ziemlich laute Rascheln, mit dem die unbeständige aura popularis augenblicklich in meine Blätter haucht! Der schönste Gewinn ist mir die Freundschaft und Theilnahme von Männern, wie Sie einer sind, die mich mit Wohlwollen auf meine Fehler aufmerksam machen, die mich zu Besserm und Größerm anspornen und ermuthigen, die mir überhaupt zu einer richtigen Würdigung meiner

poetischen Mittel freundlich die Hand bieten. Daß meine Sachen mir einen solchen Vorzug errungen haben, das ist mir, wie gesagt, der beste Gewinn, den sie mir zuwege bringen konnten und es bleibt mir dabei nur der Wunsch, daß meine Freunde kein zu großes Vertrauen in meine Kraft setzen, und daß es mir Verhältnisse, Umgebung und innere Heiterkeit gestatten mögen, die Erwartungen, welche sie von meiner poetischen Zukunft hegen, wenigstens nicht ganz zu täuschen, und mich ihnen für ihre Theilnahme durch spätere Leistungen erkenntlich beweisen zu können.

Wenn mich Etwas zu einem größeren Gedichte aufzufrischen im Stande wäre, so wär' es weniger, wie ich glaube, das Nachholen dessen, was ich früher auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst versäumt habe, als vielmehr, für ein paar Jahre wenigstens, ein rasches, in wilden Pulsschlägen hinstürmendes Leben, ein glühendes Erfassen der Welt und ihrer Erscheinungen, etwa eine Studienreise auf's Mittelmeer oder über den Ocean. Da ließen sich Stoffe sammeln, und hinterher am Heerd verarbeiten! Ich trage mich jetzt mit einer närrischen Idee, an deren Ausführung sich aber wohl alle die Bleigewichte hängen werden, die seit Jahren meine Flügel am Boden gehalten haben, eben wenn sie die kühnsten Flüge wagen wollten. Ich möchte nämlich, wenn es geht, erst die Nordsee, auf dem Elemente selbst, kennen lernen, und zu diesem Zwecke etwa eine Sommerexpedition (von Mai bis August) auf dem Holländischen Kriegskutter mitmachen, der — lachen Sie nicht! — die Häringsflotte nach den Shetländischen Inseln eskortirt, und dort oben, angeweht vom Ossian'schen Hauche der Schottischen und vom Edda-Sturm der Skandinavischen Küste, längere Zeit umherkreuzt, manchmal auch im Hafen des Haupt-Eilands vor Anker liegt. Zurückgekehrt, möcht' ich mich dann nach Smyrna, Constantinopel und Odessa einschiffen, und mir aus dem Pontus ein goldnes Liedervließ holen. Das Mittelmeer — Natur und Geschichte! — Und an den Ufern ein kecker, schöner, malerischer Menschenschlag, braune und weiße Gesichter, Dolch, Speer und Kaftan, Guitarrenschlag und aus düstrer Lockennacht das Gazellenauge der Natolierin.

Lachen Sie mich nur recht aus! — Ach, was wäre das Leben, wenn man nicht einmal träumen könnte!

Ihre Ausstellungen an Der Blumen Rache finde ich durchaus treffend und richtig, und Ihre Umschreibung der letzten Strophen meiner ursprünglichen Einkleidung in jeder Hinsicht vorzuziehen. Würden Sie es als Plagiat ansehen, wenn ich sie bei einer Umarbeitung dieser Partie des Gedichtes benutzte?

Meine Uebersetzungen aus Hugo kennen Sie wohl nicht, und ich erlaube mir daher, sie beizulegen. Sie sind nächtlicher Weile in sehr kurzer Frist

entstanden, und darum stellenweis etwas sehr ungefüge, rauh und polternd. Vieles ist jedoch auch auf die entsetzliche Correctur zu schieben, namentlich rücksichtlich der Interpunction. In den Dämmerungsgesängen hab' ich einige der mir vorzüglich werthen Gedichte mit Bleistift corrigirt.

Würden Sie das ferner beiliegende Gedicht Adler und Schlüssel (um dessen gelegentliche Remission ich bitte, da ich sonst keine Abschrift mehr habe) zur Aufnahme in meine Sammlung geeignet finden? Es scheint mir zu sehr Schenkendorf nachgeahmt, dabei ist das Fest, für das es gemacht (aber nicht von ihm goutirt) wurde, etwas sehr philiströs, nichts destoweniger aber ist es mir werth, weil es mir die mittelalterlichen Eindrücke bewahrt, die das graue, öde Susatum derzeit auf mich machte. Es wird Ihnen auch zeigen, daß ich einmal „Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie" getrieben. Ich habe noch manches Aeltere liegen, über das ich mir gelegentlich Ihre Ansicht, wegen eines etwaigen spätern Wiederdrucks, erbitten werde.

Meine Briefe an Sie haben den großen Fehler, daß ich fast nur von mir selbst rede. Sehen Sie mir's nach. Ich kann Ihnen gegenüber nur empfangen, nicht geben.

* * *

Ganz vortrefflich ist der nun folgende Brief vom 15. September 1838 [1])

Der wilde Jäger hat den Kopf verloren, das Gewehr liegt in Stücken am Boden, und die blonde Lisbeth sitzt bleich und blutig auf dem Steine des Freistuhls; ich aber, während sie vom Oberhofe den Tragsessel heranholen, greife schnell nach Feder und Papier, um Ihnen, verehrter Freund, nach eben beendigter Lectüre des ersten Theiles Ihres Münchhausen, frischweg von dem wunderbaren Eindruck zu berichten, den vornehmlich der zweite Abschnitt dieses Bandes auf mich gemacht hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich davon ergriffen bin! Die Leute sagen immer, ich hätte keinen Vaterlandssinn, ich wär' ein Kosmopolit, ein Vagabund — fast hab' ich's selbst geglaubt! — Der wilde Jäger hat mir's anders gezeigt! — Ihre Schilderung Westphalens ist trefflich — Mensch und Landschaften stehen vor Einem, als lebten sie; — auf dem Haarstrang und im Arnsberger Walde rauschen die Eichen, in der Börde flüstern die Aehren, grün und verwittert erhebt sich die Kirche Mariae zur Wiese, und zwischendurch treiben die seltsamen Gestalten ihr Wesen, die das seltsame Land in seiner Kraft und seiner Beschränktheit hervorbringt: patriarchalische Hofschulzen, pensionirte Obristen, und auf ihren Münsterländischen Gütern zusammengeschnurrte Edelleute! Es ist mir beim Lesen des wilden Jägers Etwas begegnet, was ich schon lange

[1]) Abgedruckt auch in Immermanns Leben und Werke, Hg. v. Putlitz, II. S. 245.

bei keinem Romane mehr zu erleben glaubte: ich habe mich mit Ihrem Helden identifizirt; ich glaubte, als ich den Jäger las, hin und wieder meine eigene Geschichte zu lesen, wie sie sich vor 7 bis 10 Jahren an der nördlichen Abdachung des Haarstrangs zugetragen. Ich trug wieder meine Lütticher Doppelflinte; auf dem Brandholze und der Günner Haardt wurden die Bracken gelöst; einsam und träumerisch stand ich auf meinem Stande, schoß das Wild vorbei, und sah sinnend hinab in die weite endlose Fläche der Börde und des Münsterlandes, Soest, Werl, manchmal auch Dortmund, in duftiger Ferne unter mir — dazu schollen dann die Jagdhörner, hier das Soester, drüben das Fürstenberger; Schüsse fielen; Dirnen, frisch und stämmig, schritten über den Holzweg — einmal hab' ich auch einen Fuchs geschossen.

Das Alles ist mir durch Ihr Buch wieder lebendig vor die Seele getreten, und, was ich eben sagen wollte, ich habe dabei gefunden, daß ich bei aller Kosmopoliterei meine Heimath doch von Herzen lieb habe! Es geht mir mit ihr, wie mit einer Geliebten, die man eine Zeitlang vernachlässigt hat, und nun, da ein Teufelskerl, der's versteht, sie Einem wieder einmal recht reizend vor Augen stellt, neuerdings bis über die Ohren drin verschossen wird. Sie aber haben Westphalen ganz vortrefflich abgemalt, und selbst der Anflug von Ironie, der sich manchmal bemerkbar macht, schadet dem erquicklichen, behäbigen Eindrucke des Ganzen nicht. Ich muß jedenfalls noch diesen Herbst auf rother Erde wandeln, und wenigstens Eine Brackenjagd am Saume des Arnsberger Waldes mitmachen. Mit den Schulzen will ich plattdeutsch sprechen, in den Eichenkämpen will ich fehlschießen, und auf dem ungleichen Pflaster der grauen, stillen, alterthümlichen Städte des platten Landes soll es mir noch gegenwärtiger werden, als jetzt, wie sprechend Sie uns im Münchhausen aus den einzelnen charakteristischen Zügen aller dieser Nester den Typus einer ächten westphälischen Stadt hergestellt haben.

Sie werden gewiß sagen, daß ich ein geschwätziger Enthusiast bin. Aber meine Freude an Ihrem Werke ist zu groß, als daß ich mich anders drüber aussprechen könnte, und Sie müssen mir drum meine ungefüge Art, mich zu freuen, schon zu gute halten.

Auf den zweiten Theil und die Abwickelung des Ganzen bin ich sehr begierig. Die einzelnen Fäden, welche Schrimbs und die blonde Lisbeth aus dem ersten in's zweite Buch führen, lassen schon ahnen, wie sich's fügen wird; und was Sie mit dem Ganzen eigentlich bezwecken, darauf darf man ja wohl schon aus den Persiflagen des ersten Buchs, aus den Pücklerianis, Gansianis, Raupachianis ꝛc. und der Buchbindercorrespondenz schließen? Aber das zweite Buch, in dem es ja auch meist an Angriffen auf Verkehrtheiten der Zeit fehlt, ist mir doch das liebste! Ich kann gar nicht drüber wegkommen!

Aber der Tausend! — Die Hauptsache hätt' ich bald vergessen! — Sie haben mir das Buch ja selbst zugeschickt, und da hätt' ich ja mit dem Dank anfangen sollen. Nun schließ' ich freilich damit, aber das ist Ihre eigene Schuld, denn wenn mich Ihr Buch nicht so wild gemacht hätte, da hätt' ich mich ruhiger an den Schreibtisch gesetzt! Also, nichts für ungut, und von Herzen meinen besten Dank!

Nur noch eine Nachricht, die Sie gewiß auch freuen wird. Löwe in Stettin hat der Blumen Rache und noch zwei andere Romanzen von mir componirt, die nächstens bei Betzhold in Elberfeld herauskommen werden.

* * *

Freiligraths nächster Brief aus dem Spätjahr 1838—Schluß mit Datum fehlt — ist ohne besondere Bedeutung.

Immermann antwortet darauf am 8. Januar 1839 u. A.:

— Für Nisa und die Orientalen meinen besten Dank. Die zierliche Nackte hat mich entzückt, und ich möchte wohl der alte Bock gewesen sein. Das Original kenne ich nicht, die Uebersetzung muß aber meisterhaft sein, denn sie ist ganz reizend. In den Orientalen habe ich fleckerweis (wie man in meiner Heimath sagt) gelesen, jedoch noch zu wenig, um ein Urtheil zu haben. Der Refrain des türkischen Marsches hat mich ganz wundersam erschüttert; in zwei rheumatischen Nächten, die ich schlaflos zubrachte, murmelte ich beständig für mich:

An meiner Seite trieft der Dolch von schwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Am Münchhausen bin ich fleißig und habe ein starkes Stück in die Bauernhochzeit hineingeschrieben. Ob er in Deutschland so wirkt, wie in Elberfeld, weiß ich nicht. Das constante Schweigen der Journale möchte dagegen sprechen.

Gott sei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'sche Garngott von Elberfeld, sondern der Gott, der über der Sahara dahin streicht, in Schiras duftet und auf Yemen mit glühenden Sternenaugen hinabsieht.

* * *

Mittlerweile haben sich Freiligraths Fesseln gelöst; er ist frei von der Knechtschaft des Kontordienstes und rüstet sich, einmal eine Weile ein freies Schriftstellerleben zu führen; das malerische und romantische Westphalen liegt ihm in Gedanken; die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch sind gemacht — er ist seelenvergnügt und schreibt:

Barmen, 16. April 1839.

Verehrter Freund!

Alea jacta est! — Ich setze mich in früher Morgenstunde hin, um

an Sie zu schreiben; die Sonne scheint hell und freundlich auf mein Zimmer, und ich habe die Fenster aufgemacht, daß die Blätter meiner Fuchsien und Geranien ihr entgegenlechzen und im ersten Frühlingshauch sich schaukeln lassen können. Es ist mir so frisch zu Muthe: die Zahlen, zwischen denen ich saß, wie die Prinzessin des Mährchens zwischen den Erbsen, sind gebannt, meine Rechnungsbücher sind zugeklappt, und mein dreibeiniger Comptoirstuhl kracht unter der Wucht meines Successors — ich bin frei und über'm Rubicon!

Darf ich Ihnen nun, nachdem ich zuerst eine recht freundliche Entschuldigung wegen meines langen Schweigens eingelegt habe, ein paar Augenblicke von meinen Plänen für die nächste Zukunft erzählen?

So hören Sie denn! Zuerst wart' ich das Grünwerden der Bäume ab, und dann — etwa auf's Mittelmeer oder nach den Hebriden? Gott bewahre? In Strohhut und Staubmantel, einen Weißdorn in der Faust, und einen tüchtigen, zu Berlin gebildeten Landschafter im Geleite, werd' ich Westphalen durchziehen, das rauhe, gebirgige, von der Sieg bis an die Weser. — Der Maler zeichnet die schönsten Punkte, deren zumal an Ruhr und Lenne so viele sind, ich aber gucke in die Flüsse, klettre auf die Berge, setze mich zu den Kohlenbrennern an ihre Meiler, zu den Holzfällern auf ihre Eichen und zu den Hofschulzen auf ihre Freistühle. Was wir aber nach Hause bringen, wird als ein „Malerisches und romantisches Westphalen" (lachen Sie nicht über die scheinbare contradictio in adjecto!) so Gott will schon übers Jahr in acht bis zehn saubern, mit Londner Stahlstichen geschmückten Heften dem lieben Publikum vorliegen! — Vor der Reise treib' ich Kindlinger, Schaten, Hamelmann, Fürstenberg, v. Steinen u. s. w., nach ihr aber laß' ich mich in aller Stille unter Rolandseck und Drachenfels nieder, lebe mir selbst und meiner Muse (die unterdessen auf rother Erde wohl die gelbe vergessen haben wird), und hole zwischendurch zu Bonn auf Bibliothek und in Vorlesungen nach, was sich nachholen läßt. Um für die Folge nicht literarischer Taglöhner werden zu müssen, denk' ich jedenfalls ein festes Studium (natürlich keine eigentliche Facultätsdisciplin) zu tractiren, und werde mich wahrscheinlich für Naturwissenschaften entscheiden.

Wie gefällt Ihnen mein Entschluß, und was sagen Sie in specie zu meinem Westphälischen Reisebuche? Volkmar in Leipzig (Miteigenthümer des „Malerischen und romantischen Deutschlands," dem sich unser Unternehmen in ganz gleicher Ausstattung als quasi elfte Section anschließen wird), und Langewiesche in Barmen haben sich zur splendiden Herstellung des Werkes zusammengethan (jede Stahlplatte wird auf 110 Thlr. kommen), und ich kann wohl sagen, daß ich mit Liebe und Feuer daran gehen werde. Ihr Münchhausen, auf den ich bei meiner Arbeit vielfach zurückkommen werde,

treibt mich mächtig dazu, und wird mir gewissermassen Bahn machen: haben Sie westphälische Art und Gesittung geschildert, so wird man mich entschuldigen, wenn ich, die Axt in der Faust, die Wälder meiner Heimath lichte, und von den Ogiven ihrer Klöster- und Burgruinen herab die Mährchen und Sagen erzähle, die sie, bis jetzt ohne Widerhall, durchklingen.

Noch einen andern Plan muß ich Ihnen mittheilen, an den sich zugleich eine Bitte knüpft. Gemeinschaftlich mit Simrock und Matzerath hab' ich nämlich vor, ein Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Literatur (oder wie wir das Unternehmen sonst taufen) zu gründen, das Lyrik, Novelle und Kritik in sich vereinigen, und das geistige Leben am Rhein in seiner Weise repräsentiren helfen soll. Darf ich es wagen, Sie, in meinem und meiner Mitarbeiter Namen, freundlich und zutrauensvoll zur Theilnahme an unserm Werke einzuladen? Da es uns an Lyrischem eben nicht fehlen, und da die Kritik bereits durch Matzerath (in einer Uebersicht der Deutschen Literatur seit 1830) vertreten werden wird, so würde es uns besonders werth sein, wenn Sie uns einen novellistischen Beitrag bestimmen könnten. Du Mont in Cöln hat sich für den Verlag bereitwillig erklärt, und honorirt den Bogen mit drei Friedrichsd'or. Manuskript wünscht er inzwischen schon bis Ende August vorliegen zu haben, um den Versandt des Buchs noch zur üblichen Almanachszeit bewerkstelligen zu können.

Ich habe Ihnen meine Bitte offen und ohne Umschweife ausgesprochen, möchte es Ihnen gefallen, sie zu erfüllen! Was Ihr Beitritt für unser Unternehmen sein würde, brauch' ich hier wohl nicht auseinanderzusetzen; wie stolz ich aber sein würde, wenn es mir gelänge, Sie dem Jahrbuche zuzuführen, das will ich nicht verschweigen! Simrock und Matzerath hatten mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Ihnen unsre Wünsche zu eröffnen; ich hab' ihm gern entsprochen, und wünsche nun nichts mehr, als daß das Zutrauen, das sie in mich setzten, durch einen günstigen Erfolg gerechtfertigt werden möchte. Sollten Sie uns keine Novelle spenden können, so würde auch Dramaturgisches oder Kunstkritisches hochwillkommen sein; Ihren gütigen Entschluß wünschte ich aber bald zu erfahren, um meinen Freunden möglichst schnell Gewisses melden zu können.

Der Vollendung des Münchhausen sieht alle Welt mit Verlangen entgegen, Niemand aber gewiß mit größerem, als ich. Hoffentlich werden wir ihn bald besitzen!

* * *

Immermann antwortet von Köln aus am 25. April 1839:

Verehrter Freund!

Recht herzlich wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie die Rechenbücher hinter

sich haben, bei denen Sie doch über Kurz oder Lang hätten verkommen müssen. Ich kann ganz das Gefühl frischer muthiger Freiheit mit Ihnen theilen. Nun gebe der Himmel seinen Segen der Zukunft.

Es ist mir aber auch davor nicht bange. Ihre Entschlüsse sind sehr richtig und gut. Vor allem erfreut es mich, daß Sie Westphalen bereisen und dichterisch reproduciren und rehabilitiren wollen. Das scheint mir eine günstige Krisis in Ihrer Natur zu sein. Statt nach dem Orient ferner zu schweifen, den Sie doch nur aus dämmernder Ferne sehen, wollen Sie es mit einer nahen und gediegenen Realität versuchen. Diese wird Sie chicaniren, aber gewiß ganz neue Saiten in Ihnen auferwecken und Ihnen die Richtung gegen etwas Wirkliches, bis in die individuellsten Beziehungen mit den Augen zu Verfolgendes geben, wobei der Dichter doch nach meiner Ansicht allein sich recht ausarbeiten kann.

Was für einen Plan haben Sie bei dem Studio der Naturwissenschaften?

Für Ihr Rheinisches Jahrbuch möchte ich Ihnen gern einen Beitrag geben, ich weiß nur nicht, ob er Ihnen recht sein wird. Eine Novelle oder etwas Dramaturgisches kann ich Ihnen nicht liefern.

Sie wissen aber (denn ich sagte es Ihnen, dünkt mich), daß ich seit Jahren an dem Gedichte Tristan und Isolde sinne, in welchem ich mich an den alten Tristan anlehne, jedoch mit ganz freien Abweichungen und Ausschreitungen, wie sie mir meine Natur und Anschauung gebietet.

Davon habe ich den ersten Gesang zum größern Theile fertig und das Fehlende würde bis Ende August gearbeitet sein können. Wollen Sie nun diesen ersten Gesang haben, so steht er Ihnen zu Diensten. Lehnen Sie ihn ab, so nehme ich es Ihnen nicht übel. Haben Sie die Güte, mich darüber mit Nachricht zu versehen. Du Mont ist doch sicher und prompt mit dem Honorar? Entschuldigen Sie diese Anfrage; ich habe in der Beziehung gar zu sonderbare Erfahrungen gemacht.

Vorigen Sonnabend habe ich Münchhausen mit einem tiefen Athemzuge vollendet. Das Werk war mir so über den Kopf gewachsen, daß vier Bändchen daraus geworden sind. Das zweite und dritte sind fertig gedruckt und werden in den nächsten Wochen ausgegeben werden. Der vierte soll dann einige Wochen später nachfolgen. Mich soll wundern, was Sie von der Sache sagen werden.

Ich schreibe von Cöln, wohin ich vorgestern reiste. Morgen kehre ich nach Düsseldorf zurück, wo mich also Ihre Antwort wie immer treffen wird.

* * *

Damit endigen Immermanns Schreiben. Die beiden folgenden Briefe Freiligraths gehören eigentlich nicht mehr dem Barmer Zeitraum an, aber

da mit ihnen der Briefwechsel der beiden Dichter überhaupt abschließt, so erscheint es geraten, sie hier anzureihen. Der erste der beiden Briefe ist geschrieben von der zwar sehr lustigen, sonst aber wenig fruchtbringenden Fahrt durch Westfalen, der zweite und letzte aus Freiligraths Unkeler Einsamkeit, wenn überhaupt dieser Ausdruck für das rege Leben einer Herberge für zahlreiche Gäste und fahrende Poeten und Nichtpoeten gerechtfertigt ist. Die Briefe lauten:

Arx speculationis i. e. Schauenburg
an der Weser, den 2. Juni 1839.

Zum ersten Male, verehrter Freund, schreib' ich Ihnen von einem andern Orte, als aus meiner leidigen Wupper-Clausur! Ich sitze oben auf der alten Schauenburg; blitzend im Sonnenschein liegt das Thal des Weserstromes vor mir, von Hameln bis Rinteln, und tret' ich an das Fenster gegenüber, so seh' ich das Gebirge, wie es, mählich vom Flusse aufwärts steigend, eine Laubsphinx, sich gelagert hat, und seine Räthsel gelöst wissen will. Ich hab' es seit Mittwoch, von der Porta ausgehend, tüchtig durchstrichen; am Donnerstag habe ich die arcem speculationis zum Mittelpunkte meiner diesseitigen Excursionen gemacht, und speculire nun die Kreuz und Quer drauf los auf den Bergen und in den Thälern, sub divo und auf dem Papier.

Ihren letzten Brief hätte ich schon längst beantwortet, wenn mich mein Fortgehen von Barmen nicht gar zu sehr in Anspruch genommen hätte. — Auf meiner gegenwärtigen Fußtour ließ sich auch noch kein stilles Viertelstündchen gewinnen, weder zu Münster noch zu Osnabrück, noch zu Minden; bis es endlich heute, am Waldsaume des Süntels, sich mir darbietet, und nun auch, wenigstens für einen flüchtigen Reisegruß, nicht unbenutzt vorübergehen soll!

Durch Ihre gütige Zusage für unser Jahrbuch haben Sie uns Alle, Simrock, Matzerath und mich, ungemein erfreut, und wenn es die beiden Ersten nicht etwa schon auf dem Musikfeste persönlich gethan haben sollten, so dank' ich Ihnen hier in unser Aller Namen recht herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit. Der erste Gesang Ihrer Bearbeitung des Tristan wird uns hoch willkommen sein, und es ist uns jetzt fast eben so lieb, eine Arbeit dieses Genres, als etwas Novellistisches, von Ihnen zu erhalten, da wir nunmehr auch eine besondere Rubrik für das Epos zu eröffnen, und somit, das Drama ausgenommen, so ziemlich alle Dichtweisen zu repräsentiren im Stande sind. Wie ich Ihnen früher bemerkte, hat es mit der Einsendung des Manuskripts Zeit bis Ende August (also noch ein volles Vierteljahr), und ich hoffe nur, daß Ihnen mein bisheriges Zaudern mit der Antwort auf Ihren Brief diese Frist nicht zu kurz erscheinen lassen möge. Wegen

Du Mont glaub' ich Ihnen gutsagen zu können; er ist, besonders auch durch den überraschend glücklichen Fortgang seiner Zeitung, mit tüchtigen Mitteln ausgerüstet, und für seine Ehrenhaftigkeit bürgt mir Matzeraths und Anderer Wort.

Der Vollendung des Münchhausen freu' ich mich von ganzem Herzen, und bedaure nur, daß ich die Schlußbände nicht mit auf die Reise habe nehmen können. Doch hoff' ich, daß sie mich bei der Rückkehr an den Rhein begrüßen werden, und verspreche mir dann doppelten Genuß von der Lectüre der westphälischen Partie, da ich die Zustände, welche sie zur Anschauung bringt, in der Zwischenzeit großentheils neuerdings selbst werde erlebt haben. Laube und seine Frau haben mir kurz vor meiner Abreise von Barmen viel Herrliches vom zweiten Theile erzählt. Zu Bodenwerder werd' ich noch in dieser Woche sein, und will dort, wo der Alte gelogen hat, des Neuen denken und ihn bei Scharlachberger (wie theuer der auch an der Weser ist!) hoch leben lassen!

In ungefähr vier Wochen hoff' ich wieder am Rheine zu seyn, und werde jedenfalls über Düsseldorf nach dem Siebengebirge gehen. Was ich Ihnen also noch über meine Pläne für die Zukunft ꝛc. zu sagen habe, behalt' ich der mündlichen Besprechung vor. Die Unruhe der Reise spukt mir zu sehr in den Gliedern, als daß ich Ihnen hier auf der Schauenburg viel davon erzählen könnte, und Sie halten mir das, wie überhaupt diesen Brief, dem Sie die Situation, in der ich ihn schrieb, gewiß ansehen können, wohl freundlich zu Gute?

Leben Sie denn für heute recht wohl! Morgen geht's weiter nach Hameln und Pyrmont — dann in's Lippische, in die Mark, und in's Sauerland, bis an die Sieg! Das Fußreisen ist eine köstliche Sache!

* * *

Ein Blatt von Freiligraths Hand fehlt dazwischen, wie aus dem nachfolgenden letzten Briefe erhellt.

[Undatirt, Unkel Ende 1839.]

Verehrter Freund!

Es ist lange her, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben. Es war zu Cöln, und daß Sie meinen Brief zu Halle richtig erhalten, davon hat mir die Einsendung Ihres trefflichen Jahrbuchbeitrages an Du Mont das beste Zeugniß gegeben. Empfangen Sie dafür wiederholt meinen und meiner Mitredactoren aufrichtigen Dank, und von mir außerdem auch den wärmsten Glückwunsch zu dem frohen Ereignisse, das zunächst eine so prächtige, glühende Erweckung des alten Straßburgers Ihnen eingegeben hat!

Das Buch wird Ihnen inzwischen vom Verleger zugeschickt worden sein,

und es sollte mich freuen, wenn Sie zufrieden damit wären. Seine Aufgabe, eine würdige Repräsentation des geistigen Lebens am Niederrhein, wird es freilich nur vor und nach, in einer Reihenfolge von Jahrgängen, lösen können, doch hoff' ich, daß der Anfang dazu nicht der schlechteste ist. Sie, verehrter Freund, werden uns auch für den nächsten Jahrgang mit einem neuen Beitrage unterstützen; wir Redactoren zählen fest auf Ihre fernere freundliche Bereitwilligkeit, und wollen Ihnen unsre Sache hiemit wiederholt recht dringend an's Herz gelegt haben. Vielleicht könnten Sie uns den Verfolg des Tristan geben; aber was auch sonst, es ist Alles willkommen, und wir werden ferner Sorge tragen, daß Sie sich der Gesellschaft, in die wir Sie bringen, nicht zu schämen brauchen.

Beiliegend die erste Lieferung meines Malerischen Westphalens, um dessen Annahme ich bitte und Ihnen die folgenden Nummern gleich bei Erscheinen zuschicke. Diese Arbeit, und dann eine vollständige Uebersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis, die ich für den zweiten Theil des Jahrbuchs zurechtmache, werden mich den Winter hindurch genügend in meiner auch im Winter reizenden Siedelei zu Unkel beschäftigen. Ich hab' einen köstlichen Herbst hier verlebt und bereue es nicht, mich an den Rhein gemacht zu haben.

* * *

Damit schließt der Briefwechsel der beiden Dichter; Immermann ward alsbald nach der Vollendung seines Münchhausen, lange vor Beendigung seiner herrlichen Dichtung Tristan und Isolde durch einen raschen Tod viel, viel zu früh hinweg genommen; Freiligrath hatte in ihm einen wohlmeinenden Berater verloren.

Da hier die Reihe der älteren Dichter, welche Freiligrath als väterliche Freunde nahe getreten sind, abgeschlossen erscheint, so sei es gestattet, noch einen kurzen Brief E. M. Arndts einzuschieben, mit welchem er die Übersendung seiner schönen Beiträge zum Rheinischen Odeon begleitete; das Schreiben mag uns zwischenein des herrlichen Alten treues Wohlmeinen und liebevollen tiefen Ernst zeichnen.

Bonn, 22. Mai 1837.

Sie sprechen mir, lieber Jüngling, so beweglich zu, daß ich Ihnen hiebei einige Verse schicken muß. Ein Mann, der nun Greis ist, und dem Schicksal und Gemüth nicht vergönnt haben zu werden, was Gott vielleicht mit ihm gemeint hatte, wünscht Ihnen günstigere Sterne. Er weiß leider durch lange und auch durch bittere Erfahrungen zu gut, daß wenige Stimmen, die im allgemeinen Lenzesjubel wohl einen Mitklang haben dürfen und einen Widerklang finden, berechtigt sind bis in den Mittsommermond hinein zu singen, und daß wenige Genien überhaupt, zumal nordische, zu glücklich sicherer

Fülle und Reife gelangen. Also den Wunsch noch einmal, und verdoppelt für Sie! Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Gehen wir nun zu dem ferneren Briefwechsel Freiligraths aus dieser Soest-Barmer Zeit über, so bemerken wir alsbald, daß aus der zweiten Hälfte des Jahres 1836, abgesehen von den früher mitgeteilten Schreiben an Schwab und Chamisso, nur wenige Briefe vorliegen, ein Beweis, daß Freiligrath in dieser Zeit sich mit vollem Eifer mit der Fertigstellung seiner Gedichte für den Druck beschäftigte; wie er bisweilen im Briefwechsel mit einem Freund lange Pausen machte, so konnte er wohl auch Zeiten haben, wo er, von irgend einer Thätigkeit aufs lebhafteste festgehalten, nach allen Seiten hin schwieg; der Sommer 1844, die zweite Hälfte 1848 entbehren in gleicher Weise fast völlig der brieflichen Mitteilungen. Suchen wir die Briefe aus diesem Soest-Barmer Zeitraume zu gliedern, so legen sie sich von selbst in zwei Gruppen auseinander: einesteils die Mitteilungen an diejenigen, welchen Freiligrath als Verwandter oder Freund nahe stand, also an die Mutter, an Lina, an Vetter Hermann v. d. Heydt, an Isaak Molenaar, Heinrich Zerrentrup, August Boelling, Heinrich Zulauff, Ludwig Merckel, Heinrich Koester, Ernst Kapp. Andere Briefe wieder schreibt mehr der Dichter an den Dichter; so diejenigen an August Schnezler, an Hermann Neumann, an O. L. B. Wolff, an Wolfgang Müller, an Heinrich Künzel, an Moritz Carriere und schließlich an Levin Schücking, welcher dann in der Unkeler Zeit der Vertraute seines Herzens wird.

Es mögen nun die Briefe des Soest-Barmer Zeitraumes, sofern sie nicht bereits, als an Chamisso, Schwab und Immermann gerichtet, mitgeteilt sind, in zeitlicher Reihenfolge erscheinen.

An Isaak Molenaar.

Soest, 10. Sept. 1836.

Mein lieber guter Molenaar!

Es drängt mich, einmal wieder mit Dir zu plaudern, und da Du nach Deinem letzten Briefe Anfang Septembers in Crefeld zu sein gedachtest, so lasse ich diese Zeilen dahin abgehen.

Wie geht's Dir denn, Lieber? — Ach, wie habe ich Dich in Gedanken oft längs dem alten Rheine begleitet und gemurrt, daß es mir nicht vergönnt war, Dich an ihm aufzusuchen und einige frohe Tage in dem ländlichen Priesterhause Deines Bruders mit Dir zu verleben!! — Jetzt wirst Du wohl die Hochzeit Deines Bruders mitfeiern helfen, wozu ich außer Dir auch

dem jungen Ehepaare und den Deinigen, wenn auch als ein persönlich Unbekannter, von ganzem Herzen Glück wünsche! — Das mag in diesen schönen Herbsttagen eine herrliche Brautfahrt den alten Strom hinauf geben.

Quant à moi — hm, ja — ich sitze, wie Dir das Datum beweist, wahrlich immer noch in Soest! Das Bekommen einer Stelle geht doch nicht ganz so leicht, wie ich mir wohl dachte, und die Schritte, die ich bisher gethan, sind alle vergeblich gewesen! Sauerländer in Frankfurt, an den ich mich auch in dieser Hinsicht wandte, glaubte, daß er wohl im Stande sein würde, mir eine meinen Wünschen angemessene Stelle zu verschaffen, nannte namentlich Rothschild als ein Haus, wo er Etwas für mich würde ausrichten können; der Wunsch aber, den er am Schlusse seines Briefes aussprach, ich möchte ihm doch, eh' er Etwas für mich thäte, womöglich ein Conterfei meines dicken Antlitzes einschicken, da in dergleichen vornehmen Häusern auch sehr auf's „Extérieur" gesehen würde, machte mich ärgerlich, und ich habe ihm bis jetzt noch nichts Weiteres geschrieben. Das Beste wird sein, wenn ich, sobald ich meine Sachen für Cotta mundirt habe, seinen wiederholten Einladungen, doch einmal nach Frankfurt zu kommen, folge und mich an Ort und Stelle nach etwas Passendem umsehe, was doch immer besser geht, als die weitschweifigen brieflichen Unterhandlungen. — Auf der Tour von Rotterdam nach Düsseldorf lernte ich einen Londoner Kaufmann kennen, mit dem ich bald sehr amical wurde, und der mir, für den Fall, daß ich einmal Lust bekommen möchte, mir die Britische Metropolis anzusehen, seine eigene Adresse und diejenige verschiedener ihm befreundeter Häuser, bei welchen ich mich auf ihn beziehen könnte, zurückließ. Was meinst Du, sollte ich's 'mal wagen? Das Englische Leben und Weben, Volk, Literatur und Handel hat mich immer mächtig angezogen, und die Thränen standen mir in den Augen, als ich vor nun 3 Monaten den dickleibigen Batavier mit seiner Fracht bestaubmantelter Söhne und beschleierter Töchter Albions die Maas hinabdampfen sah. — Wenn ich hier in Soest bleiben wollte, so böte sich mir dazu vielleicht Gelegenheit dar. Mein Onkel nämlich wünscht, was ich bis jetzt zwar nicht aus seinen eigenen, sondern nur aus den Aeußerungen meiner Mutter weiß, daß ich bei ihm bleiben und ihn in seinem Geschäfte, was er zu erweitern gedenkt, unterstützen möchte. Eine Associéschaft würde folgen. Er hat in diesen Tagen für 8000 Thlr. eins der gelegensten und schönsten Häuser der Stadt gekauft, und die projectirte Rhein-Wesereisenbahn, die über Soest führen wird, und deren Ins-Leben-Treten hinsichtlich des von allen Seiten dem Unternehmen zuströmenden Geldes Nichts im Wege steht, wenn nicht etwa der Staat wegen der Post Schwierigkeiten, oder auf eine zu große Entschädigungssumme Anspruch macht, läßt für die Folge auch auf einen lebhafteren (besonders Spedi-

tions-) Verkehr in unserer alten Hansastadt schließen. Alles das kann aber nicht hindern, daß ich der Sache, fast contre coeur, im höchsten Grade abgeneigt bin und bleibe. — Mein Onkel ist 14 Jahre älter als ich, ein zwar braver, guter und mich von Herzen lieb habender, aber auch ein Mann, der seine großen Eigenheiten hat, und der zumal zuweilen mein Poetisiren mit der schärfsten Lauge begießt. Da er bei seiner deßfallsigen Ansicht, ich aber beim Reimen bleiben würde, so könnte es, wenn Letzteres (i. e. mein Reimen) auch noch so sehr cum grano salis geschähe, nicht fehlen, daß Reibungen und Verdrießlichkeiten jeglicher Gattung erfolgten, wie mir denn, aus einer früheren Art von Associéschaft, die er eingegangen war, manches Entmuthigende noch frisch im Gedächtniß ist. Dazu hat er zwei gesunde Jungen, die schnell herangewachsen sind und arbeiten können — kurz, ich kann mich auch aus vielen andern Gründen, die ich Dir hier nicht alle darlegen kann, mit dem Gedanken durchaus nicht befreunden. Das alte Nest selbst ist mir zuwider; ich muß wieder in eine große Stadt, deren Vorzüge man erst fühlt, wenn man nicht mehr drin ist. Soviel hiervon! Der liebe Gott wird mich ja wohl führen, wie es mir gut ist — für meine Zukunft ist mir nicht bange!

Nun wirst Du fragen: wie steht's denn mit der edeln Reimerei? — und hierauf kann ich freudigst: Bene! Optime! erwidern. Die Uebersetzung der Chants du Crépuscule ist unter der Presse, und ich werde sie Dir zuschicken, sobald sie heraus ist. Es ist zum Theil wieder recht Hugo'sches Zeug, kraß und grell, aber eine durchaus ehrenhafte Gesinnung leuchtet aus Allem hervor. Ich denke, daß mir die Verdeutschung besser, d. h. ungezwungener, gerathen ist, als die der Oden. Den Alexandriner habe ich in einigen Nummern beibehalten, sonst aber den 5füßigen Jambus gewählt. — Menzel hat bei Gelegenheit der Anzeige der Frankfurter Uebersetzung bereits auf den armen Hugo und die ganze Neufranzösische Romantik ein entsetzliches (und ich muß es gestehen, zum Theil wohlverdientes) Anathem herabfulminirt. Doch sagt er, daß Hugo in seiner Lyrik noch am reinsten sei — schimpft aber am Schluß, daß man all diesen Gallischen Wust so gehäuft übersetze, und Deutschland — hear! hear! zum Spucknapfe Frankreichs mache! — O weh mir armen Korydon! —

Meine eigenen Sachen schreibe ich jetzt für Cotta zusammen, habe, auf wiederholte dringende Bitten, auch die Mitredaction des nun unfehlbar bald erscheinenden Rhein. Odeons übernommen, und werde in kurzem auch meinen schon vor 6 Jahren übersetzten Mazeppa Byrons emendirt einzeln ans Licht treten lassen. Ich schicke Dir Alles!

Neues producirt habe ich in letzterer Zeit wenig, und nur dem Phönix

und Pfizers Literar. Auslande Einiges bestimmen können. Letzteres soll bald auch was Holländisches von mir bringen. Höre den Anfang von Bilderdyks Ahacha:

Wat ligt ge daar begraven!	Was liegst du da begraben,
Bedolven onder't zand!	Verscharrt in Sand und Kies!
Wat staat uw kroeze schedel	Was schaut dein krauser Schädel
Daar op de spiets geplant!	So grimm vom blut'gen Spieß!

u. s. w.

Was machst Du denn? Hat Dich der Rhein zu Nichts begeistert? Ist das Grab Montgomery's fertig? Schreib doch, schreibe! Mich dürstet nach was Neuem von Dir!

Trifft dieser Brief Dich noch in Crefeld, so grüße namentlich die Familie Müller in der Alleestraße recht herzlich von mir! In Amsterdam weißt Du, wen Du zu grüßen hast! Müllers, beide Familien — Alles, Alles!!! — Vergiß auch den würdigen Professor van Kampen nicht, an den ich noch gestern beim Lesen von Creuzers Selbstbiographie in den Zeitgenossen, wo er seiner mit Andern gedenkt, erinnert wurde! Schreibe mir doch bald, bitte, bitte! — Heute Abend ist Sonnabend Abend. Ich will im Moore, und morgen früh im Knapp und Humphry Davy lesen! Vergewissere mich doch, daß mir Müllers wegen meines ersten Schweigens nicht böse sind! Ich konnte wahrlich nicht!

Anhängend ein nicht besonderes Gedicht über eine schöne Kirche, ein wenig gekanntes, aber herrliches Denkmal der Gothischen Baukunst, die hiesige Wiesenkirche![1]) Gott mit Dir!!

* * *

An O. L. B. Wolff.

Soest, 22. Sept. 1836.

Mein liebster Herr Professor!

Für heute nur wenige Worte, zunächst in der Absicht, Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihren letzten lieben Brief aus vollem Herzen zuzurufen. Womit habe ich denn alle die Freundlichkeit verdient, und womit will und kann ich armer Teufel sie vergelten? Hier ist meine Hand! Ich reiche sie Ihnen wahrlich mit eben der Aufrichtigkeit, mit der Sie mir die Ihrige bieten, die ich ja, will's Gott, auch wohl 'mal in Jena oder sonst wo in natura werde drücken können, wenn ich auch im Augenblick noch nicht bestimmt sagen kann, ob es bald geschieht. Wenn mir nicht Alles quer geht, so spreche ich einmal ganz unvermuthet bei Ihnen vor, und freue mich Ihrer Verwunderung, wie ein so pathetischer Poet so ein ordinärer Gesell sein könne.

[1]) Das Gedicht scheint verloren.

Bis dahin genüge Ihnen die Versicherung, daß ich Ihnen treu und herzlich zugethan bin, und Sie gern und freudig wie einen älteren Bruder betrachte. Sehen Sie, ich bin auch offen und spreche dreist, wie ich's meine — Sie nehmen mir das ja nicht übel. Wenn ich's mit einem Dichter zu thun habe, so kann ich sogar unverschämt sein; — muß man sich ja bei den Nicht-Dichtern genug im Leben geniren und zieren und seine Worte wägen! — Ach, es ist was entsetzlich Prosaisches um das, was Convenienz, Etiquette — oder mit einem Wort, was die Gesellschaft aus der schönen Welt und dem Leben darauf gemacht hat!

Das hat auch wohl der arme Grabbe gefühlt! — Ich sage: hat, denn morgen werden's acht Tage, daß sie ihn begraben haben. — Ich erfuhr's gestern im preußischen Uebungslager bei Salzkotten (bei Paderborn) Nachts 10 Uhr von einem ehemaligen Detmolder Schulkameraden, als im Zelte um mich her grade die Würfel klirrten, die Gläser klangen, und die Champagnerpfropfen flogen; als hier die Lieder der Harfenmädchen, und draußen der Ruf der Wachen, abendliche Trommelwirbel und kecke Trompeterstückchen schallten. — Und in diesem bacchantischen Tumult erzählte mir mein Mitsecundaner Fritz mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, daß der unnütze Phantast, der Grabbe, nun doch auch ad patres gegangen sei, nachdem er in den letzten Wochen seines Lebens Nichts als Arak genossen, und ein sehr elendes Ende genommen habe, sintemal er drei Tage mit dem Tode gerungen, und nicht leben und nicht sterben gekonnt habe! — Es ging mir kalt über die Haut, und auf der Streu, die mir ein Vetter Leutnant die Nacht in seinem Zelte bereitet hatte, ist mir der unglückliche Grabbe nicht von der Seite gewichen! — Allmächtiger Gott, was ist es denn am Ende mit Deiner Himmelsgabe, der Poesie, wenn sie einen Mann, dessen Name alle die fünfundzwanzig mal Tausend, die hier unter der Leinwand schlafen, überleben wird, so enden läßt!

Kaum mag ich jetzt noch des Rhein. Odeons, welches ich Ihnen hiebei schicke, gedenken! — Möge Ihnen das Bessere darin gefallen, und wenn Sie wollen, so machen Sie in Ihrem Kreise doch auf das Unternehmen aufmerksam. — Manches Matte, sehe ich, haben Hub und Schnezler stehen lassen! —

Noch Eins. Darf ich Chamisso wohl ein Ex. des Odeons schicken? — Wir wollen, was der 2. Jahrgang freilich erst beweisen wird, mit dem deutschen Musen-Almanach nicht concurriren, aber es könnte doch gemeint werden. Ich kenne all' diese literarischen Herkommen nicht, darum sagen Sie mir doch, ob Chamisso, den ich liebe und mich ihm verpflichtet fühle, dem Institut abhold sein könnte. Ich sollte sagen, daß schon der Beisatz

Rheinisch jeden Gedanken an ein ungebührliches Concurrirenwollen verscheuchen müßte! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 22. Sept. 1836.

Mein lieber Herr Schnezler!

Endlich ist's doch auch wohl 'mal Zeit, daß ich Sie mit einigen Zeilen begrüße, und Ihnen auf das fröhliche Gedeihen unseres Odeon mit biederm, treu und herzlich gemeintem Handschlage mein: Glückauf! zurufe! Dr. Hub wird Ihnen melden, wie sehr mich der erste Jahrgang überrascht und erfreut hat, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen insbesondere meinen Dank für die Freude auszusprechen, die mir Ihre Beiträge bereitet haben. Es sind ganz köstliche Gaben, und ich kann mich nicht satt daran lesen. Sie und Hub sind Beide ein Paar ganze, echte Dichter, und ich fühle mich Ihnen Beiden geistig nahe verwandt! Lassen Sie uns Freunde sein und unser Triumvirat minder auf ein zufällig entstandenes Mitredactionsverhältniß, als auf treue, redliche Freundschaft sich stützen!

Ich spreche Ihnen, wie Hub, dies offen und grade heraus. Umstände und Complimente mache ich nicht und kann ich nicht machen. Was mir aber an Etiquette u. dgl. abgeht, das hoffe ich durch Treue und Aufrichtigkeit gut zu machen.

* * *

An August Schnezler.

Soest, 28. Nov. 1836.

— Das Detmolder Gymnasium mußte ich schon mit meinem 15. Jahre verlassen, mußte dann in Soest, eben dieser finstern Hansastadt, die mich in diesem Augenblick V. Hugo's Orientalen und Balladen verdollmetschen sieht, fünf Jahre lang einen Specereyladen hüten helfen, und darnach einen gleichen Zeitraum zu Amsterdam auf einem staubigen Comptoir verhocken. Und immer regte sich der Drang nach anderem als trockenem merkantilischem Wissen, und innen vertrockneten Lieder, die, wären sie ins Leben hinausgetreten, von den nächsten Umgebungen wahrscheinlich mit dem Hohne eines: „Sieh da, wahrhaftig ein Dichter!" empfangen worden wären. Und dazu dieser Drang nach Auszeichnung, dieses Tag und Nacht nicht verstummende: Anch' io! Dieses fieberhafte Auffahren, wenn ein Gleichalteriger, von den Göttern in lichtere Bahn Geschleuderter den Ritterschlag erhielt, daß die Silberrüstung des neuen Kämpen klirrend das ganze Deutschland durchrasselte! — Sie kennen das! — Und wer will uns deshalb verdammen? Ohne Ehrgeiz ist

kein Dichter möglich! Und mögen sie alle kommen, die reinsten, die gepriesensten Namen — hier sitzt ihre Achillesferse! —

* * *

An Isaak Molenaar.

Soest, 17. Dec. 1836.
Samstag Abend.

Mein theurer Molenaar!

Du bist ein lieber Junge, und ich bin ein Taugenichts, daß ich Deine und Müllers herzliche Briefe abermals so lange unbeantwortet gelassen habe. Warum es geschehen ist, hast Du in Deinem letzten Schreiben zum Theil errathen — darum Nichts von Entschuldigungen, so sehr es mir auch Noth thäte, mich dahinter zu verschanzen. Für heute Nichts als ein herzliches „Vergib," welches Du in meinem Namen vorläufig auch Müllers zurufen willst. Herrn Müllers Brief beantworte ich unfehlbar bis Mittwoch — jetzt ist mir's noch nicht möglich!

Und nun ziehe ich Deine drei lieben Briefe (ich spreche ihre Zahl vorsätzlich aus, um Dir zu zeigen, daß ich meine Schuld wohl fühle) aus einem Wust anderer, welche ebenfalls auf Antwort harren, hervor, und damit ich Nichts Wesentliches unberührt lasse, so nehme ich den einen nach dem andern ganz systematisch zur Hand und schreibe also:

Dein erster Brief war aus Crefeld und brachte mir die Nachricht, daß Dir mein, diesen Sommer nach Monsheim adressirter Zuruf nicht zugekommen war. Das ist mir ganz unerklärlich. Der Verlust ist gerade nicht bedeutend; Du hast eben Nichts eingebüßt, als vielleicht eine vergnügte Viertelstunde auf Deinem freundlichen Vikariat zu — bald hätte ich Wakefield geschrieben; — ärgerlich ist's und bleibt's jedoch für mich!

Dein zweites Sendschreiben flog mir aus Deinem trauten Tusculum in der Dinger'schen Behausung zu. Die Ansicht, welche Du darin über Sauerländers quästionirten Antrag aufstellst, theile ich vollkommen, und habe mit Dir über meine projectirte Fahrt ins Land Kanaan von Herzen gelacht. Da ich mit Sauerländer seitdem einen bedeutenden Krieg von wegen seiner Frechheit, mich quasi dazu zwingen zu wollen, ihm meine Gedichte zu überlassen, geführt und siegreich durchgefochten habe, so hat jenes Project von selbst keinen weitern Anklang gefunden. Ueber jenen Krieg muß ich noch lachen. Nachdem ich S. die ärgsten Grobheiten zu Gemüthe geführt habe, sagt er mir jetzt in seinem letzten Briefe in Einem Athem, daß er mich „verehrt, achtet und liebt!" — O diese Deutschen Verlagshändler! Wehe dem Poeten, der sich durch Vorschüsse o. dgl. zu ihrem Leibeigenen macht! Ich habe mich, Gott

sei Dank, emanzipirt und will eher Steine karren, ehe ich Verse im Taglohn mache!

Meine Gedichte gehen nun im nächsten Monate in einer spärlichen Auswahl — ungefähr hundert Stück — an Schwab für Cotta ab, und ich will mich recht freuen, wenn ich Dir einmal das dünne zierliche Bändchen werde präsentiren können. Ich mußte ein Ende damit machen, da ich von allen Seiten bestürmt wurde, der und der Handlung diese Sammlung in Verlag zu geben. Noch kürzlich erhielt ich von Brodhag und Liesching in Stuttgart Anträge. Der Letztere scheint ein sehr ehrenwerther Mann zu sein, jedoch wundert's mich, daß er nicht wußte, daß Cotta die Gedichte erhält, zumal da er mit Schwab näher liirt ist.

Menzels mich betreffenden Paragraphen in seiner deutschen Literatur habe ich mit Erröthen gelesen. Er streicht mich unverdient heraus, ich muß mich vor Gott und der Welt schämen; — jedenfalls weist er mir einen zu hohen Standpunkt an, auf welchem durch weitere Leistungen mich zu behaupten Mühe kosten wird. Ein Sporn ist solch ein ermunternder Zuruf freilich immer: o wir armen Rosse, die wir uns in der Arena des Ruhmes zu Tode hetzen lassen!

Auch Gutzkow hat diesen Sommer bei Balz in Stuttgart ein Schandbuch über die neueste Literatur herausgegeben, welches, wenn es auch sonst fast nur eine Verneinung der Menzel'schen Schrift ist, und namentlich in der Vorrede auf eine wahrhaft pöbelhafte Weise gegen den Löwen von Stuttgart zu Felde zieht, meiner nichtsdestoweniger rühmend gedenkt. Ich habe mich darüber geärgert. G. scheint mich überhaupt gewaltig in Affection genommen zu haben. Im 8. Hefte von Lewalds Europa recensirt er das Rhein. Odeon im Allgemeinen verdientermaßen beißend (denn Hub hat aus persönlichen Rücksichten manches fade Zeug aufgenommen), mich aber lobt er und heißt mich, während er Hub einen Spatz, und Schnezler einen Finken schimpft, eine Nachtigall. Vermaledeites kritisches Unwesen! — Ich könnte in einen Wald gehen, und Nichts, gar Nichts mehr drucken lassen!

Deine Ausstellungen über meine manchmal etwas freie Behandlung der Form, namentlich des Reimes, finde ich vollkommen begründet, entgegne Dir aber, nicht um mich zu rechtfertigen, sondern bloß um mich einigermaßen zu entschuldigen, Folgendes darauf. Meine eigenen Versuche sind, wie Du selbst sagst, weniger mit den gerügten Fehlern behaftet; was nun aber die Uebersetzungen betrifft, so wünschte ich nur, Du möchtest auch einmal einen Wust von 78 Hugo'schen Oden, beim Schein der mitternächtlichen Lampe, und matt von der Tages Last und Hitze, zu verdollmetschen haben. Es ist wahrlich ein Saugeschäft (sit venia verbo, aber ich weiß kein besseres Wort) und

man dankt seinem Schöpfer, wenn man glücklich wieder ein Stück beendet und zu Neste kriechen kann. Was ich aus eigenem freien Antriebe, und ohne durch Buchhändler-Industrie an eine gewisse Frist gebunden zu sein, bearbeitet habe, wirst Du auch durchgängig besser gerathen finden, und ich erinnere Dich in dieser Hinsicht nur an Einzelnes von Burns und Moore, das im Literar. Auslande gestanden hat. Auch bei den Chants du Crépuscule bin ich gewissenhafter zu Werke gegangen, und ich hoffe, daß Dir Manches darin, namentlich die Uebersetzung des herrlichen (und Hugo, nach meiner Ansicht, auch in religiöser Hinsicht von manchem Makel, der früher auf ihm zu haften schien, reinigenden) Gedichtes: A Louis B. wohl gefallen wird. Ganz kürzlich habe ich Einiges aus des trefflichen Poeten Jean Reboul, Bäckers zu Nimes, Poesien für das Ausland übersetzt. Eines dieser Gedichte ließ ich im heutigen hiesigen Wochenblatt abdrucken und werde es Dir, wenn ich des Blattes noch habhaft werden kann, beilegen.

Alles Heil zum 23. Oktober! Ich bin am 17. Juni schon 26 Jahre alt geworden!! Gestern war der lieben Frau Müller Geburtstag, und wenn mein guter, nun schon seit dem 23. November 1829 seliger Vater noch lebte, so würde er morgen 52 Jahre alt! Bis zur Ankunft meines Briefes gratulire ihr in meinem Namen aus ganzem vollem Herzen! Gestern vor einem Jahre saßen wir so fröhlich beisammen!

Für Deinen dritten Brief nun aber drücke ich Dich brüderlich an mein Herz und sage Dir, daß Du ein braver guter Kerl bist, und daß ich Dich von Herzen liebe und von Deiner und Müllers freundlicher Fürsorge um mich tief ergriffen bin! — Gott Lob, daß ich derselben mit guten Nachrichten begegnen kann!

Dem Rheinischen Odeon fügte ich keinen Brief bei, weil es meine Absicht war, Dir gleich nach Abfertigung des Packetchens auf dem gewöhnlichen Wege der Briefpost zu schreiben, was aber leider mit meiner gewöhnlichen Saumseligkeit von Tage zu Tage verschoben wurde, so daß mein Schweigen Dir und Müllers zuletzt Besorgnisse einflößte, die durch mein Gedicht „Bei Grabbe's Tode" nur verstärkt und hinsichtlich dessen, was mir zugestoßen sein könne, auf einen bestimmten Punkt hingewiesen werden konnten. Noch einmal: Eure liebevolle Theilnahme hat mich innig gerührt, aber, Gott sei Dank, Eure Befürchtungen waren ungegründet. Laß mich ein wenig ausführlicher hierüber sprechen!

Meine Lebensweise hier in Soest ist mit wenigen Strichen angedeutet. Ich wohne im Hause meiner Mutter, lebe äußerst eingezogen und bringe den Tag fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Beschäftigungen auf meiner Stube zu. Meine einzigen Erholungen sind bei gutem Wetter kurze Spazier-

gänge mit einem guten, kürzlich von der Berliner Universität zurückgekehrten Freunde, der, Mathematiker und Physiker, am hiesigen Gymnasium sein Lehr-Probejahr hält, und außerdem der Umgang mit meinen Geschwistern. Gesellschaften besuche ich fast gar nicht; die Ressource, der Sammelplatz unserer Honoratioren, kriegt mich vielleicht alle acht Tage einmal zu sehen, sintemal ich doch die Augsburger Allgemeine nicht ganz vernachlässigen darf. — Bälle, Concerte, Convivien — apage!

Die Revue mit anzusehen durfte ich nicht versäumen, und wenn sich mein Umgang hier im Nest auch fast ganz auf jenen obengenannten Freund und meine Verwandten beschränkt, so konnte es doch nicht fehlen, daß Bekannte, aber nicht Freunde, die ich hier alle Monat vielleicht einmal sehe, sich dort an mich anschlossen, und daß wir nach Lager-Art uns in den Restaurationszelten herumtrieben. Nun mußt Du aber wissen, daß ich bei solchen rauschenden Vergnügungen, wenn ich sonst auch noch so zufrieden und in meinem Gott vergnügt bin, immer von einem Dämon der finstersten Melancholie ergriffen werde — ein Dämon, der mich schon als Knabe, auf Kirchweihen u. dgl. packen konnte und mir Thränen auspreßte, ich wußte nicht warum. — Nun dieser Dämon schüttelte mich auch eben, als mir Grabbe's Tod auf die beschriebene Weise mitgetheilt wurde, und zwar von Menschen, die im Ganzen doch auch dem „profanum vulgus" angehörten und diese gewaltige, leider in und durch sich selbst zu Grunde gegangene Natur Grabbe's weder zu würdigen, noch zu beklagen wußten. Mich selbst hatten sie auch mit albernen Complimenten geärgert — kurz, ich wurde grimmig, ging hinaus, und was zum Theil noch in dieser schlaflosen Nacht entstand, hast Du gelesen.

Nachher habe ich selbst gefühlt, daß Manches vielleicht wohl zu schroff hingestellt ist, und daß man das, was die Stimmung einer trüben Stunde hervorbrachte, für das Erzeugniß meines anhaltenden Gemüthszustandes ansehen könne! Das ist aber wahrlich nicht der Fall! Im Gegentheil, ich fühle mich seit längerer Zeit heiterer und ruhiger im Gemüthe denn je. — Mein Ringen mit dem leidigen Indifferentismus ist freilich noch nicht zu Ende, ich bekämpfe ihn aber redlich, und so Gott will — (Schluß fehlt.)

* * *

An O. L. B. Wolff.

Soest, 4. Januar 1837.

— — Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, wie sehr ich mich am Reboul erquickt habe. Allen Respect! Aber den Bäcker merkt man, meiner einfältigen Meinung nach, zu wenig. Da zeigt sich z. B. Burns in jedem Verse als Ackersmann und ist doch nicht weniger Poet deshalb; ja ich glaube selbst, daß er's mehr drum ist. Das soll aber kein Tadel sein; jeder hat nun

'mal seine absonderliche Weise, und wenn man der Reboul's es auch ansehen kann, daß er den Hugo und Lamartine gelesen hat, so — ach, ich will nur stille schweigen. Nosce te ipsum, Ferdinande! — Uebrigens habe ich Einiges aus Reboul übersetzt und an G. Pfizer für sein Literarisches Ausland gesandt, wo Sie's vielleicht demnächst lesen werden.

Aber — da wir einmal von Naturdichtern sprechen und ich doch auch ein halber bin — bei unserer lieben Frauen von Mont-Aigu, wir müssen den Regenschirm ausspannen, wenn's uns nicht gehen soll wie dem Marschall Clauzel vor Constantineh! Die Blätter für Literar. Unterhaltung sollen uns in diesen trüben Wintermonaten grausam mitgenommen und unser „armes Rühmchen" mit Stumpf und Stiel auszuroden gedräuet haben. Die zarte Pflanze!

Ich werde schon wieder geschwätzig und muß mich selbst an das claudite jam rivos! erinnern.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb!

* * *

An August Schnezler.

Soest, 14. Jan. 37.

— Deine Gedichte treffen soeben bei mir ein! Wie Du nur wieder mit Entschuldigungen um Dich werfen magst!

Bei unserer lieben Frauen von Mont-Aigu, ich wollte, daß ich mit 18, 19 Jahren solche Producte geboren hätte! Daß wir jetzt auf manches jener Periode lächelnd zurückblicken, ist ganz natürlich; warum denn aber unbedingt es verdammen, und mußten wir nicht eben durch jenes zu unserm jetzigen Standpunkte uns heraufarbeiten? —

Wie ich aussehe? Thust ja schier, als ob ich ein Mägdlein wäre. Ich werde ordentlich schamroth, schlage die Augen nieder und zupfe — nicht an der Schürze, aber doch am Schlafrock. Nun höre, wenn Du's denn wissen willst, ich bin ein garstiger Kerl. Mein Haar ist schwarz, auf fünfhundert schwarze kommt aber schon ein weißes; meine Stirn könnte besser sein; mein Auge soll funkeln, wenn ich warm werde; mein ganzes Gesicht aufgedunsen wie meine Verse — ich möchte mich anspeien! Wenn das Unsterbliche in mir was werth ist, so muß ich mich mit Quasimodo in Hugo's neuer Oper Esmeralda trösten: Noble lame, Vil fourreau, Dans mon âme Je suis beau. — Uebrigens rauch' ich weder, noch, pfui Teufel, schnup' ich Tuback. Ad vocem Schnuptuback: meine Nase ist stumpf! — Doch Du, jezuweilen Bezopfter, wie siehst denn Du aus? Ich bin eigentlich über mich nur so ausführlich gewesen, um über Deine Visage etwas Näheres zu erfahren. Weißt Du was? — Mach's wie Freund Hub und schick mir Deine Silhouette,

wenn Du's kannst! — Wie sieht denn Hub eigentlich aus? Der Silhouette nach zu urtheilen muß er ein dicker Lümmel sein; er schiebt's aufs Heidelberger Biersaufen. —

Weiter über die Beurtheilung seiner Gedichte in Wolffs Encyclopädie: Ach du lieber Gott, die Leute stellen mich alle auf einen Standpunkt, der mir nicht zukommt und auf dem ich mich, poetische Potenz beiseite gesetzt, nicht werde behaupten können, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil mich das Leben über kurz oder lang doch wieder der Poesie entführen wird und muß. Vom Versemachen lebt man nicht! — Und dies ist doch die beste Welt!! —

* * *

Zur Beruhigung von Freiligraths Freunden sei hier beigefügt, daß die vorstehende Selbstschilderung durchaus nicht zutreffend, nur ein Produkt seiner damaligen trüben Stimmung ist. War sein Angesicht auch nicht regelmäßig schön zu nennen, so war es doch durchaus nicht häßlich, sondern durch die darauf ausgeprägte Mischung von Genialität und Wohlwollen sehr gewinnend.

An Hermann Neumann.

Soest, 28. Januar 1837.

Meinen warmen Dank für Ihren lieben Brief. Es thut mir wohl, daß Sie, ein Freund Grabbe's, meinen Nachruf an den Vielverkannten so freundlich ein Echo in Ihrer Brust finden ließen. Das Geschick hat es leider mir nicht vergönnt, Grabbe auf längere Zeit nahe zu stehen. Obgleich im nämlichen Orte geboren, haben wir uns doch nur einige Mal gesprochen. Durch einen ganzen Gymnasialcursus von einander getrennt (er war ungefähr acht oder neun Jahre älter als ich), konnte es nicht fehlen, daß wir einander bald aus den Augen verloren, um so mehr, als ich Detmold grade um die Zeit verließ, als er von seinen ersten Irrfahrten in Leipzig, Berlin, Dresden und Braunschweig dahin zurückkehrte. Eigentlich kennen lernte ich ihn erst 1830, im Hause seiner nachherigen Frau.

Ich war damals ein unbedeutender Bursch von neunzehn Jahren. Was Grabbe von mir gelesen hatte, konnte ihm wahrlich keine besondere Idee von mir beibringen, nichtsdestoweniger aber kam er mir so herzlich entgegen, daß ich noch jetzt mit gerührter Freude daran zurückdenke. Er ist nun todt! Die Schlacke ist der Erde zurückgegeben, sein Unsterbliches aber schüttelt jetzt die Schwingen, und lächelt über den Pöbel, der den Titanen mit Koth bewarf, weil er ihn nicht begriff!

Wie viel hätte auch ich darum gegeben, wenn wir uns im Getümmel des Lagers getroffen hätten. Ich muß zwar offen gestehen, daß ich Ihre Dichtung Des Dichters Herz bis jetzt nur durch Ihre Replik im „Westphälischen

Anzeiger" kenne; daß aber Grabbe dies Gedicht trefflich fand, daß Chamisso es nicht verschmähte, die Widmung desselben anzunehmen — bedarf's denn mehr, mir zu beweisen, daß Sie ein rechter, echter Dichter sind, daß wir uns verstanden und — wenigstens ich Sie — lieb gewonnen haben würde? Bitte, lassen Sie mich bald Etwas von Ihren Erzeugnissen sehen! Das „Rheinische Odeon", dessen zweiter Jahrgang ohnehin manche Sünden des ersten wieder gut zu machen hat, wird es sich zur Ehre gereichen lassen, Ihnen seine Pforte zu öffnen, und freut sich, einen rüstigen Mitarbeiter in Ihnen begrüßen zu dürfen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Soest, 7. Febr. 1837.

Sie werden neugierig seyn, was ich mache, und was ich seit unserem Scheiden getrieben habe. Daß ich noch in Soest bin, sehen Sie aus der Ueberschrift. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Es war ursprünglich meine Absicht, schon im Herbst von hier fortzugehen; als ich aber schon fast auf dem Sprunge war, kam mir wieder eine neue Arbeit dazwischen, die Uebersetzung von Hugo's Orientalen und Balladen nämlich, welche ich nicht wohl abzulehnen im Stande war. Ich bin im Augenblick noch damit beschäftigt; dieß soll aber, für's Erste wenigstens, das Letzte sein, was ich so — gleichsam fabrikmäßig — ableiere, und ich bin fest entschlossen, nach Vollendung dieses Pensums meine, bisher mit einem ungünstigen Erfolge betriebenen Bemühungen um eine tüchtige, ihren Mann nährende Stelle mit größerem Eifer fortzusetzen. Es ist am Ende doch etwas Trauriges um das bloße Schriftstellern. Durch das ganz Geschäftsmäßige, was man im Verkehr mit den Buchhändlern schier gezwungener Weise in die Poesie hineinlegt, würdigt man, glaub' ich, die letztere nur herab, und — sie rächt sich dafür! Ich gestehe offen, daß ich Nichts kenne, was den Geist mehr abstumpft und zu eigenen Productionen unlustiger macht, als dieses fluchwürdige Helotenwerk, das Uebersetzen! Etwas Prosaisches, nun ja, das lasse ich gelten — das geht schon halb im Schlaf; aber Gedichte, bei deren Wiedergebung man mit Vers, Reim und Sprache zu ringen hat; vollends Gedichte von Hugo, die aller Capricen voll sind, und einem mehr zu schaffen machen, als die von hundert andern Poeten — die Geduld geht einem wahrlich auf die Dauer aus! Zu einem eigenen Gedicht dann und wann werde ich immer Zeit behalten, auch als Kaufmann; diesem Uebersetzungshandwerk schwöre ich aber ab, ehe der Sommer in's Land kommt, und dann, hoff' ich, wird es meinen ernsten Bemühungen um eine ordentliche Stelle auch nicht an einem guten Erfolg fehlen!

Daß ich damals Herrn Francks Dienste verlassen habe, gereut mich übrigens bis diese Stunde nicht. Ich sehe täglich mehr ein, daß es bei ihm auf die Dauer nicht mehr gut mit mir gethan haben würde. Versprechungen von einem Jahre in's andere bei ewigen fl. 800 Gehalt (es macht mir wahrlich noch jetzt das Blut kochen) hätten mich bis jetzt nicht weiter gebracht, als ich bin, und es thut mir ordentlich wohl, daß ich dem gar zu weisen Herrn Fr., der am Ende dachte, ich hätte ohne ihn nicht aus noch ein gekonnt, diesen kleinen Trumpf drauffetzte.

* * *

An August Schnezler.

Soest, Februar 1837.

Ueber seine Uebersetzung des Victor Hugo: Das Büchlein ist nun einmal, wie es ist. Nimm es drum mit seinen Ungenauigkeiten, Härten, verschrobenen Wortstellungen und Konstruktionen, hochtrabenden Redensarten (die bei Hugo freilich nicht gut zu vermeiden waren) und Ungleichheiten in der Orthographie und Interpunction nachsichtsvoll auf! — Es ist ein Kind nächtlicher Wachen, wurde von August bis Dezember 1835 zu Tage gefördert, und ich litt vielfach am Hypochonder, als ich es schrieb. —

An Deinen Liedern habe ich mich geletzt. Komm' an mein Herz! Du bist auch ein Dichter! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 14. Febr. 37.

— Ich bin mehr Maler als Dichter, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben. — Jene naturhistorischen Kenntnisse übrigens, die Du mir zutraust, sind nichts als abgerissene Notizen, die mich angeflogen sind, ohne daß ich selbst wüßte, wie. Seit meinem achten Jahre habe ich eine entsetzliche Lesewuth gehabt, die durch meine frühzeitige Desertion vom Gymnasium, welches mir denn doch einen gewissen wissenschaftlichen Ernst beigebracht hatte, nur befördert werden konnte. Gott weiß, was ich nicht schon alles verschlungen habe und jetzt, meiner Ochsennatur getreu, in meinen Gedichten wiederkäue. —

An dem Memnonscyklus will ich weiter machen, aber — eine Philosophie der Geschichte? Nein, Gustel, dazu bin ich viel zu dumm, und ich muß Dir in dieser Beziehung einen Korb geben, trotz Deiner Sophokleischen Oelzweige. — Und dann sagst Du: prächtige, klingende Verse! — Ja sieh, das ist eben mein Fehler. Bombast, Rhetorik — das ist meine Force. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhand-

werk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Muthe wäre, als wäre ich alle dem zum Trotz dennoch ein Dichter! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 20. Febr. 37.

— Eichendorffs Gedichte hatten auch mich beim Eintreffen Deines Briefes schon erquickt, und ich theile ganz Deine Ansicht über dieselben. Es ist was Köstliches um das sie durchwehende Naturgefühl, und wenn ich sonst auch eben nicht in Alles einstimme, was Gutzkow von sich zu geben beliebt, so hat er doch sicher recht, wenn er von Eichendorff irgendwo sagt: „Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand so warm empfunden hat als dieser Preußische Regierungsrath." — Nur eins meine ich beim Durchblättern des ziemlich beleibten Bandes gefühlt zu haben: Manches der Lieder, welches ich früher schon in Novellen Eichendorffs gelesen hatte (und auch manches mir Neue), gefiel mir hier, wo es allein stand, nicht so gut als in der Erzählung, wo ihm die Schilderung der Umgebungen ꝛc. ein hebendes Relief gibt. Lies nur den Taugenichts, wie er auf der Grenze steht und sein „Vivat Oestreich" hinüberruft; nimmt sich da das kleine Lied nicht tausendmal schöner aus als in den Gedichten pagina so und so viel? — Eben so manches herrliche Stück aus dem Schloß Durande, und Anderes. Geht's Dir etwa auch so? — Aber ein Dichter ist Eichendorff durch und durch: man hört das Laub, man riecht den Wald und wird warm in seiner durch Zweige glitzernden Sonne. —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 18. März 1837.

Liebster Schnezler!

Wenn ich Dir Deinen Brief vom 3. heute nur mit ein paar flüchtigen Zeilen beantworte, so nimmst Du mir das, hoff' ich, nicht übel! Schweinereien aller Art zwingen mich kurz zu sein!

Kennst Du die Scherzepistel von Voß an Göckingk:

„Welche Hexe, geübt durch Salb' und Räuchwerk ꝛc.?"

Man wird wahrhaftig versucht, mit einzustimmen,

„ . . denn so oft des Schreckenhornes
Taratantara tönt, kommt Ode, Volkslied,
Epigramm und Idyll, Epistel, Fabel."

und sonstiger Schund für unser liebes Odeon an mich Unglücklichsten der Redacteure herangeflogen. —

Pflichtschuldigst und zur Probe schicke ich Dir inliegend eine kleine

Reminiscenzen- und Gemeinplätzebrühe! — Wohl bekomm's! — Herr Jesus Christus, welch ein Teufel ist denn in die liebe Jugend gefahren, daß sie den herrlichen, sprudelnden Schillerwein nicht mehr vertragen kann, sondern ihn im schnöden Katzenjammer wieder von sich rülpset? — Und doch kann ich diesen guten Jungen nicht böse sein. Ich möchte sie an mein Herz drücken, und ihnen bittre Thränen auf den Flausrock stürzen, denn sie meinen's ja so gut, und hören das Rauschen des Windes wohl von ferne, wenn sie auch nicht wissen, von wannen er kommt, und wohin er fährt. — Und ein Weib werden sie auch 'mal glücklich machen, und Kinder zeugen und brave Leute sein und Verse machen bis an ihr sanftseliges Ende. — Und ich werde nun bald wieder an einem verfluchten Comptoirpult stehen müssen, und Verse in mich hineinfressen — ich wollte, daß ich todt wäre. —

Liebster August, Du bist ein gelehrtes Haus und ich bin ein dummer Junge. — Schreibe mir drum doch bald (aber auch bald), welchen Kreuzzug hat Walther von der Vogelweide mitgemacht? und unter welches Fürsten Banner? und wie alt war er damals? und ist er zu Lande oder zu Wasser nach Palästina gezogen? und welchen Waffenthaten hat er beigewohnt? u. s. w. — Nimm's nicht übel! Uhlands Buch fehlt mir, die lit. biogr. Lexika, die ich besitze, sind äußerst dürftig, und ich möchte doch gern einmal einen deutschen Sänger unter Syrischem Himmel skizziren. Aber, wie gesagt, was Du weißt, das schreib' bald, denn es soll noch für den M.-Almanach sein. Gott mit Dir.

* * *

An August Schnezler.

Soest, 25. März 1837.

— Kurz nach Abgang meines vorigen Briefes erhielt ich auch von Hub das gesammte Odeon-Manuscript, und habe es vorigen Mittwoch sammt einem Briefe, der, wie ich glaube, saugrob gewesen ist, dem Ignaz zurückgeschickt. — Brr, der überflüssigen Verse in der Welt! — Im Ganzen ist unser Urtheil zusammengetroffen, und wo es nicht der Fall war, habe ich meine Meinung auf dem Rande motivirt.

Geärgert aber — und darum war mein letzter Brief an Hub, in Folge der ersten Hitze, auch ein wenig grob — habe ich mich über einige alberne Späße von Dir! Wenn Deine eigenen Gedichte, wie ich Dir ohne Hehl gestehe, auch im Ganzen sehr gemischt waren und neben so Trefflichem, wie z. B. das Lied ist, worin Dir „vor den Riffen mehr des Landes als der See" grauet, auch manches Puerile aus früherer Zeit enthielten, so, — doch wozu der lange Nachsatz? Grade heraus, mit der sogenannten Gnome, drin Du Lyra, Kahira, Palmyra reimen lässest, hast Du meine frühere Boutrimés-Sucht persifliren wollen! Die alberne Charade Balthasar hast Du in

L's tiefgefühlte Gedichte bloß deswegen hineingeschoben, um meine Kritik auf die Probe zu stellen, — wahrlich, nicht die feinste Art, um in dieser Beziehung zu einem Resultate über mich zu gelangen. — Wenn Ihr mich nicht für befähigt haltet, eine gesunde Kritik auszuüben, so sollt Ihr mich auch nicht zum Mit-Redactor Eures Almanachs machen! Mit meinem Namen als Popanz auf dem Titel zu figuriren, daran ist mir beim Teufel wenig gelegen, und wenn Ihr mich bloß deswegen beschwatzt habt, so scheide ich noch heute aus der Redaction aus! Du kannst dann Hoff nur augenblicklich sagen, daß ich Nichts mehr mit dem Unternehmen zu thun habe, und — doch, du lieber Gott, ich werde während des Schreibens schon wieder warm und wollte Dir bloß in aller Ruhe die Frage vorlegen, warum Du mich, der ich Dir und Hub mit Herzlichkeit und ohne Rückhalt entgegengekommen bin, auf diese Weise auf meine Schwächen aufmerksam machst? Daß ich ihrer habe, du lieber Gott, das weiß wohl Niemand besser, als ich — wozu aber kein freundschaftliches Hinweisen darauf, warum diese albernen Witze?

Was meine Kritik betrifft, so hab' ich Dir, wie ich glaube, schon früher offen gesagt, daß ich sie nicht sowohl nach Regeln, als nach dem Gefühl ausübe. Wenn Euch das nicht ansteht — eh bien, ich bin tausendmal lieber ein tüchtiger Chamisso-Schwab'scher Partisan, denn ein schlechter Condottiere der Rhenanen in Eurer erdrückenden Nähe, meine Lieben!

Und nun: Basta! — Streiten wir uns am Ende doch nur de lana caprina! — Ich kann nicht hinter dem Berge halten, wenn ich was auf dem Herzen habe; — drum nimm's nicht übel, wenn ich, was vielleicht nur ein unschuldiger Scherz war, mit einer solchen Sauce begieße. Ich mein's nicht böse, drum —

„vergönne,
daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen Dir und mir!"

So citiren Handlungscommis den Schiller, n. b. die Hand auf der Brust, und ein ernst Gesicht schneidend! — Nun gehab' Dich wohl — Apoll nehm' Dich unter seine Fittige! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 6. April 37.

— Herzlichen Dank für Deine Notizen über Walther von der Vogelweide. Ich habe das Kreuzheer bereits vorige Nacht zwischen 3 und 4 Uhr, als ich gerade nicht schlafen konnte, in eine bedenkliche Position zwischen den Bergen Karmel und Tabor geschoben; Mensch und Vieh möchte des Teufels werden vor Hitze — und Friedrich II. reißt den bekannten schlechten Witz

von wegen der Trockenheit des heiligen Landes.[1]) Heute Nacht wird das Ding wohl fertig werden. Ich kann nur dichten in tiefer stiller Nacht. Dann fahr' ich aus schweren Träumen wie Lenore, lege die heiße Stirn in das zerwühlte Kissen, Mann und Roß sausen im Dunkeln an mir vorüber, und mit zerschlagenen Gliedern steh' ich morgens auf. So hab' ich auch in der Nacht von Sonntag auf Montag wieder 14 Strophen, Mirage überschrieben, zusammen gewacht. — Daß die Erzählung nach Shakespeare's Andeutung (Othello Akt I. Sz. 3) dem Mohren von Venedig in sein Wulstmaul gelegt ist, habe ich nur eben in der ersten und letzten Strophe hingeworfen. Es spielt freilich wieder im Sande, ich meine aber, es ist immer noch besser, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, als ihnen Wasser vorzuseichen. In einem Dinge, Die Schiffe, das Du bald in Dullers Deutschem Stammbuch lesen wirst, habe ich Sand und Wasser zusammengeknetet — das ist ein zäher Mörtel! —

* * *

Von dem oben erwähnten Gedicht über Friedrichs II. Kreuzfahrt — es scheint nicht vollendet worden zu sein — haben sich die nachfolgenden Strophen erhalten:

Schwergewappnet zieht das Kreuzheer durch das lodernde Gefilde.
In der Sonne der Kalifen glühn der Ghibellinen Schilde.
Helm an Helme, Fahn' an Fahne, Roß an Roß und Mann an Mann,
Zieht die Schar des Bannbeladnen durch das Glutland Soristan.

Wo sie rasselnd jüngst gelandet, Akka's Veste liegt im Rücken:
Anders dröhnt die braune Wildnis als des Fallthors Schwebebrücken.
Statt der Türme, die den Hafen, der sie aufnahm, stattlich gürten,
Niederschaut auf sie der Berghang, drum Elias' Raben schwirrten.

Scharlachfarbner Ginster wuchert um des Karmel Brust und Nacken: —
Sickert noch das Blut der Priester um die schroffen Felsenzacken?
Schwüler Hauch entweht den Schlüften: — kehrte der Prophete wieder?
Zürnt' er auf die durst'gen Fluren eine neue Dürre nieder?

An Hermann Neumann.

Soest, den 2. Ostertag 1837.

Lieber Freund!

Endlich gelange ich zur Beantwortung Ihrer lieben Briefe, durch die Sie mir eine große Freude gemacht haben. Namentlich bin ich Ihnen für

[1]) „Friedrich hatte das Land von Syrien nicht angenehm gefunden, und er soll bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande die muthwillige Äußerung sich erlaubt haben: Wenn Gott das schöne Land von Neapel gekannt hätte, so würde er nicht die Felsen und Klippen von Judäa zum heiligen Lande gemacht haben." Wilken, Gesch. der Kreuzzüge VI. S. 504.

Ihre Mittheilungen über Ihr Leben, Dichten und Treiben recht herzlich verbunden und bitte Sie nur noch, damit ich so ziemlich ganz im Klaren über Sie sei, um die gelegentliche Beantwortung der Doppelfrage: Wo im fernen Preußen sind Sie denn eigentlich zu Hause, und wie heißen Sie, Hermann, Heinrich oder gar Hannibal? Auch unter Ihrem „Nixengesang" im Musen-Almanach finde ich bloß: H. Neumann. Das sind allerdings kleinliche Fragen nach nichtsbedeutenden Nebendingen — bei meinem Freunde weiß ich aber auch gern derlei Nebendinge, und darum lachen Sie mich auch mit meinen dummen Fragen nicht aus! Nicht wahr?

Daß Sie meine neulichen kleinen Ausstellungen an einigen Ihrer Odeons-Beiträge nicht übel genommen haben, freut mich aufrichtig. Legen Sie aber um des Himmels willen nicht zuviel Werth darauf! Ich bin ein schlechter Kritiker, und wenn ich meine: so oder so, so müssen Sie das bei Leibe nicht als ein Evangelium ansehen, lieber Freund! Sie wissen wohl: Nullius in verba jurare magistri, und bei mir findet das zehnfach seine Anwendung, da ich, weiß der liebe Gott, noch weit vom Magister entfernt bin. Darum lassen Sie sich immerhin gehen, wie Gefühl und Stimmung es Ihnen eingiebt, das Herz ist am Ende doch ein besserer Lehrmeister als alle Muster. Nur, wie auch Grabbe Ihnen sagte: Nicht zu schnell — und ich setze hinzu: auch nicht zu Viel! Verschwenden Sie die Kraft, die Sie unleugbar besitzen, nicht an eine Menge kleiner unbedeutender Sujets! Concentriren Sie sie auf einen Punkt. Non multa, sed multum! Ich spreche aus Erfahrung. Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse herausfliegen? Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! Beim Versemachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakespeare's fine frenzy — das giebt die besten Gedichte! Ich begreife nicht, wie manche Leute das Dichten als eine Operation des Verstandes ansehen können, und — doch ich schweife ab! Bitt' um Vergebung!

* * *

An August Boelling.

Soest, 26. April 37.

Lieber Herr Boelling!

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 22. ds. Der Entschluß der Herren von Eynern ist mir nun, da ich in Barmen gleich einen mir bei meinem kurzen Dortsein so werth gewordenen Freundeskreis vorfinde, allerdings ein sehr willkommener, und es bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß weniger Ihre und der andern Herren wahrscheinliche Verwendung, als die eigene Ueberzeugung der Herren von Eynern jenen Entschluß hervorgerufen

haben möge! Wie ich Ihnen bei meinem Besuche bemerkte, pressirte ich durchaus nicht mit einem neuen Placement, und es sollte mir wirklich leid thun, wenn die Herren v. E., bloß um Ihnen einen, wie es scheint, eifrig gehegten, mir aber nichtsdestoweniger unerklärlichen Wunsch zu erfüllen, contre coeur dazu übergegangen wären, mich zu engagiren. Doch, dem sei nun, wie ihm wolle; jedenfalls bin ich Ihnen und den übrigen Herren, deren Bekanntschaft ich vorige Woche machte, für Ihre mir so angenehme als unerwartet an den Tag gelegte Theilnahme zum wärmsten Danke verpflichtet, und werde, wenn ich erst bei Ihnen bin, natürlich Alles, was in den Kräften eines menschenscheuen, hypochondrischen Poeten steht, aufbieten, Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu erwidern.

Meine Ankunft hab' ich auf morgen in 3 Wochen angesetzt. Früher kann ich wahrhaftig nicht — fügen Sie sich daher die kurze Zeit noch in die Ihnen allerdings unangenehme Nothwendigkeit und halten Sie sich überzeugt, daß ich Ihre Gefälligkeit zu schätzen weiß.

Wenn ich Sie nun noch mit der Sorge für das Logis belästigen darf, so sage ich Ihnen zu Ihrer gef. Richtschnur, daß ich am liebsten in der Nähe des Comptoirs, also in Wupperfeld, und zwar in dem an der Chaussee gelegenen Theile, der die freie Aussicht auf das Thal hat, mein Tabernakel aufschlagen möchte. Zwei einfache, anständig meublirte Zimmer, das größere zum Wohnen, das kleinere zum Schlafen, genügen mir. Ein ordentliches Bett (n. b. ohne Flöhe) müssen die Hausleute schaffen, die, wie sich versteht, ordentlich und reinlich sein müssen. Uebrigens wünschte ich, nicht zu theuer zu wohnen, denn wie Sie wissen, ich bin ein armer Poet u. s. w. u. s. w. Sie werden selbst schon am Besten wissen, wie der Kram einzurichten ist; wie Sie's machen, so ist's gut!

* * *

An August Boelling.

Soest, 6. Mai 1837.

Ich habe diese Nacht schwere Träume gehabt. Des Chirurgen ehrsame Wittib, des Drechslers verblühende Schwester und des Färbers blasses Ehegespons — wie Macbeths schnurrbärtige Schicksalsschwestern traten sie an mein jungfräuliches Lager, riefen, heiser wie die Primadonna auf dem letzten Dilettantenconcert, dem ich beizuwohnen den Kummer hatte: „Hail, Hail, Hail!" und ließen nicht eher ab, mich zu molestiren, bis der Schlag meines Canarienvogels um die vierte Morgenstunde endlich sie verscheuchte.

Liebster Herr Boelling: — wie Gott will! — Nach seinem unerforschlichen Rathschlusse trete ich mit verschämtem Lächeln vor Sie hin, halte die

Hand vor die Augen, und flöte mit den süßesten Tönen, deren meine gesprungenen Lippen fähig sind: die Bartschererin!

So gehen Sie denn hin, wackerer junger Mann, und machen Sie's mit der Alten richtig bis Martini! Der Chirurg, Gott hab' ihn selig, wird ja wohl nicht spuken? Das müßte ich mir wirklich verbitten, und ersuche Sie freundlichst, der Wittwe, was diesen Punkt anbelangt, einmal auf den Zahn (einen hat sie doch wohl noch?) fühlen zu wollen, sie aber übrigens meiner sonderbaren Affection und Gewogenheit zu versichern.

Damit wären wir also fertig, und ich kann nun mit erleichtertem Herzen dazu übergehen, Ihnen für die vielen Gefälligkeiten, die Sie mir, schon vor meinem Dortsein, so freundlich erweisen, wiederholt meinen Dank auszusprechen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich einmal zu revanchiren habe — vorläufig müssen Sie mit der bloßen Gesinnung sich zufrieden stellen!

Aber, lieber Herr Boelling, machen Sie sich um des Himmels Willen keine überspannten Vorstellungen von meinem poetischen Thun und Treiben — praesentia minuit famam! Wenn ich, wie die Leute sagen, ein Poet bin, so sind die Poeten, wenn Alle mir gleichen, in der Nähe und in der Gesellschaft eine höchst ordinaire, wenig brillirende Race; da verlassen Sie sich drauf!

Meinen Freunden pflege ich wohl gern dann und wann etwas Neues vorzustottern (denn vorlesen kann ich nicht), das ist aber auch Alles! Und durch mich Andere zu Liedern veranlassen? Ach, du lieber Gott! — Zu Satyren allenfalls!

* * *

An Hermann Neumann.

Soest, den 17. 5. 1837.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief vom 3. April, der mir außerordentliche Freude gemacht hat, erst jetzt beantworte, und auch jetzt nur mit zwei Worten. Ich konnte, ich kann nicht anders. Die letzten Monate waren für mich so bewegt, daß ich keinen ruhigen Augenblick gewinnen konnte. Morgen reise ich, vorläufig wenigstens auf zwei Jahre, nach Barmen (Adresse: Herren J. P. von Eynern & Söhne) und rücke Ihnen dann so nahe, daß ich unsre baldige persönliche Bekanntschaft wohl mit froher Zuversicht zu den gewissen Dingen zählen darf.

Sobald ich in meiner neuen Stellung einige Ruhe gewonnen habe, werde ich mich gern Ihrem Wunsche, Ihre mir eingesandten Gedichte zu beurtheilen, fügen. Vorläufig kann ich Sie ohne Schmeichelei versichern, daß ich sehr Vieles darin mit Lust gelesen. Auf Ihr Elfendrama freue ich mich

recht — lesen Sie Shakespeare's Sommernachtstraum und Grabbe's Aschenbrödel, Sie werden mehr daraus lernen, als ich Ihnen sagen könnte. —

Zwischen Werden und Kettwig bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen. Es muß da herum ein alter grauer Thurm, so eine Art von Ruine, stehen — den grüßen Sie von mir.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 23. Mai 1837.

Nur mit zwei Worten wollte ich Dir eben meine vorgestern Abend glücklich erfolgte Ankunft, mein Wohlsein und meine vorläufige Zufriedenheit mit meinen hiesigen Verhältnissen anzeigen. Meine früher gemachten Bekanntschaften empfingen mich, nicht minder wie auch meine neuen Prinzipale, mit Freundlichkeit und Herzlichkeit, und wenn ich auf meinem hübschen Stübchen mich auch in den Morgen-, Mittag- und Abendstunden recht einsam fühle, und an das Zusammenleben mit Euch mit Wehmuth zurückdenke, so hoffe ich doch, daß ich mit der Zeit mich schicken und finden werde. Die Nothwendigkeit, Soest zu verlassen, war zu gebietend für mich, und mit Fleiß und Anstrengung wird doch endlich mein Streben wohl zum Ziele gelangen!

Meine Hauswirthin ist eine gute alte Frau, mit der sich schon auskommen läßt. Das Essen lasse ich mir zu $5^3/_4$ Sgr. aus dem Wirthshause zur Pfalz auf mein Zimmer holen. Kaffee und Frühstück besorgt mir meine Alte für ein Billiges.

Und nun, liebe Mutter, nochmals herzlichen, heißen Dank für alle, mir besonders auch noch im letzten Jahre an den Tag gelegte Liebe! Mein heftiges Wesen hat Dich oft verletzt und ist noch dazu den Kindern ein schlechtes Beispiel gewesen. Vergieb mir! Du kennst mich ja, und weißt, daß ich's nicht so böse meine, wie es nach meinem augenblicklichen Aufbrausen oft scheinen sollte! Wollte Gott, daß ich bald in der Lage wäre, Dir und den Kindern durch mehr als Worte meine Liebe zu beweisen! Grüße und küsse Karl, Lina und Gisbertine! Sie sollen bald einige Zeilen von mir haben.

* * *

An August Schnezler.

Barmen bei Elberfeld, 26. Mai 1837.

— Die Kunst geht nach Brot; — meine Hugonischen Honorare waren zum Teufel, und mit dem noch zu erwartenden Cotta'schen muß ich meine Schulden bezahlen; — wir sind des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen. — Lieber August, ich bin wieder Comptoirist hier im pietistischen Wupperthale, verdiene jährlich 500 Thaler, und bin betrübt bis in den Tod!

Ich hätte große Lust, mich todt zu schießen. — „Poet" — großer Gott,

was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben hast und kein Geld dazu? Und doch — dies prosaische staubige Arbeiten um's Brot, ist's nicht immer noch besser, als den Buchhändlern seine Seele zu verkaufen? — Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es so was Miserables und doch zugleich Schönes um's Leben ist. — Passive Menschen meines Schlages, deren Activität bloß nach Innen geht, taugen nicht für's Leben. — Ich habe Gefühl, aber keinen Verstand — hab' eine Braut und arme Geschwister, die ich gern glücklich machen möchte und — gerechter Gott! warum ließest du mich geboren werden, oder wenn's einmal gelebt sein mußte, warum ließest du mich keine von diesen Maschinen und Comptoirseelen werden, die des schnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Sammet und Seide kleiden, den Musenalmanach kaufen und die Nase rümpfen, wenn ein Poet einen abgeschabten Rock trägt! — Oh!!!

Du bist nun in Carlsruhe, liebster August, und hast mich trotz Theaters, Weines und Küssens nicht vergessen. — Du bist ein guter Junge, ich drücke Dich an mein Herz und weine mich daran satt. — Pfui Teufel! — weinen! Und doch — die Thränen stürzen mir auf's Papier, das zu weiß ist, als daß ich ihm alle schwarzen Gedanken, die mich in diesen Tagen gequält haben, anvertrauen sollte! —

Hat Ignaz Dir denn geschrieben, ich sei ein Jude? Darüber muß ich doch lachen, wie betrübt ich auch bin. — Ich bin ein guter evangelischer Christ, mein Vater war Lehrer an der Stadtschule zu Detmold und hat mich taufen lassen, als ich vier Wochen alt war. — Nun hör' aber, wie ich dazu kam, dem Hub einen Bären aufzubinden, den er mir, wie ich jetzt wohl einsehe, übel nehmen könnte, wenn er mich nicht so lieb hätte. Hub hat die malitiöse Gewohnheit, mich in seinen Briefen auf eine wahrhaft häßliche Weise zu lobhudeln. Ich habe ihm mehrmal den Text darüber gelesen, und log ihm zur größern Strafe, und darauf fußend, daß er Braunfels einmal etwas verächtlich einen Juden genannt hatte, vor, ich sey selber einer. Was ich erwartet hatte, traf ein: der nächste Brief enthielt eine lange Lobrede auf die Toleranz! — Ich hielt's nicht der Mühe werth, in meiner Antwort auf den Gegenstand zurückzukommen, vergaß ihn, und höre erst jetzt durch Dich, daß Hub denn doch seinem Herzen gegen Dich Luft machen mußte — als ob die wahre Toleranz es nur des Erwähnens werth fände, der und der sei Jude, Christ u. dergl. Ich fiel wie aus den Wolken, als mich neulich Jemand frug, ob Hugo katholisch oder calvinistisch gesinnt sei. Doch auf Ehre, gewiß und wahrhaftig: ich bin nicht Jude, und muß sehen, wie ich den Hub besänftige, wenn er böse ist. Hol' der Teufel diese barocken Einfälle, die ich unwillkürlich ausführen und nachher dafür büßen muß. —

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 31. Mai 1837.

Anderthalb Wochen sind vergangen, seit Du mir den letzten Gruß aus der Postgasse zunicktest, und es wird nachgerade Zeit, daß ich Dir einmal ein Lebenszeichen von mir gebe.

Es ist doch eine eigene Sache um das Hineintreten unter neue Menschen, Verhältnisse und Umgebungen! Ich bin nun schon ein alter Kerl, und doch ist mir bis diese Stunde noch immer kauderwelsch zu Muthe. Meine Prinzipale behandeln mich allerdings mit einer außerordentlichen Artigkeit und Freundlichkeit; Bekannte (was man so nennt) haben sich auch schon um mich geschaart, denn wo ein Adler ist, da sammeln sich die Aeser; meine Arbeit ist mir größtentheils schon leicht und lieb, und wenn ich erst ein paar Monate hier bin, so werd' ich sie schier im Schlaf thun können — nichtsdestoweniger aber fühle ich mich oft recht einsam und beklommen. Nun, kommt Zeit, kommt Rath — es wird sich schon geben, und wenn ich augenblicklich noch allein stehe, so wird doch auch wohl die Stunde kommen, wo ich wieder Liebe nehmen und geben kann! —

Die Inlage an Lina besorge doch noch heute, wenn es Dir möglich, und tröste, wenn es nöthig ist! — Mein Wille, mein Entschluß, meine Liebe können wahrlich durch die Entfernung nicht verringert, sondern nur vermehrt werden.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 13. Juni 1837.

Meinen heißen, aus vollem Herzen kommenden Dank für Deine beiden Briefe vom 28. Mai und 8. Juni!! — Sehe ich doch daraus, daß Du nach wie vor die alte treue Seele bist, für die ich Dich seit Jahren erkannt habe, und daß wir, wie Du selbst am Schlusse Deines ersten Briefes bemerkst, jetzt einander näher stehen, als bei unserer ersten Trennung vor fünf Jahren! — Die Ursache ist leicht zu finden! — Vereinigen uns doch jetzt auch andere Interessen, als, wie es damals der Fall war, bloß wissenschaftliche! — Mathematiker, Kaufmann, Poet — in dem Einen Punkte, den wir meinen, treffen sie alle zusammen, und es ist sicher, daß gegenseitige Mittheilungen über, gegenseitiger Antheil an Herzensangelegenheiten die Herzen der sich so ihren Kummer und ihre Freude Mittheilenden selbst einander näher bringt. — Gib mir die Hand, Alter! Wir kennen und verstehen uns — für's Leben, hoff ich!! —

Daß Lina vor und nach anfängt, sich in unsere jetzige unvermeidliche Trennung zu finden, habe ich mit unaussprechlicher Freude gehört. Fahre fort, ihr Trost und Erleichterung zu bringen, wo sie's bedarf und wie Du's

vermagst! — Was an mir liegt, sie durch Briefe und Zeichen liebevollen Andenkens aus der Ferne aufzurichten, geschieht gewiß, was ich kaum nöthig habe, hier zu erwähnen. — Meine Bestrebungen, sie bald ganz zu der Meinen machen zu können, müssen von Erfolg sein, und Lina thäte darum wahrlich Unrecht, wenn diese nothwendige, jedenfalls nur kurze Zeit dauern könnende Trennung sie auf eine ihrer Gesundheit nachtheilige Weise angriffe. Sie darf ihrem Schmerze sich nicht überlassen, auch meinetwillen nicht! — Sag' ihr das, und was sonst beitragen kann, sie zu erheitern, das versäume nicht! Ich weiß es Dir von ganzer Seele Dank. Und fahre fort, mich von ihrem Befinden, leiblichen, wie geistigen, zu unterrichten. Das Herz ist mir manchmal verzweifelt schwer! —

* * *

An die Mutter.

Barmen, 14. Mai 1837,
ich meine: Juni.

— Nach Kettwig denke ich nächsten Samstag oder Sonntag über acht Tage einmal per pedes apostolorum hinzupilgern; ich habe doch Verlangen, einmal mit meinen Augen zu sehen, wie es jetzt dort steht, und bin gewiß, daß mein Besuch Freude machen wird. Wie ich's gefunden habe, theile ich Dir dann später mit.

Es geht mir wohl. Ich finde täglich mehr, daß meine neuen Chefs treffliche, liebe Leute sind, mit denen sich gut leben läßt. Gestern Abend bin ich mit Einem von ihnen nach Elberfeld in's Concert gefahren, Bücher ꝛc. werden mir fortwährend unverlangt mitgetheilt, und die Behandlung auf dem Comptoir ist die liebevollste und freundlichste. Der Abstand gegen Sigrists Comptoir ist wahrlich groß.

Vorigen Sonntag war ich mit Langewiesche am Schwelmer Brunnen; an Bekannten fehlt es mir nicht; alles kommt mir entgegen, und sieht mich mit Nas' und Mund an — wenn ich nicht so ein vernünftiger Kerl wäre, so könnte die Veneration, die die Leute meinen schlechten Versen erweisen, mir wahrlich schaden. So aber hat's Nichts zu sagen, als daß mir die Sache doch manchmal sehr lästig wird. Grüße alles Grüßbare. Und nun für heute das herzlichste Lebewohl, liebe, gute Mutter! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 27. Juni 1837.

— Wie es mir geht? — Gut! — Aber Aussichten für die Zukunft kann ich jetzt, nach kaum einem Monat, noch nicht weiter haben! Das kann sich erst nach Verlauf meines ersten Barmer Jahres zeigen! Wenn ich jetzt

noch andere Pläne, und Geld vollauf hätte, dann wirst Du, nach Lesung der folgenden Abschrift von Chamisso's letztem Briefe, den ich vorgestern erhielt, leicht errathen, was ich thäte:

Ein Brief von Schwab u. s. w. (vgl. S. 188.)

Das ist nun natürlich Nichts, und wäre es auch früher nicht gewesen — aber Thränen der Rührung sind mir in's Gesicht geschossen, als ich den herzlichen Brief des herrlichen Greises las. — Sag' mal, Jerrentrup, ist denn wirklich was an mir, daß so viele gute Leute nicht nur, sondern auch Männer, die ganz Deutschland ehrt und achtet, mich lieb haben und mir so entgegenkommen?

Du schreibst: — — „Dein Name wird von Tage zu Tage bekannter. Alles dieses scheint wie aus den Wolken gefallen zu kommen, indeß habe ich doch wohl näher darüber nachgedacht — der Raum gestattet es mir aber nicht mehr, mich weitläufiger zu fassen." — Das thu' doch, wenn Deine Stimmung danach ist, in Deinem Nächsten. Ich versichere Dich, daß ich oft blutige Thränen über dieses verfluchte Bekanntwerden weinen möchte. — Ich bin ein dummer Junge — nichts weiter! — und die Leute machen, Gott weiß was, aus mir! —

Schreib' doch immer richtig auf die Adresse: Herren J. P. von Eynern & Söhne, Du vermaledeiter Firmenverhunzer!

* * *

An Isaak Molenaar.

Barmen 1837. [Poststempel 4. 10.]

Ja wohl hättest Du Ursache, mir böse zu sein, und nicht nur ein wenig, sondern recht ordentlich! Um so herzlicher, inniger dank' ich Dir für Deine Versöhnlichkeit, und eile, Deine lieben Zeilen von gestern, so wie ich sie empfangen habe, augenblicklich zu beantworten. Entschuldigen will ich mich nicht — ich verschiebe Alles bis zum Wiedersehen, und sage Dir jetzt bloß mit warmem Handdruck, daß ich für Dich und Alle, die mir je im Leben mit Liebe und Freundlichkeit entgegengetreten, noch immer der alte Freiligrath bin, daß aber eine Verkettung von mancherlei Umständen, zumal ein großes Leben nach Außen, in das ich trotz der besten Vorsätze seit meinem Hiersein hineingerathen bin, mich bis jetzt abgehalten hat, Dir — und ach, wie vielen Andern! — zu schreiben! — Nochmals vergieb!

Die besten Freundeswünsche zum Antritt Deiner Friesischen Pfarre! — Wie glücklich bist Du nicht gegen mich! Du hast denn doch, wenigstens für's Erste, ein Ziel erreicht, während ich fortwährend noch auf's Ungewisse in der Welt herumfahren und es zunächst nur meine Sorge sein lassen muß, mich selbst nicht zu verlieren. Wenn ich nicht auf Andere Rücksicht nehmen müßte,

ich würde wahrlich Siedler (An- und Ein-) in einem transatlantischen Urwalde! — O, wie widert mich dies moderne Getreibe an! — Dieses Haschen und Rennen nach Geld, Ruhm, Vergnügen — es ist was Trauriges! Eine wahre Parforcejagd — die Dämonen in uns schwingen die Hetzpeitsche — und fort geht's, bis wir am Ende todt hinstürzen, und der Taumel ein Ende hat.

* * *

An Lina Schwollmann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

— Obgleich ich diese Woche eigentlich bei Dir entschuldigt bin, und sogar schon im Voraus Deine Absolution wegen etwaigen Nichtschreibens habe, so kann ich's doch unmöglich über's Herz bringen, so ganz und gar zu schweigen.

Soeben — ½2 Uhr Nachmittag — verläßt mich, denk' Dir die Ehre, Immermann. Vorigen Montag erhielt ich einen Brief von ihm, den ich Dir doch des Spasses wegen abschreiben will.

Seit Ihrem Auftreten ꝛc. s. S. 205.

Hierauf nun schrieb ich einige höfliche Zeilen zurück, und hatte dann gleich nach 12 die Ehre, den Herrn Landgerichtsrath in stattlicher Equipage bei mir vorrollen zu sehen. Er mußte noch heute wieder nach Düsseldorf zurück und konnte zu keiner andern Stunde kommen. Ein dicker, vierschrötiger Kerl, bedeutendes Gesicht, Schelm in den Mundwinkeln und im Auge. Im Gespräch die Freundlichkeit und Artigkeit selbst — er schied mit wiederholten Einladungen, ihn doch bald auf seinem Landsitze bei Düsseldorf zu besuchen.

Mein Ruhm frißt überhaupt um sich, wie ein junger Löwe. In einem Aachener Journale ist mir eine Reihe Gedichte pomphaft vom Verfasser dedicirt, wobei es nur schade ist, daß besagter Verfasser, ein Tübinger, selbst noch keinen Ruf hat. In „Westphalen und Rheinland" ist ein Räthsel abgedruckt, dessen Weisheit auf die 3 Silben Freiligrath hinausläuft; die neu erscheinenden Gedichtsammlungen überbieten sich im Abdruck meiner Sachen; ich zwicke mir manchmal selbst in die Waden, ob ich denn ich selbst bin? Die Leute sind doch ungeheuer dumm und lassen sich leicht was vormachen.

Nun aber auch genug von diesen Narrheiten. Daß in der Abendzeitung aber steht, Grabbe habe auf meine dichterische Entwicklung Einfluß gehabt, ist ebenfalls eine Narrheit und zwar eine große! Immermann hat mir viel von Grabbe erzählt und beklagte, daß er durch eigne Schuld so früh gefallen.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

Ihren Aerger über die Wirthschaft in unsern Blättern theil' ich voll-

kommen, obgleich ich eigentlich quant à moi keine Ursache habe, mit Dame Kritik zu schmollen! Unrecht aber wär's, wenn wir uns durch das Unwesen wollten beirren lassen! Rüstig vorangeschritten, wie der Gott in uns es gebietet, und dann weder zur Rechten noch zur Linken geschaut! Wenn was in und an uns ist, wird es ja doch wohl zu Tage kommen!

Recht interessant sind mir Ihre Erzählungen über die Düsseldorfer Zustände gewesen. Urtheilen Sie aber nicht zu rasch! Es ist nicht Jedem gegeben, das Herz in der Hand zu tragen, und unter einer kalten, weltmännischen Außenseite ist nichtsdestoweniger manchmal ein warmes Gefühl verborgen. Mir freilich ist es auch wohler bei Männern, die ohne Gezier frisch von der Leber weg reden, und da ich's selber so mache, so glaub' ich wohl, daß Sie sich bei mir behaglich fühlen würden!

Und doch, du lieber Gott, was gäb' ich nicht drum, wenn ich gemessener, kälter, verschlossener, geleckter wäre! — Wie hat mir dieses Aufbrausen und das Herz „im Maule" führen, besonders beim Glase Wein, nicht schon geschadet, seit ich in diesem vertrackten Tractätleinsthale bin! Ich mag nicht davon reden, 's ist aber eine entsetzliche Nation, diese Philister! Wenn Ihnen was Böses über meinen sittlichen Menschen zu Ohren kommen sollte, so glauben Sie's nicht.

Mit Hub ist es seiner Zeit ganz so gekommen, wie es ganz richtig von Ihnen vermuthet wird. Das ist auch wieder eine Zornruthe des Himmels für meine Dummheit und mein unbedachtes Hingeben! Wann das „Odeon" herauskommt, mag der Himmel wissen! Hub ist Eigenthümer des Unternehmens, scheint beim Drucker keinen Credit zu haben, und so wird denn im schönsten Schneckenschritt Bogen für Bogen gedruckt, wie St. Ignaz von den selbsterhobenen Subscriptionsgeldern pränumerando die Druckkosten gen Coblenz schickt. Es ist um sich todt zu schießen! Diesen Jahrgang muß ich noch wohl aushalten, da ich Pfizer, Duller, Arndt, Simrock, Wolff, Stieglitz und andere Ehrenmänner zur Mittheilung von Beiträgen vermocht habe — dann aber erheischt es meine Ehre, mich von Hub zurückzuziehen, wenn das von ihm gegründete „Odeon," wie wahrscheinlich, dann auch drüber eingehen sollte! Dies vorläufig sub rosa.

* * *

An O. L. B. Wolff.

Barmen, 6. Nov. 1837.

Lieber verehrter Freund!

Entschuldigen will ich mich nicht! — Ich bin tiefbetrübt, und will Ihnen in kurzen Worten nur melden, wie es mir, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben, gegangen! Sie zürnen mir nicht, deß bin ich sicher! —

Schon zu Ende des vorigen Jahres drängte sich mir die Nothwendigkeit, wieder zum Pulte zurückzukehren, mit jedem Tage gebieterischer auf. — Lyriker, wenig productiv, und mit keiner durchgreifenden Bildung ausgerüstet — wie hätte ich auch nur daran denken mögen, dem schriftstellerischen Stande für immer ausschließlich anzugehören? — Dazu meine drückende pecuniäre Lage — Sie können sich's denken, wie es gekommen ist, daß ich schon seit dem Frühjahr wieder hier pflüge!

Durch Kränkeln im vorigen Winter und die Reisen und Correspondenzen zur Erlangung einer merkantilischen Stelle hatte ich von den Orientalen, die ich vor einem Jahre von Ihnen für Sauerländer übernommen, bei meiner Abreise von Soest, erst sehr wenig fertig. Ich hoffte, den Rest während der Sommernächte hier im Wupperthal nachzuholen, aber, du lieber Gott — wo hätte mir die Zeit, wo die Aufgelegtheit herkommen sollen? Bei meiner Ankunft gleich hängte sich eine Menge Gesellen an mich; ich bin gutmüthig und weiß mich nicht zu nehmen — fast kein Abend den ganzen Sommer ist mein gewesen, und ich habe erst Ruhe seit einiger Zeit, nachdem ich Laden und Thür geschlossen habe.

Nun aber, wo ich alles Ernstes die Arbeit beginnen will, fängt meine, sonst wenigstens im Punkt des Nachtarbeitens feste, Natur an zu wanken. Mein Posten nimmt mir den Tag über 10 Stunden, Allotrien kann ich nur des Nachts vornehmen, und jetzt, wo Ehre und Pflicht mir gebieten, die Aufgabe endlich zu fördern, muß ich Erfahrungen an meinem Körper machen, die mir von Seiten des Arztes die strenge Vorschrift, auf unbestimmte Zeit hinaus allem und jedem Geisteswerk bei Nacht zu entsagen, zugezogen haben.

Da bin ich miserables Gestell nun vollends an den Fels geschmiedet! Bei Tage pflügen und bei Nacht schlafen, das ist ja ganz allerliebst, hahaha!

Blutige Thränen möcht' ich weinen! — Wie mir zu Muth ist, kann keine Feder schildern! — Was werden Sie sagen, was Sauerländer, dessen Mahnbriefe, immer in der Hoffnung, bald etwas für ihn thun zu können, ich bisher nicht einmal beantwortet habe? — Eine ungelöste Pflicht liegt mir wie die Himmelsdecke auf der Brust. Und doch, Sie werden mich nicht verdammen, Sie werden die Folgereihe von Umständen, die mich armen gehetzten Menschen in diese trübe Lage gebracht, erkennen und mich danach beurtheilen!

Meine Bitte an Sie, — Gott weiß, wie schwer es mir wird, sie auszusprechen! — geht nun dahin, mich, wenn nur irgend, irgend möglich, von meinem Versprechen zu entlasten. Wenn Sie selbst auch nicht die Arbeit übernehmen — Sie haben ja in ganz Deutschland so ausgebreitete, so angesehene

literarische Verbindungen, daß es Ihnen gewiß ein Leichtes sein wird, sonst einen der Sache gewachsenen Mann zu finden. — Ich beschwöre Sie: wenn Sie glauben, daß die Schonung meiner Kräfte für eine Zeitlang sonst vielleicht ersprießliche Folgen haben könne; bei Ihrer Freundschaft beschwör' ich Sie: reißen Sie mich aus diesem Zustande! — Sie können, Sie werden es! —

Ich weiß nicht, was ich sonst noch schreiben und sagen soll. Ich bin ganz dumm, ganz apathisch! Ich habe auch seit vorigem März kein Gedicht mehr gemacht. Das war das: Mirage, was in Dr. Schütze's Taschenbuch gestanden hat. Er will wieder was haben, und ich habe auch halb und halb zugesagt, wo will mir aber jetzt Freudigkeit herkommen?

Tausend Dank für Ihre Halle der Völker! Wenn Sie wüßten, wie Sie mich damit erfreut haben! Ich lese täglich während des Essens darin — denn das ist fast die einzige Zeit, die ich mein nennen kann.

Mein Heftlein Gedichte kommt jedenfalls noch im Winter heraus, und ist nur durch die Ihnen vorher genannten Abhaltungen aufgehalten worden. — Neues ist nichts darin. Ein Exemplar soll sogleich nach dem Erscheinen als Pfand herzlichster Freundschaft zu Ihnen wandern!

Vor 14 Tagen hat mich Immermann besucht. Ich kannte ihn noch nicht, weil ich bei meinem zeitweiligen Aufenthalt in Düsseldorf (immer nur $^1/_2$ oder 1 Tag) denn doch eine gewisse Scheu hatte, zu ihm zu gehen. Seine gewinnende Freundlichkeit hat mir aber gezeigt, wie sehr ich Unrecht hatte, jene Scheu zu hegen. Ach, er war grade einen Tag vorher bei mir, eh' ich zum Arzt schicken mußte! — ich hatte gegen ihn noch mit meinem Nachthocken geprahlt! —

Und nun theurer, verehrter Freund, das herzlichste Lebewohl! Antworten Sie mir bald, und reißen Sie mich bald aus meinen Beklommenheiten. —

Fertig hab' ich leider nur:

Le Derviche,
La Bataille perdue,
Les Adieux de l'Hôtesse Arabe,
Le Poète au Calife,
Buonaberdi,
La Fée et la Péri,

und dies kann, wenn Sie es wünschen, alsbald mit Ihren mir seiner Zeit übersandten Manuscripten an Sie, oder wen Sie mir sonst angeben werden, abgehen. — Nochmals, ich weiß nicht, wie ich Ihnen werde danken können! — Aber helfen werden Sie mir, nicht wahr? —

* * *

An die Mutter.

Barmen, 21. Nov. 1837.

Ich bin diesmal wieder recht saumselig im Beantworten Deiner beiden lieben Briefe gewesen, und hätte es, was den letzten anbetrifft, doch um so weniger sein sollen, als mein Schweigen Dich und Euch alle wahrscheinlich nicht wenig beunruhigt hat und noch beunruhigt. Ihr müßt mir indessen schon verzeihen — ich habe mich seither gar zu unwohl gefühlt, und wenn ich vom Comptoir kam, Mittags oder Abends, so war ich so abgespannt, müde und hinfällig, daß ich mich lieber auf's Sopha legte, um zu schlafen, oder im besten Falle, um ein Buch in die Hand zu nehmen, als daß ich noch zur Feder gegriffen hätte, um ein Gesundheitsbulletin an Euch abzufassen. Jetzt geht es aber seit Sonntag wieder so ziemlich, und nun soll es auch meine erste Arbeit sein, ein paar Worte an Dich zu richten.

Der Teufel mag wissen, was mir eigentlich gefehlt hat. Totaler Mangel an Appetit, der schwärzeste Hypochonder, und dazu allerdings auch noch eine hartnäckige Erkältung, die mich eine Zeitlang jeden Abend in ein heftiges Fieber warf und Nacht für Nacht mit den ermattendsten Schweißen quälte; das sollen wohl so ungefähr die Dämonen gewesen sein, die mich in diesen Wochen gezwackt haben. Du weißt aus Erfahrung, daß ich mich so leicht nicht zum Doctor bringen lasse, diesmal aber gab ich doch den Vorstellungen meiner Freunde nach, und bin, wie gesagt, jetzt wieder einigermaßen auf den Strumpf gebracht. Der Hypochonder, meinte der Arzt, käme vom nächtlichen Arbeiten her, was er mir von nun an strenge untersagt hat, und die Erkältung sei eine Art Grippe, die diesen Herbst hier im Wupperthale grassire. Ich habe nun Pulver und Mixturen die schwere Menge geschluckt, und es hat, Gott sei Dank, gute Wirkung geäußert. Vor Allem freue ich mich, daß ich meinen Appetit wieder habe, und ich wollte nur, daß ich einen bessern Mittagstisch hätte, als ich ihn hier auf Wupperfeld haben kann, um mich 'mal so recht voll und satt zu essen, mit Respekt zu melden! —

Das Comptoir habe ich übrigens, so gut es angehen wollte, immer besucht. Da ich Weihnachten Urlaub nehmen muß, so möchte ich nicht gerne auch jetzt schwänzen, zudem wären dann meine Bücher zurückgekommen, und so habe ich mich denn als Tag für Tag die paar Schritte hingeschleppt, was mir jetzt recht lieb ist.

Und nun Adieu, liebe Mutter! Mache Dir keine Sorgen mehr um mich, ich bin wirklich auf der Besserung.

* * *

Besonders frisch und eigenartig spricht sich Freiligraths Wesen aus in den Briefen an Wolfgang Müller von Königswinter. Sechs Jahre jünger

als Freiligrath, war Müller damals seit Herbst 1835 Studiosus der Medizin zu Bonn, hatte zugleich als blutjunger Dichter bereits den Pfad eingeschlagen, dem er lebenslang getreu blieb, der Verherrlichung des Rheines, der poetischen Darstellung seiner Sagenwelt. Freiligrath fühlte sich zu dem jungen Mediziner, mit dem er öfter in Düsseldorf zusammentraf, lebhaft hingezogen; ihrer beider vorwiegend lyrische Natur stimmte zusammen, und schon Müllers früheste Sagendichtungen, wie der Mönch von Heisterbach ꝛc. zeigen bemerkenswerte Vorzüge in künstlerischem Aufbau, Maß und Schönheit des Gedankens wie der Sprache. Freiligrath schüttet daher dem Bruder in Apoll mit besonderer Vertraulichkeit sein Herz aus, wenn auch nicht das Tiefste des Herzens, welches er mit eiserner Beharrlichkeit verschlossen hielt: über die Brautschaft gegen die rheinischen Freunde nie ein Wort! So sprechen diese Briefe wohl von manchem fröhlich durchzechten Abend, mehr aber vom Mißbehagen an der kaufmännischen Arbeit, von der Sehnsucht in die Ferne, nach neuen Anschauungen, vom Durst nach Freiheit; gleich nach dem kläglichen Ausgang des Rheinischen Odeons treten die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch, die neuen Beziehungen zu Simrock und Matzerath heran; dies und anderes geht in bunter Folge an dem Leser vorbei. Es mag das Wesentliche der Briefe hier folgen.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 9. Dez. 1837.

Liebster Müller!

Sie sind mir, glaube ich, böse, daß ich erst so spät auf Ihre freundlichen Briefe antworte. Der erste beginnt mit der traulichen Anrede: „Liebster Freiligrath," und der zweite mit einem malitiösen: „Hochgeehrtester!" Seien Sie doch nicht närrisch! Ich bin von Ende October bis jetzt im höchsten Grade unwohl gewesen, und fange erst seit wenigen Tagen an mich wieder zu erholen.

Ein heftiges Katarrhalfieber, dazu, leider Gottes, ein durch ewiges Sitzen und nächtliches Arbeiten derangirter Unterleib, und vor Allem ein finsterer, durch Nichts zu bannender Hypochonder machten mich zu vernünftigem, mir und Andern Freude machenden Briefwechsel durchaus untauglich.

Zürnen Sie mir nun noch? Ich hoffe nicht; — ist ja eigentlich schon Ihr zweiter Brief trotz des fatalen: „Hochgeehrtester" Beweis genug, daß Sie nicht unversöhnlich sind, und daß Ihnen eine kleinliche Empfindlichkeit fremd ist. —

Ob ich, wenn meine Verbindung mit Hub sich aufgelöst hat, ein ähnliches Unternehmen auf eigene Faust oder in Gemeinschaft mit einem tüchtigen Helfer gründen (oder eigentlich fortsetzen) werde, steht noch sehr dahin. Meine

Zeit ist beschränkt, und meine Kritik (wenigstens, wenn ich motiviren soll, warum ich so oder so urtheile) nicht weit her. Ich glaube, daß ich besser thue, still für mich fortzuschaffen, und das Sammeln und Sichten Berufenern zu überlassen. — Erwägen Sie überdies noch die Verdrießlichkeiten, die mit der Redaktion eines derartigen Almanachs verbunden sind!

Uebrigens bin ich Ihnen für Ihren Wink wegen Simrock herzlich dankbar. Der wäre allerdings der Mann, einen Rheinischen Musen-Almanach zu leiten, und könnte, wie ich meine, auch allein den Versuch wagen. Reden Sie einmal mit ihm! Es wäre doch Schade, wenn ein Unternehmen, wie dieses, nur in Händen wie Hub's bliebe!

Jetzt komme ich zu Ihrer freundlichen Einladung. Als ich Ihren ersten Brief erhielt, konnte ich wegen Unpäßlichkeit nicht, und jetzt, auf Weihnachten, geh' ich nach Westphalen, meine Familie zu besuchen. Doch geb' ich die Hoffnung nicht auf, Sie und Reinick bald wiederzusehen, und bitte Sie drum, mir in Ihrer baldigen, feurige Kohlen auf mein Haupt sammelnden Antwort zu sagen, bis wie lange Sie in Düsseldorf bleiben. Wahrscheinlich werd' ich nämlich schon Neujahr, oder spätestens doch den Sonntag nach Neujahr, wieder zurück sein, und würde dann um so mehr gern einen Tag mit Ihnen dort verleben, als auch Immermann mich freundlich eingeladen hat, ihn einmal zu besuchen.

Denken Sie sich die Ehre: Immermann hat mich in der zweiten Octoberhälfte selbst in meiner obscuren Behausung in der Kirchstraße zu Wupperfeld aufgesucht. Ich kann nicht läugnen, daß es mich innig gefreut hat! Ich verehre ihn seit lange, und das Wohlwollen, die Herzlichkeit, mit der er mir entgegenkam, hat mich wahrhaft erquickt!

Was hab' ich Ihnen nun sonst noch zu sagen? Ja, richtig — das Refüsiren Ihrer Gedichte von Seiten des Musen-Almanachs möge Sie nicht beirren! Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß sich in das ursprünglich so schöne Unternehmen ein Geist der Coterie hineingeschlichen hat, der zu nichts Gutem führen kann! Ja, wenn der herrliche Chamisso und der biedere, herzliche Schwab es allein zu thun hätten! Die Adjutantur des Erstern mag aber freilich Manches auf dem Gewissen haben. Uebrigens wird Chamisso den Almanach von nun allein redigiren; Schwab ist, wie mir Weidmann schreibt, von der Redaktion ganz zurückgetreten, seit er Pfarrer von Gomaringen ist, hat aber, wie die übrigen namhaften Schwaben, fortwährend thätige Mitarbeiterschaft zugesagt.

Und nun, grüßen Sie mir Arndt, Simrock und Reinick auf's herzlichste! Dem Ersten hab' ich auf seine Gedichtsendung für's Odeon immer noch nicht geantwortet, weil ich von Monat zu Monat hoffte, es mit dem

Odeon selbst thun zu können. Es soll nun (ebenso an Simrock) geschehen, wenn das Buch fertig ist! Entschuldigen Sie mich und sprechen Sie dem würdigen Greise das Gefühl meiner innigen Verehrung für ihn aus.

Was dichten Sie denn jetzt? Sie Glücklicher, Mußebegabter, sind gewiß recht fleißig. Ich bin jetzt mit einem Cyclus: „Dichter" beschäftigt, und wollte nur, daß wir einen harten, klingenden Frost bekämen. Der Nebel und Regen verdumpfen Einem den wüsten Schädel nur noch mehr!

Meine Gedichte kommen jedenfalls noch vor Ostern heraus — üben Sie Nachsicht! Lauter dummes Zeug!

* * *

Der im vorstehenden Briefe erwähnte Cyclus „Dichter" kam nicht zur Ausführung. Das nachfolgende ungedruckte Gedicht ist, selbst unvollendet, Bruchstück jener beabsichtigten Reihenfolge von Dichterbildern.

Eine Rast bei Düsseldorf.

So schreit' ich ostwärts denn vom Rheine!
Die Sonne steigt, die Berge glühn!
Es trifft mein Wanderstab die Steine
Des Heerwegs, daß sie Funken sprühn!
Lastwagen ziehn, Karossen blenden,
Vom Sporn des Reiters tröpfelt Blut!
Hoch auf des Pfades Uferränden
Gehölz, und Farrn, und Fingerhut!

Wie stolz und prächtig dein Gefieder,
Du Palmentypus, Farrenkraut!
Wie stolz, wer auf die Lande nieder,
Umrauscht von deinen Blättern, schaut!
Hinan, hinan! Mein Haupt umfliegen
Soll deiner Schäfte wirr Gerank!
Am Saum des Weges will ich liegen
Auf krautumfloßner Wurzelbank!

Hinan! Den Strohhut in die Kräuter!
Die heiße Stirn in's frische Laub!
Vorbei im Trabe, Roß und Reiter!
Vorbei in Wirbeln, Julistaub!
Nimm auf und balle dich! — Von hinnen!
Dem Rheine zu mit Sturmeshast!
In deiner Wolke will ich sinnen
Die Dauer dieser Stundenrast!

Vorbei! — Was drunten wallt zur Stunde,
Von deinem Tuche sei's verhüllt!
Ein Visionair, auf seinem Grunde
Rasch laß' ich sprühn ein ander Bild!

Zu Berg drei Männer seh' ich reiten;
Die Tracht veraltet, feierlich!
Das ist ein Ritt aus alten Zeiten,
Ein Ritt der Jahre Siebenzig!

Ein seltner Zug! — Beim Himmel: — Zöpfe!
Von Puder weiß das blonde Haar!
Doch keck und edel ihre Köpfe,
Die Stirnen hoch, das Auge klar!
Ihr Bügel straff, ihr Sitz geschlossen —
So sitzt ein König auf dem Thron!
Und stolz herunter von den Rossen
Braust ihres Wortes mächt'ger Ton!

Halt! — Ihr? — Ich weiß von eurem Ritte;
Weiß, wen ihr im Gebirg verließt! —
Zuerst, du Prächt'ger in der Mitte,
Du Junger, Schlanker, sei gegrüßt!
Du Zeushaupt, das den Götz geboren,
Und Lamoral, den Grafensproß: —
Gieb Rast, o Goethe, deinen Sporen!
Götz, Egmont, Werther, wirf dein Roß!

Von den zahlreichen Briefen an Heinrich Koester aus der Barmer Zeit mögen nur einige mitgeteilt werden, weil manche derselben entweder geschäftlichen und rein gelegentlichen Inhaltes sind oder sich auf uns nicht mehr verständliche Vorgänge bei Besuchen Freiligraths in Düsseldorf beziehen. Mag er aber übermütig scherzen oder seine Reue über eine ihm, dem Seelenguten, entschlüpfte Schroffheit aussprechen, diese Briefe sind jedenfalls ein Zeugnis der innigen Zuneigung, welche Freiligrath mit seinem Heinz, „dem Kindervater," „dem Pädagogen," verband.

Lieber Koester!

Barmen 1838 (Poststempel 18. 1.)

In meiner Eigenschaft als zukünftiger Keim der zwecklosen Gesellschaft wird es ja wohl nichts machen, wenn ich mitunter auch zwecklose Briefe schreibe, zu deren Kategorie der vorliegende Wisch jedenfalls zu rechnen sein wird.

Ohne Zweck also meld' ich Dir, daß ich vorgestern Morgen mit bereiften Nüstern zwar, sonst aber „trocken und wohlbehalten", wie es in unsern Frachtbriefen heißt, wieder hier angelangt bin.

Unter Briefen, die ich vorfand, war auch einer von G. Pfizer, der, nachdem Schwab Stuttgart verlassen, die Revision des Drucks meiner Sammlung freundschaftlich übernommen hat.

Denk' einmal: Bis zum 17. Bogen war der Druck schon vorgeschritten,

und 5—6 Bogen kommen jedenfalls noch hinzu, so daß das Bändchen, meiner Berechnung ganz zuwider, jetzt doch fast ein Alphabet stark werden wird. Es ist mir ganz recht so! — Gibt es nun doch ein paar Carolins mehr, und der Band sieht auch anständiger aus so, und correspondirt äußerlich mehr mit der Beleibtheit seines Urhebers.

Und nun Addio! — und sei überzeugt von den alligatorischen Gesinnungen

Deines

Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koester.

Barmen, 12. 2. 38.

Würdiger und unschädlicher Greis!

Da wir leider sans adieu von einander geschieden sind, so ist mir das Vergnügen nicht geworden, die Umärmelungsscene vor Sonderlands Wohnung zu repetiren. Es hat mir wirklich leid gethan, daß Du nicht mitgegangen bist! Den Stummen hab' ich freilich in hohem Grade gespielt, nichts destoweniger aber viel Plaisir ausgestanden! Schrödters Humor war ganz köstlich, Immermanns Mährchen im Spessart hinreißend, und die Versammlung die Crême der Düsseldorfer Gesellschaft. Wie ich trübe Champagnerblase drauf herumgeschwommen bin, kannst Du Dir denken. Es hat mir gewiß Niemand den feuchten Nachmittag angemerkt und schmeichl' ich mir au contraire, verdammt nüchtern ausgesehen zu haben.

Wir wollen aber doch unsres eignen Bestens willen in der Folge ähnliche Desserts vermeiden! Weiß der Teufel, wie sich die Geschichte so gemacht hat! Einige Schuld soll ich wohl haben, und — doch, was ist denn d'ran gelegen! Wenn wir nur nicht mehr zu Sonderlands gegangen wären! — Nachher ging's, wie gesagt, ganz vortrefflich!

Und nun Addio, lieber Koester! An Sonderland, Stilke, Reinick und Steifensand bei Gelegenheit meine besten Grüße. An andere Freunde trage ich Dir keine auf, denn es steht geschrieben: Und führe uns nicht in Versuchung.

* * *

An Heinrich Koester.

Barmen, 21. Febr. 1838.

Nun sitz' ich heute schon den achten Tag auf der verfluchten Kneipe, schlucke Medizin, schlafe, lese, und gebe mich in unbewachten Augenblicken mit der Cultur meines Bartes ab, der nachgerade so lang ist, wie die Ohren von weiland Bileams Esel. Unser Herrgott hat mir nämlich in seinem uner-

gründlichen Zorne die Lauspocken (i. e. die modifizirten, sive Varioliden) an den Cadaver geklext; ich sehe aus, wie ein bunter Hund, und wenn mich nicht der Gedanke aufrecht hielte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß in specie diese Prüfung wahrscheinlich nur in Folge jüngst begangener Sünden, zur Erweckung und Befestigung meines innern Menschen, über mich ergehet, so wär's zum Teufelholen!

Wenn Du etwa Sonntag kommen solltest, so besuche mich doch ja. Ich denke dann, laut Dr. Fischer, wieder auf dem Strumpfe zu sein, und infizire jedenfalls Niemanden mehr.

NB. Briefe tragen den Infectionsstoff nicht mit sich fort.

* * *

An Lina Schwollmann.

B. 27. Febr. 1838.

— Nun zu etwas anderem! Die Hermannsschlacht (welche Du, beiläufig gesagt, wohl vor Lina's Lesewuth verbergen könntest) wird Dir ebenso wenig wie die vorgedruckte Biographie einen befriedigenden, wohlthuenden Genuß verschaffen. Ich schickte sie Dir einzig wegen des Interesses, das Du doch noch immer an der Christel nimmst. Eine Natur wie Grabbe's kann ein Gemüth wie das Deinige unmöglich ansprechen, ihre Produktionen werden Dich eher abstoßen, und das Gemälde ihrer Verirrungen, Kämpfe und ihres endlichen Untergangs kann Dich zwar mit Schmerz erfüllen, wird Dich aber doch gerne zu erfreulichern Bildern eilen lassen. Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestoßen, bewegt und erschüttert! Mein Gedicht auf seinen Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiß edlen, jedenfalls großen und gewaltigen Natur, und so mußt Du es auch beurtheilen.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 28. Febr. 1838.

Auf Deinen theilnehmenden Brief vom 21. dieses kann ich Dir heute zu meinem nicht geringen Vergnügen meine gänzliche Wiederherstellung melden. Ich besuche schon seit vorgestern das Comptoir wieder, spüre nicht die geringsten Nachwehen, und die wenigen Forellenpunkte, die im Gesicht und auf den Händen geblieben waren, sind auch kaum sichtbar mehr. Ich kann von Glück sagen, daß ich so gnädig weggekommen bin. Kurz vor dem Ausbruche und in den ersten Tagen desselben fühlte ich mich aber doch nicht wenig herunter. Heftiges Fieber, ein ganz eigenthümliches Gliederreißen und eine totale Abspannung setzten mir hart genug zu; ich konnte nicht gehen, nicht stehen

und nicht liegen und werde mein Lebenlang an den verfluchten 17. Februar, Samstag vor 8 Tagen, gedenken.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Barmen, 9. März 38.

Würdiger Zulauff!

Bei den stillen Zeitläuften, welche das Zwistgeschäft weniger in der merkantilischen als in der literarischen Welt aufkommen lassen, finde ich Zeit, lieber Harry, Dir soeben noch vom Comptoir aus die folgende Bitte zutrauensvoll zu Füßen zu legen.

Dingelstedts Gewäsch über Grabbe und mich in der Lewald'schen Europa ist nun nämlich auch in den vielbeliebten Täglichen Anzeiger übergegangen, und da ich eine liebe Seele jenseits der Berge, die weder die Europa, noch die Didaskalia, noch den Täglichen je zu Gesichte kriegt, gern einmal jene halbwahren Notizen über ihren Sänger lesen ließe, so würde es mir sehr lieb sein, wenn ich eines Exemplars der betreffenden beiden Nummern des Anzeigers habhaft werden könnte. Könntest Du mir nicht dazu behülflich sein? Ich würde es Dir herzlich Dank wissen.

So wenig authentisch auch die Data sind, die der einen Poeten für einen Nachtsack ansehende Berichterstatter über mich beibringt, so hat mich Dingelstedts Humor doch stellenweise recht ergötzt. Nur hätte er sein Bedauern für sich behalten können. Das gäb' ich ihm gern mit Protest zurück! — Bedauern lassen sich die Weiber und die Kinder.

Willst Du Sonntag kein Glas Madeira bei mir schlucken? Ich werde dann auch den Cardinal mit Dir verrechnen, der nachgerade so alt ist, daß er wohl schon Papst sein könnte!

* * *

Franz Dingelstedt, damals noch ganz am Anfang seiner literarischen Laufbahn, hatte Eingang 1838 in der Europa einen Aufsatz veröffentlicht „Eine Mitternacht in Detmold", und bei dieser Gelegenheit neben manchem Treffenden und Wohlgemeinten manches Irrige und Unwillkommene über Freiligrath mitgeteilt. L. Merckel ließ im April 1838 in Nr. 3 und 4 des Lippischen Magazins eine sehr spöttische und abfällige „Beleuchtung der Dingelstedt'schen Mitternacht" erscheinen.

An Lina Schwollmann.

Barmen, 12. März 1838.

— In Lewalds Europa hat kürzlich ein Aufsatz über mich und Grabbe gestanden, der aus jenem Journal in verschiedene andere, u. A. auch in den Elberfelder Tägl. Anzeiger, übergegangen ist. — Ich schick' ihn Dir bei-

liegend, da Du Dich wohl dafür interessirst. — Er ist nicht ohne Humor geschrieben, liefert aber einen lebendigen Beweis, wie Thatsachen, wenn sie so ein zehn Jahre im Munde der Leute gewesen sind, entstellt und mit einander verwechselt werden können. So was muß man sich schon gefallen lassen, wenn man am Wege baut! — Du siehst übrigens hieraus, wie Grabbe und ich bloß deßwegen immer zusammengekoppelt werden, weil wir aus einem Orte sind, und wie dieser Ort auch durch mich Bescheidensten aller Federfuchser mit der Zeit zu einiger Glorie gelangt. Wären Grabbe und ich nicht in dem Neste geboren, so hätte Dingelstedt gewiß in seinem Leben keine „Mitternacht in Detmold" geschrieben.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 13. März 1838.

Meine Poemata müssen ganz bald herauskommen und sind im Druck wahrscheinlich schon vollendet. Steht viel mattes und triviales Zeug drin, und da werden denn die Recensenten grimmig über mich herfallen, und mich zu Tode hetzen.

Machen thu' ich jetzt wenig, ich bin mordfaul und wollte, daß ich auf Navy-Island bei den Canadischen Insurgenten wäre.

Anliegend nun das Odeon! Das letzte, das unter meiner Mitredaction erscheint! Die Gründe wissen Sie. Steht doch manches Gute in dem Büchel, Arndts charakteristische Beiträge sind ganz vortrefflich, Simrock, Landfermann, Pfizer, Stieglitz, Duller, Bechstein, Pfarrius, die Stöber haben Vorzügliches gesteuert. Meine Sachen im Buch sind nichts werth. Der Ausgewanderte und der Neger gehen an, Memnon aber ist Schwulst. Gott besser's! Grabbe's Barbarossa, eine Reliquie von ihm, die mir die Wittwe mittheilte, wird Ihnen Freude machen.

Wann der unendliche Augenblick (gut, daß Sie nicht endlose schrieben) endlich naht, wo Sie des Glücks theilhaftig werden, meine Stumpfnase sammt Hamsterbacken in natura anschauen zu können, das, lieber Leutnant, mögen die Götter wissen. Ich denke übrigens doch im Frühjahr! Wir können's ja vorher absprechen, und wenn uns dann der Teufel mal zusammen hat, dann wollen wir von Poesie, Poeten, Jean Baptisten, [1]) Ironie des Lebens und Eisenbahnen sprechen, daß die Leute sich wundern sollen. Pfingsten wäre die rechte Zeit; da wird der heilige Geist ausgegossen, da wird er sich setzen auf einen jeglichen unter uns, da werden wir predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist uns wird geben auszusprechen. Da werden die Flämmlein leuchten auf unsern Häuptern, und Jüden und Jüdengenossen werden sagen: sie sind voll süßen Weins! Sie aber werden auftreten, aufheben Ihre Stimme, und

[1]) Jean Baptist Rousseau aus Bonn, Literat, 1802—67.

zu ihnen reden: Lieben Männer und Brüder! Diese sind nicht trunken, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage! [1])

Bis zu diesem unendlichen Augenblicke, den ich mir bei einem Glase frischen Quellwassers, einer Gabel Kornsalat und einem weichgesottenen Eilein (das ist NB. mein solitärer Abendschmaus, in den ich während dem Schreiben je zuweilen einhaue) in den buntesten Farben schon jetzt anticipirend vor die Seele treten lasse, hoff' ich jedenfalls noch einen oder ein paar Briefe von Ihnen zu erhalten. Der Himmel sei mit Ihnen, bester Neumann!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 20. März 1838.

Wie es mir geht, was ich treibe u. s. w., fragen Sie? Ach, darüber ist wenig Tröstliches zu melden — krank, unwirsch und die vier Species! Den halben Februar und die ersten Tage des März hab' ich — an den Blattern zu Sopha liegen müssen, und fühle mich noch nicht recht wieder wohl. Dann dieses vermaledeite Nest, prosaisch, kleinstädtisch, dünkelhaft und verketzernd wie kein anderes. Ich sehne mich herzlich hinaus, soll aber doch wohl meinen Contrakt bis Mai 39 halten müssen.

Daß ich übrigens gesonnen bin, den Kaufmann zu quittiren, literarischer Aventurier zu werden und zunächst in Düsseldorf meine Bude aufzuschlagen, ist nur leeres Gerücht. Wahr ist's allerdings, daß ich insonderheit von Immermann dringend und auf eine Weise, die mir sein theilnehmendes Wohlwollen deutlich zu erkennen gab, aufgefordert worden bin, mich meinen jetzigen beengenden Verhältnissen zu entreißen, noch was Tüchtiges zu lernen und dann nach einem festen Plane einem bestimmten, poetischen Ziele zuzusteuern! Aber es geht beim Teufel nicht, so lockend mir auch solche Töne in die Seele klingen! Buchhändlerknecht werden, um zu leben! Pfui — da müßt' ich das, was ich mit schlagenden Pulsen, schier als Visionär, schreibe, eben so gut nebenbei machen, als jetzt! Uebersetzen oder Buchführen, das soll am Ende wohl zu Einem auskommen, und das Letzte soll, dünkt mich, doch wohl eben so ehrenhaft sein als das Erste. — Nein, wenn mir etwas ersprießlich wäre, dann wär's Reisen! Großstädte, das Meer, die Poesie der Matrosenjacke — das ist's, was mir fehlt, und wenn Familien- und andere Verhältnisse mir nicht Ketten an Hände und Füße geworfen hätten, dann sollte mich, wahrlich! nichts abhalten, um Himmel und Hölle zur Erlangung einer Secretärstelle auf einem Englischen oder Holländischen Kriegsschiffe in Bewegung zu setzen.

[1]) Zarte Gemüter mögen an diesen Scherzen keinen Anstoß nehmen, sondern das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" zum Troste lesen. Freiligrath liebte lebenslang solche durchaus harmlos gemeinte Citate aus der Bibel.

Die Welt! Es ist bei den Göttern noch viel Poesie auf dem alten Globen, die noch kein Menschenmund gesungen hat, und die, auch außer Männern wie Cooper, Paulding, Irving, Marryat u. A., ihre Interpreten haben sollte!

Haben Sie Karl Becks Nächte gelesen? Das ist ein Hauptkerl, vor dem man Respekt haben muß — Gesinnung, Gedanke, Sprache und Form, Alles trefflich!

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 5. April [1838.]

Lieber August!

Hoffentlich hast Du besser geschlafen, als ich! — Bis drei Uhr ist keine Ruhe in meine Gebeine gekommen, wodurch denn mein neues Gedicht bis zur dritten Strophe gewachsen ist.

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand!

Verworrne Schrift! — ich will sie lesen!
Halt her: ich will dir prophezein!
Ich will dies Furchenräthsel lösen,
Ich will dein Liniendeuter sein!
Hör' zu, willst du dein Schicksal wissen: —
Der Zug der Völker folgt den Flüssen,
Die Pflugschaar folgt der Wagenspur;
Der Bison läßt in's Joch sich spannen;
Den öden Grasplan der Savannen
Erblick' ich schon als Aehrenflur!

Sieh da, die Fährte flücht'ger Wilden!
Und hier, wo Ströme mit Gebraus
Im Lauf ein Giebeldreieck bilden,
Erhebt sich mehr wohl, als ein Haus!
Aufsteigt die Stadt, umblitzt von Villen;
Ich seh' die leere Faust sich füllen —
Halt' ein! ich bin kein Chiromant,
Was steh' ich von der Zukunft Rede?
Ich wollt' Euch zeigen ja die Oede,
Wenn sie durchrollt ein Halmenbrand!

Komme doch nach dem Essen zum Spaziergange! Ich will bis 1 warten. Ich möchte gern wieder einmal in die Mark, und zugleich Dein Urtheil über die Deutlichkeit der vorstehenden Verse (was die Durchführung des Bildes angeht) hören. — Wundern soll's mich, ob Dir die angestrichene Stelle grade so, wie ich's meinte, klar geworden ist.

* * *

An Luise Grabbe.

Barmen, 8. April 1838.

Ihr letzter Brief ist vom 19. August 37! — Wie vor Sie treten, wie mich entschuldigen?! — Wahr ist's allerdings, daß ich den ganzen Herbst und Winter hindurch geistig und körperlich krank gewesen bin, daß Hypochonder, Fieber und Blattern mich geschüttelt, daß der Schlendrian des Geschäftslebens, daß Zerstreuungen, Besuche und kleine Reisen mich wechselsweise so abgestumpft und aufgeregt haben, daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand, daß Feder und Briefpapier Dinge waren, denen ich außer dem Comptoir meilenweit aus dem Wege ging! — Ich habe ein trübes, verschleudertes Jahr hinter mir; — bald gehetzt und bald todmüde, hab' ich eben Nichts gethan, als was die dringendste Nothwendigkeit gebot, als was das triste Einerlei des Alltagslebens mit sich brachte! — Ob Sie mich entschuldigen, ob Sie mir verzeihen werden? — Ich weiß es nicht, kann Sie aber mit gutem Gewissen versichern, daß ich zwar fahrlässig und saumselig gewesen, in meiner Ergebenheit für Sie aber immer derselbe geblieben bin! — Gott weiß wie mir meine Schuld an Sie oft auf's Herz fiel — und doch konnte ich nicht zum Schreiben kommen.

Wie sehr haben Sie mich damals durch Ihren lieben Brief erfreut, und wie ist er mir noch soeben, wo ich ihn noch einmal durchlas, auf's Neue eine Quelle reichen Genusses geworden! — Die mannichfachen Notizen, die Sie mir über Detmolder Thun und Treiben, über Jugendgespielen und über meine eignen Knabenjahre mittheilen, üben immer einen eignen Zauber auf mich aus. Ich lasse mich so gern an den Ort und in die Zeit zurückversetzen, wo ich einzig und allein mich glücklich gefühlt habe! O, meine Kindheit! Da hing noch der Heiligenschein der Hoffnung um meine Zukunft, da baute ich Schlösser, da lebte ich Mährchen — ach, und brannte vor Ehrgeiz und Erwartung, wenn Männer, wie Ihr verstorbener Vater, mich anwackerten, 'mal ein rechter Kerl zu werden! — Ja, was Schönes ist aus mir geworden! Ein fahrender Comptoirist, durchzieh' ich die Welt, mache schlechte Verse, und hadere mit Gott und den Menschen, daß ich in eine so verhunzte Carrière hereingerathen bin. Ich habe oft recht trübe Stunden, und da sind denn Mittheilungen, wie die Ihrigen, eben recht geeignet, mich wenigstens auf

Augenblicke meinen Ingrimm vergessen zu lassen. Ueber die Ovid'schen Reimereien: „Hier sieht man mit Bedauern ꝛc." [1]) hab' ich recht von Herzen lachen müssen, und ich kann nicht läugnen, daß es mich freuen wird, wenn ich diese Puerilien wieder einmal werde anschauen können.

Die Hermannsschlacht mit Dullers Biographie ist ja nun auch seit einigen Monaten heraus. Schreiner hatte die große Aufmerksamkeit mir gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar zu schicken, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich an Beiden, am Stück und an der biogr. Skizze, erbaut habe. Die Schlacht ist köstlich, ganz Grabbisch, kurz, gedrungen, prägnant, schlagend! Und die Biographie scheint mir wenigstens vortrefflich. — Ich glaube mit Grund vermuthen zu dürfen, daß Sie mit Duller zufrieden sind, und freue mich herzlich, daß er die Aufgabe so ganz in unserm Sinne gelöst hat. Und es war auch wirklich an der Zeit, einmal etwas Wahres über Grabbe in die Welt zu schicken. Von Tage zu Tage wird das Geschwätz über ihn größer, und wenn nicht ein authentischer Bericht in Bälde erschienen wäre, so war es gar nicht abzusehen, zu welchen Mythen und Fabeln man nicht noch die Leichtgläubigkeit des Publikums würde mißbraucht haben.

Ewig Schade bleibt es, daß Immermann und Grabbe in kein innigeres Verhältniß zu einander gekommen sind, obgleich es bei den durchaus verschiedenen Naturen Beider von vornherein sich nicht erwarten ließ. Immermann ist gewiß durch Geist und Gesinnung einer der Ersten unsrer jetzt lebenden Dichter, und hätte unter günstigeren Auspicien gewiß den wohlthätigsten Einfluß auf Grabbe ausüben können. Wie ich zu Immermann stehe, weiß ich eigentlich selbst nicht. Im vorigen Herbst besuchte er mich zuerst hier in Barmen, nachdem er sich vorher brieflich mit diplomatischer Genauigkeit angekündigt hatte. Dann bin ich auf seine Einladung ein paarmal bei ihm in Düsseldorf gewesen, und kann nicht anders sagen, als daß er mich mit großem Wohlwollen aufgenommen und auf mannichfache Weise ausgezeichnet hat. Seit meinem letzten Besuche im Februar jedoch hab' ich auf einen Brief noch keine Antwort erhalten, und habe auch Nichts dagegen,

[1]) L. Grabbe gedenkt in dem Briefe, auf welchen Freiligrath hier antwortet, u. a. eines verlorenen Gedichtes „Der Luftschiffer", welches Grabbe in Entzücken versetzt habe, der an Vater Clostermeier gerichteten lateinischen Gedichte, sowie der noch erhaltenen scherzhaften Zeichnungen über Ovids Mißgeschick, darunter eine mit der Unterschrift:

Hier sieht man mit Bedauern
Den Herrn Ovidium,
Wie man ihn thuet führen
In das Exilium.

wenn er mich (nach seiner Gewohnheit, wie die böse Welt sagt) ebenso wieder fallen läßt, wie er mich ganz ohne mein Zuthun in seine Kreise zog. Ich kann Gottlob auf eigenen Füßen stehen. Dieß übrigens nur als vertrauliche Mittheilung, wenn ich bitten darf.

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 24. April 38.

Inliegend der Brief zur beliebigen Vollschreibung der letzten Seite und gef. Zurückstellung bis heute Mittag, damit ich mein Staats- und Cabinetssiegel drauf drücken kann! — Das macht mich unter Anderm auch so trist und melancholisch, daß ich in allen Dingen so wenig Tact habe! — Ich wollte, daß ich todt wäre! —

Heute morgen hab' ich von dem kleinen Goethe-Gesprächler Eckermann in Weimar einen bewundernden, nichtsdestoweniger aber herzlichen und hin und wieder recht gescheidten Brief erhalten. — Ich wollte, daß ich unter der Erde läge, oder Sackträger in Peking wäre! — Ich tauge nicht in die Welt und unter die Menschen. — Ich bin sehr traurig. —

* * *

An August Boelling.

B. 28. Apr. 38.

Monsieur!

Soeben erhalt' ich von Soest einen meiner ersten poetischen Versuche [1]), der sich wahrscheinlich vom Jahre 20 oder höchstens 21 her datiren wird. — Ich schick' ihn Euch inliegend, damit Ihr darüber lacht, bitt' ihn mir aber bis spätestens auf den Abend wieder aus. — Wie mich dieß unschuldige Blatt mit seinen kindischen Schriftzügen gerührt hat, kann ich Euch nicht sagen! — Welch' ein miserabler Kerl bin ich seitdem geworden! —

Maitrank, Bleichart und Punsch sind mir sehr gut bekommen, und ich hoffe, daß auch bei Euch die Prophezeiung des edlen M. nicht in Erfüllung gegangen ist.

Mit vieler Traurigkeit

Euer

F. Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koester.

[Barmen], 30. April 1838.

Lieber Koester!

Gott zum Gruß! — Von Iserlohn wieder angelangt! — Viel Plaisir

[1]) Es wird dies wohl das Urians-Lied S. 23 gewesen sein.

ausgestanden! — Ungeheure Heiterkeit! — Glück und Champager! — Und doch solide! —

Wenn Dir etwa beim Schweizer oder in einem andern literarisch-bibistischen Institut Düsseldorfs in diesen Tagen das schon mehr als zu viel besprochene Dread Nought im Morgenblatt begegnen sollte, so sei doch so gut, es mich wissen zu lassen. Ich bin von Cotta fortwährend ohne Nachricht und könnte durch den Abdruck des Dread Nought wenigstens über die richtige Ueberkunft meiner letzten Sendung an ihn beruhigt sein. Thu' mir den Gefallen.

Addio! Il vostro

Rhinoceros.

* * *

An Ludwig Merckel.

Barmen, 8. Mai 1838.

Soeben wird mir von befreundeter Hand Deine Beleuchtung der Dingelstedt'schen Mitternacht zugeschickt! — Meinen herzlichen, innigen Dank, Du alter Getreuer! — Du hast dem Hessen-Kasseler wacker heimgeleuchtet; — Dein Wortwitz sprudelt à la Saphir, daß es eine Lust ist; hätt' ich Dich doch gleich hier zur Stelle, daß wir uns die Hand drücken und in duftendem Vierunddreißiger auf die alten Zeiten, den Lippischen Wald und treue, dauernde Freundschaft anklingen könnten!

Dingelstedts Gewäsch hatte mich wirklich ennuyirt, weniger meiner selbst wegen (denn daß ich als Kaufmann von der Pike an gedient habe, mag und kann wissen, wer will), als wegen der albernen, meine Pietät im höchsten Grade verletzenden Weise, in der meines Vaters beiläufig Erwähnung geschieht! — Für den kleinen Denkstein, den Du ihm in Deinem Aufsatze errichtet, vor Allem meinen warmen Dank! — „Armer Sänger!" mir wurde übel, als ich die schnöden Worte in der „Europa" zuerst las! — Bedauern — Pfui! — Und wenn mir das Herz bärste, was geht's die Welt an? — Du hast mir ganz aus der Seele gesprochen, lieber Kerl! Ich drücke Dir im Geiste die Hand!

Nun hätte ich Dir allerdings Viel zu schreiben! — Seit der Walpurgisnacht 1836 hab' ich keine Feder für Dich angesetzt, und mein Lebenskahn hat sich seitdem in gewohnter Weise auf der seichten Fluth des Alltagslebens hafenlos umhergetrieben, so daß es mir, wollte ich mich an's Schwatzen geben, wenigstens für ein paar Bogen nicht an Stoff fehlen würde. Ich habe aber keine Ruhe dazu! — Weiß der Teufel wie es zugeht. — Feder und Dinte sind mir seit anderthalb Jahren in den Tod verhaßt, meine Correspondenz liegt darnieder, und ich möchte oft aus der Haut fahren vor Unrast,

Scham und Zorn gegen mich selber, wenn ich daran denke, wie ich seit jener Zeit so manche Verbindung aus schwächlicher Schreibfaulheit vernachlässigt habe! — Habe Du wenigstens heute Nachsicht mit mir; — in ganz kurzer Zeit werde ich Dir meine ausgewählten Schmieralien, deren Druck jetzt bei Cotta vollendet ist, zuschicken, und dann, wenn mir der Dämon nicht wieder Nesseln unter den Steiß schiebt, einen langen ruhigen Brief beilegen. —

Köstliches Wetter! Wie durch einen Zauberschlag hat der Winter dem Sommer Platz gemacht. Die Berge grün, platzende Kastanienknospen, blauer Himmel, Staub auf den Wegen, Schleier auf den Balkonen, Pferde und Karossen, Posthörner, die vor Hitze heiser sind — es ist, um des Teufels zu werden vor lauter Plaisir! — Und doch bin ich manchmal sehr traurig — und das ist auch eine Wollust.

Solch Wetter muß es gewesen sein, als der selige Hölty zu Göttingen seine Frühlingslieder losließ. — Bei Euch im Teutoburger Saltus muß es jetzt herrlich sein! — Ob meine Blicke wohl noch oft mit Sehnsucht nach den Laubkronen seiner Berge hinüberschauen? —

Wenn ich die Nachtigall hören will, muß ich nach Düsseldorf in den Hofgarten gehen. Juden und Nachtigallen gibt's an der Wupper nicht. Die Toleranz ist hier nicht weit her.

Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exilirt worden wären? — 's ist eine schwüle Zeit; der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Geräth! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuster Zeit Grün und Beck. — Des Letzteren Nächte, Gepanzerte Lieder kann ich Dir nicht genug empfehlen! Der edelste Liberalismus und dabei eine Phantasie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich. Der Kerl ist erst 21 Jahr alt, 1817 geboren. — Gott mit Dir! —

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 16. Mai 38.

Die Messe wird heute vier Tage alt! Alles pilgert hinunter, ihre Freuden zu genießen, und es geht sogar die Rede, daß Pastor S. sie morgen in optima forma in Maitrank und Champagner bei Herminghausen feiern wird. — Nur wir haben uns bisher in solidester Solidität zu Hause gehalten, und scheinen es nicht zu beachten, daß Abd-el-Kader seinen besten Elephanten, daß Limburg an der Lahn seine hundertneunundneunzig Harfenistinnen abgesandt hat, uns würdig zu empfangen und die Traurigkeit, in welcher namentlich mein armes Herze verkehrt, zu verscheuchen! — Gentlemen! —

Der Elephant streckt seinen Rüssel, die Harfenistinnen strecken ihre Arme, und Obermeyers Flaschen strecken ihre Hälse nach uns aus! — Wer ist ein Mensch, und wird davon nicht gerührt? — „Wollen wir?" — „Warum sollten wir nicht?" Ueberlegt's Euch, beschlaft's Euch, bedenkt's Euch! und dann kommt heute Mittag zwischen ein und zwei zu dem lieben John Falstaff, zu dem dicken John Falstaff, zu dem soliden John Falstaff, zu dem traurigen John Falstaff, zu dem durstigen John Falstaff, und sagt ihm, ob und wann Ihr wollt! — John Falstaff würde zu Euch kommen, aber sein Bart ist wieder fingerslang, wie der alte Miller in Kabale und Liebe sagt, und er muß nothwendiger Weise zur bemeldeten Stunde großes Rasement halten! —

Morgen ist Kindtoofen — aber nicht bei die Jungfer Pifken, sondern beim alten — wollt ich sagen: jungen Fritz. — Das wäre wohl eine gelegene Zeit, um bei Obermeyer eenen zu kneifen. —

Und nun Adieu, ihr Trunkenbolde! — Bringt mir doch auch die Europa und meinen Atlanten mit! —

Man grüßt Euch mit Achtung!

con tenerezza

il vostro

John.

Das Petschaft zeigt ein gothisches F., daneben ist geschrieben: alstaff.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 22. Mai 38.

Liebster Müller!

Morgen werden's drei Wochen, als ich bei Ihnen war, und durch Ihre und Reinicks Freundlichkeit einen schönen Tag verlebte. Sie haben seitdem Düsseldorf wieder verlassen, haben Hochzeit, Carmina, Akademie und Hofgarten hinter sich, und da wird Ihnen, hoff' ich, ein freundlicher, wenn auch kurzer und flüchtiger Gruß jetzt nicht zur unrechten Zeit kommen. —

Kennen Sie Pfarrius' neu erschienenes Bändchen Das Nahethal? Frisch und lebendig! Eine sehr erfreuliche Erscheinung, die mich über die Maßen angesprochen hat. —

Sonderlands Hans und Grete, Rattenfänger, Handschuh, Wilder Jäger sind ganz köstliche Bilder, die mich und alle, die sie gesehen und die ich darüber gesprochen, in hohem Grade erfreut haben. Der Rattenfänger gefällt mir fast noch besser, als Hans und Grete. Am mindesten hat mir der Handschuh, trotz meiner bekannten Bestienliebhabereien, zugesagt. Der Jäger ist aber wieder ganz herrlich! Das ganze Blatt lebt. Wenn der arme Bürger doch das noch erlebt hätte, daß man seine Risch-Rasch-Ballade so trefflich

illustrirte — wie würde das den Siechen, von der Misere des Alltagslebens zu Tode Gehetzten erquickt haben! Wenn ich einen unserer älteren Romanciers liebe, so ist es Bürger. —

Ich bin furchtbar faul, schwärme in meinen Freistunden in der schönen Gegend umher und suche Waldmeister. Bei dem schönen Wetter fällt mir auch nicht ein einziger Reim ein; dagegen ist jeder Spaziergang, den ich mache, ein Gedicht. — Was soll man alles aussprechen? „There have been poets who have never penn'd their inspiration." Byron.

* * *

Zu den Freunden Freiligraths während dieser Barmer Jahre gehörte auch der Oberlehrer am Mindener Gymnasium, Dr. Ernst Kapp. Einiges aus den vorliegenden Briefen aus dem Jahre 1838 mag mitgeteilt werden.

Barmen, 24. Juni 1838.

Zu meiner großen Freude bin ich nun endlich auch im Stande, Ihnen ein Exemplar meiner ganz kürzlich im Druck vollendeten, soi-disant Gedichte zu schicken. Nehmen Sie das Buch freundlich und mit Nachsicht auf! 's ist viel schlechtes Zeug darin, Puerilia, die eigentlich nur für mich Werth haben, sei es nun als Erinnerungen an die Situationen, welche sie hervorriefen, sei es als Documente meines Entwickelungsganges. Im Ganzen hab' ich Angst mit dieser Publication. Das unverdiente Glück, das einzelne meiner Sachen gemacht haben, hat die Ansprüche an eine Sammlung sehr gesteigert und — nun urtheilen Sie selbst, und wenn Sie einmal Zeit und Lust haben, so schreiben Sie mir ohne Rückhalt, was Sie von dem Buche denken. Ich höre nichts lieber als wohlwollenden Tadel!

Immermann hebt an meinen Versuchen besonders das Plastische hervor, und ich glaube selbst, daß ich, wenn ich das Technische der Malerei verstünde und von Jugend auf die erforderliche Fingerfertigkeit mir angeeignet hätte, ein besserer Maler als Dichter sein könnte. Einmal hat er mir auch gesagt, meine Poesie komme ihm wie ein wunderschönes Mädchen vor, üppig und voll, aber schlafend, das Auge geschlossen. Er soll wohl Recht haben. — Ich will mich wieder einmal verlieben und Seereisen machen, wenn ich zu Gelde komme. Ich bin ein Stein, und wenn ich Funken geben soll, so müssen dann und wann neue Stähle an mir klirren. —

* * *

An Luise Grabbe.

Barmen, 27. Juni 1838.

Die Veilchen, die in der Hermannsschlacht lagen, sind also vom Grabe meiner Mutter? Kennen Sie es denn noch immer, und ist es nicht wüst und

verwildert? Und wissen Sie auch Emma's und Louisen's Grab? Ach, es liegt mir Mancher unter dem Walle, um den mir noch jetzt die Thränen in die Augen schießen. Der Lippische Wald schaut hoch und ernst auf die Gräber herab, und bestreut sie im Herbst mit gelben Blättern; ich aber bin ihnen fern und kann sie nicht schmücken. Auch meine Soester Gräber nicht! — Seien Sie meiner Detmolder Hügel gedenk — lassen Sie meiner Mutter, lassen Sie meiner Schwestern Grab nicht wüst werden! — Ich bitte Sie drum; — Ach! ich wollte, ich wär' selber todt! —

Eine halbe Stunde später. — Der weiche Moment ist vorbei. — Ich bin ein närrischer Kerl und oft zu Tode betrübt. — Warum, das weiß ich selber nicht. Ich bin aber nur froh, daß ich wieder soweit wenigstens bin, denn in meiner Amsterdamer Zeit hab' ich Perioden gehabt, wo ich ganz starr und erstorben war, wo ich nach Thränen lechzte, und sie nicht vergießen konnte, und wo ich kein ander Lachen als das des Hohns und des Grimms hatte.

Sonntag vor acht Tagen war mein Geburtstag. Da hab' ich denn mit Gram und Sehnsucht in mein vergangenes Leben geschaut, wie in einen Brunnen, und hätte mich gern hineingestürzt. — Auch die Freuden, die ich an diesem Tage Jahr für Jahr in Ihrem Hause genossen, wurden mir wieder auf's Neue gegenwärtig! — Ach, ich thue eigentlich Sünde, daß ich mit der Gegenwart hadere. — Auch jetzt blüht mir noch manche Freude, und eine Menge guter Menschen, hier und anderswo, liebt mich und bestrebt sich, mir das Leben heiter zu machen. Ich bin aber ein düsterer Mensch, dem es nirgend heimisch wird. Eine ewige Unrast peitscht und verzehrt mich, und wenn ich nicht manchmal die schöne, tolle, gläserzerschlagende Lustigkeit hätte, meinen Hypochonder dahinter zu verstecken, so hielten mich die Leute für einen unheilbaren Grämling.

Ob und wann ich einmal zur Ruhe komme und ein gesetzter Philister werde, mag der Himmel wissen.

* * *

An Ernst Kapp.

Barmen, 7. Juli 1838.

Poëta vates! — Ich sprach in meinem letzten Schreiben die Vermuthung aus, daß Sie vielleicht eben jetzt wieder auf einer Reise begriffen wären. Und es trifft richtig zu. Während ich diese Zeilen zwischen Journal und Hauptbuch flüchtig auf's Papier werfe, stehen Sie vielleicht mit Ihren Felicibus auf der Spitze des Brockens, oder ein alter Steiger führt Sie durch das Tropfsteinlabyrinth der Baumannshöhle, oder Sie bereiten sich, unter dem Gelächter Ihrer losen Jugend, durch das Anlegen eines wohlconditionirten

Hinterschurzes zur Einfahrt in den Rammelsberg würdig vor. Wie gern wär' ich bei Ihnen, das tannige Gebirg zu durchmeistern. Die Lehr- und Wanderjahre sind auch mir ein theures Werk. Die Aehnlichkeit mancher Situationen meines eignen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpults auf meinem Amsterdamer Comptoir, wo ich, unter'm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahr 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopf das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigne Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden.

Das Binnenland, Berg und Wald und Fels, zieht mich übrigens nicht so an, wie das Meer, die Küsten. Berge drücken mich, ich muß weite Horizonte haben, die der Sehnsucht, der Phantasie, dem Schweifen des Geistes keine Schranken anlegen. Wenn ich kann, so fang' ich künftigen Sommer mit den Holländern Häringe in der Nordsee, bei den Shetländischen Inseln, sehe den Kraken, und lasse mir Fischermährchen erzählen, angehaucht vom Ossianischen Hauch der Schottischen Küste. Und dann schiff' ich mich nach Smyrna, Constantinopel und Odessa ein, und dann nach dem Jasonischen Kolchis. Ich will das Mittelmeer kennen, das Natur und Geschichte in gleicher Fülle auf den Fahrenden wirken läßt. Ich will mir ein goldenes Vließ von Liedern holen.

Doch ich bin ein armer Teufel, und sitze über's Jahr wohl eben so an's Pult geschmiedet, wie heute.

* * *

An Ernst Kapp.

Barmen, 14. Juli 1838.

Sie werden denken, theurer Freund, daß ich ein närrischer Kerl sei. Erst lass' ich Sie schier so lange Zeit auf Antwort warten, als ein Mensch nöthig hat, um auf die Welt zu kommen, und nun unterhalt' ich ein so lebhaftes Briefkreuzfeuer mit Ihnen, daß Sie bei Ihrer Heimkehr statt eines Schreibens von mir deren zwei vorfinden. Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich weiß leider durch widrige Erfahrungen, wie fatal es ist, wenn man sich in der Correspondenz einer gewissen Nachlässigkeit hingibt, und habe mir seit meinem 28. Geburtstage vorgenommen, wie in allen übrigen Punkten, so auch in diesem, ein ordentlicher Mensch zu werden, und lieber zu viel als zu wenig zu thun. Ich räume deßhalb unter dem Tohu Wabohu meiner bisher unerledigten Correspondenz mit Macht auf, und was neu einläuft,

das expedir' ich, wenn ich kann, umgehend. So bleibt man immer au courant mit seinen Freunden, und schreibt man in der Eile des Augenblicks auch nicht just Viel oder Vernünftiges, so wird dieser Uebelstand, denk' ich, durch die Frische und Unmittelbarkeit des Verkehrs wieder in anderer Weise ausgeglichen.

Ihren Brief vom Brockenhause, hinten: Nordhausen und vorn: Blankenburg gestempelt, hab' ich vorgestern erhalten, und mich herzlich an den Mittheilungen über Ihre Bergfahrt gelabt. Heute haben Sie nun wohl Schierke und Elend längst wieder hinter sich, sehen vielleicht meine heimathlichen Schluchten und Gipfel in der Ferne blauen, und zeigen Ihren Knaben morgen oder übermorgen die Stätte, wo das Denkmal des Cheruskers sich erheben wird. Wenn Ihre Jungen dort Heidelbeeren essen, so denken Sie, daß ich's auf der nämlichen Stelle vor 15 Jahren auch gethan habe und oft genug mit blauem Maul und Fingern den Teut hinab nach Detmold zugedämmert bin. — Was sagen Sie denn zu dem Denkmal? Es ist gewiß etwas Schönes drum, und als Lipper nehm' ich zwiefachen Antheil dran, hab' auch etwelche Gelder hier zusammengebracht. Dennoch hab' ich auch meine Bedenken bei der Sache! Ich dächte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner, als durch Errichtung eines Mals für Hermann, bethätigen. Was liegt nicht Alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch Anderes als Denkmäler! Doch, es ist ja auch die Zeit der Monumentomanie, und ich will vor Allem meine guten Landsleute nicht tadeln, daß sie auch dem Hermann ein Denkmal setzen wollen. Laß' ich selbst doch vielleicht nächstens ein Gedicht für die neue Irmensul los. Nur, um des Himmels Willen, sollte je einmal eine Zeit wiederkehren, wie die von 13, 14 und 15, und lodert dann Alles wild und kühn und groß auf, wie damals — um des Himmels willen laßt uns dann nicht sagen: Das hat der kupferne Hermann auf der Grotenburg gethan!

Kennen Sie Karl Becks Nächte, Gepanzerte Lieder? — Das ist ein Gewaltiger, dieser einundzwanzigjährige Ungar! Ich hab' einmal ein Lied gemacht, drin kam ein Vers vor:

> Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
> Am grauen Meere war ich unterdeß;
> Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
> Schlaflosigkeiten des Themistokles.

Und Beck, obgleich er 7 Jahre jünger ist als ich, ist im Stande, mich auf's Neue in diese Schlaflosigkeiten zu stürzen. Doch hoff' ich, hab' ich ihm auch zuweilen eine schlaflose Nacht gemacht. — Respect vor dem Kerl!

Und nun für heute Adieu! Ich heiße Sie, von meiner luftigen, grau-bevorhangten (und deßwegen — Zelt oder Segel! — an die Wüste wie an das Meer erinnernden) Kneipe aus herzlich willkommen zu Hause.

Es ist aber eine gottlose Hitze heute. Sonnabend Nachmittags 2 Uhr 1838.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 16. Juli 38.

Du kennst mich nun schon fast seit einem Jahre, und weißt, daß ich unter vielen Lastern auch das des Procrastinirens an mir habe. Auch diesmal habe ich die Beantwortung Deines letzten Briefes vom 10. Juni von einem Tage zum andern hinausgeschoben; — sei mir nicht böse darum, und wisse, daß ich ein geplagter Mensch bin, ein gehetztes Stück Fleisch, das „vom Geschäft", von der Hitze, von Besuchen und Themistokleischen Schlaflosigkeiten körperlich dergestalt geritten ist, daß es schier jenen Stücken Fleisch vergleichbar sein dürfte, welche der Baschkir unter dem Sattel gar zu reiten pflegt.

Dein lieber Brief hat mir herzliche Freude gemacht und mich lebhaft an die schönen Tage des Musikfestes erinnert. Wir waren doch vergnügt, alter Schnurrbart, nicht wahr? Wenn ich noch an die Uhuvorstellung im Marienbildsgarten, an meinen blutenden linken Ringfinger (die Narbe ist noch sichtbar) und an unsern Besuch bei dem morgenröthlichen Matzerath denke, so wandelt mich noch jetzt beim Schreiben ein Lächeln an. Wie gern wär' ich noch ein paar Tage in Bonn oder Cöln bei Dir geblieben! Und wie gern flög' ich jetzt in diesem Augenblick Rheinauf oder Rheinab und badete meine staubigen Haarstränge im frischen, erquickenden Hauche des Stromes! Ach, ich bin ein gequälter glebae adscriptus! Eine Extrapost nach der andern rasselt bei meinen Fenstern vorüber, die Hörner rasen in die stechende Sonnenhitze hinein, und Locken und Schleier flattern lustig dem Rheine, den Bädern zu! Das ist reinweg um des Teufels zu werden, wenn man Tag aus Tag ein in dem verdammten Muckernefte hocken muß!

Wenn ich's auf den Herbst möglich machen kann, so komme ich sicher auf ein paar Tage herüber. Sehr freue ich mich, dann auch Arndt und Simrock kennen zu lernen, und verspreche mir überhaupt viel Freude von der kleinen Fahrt. Kenn' ich doch bei Gott den Rhein nicht bis über Cöln!

Beiliegend schick' ich Dir nun endlich meine Gedichte. Es hat lange gedauert, ehe Du sie erhältst, und ich muß auch deßhalb meine zu Anfang dieses Briefes ausgesprochene Bitte wiederholen. Das Datum im Buche möge Dir beweisen, daß ich, sowie ich meine Exemplare von Cotta empfing, an Dich gedacht habe; das Abschicken ist aber immer eine verfluchte Geschichte bei mir, und es dauert gewöhnlich lange, ehe ich damit zu Stande komme.

Nimm nun den Band so freundlich an, als ich ihn Dir gebe, lieber Müller, und wenn Du selbst 'mal Deine Sachen sammelst, dann weißt Du wohl, daß ich sie auch en revanche von Deiner Hand haben muß. Vorläufig schreib mir aber Deine aufrichtige Meinung über mein Buch. Was Du d'ran auszusetzen hast, weiß ich zwar schon im Allgemeinen aus unsern Gesprächen über Poeterei — es würde mir aber doch eine Freude sein, wenn Du mir Deine Ansicht schriftlich wiederholen wolltest.

Matzeraths Recension in der Cölner Zeitung hast Du wohl schon gelesen? Er hat mich, warum soll ich's nicht gestehen? in der That damit erfreut. Wenn ich natürlich auch nicht unbedingt in das einstimmen darf, was er zu meinem Lobe sagt, so glaub' ich doch, daß er mich im Ganzen richtig aufgefaßt hat, und da er auch seinen Tadel offen und frisch ausspricht, so denke ich, daß es ihm mit dem Andern ebensowohl Ernst sein wird. Er hat mir auch vor vierzehn Tagen geschrieben, herzlich und freundlich, und ich werde ihm, da ich heute 'mal unter meinen Briefen aufräume, noch diesen Abend antworten. Wir Rheinische Poeten müssen doch zusammenhalten, und können's auch, denk' ich, ohne daß man uns Worte wie: Coterie, Clique, Kameradschaft entgegenhalten darf. Ein frisches Zusammenstreben ist doch immer das Schönste, und einem düstern Alleinschaffen, wie ich es früher getrieben habe und treiben mußte, in jeder Hinsicht vorzuziehen, obgleich es sich auch nicht verkennen läßt, daß das Alleinschaffen den Dichter meist eigenthümlicher sich zeigen läßt, als er's sonst vielleicht gethan hätte. Vergleiche übrigens über diesen Gegenstand ein schönes Gedicht von Lenau: Einem Dichter, das ganz kürzlich im Morgenblatte stand.

Und wieder rast eine Extrapost vorbei, daß mein Tisch zittert und meine Ohren gellen. Auch der Bogen ist zu Ende, darum für heute das herzlichste Lebewohl, und die freundliche Bitte um eine baldige Antwort. Gott mit Dir!

Auch von Immermann habe ich einen langen beurtheilenden Brief über mein Buch. Er sagt auch, daß ich ein Moderner wäre. Besonders gefällt ihm der Blumen Rache, und meint er, daß mir darin etwas gelungen sei, was selbst Goethe nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich „ein ganz schlichtes, natürliches Ereigniß in schönster Weise mythisch zu machen." Ihr verfluchten Kerle, wie gelehrt könnt Ihr das Alles von Euch geben!

Jacob Grimm: „Ueber meine Entlassung" hab' ich auch gelesen, und mich gleich Dir daran erbaut — das ist ein Mann! Wer doch alles so recht packen könnte, was in unsrer Zeit liegt — das könnte Gedichte geben!

Ich will mich nun doch an einem der nächsten Sonntage von Reinick zeichnen lassen. Wenn ich nur nicht so garstig wäre! Ich will ein recht gelehrt Gesicht machen, wenn ich sitze, um wenigstens gescheut auszusehen.

An Wolfgang Müller.

Barmen, 2. August 1838.

— Ich habe mir jetzt Monatsrosen und Geranien angeschafft. Ich hab' gern was Grünes auf der Stube. Ich wohne jetzt aber auch schön, in der Mansarde freilich, aber auf einem großen Zimmer, in einem großen Hause, und an einer breiten, rasselnden Straße, wo mir Alles vorbeisprengt, was zwischen Rhein und Weser hin und her rutscht. Diese rasselnde hat mir auch schon ein Gedicht beschcert:

Ein schwüler Sommertag! Ich lieg' am Heerespfade;
Die Wolken lodern, gelb wie Rost;
Da donnert Hufgedröhn; vorbei mit flücht'gem Rade
Vierspännig jagt die Extrapost.
Hinfliegt sie, schwer bepackt; die Axe droht zu brechen;
Die staub'ge Nabe knirscht vor Zorn!
Die Renner greifen aus, und in der Sonne Stechen
Rauhkehlig ruft hinein das Horn u. s. w.

Das Gedicht spielt zum Theil auch auf der Rheinbrücke zwischen Deutz und Cöln, und es kommt eine wunderschöne Person drin vor, die vermuthlich dieselbe ist, von der Du mir schreibst und wenn ich bitten darf, Sonntag mehr erzählst. Ich fange jetzt überhaupt an, fleißig werden zu wollen. Ach, meine schönste, produktivste Zeit war aber immer doch noch die an der Küste, als ich obskur war, als mich meine Umgebung für einen stillen guten, aber etwas einfältigen Menschen hielt, und als ich knirschte und nach Herzen heulte. Das war die Zeit, von der ich einmal schrieb:

Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
Am grauen Meere war ich unterdeß,
Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
Schlaflosigkeiten des Themistokles u. s. w.

Ich wollte, daß ich todt wäre!

Nun hab' ich doch wieder mehr gekohlt, als ich wollte! Hol' der Teufel die Geschwätzigkeit. Nun, Adieu! Wenn ich Sonntag noch lebe, so komme ich. Bis dahin (und drüber hinaus) treu

Dein

Freiligrath.

Ist das nun aber nicht ein gut Bild:

Und als der Sandwirth wollte schlagen,
Als er bereit nun stand zu wagen
Den Adlerflug, den Gemsensprung:
Da trat sein Hausweib hin zur Passer,
Und warf in das empörte Wasser
Die Späne der Verkündigung.

Rasch in die Thale mit den Wellen
Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß Alles fertig auf den Firnen,
Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne sagten's an!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

So in den wilden Strom der Tage,
Daß er ihn rasch von dannen trage,
Werf' ich des Liedes blut'gen Span!

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 10. Aug. 1838.

Wilhelm Junior hat, laut eben eintreffendem Briefe, eins der schönsten Bilder der Ausstellung gestern gewonnen: Elias in der Wüste, von Meyer in Bremen, 5 Fuß lang, 5 Fuß breit, Werth 5 à 600 Thlr.! — Es sollen noch einige Nummern hierher kommen; wir haben also noch Hoffnung — O, Holofernes, wie beb' ich vor Erwartung! — Es wird aber wohl umsonst sein — ich bin ein Stiefsohn des Glücks, und werde wohl bald sterben, denn ich hab' enorme Brustschmerzen, und heute Morgen Blut gespieen. Wie Gott will! —

* * *

An Heinrich Koester.

Ohne Datum. Poststempel 22. 8. [1838.]

Liebster Koester!

Wenn ich gleich nach unserer Unterhaltung von gestern Morgen sicher sein darf, daß Du mir vergeben hast, und mir den Unsinn, den ich Dir, hingerissen vom Wein und einer mir noch zu dieser Stunde unerklärlichen momentanen Melancholie, entgegensprudelte, nicht mit Groll nachträgst, so kann ich den Schmerz, den ich Dir, wenn auch nur für eine halbe Stunde, bereitet, doch noch immer nicht verwinden. Ich bin, seit ich Dich verlassen, in einer Stimmung, die mich, wenn sie lange anhielte, unglücklich machen würde. Ich muß Dir nochmals die Hand bieten, ich muß Dir nochmals sagen, daß mir meine unglückselige Uebereilung leid ist, und daß sie bei Allem, was mir heilig, nichts weniger als der Ausdruck dessen war, was ich von Dir denke und für Dich fühle!

Ich hab' Dich wahrhaftig lieb, Koester; und daß ich's habe, dafür möge Dir die tiefe Trauer Bürge sein, die mich seit gestern Morgen beschlichen, deren ich mich trotz allen Sträubens nicht erwehren kann, und die mir, viel-

leicht von Dir belächelt, nicht eher Ruhe läßt, bis ich Dir noch einmal Abbitte gethan und Dich noch einmal gebeten habe, jenen fluchwürdigen Moment aus Deinem Gedächtnisse zu vertilgen, und mich wieder so lieb zu haben, wie Du mich vorher hattest. Möchte ich Dir nur ja so recht zeigen können, daß Du mir werth bist, und daß es keine leeren Phrasen sind, was ich Dir jetzt, mit Thränen im Auge, hinschreibe. — Es ist ein entsetzliches Gefühl, einem braven Kerl, der's gut mit Einem meinte, wehe gethan zu haben. Fluch meiner Heftigkeit und meinen augenblicklichen düstern, galligen Stimmungen! Wie oft habe ich nicht schon auf ähnliche Weise verletzt, und wie oft, leider! hab' ich nie wieder gut machen können, was ich so verbrochen. Du erinnerst Dich, daß ich Dir zu Cöln in jener schönen Morgenstunde von einem Liede erzählte, das ich bei einer solchen Gelegenheit gemacht. Es ist mir gelungen, es zum Theil wieder aus dem Gedächtnisse heraufzurufen, und ich lasse es folgen, so weit ich's weiß:

O liebe, da du lieben kannst!
O liebe, da du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!
u. s. w.[1])

Schreib' mir bald einmal, lieber Kerl! Laß mich bald schwarz auf weiß sehen, daß Du der aufrichtigen Reue ein unseliges Aufbrausen nicht mit der Kleinlichkeit nachträgst, die nur das Erbtheil des Philisters zu sein pflegt. Sei mir gut, und bleib' mir gut, und sei überzeugt, daß ich Dich seit vorgestern Abend wo möglich noch lieber habe, als vorher. Deine Thränen haben mir vielleicht tiefer in's Herz geschnitten, als Dir meine Worte.

* * *

An August Schnezler.

[Undatirt. August 1838.]

Hier meine Hand, alter Kerl, und nun kein Wort mehr von den Dummheiten, mit denen wir uns seither das Leben sauer gemacht haben. — Nur eins noch, über die Stelle Deines Briefes: „ich bin mehr, als Du meinst!" — Liebster, bester Schnezler, wie in aller Welt kommst Du aber nur auf den Gedanken, als verkennte ich Dich in irgend einer Weise? Dein schönes, frisches Talent hab' ich mit herzlicher Anerkennung begrüßt, eh' ich in nähere Berührung zu Schnezler, dem Menschen, kam, und ich geb' Dir mein Wort drauf, daß ich vor Hubs Einladung zum Odeon sicher wenig Respekt gehabt

[1]) Das Gedicht zeigt, wie der Anfang beweist, manche Varianten, augenscheinlich ältere, gegenüber der gegenwärtigen Fassung, auch manche Lücken. Vgl. die Bemerkung zum Briefe an Zulauff vom 4. Sept. 1838.

hätte, wäre nicht Dein Name mit genannt worden. Und was das Andere betrifft, so ist vielleicht Niemand besser im Stande, als ich, die Kämpfe, die Dir aus dem Widerspruch Deiner höheren Bestrebungen mit Deiner äußern Lage erwachsen, durchzufühlen und zu würdigen! Deine Briefe haben mich Dich in jeder Beziehung lieb gewinnen lassen, und eben weil ich Dich lieb habe, wurmte mich's, wenn ich dachte, Du habest etwas gegen mich. — Und das mußte ich wohl denken, da mir Hub verschiedentlich von Deinen Klagen über meinen „Stolz" ꝛc. erzählte. — Ach, Du lieber Gott! — Kenntest Du mich doch persönlich, Du würdest sicher nicht so reden, und — doch nun Lied am Ende! — Du wirst mich hoffentlich je länger, je besser kennen lernen; — auf die zweite Seite darf ich doch mit dem „einen Worte" nicht kommen.

Was machst, was dichtest Du denn jetzt? Ist Dein Berthold Schwarz in der Erwinia abgedruckt, oder bildet er auf dem Blatte, auf dem Du ihn mir schicktest, einen Theil einer demnächst von Dir zu veranstaltenden neuen Sammlung? Schreib' mir drüber. — Nicht nur ich, auch Andere hören gern davon. — Du hast hier viele Freunde, und würdest noch mehr haben, wenn der zweite Jahrgang des Odeon nur erst vertheilt wäre. Du gefällst namentlich den Damen außerordentlich.

Auf Deine Recension meiner Sammlung in der Erwinia freue ich mich herzlich, und bitte Dich, sie mir ja bald zu schicken. Bis jetzt sind mir vier Beurtheilungen zugekommen, in der Cölner Zeitung, in den Rheinischen Provinzialblättern, im Hamburger Correspondenten und in der Berliner Literarischen Zeitung, so daß sich also erst Ein kritisches Institut κατ' ἐξοχήν über mich ausgesprochen hat. Die Cölner und die Berliner Recension sind die gründlichsten und gediegensten. Die erstere ist von Matzerath, dessen Sammlung auch ohnlängst bei Cotta herausgekommen, und in dem ich Pfingsten auf dem Musikfest zu Cöln einen eben so geistreichen, als anspruchslosen und fidelen Kerl kennen lernte. Matzerath lebt in Cöln, ist Jurist, und macht nächstens sein Assessor-Examen. Der Appellhof, die Post, das Comptoir — Heiliger Apoll, wohin lässest Du Deine Jünger verschlagen werden! Wir sollten dem Fernhintreffenden eigentlich thun, wie er seiner Zeit dem Marsyas that. Der Delier ist wahrlich ein Schuft, und seine Gedichte sind auch wohl nicht besonders gewesen, und mögen sich zu fidibus citharaque schlecht genug ausgenommen haben. — Wir verstehen's jetzt anders.

Addio, Lieber! — Ich habe vor einer halben Stunde Deinen Brief empfangen, und beantworte ihn jetzt gleich, damit Du siehst, daß ich, wie oft bemerkt, eine gute Haut bin, und daß Deine Explicationen mich vollkommen überzeugt haben, daß Du mir noch immer der alte Gustel bist.

Addio!

An Heinrich Zulauff.

[Poststempel 4. Sept. 1838.]

Würdest Du, wenn ich Koester auf nächsten Samstag zu einer Syburger Partie im bekannten grandiosen Fahnen- und Halb-Anker-Style veranlassen könnte, Dich entschließen, dieselbe abermals mitzumachen? Die beiden Dünweg sind selbstredend wieder mit dabei, höchst wahrscheinlich der Edle von Schwarzwild und der Neufchateller Neuburg. Elbers ließe sich diesmal vielleicht auch bereden — kurz, es würde gewiß etwas Schönes und in der Erscheinung höchst Patentes geben, umsomehr als wir durch keine Limburger Ehehaften gebunden und durch unglückselige Etiquette-Verstöße verstimmt werden würden. Ich möchte so gar gern den herrlichen vorgestrigen Morgen noch einmal verleben! Ueberleg's Dir und schreibe oder sage mir bis morgen bestimmte Antwort, damit ich Wagen und Liquor zur rechten Zeit beschaffen kann. Das Wetter bleibt gut! Ich schreibe noch morgen an Koester, denn dafür bin ich Mutter! — sollte er aber nicht können, so müßte die Partie dennoch vor sich gehen.

* * *

Es darf wohl hier zur Erläuterung ein kurzes Wort beigefügt werden, anknüpfend an die Aufzeichnungen von Heinrich Zulauff, eines der Teilnehmer an dem Ausfluge im Sept. 1838 nach Hohensyburg, der herrlich gelegenen Wittekindsfeste im Lennethal. In einem fahnengeschmückten Omnibus — Freund Schlickums Illustration zur Hohensyburg im Malerischen und romantischen Westfalen zeigt ihn — für alle Fälle mit einem Fäßlein Weines versehen, zogen die Freunde aus und verlebten einen prächtigen freudigen Tag; nur abends im Ballsaale zu Limburg, als trotz der späten Stunde Freiligrath von seiner Gesellschaft kaum loszubringen war, die sich, meist junge Mädchen, klettengleich an den Dichter hingen und ihn nicht fortlassen wollten, machte Zulauff einen verzweifelten Anlauf; es gelang endlich mit Mühe und Not, den Freund loszureißen und in den Wagen zu bringen, trotz der bösen Gesichter der Damen. Freiligrath stieg ärgerlichen Mutes ein und gab Zulauff auf ein scherzendes Wort eine barsche Antwort. Daraufhin ging dieser am nächsten Sonntag Morgen nicht wie gewöhnlich zu Freiligrath, sondern am Hause vorbei. Der Dichter lag im Schlafrock oben am Fenster und rief aus Leibeskräften Zulauffs Namen. Als dieser nunmehr, rasch begütigt, bei ihm eintrat, kam ihm Freiligrath entgegen mit einer Abschrift seines „O lieb, so lang du lieben kannst," und aller Hader war vergessen. Es ist daraus zu schließen, daß Freiligrath, wie der letzte Brief an Koester lehrt, welcher dasselbe, nur etwas unfertig und lückenhaft, enthält, gerade damals das vor Jahren entworfene Gedicht in die nun allbekannte Gestalt

brachte. Freiligrath gab sich große Mühe, eine Wiederholung des gelungenen Ausfluges zu veranstalten, aber derselbe scheiterte an der Ungunst des Wetters.

An Wolfgang Müller.

[Barmen], Dienstag, 5. September 1838.

Deinen Brief habe ich erhalten, beantworte ihn aber heute nicht ausführlich und im Einzelnen, sondern richte, gedrängt von vieler Arbeit, nur im Fluge die nachstehende Bitte an Dich.

Du warst noch nicht in Westphalen, Du willst erst nächste Woche nach Holland, Du gedenkst mich zu besuchen — komm' nun, ich bitte Dich herzlich, wenn Du irgend kannst, spätestens Samstag Nachmittag herüber, kneipe bei mir (im Werth bei Buchhändler Langewiesche), und schließ' Dich Sonntag einer vierspännigen Char-à-banc-Partie im grandiosesten Fahnen- und Halb-Ankerstyl an, die ich mit einigen Freunden nach Wittekinds Feste Hohensyburg, dem prächtigsten Punkte Westphalens, der Dir meine eichenbekränzte Heimath aus der Vogelperspective im schönsten Licht zeigen wird, zu machen Willens bin. Ich lade auch Matzerath ein, den morgenröthlichen, und hoffe, daß er es gleich Dir nicht verschmähen wird, mein Gast zu sein. Es gehen noch einige junge Kaufleute mit, lauter ordentliche tüchtige Kerls, mit denen sich zwar nicht ästhetisch kohlen läßt (wenn sie auch literarische Bildung besitzen), die Dir aber nichtsdestoweniger gefallen werden. Was mich betrifft, so will ich streben, so liebenswürdig zu sein, als ich nur irgend kann. Wenn ich im Freien juble, auf Dampfbootverdecken, oder auf Burgtrümmern, da bin und bleib' ich fidel und lustig — meine leidige Berserkerwuth überfällt mich nur in dumpfen, dunkeln, gedrückten, achteckigen Zechstuben; Du sollst wahrhaftig Freude an mir erleben!

Nun komm' aber auch hierher! Thu' mir die Liebe, und schreib' mir jedenfalls umgehend, daß und wann Du kommst, damit ich wegen Wagen u. s. w. das Nöthige beschicken kann.

Ich war vorigen Sonntag auf Syburg, und kann Dir nicht sagen, wie königlich froh wir gewesen sind. Ich hatte die Ausspannung aber auch nöthig, denn wenn ich über mir selbst brüte, so fällt mir Chamisso's Tod mit Centnerschwere auf's Herz und in's Gewissen. — Mündlich mehr darüber.

* * *

An Wolfgang Müller in Amsterdam.

[Barmen], 18. Sept. 1838.

Liebster Freund!

Du bist nun drüben im Nebellande, wo ich fünftehalb Jahr gewirth-

schaftet habe. In der Erinnerung ist Einem Alles lieb, auch das überstandene Unangenehme, und so finde ich denn mehr und mehr, daß mir Holland, trotz mancher trüben, einsamen Stunde, die ich drin zugebracht habe, lieb und an's Herz gewachsen ist. Und eben jene Einsamkeit, die ich damals so oft verwünscht habe, in der ich so oft verkannt, mißverstanden, und in theils geistloser, theils gleichgültiger und vornehmthuender Umgebung von tiefer, heißer Sehnsucht nach Menschen und Herzen verzehrt worden bin, ist es ja eben, die mich in mein Inneres einkehren, die sich meinen Sinn in höherm Grade dem tröstenden, beruhigenden Strahle der Dichtung erschließen ließ, als dieß vielleicht in einem äußerlich glänzenderen Verhältnisse geschehen wäre. Drum bin und bleibe ich, wie gesagt, dem Lande der Wiesen und der Dünen von Herzen gut! Grüß' es von mir! Grüße das Toben und Treiben der Straßen, grüße die stattlichen Bäume der Grachten, grüße die Schiffe und die Schiffer, die Dünen und die Fischerdörfer! Grüße das Meer, das Meer!

Weiß der Teufel, daß ich heut' so weich bin! — Sind mir doch bei diesen Grüßen die Thränen in's Auge geschossen! Das ist der verfluchte Herbst, der mich immer so weich macht! Die Blätter werden gelb, auf den Bergkuppen liegt Nebel, die Schwalben schicken sich an zu ziehen, hin und wieder ein halber Sonnenstrahl das Gewölk durchbrechend, in den Gärten die erste Aster! — Ja, was ich sagen wollte:

Geh hinaus bis an das Haus,
Wo die Astern sprießen!
Wenn Du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen! —

Die Rosen sind nun aber auch wohl am Verblühen! — Ach, der Herbst, der Herbst!

Wenn ich jetzt bei Dir wäre, dann wollte ich Dir all meine Lieblingsplätze in den Parks, den Dünen und am Meere zeigen. Dann solltest Du mit mir in die Episcopal church, auf dem grünen Burgwall, wo die Sonne, durch matte Scheiben brechend, blondgelockte Töchter Albions bestrahlt, wo Mädchenstimmen, hell wie Glocken, mir oft die Brust durchzittert haben, wo ich, Holy Bible und Common Prayerbook auf dem Knie, so manchmal den Vicar von Wakefield zu erleben geglaubt habe. Dann wollten wir über die Grachten ziehen, und hinter dem röthlichen Flintglas der prächtigen Spiegelfenster die feinen bleichen Gesichter schlanker Banquierstöchter in ruhiger Verklärung schauen.

Dann wollten wir uns — es ist ja gerade Messe — von vollbusigen Friesinnen Waffeln vorsetzen, und von Loissets Reiterinnen das Blut rascher

durch die Adern jagen lassen! — Hopp! sagen die Ueppigen, springen durch die Gerte, daß es dampft, und lassen sich, matt geworden, auf den Gaul fallen, daß man bedauert, in dem Augenblick kein Pferdenacken zu sein. — Aber, es ist ja Herbst, und ich bin düster! — Ich möchte mit den Schwalben über's Meer; ein flatternd Blatt möcht' ich sein, das der Sturm in den Wäldern Litthauens von der Eiche reißt, und durch das herbstliche Deutschland führt, über Strom und Berg, über Thurm und Schloß, bis an's Ufer der Nordsee. — Dort aber schlürft es die Fluth ein und spült es an die schottische Küste, wo der Tartan fliegt, oder südlich hinab an die spanische, wo es der Hauch des Südwinds abermals fortreißt und einer Kastilierin, die mit fliegendem Busen unter einem Granatbaum vom Fandango rastet, in das schwarze, schwarze Haar jagt. — Solch' ein Blatt aber hab' ich gestern gesehen. Es kam in der Richtung von Nord-Ost, ein trotziges, prächtiges Blatt, dunkelgrün mit blutrothen Flecken. — Wirbelnd kam es heran auf dem Heerwege, und als ich's aufnahm, und am Stiele frei mit gehobner Hand in den Sturm hielt, da hat es mir ungeduldig raschelnd erzählt, woher es komme und wohin es wolle. — Ich ließ es los — der Wind ergriff es — fort, fort! — Wer solch ein Blatt wäre! — Oder todt! — Ich kann Dir heute wahrhaftig keinen vernünftigen Brief schreiben. Ich hatte den besten Willen dazu, und habe, glaub' ich, auf der ersten Seite auch ordentlich angefangen. Es geht aber sicher nicht, obgleich ich Dir mancherlei zu sagen hätte, was ich nun bis zum Wiedersehen aufheben will.

Dahin gehört unter Andern, daß ich gestern von Kinkel einen Brief hatte, worin er mir wegen der Herausgabe eines Rheinischen Musen-Almanachs in Verbindung etwa mit Simrock in ähnlicher Weise zusetzt, wie Du früher. Die Sache ist lockend und es wäre schön, das Rheinland in poetischer Weise einmal würdig vertreten zu sehen. Doch weißt Du, wie ich darüber denke! Warum eine „Schule" und warum mich als Popanz voraufstellen? Ja, wenn ich auch äußerlich weniger gehemmt und gestört wäre! Zudem geht auch Matzerath, glaub' ich, mit einem ähnlichen Plane schwanger. Er hat mir auf dem Dampfer, glaub' ich, davon gesprochen!

Thut, was Ihr wollt, aber laßt mich aus dem Spiele! Schaffe der Einzelne, was er kann! Ist es was Tüchtiges, so gereicht's dem Vaterlande gewiß eben so sehr zur Ehre, als wenn wir uns in einem Sammelsurium zusammenthun, worin doch immer minder Gutes unterläuft. Wenn wir was machen, so bin ich jedenfalls dafür, nicht bloß die Lyrik zu bedenken. Uechtritz und Immermann, die ich zu gewinnen mir getraue, könnten Dramatisches oder Novellistisches liefern; von Binzer in Cöln desgleichen; artistische Beilagen von Düsseldorfer Künstlern dürften auch nicht fehlen; es müßte

eine Repräsentation des gesammten poetischen und artistischen Rheins sein! Durch Becker (der mich, beiläufig, für Dich zeichnen soll, wenn Du's gern hast) und andere Dir befreundete Künstler könntest Du gewiß für das Unternehmen, wenn es in dieser Art zu Stande käme, viel thun! Mündlich mehr!

Immermanns Münchhausen I. ist heraus. Ein trefflich Buch. Enthält eine ausgezeichnete Schilderung Westphalens! — Etwas ganz Herrliches. Ich bin vor Plaisir fast außer mir gewesen! — Ich hoffe, dies rhapsodische Blatt wird Dich noch im Fuchsbau treffen. Gott mir Dir! Schreib bald! Immer Dein alter Freiligrath.

* * *

Zu den Freunden, welche Freiligrath während der Barmer Jahre nahe traten, gehört auch Heinrich Künzel zu Darmstadt. Ursprünglich Theologe, dann mit Vorliebe dem Studium der englischen Sprache und Literatur sich widmend, mit einer hübschen Gabe für lyrische Dichtung, ein vielversuchendes aber mittleres Talent, ein warmherziger Mann, war er mit Freiligrath durch dessen Odeon in Berührung gekommen. Die beiden Männern gemeinsame Vorliebe für die englische Dichtung veranlaßte im Herbst 1838, als Freiligraths erste Sammlung erschienen war, einen Briefwechsel, welcher auf unseres Dichters Arbeiten und Zukunftswünsche während des letzten Barmer Jahres ein bedeutsames Licht wirft; wir werden später die gemeinsame Aufnahme des hier angeregten Gedankens einer deutsch-englischen Literaturzeitung in Freiligraths Leben eine nicht unwichtige Rolle spielen sehen.

Lieber Künzel!

Barmen, 4. Octbr. 1838.

So red' ich Sie nämlich ohne Weiteres an, denn Ihr Brief hat mir eine zu große Freude gemacht und mir Ihre freundlichen Gesinnungen für mich zu herzlich an den Tag gelegt, als daß ich anders könnte. Gestern Abend kam ich von einer achttägigen Tour durch meine Heimath Westphalen zurück, und das Erste, was mir gereicht wurde, war Ihr Brief. Nun will ich ihn auch gleich beantworten. Das Herz ist mir noch voll von den Eindrücken des prächtigen gestrigen Tages. Den schönsten Hügelrücken der Westphälischen Mark hab' ich befahren. — Eichenwälder, das kräftige Grün wie mit Blut besprenkelt — Birken- und Haidegestrüpp — Sonnenschein und rosige Mädchengesichter — Wittekinds alte Veste Hohensyburg — in der Ferne das graue Dortmund mit der Reinoldikirche, wo das kühnste der Heymonskinder schlummert — Wagengerassel und Hufschlag, Römerklang und Rüdesheimer — auch ein paar Thränen: — Das Alles zittert mir noch durch die Seele, und macht mich aufgelegter als je, einen freundlichen Zuruf freundlich und von

Herzen zu erwidern. Und wenn ich confus bin und rhapsodisch, so schieben Sie das auch noch auf die Aufregung der Reise, nicht wahr?

Recht von Herzen hab' ich mich gefreut, daß Ihnen meine Gedichte gefallen. Sie meinen's ja, wie Sie sagen. Warum wollten Sie mir was weiß machen? Und da freu' ich mich denn Ihres Beifalls ohne Ziererei, und hör' es gern, wenn Sie glauben, ich hätt' es nicht ganz unrecht gemacht. Es ist mir von jeher mehr darum zu thun gewesen, dem einzelnen Tüchtigen und Wohlmeinenden zu genügen, als nach der Gunst der Menge zu haschen. Keine schönere Satisfaction als die Anerkennung eines ordentlichen Kerls, vor dem man selbst Respect hat, und von dessen Aufrichtigkeit man überzeugt sein darf. Von einem solchen hört man auch mit Freuden ein Wort des Tadels, und das ist's eben, worum ich Sie bitten wollte: daß Sie nämlich, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, mich in irgend einem Review zu besprechen, auch meine Mängel nicht verschweigen, sondern rügen, was zu rügen ist. So hat's auch Gustav Pfizer in seiner Recension meines Buches in den Brockhaus'schen Blättern gemacht, und es hätte wahrlich seines entschuldigenden Briefes an mich nicht bedurft, um ihm von Herzen gut zu bleiben. Im Allgemeinen hat er sicher Recht, wenn er auch im Einzelnen hin und wieder zu scharf ist, und Manches, was wesentlich ist, und, wenn er's angeführt hätte, die Festigkeit seines Schematisirgebäudes vielleicht gefährdet haben könnte, geflissentlich zu übergehen scheint.

Machen Sie's nun, lieber Künzel, wie Sie's nach Ihrer Ueberzeugung thun zu müssen glauben. Ihre Anzeige soll mir zur Ehre und Freude gereichen, und ich werde sie, möge sie auch noch so herben Tadel enthalten, seiner Zeit gern von Ihnen zugeschickt erhalten. Meine Poemata sollen dagegen mit nächster Fahrpost nach Darmstadt rutschen, und werden Sie hoffentlich noch bei den Ihrigen antreffen.

Ach Gott, wer doch mit Ihnen könnte nach London! Ich beneide Sie wahrhaftig! Nun, wer weiß, ob ich nicht im nächsten Sommer nachkomme! Ende Mai 39 werde ich nämlich jedenfalls mein jetziges Verhältniß auflösen, und muß dann sehen, was und wohin. Hier in dem Maschinenthale kann ich nicht bleiben. Wenn Sie einmal Pastor sind in London, dann will ich Ihr Küster werden, und dann will ich Ihnen am German Review helfen, soviel ich kann.

Mit Begierde erwart' ich Ihre Uebersetzung der Shelley'schen Mab und der Coleridge'schen Christabel. Die letztere haben Sie mir eigentlich vor der Nase weggenommen, denn ich hatte auch die Absicht, mich daran zu versuchen:

Nach der Schloßuhr ist es Mitternacht,
Von der Eule Ruf der Hahn erwacht,
Tu-wit, Tu-hu ꝛc.

Nun laß' ich's aber bleiben, und mache mich lieber an Shelley's Prometheus unbound oder sonst was von ihm oder Keats.

Ich stimme Ihnen in dem, was Sie über die Engländer sagen, vollkommen bei, und es freut mich, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß mir gerade die neuern Engländer, Byron, Moore, Coleridge, Scott, Wilson, Wordsworth (Southey weniger, obgleich ich u. A. auch ein längeres Bruchstück seines Thalaba the Destroyer übersetzt und in Pfizers Literaturblatt zum Auslande mitgetheilt habe) den ersten bedeutenden Anstoß gegeben haben. Das Naturgefühl, das namentlich in Wordsworths Dichtungen weht, ist ganz unübertrefflich, und ich denke noch immer mit stiller Freude an die Zeit zurück, wo ich ihn zuerst kennen lernte und mit ihm und Coleridge einsam Wald und Feld durchschweifte. Grüßen Sie ihn von mir. In meiner zweiten Auflage, zu der mir Cotta auf Ostern Hoffnung macht, will ich auch einige Gedichte von ihm aufnehmen und ihm dann (wenn Sie noch in London sind, durch Ihre Vermittlung) ein Exemplar schicken. Auch zu Moore, Southey, der Landon und den übrigen Lebenden, von denen ich etwas liefere, bringen Sie mich dann wohl in ein, wenn auch noch so flüchtiges Verhältniß. Ich dränge mich nicht auf, aber es ist doch schön, solchen Geistern seine Verehrung auch anders, als in der Stille für sich, bethätigen zu können.

Die Marginalnoten zum Ancient Mariner, von denen Sie reden, sollen in der zweiten Auflage nicht fehlen. In Brönners Chrestomathie: The British Poets of the 19. Century, aus der ich das Gedicht bereits im Jahre 30 übersetzte, stehen sie nicht und ich habe ihr Dasein erst kürzlich erfahren. Wie meinen Sie, daß der alterthümliche Ton, den Coleridge in diesen Noten angenommen, am Besten wieder zu geben sei?

Mit Westphalen hab' ich angefangen, und mit Westphalen will ich aufhören. Lesen Sie Immermanns eben erschienenen Münchhausen. Darin steht im zweiten Buche des ersten Bandes die trefflichste Schilderung und Würdigung Westphalens, des Landes und der Menschen, die mir je vorgekommen ist. Ich war vor Vergnügen außer mir, als ich's zuerst las. Es that mir zu wohl, meine oft und viel geschmähte Heimath so glänzend, wenn auch zuweilen mit einem ironischen Seitenblick, in ihre Rechte eingesetzt zu sehen, und noch dazu von einem Manne wie Immermann.

Nun aber im Ernst Adieu! Können wir uns, wenn Sie hinab schwimmen, nicht sehen, hier oder in Düsseldorf? Sie sind freundlich eingeladen! Nach Düsseldorf kann ich aber nur Sonntags kommen, denn in der Woche muß ich pflügen.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 16. Oktober 1838.

Tausend Dank für Deinen Brief aus dem Nebel! Ich kriegt' ihn soeben, und will Dir, da Du heut' wieder nach Düsseldorf kommst, gleich zwei Worte des Grüßens dorthin schicken! Vornehmlich aber wollt' ich Dir die Bitte an's Herz legen, mich doch noch in dieser Woche zu besuchen. Du bist doch jetzt 'mal am Rutschen, und es kann Dir Wurst sein, ob Du ein paar Tage früher oder später zur Ruhe kommst. Ich hab' allerlei mit Dir zu besprechen, zumal in Bezug auf das almanachliche Projekt, welches ich in meinem letzten Briefe berührte. Nach Düsseldorf kommen kann ich aber nicht, einmal weil ich den Schnupfen habe, und zum Andern, weil meine Casse in einer jämmerlichen Verfassung ist, und man leider die Post nicht anpumpen kann. Du mußt also jedenfalls zu mir; ich hab' jetzt ein trefflich Logis; ein Bett steht für Dich fertig; Wein, Brod, Holz und Kohlen die schwere Menge, denn, wie Du weißt:

— „mehr Credit, als Geld,
So kommt man durch die Welt."

Von Novis findest Du auf meinem Tische Mörike's Gedichte, Musen-Almanach, Urania (mit trefflichen Briefen Goethe's an die Auguste Stolberg, der Centauren Schwester, edirt durch Frau v. Binzer in Cöln) u. s. w.

Ich war in der letzten herrlichen Septemberwoche in Westphalen. Da sah ich den Herbst auch in seiner Schöne — wie hab' ich mich gefreut! Am sonnigen dritten Oktober zu Roß hoch auf einem Berge:

Hoch in den letzten Oeden,
Da stampft es in den Farn;
Ein Heer von Mettenfäden
Sein glitzernd Fliegengarn.

Nämlich meines Pferdes.

Die Recension in Brockhaus' Blättern, von der Du redest, ist von Gust. Pfizer. Er hat sich sehr deßwegen bei mir entschuldigt und hat zum Theil auch beim Teufel Unrecht. Als ob ich kein Herz hätte, kein Gefühl, keine Seele! — Hab' ich mich denn ganz gegeben, ihr Himmelhunde? Habt Ihr mir in's Herz geguckt? Kennt Ihr mich denn? Ist ein Band Verse denn der Kerl selber?

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 7. Novbr. 1838.

Ich hätte sehr gewünscht, Sie vor Ihrer Abreise noch sprechen zu können,

hier oder in Düsseldorf! Ich komme gern nach England, wohlverstanden aber nur dann, wenn sich mir dort eine Aussicht aufthut, auf die sich für die Zukunft ein fester Lebensplan gründen läßt. Aber wie? Die verfluchte Kaufmannsgesellenwirthschaft bin ich herzlich satt, und doch sehe ich noch nicht ein, wie ich mir, bei meiner Halbwisserei und unzureichenden Bildung, in London auf andere Weise Brod und Beefsteak erschwingen soll! Sie, der Sie an Ort und Stelle Alles in der Nähe sehen und besser beurtheilen können, wissen das vielleicht besser, und ich würde es Ihnen von ganzer Seele Dank wissen, wenn Sie mir in Ihrem nächsten Briefe Ihre Meinung darüber offen aussprechen wollten. Ein Subaltern-Posten bei einer Gesandtschaft etwa, oder einer Bibliothek, oder an einem Dock, oder was weiß ich sonst? Ich dürfte aber nicht zu viel Arbeit haben; der halbe Tag müßte mein sein, um schlendern, in den Kamin starren, und Reime schmieden zu können.

Aber for heaven's sake, das gesammte Publikum eines Review meinetwillen zu haranguiren? Es will mir wahrhaftig noch nicht zu Sinn, und darum hauptsächlich schreib' ich Ihnen schon heute. Ihre Freundschaft, Ihre gute Absicht erkenn' ich von Herzen freudig an und schüttele Ihnen im Geiste die Hand; — aber — nun, offen gesprochen, ich bin wohl ein armer Teufel, aber entsetzlich stolz in gewisser Hinsicht, und möchte doch nicht gern, daß Sie den Briten für mich ein: „Pauvre misérable!" zuriefen, wie's die Belgischen Landbuben am Kutschenschlage des Reisenden thun. — Um des Himmels willen, lieber Künzel, verkennen Sie mich nicht! Ich verstehe Sie ganz, und fühl' es mehr, als Sie vielleicht denken, wie gut Sie's meinen! Aber keine Appellation an die Großmuth der Merchants und Bankers! Erwähnen Sie immerhin meiner Lage in der beabsichtigten Recension, theilen Sie ohne Hehl, aber bloß historisch, mit, wie ich meine Verse zwischen Journal und Ledger schreibe, hören Sie bei Ihren Freunden sich um, ob vielleicht ꝛc. — Ich verdank' Ihnen gern etwas! Aber kein Aufruf in einem Review! — Nun, Sie wissen, wie ich's meine! — Zürnen Sie mir nicht! — Nochmals meine Hand — schlagen Sie ein, und sein Sie mir nicht böse — Ich bin ein närrischer Kerl —

Bis jetzt geht's mir im Materiellen freilich nicht glänzend, aber doch erträglich. Und im schlimmsten Fall hab' ich, wie Bürger, Kraft und Courage genug, mich aus der Welt zu hungern. —

Laßt mich graben, laßt mich wandern
Meinen dunkeln, stillen Lauf!
Einen Hügel nach dem andern
Werf' ich mir zu Häupten auf!

Daß ihr seht an solchen Malen,
Wie ich auch zum Lichte rang,
Und wie, ach, in seinen Strahlen
Mir zu wandeln nie gelang!

W. Wackernagel.

Adieu, lieber Künzel! Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie mir gut. Wenn Sie sich in Ihrem Artikel über meine Uebersetzungen, namentlich über die aus dem Englischen, weitläufiger ausließen, als die diesseitigen kritischen Institute es bisher gethan, so wäre mir das besonders lieb.

* * *

An Hermann Neumann.

[Barmen], Comptoir 8. Novbr. 38.

Meinen herzlichsten Dank für die drei Bände Ihrer Dichtungen, welche mir in Ihrem Auftrage so eben von Schreiner gesandt werden! Stattlich sehen sie aus, die drei Burschen, und ich freue mich schon im Voraus auf all' das Schöne und Treffliche, was sie mir heute Abend, während drinnen die Theemaschine summt und draußen die leidigen Extraposten rasseln, erzählen werden! Schreibe dann die ausführliche Besprechung!

Wie kommt's denn, alter Kriegsknecht, daß Sie so ganz schweigen, seit wir uns persönlich kennen? Auch in Düsseldorf ließen Sie sich jenen Abend nicht mehr sehen, und es scheint fast, als ob Ihnen meine Art, mich zu haben und zu geben, nicht besonders zusage. Eh bien, ich bin ein närrischer Kerl!

Auf dem Dampfer, bei hellem, blitzenden Sonnenschein, ist's jedenfalls besser Witze zu reißen, Bodenheimer zu trinken und einer schönen Engländerin aus der Entfernung mit dem Römer zuzunicken, als ernsthaft zu ästhetisiren. Einen poetischen Moment soll man sich nicht durch des Denkens Bläsſe verkümmern!

Chamisso gestorben, zwei Tage nachdem wir zusammen auf dem Rhein waren! Der Gedanke schnürt mir die Brust zusammen!

* * *

Unter den Freunden, welche Freiligrath in jener Zeit gewann, ist bereits erwähnt Moritz Carriere, der damals in Berlin weilende junge Philosoph, jetzt eine Zierde der Münchener Hochschule; auch der Verfasser schuldet ihm für reiche Anregung in lange verrauschten akademischen Jahren warmen Dank. Carriere verkehrte wie Rauschenbusch in Chamisso's Hause, machte dann gelegentlich einer Reise nach dem Rhein im Sommer 1838 des Dichters Bekanntschaft, welcher sich durch des Philosophen tief gemütvolles Wesen sehr

angezogen fühlte und lebenslang mit ihm in allerdings mehrfach und lange unterbrochenem Briefwechsel blieb. Carrieres Aufsatz über Freiligraths Gedichte war eine seiner frühesten Arbeiten. Der folgende Brief Freiligraths, der ersterhaltene in der Reihe, ist sehr bedeutsam wegen der auf Chamisso bezüglichen Stelle, vornehmlich aber durch die Hindeutung auf die Entstehungszeit einer der packendsten und gedankenreichsten Dichtungen Freiligraths, der höchst eigentümlichen und großartigen „Kreuzigung".

An Moritz Carriere.

[Undatirt. Poststempel Wupperfeld 16. 11. (1838.)]

— Deine Recension in Varnhagens Jahrbüchern hab' ich gleichfalls noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald es geschieht, schreib' ich Dir meine Meinung darüber und bemerke Dir vorläufig, daß ich mit Deinen Privatausstellungen durchaus einverstanden bin und bei der zweiten Auflage, zu der Cotta mir Hoffnung macht, Rücksicht darauf nehmen werde. Schlimm ist's freilich mit der Blumen Rache. Die hat nämlich Fr. Löwe in Stettin mit noch zwei andern meiner Romanzen bereits componirt, und ich sehe dem Erscheinen des Hefts demnächst entgegen. Ist's nun aber schon mit dem Aendern eines Gedichts, an das sich das lesende Publikum unter einer gewissen Gestalt gewöhnt hat, eine mißliche Sache, so ist dieß noch weit mehr der Fall, wenn durch das Wegfallen, Verschränken u. s. w. ganzer Strophen auch die dem ursprünglichen Texte angepaßte Composition eines trefflichen Tonkünstlers theilweise compromittirt, und dem singenden Publikum auf solche Weise zugemuthet wird, eine liebgewonnene schöne Musik durch eine vom Dichter beliebte Aenderung des (natürlich durchcomponirten) Liedes verstümmeln zu lassen.

Ich will sehen, wie ich's mache; Löwe's Melodien sind ganz köstlich, besonders zu dem Liede „Der Falk".

Die Baltischen Blätter beikommend zurück, mit unserem besten Danke! In ihrer Umhüllung findest Du auch die gewünschten Albumblätter von R. und mir! Meins geb' ich Dir aber nur unter der Bedingung, daß Du mir mit Deinem nächsten Briefe reciproce eins schickst, von Format und Papier etwa wie das meinige. Denn ich will mir auch ein Album anlegen. Varnhagen möcht' ich auch wohl durch Dich ersuchen, doch fürcht' ich, daß meine Bitte, einer solchen Notabilität gegenüber, unbescheiden erscheinen könnte, so lange ich noch in keinem nähern Verhältniß zu ihr stehe, als in dem der Verehrung und Bewunderung aus der Ferne, das Tausende mit mir theilen! Sieh' Du zu, wie Du's mit Varnhagen machst. Wenn Du meinst, es wäre besser, so geduld' ich mich gern bis über's Jahr, und komme dann lieber selbst, mir von ihm, Mundt und den andern Hähnen Blätter zu erobern.

Ich habe seither zu wenig Rast gehabt, um an's ruhige Schaffen denken zu können, doch ist mir eine Anzahl famoser Stoffe aufgegangen, die, wenn uns der liebe Gott diesen Winter recht viel dunkle, mit Schneegewölk verschleierte Tage gibt, demnächst hoffentlich Gestalt und Farbe gewinnen werden. Diese Nacht will ich mich an die Kriegsknechte machen, die unterm Kreuz um den Leibrock Christi würfeln. Die Kerls sind Westphalen, haben die Hermannsschlacht mitgeschlagen, sind später vom Germanicus zu Gefangenen gemacht, und unter die Legionen gesteckt worden. Der Syrische Himmel gefällt ihnen nicht, und sie sehnen sich unter den Schädeln Golgatha's nach den Eichen der Weser zurück. Da sprechen sie denn von der Clades Variana, der Grotenburg und den Externsteinen, bald den Schwamm mit Essig tränkend, bald mit den Würfeln rasselnd, bald das Blut von der Lanze wischend, das die Welt erlöst haben soll! Zwischendurch ein Angstschrei der Marien, der Herr ruft: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! Der Vorhang zerreißt, die Sonne erlischt, die Todten stehen auf — die Veteranen aber sind meine Landsleute, und spielen kleine Elfe.

Chamisso's Tod! — Mich hat er vielleicht mehr als jeden Andern erschüttert! Ich sagte Dir bei Deinem Hiersein, daß ich drei liebe, herzliche Briefe des trefflichen Mannes seit langer Zeit unbeantwortet liegen habe. Nun wohl, ich wollte sie endlich beantworten — und am nämlichen Tage erhielt ich durch die Zeitung die Nachricht von seinem Tode! Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Muthe war, und noch ist, wenn ich an meine Schuld denke! Denn schuldig bin ich allerdings. Konnte ich Chamisso's Bitten um Beiträge zum Almanach damals auch nicht begegnen, weil ich nichts fertig hatte, so hätte ich doch solche Briefe, wie die seinen es waren, nicht so lange ohne ein herzliches Wort der Erwiderung lassen sollen. Es schnürt mir die Brust zusammen, und die Thränen schießen mir in's Auge! Kein Wort mehr! Ich will mich nicht entschuldigen — ich kann es nicht — davon bist Du aber wohl überzeugt, daß kein Mangel an Liebe und Pietät für den herrlichen Mann es war, was mich so strafbar scheinen läßt. Weiß Gott, ich konnte diesen Sommer nicht zum Schreiben kommen — ich habe trübe Tage und Wochen gehabt, wo mir Alles zuwider war, und wo ich todt hätte sein mögen! Hätte ich Chamisso nur einmal vor seinem Tode in's Auge sehen und die Hand drücken können — er hätte mir gewiß vergeben!

Kannst Du vielleicht nicht erfahren, ob er mein Widmungs-Exemplar noch vor seinem Tode durch Cotta empfangen hat? Es würde mir dieß wenigstens eine kleine Beruhigung sein. Seine Anzeige im Gesellschafter hat mich zu Thränen gerührt! Nein, nein, ich kann mir nicht vergeben!

Im Anschluß eine Stelle aus Carriere's Antwort vom 1. December 1838: Varnhagen erkundigte sich mit großem Interesse nach Dir: meine Recension sei von der Societät angenommen. Er sagte unter Anderem: „Sie hatten sehr Recht ihm zu sagen, er solle sich weder an Immermanns Rath zum Epiker, noch an Meyers Volksliederempfehlung kehren, sondern nur sich selber getreu und wahrhaft seinem Genius folgen. Und selbst wenn er wie Uhland schon im ersten Anlauf sein Ziel erreicht und keine neue Bahnen einschlagen könnte, so wäre auch das etwas Schönes. Es sind Jahre her, daß Chamisso, so oft ein Gedicht von ihm einlief, begeistert es mir vorlas und mir aus der Seele herauswinden wollte, „wie es mich packe", und sich des Beifalls wie über den für Eigenes freute. Mit leuchtendem Auge zeigte er mir die Widmung und sagte, sie gehöre zu den schönsten Erlebnissen, die ihm ein gütiges Geschick vergönnt und gewährt." — Also kannst Du in dieser Hinsicht getröstet sein. Chamisso hat gewiß nicht an Impietät oder Vernachlässigung gedacht.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 14. December 1838.

Auf Deinen letzten Brief heute endlich die betrübte Nachricht, daß ich's trotz klingenden Frostes und klingender Ohren bis jetzt noch nicht möglich machen konnte, Dich in Bonn zu besuchen. Weihnachten denke ich aber mit Matzerath in Cöln zusammen zu sein, und vielleicht am zweiten Feiertage gen Bonn zu ziehen, um Simrock, den ich gar zu gern persönlich kennen lernte, auf ein paar Stunden aus seiner Festtagsruhe aufzustören. Du bist dann leider freilich in Düsseldorf; überleg' es einmal, ob Du nicht wenigstens in Cöln bei uns sein, und mein Projekt eines Rheinischen Jahrbuches mit uns berathen kannst.

Auf Deinen Enzio bin ich sehr gespannt, und habe mich vorläufig, bis ich ihn werde kennen lernen, an dem Bruchstücke gestärkt, das die Cölner Zeitung kürzlich von Deiner neuen Pilgrimage brachte. Das Ding ist beim Teufel gut, und wenn Du in dieser Weise fortfährst, an die bedeutendsten Punkte des Rheines Deine Betrachtungen zu knüpfen, so verspreche ich mir von dem Ganzen etwas Ausgezeichnetes. Die Stanze, in der Du das Gedicht schreibst, hat allerdings einen Vers mehr, als die Spenser'sche, erinnert aber doch vielfach an diese, durch Stellung der Reime sowohl, als hauptsächlich auch durch den Alexandriner, mit dem jede Stanze schließt. Dieser Sau-Alexandriner aber, muß ich Dir offen gestehen, verleidet mir Spensers Schema eben so sehr, wie das Deinige. Er bringt etwas ungemein Schleppendes

und Träges in die, sonst mit ihren Fünffüßlern rasch und rüstig einherschreitende Strophe, und verkümmert mir selbst den Childe Harold. Gott sei's geklagt, ich bin sonst kein Verächter des Alexandriners, aber in der Spenser- und Müllerstanze ist er mir ein Greuel, und Du nimmst mir's nicht übel, daß ich Dir das offen sage. —

Ad vocem Musikant! Schilt mich neulich der elegante Kühne in seiner Zeitung „einen musicirenden Vagabunden durch die Welt!" Zum Maler sei ich zu unruhig! Ich weiß wahrhaftig nicht, ob der Sackermenter nicht gar am Ende Recht hat.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen Neujahr 39.

Deinen und Matzeraths Briefe erhielt ich zusammen, mit welcher Freude kannst Du denken! Du bist doch ein prächtiger Kerl: — magst accouchiren oder Beefsteak fressen, die Sonne oder einen neuen Menschen aufgehen sehen, an den fabelhaften Alligator denkst Du allemal, und schreibst ihm zu Bonn und zu Cöln, auf der Klinik und bei den Dominikanern Nr. 2. Dafür, Du gewitterrauschebartiger Riese, wie unser lieber Morgenröthlicher Dich nennt, ruf' ich Dir nun auch ein herzlich Prost Neujahr! zu. Bleib mir gut, Alter im Bart, fabelhafter Poet, pauliniſcher Medicus, antiphlogistischer Einschöppler. Nächster der Liebe (hear, hear! würde Dingelstedt rufen) gibt's doch nichts Schöneres, als wenn ordentliche Kerls treu und fest und ehrlich zusammenstehen. Also: her die Hand — wir meinen's gut miteinander.

Daß auch Du beim nähern Bekanntwerden Matzeraths liebenswürdige Persönlichkeit so lieb gewonnen hast, freut mich von ganzer Seele. Ich schätze Matzerath außerordentlich, als Menschen wie als Dichter, und hege von seiner poetischen Zukunft die schönsten Erwartungen. Hoffentlich werden wir drei bald einmal zusammen sein können, und dann wird's uns an Freude nicht fehlen.

Du sprichst von Dingelstedts Aufsatz. Hol' mich der Teufel, bald kann ich sagen, wie Sir John, daß ich nicht nur selbst witzig, sondern auch Ursache bin, daß andere Leute witzig sind. Uebrigens ist Dingelstedt wahrhaftig nicht ungescheit, sondern bringt im Gegentheil manches Gute und Wahre über mich bei; Vieles aber auch von dem, was er sagt, ist fabelhaft. Wahr ist's freilich (und ich hab's heut schon sonst an wen geschrieben), in meinen Gedichten ist mehr Hufschlag als Herzschlag, aber wer in meinen Wüsten das Ohr an den Boden legt, der hört doch bei Gott nicht bloß Hufe, sondern doch auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Lieb' und Haß

entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust. — Hunde, dieß Recensentenvolk! — Was kann ich dazu, daß ich eben mehr Maler bin als Poet. Hätt' ich als Bube einen tüchtigen Zeichenmeister gehabt, hätte Farben bereiten und den Pinsel führen gelernt, dann säß' ich jetzt vor der Leinwand mit meinen Löwenritten, und Keiner hielt' mich für einen kaltherzigen Gesellen, weil ich nichts eigentlich Erotisches drucken ließ. Und wie kann Dingelstedt denn von abgeschlossen sprechen? Und kann zwischen Felsen und wilden Pferden, auf Haiden und Bergkuppen (und meine Heimath ist wahrhaftig schön) nicht eher ein Poet groß werden, als auf den Straßen Berlins oder Kassels? Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent! Ich will ihm aber doch nächstens 'mal schreiben, denn er ist, wie gesagt, sonst eben nicht ungescheit, hat schon ein paar gute Bücher geschrieben, ist kein übler Poet, und meint's am Ende nicht bös mit mir.

Lieber C. W., schick' mir doch eine hübsche neue Romanze für ein demnächst erscheinen sollendes Taschenbuch zum Besten des Hermannsdenkmals. Ich hab' auch an den Morgenröthlichen drum geschrieben; laß mich keine Fehlbitte thun — thu's mir und dem Lande der Sennerpferde zu Liebe!

Inliegend diverse Albumblätter! Davon sollst eines Du beschreiben mit dem Viergespann, das ich der Gleichförmigkeit wegen gern in diesem Format von Dir hätte. Ein anderes gib Deinem Schwager Becker, ein drittes Schirmer, allen beiden mit den schönsten Grüßen und der freundlichen, wenn auch etwas kühnen Bitte, mir zum Andenken ein flüchtig Bildchen drauf zu zeichnen, Schirmer etwa einen Käfig sammt Uhu. Ich möchte doch gern was der Art von den tüchtigen Kerls am Rhein haben, wenn ich einmal nach den Hebriden gehe, oder im Fall sein sollte, epistolas ex Ponto zu schreiben. Bei Hildebrandt und Schrödter, die ich nur so im Fluge kennen lernte, darf ich's wohl kaum wagen, sonst würd' ich Dich bitten, auch bei ihnen ein gut Wort für mich einzulegen.

Der Neumeister und ich hätten gern Dein Volkslied: Es steht ein Wirthshaus an der Lahn. — Schick' uns doch den Text, die Weise summt uns noch in den Schädeln.

Und nun Adieu, Rauschebart! Ich hätte Dir wohl noch viel zu sagen, verschieb's aber auf's nächstemal, denn es ist gleich Nacht. Wir wollen Deiner gedenken, Antiphlogistiker. Gruß und Handschlag!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 18. Januar 1839.

Auf Deinen letzten Brief erhältst Du heute nur ein trockenes Recepisse und meinen Dank für Dein treffliches Speierer Kaisergedicht! Das Ding ist

beim Teufel gut! ganz köstlich; das Geheimnißvolle und Grauliche der Ueberfahrt superb! Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darüber gefreut habe. Alles Andere mündlich bis zu meiner nächsten Zukunft ein andermal!

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 21. Febr. 1839.

Lieber Künzel! Meinen Herzensdank für Ihren letzten Brief! — Ich seh' aus ihm, daß Sie's wirklich gut mit mir meinen, und bedaure nur, daß ich unbesonnen genug sein konnte, Sie durch ein rasch hingeworfnes Wort so über die Maßen in Unruhe zu versetzen. — Ich würde es sicher nicht gewagt haben, wenn Sie mir durch Ihren Mainzer Brief nicht gewissermaßen selbst die Veranlassung dazu gegeben hätten. Meine Bitte war ja eigentlich nur eine modifizirte Annahme dessen, was Sie zu meinem Besten dort zu thun aus eignen freien Stücken mir antrugen, und ich dachte mit keinem Gedanken daran, daß Ihnen aus meiner Indiscretion so viele und große Bemühungen erwachsen würden! Lassen Sie's nun aber, darum bitt' ich dringend und herzlich, mit dem bisher Geschehenen genug sein! Ich hab' in der Zwischenzeit selbst erkannt, daß es in der Heimath doch am besten ist, und werde für's Erste wohl am Rhein (wenn auch nicht an der Wupper) bleiben. Wo ich aber auch bin, Ihrer freundlichen Bemühungen, den fahrenden Poeten an der Themse zu fixiren, werd' ich immer mit Dank und Liebe gedenk bleiben; — ich drück' Ihnen herzlich die Hand!

Gern hör' ich, daß Ihre Abhandlung über mich geschrieben ist, und leugne nicht, daß ich ihr mit Spannung entgegensehe. Abgesehen davon, daß ein ausführliches Urtheil von Ihnen, als das offene und unparteiische eines Freundes, vom höchsten Werthe für mich ist, so ist überdieß der Standpunkt, den Sie als Referent für England einnehmen, ein durchaus eigenthümlicher und neuer, und wird Ihrer Arbeit sicher eine Haltung und Färbung verleihen, die sie von dem, was Ihre kritischen Genossen diesseits des Canals bisher über mich sagten, wesentlich unterscheiden. Theilen Sie mir doch mit, wo ich Ihre Kritik seiner Zeit zu suchen habe, oder noch besser, wenn ich neuerdings unbescheiden sein darf: schicken Sie mir das betreffende Heft des Quarterly oder British and Foreign Review gelegentlich ein! Das Beziehen englischer Bücher geht in Deutschland so entsetzlich langsam, und mein Verlangen, Ihre Abhandlung zu lesen, ist so groß, daß Sie mir meine Dreistigkeit schon vergeben müssen!

Lassen Sie uns doch bald auch die übrigen Früchte Ihrer seitherigen literarischen Thätigkeit kosten, und lassen Sie sich vor allen Dingen nicht abhalten, Ihre Uebersetzung der Christabel zu veröffentlichen.

Meine eigne ist bis jetzt nur fetzenweise geschrieben, und es fragt sich sehr, ob ich sie je vollenden werde. Und wäre es auch wirklich der Fall, so hieß' es Ihre freundschaftliche Rücksicht doch zu weit treiben, wenn Sie meiner Arbeit wegen die Ihrige unterdrücken wollten. Schicken Sie die Uebersetzung darum je eher je lieber in die Druckerei. Gust. Pfizer wird sie für seine Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes (das einzige Institut, das wir für Uebersetzungen größerer Poesien besitzen) gewiß hoch willkommen heißen, ebenso wie die liebliche Kilmeny, die schönste Episode in des trefflichen Ettrickschäfers romanzendurchklungener Queen's wake. Oder, wie sieht's mit dem Plane einer gemeinschaftlichen Herausgabe neuerer Englischer Poesieen in deutschem Gewande aus? Meinen Sie, daß Sauerländer für ein derartiges Unternehmen zu gewinnen wäre, so lassen Sie uns die Sache einmal näher in Ueberlegung ziehen, und das Unternehmen, das wir ja nicht zu übereilen brauchen, in aller Stille vorbereiten. Wir müßten dann festsetzen, was Sie und was ich vorzunehmen hätte u. s. w., und in einem Jahre etwa könnten dann gleich ein paar Bändchen zusammen in die Welt geschickt werden. Ganz Herr meiner Zeit werd' ich freilich erst mit dem Herbst werden; doch läßt sich den Winter hindurch schon tüchtig was dollmetschen. Ich habe vorläufig meine Bibliothek mit allem mir noch Fehlenden completirt, und besitze jetzt von Cowper an so ziemlich alles: Shelley, Keats, Southey, Coleridge, Campbell, Rogers, Wordsworth, Bowles, Kirke-White, Hogg, Wilson, Proctor, Miß Landon ꝛc. ꝛc. Doch glaub' ich kaum, daß Sauerländer Lust haben wird; als ich ihm vorlängst (Herbst 1835) eine Auswahl Burns'scher Sachen anbot, that er sehr väterlich, und bat mich inständigst, meine Zeit doch nicht an solch Zeug, das ja doch nicht zöge, zu vergeuden. Was ich eigentlich an Ihrem Plane auszusetzen habe, ist das Fabrikartige, dessen Schein sich gar nicht vermeiden läßt, wenn alle Jahr so und so viel Bändchen abgeschnurrt werden sollen. Keats und Shelley ziehen mich jetzt am Meisten an. Des Erstern Ode to a Nightingale und Eve of St. Agnes sind wunder-wunderschön! — Aber auch schwer zu übersetzen, wenigstens, wenn der Uebersetzer solche Anforderungen an sich macht, wie ich's thue — Treue und Wohlklang! Es ist manchmal zum Schädeleinrennen, muß aber doch heraus.

Das Schicksal der Landon ist ergreifend, aber poetisch! — Ich bin drüber aus, ihr ein Grablied zu singen:

„Wo sie zur Ruh' gelegt ihr Haupt,
Ragt eine Palme, weiß bestaubt;
Und wo sie barg ihr blutend Herze,
Glüht eines Kaktus blut'ge Kerze!"

Du lieber Gott: — die Landon auf der Goldküste begraben! Sie, die in Orangenhainen zu Hause war, und die Lauten Welschlands und der Provence durch ihre Gedichte zittern ließ! — Wie sah sie aus, wie alt war sie? Bitte, bitte, schreiben Sie mir's — es hat mich lange nichts so erschüttert, als diese Tragödie! So konnte nur eine Dichterin getäuscht werden und sich in's Grab legen: — „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" — Wie oft hat man mir das leidenschaftlich ausgestoßene Wort in die Zähne zurückgeschmissen — und es ist doch wahr! — Nicht wahr, Sie verstehen mich, lieber Künzel, für Sie brauch' ich mich nicht mit prosaischer Breite darüber auszulassen, wie ich jenen Ausspruch eigentlich verstanden wissen will? — O diese Hunde von Kritikern, die den Zwiespalt der Muse mit dem Leben nicht kennen, und in vornehmer Selbstgefälligkeit auf die Zuckungen herabsehen, in denen man sich zwischen dem Rufe der Inspiration und der Misère des Alltags abmartern muß. — Burns, Byron, Hölderlin, Günther, Grabbe, Chatterton, Stagnelius, Büchner — was nenn' ich sie alle, die ich bald in einem längern Gedichte vorführen will, daß doch Wunden da sind, darein die Ungläubigen ihre Finger legen können? — Kennen Sie das Gedicht von James Montgomery: The Poets Lot? — Hin und wieder freilich etwas pietistisch, mir aber sonst ganz aus dem Herzen geschrieben. —

Adieu, lieber Künzel! Meine Briefe sind verflucht rhapsodisch, ich kann aber einmal nicht anders, und Sie müssen drum Geduld mit mir haben.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 4. März 39.

Wirst Du mir verzeihen? In der ersten Zeit nach meiner Rückkehr war ich traurig und unlustig; Deine Volkslieder gingen mir fort und fort durch die Seele, wie schneidige Schwerter, und ich hätte meine Poesie und mich selbst anspeien mögen. Und da konnt' ich nicht schreiben. Jetzt aber ist mein Austritt vom Comptoir auf Ostern festgesetzt, zwei Monat früher als zuerst beschlossen war, und ich habe mit Ordnen und Abschließen alle Hände voll zu thun. Doch läßt sich's jetzt, wo nur Aeußeres mich bedrängt, immer besser plaudern, als damals, wo ich mit mir selbst zu schaffen hatte, und so sei Dir denn heute in aller Flüchtigkeit zwischen der Arbeit ein warmer Herzensgruß zugerufen. Zuerst: wie sieht's mit unserm Jahrbuch aus? Matzerath wirst Du inzwischen auf Carneval (den ich aus Mangel an Spießen nicht besuchen konnte) wiedergesehen und Näheres über unser Projekt von ihm gehört haben. Ich habe seit meinem Besuche erst einen Brief von ihm, der mir jedoch in Bezug auf jenes Unternehmen nichts von Wichtigkeit meldet. Jedenfalls wird es nachgerade Zeit, zu einer Entscheidung zu

gelangen; Du, Simrock und Matzerath sind doch immer noch dabei? Weiß der Teufel, wie es zugeht, aber ich kann den Gedanken nicht los werden, daß unsere Berathung damals unter dem verderblichen Einfluß einer höchst schnöden Lauheit, fast möcht ich sagen: Schläfrigkeit gestanden, die mir nichts Gutes zu ominiren scheint. Sprich doch noch einmal mit Simrock, und schreibe mir, was er meint!

Und nun, Du bisher noch in der allgemeinen Müllerei Mahlender, fordere ich Dich feierlich auf, Deine Gedichte hinfort nur mit: Müller im Bart zu unterschreiben! Hol der Teufel mein lasterhaftes W! — Sieh nur des Darmstädter Nodnagels neueste Sagensammlung nach! Darin spukst Du als leibhafter Doppelgänger (C. W. und C. O.) nicht nur in den Unterschriften, sondern auch im Autorenverzeichniß! Es ist schnöde, beim Teufel, und ich bin Schuld daran! — Läuft der Kerl zweifach durch die Jahrhunderte, bringt Wirrwarr in die Literaturhistorie, und läßt aller Orten die fabelhafte Supposition aufkommen, als sei Otfried, der Göttinger, Verfasser von Wolfdietrichs Buße! —

Ich habe mich übrigens herzlich gefreut, so viel Stücke von Dir in jener Sammlung aufgenommen zu sehen. Die meisten waren mir bekannt, und die Bekanntschaft der mir noch fremden hab' ich mit aufrichtiger Genugthuung gemacht. Von den vielen Behandlungen der Heisterbacher Mönchslegende ist der Deinigen der Vorzug gegeben; hab' ich nicht immer gesagt, daß sie ganz vortrefflich sei? Denk' nur aber im Ernst bald an die Herausgabe einer Auswahl Deiner Gedichte, und laß den Bart Dein Feldzeichen sein! Cotta wird Dich gern verlegen.

Ich übersetze jetzt viel aus dem Englischen, meist Sachen der unbekannteren Lyriker unserer Zeit, und werd' es binnen Kurzem im Literaturblatt zum Auslande drucken lassen. Es verlohnt sich schon der Mühe: — Keats, Shelley, Wilson, Proctor, Bowles, Kirke-White, die Hemans und Andere haben herrliche Lieder geschrieben, und es thut mir wohl, mich einmal abzuwenden von den fiebernden Franzosen und mir selbst zu der Ruhe und Sinnigkeit dieser See- und Bergdichter, deren Naturanschauung mich häufig an Schefers Laienbrevier erinnert. Shelley und ein paar Andere ausgenommen, ist über Alles, was diese neuen Engländer geschrieben, eine Stille, eine Ruhe ausgegossen, die einen unbeschreiblichen Zauber auf mich ausübt und mich unwiderstehlich zum Dollmetschen auffordert.

* * *

An August Schnezler.

Barmen, 5. März 1839.

— Barmen verlaß' ich nach Ostern. Ich hab' es satt hier und muß

wieder wandern. Wohin? weiß ich noch nicht, werde mich aber, nachdem ich eine Fußtour durch das Siegen'sche, die Thäler der Ruhr und Lenne, meinen heimathlichen Teutoburger Wald und das paradiesische Weserthal gemacht, wahrscheinlich am Rhein, in einem stillen felsüberhangenen Dörfchen, vielleicht aber auch zu Bonn oder zu Frankfurt a. M. niederlassen und — für's Erste wenigstens — meinen Träumen nachhängen. Ich hoffe, der Wechsel wird mir zum Heile gereichen; — jedenfalls wird er mir zuträglicher sein als der, welcher mich vor zwei Jahren nach Barmen brachte, wo ich jetzt obendrein verketzert werde, nachdem ich dumm und gut genug gewesen bin, mich jedem freundlich und als eine fidele Seele zu zeigen, der mir zudringlich entgegentrat. Ich bin jetzt klug geworden, — wo ich jetzt hinkomme, da schließe ich meinen Kreis mit einem halben Dutzend guter Kerls; Wein gehört zu den verbotenen Artikeln, und arbeiten werd' ich mit Händen und Füßen!

Wenn ich in Frankfurt sein sollte, so sehen wir uns jedenfalls im Sommer oder Herbst. Gehst Du vielleicht im Mai zur Enthüllung des Schillerdenkmals nach Stuttgart? — Es wäre wohl der Mühe werth; die ganze schwäbische Lyrik wird auf einem Haufen, rattenkönighaft — auf dem Markte zu Stuttgart stehen, und es sind doch herrliche Männer darunter! — Hast Du Mörike, den neuerstandenen, schon gelesen? — Das ist doch auch ein ganzer Kerl!

Grüße die Stöbers und entschuldige mein Schweigen. In Nodnagels neuer Sagensammlung stehen sie drinnen, auch Du, und auch mein Freund, der Bonner Studio Müller (C. W. oder C. O. ist einerlei!). Matzerath zu Cöln ist ein prächtiger Mensch! —

Von Herzen Dein altes

Wüstenroß.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 9. März 1839.

Um nicht wieder in eine zu langdauernde Briefschuld an Dich zu kommen, will auch ich Dir Deinen letzten Brief schon heute beantworten, obgleich sich eben nichts besonders Wichtiges zur Mittheilung darbietet.

Deine Genesung geht, so Gott will, mit raschen Schritten vorwärts! Ich hatte wahrhaftig nicht gedacht, daß Du armer Kerl Dich so lange würdest hinschleppen müssen! Ich nehme den innigsten Antheil an Deinem Leiden, und hoffe mit Dir, daß der Frühling Dich vollends wieder auf die Beine bringt! Schon jetzt, wenn wir einmal einen wärmern, sonnigen Tag haben, einen von denen, die Uhland „sanfte Tage" nennt, wenn der Himmel zur Erde Licht und Wärme streut, und wenn's Einem zu Muth ist, wie Washington

Irving, als er einmal im März nach Stratford am Avon ging und Shakespeare's Lied aus Cymbelin sang:

„Hark, hark, the lark
At heaven's gate sings, u. s. w.

— schon jetzt, mein' ich, denk' ich an solchen Tagen immer zuerst an Dich, und mal' es mir aus, wie Du nun hinausgehen, und Dich des Lächelns der Sonne und des Thauens des Eises, und des lauen Hauchs des Thauwindes, und des zitternden Glöckchens des ersten Galanthus nivalis freuen wirst. Gottlob, bald blüht auch die Cornelkirsche, die Lerche wird nicht lang mehr auf sich warten lassen — o Gott, dieß erste Erwachen des Lenzes! Ich freue mich alle Jahre drauf, wie ein Kind, und denk' es gerade dieß Jahr einzuschlürfen mit allen Sinnen und mit voller Seele, recht, recht wie ein Kind! — Und es wird mich doppelt erquicken, wenn ich weiß, daß es Dich Alten nicht nur erfreut, sondern auch genesen macht! Laß mich bald wissen, daß es Dir wohl geht! — Der Schnee, der heut noch fällt, wird auch wohl schmelzen! —

Weißt Du noch, wie wir oft auf den Soester Wällen den kommenden Frühling begrüßt haben? — O, dieser erste milde Strahl der Sonne, dieß erste Knospen der Büsche! — Das Land mit seinen grünen, kurzhalmigen Kornfeldern athmete frisch und lau in die graue Stadt hinein; die bleigedeckten Thürme sonnten sich; in den Gärten die Geschäftigkeit des ersten Bestellens! — Weiß der Teufel, mir wird ganz weich, wenn ich mir das Alles so denke. — Ein leiser, linder Frühlingshauch zittert mir durch die Seele; ich bin froh, daß ich jauchzen, und betrübt, daß ich weinen möchte! —

Ostern werd' ich in Soest sein, um Vieles auf's Reine zu bringen! — Ich denke, es wird gut gehen! —

Im Mai oder Juni komm' ich vielleicht nach Herford. Wie sich das macht, und wie es überhaupt zugeht, daß ich in den genannten beiden Monaten eine Fußreiße durch's Siegen'sche, durch's Sauerland, durch meine heimathlichen Lippischen Berge und durch's Weserthal mache — darüber, lieber Jerrentrup, ein andermal. — Ich hoffe, mein Leben wird sich allmählich zu meiner und der Meinigen Zufriedenheit gestalten! —

* * *

An Ignaz Hub in Hamburg.

Barmen, 22. März 39.

— Es ist lange, seit Du nichts von mir gehört hast. — Dafür kann ich Dir jetzt aber auch etwas Entscheidendes über mich mittheilen: — daß ich nämlich mit Mai die Wupper verlassen und mich nach einer Fußtour an

Sieg, Ruhr, Lenne, Weser und durch meinen heimathlichen Lippischen Wald irgendwo am Rhein, procul negotiis, fixiren werde. Ich bin das Sauleben hier wieder einmal satt. —

Jene Reise hat zunächst den Zweck, mir die verstaubte Seele mit Berg- und Waldluft abzuwaschen, dann aber auch den, mir, eines literarischen Plans wegen, Höhen und Gründe und historische Denkmäler meiner rotherdigen Heimath frisch und im ersten Frühlingsgrün vorüberschreiten zu lassen. Ein Ableger nämlich des Aktienvereins zur Herausgabe des Bilderwerks: „Das Malerische und Romantische Deutschland" läßt die schönsten Punkte des gebirgigen Westphalens zu London in Stahl stechen, ein tüchtiger Landschafter ist gewonnen, und ich schreibe den Text. — Das Ganze wird sich dann unter dem Titel eines „Malerischen und Romantischen Westphalens" (klingt schier wie eine contradictio in adjecto) als eine quasi elfte Sektion dem Malerischen und Romantischen Deutschland anschließen.

Ich werde die Arbeit recht mit dem Herzen angreifen. Ich hab' meine Berge und Flüsse lieb; es ist ein tüchtiges Land, mein Westphalen, und mir im vorliegenden Falle doppelt lieb, weil es dem Auslande gewissermaßen eine terra incognita ist, weil ich es mit der Axt in der Hand durchlichten muß. — Hohensyburg, Vollmarstein, Klusenstein, Externstein, Luhdener Klippe, Westphälische Pforte — was wißt Ihr draußen von alle dem? — Ich aber will's Euch zeigen; — auf rother Erde will ich die gelbe vergessen, Tannen und Bergwässer sollen mich umrauschen, und auf Buchen- und Eichenblätter geschrieben will ich's in die Welt schicken, was ich unterm Felsen und im Holz geschaut und geträumt habe. —

Immermanns Münchhausen hat mir, hoff' ich, die Bahn gebrochen. — Wenn ein Kerl, wie der, uns Westphalen das Wort redet (und wie köstlich hat er's gethan!), so kann sich ein Werk, wie das meinige, schon auf den Markt wagen, und sicher sein, daß es mehr als eine bloß provinzielle Geltung sich erringen wird. Beiläufig: nach seinem eigenen Geständnisse gegen mich hält Immermann selbst mehr von dem westphälischen, als von dem eigentlich münchhausen'schen Theile seines zwiespältigen Buches. — Mir sprang aber auch das Herz im Leibe, als ich ihn zuerst las!

Deiner freundschaftlichen Beziehungen zu den dortigen Literaten freu' ich mich herzlich. Grüß' doch vor Allem Gutzkow von mir und versicher' ihn meiner ganzen Hochachtung. Seit ich mich mehr und mehr aus allen Coterien herausgerettet habe und auf eigenen Füßen stehe, wird mir Gutzkow von Tage zu Tage lieber, und ich verehre sein Streben und seinen enormen Geist von ganzem Herzen. Ich gäbe nur was drum, wenn sich die Kerls — Gutzkow, Mundt, Kühne, Laube ꝛc. untereinander nicht so katzbalgten, —

das Publikum hat den Spaß davon, wir armen Poeten aber, um nicht für Parteigänger zu gelten, müssen uns etweder hautement in uns selbst zurückziehen und manchem tüchtigen Kerl, den wir sonst gern mögen, ferne bleiben, oder aber wir müssen uns mit Allen gut zu stellen suchen, was doch auch ein wenig charakterlos aussieht. Karl Beck, der Sprudler, dem ich gern 'mal in sein wildes Ungarauge blicken möchte, macht es auf die letzte Art und spendet ohne Ansehn der Person der Eleganten, wie dem Telegraphen. Ich mach's nächstens auch so, — laßt mich nur erst 'mal in meiner Villeggiatura unter Rolandseck sitzen!

* * *

An Heinrich Koester.

B. 23. März 39.

Edler Pädagog!

Nächsten Dienstag versammelt sich das Kränzchen der Barmer Deklamationsfreunde, aus Zulauff, Boelling u. s. w. bestehend, auf meiner geringen Kneipe. Wir lesen den Clavigo mit Rollenvertheilung, und ich als Dominus tractans habe Dir, unserm Phönix, den Beaumarchais zugetheilt, in der Voraussetzung, daß Du bei Beginn der Osterferien vielleicht schon in den ersten Tagen der kommenden Woche herüber kommen werdest. Ich hoffe von Herzen, daß Du meiner Einladung Gehör gibst, und bin auch gern erbötig, das Kränzchen bis Mittwoch Abend zu stunden, wenn Du nicht eher kannst. Jedenfalls rechn' ich auf umgehende Antwort.

Dominus vobiscum! Dein

Alligator.

* * *

An Wolfgang Müller.

[Barmen, 19. April 1839.]

— Ich erledige die Hauptpunkte Deiner beiden Briefe nummerweis, damit ich noch vor Postabgang fertig werde.

1) Jahrbuch. Von Immermann bin ich noch ohne Antwort, doch hoff' ich, daß sie günstig ausfallen wird. Matzerath, der mir einen komisch-zornigen Brief wegen meiner Schreibfaulheit auf den Hals geschickt, schreibt mir, daß Schnaase die Mitwirkung für die Kunstkritik abgelehnt hat. Wer ist sonst in Düsseldorf Mannes genug, um sich tüchtig über die Schule loszulassen? Wir werden doch wohl auf ihn zurückkommen müssen.

2) Doppelgängerei. C. W. Müller von Düsseldorf, das klingt am Besten und ungezierteften. Mit dem Bart war's mir nur Spaß, die Felsen und Thäler klingen aber fast eben so gesucht.

3) Novitäten. Bei von Eynern frei — ehrenvoll und freundschaftlich,

und nicht, wie es hin und wieder die verfluchte Fama erzählt hat. — Dingelstedt hat mir aus freien Stücken einen freundlichen Brief geschrieben. — Bei W. Engelmann in Leipzig werd' ich eine Auswahl Burns'scher Lieder herausgeben, so Gott will! zu Ostern 1840. — Nach meiner Westphälischen Fußreise zieh' ich unter'n Drachenfels, dabei bleibt es.

Und nun leb' denn wohl, Du lieber, langer Kerl, Du bärtiger Volksliedermann! Behüt' Dich Gott, und bring' mir Dein Herz so ganz zurück, wie ich Dir meines bewahre! Im Herbst sehn wir uns wieder! Schreib' mir bald aus Berlin, und wenn Dich dieß Blatt noch in Düsseldorf trifft, so schreib' mir wenigstens mit zwei Worten aus Mainz, daß Du's noch gekriegt hast. Liebster, bester Müller — Kuß und Handschlag! Ich werde beim Teufel weich! Ade, Ade!

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, Walpurgistag, 1839.

Mein lieber Alter!

Aus Deinem Briefe vom 6. d. M., der mich noch in Soest traf, und aus den Mittheilungen Deines Schülers B., der mich vorgestern vor 8 Tagen besuchte, bin ich jetzt über Deinen Zustand ziemlich richtig unterrichtet, und freue mich von Herzen, daß es jetzt, wie B. mich versicherte, doch wenigstens so gut wieder geht, daß Du von einer Emser Cur vollständige Genesung erwarten darfst. Glück auf! Ich und die Meinen in Soest, wir Alle wünschen Dir von Herzen das Beste! —

Heute schreib' ich Dir hauptsächlich, um Dir zu sagen, daß ich mich hier in Barmen ungefähr nur noch 14 Tage aufhalten werde, und daher nur in dieser Zeit persönlich noch Dich werde empfangen können. Kommst Du später, so mußt Du aber dennoch jedenfalls bei Langewiesche (im Werth, nicht weit von der Gemarker Post) einkehren, wo Dich auf meine Veranstaltung freundliche Gesichter und ein bequemes Bett, sammt Gemüse und Fleisch, erwarten. Langewiesche und sein Commis, mein Freund Neuburg, werden Alles thun, Dir die Zeit Deines Hierseins angenehm zu machen, doch hoff' ich, zumal bei dem warmen, herrlichen Wetter, immer noch, Dich selbst begrüßen zu können.

Im Juni laß' ich mich am Siebengebirge bei Bonn ganz in der Stille nieder. Wahrscheinlich in Honnef, Erpel oder Unkel, was ich Dir später näher schreibe, da Du auf der Rückreise aus dem Bade jedenfalls wieder bei mir kneipen mußt. Vorher mach' ich, für literarische Zwecke, eine Fußreise durch ganz Westphalen, von der Sieg bis an die Pforte. Es fehlt mir heute an Zeit, Dir meinen ganzen Lebensplan ausführlich mitzutheilen;

— so Gott will, geschieht es in kurzer Zeit mündlich, oder wenn das nicht der Fall sein sollte, so kannst Du doch von meinen Verwandten in Soest das Nähere hören.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 4. Mai 1839.

Mein theurer Jerrentrup!

Obgleich ich Dir erst am Dienstag geschrieben, und die Freude eines baldigen Wiedersehens vor mir habe, muß ich Dir dennoch heute noch einmal in's Haus fallen. Ein hiesiger guter Freund von mir, seines Zeichens Graveur, hat nämlich mein schlechtes Antlitz zu seinem Vergnügen modellirt und mir einige Exemplare des Reliefs zur Vertheilung an meine Freunde geschenkt. Da dacht' ich denn, daß es auch Dir, meinem alten, bewährten Pylades, wohl angenehm sein würde, einen Abdruck zu erhalten, und diesem Umstande verdankst Du diesen abermaligen Zuruf und das beikommende Kästchen.

Das Relief soll, wie ziemlich allgemein behauptet wird, nicht unähnlich sein, besonders die Freßpartie. Die Nase könnte freilich etwas stumpfer sein, und die Haare sind auch nicht so kraus. Was den letztern Punkt angeht, so ist es indeß ein allgemeiner Fehler der Modelleurs, eben in den Haaren so recht ihre Kunst zeigen zu wollen; sie werfen Locken, wo keine sind, und deßwegen ist das Haar auf solchen Bildern auch fast immer mehr oder weniger manierirt. Möchte Dir das Bild, aller dieser Uebelstände ungeachtet, nichtsdestoweniger den fernen Freund recht lebhaft vor die Seele führen, und Deinem Erkennungsvermögen besser entgegenkommen, als jene Silhouette, über die wir uns in Soest so oft gezankt haben.

Ich habe mich seither oft und anhaltend im Geiste mit Dir beschäftigt, lieber Jerrentrup! Es sind nun 11 Jahre, daß wir einander kennen und lieb haben! Es macht mich froh und glücklich, daß unser Verhältniß in all' dieser Zeit, trotz Entfernung und auseinandergehender Lebenswege, immer dasselbe gewesen ist: — es muß drum doch wohl einen tiefern, bessern Grund haben, als so manches andere, das, kaum entstanden, auch schon wieder sich auflöst. Bleib' mir ferner gut, lieber Kerl, und glaub', daß ich Dir gegenseitig immer mit wahrer, aufrichtiger Freundestreue zugethan bleibe. Die Erinnerung an das Entstehen unsres Bundes, an unsre ersten einsamen Spaziergänge in und um Soest, das ist mir kürzlich recht frisch und lebendig wieder aufgegangen, und ich kann wohl sagen, daß ich darin mit wehmüthiger Freude geschwelgt habe. —

Mit Deinem Befinden geht es hoffentlich immer besser, und denke ich bald gute Nachrichten zu erhalten. Die Soester, von denen ich heute Briefe

habe, lassen herzlich grüßen; ich aber schüttle Dir warm und treu die Hand, und bin für immer recht von Herzen Dein Freiligrath.

* * *

Liest sich dieser Brief nicht wie ein Abschied fürs Leben? Er sollte es nicht sein, aber er ward es. Freiligrath sah seinen getreuen Pylades nicht wieder: derselbe erlag seinem Brustleiden am 17. Oktober 1839.

An Lina Schwollmann.

Barmen, Himmelfahrt Nachmittag 2 Uhr
[9. Mai] 1839.

— Die heutige Elberfelder Zeitung wird Dir das Ausbleiben eines Briefes erklären; das vorgestrige Fest machte es mir unmöglich, Deinen lieben Zuruf früher zu beantworten als heute; all' die übrige Tummelei, womit das Verlassen eines zweijährigen Wohnorts verbunden zu sein pflegt, ungerechnet. Das Fest aber war schön! In der ganzen Idee, Anordnung und Begehung sprach sich soviel herzliche ungeheuchelte Freundschaft für mich aus, der Empfang mit einem trefflichen Quartett und der schöne Toast des Dr. Clausen waren so ergreifend für mich, und die Heiterkeit, welche diesen ernstern Momenten folgte, war so allgemein und bei aller Ungenirtheit anständig, daß der Totaleindruck des Abends ein durchaus ungetrübter, ein über alles schöner und nachhaltiger für mich ist.

Es waren über sechzig Theilnehmer da, Kaufleute, Commis, Juristen, Mediciner, Philologen; auch die Herren von Cynern fehlten nicht, und einer von ihnen brachte sogar auf mein Wirken bei ihnen einen Toast aus. Düsseldorfer Regimentsmusik war zur Belebung der Tafelfreuden eigens requirirt worden; mein Gedicht „Prinz Eugen", das hier viele Freunde gefunden hat, wurde später mit andern geselligen Liedern abgesungen — kurz, es war ein schöner Abend, und ich habe gesehen, daß man mich hier wirklich ziemlich allgemein lieb hat und achtet. Es ist doch ein eigenes Gefühl, der Mittelpunkt einer solchen Geschichte zu sein; ich fühlte mich anfangs nicht wenig bewegt; das Gefühl aber, von so vielen ordentlichen Kerls geliebt zu sein, und die ungezwungene Art und Weise des Ganzen gaben mir bald meine gewöhnliche Nonchalance wieder, und so ging denn alles glatt auf's Schönste. Ich lege Dir allerlei bei, was Dir die Sache deutlicher machen kann. Die anl. Beschreibung ist aus der hiesigen Zeitung und ausführlicher als die in der Elberfelder, welche dagegen den Clausen'schen Toast wörtlich mittheilt.

Nächste Woche, welchen Tag, weiß ich aber noch nicht, werde ich nun aufbrechen, jedoch nicht mit dem Sauerlande anfangen, welches zu spät grün wird, sondern mit dem Münsterlande und der Weser, so daß ich erst nach

Soest komme, wenn ich schon in Detmold gewesen bin. Die Route wird nämlich ungefähr so sein: Hagen, Dortmund, Kappenberg, Nordkirchen, Münster, Osnabrück, Minden, Herford, Detmold, Paderborn, Soest u. s. w. Doch können kleine Aenderungen immer noch eintreten, und Du hörst das Nähere von der Reise.

* * *

Dies Freiligraths eigener Bericht über das Festmahl, welches am 7. Mai 1839 die Freunde dem demnächst Scheidenden gaben; es fand statt im Cleviſchen Hofe zu Barmen, bei dem „allgemeinen Schwiegervater" Behrens; Gymnasiallehrer Dr. Clausen von Elberfeld, einer der näheren Freunde des Dichters, brachte demselben einen einfachen, warmherzigen Trinkspruch, dessen Mitteilung hier indes unnötig ist. Freiligrath ward übrigens, wie es scheint, durch finanzielle Abwickelungen noch einige Wochen in Barmen festgehalten, ehe er seine Reise antreten konnte. Aus dieser Harrezeit sind die beiden folgenden Briefe.

An August Boelling.

B. Pfingstmorgen [19. Mai] 1839.

Während Du augenblicklich zu Düsseldorf einen kleinen Theil der Früchte Deines Fleißes und Deiner Sparsamkeit zu großer Freude verwendest, sitze ich entsetzlicher Vergeuder einsam auf meiner Kammer, knabbere an meiner Verzweiflung, und ordne die Pumpregister, deren Regulirung Du, theils laut eigener Zusage, theils nach meiner gestrigen Absprache mit Fritz, übernehmen wirst, sobald der Stuttgarter Sosier die Mittel dazu eingesandt hat. Letzteres wird unfehlbar noch in dieser Woche geschehen, und ich bitte Dich, die unverschämtesten der Manichäer bis dahin mit eiserner Stirne von den rechtlichen Gesinnungen Deines Freundes, des Durchgängers, unterhalten zu wollen. So empfange denn inliegend, Du Theuerster:

1 Register des Bockes S.
1 „ „ Traubendrückers B.
1 „ „ „ H.
1 „ „ Lederverschneiders A.
1 „ „ Holzverderbers F.
2 „ „ Papierkünstlers N.
1 „ „ Ressourcenvogtes H.
1 „ „ allgemeinen Schwiegervaters B.
1 „ „ Tuchverpfuschers F.

zur gütigen Berichtigung: — es ist entsetzlich, was man in seiner Eigenschaft als Mauerpolier hat drauf gehen lassen müssen!

Da mir Cotta bei der ersten Auflage irrthümlicher Weise ca. 190 Thlr. zu viel gezahlt hat, so hab' ich augenblicklich nur noch ungefähr 480—500 Thlr. zu erwarten. Wenn Du von denselben Dich und die fluchwürdige Rotte bezahlt gemacht hast, wird nur eine kleine Summe übrig bleiben, die ich Dich bitte, mir nebst Cotta's Brief poste restante nach Detmold zu adressiren, wenn ich Dich nicht in 14 Tagen anders berichte!

Ich weiß, daß Du Dich der Last und Mühe, die ich Dir mit all diesen verfluchten Sch— mache, gern und als Freund unterziehst, lieber August, und unterlasse es drum, Dir den Dank, den ich Dir hierfür sowohl, wie für so manchen andern Beweis Deiner Menschen- und Poetenfreundlichkeit, schuldig bin, in langem Wortschwall auszudrücken. Recht von Herzen aber drück' ich Dir die Hand für die Freundschaft, mit der Du mich, den Fremden, von meinem ersten Kommen an begrüßt hast! Weiß Gott, wenn ich nur Dich und einige wenige Andere hier gehabt hätte, ich zöge wahrlich nicht fort! Bleib mir gut, lieber Kerl, und wenn ich, vom Strudel hingerissen, manchmal dumme Streiche gemacht habe, oder kalt gegen Dich gewesen sein sollte, so denke, daß mein Herz bei alle dem nicht dabei war, und entschuldige mich mit dem Zoll, den wir alle einmal, mehr oder weniger, den Schwächen der menschlichen Natur abtragen müssen. Wir sind leider keine Engel, und können von Glück sagen, wenn es unserm guten Sterne gelingt, uns nur halbweges mit heilem Herzen und unzerstoßenem Schädel durch die Klippen hindurchzuleuchten, an denen die Meisten scheitern.

Lebe nochmals recht von Herzen wohl! — Ich schreibe Dir jedenfalls von der Reise! — Gott mit uns! —

* * *

An Moritz Carriere.

Amphibiopolis, am Fest der grünen Reiser 1839.
[d. h. Pfingsten, 19. Mai.]

Der „Alligator" sendet dem Freunde den erwähnten Stock in Gestalt eines zusammengerollten Kupferstichs nach dem Gut Barkhausen im Lipper Lande und schreibt dabei:

Liebster Carriere!

Wie es gekommen ist, daß ein gehetzter und melancholischer Mensch Dir bisher, trotz aller Mahnungen, nicht geantwortet hat, darüber laß mich jetzt weiter kein Wort verlieren, sondern Dir bloß die Hand drücken und Dir sagen, daß ich Dir unverändert derselbe bin und daß bloß Faulheit, schnöde, lasterhafte Faulheit, die zum Theil freilich auch durch Gemüthsstimmungen bedingt war, Schuld an meinem Schweigen ist. In acht Tagen

sehen wir uns wieder: Der HErr hat das Herze des trefflichen Julius Meyer, der mir freilich zur Zeit noch ein großer Unbekannter ist, also gewandt, daß er Dich, Schücking, Grün, desselbigen gleichen auch mich, den Sinaiten, auf sein schwiegervätterlich Gut Barksen berufen hat. Wie freu' ich mich auf's Wiedersehen, kleiner Hegelinge! Wenn Du mir böse bist, so mach' ich Dich gewiß wieder gut: nachdem meine Pläne für die nächste Zukunft zur Reife gediehen, nachdem der Herr Baron Cotta von Cottendorf genereus gewesen, und nachdem sämmtliche Bären, so der Sinait in den Gethalen der Wupper angebunden, ihrer Haft entlassen worden sind, bin ich wieder aufgegangen in der alten Pracht. Meiner Liebenswürdigkeit ist jetzt nicht mehr zu widerstehen, meine Fidelität ist die alte, und ich denke, daß beide hinreichen werden, um Deinen Groll, wenn Du je welchen gehegt hättest, zu entwaffnen. Ganz trau' ich dem Handel freilich nicht, denn ich hab's allerdings ein wenig arg gemacht. Darum schick' ich mir selbst diesen Brief als Parlamentär voraus, und hoffe, daß er Dich bereitwillig finden wird, mit dem Cunctator Friede zu machen.

Gelingt ihm das aber nicht — nun wohl, dann unterwerf' ich mich willig jeder Strafe, trage jedoch, als durch und durch orientalisirter Renegat, zunächst auf die der Bastonade an. Den Stock dazu schick' ich Dir, zum Beweis meiner Unterwürfigkeit, in beikommendem Päckchen. Du wirst ihn rund und dick genug finden, und damit ihm die Stöße des Postwagens weder von der einen noch der andern Eigenschaft Etwas rauben, so hab ich ihn, treu dem Costüm, mit etwelchem Chinesischen Papier umwickelt. Thu' nun bei meiner Ankunft, was und wie Dir beliebt — der Alligator wird sich in alles fügen und sein Schuppengerassel auch dann zu Deinen Ehren erheben, wenn Du ihn rollenden Blicks empfängst!

Alles Sonstige mündlich! In 10—12 Tagen bin ich in Barksen. Grüße Meyer vorläufig herzlich von mir! Und was Dich angeht:

„Alles grüßt Dich, Blumen, Blätter,
Doch zumeist der Grüße viele
Bring' ich Dir von Deinem Vetter,
Ja von Deinem lieben Vetter*)
Von dem
Alligator im Nile!"

*) Interpolation von C. Loewe, dem Stettiner.

* * *

So sind die fröhlichen und ernsten Tage der beiden Jahre, welche Freiligrath zu Barmen verlebte, an uns vorübergegangen, und es ist Zeit, daß

wir uns seinen Dichtungen zuwenden, welche damals zuerst seinen Namen durch alle Welt trugen.

Es sind darunter nicht verstanden diejenigen Arbeiten, mit welchen er zuerst hervortrat, die 1836 in Frankfurt erschienenen Verdeutschungen der Oden und vermischten Gedichte, sowie der Dämmerungsgesänge von Victor Hugo, von welchen jene den neunten, diese einen Teil des elften Bändchens der Sauerländer'schen Gesamtausgabe von V. Hugo's Werken bilden; ebenso beteiligte er sich, ohne seinen Namen auf dem Titel zu nennen, an der von seinem Freunde O. L. B. Wolff ebenda im 16. Bändchen herausgegebenen Übersetzung der Orientalen und Balladen. Obwohl er bereits durch einzelne Gedichte weithin Aufsehen erregt hatte, trug Freiligrath kein Bedenken, unter der Zahl der, möchte man sagen, gewerbsmäßigen Übersetzer zu erscheinen, welche den berühmten Franzosen auf schlechtestem Löschpapier dem deutschen Publikum zuzuführen übernahmen. Wie er selbst fast fabrikmäßig an diesen Verdeutschungen arbeitete, wie er dabei seiner Gesundheit Unbilliges zumutete, haben uns seine Amsterdamer Briefe gezeigt. Die Arbeit war keine leichte, wenn auch Hugo's entbrannte Phantasie und bilderreiche Sprache dem Genius des Nachdichters entsprach; Freiligrath klagt selbst, daß er durch die Beschäftigung mit Victor Hugo seiner dichterischen Eigenart geschadet habe. Er selbst legte auf diese Übersetzungen, obwohl auch in ihnen ganz meisterliche Leistungen der Übersetzerkunst sind, minderen Wert als auf diejenigen aus dem Englischen. Im Jahre 1845 gab er eine verbesserte Auswahl aus denselben heraus; 1870 bei der Herausgabe seiner Gesammelten Dichtungen wählte er aus dieser Auswahl nochmals und nahm nur die gelungensten und allgemein ansprechendsten der Übersetzungen auf.

Über Freiligraths Gedichte, die erste Sammlung vom Jahre 1838, wäre zwar vieles zu sagen, aber ein kurzes Wort muß an dieser Stelle genügen; das deutsche Volk hat seit vierzig Jahren bereits sein Urteil gesprochen. Schon die hier und dort, in Tageblättern, Taschenbüchern und Almanachen vereinzelt erscheinenden Gedichte hatten die Aufmerksamkeit der Welt auf den jungen Dichter mit dem wunderlichen Namen gelenkt, auf jenen Freiligrath, von dem man nur wußte, daß er in irgend einem Winkel Westfalens geboren und Commis in einem kaufmännischen Geschäfte zu Amsterdam sei; der Leser fühlte unwillkürlich, daß er hier einem wunderbaren Rätsel gegenüberstehe, einer machtvollen jugendfrischen Dichternatur. Als dann die Gedichte gesammelt erschienen, da war die Wirkung eine blitzgleich überwältigende. Es liegt mir, von dem Dichter selbst in seiner sorgsamen Weise gesammelt, eine ganze Reihe von Beurteilungen aus der Zeit des Erscheinens vor. Mancher kleinliche Tadel macht sich dabei vernehmbar,

manches wunderliche Urteil, mancher sehr überflüssige gute Rat; aber durch alle diese Äußerungen geht die mehr oder weniger bewußt und freudig ausgesprochene Empfindung, daß in Freiligrath eine durchaus ursprüngliche geniale Dichterpersönlichkeit in die deutsche Literatur eingetreten sei. Wohl selten hat ein junger Dichter so gleichsam im Sturme die Höhe des Ruhmes, der allgemeinen Bewunderung erstiegen. Das Schicksal hatte es doch gut mit ihm gemeint, indem es ihn im Schatten einer stillen westfälischen Landstadt aufwachsen ließ und dann alsbald in die Fremde hinausführte, in die laute Einsamkeit einer großen Handelsstadt, ans Ufer des Meeres, wo fern von der Heimat und dem Elternhause sein Denken und Empfinden sich vertiefte zu verzehrendem Weh, und er in den Träumen seiner wunderbar reichen Einbildungskraft einen Ersatz fand für die Öde seines an den Arbeitstisch geketteten Daseins. Die Einsamkeit war Freiligraths Muse; keine schmeichlerische Huldigung verdarb ihn; unverstanden, sich und der Welt ein Rätsel, ging er schweigend und verschlossen dahin und warf die Geburten des holden Wahnsinns der Poesie wie bewußtlos auf das Papier. Ein günstiges Geschick gab ihm wohlmeinende und verständige Ratgeber, ihn zu warnen vor der gefährlichen Klippe junger Dichter, vor jener Selbstgefälligkeit, die alles für trefflich hält; mit einer beispiellosen Unbarmherzigkeit unterdrückte er gleich in seiner ersten Sammlung alles, was, um ein Wort Mercks an den jungen Goethe zu gebrauchen, „die andern auch können;" wie scharf er darin war, jede Hervorbringung seiner gemütsweichen „matthissonschen" Periode zu beseitigen, lehrt schon die Erwägung, daß eines seiner schönsten Gedichte, das unvergleichliche „O lieb, so lang du lieben kannst" in dieser ersten Sammlung nicht Aufnahme fand. Keiner jener nachahmenden, ungeschickt tastenden Versuche junger Lyriker fand Gnade vor seinem eigenen unerbittlichen Urteil; da ist keine Spur jener gemütlichen blonden Jugendeselei hoffnungsvoller Poeten, kein sentimentales Girren ersten Liebesglücks und Liebesleides; da ist kein Trink- und kein Frühlingslied, und abgesehen von den allgemein gehaltenen Gedichten für den Phönix, keine Zeile, die an die Politik erinnert. Als ein völlig Fertiger erscheint Freiligrath alsbald bei seinem Auftreten; alles ist markig, eigenartig; keine Zeile mahnt uns an das Alter des Dichters; als ein ganzer Mann tritt er herein, ein Eroberer mit dem ersten Schritte. Wie er in seiner Landrinette mit lebendigsten Farben das Einstürmen der Kunstreiter in die Rennbahn schildert, so sprengte er selbst auf die Bühne im glänzenden Waffenschmuck, blitzenden Auges, kühner Gebärde, und alles Volk erkannte auch in bisweilen fremdartiger Verhüllung den durch und durch selbständigen genialen Dichter. Wohl bei keinem unserer Lyriker ist das Verhältnis des wirklich Bedeutsamen, Hochpoetischen gegenüber ein-

zelnem Schwächeren ein so überwältigendes; wir, denen Freiligraths Dichtungen seit langer Zeit liebe Freunde sind, können uns kaum mehr vorstellen, wie diese jugendkräftigen lebenstrotzenden Gedichte in der schwülen Dunstatmosphäre von Lenau's Weltschmerz, von Heine's witzelnder Zerrissenheit und der sonstigen allgemeinen Mittelmäßigkeit erquickend, herzerfreuend wirken mußten.

Wenn ein durch und durch genialer Mensch auf die Bühne tritt und ganz außergewöhnliche Erfolge erzielt, so fehlt es niemals an klugen Leuten, welche uns beweisen, aus welchen sehr einfachen Gründen diese Erfolge herstammen. Da war es die Seltsamkeit und Neuartigkeit der bisweilen sehr kühn gewählten Stoffe, die Pracht und Fülle der fremden Scenerie, die Vollgewalt der Sprache und des Bildes; feinere Köpfe wiesen wohl auch hin auf die Neigung der Zeit zum Weltschmerz, auf das Mißbehagen des deutschen Volkes an seinen heimischen Zuständen, so daß des Dichters Versenkung in den geheimnisvollen Zauber des Meeres, der Wüste und des Urwaldes Deutschland in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Elendigkeit Ablenkung und Trost dargeboten. Es ist auch an allem diesem viel Wahres; Freiligrath war wirklich, wie ihn Immermann in seinem oben mitgeteilten Briefe charakterisiert, ein durch und durch moderner Dichter; es kam ihm anderseits zu statten, daß er, in tiefer Einsamkeit aufgewachsen und zum Dichter gebildet, mit keinem Gleichzeitigen, mit keiner der tonangebenden Dichterschulen Fühlung hatte; der leichtfertige Heine mit seinem Anhang, dem jungen Deutschland, stieß ihn ab; Lenau's krankhafte Art war seiner durchaus gesunden Natur feindselig; wenn er mit einem der lebenden Dichter zusammentraf, so war es mit Chamisso und Uhland, und auch mit ihnen weniger in der poetischen Richtung, als in der Tüchtigkeit und Gediegenheit des Charakters. Nur bei den Terzinen Freiligraths vermögen wir ein und nicht einmal ein glückliches Anlehnen an Chamisso zu erkennen, wie bei den Alexandrinergedichten die Formengebung Victor Hugo's nachwirkte. Die verschiedenen mehr äußerlichen Gründe zu Freiligraths blitzartig durchschlagender Wirkung, welche man geltend gemacht hat, scheinen mir nicht ausreichend; die farbenleuchtenden Bilder aus Menschen-, Tier- und Naturleben der Tropenwelt, die funkelnden Gedanken, Verse und Reime, die meisterliche Behandlung des Verses, vornehmlich des Alexandriners, den er mit dreistem Sporenschlag aus einem steifen Klepper in ein schnaubend dahinjagendes Wüstenroß verwandelte, alle diese Momente wirken gar mächtig mit, uns fortzureißen; und dennoch finde ich die Hauptkraft dieser Gedichte nicht in der wundersamen Macht der Phantasie, dem wie in einem Opiumrausche vorüberstrudelnden Spiele der glänzendsten Bilder; ich finde den Zauber Freiligraths in der Kraft einer völlig eigentümlichen, prachtvoll begabten dichterischen Persönlichkeit, die nicht zurückschreckt vor dem

bisweilen hervortretenden Unerfreulichen, sogar Gräßlichen, welcher aber das Schwächliche, Weichliche, Alltägliche bergetief abseits liegt. Denn jene, wenn man so sagen darf, tropischen Gedichte, wenn sie gleich dem großen Haufen der Leser zunächst in die Augen blitzten mochten, sind meiner Ansicht nach keineswegs die dauernd besten der Sammlung; des Dichters innerstes, eigentümlichstes, herzerfreuendstes Wesen kommt, wie mir scheint, noch weit mehr heraus in manchen äußerlich weniger glänzenden, aber gerade als Seelenbilder weit bedeutsameren Gedichten. So z. B. in Dichtungen, welche anscheinend bedeutungslose eigene Erlebnisse oder Stimmungen poetisch verklären, wie Die Auswanderer, Landrinette, Die Bilderbibel, Der Reiter, Leviathan, Meerfahrt, Im Walde, Die Sandlieder, in anderen, wo Freiligrath die Balladenform in ernstester oder auch humoristischer Weise zu Seelengemälden benutzt, wie in den ergreifenden Gedichten Nebo, Der Tod des Führers, Die Schreinergesellen, Prinz Eugen, oder in dem phantastisch glänzenden Traumbilde Der Blumen Rache, oder in der mit dem Pinsel eines Teniers ausgemalten Geusenwacht, oder endlich in dem wunderbaren Meisterwerke psychologischer Lyrik, diesem Schmerzensliede der Einsamkeit, dem würdigen Gegenbilde zu Chamisso's Salas y Gomez, in dem herrlichen Liederstrauß Der ausgewanderte Dichter. Das sind Klänge, die ewig in der deutschen Poesie leben werden, gerade wegen ihrer Einfachheit, Gemütstiefe, Gedankenfülle, während der vielbewunderte Löwenritt mit all seinem blendenden Farbenglanz in Bild und Wort, und manches Ähnliche uns nicht auf die Dauer gemütlich festzuhalten vermag. Unbedeutend, gedankenleer, schwächlich aber ist keine Zeile, die Freiligrath in die Welt hat ausgehen lassen.

Es erscheint uns unbegreiflich, wie manche Beurteiler in Freiligraths Gedichten „mehr Huf- als Herzschlag" vernehmen konnten; wie er selber über diesen Tadel denkt, wie bitter derselbe gerade dem Dichter weh that, lehrt uns manche Stelle seiner Briefe. Freilich, diese Erstlingssammlung zeigt nicht, wie jede andere, das Liebeslied, zum Mißvergnügen etlicher Beurteiler; aber wer steht uns dafür, daß er nicht auch solche gedichtet, dieselben aber, mit der ihm eigenen Furcht von Kundgebung seines innersten Seelenlebens, unterdrückt hat? Und wenn er im Ausgewanderten Dichter, in Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, in den Sandliedern u. a. den tiefsten Schmerzen seiner Seele Ausdruck giebt, wer wollte verkennen, daß diese Gedichte mit warmem Herzblute geschrieben sind, daß Freiligrath, den man gemeinhin als einen Dichter der Phantasie, der Fremde betrachtet, ein voller Gemütsmensch ist, daß seine Poesie gerade da, wo sie am eindringlichsten, tiefsten, herzlichsten wirkt, in der Heimat wurzelt?

Wir allerdings kennen Freiligraths Gedichte seit langen Jahren; aber

wir müssen uns zurückdenken in die Zeit, da diese funkelnden blitzenden Dichtungen zuerst hervortauchten, aus den Almanachen sofort in zahlreiche Tageblätter und fast ebenso rasch in die Lesebücher der reiferen Jugend ihren Weg fanden. Es liegt ein unnennbarer märchenhafter Zauber in diesen Schöpfungen des jungen Dichters. Minarets und Palmenwälder, die Geisterkarawane und den Mohrenfürsten, die Riesenschlange und den Löwenritt führt er wie ein buntes Schattenspiel an unsern erstaunten Augen vorüber; er sieht den Hekla Feuer speien, er wandelt am Strande der Südersee und im Urwalde von Nordamerika; das nebelüberdeckte Meer öffnet sich vor seinem Blick, und tief unten sieht er die versunkene Stadt, oder die fabelhafte Pracht des Meeresgrundes, wo die Toten liegen, mit Perlen gekrönt, mit Purpur gräßlich aufgeputzt; die Luftspiegelung der Wüste zeigt ihm ihre gespenstische Herrlichkeit; er vernimmt das Gespräch der Schiffe und ihre Berichte aus fernen Zonen; er spricht mit dem Scheik am Sinai, mit dem braunen Arabermädchen; der von der Jagd bestaubte Tscherokese, der schwarzlockige Neger, das Griechenmädchen aus Zante schauen mit blitzenden Augen aus Freiligraths Gedichten; wie ein Märchen aus 1001 Nacht geht diese reiche Herrlichkeit an uns vorbei, die der Dichter nie gesehen, die er nur geträumt hat mit der vollen, nur poetisch verklärten Lebenswahrheit der Wirklichkeit. Aber er sieht auch wehmütigen Sinnes den Auswanderern zu und führt uns in die Waldesstille des Wesergebirgs; er reißt uns mit sich fort in das lärmende flimmernde Getümmel der Kunstreiterbude, in das bunte Treiben des österreichischen Heerlagers; er zeigt uns, wenn auch nur verstohlen, die tiefsten Regungen seiner Seele in der Erinnerung an die untergesunkene Jugendzeit. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn diese Gedichte in ihrer völligen Eigenartigkeit, ihrer überwältigenden Genialität, in der staunenswerten Mannigfaltigkeit der Stoffe, in dem berauschenden Reichtum der Sprache, in der sichern Freiheit des Versbaues eine ganz wundersame Wirkung übten; wenn sie sofort, was bis dahin als wertvollster Besitz der gleichzeitigen deutschen Dichtung gegolten, Lenau, Anastasius Grün ꝛc. zur Seite schoben. Kurz, der Erfolg, den Freiligrath mit seinen Gedichten errang, war ein beispielloser, und doch wohlverdienter. Freilich mochte mit Recht hin und wieder der Beurteiler die Frage aufwerfen, welchen Weg ein Dichter, der mit seinem ersten Wurf solch glänzenden Erfolg errungen, wohl fernerhin einschlagen möge, ob es ihm gelingen werde, auch geistig weiterzuschreiten, ob ihm vor allem von den Wundern des Meeres und der Wüste die Rückkehr zu der Heimat möglich sein werde.

Aber er hatte ja schon gezeigt, daß er nicht bloß ein Dichter der Fremde, sondern auch echt deutschen Gemütslebens war; und war nicht die neue Laufbahn, in welche der Dichter binnen kurzer Frist einlenken sollte, bereits am

Schlusse jener ersten Sammlung ausgesprochen, in den beiden klang- und gesinnungsvollen Gedichten für Dullers Phönix, Eingang 1836 und 1837? Freiligrath hatte mit denselben thatsächlich die Poesie der Fremde und des Meeres verlassen, hatte die düstere Stimmung, welche durch manche der schönsten und empfundensten seiner Lieder hindurchgeht, abgeschüttelt, war frisch und frei, erhobenen Hauptes, vor sein Volk hingetreten mit den Worten:

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutschland wird erstehn.
Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Ersteht, was fördert ein Geschlecht!

Und freudiger noch im zweiten:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen!
Ich breite froh das Banner aus!
Mit festen Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

Wer es bedauern will, daß Freiligrath mit diesen stolzen Gedichten in die Bahn der politischen Lyrik einlenkt, dem mag es unbenommen bleiben. Wohl hätte er auf dem bisher begangenen Pfade, wenn er seine zahlreichen unfertigen Entwürfe ausgeführt, neue Stoffe gefunden hätte, sicherlich noch Herrliches geleistet; aber auch die Gefahr lag nicht ganz fern, daß er durch ein Beharren bei jener dichterischen Richtung, welche vornehmlich aus einer glühenden Phantasie ihre Stoffe schöpft, in Manier geraten wäre. Es ist sehr überflüssig darüber zu rätseln; Freiligrath war allezeit viel zu tüchtig, ein viel zu scharfer Selbstbeurteiler, als daß er jemals unwahr geworden wäre; vor allen Dingen war er ein Dichter von Gottes Gnaden, der nicht dichtet,

was er will, sondern was er muß. Und wenn ihn die von ihm so manchmal berufene fine frenzy auf diesen Weg führte, wenn er fortan der Herold der schmerzlichsten Wünsche, der edelsten Hoffnungen des deutschen Vaterlandes ward, so ist darüber nicht zu klagen, sondern man muß es als naturnotwendig hinnehmen.

Der glänzende Erfolg seiner ersten Sammlung machte Freiligrath zu einem freien Manne. Neujahr 1839 kündigte er seine Stellung bei dem Hause von Eynern; der Brief an Immermann vom 16. April 1839 spricht die ganze Glückseligkeit wiedergewonnenen Freiheitsbewußtseins aus; an neuen Plänen für die Zukunft fehlte es nicht; das Rheinische Jahrbuch war bereits vielfach besprochen; das nächste Unternehmen sollte indes nicht sowohl eine dichterische Arbeit sein als ein Prosawerk.

Freiligrath wohnte während des letzten Jahres seines Aufenthaltes zu Barmen im Hause des Buchhändlers Langewiesche, der ihm zugleich, wenn auch nicht gerade als Herzensfreund, doch als wohlmeinender Berater nahe stand. Es erschien damals der Anfang eines umfassenden Stahlstichwerkes „Das malerische und romantische Deutschland". Freiligrath und Langewiesche ärgerten sich gleichermaßen darüber, daß in dem Prachtwerke ihr eigenes Heimatland Westfalen völlig übergangen war; als der Dichter nach seiner Art dem Unmut in kräftigen Worten Luft machte, so erbot sich Langewiesche alsbald, den Verlag eines von Freiligrath zu schreibenden, in gleicher Weise wie das vorgenannte ausgestatteten Werkes „Das malerische und romantische Westphalen" zu übernehmen. Der Dichter schlug ein. Nachdem er sein kaufmännisches Verhältnis gelöst und ihm kurz vor Himmelfahrt ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert worden, machte er sich zunächst auf zu einer Fußwanderung durch Westfalen, durch erneute Anschauung des Altbekannten frische Anregung zu seinem Buche zu gewinnen; als Zeichner für die beabsichtigten dreißig Stahlstiche des Werkes begleitete ihn der Maler Karl Schlickum; Freiligrath verhieß, schon in einigen Tagen von der ersten Hauptstation der Reise das bereits begonnene Gedicht, welches das Werk eröffnen sollte, vollendet einzusenden. Aber die Einsendung verschob sich von Station zu Station; dafür kam von jeder ein höchst ergötzlicher Entschuldigungs- und Vertröstungsbrief mit eingehender Schilderung der „Begießungen," welche dem gefeierten Dichter des Westfalenlandes allerorten zum Gruß entgegengebracht wurden; eines dieser Reiseschreiben, obwohl gemessener gehalten, ward an Immermann gerichtet und ist S. 223 mitgeteilt; die Briefe an Langewiesche sind durch einen unglücklichen Zufall rettungslos vernichtet. Der nachfolgende Brief an Aug. Boelling, einen der „Stilleren" der Barmer Freunde, faßt die Eindrücke dieser Wanderfahrt durch Westfalen in herzlich erquickender Weise zusammen:

Soest, 27. Juni 1839.

Lieber August!

Inliegend, um von Geschäften zuerst zu reden, ein Brief an mich von Cotta, und:

Gold Thlr. 430.

womit Du verabredetermaßen das Manichäerheer beschwichtigen, und den etwaigen kleinen Rest bis zu meiner Rückkehr für mich aufheben willst.

Langewiesche, an den ich aus Vlotho, und Neuburg, an den ich von der Schauenburg schrieb, werden Dir sicher meine Reisefata bis zum letzterwähnten Punkte mitgetheilt haben. Von dort gingen wir zunächst immer die Weser herauf, über Altendorf, Hameln, Holzminden bis Corvei und Höxter. Es ist ein herrliches Thal, das Weserthal, und die Woche, die ich mit Schlickum drin herumgezogen bin, halt' ich für eine der schönsten dieses Sommers nicht nur, sondern meines ganzes Lebens. Wie oft, wenn wir auf der Schauen- und Paschenburg standen, und die ganze stromdurchflossene Fläche von Hameln bis Rinteln, in einer Ausdehnung von acht oder zehn Stunden, hell und sonnig unter uns sahen; oder wenn wir mit unsern guten Schauenburger Wirthsleuten Abends vor der Thür unter der großen Linde saßen und Volkslieder sangen; oder wenn wir den Langenfelder Wasserfall stürzen ließen, den Hohenstein erkletterten, mit pferdehütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirgs schwatzten, oder vor der köstlichen Teufelsmühle in der Fähre uns schaukeln ließen: — wie oft, lieber August, hab' ich Dich und Fritz und Schink, und all' die andern Stilleren, denen Bergesluft und Stromeshauch und ein Schluck aus milchgefüllter Feldflasche eben so lieb und lieber sind, als die rauschenden Vergnügungen unsres Pflegevaters Behrens, an meine Seite gewünscht! — Du mußt die Weser jedenfalls kennen lernen, und es würde mich königlich gaudiren, wenn wir einmal in zwei oder drei Sommern von Minden bis Münden zusammen den Wanderstab schwingen könnten! — Wir reden mündlich noch Mehreres über diesen Plan!

Von Höxter trabten wir endlich auf Detmold zu, wo ich, — Fluch meiner Schwachheit! — volle vierzehn Tage hängen blieb, mich fetiren ließ, Landpartieen machte, mit Frau Grabbe kohlte, Champagner soff, mich $2^1/_2$ mal verliebte, und im Uebrigen, für Langewiesche's Interesse — nichts that! Sie wollen mich in Detmold mit Teufelsgewalt zum Fürstl. Bibliothekar machen: — ich habe mich noch nicht entschieden, will mir die Sache aber doch überlegen.

Hier in Soest bin ich nun seit Montag, und mache das erste Manuscript für die malerische Romantik zurecht. Ich kam mitten in den Kronprinzen-

rummel[1]) hinein: Illumination, Revue, Fackelzug u. s. w. — Von übermorgen bis Sonntag ist Schützenfest, Sonntag über acht Tage Junggesellenfest: — kannst Du es, da Ersteres wohl zu nahe ist, wenigstens nicht möglich machen, auf letzteres herüberzukommen? Du bist von mir und den Meinigen herzlich dazu eingeladen.

* * *

Es war eine glückliche Zeit für unsern Dichter, als er die alten Städte des westfälischen Niederlandes durchschritt, auf den grünen Höhen der westfälischen Pforte schwärmte, in den Forsten des Wesergebirges seinen Roland dichtete, das heimische Detmold und das stille Soest wieder sah, ein Mann geworden, ein gefeierter Dichter. In Detmold ward ihm die erledigte Stelle des Landesbibliothekars angetragen; er lehnte sie ab; der Sturm und Drang in ihm war zu mächtig, als daß er sich jetzt in einen regelrechten Beruf hätte einspinnen können. Als Freiligrath nach vier erquicklichen Wochen wiederkehrte, war das Gedicht nicht viel größer geworden; um nur endlich sein Wort einzulösen, verheimlichte er nach den Mitteilungen von Langewiesche seine Rückkunft und saß vierzehn Tage lang brütend auf seinem Zimmer, bis endlich die Schwergeburt zu Tage kam, nachdem er manche Strophe 10—12 mal umgearbeitet hatte; es war ihm eben ein Greuel, die Poesie zu kommandieren. Aber das vortreffliche Gedicht „Freistuhl zu Dortmund" war vollendet, jenes Gedicht, in welchem Freiligrath, nachdem er als Fronbote durch das Land geschritten, Berg und Ebene, Burg und Kapelle des bisher mißachteten Westfalenlandes vor den Stuhl der Feme geladen, zum Schlusse freudig von sich selber spricht:

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Das Gedicht reichte indes für die erste Lieferung des Buches nicht aus, und es kostete noch viel Mühe und Zeit, bis der Dichter den mehr begeistert schwärmenden als geschichtlichen Aufsatz über die westfälische Pforte, mit welchem die Schilderung Westfalens beginnen sollte, vollendet hatte.

Was den Dichter in jenen letzten Barmer Tagen beschäftigte, mag er selber in dem ersten der erhaltenen Briefe an Levin Schücking aussprechen, welcher ihm bei der Wanderung durch Westfalen nahetrat und dem er gerade während der folgenden Unkeler Zeit mit Vorliebe sein Herz ausschüttete, wenn

[1]) Der nachmalige König Fried. Wilhelm IV. besuchte in jenem Sommer Soest.

er auch ab und zu den Freund „mit den Gespensteraugen" — nach einer Stelle im Salon 1842, Nr. 8 besitzt derselbe „ungewöhnlich große Augen, etwas harten Blicks, glänzend wie blauer Stahl," also die richtigen westfälischen Spökenkiekersaugen — ob seiner Gespensterseherei hänselte. Schücking hauste damals, schwankend zwischen einem juristischen Lebensberuf und dichterischer Thätigkeit, zu Münster; er ist dann völlig in die literarische Laufbahn eingelenkt und der Romandichter seiner westfälischen Heimat geworden, mit Freiligrath lebenslang freundschaftlich verbunden. Der letztere schreibt:

[Barmen], 12. August 1839.

Lieber Schücking!

Nur zwei Worte! — Post varios casus bin ich endlich wieder hier angelangt, bereite das Manuscript meiner ersten Lieferung zum Druck vor, und rüste mich in zwei bis drei Tagen zur Abfahrt an den Rhein. Lieb wär' es mir nun, wenn Du mir die versprochene Darstellung der Gallitzin-Hemsterhuis-Hamann'schen Zustände ehestens schicken könntest. Adressir die Geschichte nach Bonn, poste restante, und beeil' Dich nach Kräften.

Lieber Kerl, wie lang ist's nun schon, daß wir einander nicht gesehen! Die idyllischen Tage von Barkhausen, die Gespenstercontroversen mit Meyer und Mechtilden, die phäacischen Kaffeesitzungen im Grünen, die isländische Colonie in Bielefeld, die närrische Viertelstunde bei der Frau Grabbe, sammt der Polonaise auf Peters Stieg — das alles liegt hinter mir wie ein Traum, und Du selbst, als Du mir nach der Landpartie mit Sch. zuletzt die Hand drücktest, stehst wie eine Traumgestalt vor mir. La vida es sueño! — Man verfliegt wie Champagnerschaum, hol' mich der Teufel!

Die Detmolder Bibliothekarstelle hat man mir angetragen. Der Geh. Kammerrath R. hat deswegen eine Conferenz mit mir gehabt. Ich schlug das Anerbieten zuerst rund aus, und motivirte mein Ablehnen offen durch die Mittheilung, daß Du auf die Stelle reflectirtest und daß ich Dir als Freund die Versicherung gegeben hätte, in keinerlei Weise mit Dir concurriren zu wollen. Darauf hieß es, daß man auf Dich, als Ausländer, keinenfalls Rücksicht nehmen würde; ich könnte mich deßhalb, in meiner Stellung zu Dir, ganz und gar beruhigen u. s. w. Darauf nun hab' ich ausweichend geantwortet, und werde wohl von Bonn aus eine durchaus ablehnende Erklärung abgeben. Es könnte Dir, bei einiger Assiduität, und wenn man sieht, daß ich bestimmt renoncire, doch vielleicht noch glücken! Und wenn Dir nicht, warum sollt' ich am Ende gar dem ehrlichen kleinen Preuß mich in den Weg stellen? Ich schlage mich sonst schon durch, und gehe zuletzt doch noch lieber irgend ein, meine äußere Stellung sicherndes und mich in der Wahl

von Wohnort und Lebensweise nicht beschränkendes Engagement mit Cotta ein, als daß ich mich durch eine Duodezresidenz und ihre kleinlichen Verhältnisse binden lasse. Hübsch ist's freilich in dem Detmold, und ordentliche Kerls sind auch drin, aber — — Versuche Du Dein Glück, Levin; ich stehe ab!

Gott zum Gruß! Hast Du Dein Manuscript noch nicht zum Druck fertig, so schick' jedenfalls einen Brief. Und komm, wie Du versprochen, bald selbst! Wir sprechen dann noch Vieles durch! Recht von Herzen,

ich

der Strolch.

Nachschrift! Ich hab' mir einen Hund zugelegt, den heiß' ich auch: Strolch!

* * *

Nichts hielt Freiligrath mehr in Barmen; ein fröhlicher Wandersmann mit leichtem Gepäck, ein freier Dichter zog er gegen Ende August 1839 aus dem ihm so lieb und so leid gewordenen Wupperthale hinaus, irgendwo am Rhein, in Rolandseck oder am Fuße des Siebengebirges, eine neue Heimstätte zu suchen. Wünschen wir ihm glückliche Reise mit den herzlichen Worten, mit welchen ihn seine gütigen Dienstherren, die Herren von Eynern, entließen:

Wenn noch in Betreff Ihrer kaufmännischen Leistungen ein Wort der Anerkennung Werth für Sie haben kann, dann nehmen Sie den Ausdruck unserer vollkommensten Zufriedenheit hiermit gütigst entgegen. Wir bedauern aufrichtig die frühe Auflösung! unseres kaum zweijährigen, uns so lieb gewordenen Verhältnisses und geleiten Sie mit innigster Theilnahme und den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl auf Ihre fernere Dichterbahn. Möge Ihnen auf derselben ein ebenso wahres und dauerndes Lebensglück werden, als Sie ruhmvoll sie betreten haben! Wir bitten Sie, unserer in Freundlichkeit eingedenk zu bleiben!

Freiligrath hat das Blatt lebenslang in Ehren gehalten; nach vielen Jahren noch hat er mit Dank erkannt, wie treue Freunde er sich in Barmen gewonnen! Dreißig Jahre später stellten sich die alten Freunde im Verein mit begeistertem jungen poetischen Nachwuchs an die Spitze einer Bewegung, die dem vielgeprüften verschlagenen Odysseus die Mittel gewährte zur Rückkehr in die Heimat. Er kam und noch war sein Arm stark genug, um den Bogen zu spannen und gegen die lüsternen Freier um sein geliebtes Rheinland flammende Liederpfeile zu entsenden.

Mit dem Scheiden von Barmen ist eine bedeutsame Entscheidung in des Dichters Leben eingetreten. Was uns vornehmlich bei diesen zwei im Wupperthale verbrachten Jahren in die Augen springt, ist der Zwiespalt, in welchen der Dichter sich durch seine untergeordnete kaufmännische Stellung

versetzt sieht. In Amsterdam, als noch Unbekannter und Ungenannter, konnte er auf dem Kontor arbeiten, ohne dadurch zu der umgebenden Welt in eine schiefe Stellung zu geraten. In Barmen war das anders. Freiligrath war ein gefeierter Dichter; dazu stimmte schlecht die engbegrenzte Kontorthätigkeit. In der Heimat, nahe dem Rhein, umrauscht von einem lebendig flutenden Leben, konnte er sich nicht abschließen, wie in Amsterdam; die lange unterdrückte gesellige Natur forderte auch ihr Recht; bis dahin hatte er wie ein Einsiedler in der Fremde gelebt, vom Heimweh verzehrt; jetzt fand er sich in der Heimat allerorten mit Begeisterung begrüßt, umworben, von einem Freundeskreise umringt, der in ihm seinen Mittelpunkt sah. Wer mag es ihm verargen, daß er sich auch seines jungen Ruhmes und seines Lebens freuen wollte? wer mag den Stein aufheben, wenn er seinem feurigen Naturell gemäß hier und da das schöne Maß überschritt und den Freudenbecher zu hastig leerte? Ihm selbst in seiner von Haus aus soliden und mäßigen Gewöhnung gereichte jede solche Ausschreitung zum bittersten Schmerze, und so führte der äußere Zwiespalt seiner Lage die innere Zerrissenheit herbei, die sich in so manchem trüben Wort an die Freunde ausspricht. Sein ursprünglich glückliches und fröhliches Temperament half ihm über vieles weg; aber schließlich erkannte er, daß er in eine andere Lebensbahn einlenken müsse. Zu verwundern ist, daß er das ehrenvolle Anerbieten der Bibliothekarstelle in seiner Geburtsstadt Detmold nicht annahm, ohne Zweifel hierzu bewogen vornehmlich durch das gewaltig kleinstädtische Leben; er trug keine Lust, statt des unglücklichen Grabbe Gegenstand der Unterhaltung der Detmolder zu werden; dann wirkte sicherlich auch seine Gutherzigkeit mit, einem anderen, im Grunde Berechtigteren, im Licht zu stehen. So wählte er denn ein freies Schriftstellerleben; aber daß auch dieses seine Dornen habe, nur andere, dessen sollte er bald genug inne werden.

Fünfter Abschnitt.

Unkel. September 1839 bis Frühling 1841.

„Ehe Sie sich an Unkel machen, warten Sie den leuchtendsten Sonnenschein ab," so schreibt mir Frau Ida Freiligrath. Mit gutem Grund. Denn wenn dem Dichter und Nichtdichter das höchste Erdenglück beschieden ist, so ist es ein liebendes verstehendes Weib; und wenn er einen Erdenfleck segnen soll, so ist es die Stätte, wo ihm dieses höchste Glück zuteil geworden.

Was ist Unkel? Unkel ist ein altertümliches, von Winzern und Ackerbürgern bewohntes Städtlein, halbwegs zwischen dem Siebengebirg und Remagen, am flachen rechten Rheinufer gelegen, gegenüber mäßigen Höhen, an deren Abhang der Basalt bricht und die Rebe sprießt. Den sanftgeschwungenen Lauf des Stromes entlang schweift der Blick thalab zum ragenden Turm des Drachenfels und zu dem trümmerhaften Rolandsbogen auf Rolandseck, an welchen die rheinische Sage dieselbe Geschichte von der Liebe bis zum Tode knüpft, welche Schiller im Ritter Toggenburg verewigt hat; thalauf liegt das freundliche Remagen, über dem sich gerade damals der Unterbau der anmutigen Apollinariskirche erhob, welche jetzt in ihrer Vollendung und künstlerischen Ausschmückung einer der Edelsteine des Rheines ist.

Wie aber kam Freiligrath nach Unkel? Er mag es selbst Freund Schücking erzählen.

Unkel a. Rh., 9. Sept. 1839.

Lieber Schücking!

Honnef liegt eine Viertelstunde vom Rhein ab, am Fuß des Drachenfelsen. Kaiser Heinrich IV. hat dort einen Theil seiner Jugendzeit verlebt, ich aber bin weder ein Bischofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Wasser haben kann. Und so sitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedere hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir von Trinchen Unkeler Rothen kredenzen, und schreibe am malerischen Westphalen, so gut es unter Rolandseck gehn will:

In seiner Trauben luft'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.

Und der Römer muß getrunken sein! Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt. Die Minne seines Weines Blume! Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!

Einsam ist's hier, lieber Kerl! Das Oertchen ist so kleinstädtisch, wie nur möglich; etwelche Engländer und Adliche jedoch, die übrigens ganz abgesondert sich halten, haben den guten Krähwinklern schon den Comment beigebracht, und man kann drum thun und lassen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit, und cultivire durchaus keine Gesellschaft, als die meiner guten alten Speisewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen sich ein traulich Wörtchen schwätzen läßt. Ein paar Originalkerls, die außer mir Stammgäste sind, gereichen mir zum Amusement und zum Studium. Es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es sind Figuren, wie man sie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

Komm an den Rhein, Kerl! Ich denke hier mit 180—200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus 5 Zimmern bestehende hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehnmal des Tages saust der Dampfer, mit Schleiern flaggend, unter meinen Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt. Du könntest hier den Winter über herrlich arbeiten.

Die erste Lieferung meines Westphalens wird Dir bald zu Gesicht kommen, und es soll mich wundern, was Du dazu sagst. Nimm's nicht übel, daß ich nicht frankire, ich bin seit 8 Tagen sans sous und sehe stündlich einem Succurs entgegen.

Adieu, Fabelhafter! Schreib' bald!

* * *

Schücking hörte auf den Ruf. Er selbst berichtet darüber im 43. Band von Westermanns Monatsheften: „Im Oktober besuchte ich ihn in dem reizend am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massonei hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir the merry wives of Windsor nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn

ja auch seine „Rose" entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte; „die Rose" sollte ein Bruchstück daraus sein — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen Childe Harold, und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze! — Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut" sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach Münster heimkehrte."

An August Boelling.

Unkel am Rhein, 15. Sept. 39.

Gott zum Gruß vom Rhein! — Das ist aber für heute auch Alles, und Du mußt Dich, was einen längeren Brief betrifft, gedulden bis in acht oder vierzehn Tagen, wo ich vollständig eingerichtet sein werde! —

Hier am Rhein ist's aber köstlich! — Die Gegend ist ein Paradies, die Menschen, soweit ich sie kennen gelernt habe, sind gut und freundlich, und das Nest, in dem ich wohne, ist so still und einsam, und dabei, durch Dampfer und Flöße und Segler, doch so mitten in der Welt, daß mir ungeheuer wohl drin ist! Augenblicklich wohn' ich noch im Wirthshaus zur Löwenburg, wo mir die gute dicke Wirthin und ihre beiden freundlichen Nichten Alles zu Liebe thun, was sie mir nur an den Augen absehen können. — Drachenfels und Rolandseck aber schauen ernst und eisern auf all das Treiben zu ihren Füßen herab; schroff und zackig ragen sie gen Himmel, und in dem Studirstübchen, das ich nächste Woche beziehen werde, werd' ich sie vor mir haben, so oft ich den Blick vom Papier zum Fenster erhebe. — Dort, darauf zähl' ich ganz sicher, werden wir, Du und Fritz und Schink und ich, einige wahrhaft genußreiche Tage verleben, ehe wir noch vier Wochen älter sind. Die Traubenlese wird, allem Anschein nach, in 3 Wochen beginnen, und da wär' es wohl das Zweckmäßigste, daß Ihr grade dann kämet. — In meinem Logis werdet Ihr wenig Prunk, aber viel Comfort finden, und wenn ihr auf Drachenfels und Rolandseck nicht meint des Teufels zu werden vor lauter Plaisir, so will ich Hans heißen. — Auch nach Coblenz und Ehrenbreitstein können wir per Dampf einen Abstecher machen — kommt jedenfalls! Du besonders wirst nach dem geschäftsvollen Sommer wieder recht einmal aufthauen! —

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 16. Sept. 39.

Liebster Strolch!

Dank für Deine Bemühungen um Westphalen. — Das Rathhaus zu

Münster ist ein prächtiger Stich geworden, und wird Dir und Euch Allen gewiß Freude machen. — Apropos: bei Coppenrath oder sonst wo bei Euch sollen die Bildnisse des Friedenssaals lithographirt erschienen sein. — Sei doch so gut, mir die ganze Suite, wenn sie nicht zu theuer ist, zu kaufen und umgehend zuzuschicken. Bei der Beschreibung des Friedenssaals möcht' ich gern auch die Portraits in kecken, kurzen Umrissen dem geistigen Auge des Lesers vorführen. — Bitte, Strolch, thu' mir den Gefallen, und schreib' mir sonst von Münster Alles, was Du Fabelhaftes weißt. — Ueber den Aberglauben der Haide möcht' ich auch gern Specialia erfahren. — Kannst Du mir nichts drüber mittheilen, vom Haidemann, von Irrwischen, Vorgeschichten u. s. w.?

Beiliegend mein erster Bogen! — Das Gedicht laß', wenn ich bitten darf, als Probe in die belletristische Beilage zum Merkur einrücken, und schreib' mir, wie Dir der ganze Wisch gefällt. — Meine Prosa sei sehr „jugendlich", sagt Matzerath — eh bien, besser als altklug! — Der Teufel mag klug— , wenn man auf Porta oder Drachenfels steht. —

Noch immer sans sous, aber doch sans souci! Frankiren kann ich aber nit! — Bald krieg' ich aber fabelhafte Gelder, x und einige Thaler! — Es lebe der Leichtsinn! —

* * *

An Lina Schwollmann.

Unkel am Rhein, 19. Septbr. 1839.

— Aus der Ueberschrift siehst Du, daß ich nicht zu Honnef, sondern zu Unkel meine müden Beine zur winterlichen Ruhe Halt machen lasse. Laß' Dir erzählen, wie das zugegangen ist.

Von Barmen ging zunächst die Reise nach Cöln, wo ich einige Tage mich aufhielt, dann einen Tag in Bonn blieb und mich nun aufmachte, das oft genannte und besprochene Honnef endlich einmal in Augenschein zu nehmen. Wie es aber oft so geht, der Ort entsprach meinen Erwartungen nicht. Die Lage ist zwar hübsch, dicht unter dem herrlichen Drachenfelsen, für mich aber doch ein wenig zu entfernt vom Rhein; und dazu kam außerdem der Umstand, daß ich blos in einem Wirthshause ein paar erträgliche Zimmer hätte haben können. Da griff ich denn wieder zum Wanderstabe und fand erst nach langer sonniger Wanderung durch Rebenhügel und Burgruinen einen Punkt, wie ich ihn wünsche.

Unkel liegt dicht am Rhein, ist ein Städtchen mit 800 Einwohnern und hat, wie Soest, das Glück, einigen pensionirten Offizieren, außerdem auch ein paar reichen Cölnern und etwelchen Engländern zu stetem oder doch

zum Sommeraufenthalt zu dienen. Die Häuser am Rhein haben eine wahrhaft entzückende Aussicht: rechts, den Strom hinunter, sieht man das Siebengebirge in seiner ganzen Schönheit und Ausdehnung vor sich liegen; Drachenfels, Nonnenwerth und Rolandseck bilden ein prächtiges point de vue, das um so reizender erscheint, als es ein ganz geschlossenes Bild gibt und den Rhein schier wie einen kleinen Landsee sich bespülen läßt. Und wie ist der Rhein hier! Wie er dicht unter den Fenstern Unkels vorbeifließt, bietet er den ganzen Tag Leben und Abwechselung. Dampf- und Segelschiffe, Floßhölzer und Kähne treiben einander; am entgegengesetzten Ufer, auf der Coblenzer Chaussee, jagt eine Schnell- und eine Extrapost die andere; links den Fluß hinauf sieht man den Apollinarisberg sich erheben — es ist auf den ersten Blick etwas so Entzückendes, daß man sich kaum davon loszureißen vermag.

Und in eines dieser Häuser, in ein dreistöckiges, balkonversehenes, gärtchengeziertes, unbewohntes, ziehe ich nun nächsten Montag ein. Mutterseelenallein habe ich mich in die mittlere Etage eingemiethet. —

Umgang habe ich bis jetzt gar keinen und suche ihn auch nicht. Einen einzigen jungen Mann, einen Studiosus von Steinäcker in Bonn, dessen Eltern, pensionirte Oberstenleute, meine nächsten Nachbarn sind, habe ich kennen gelernt und bin einmal in seiner Familie zum Essen gewesen. Doch werde ich diese Bekanntschaft nur ganz sparsam im Gange halten, und sonst keine anknüpfen. Man lebt hier sehr einsam; die Familien halten sich fast alle für sich, Clubs u. s. w. fehlen ganz.

Daß Dir mein erster Westphalenbogen so gut gefallen hat, macht mir große Freude. —

* * *

Hierbei ein Wort über Freiligraths Wohnungen in Unkel, da der Verfasser sich nach Kräften bemüht hat, überall des Dichters Wohnungen aufzuspüren. Freiligrath hauste also zuerst einige Wochen im Gasthof zur Löwenburg; dann mietete er das Haus des Herrn von Monschaw am Rhein und bewohnte dasselbe ganz allein bis Ende Juni 1840. Dieses sein „Strolchenfels," gegenwärtig Nr. 82, hat am Rhein einen schönen Garten, in welchen aus dem Hause eine Brücke über die dazwischenliegende enge Gasse hinwegführt; an diesen Garten stieß derjenige des Hauses Steinäcker, in welchem sich des Dichters Schicksal entschied. Sommer 1840 zog Freiligrath nach „Neustrolchenfels," einem kleinen Hause im Innern des Ortes, abseits vom Rhein, von einem Garten umgeben; es hat jetzt die Nr. 49 und enthält Wohnung und Amt des Bürgermeisters von Unkel.

An Lina Schwollmann.

Unkel, 7. Oktober 1839.

— Ich kann Dir nun die angenehme Nachricht geben, daß ich schon jetzt mit Cotta in Unterhandlung stehe wegen des Abtretens des Verlagsrechtes meiner Gedichte für eine Reihenfolge von Jahren. Geht alles so wie ich wünsche und hoffe, so hab' ich bis zum Frühjahr über ein artiges Sümmchen zu disponiren, das uns neben dem, was ich sonst verdiene, als Rückhalt dienen kann, und dessen Zinsen uns immerhin eine Erleichterung gewähren. Außerdem hat Cotta bei mir angefragt, ob ich, im Fall er sie mir über kurz oder lang anböte, auf die Mitredaction des Auslandes oder selbst der Augsburger Allg. Zeitung reflectiren würde. Du siehst, daß sich alles allmählich macht und rundet. Ob ich dann freilich hier am Rhein bleiben könnte, ist die Frage. Weihnachten bin ich hoffentlich im Stande, Dir Näheres und Gewisseres mittheilen zu können. —

* * *

In dieselbe Zeit, 11. Oktober 1839, fällt ein allerliebstes Schreiben an Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, die liebenswürdige Dichterin rheinischer Sagen, welche, vornehmlich durch Freiligraths Odysseus angezogen, eine briefliche Verbindung mit ihm angeknüpft hatte, der erste einer langen Reihe von Briefen, ein kleines Gedicht in Prosa:

Wird die Verspätung meines Dankes für die „Rheinischen Lieder und Sagen", die so frisch und sonnig in meinen letzten Elberfelder Winter herein strahlten, bei ihrer Sängerin Entschuldigung finden? Ich hoff' es: Drachenfels und Rolandseck schauen durch den Duft der Frühe auf meinen Schreibtisch, der Rhein rauscht mir seinen ersten Morgengruß, und ein Prozessionsnachen mit rother Kirchenfahne gleitet singend dicht unter meinen Fenstern den Strom hinab. — Und so möge denn mein Buch, auch ein singender Nachen mit bunten Fahnen, nicht minder freudig stromauf zu Ihnen seine Wallfahrt antreten! — Nehmen Sie das Gegen-Xenion mit freundlicher Nachsicht auf!

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 9. November 1839.

— Das Jahrbuch wird nun in ein paar Tagen fertig sein. Von mir selbst konnt' ich leider nicht mehr geben als was Du kennst: Venerem Cupidinesque und den Roland. Die Merry wives of Windsor waren noch zu lange hier, als daß ich an die Vollendung des für's Jahrbuch Angefangenen hätte denken können. Was schadet's auch? Im nächsten Jahr-

gang tret' ich dafür um so reisiger auf. Der Roland in seiner Resignation nimmt sich ohnehin allein besser aus, als wenn ich ihn durch einen Schwanz anderer Gedichte selbst ad absurdum führte, was der Kerl nicht verdient. Denn ich hab' ihn mit meiner Seele geschrieben. Und wenn ich nicht immer so schreibe, und wenn ich mich namentlich im Leben meist anders producire, so ist daran nur mein unverwüstlicher Leichtsinn schuld, und ich danke Gott, daß er mir den als gleichschweres Gegengewicht zu meiner Tristitia gegeben hat. Ich bin ein wunderlich Gemisch, das weiß der liebe Himmel!

Was ich gemacht, seit wir uns auf der Bonner Landungsbrücke zuletzt gesehen? Eh bien: Locken erbettelt, Selams getauscht (soviel der Herbst noch wachsen ließ), Partien gemacht, zweimal in Cöln gewesen und — Jahrbuchsbogen revidirt — bei Gott, es war ein köstlicher Herbst! — Nun ist alles todt und öde und zum Teufelholen! — Farewell! Laß bald von Dir hören!

* * *

An Heinrich Zulauff.

Unkel am Rhein, 7. Dec. 39.

Liebster Heinz!

Entschuldige mich, daß ich Deinen letzten lieben Brief erst so spät und auch heute nur mit zwei Worten beantworte. Der Herbst und die ersten Wintertage sind mir theils in dem Jubel der Weinlese, theils in tiefen Studien zu meinem Malerischen und Romantischen so rasch dahingeeilt, daß ich wahrlich zu keinem ordentlichen Briefe kommen konnte, und wenn ich Dir das offen und ohne Umstände sage und hinzufüge, daß nichts weniger als Mangel an Freundschaft mein längeres Schweigen hervorgerufen, so glaubst Du mir das und verzeihst mir. Nicht wahr, altes Haus?

— Und nun auch addio! Das Malerische ruft, nicht minder Venus und Adonis, dieses kleine Juwel des Meisters von Stratford, das ich in den Abendstunden für den zweiten Jahrgang des Rhein. Jahrbuchs fertig mache, und bereits tüchtig fortgeschritten bin, da mir die Uebersetzung ganz famos von der Hand geht. Ich muß Dir doch, trotz meiner Eil', ein paar besonders gerathene Stanzen mittheilen:

Jetzt aber sieh ꝛc.

GOTT mit uns! Gruß der neu erstandenen Cerevisia und allen ordentlichen Kerls! Vale faveque! Dein

Freiligrath.

Draußen Schneegestöber, Floßholz und der John Cockerill.

Der Verein, dessen Sarastro zu sein mein Stolz ist, hat mit Ehestem eine lange Epistel von mir zu erwarten. Laß mich bald wieder von Dir

hören und theile mir gelegentlich mit, was Du Neues erfährst! Du sollst regelmäßig Antwort haben und verzeihst mir gewiß, wenn sie manchmal flüchtig ausfallen sollte. Ich lebe hier ganz abgeschnitten von der Tagesliteratur; die Cölner Zeitung ist mein täglich Brod, und das wenige Salz des Feuilletons reicht nicht hin, es mir minder trocken scheinen zu lassen, als es wirklich ist. — Leb wohl, Alter, und bleib mir so gut wie ich Dir!

Recht von Herzen

Dein Strolch.

P. S. Ich werde in der versprochenen Epistel namentlich auf die viel verheißende Pflanze Hackländer mit väterlichem Wohlwollen zurückkommen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Unkel, 12. Dec. 1839.

Ich schicke Ihnen diese Zeilen durch den Maler Carl Hübner aus Düsseldorf, meinen Freund, der gestern und vorgestern mein schlechtes Conterfei auf's Papier gebracht hat, um es demnächst durch den Steindruck zu vervielfältigen. Da er noch heut Abend zu Remagen auf die Post will, um nach Barmen zurückzukehren, so ist es mir unmöglich, diesem Briefe eine größere Ausdehnung zu geben, und ich muß Sie dringend ersuchen, meine Kürze, zumal nach so langem Schweigen, diesmal noch freundlich entschuldigen zu wollen, und einem längerem Briefe bestimmt in Bälde entgegenzusehen. Vorläufig wird Hübner Ihnen in meinem Auftrage erzählen, wie einsam und abgeschieden, aber auch wie schön und in welch herrlicher Gegend ich mein Winterquartier aufgeschlagen habe. Selbst die rauhe Jahreszeit hat hier ihre Reize, und der Herbst ist ganz entzückend. — Ich habe eine wundervolle Weinlese mitgemacht, die Ahr und das Siebengebirge fleißig durchwandert, und muß jetzt, wo ich verschneit bin, eifrig nachholen, was ich zwischen Trauben und Kelterbütten zu wenig gethan habe. Im Uebrigen ist eine ungeheure Solidität in mich gefahren; wenn ich hier vergnügt bin, so bin ich's ohne Suiten, und wenn Ihnen Hübner mein Bild zeigt, so werden Sie sich durch den Augenschein überzeugen, wie ordentlich ich bin. Mein Antlitz legt Zeugniß ab von meinem Seelenfrieden; — Sie werden, um mit Shakespeare zu reden, Tugend in meinen Blicken lesen!

Es würde Hübnern, der namentlich in Oel ganz superb und sprechend ähnlich malt, sehr wünschenswerth sein, wenn er dort, wie früher in Barmen, eine Zeitlang Beschäftigung fände. Könnten Sie vielleicht bei Ihren vielfachen Beziehungen zu den ersten Familien Elberfelds ihm dabei behülflich sein? Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie ihn recht warm

empfehlen wollten, und halten meine deßfallsige Bitte wohl dem Freunde zu Gute. Hübner ist auch als Mensch sehr achtungswerth, ist junger Ehemann und Vater, und ich könnte ihm von Herzen wünschen, daß er dort einen lucrativen Winter erlebte. —

* * *

Der Brief an Vetter Hermann giebt Gelegenheit, über die um jene Zeit entstandenen ersten Bildnisse Freiligraths zu reden. Es sind deren mehrere vorhanden. Bereits in Barmen hatte Schink, einer von Freiligraths Freunden, das mehrfach erwähnte Gipsrundbild des Dichters gefertigt; dasselbe zeigt wenig charakteristische Züge, das Angesicht bartlos, wie es einem gesitteten jungen Kaufmann jener Tage zukam. Als Freiligrath gelegentlich seiner Wanderung durch Westfalen auch Detmold besuchte, bat dort ein Herr Walther um die Erlaubnis, das Bildnis des Dichters für die Freunde zu zeichnen; es ist dann bei Meyer in Lemgo im Steindruck erschienen. Freiligrath selbst war von demselben gar nicht erbaut, was sehr erklärlich erscheint; wenn auch eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu verkennen ist, Haartracht, Schnurrbart, ein kleiner Henriquatre in Th. Körners Weise, die breite Nase, der Schnürrock ohne Zweifel wahrheitsgetreu ausgefallen sind, so sieht dagegen der Dichter auf dem Bilde so alltäglich und philisterhaft aus den Augen, daß Fr. wohl sagen durfte, er sehe hier aus wie ein Schaf. Anderseits zeigt die gleichfalls durch den Steindruck verbreitete Zeichnung von Karl Hübner, über welche Freiligrath scherzend mit Falstaff spricht, man werde Tugend in seinen Blicken lesen, eine ziemlich phantastische Auffassung: Freiligrath erscheint darauf mit Kinn- und Schnurrbart, kurzem, gelocktem, schwarzem Haar, vollen Lippen, gebräunt, aufwärts blickend, fast ein Mulattenangesicht. Später folgte dann die in den Briefen erwähnte, nicht veröffentlichte Zeichnung des berühmten Genremalers Jakob Becker, gegenwärtig noch im Besitze der Witwe, vornehmlich aber die in Weimar von J. Schramm angefertigte, welche den Orientalen schon einigermaßen civilisiert darstellt und geraume Zeit, von der vierten Auflage ab, als Titelblatt der Gedichte diente.

An Wolfgang Müller.

Strolchenfels zu Unkel, 20. Dec. 1839.

Keinen Groll! — Du weißt von Alters, daß ich ein fauler Correspondent bin, und daß man mein Herz nicht nach meinen Schreibfingern beurtheilen muß! Ich hab' den Sommer und Herbst hindurch wahrhaftig nicht zum Schreiben kommen können: erst meine westphälische Reise, dann ein mehrwöchentlicher Abschied im Wupperthale, dann Quartiersucherei am Rhein, dann Ahr, Drachenfels, Rolandseck, Löwenburg, dann die Weinlese,

dann der Roman der Weinlese — sieh, liebster Kerl, es ging in der That nicht, und wie oft auch deine beiden Briefe aus Frankfurt und Berlin mich mahnen wollten, so wisch' ich doch erst vor 5 Minuten den Staub ab, mit dem sie seit x Wochen auf meinem Schreibtisch sich haben bedecken lassen.

Du hast inzwischen deinen Doktor gemacht, kennst Eichendorff, Kopisch, Gruppe und die andern Kerls, Bettina nennt dich den Langen, bei Stehely liest Du das Geklatsch des Tages — Alles das und noch Anderes hoff' ich in Deinem Antwortschreiben des Breiteren erwähnt und beschrieben zu finden. Unterdessen bericht ich Dir von mir, wie folgt:

Ich wohne zu Unkel — köstlich, herrlich, paradiesisch, zwischen Ahr und Siebengebirg mitten inne. Drachenfels und Rolandseck schauen mir in's Fenster, Nonnenwerth leuchtet weiß herüber, der Rhein braust mich nachts in Schlaf, und das Geschrei der Flößer weckt mich morgens. Tag's aber mach' ich westphälische Studien, übersetze Shakespeare's Venus und Adonis zu Ende, oder concipire sublime Gedichte, damit ich im zweiten Jahrbuche reifiger dastehe, und damit Gutzkow fernerweiten Stoff in die Hände kriegt, im Telegraphen auf mich zu sticheln.

Ich habe seither so unendlich viel Jahrbuchsgeschwätz hören müssen, habe selbst so viel darüber geschwätzt, und noch gestern, in specie über die lyrische Partie, ein so detaillirtes Urtheil an Matzerath geschrieben, daß ich's eigentlich langweilig finde, noch einmal gegen dich mich auszulassen. Mag das Ding selbst für sich sprechen, möge Matzeraths treffliche Novelle, möge Schückings interessantes Charakterbild, möge Immermanns superber Tristan, mögen der Binzer keck geworfene Reisebriefe sich Dir selbst empfehlen. Letztere gefallen mir ausnehmend; das Weib läßt einen Brief fallen, als wär's ein Handschuh; man bückt sich unwillkürlich danach, um ihn aufzuheben, und man thut's gern, denn ist das Ding selbst auch eben nicht viel, so liegt doch in der Art des Fallenlassens eine solche Grazie, daß einem das Aufheben Spaß macht. Dir aber, alter Kerl, mach' ich von Herzen mein Compliment! Die meisten Deiner Beiträge sind ganz einzig, und es soll beim Teufel keine Schmeichelei sein, wenn ich Dir sage, daß zumeist Deine Lieder es sind, die den lyrischen Theil des Buchs flott halten müssen. Dralle-Spatz[1]) ist mein Zeuge, wie oft ich durch's Zimmer schreite und mit gehobenem Becher Dein: Laß schäumen, laß fließen die goldene Fluth! die Wände des Strolchenfelsens erschüttern lasse. Und Dein Märchen, Dein Wilhelm von Holland, Dein Abschied! Glück auf, alter Gewitterrauschebart!

Wie geht's mit den Musen und Grazien in der Mark? Du bist doch noch immer fleißig und säufst nicht zu viel Thee? Ich selbst bin faul

[1]) F. W. Dralle, Literat zu Unkel, Freiligraths Hausgenosse.

gewesen, weil mir die Weinlese zu viel zu schaffen machte. Doch werd' ich, wie gesagt, im zweiten Jahrgange desto gewappneter dastehen, und außer dem Rest von Venus und Adonis (noch volle 169 Stanzen) wenigstens 2—3 Bogen Lyrica bringen. Ich habe Stoff gesammelt diesen Herbst.

In Cöln raisonnirt man furchtbar über das Unternehmen, hat aber doch schon, wie Du Mont mir schreibt, über 100 Exemplare gekauft. K. und all das andere von uns nicht eingeladene Volk, das es nicht verschmerzen kann, daß wir Kerls, die auch auswärts was gelten, seine locale Bedeutung nicht respektiren, schlagen einen Heidenlärm und insonderheit K. sagt öffentlich: Freiligrath, Matzerath, Unrath! und kann nicht begreifen, wie Simrock, der einzige Vernünftige, zu uns beiden Eseln sich hat gesellen mögen. Die Erzeuger von Söhnen und Töchtern gebildeter Stände machen Immermanns Tristan und meinen Adonis schlecht und schreien über Gefährdung von Zucht und Sitte. In Matzeraths Novelle will man Portraits aus der Familie S. finden — kurz, es ist ein Mordrandal und zum Todtlachen. — Wie es dort geht, schreibst Du mir wohl gelegentlich; — ich denke, wo die localen Philistereien wegfallen, geht es schon besser.

Wenn die erste Lieferung meines Westphalen dort schon angekommen und in Deiner Gegenwart vielleicht besprochen worden ist, so theil' mir außer Deinem eignen Urtheil doch auch mit, was Du sonst darüber gehört. Ich bin beim Teufel gespannt auf die Aufnahme dieser Stylübung.

Matzerath, der mir zuweilen schreibt, wird Dich nun wohl im nächsten Monat dort begrüßen. Mit Simrock komm' ich je zuweilen zusammen, hier oder in Bonn, und lerne den gediegenen, biedern Mann täglich mehr in ihm schätzen. Wolfgang von Goethe, seines Großvaters Enkel, der zu Bonn studirt, kommt auch manchmal herüber. Ein feiner, liebenswürdiger Bursch, und dem alten Herrn wie aus den Augen geschnitten. Nur ein etwas unschönes Hervorragen der untern Gesichtspartien ist störend.

Außer Schnurrbart und Henry IV. besitz' ich jetzt auch einen Hund, den ich Strolch getauft habe. Und nach diesem heißt das dreistöckige Haus, in dem Spatz und ich mutterseelenallein wirthschaften, Strolchenfels. — Leb' wohl, liebster Kerl, und laß bald von Dir hören. Recht von Herzen

Dein Strolch.

* * *

Das sind einige verlorene Klänge aus jenen Herbsttagen 1839, von welchen der Dichter selbst alsbald darnach in seinem Aufruf für den Rolandsbogen spricht, daß er am Rhein

„einen Herbst verlebt bis jetzt,
Wie ich zuvor verlebte keinen gleichen."

Ausflüge nach Bonn und Köln, Besuche der Freunde in „Strolchenfels" zu Unkel, vor allem aber der jauchzende freiheitsbewußte Genuß der unvergleichlichen Gegend, der Herbstfreuden am Rhein waren ihm eine Herzenserquickung; auch ein kurzer, flüchtiger Liebesrausch, wenn wir verschiedene Andeutungen in den Briefen an die Freunde von „Locken erbetteln" und „Weibergunst" recht verstehen, fehlte nicht, gleichsam der Vorbote einer gewaltigern Liebe, die hier in des Dichters Leben eingreifen sollte. Kurz, es war eine überaus glückliche Zeit für den Dichter, wenn dieselbe auch Eigenes nicht zur Reife gedeihen ließ; nur an der Übersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis ward ab und zu gearbeitet.

Es ist hier von den literarischen Unternehmungen zu sprechen, welche Freiligrath in jener Zeit vornehmlich beschäftigten, zunächst vom Rheinischen Jahrbuch, welches das verunglückte Hub'sche Odeon in würdigerer Weise ersetzen sollte. Freiligrath hielt sich nachmals wohl für den hauptsächlichen Anreger, den geistigen Vater des Unternehmens; aus den Briefen an die Freunde geht hervor, daß er den von denselben gepflegten Gedanken nur zögernd aufnahm, ob er zwar nicht allein durch die Wucht seines eigenen Namens oder dadurch, daß er Immermann gewann, dem Unternehmen seine eigentliche Bedeutung gab, sondern die eigentümliche Verbindung von lyrischen, epischen, prosaischen Bestandteilen im Gegensatz zu der reinen Lyrik der Musenalmanache als sein ausschließliches, geistiges Eigentum betrachten durfte. Sammeln und Auswählen des Stoffes machten ihm viele Arbeit. In dem darüber mit den beiden Teilnehmern Matzerath und Simrock unterhaltenen, leider sehr unvollständig vorliegenden Briefwechsel zeigt sich Freiligraths übermütige Heiterkeit im anmutigsten Lichte. Er meinte, dem Freiligrath und Matzerath müsse sich notwendig ein Simrath gesellen, und so wurden denn die übrigen Mitarbeiter in gleicher Weise als Müllerrath, Schnaaserath ꝛc. benannt; anderseits erscheint zur Abwechselung Matzerath als Matzerock. Der zu Ausgang 1839 erschienene erste Jahrgang des Rheinischen Jahrbuches läßt die junge rheinische Dichterschule in durchaus würdiger Vertretung erscheinen. Eine feine Novelle von Matzerath, leichte frische Reisebriefe aus Italien von Frau von Binzer, ein Aufsatz Levin Schückings über die Gräfin Gallitzin und ihre Freunde, eine verständige Besprechung der neueren Düsseldorfer Künstler durch Herm. Püttmann, ein prachtvolles Bruchstück von Immermanns Tristan, von Freiligrath selbst Roland und ein Teil von Venus und Adonis, Lieder und Balladen von Wolfgang Müller, C. Simrock, Gottfried Kinkel und einigen anderen rheinischen Dichtern, das war eine ganz andere Gabe, als die lyrische Spreu des Hub'schen Odeon, in welcher Freiligraths Beiträge die einzigen Gold-

körner bildeten. Die Herausgeber konnten sich mit Ehren sehen lassen; an schlimmen Nachreden übergangener rheinischer Poeten fehlte es freilich nicht.

Ein zweites schriftstellerisches Unternehmen, welches dem Dichter in jener Zeit Kopfbrechen machte, war das Malerische und romantische Westfalen. Zwar die erste vielverheißende Lieferung war hinausgegangen; die Zeichnungen waren fertig, die Stahlstiche in Arbeit; aber inmitten des freudigen Unkeler Herbstlebens, bald auch durch ein anderes Unternehmen abgezogen, konnte sich Freiligrath durchaus nicht entschließen, sich ernsthaft hinter die trockenen westfälischen Chroniken zu setzen, aus denen er den gediegenen geschichtlichen Stoff zu seiner Arbeit schöpfen mußte. Die von seiner rheinischen Winterrast aus unfehlbar zugesicherte Fortsetzung blieb aus, und dafür kamen stets neue Vertröstungen. Endlich — wohl im Frühling oder Sommer 1840 — machte sich Langewiesche selbst nach Unkel auf. Freiligrath empfing am Rheinufer den Freund in herzlichster Weise und schalt selbst so kräftig auf seine nichtswürdige Faulheit, verhieß so feierlich Besserung, daß Langewiesche gar nichts mehr sagen konnte und dem Dichter in seinen Strolchenfels folgte. Dort nahm ihn eine lustige Tafelrunde in Beschlag; anstatt einer scharfen Verhandlung über nichterfüllte Zusagen, ausgebliebene Manuskriptsendungen, folgte ein fröhliches Gelage, und leer wie er gekommen, nur in glücklicherer Stimmung, fuhr Langewiesche wieder rheinab; es kam kein Manuskript, und auch der Versuch, den Maler Schlickum eine Zeitlang in Unkel einzuquartieren und dadurch Freiligrath zu rascherem Arbeiten zu veranlassen, erwies sich unwirksam. Nach einem Jahr war von dem Werke, welches für die Stahlstiche allein schon bedeutende Auslagen forderte, nur eine Lieferung erschienen; der Dichter war gern bereit, die lästige Aufgabe seinem Freunde Levin Schücking „mit den Gespensteraugen" abzutreten und versprach dagegen umsomehr poetische Beiträge zu liefern; aber auch das that er nicht, während Schücking seine Aufgabe pünktlich und geschickt erledigte; Freiligrath mußte ein beträchtliches Reugeld wegen nicht erfüllten Vertrages zahlen und hatte damit noch jahrelang schwere Verdrießlichkeiten. So endigte der erste und einzige Versuch unseres Dichters, ein ausgedehntes Prosawerk zu schreiben.

Jenes neue Unternehmen nun, welches den Dichter festhielt, war der Aufbau des Rolandsbogens und die Abfassung des Rolandsalbums, die ganze Sache ein so gelungenes Poetenstücklein wie nur denkbar.

Es war ein Tag um die Dreikönigszeit;
Der Rhein trieb Eis, die Gegend war verschneit.
Ich sah zu Haus die Weihnachtskerzen schimmern.
Dann in die Domstadt führte mich mein Schritt;
Die Schellenkappe trug ich lachend mit,
Und kehrte heim anjetzt zu meinen Trümmern.

So beginnt das in der Kölnischen Zeitung vom 12. Januar 1840 abgedruckte Gedicht „Rolandseck". Freiligrath fährt mit der Post rheinauf, sein Reisegenoß ein ernster Mann, welcher eben aus Algier zurückkommt und dem der Dichter frohlockend die Schönheiten des winterlichen Rheinthales zeigt.

Dort Rolandseck schon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich schnell den Blick; —
Ich schau' empor: — ich fahr' entsetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verschwunden ist der Bogen!

Wie Fieberschütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben stehen nackt
Und fröstelnd da im kalten Flockenschimmer.
Schaut hin, ihr Andern! — Ist's ein Gaukelspiel? —
Nein! — Wo des Ritters stille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Der Rolandsbogen, jedem Rheinwanderer unvergeßlich ob seiner herrlichen Aussicht auf den Strom und das gegenüberliegende Siebengebirge, der Bogen, an den sich die Sage von Roland und der geliebten, tiefunten im Kloster Rolandswerth weilenden Hildegund knüpft, war in der Sturmnacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 zusammengestürzt. Den vorüberfahrenden Dichter ergriff ein tiefes Weh, daß dieser wunderbare Erdenfleck fortan seines Sagenzaubers beraubt sein sollte; unbekümmert um die Frage, ob der Rolandsbogen nicht etwa Privateigentum sei — denn um solche Kleinigkeiten kümmern Poeten sich nicht — ließ er das Blatt hinausfliegen mit der Mahnung:

— Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich selbst bin arm, wie es Poeten sind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich sinnend denn mein einsam Haupt,
Aus meiner Laute, die ich stumm geglaubt,
Erschallt ein Geist: Ihr sollt den Schutt erheben!

Rings auf den Märkten und den Bergeshöhn
Laßt eh'rne Bilder funkelnd ihr erstehn;
Ein Denkmal prangt, wohin der Blick sich wendet!
Ihr schmückt den Altar und das Gotteshaus!
Ihr bauet Thürme, führet Dome aus,
Die uns die Vorzeit nachließ unvollendet!

Hier ist kein Dom, kein Monument, kein Thurm!
Nur eine Trümmer schützt mir vor dem Sturm,
O, schützt den Rest von Roland's grauer Halle!
Die letzten Steine rüttelt wild der Nord;
Im dürren Epheu rauscht es fort und fort:
O, schützt und wehrt, daß ich nicht ganz zerfalle!

O laßt die Mahnung nicht vergebens sein!
Ich steh' und heische: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift euch an's Herz, die ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

„Der Erfolg," schreibt er im Vorwort des Rolandsalbums, „übertraf meine Erwartung. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen mir Beifall zu, und unbekannte schöne Hände sogar verschmähten es nicht, den Helm des „Rolandsknappen" mit Kranz und Band zu schmücken, oder buntgestickte Seckel an sein Wehrgehenk zu befestigen. Ich kam mir vor wie der siegende Troubadour eines Blumenspiels, ich war sehr glücklich.

Da erfuhr ich plötzlich, die Ruine sei ein Privatbesitzthum der Prinzessin Wilhelm von Preußen Königlichen Hoheit, und nun verstand es sich von selbst, daß ich meine Sammlung einstellte und der hohen Frau, in deren Eigenthumsrechte ich mir unwissend einen Eingriff erlaubt hatte, den weitern Verlauf der Sache anheimgab. Und auch hier war mir das Glück günstiger als meine Voreiligkeit es verdient hatte. Der huldvolle Endbeschluß Ihrer Königlichen Hoheit fiel dahin aus, daß es mir erlaubt sei, den Bogen mit den eingegangenen Beiträgen wieder aufzurichten, wogegen sich die just im Bau begriffene Schule des benachbarten Dörfchens Rolandswerth der Gabe eines ansehnlichen Dotirungsfonds seitens Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen haben solle, Letzteres, damit doch auch die Besitzerin der Ruine Gelegenheit habe, ihre Anhänglichkeit an ihr liebes Rolandseck irgendwie werkthätig an den Tag zu legen.

So war denn Alles gut, und Mehr und Besseres war aus meinem unbedachten Eifer hervorgegangen, als ich mir je hätte träumen lassen."

So hatte der Dichter die Freude nicht bloß selbst den Rolandsbogen aufzubauen, sondern auch die andere, die Schule am Fuße desselben von der fürstlichen Frau ausgestattet zu sehen und sich dieselbe fortan zur Gönnerin zu gewinnen.

Dombaumeister Zwirner, welcher damals gerade den Bau der nahen Apollinariskirche bei Remagen leitete, übernahm es auch den Rolandsbogen herzustellen; Pfingsten 1840 begann die Arbeit; Ende Juli stand der stolze Bogen in alter Trümmerhaftigkeit und doch gediegener Festigkeit wieder an seiner Stelle.

Und so nun ist geschlichtet,
Was ein poetisch Blut
Vorwitzig angerichtet
In Hast und Eifermut.

Gelegt ist jede Irrung
Um Rolands morsches Thor;
Aus Unruh' und Verwirrung
Ging Herrliches hervor!

Freiligrath aber, dem bei dem wunderlichen Handel anfangs wohl nicht ganz behaglich zu Mute war, ließ, um über sein Eingreifen und die Lösung der Frage Rechenschaft zu geben und zugleich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Sage von Rolandseck und Rolandswerth zusammenzustellen, im Sommer 1840 ein zierliches Büchlein ausgehen, das der Prinzessin Marianne von Preußen, der Besitzerin der Ruine, gewidmete Rolands-Album. Der Dichter selbst hat nicht gerade viel daran gethan; die poetische Baurede bei Vollendung des Baues, ein einfaches Prosavorwort, zum Schluß jenes Gedicht, welches mit glücklichem Vorwitz so Schönes geschaffen, Gelegenheitsgedichte, wie man sie nennt, und doch von einer Keckheit des Wurfes, einer Frische der Auffassung, die ganz bezaubernd sind; man sieht, wie es dem Dichter Herzenssache war, und daß er mit fliegender Feder, nicht aus Zwang, dichtete. Die Zusammenstellung der verschiedenen Rolandsballaden nennt er selbst „eine leichte Sache," aber die Gedichte sind schön und sie zusammenzutragen, forderte reiche Kenntnis der deutschen und ausländischen Literatur. Schließlich hat Simrock eine Abhandlung über die rheinische Rolandssage beigesteuert. Das Büchlein ist, gleich dem ganzen Rolandsbau, eine gelungene Dichterimprovisation, welche den Namen des dreisten „Rolandsknappen" wieder weithin erschallen ließ.

Zum Schlusse sei hier noch des zweiten Jahrganges des Rheinischen Jahrbuches gedacht, welcher Ende 1840 abgeschlossen ward. Der Titel stimmt zwar nicht ganz, indem durch die Heranziehung von Eichendorff und Zedlitz auch Schlesien und Österreich vertreten sind. Im übrigen aber kann sich der zweite Band ebensowohl sehen lassen wie der erste. Eichendorff liefert eine Novelle so duftig-phantastisch, wie nur er es vermag; Immermann, welcher in jenem selben Sommer starb, ein weiteres prächtiges Bruchstück seines Tristan, und auch sonst noch ist viel Kluges und Schönes versammelt. Am meisten aber haben ohne Zweifel Freiligraths Beiträge den Leser überrascht, denn dieselben schlagen einen völlig anderen Ton an, den der Liebe. Da steht das prachtvolle Mit Unkraut, dieses Lied mit seinem wunderbar kecken frischen Versbau, der heiß hervorsprühenden Leidenschaft; als Gegenstück dazu Ruhe in der Geliebten, ein Gedicht von unsäglicher Schönheit und Innigkeit, und dann, den beiden an Kraft und Genialität nachstehend, aber doch gar anmutig „Du hast genannt mich einen Vogelsteller." Was war unserm Dichter, bei dem die blinde Kritik bisher mehr Hufschlag als Herz-

schlag gefunden, weil er keinen Liebesseufzer gegirrt hatte, was war ihm geschehen, daß er urplötzlich mit diesen Liedern hervortrat, aus denen die Liebe mit vulkanischer Gewalt zu Tage tritt? Und ach, warum waren es nur drei, während doch jeder gewöhnliche verliebte Poet drei Dutzend macht? Der freundliche Leser wird auf des Rätsels Lösung noch etwas warten müssen. Vielleicht, daß die Briefe an denjenigen der Freunde, dem er damals am rückhaltslosesten sein Herz aufschloß, an Levin Schücking, uns eine Antwort bringen.

Aus den Briefen geht hervor, daß das Jahr 1840 unserm Dichter, äußerlich wenigstens, ebenso heiter verfloß, wie der Herbst 1839. Der Rhein, die große Völkerstraße, warf zu Unkel zahlreiche Fremde an den Strand, die nur um unseres Dichters willen kamen; das stille Städtlein und das nahe Nonnenwerth ward die Herberge fahrender Poeten. Da kamen nicht bloß die nahewohnenden Freunde, Simrock und Pfarrius und Schücking, auch Zedlitz und Eduard Duller, die Österreicher, und Berthold Auerbach, dem es mächtig imponierte, als er in Freiligraths sonnenhellem Zimmer einen Frühlingsstrauß in einem Glase Weines stehen sah. „Wie oft," erzählt er in seiner Rede auf Freiligrath, „wandelten wir auf und ab, hüben und drüben am Rhein, und der Hühnerhund, genannt Strolch, wanderte mit uns. Wir gewannen eine zweite Jugend. In brausender Jugendlust saßen wir selbander und mit anderen guten Genossen in der Schenke und fuhren im Abendschimmer und im Mondesglanz auf dem Kahne dahin. Ich war in jener Nacht dabei — die Matzerath in einem Gedichte schilderte — da Freiligrath sich mit dem Glas in der Hand im Kahne erhob und dem alten Drachenfels Smollis zutrank." Es kam Hackländer, der Freund aus den fröhlichen Barmer Tagen; Ad. Glasbrenner aus Berlin sprach ein, es kam Niclas Becker, welcher in jener Zeit der Kriegsgefahr von Frankreich her, durch Matzerath angeregt, sein damals allgesungenes Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" dichtete; zu Unkel ward es durch Freiligrath und Simrock gesegnet; wir finden es im zweiten Bande des Rheinischen Jahrbuchs. Von Bonn kam der Studiosus Wolfgang von Goethe, eines größeren Wolfgang Enkel, zu Besuch; auch unter den in Unkel ansässigen Familien waren nette Leute, wie das Haus Steinäcker und die englische Familie Hook. Aber auch allerlei leichteres Volk kam von Bonn, vergnügte Musensöhne, die des Dichters gefeierter Name anzog, und die er, seiner Art nach, nur zu gutherzig um sich duldete. Dann saß man freilich oft, wie er in seinem Gedicht Die Rose sagt,

tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte jeder seinen Schoppen Wein
Und sah ins Glas und dachte seiner Lieben.

Die Freunde, denen wir hier in Freiligraths Briefen begegnen, sind die früher bekannten; vor allen Dingen sein vertrautester, Levin Schücking, dann Müller und Matzerath, die Mitarbeiter an der Redaktion des Rheinischen Jahrbuchs. Zu den Freunden, welche Freiligrath in dieser glücklichen Unkeler Zeit gewann, gehörte auch der Schwabe Wilhelm Ganzhorn, damals Student zu Heidelberg. Ein vergnügtes junges Blut, ein frischer Liederdichter mit besonderer Befähigung für das humoristische Lied, hatte er zum zweiten Bande des Rheinischen Jahrbuchs anmutige Beiträge geliefert, suchte dann den Dichter selbst am Rhein auf. Einstmals hatten Freiligrath und Ganzhorn auf einer Wanderfahrt sich verspätet und mußten zu Rolandseck übernachten. Sie schliefen auf einem Zimmer, und Ganzhorn, dessen Arm zum Bett hinaushing, machte eine Anspielung auf den Professor Dietwaldus in Kerners Reiseschatten, der die Preisaufgabe stellt, warum die Hand weiß bleibe, wenn sie in der schwarzen Nacht heraushängt. Von der Zeit an hieß er, wie Freiligrath solche Scherznamen über alles liebte, Dietwaldus, ein Name, der dann auch auf Wolfgang v. Goethe und Freiligrath selbst überging, wie denn dieser in einem Briefe an Ganzhorn, mit Anspielung auf Uhlands Dichtung, in welcher auch ein Dietwald vorkommt, seine Burg Strolchenfels Schildeis nennt. Freiligrath traf, um dies vorauszuschicken, viele Jahrzehnte später mit Ganzhorn wieder zusammen und hat ihm als „Oberamtsscharfrichter," als „trinkbarem Mann," als Besitzer des Kometenweins und glücklichem Vater verschiedener Täuflinge eine Reihe der ergötzlichsten Gelegenheitsgedichte gewidmet.

An Levin Schücking.

[Unkel, 25. Januar 1840.]

Liebster bester Kerl!

Es ist lange her, seit Du Nichts von mir gehört hast. Deinen Brief (der allerdings ein wenig lange auf sich hatte warten lassen) fand ich am Samstag vor Weihnachten, Abends 6 Uhr, bei Du Mont vor. Ich war eben aus dem Dampfer gekommen, besuchte Du Mont im Flug, lief dann mit Deiner Depesche in den Prinzen Karl zu Deutz, und verschlang sie dort bei einem Glase Punsch.

Von Weihnachten bis zum 2. Januar war ich zu Soest. Gegenwart und Zukunft und der Jammer etwelcher Bälle lagen mir schwer auf der Seele. Dazu kam, daß ich mit meinen Finanzen ein wenig derangirt war, — kurzum, es ging wahrlich nicht, zu Dir nach Münster zu kommen. — Auf dem Rückwege mußte ich zudem noch fast eine Woche in Cöln sein, Buchhändler treten um Manuscript; verzeih' mir, liebster Levin! Eh' ich in meinem Westphalen die Münster'sche Partie vornehme, komm' ich auf alle Fälle noch 'mal zu Dir!

Liebster Kerl, — wir schreiben heute den 25. Januar, der Wind heult um Strolchenfels, daß die Fenster klirren, der Rhein braust und brandet, die Weinstöcke stehen kahl und dürr, Rolandseck ist eingestürzt — aber der Herbst 1839 mit Allem, was er mir gegeben hat, mit Weibergunst und Freundesliebe, zaubert mir den grünsten, frischesten Frühling vor die Seele. Der wirkliche, hoff' ich, vereint uns alle wieder hier am Fuß der sieben Berge. —

Das Jahrbuch hat in Cöln ungeheuren Eclat gemacht, und ist von allen Seiten, von Prüden, besorgten Eltern, schlechten Poeten (die die Redaction nicht aufgefordert hatte) so schlecht gemacht worden, daß Du Mont allein in der alten Agrippina über 100 Exemplare abgesetzt hat. Dir all das Erbärmliche mitzutheilen, was man über die Entreprise losgelassen hat, und was am Ende sämmtlich auf Persönlichkeiten herauslief, lohnt wahrlich nicht der Mühe, und so will ich denn bloß noch bemerken, daß Du Mont, der Redliche, etwelche saugrobe anonyme Briefe, von bigott katholischer Seite, über „das Schandlibell" eines gewissen Herrn Levin Schücking erhalten hat. So arg hatte ich mir den Cölner Obscurantismus doch nicht vorgestellt; — es ist noch viel zu thun in dieser Hinsicht, um die treffliche sonst so köstliche Colonia mündig zu machen!

Hermann Neumann hat auf meinen Aufruf wegen Rolandseck ein Gedicht „Du streitest für die Liebe" im Du Mont'schen Feuilleton drucken lassen, was offenbar auf mich gemünzt ist. Sein Sinn ist ungefähr: Wie kannst Du für Roland und gegen Hermann Neumann sein, wie kannst Du gleichzeitig lieben und hassen? Weiß der liebe Gott, daß ich den Kerl nicht hasse; aber so geht's mir altem Esel immer: drängt sich solch Schmarotzervolk an mich heran, so weiß ich nicht, es mir vom Halse zu halten, bin höflich, artig, verbindlich (was man für freundschaftlich hält), und wenn ich die Kerls später zu desavouiren gezwungen bin, so hab' ich den Teufel am Halse.

So weit hatt' ich gestern geschrieben, als eine Einladung von Simrock, der grade auf seinem Weingute Menzenberg war, an mich und meinen trefflichen Famulus Spatz einlief. Wir machten uns sofort auf die Beine (ich natürlich in Pantoffeln), holten den edlen Rebenbesitzer ab, und dinirten mit ihm in dem Dir bekannten Wirthshause zu Honnef. Während dem Essen kam nun auch noch Wolf Goethe, seines Großvaters Enkel, dazu, der mich in Unkel hatte besuchen wollen, und mir nachgegangen war. Nach dem Kaffee fuhr Simrock wieder rheinab, Wolfgang aber, der dem alten Herrn wie aus dem Gesicht geschnitten und ein gar lieber Junge ist, entschloß sich, eine Strolchenfelser Nacht zu machen. Da haben wir drei denn, bei Windsgeheul und prasselndem Ofen, zusammengesessen bis 1 Uhr,

haben gesungen und getrunken und den Alten leben lassen, bis wir zuletzt ganz feierlich wurden. Ach, es ist doch was Schönes um eine anständige, noble Fidelität! Ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir war! Wir haben aber zumeist gesungen: In allen guten Stunden — ich hätte Dich und Meyer, den Lieben, Herzlichen, dabei haben mögen!

Nun von Roland! Du wirst meinen Aufruf in der Cölner gelesen und Dich mit mir über den Anklang gefreut haben, den das Ding (in dem Du auch eine Apostrophe an Dich wirst herausgefühlt haben) gefunden hat. Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude mir die Geschichte macht. Außer den Beiträgen für den Ritter laufen auch Stickereien, Kränze, und der Teufel weiß was sonst noch, für den Knappen ein; anonyme Briefchen, Gedichte liegen bei — ich reibe mir die Hände vor lauter Plaisir. Ein Uebelstand wird hoffentlich bald beseitigt sein. Die Ruine ist nämlich Privateigenthum der Prinzessin Wilhelm, und mein Aufruf könnte demnach wohl als ein Eingriff in ihr Eigenthumsrecht angesehen werden. Ich erfuhr das erst, als mein Gedicht gedruckt war, habe jedoch gleich darnach an die Prinzessin geschrieben, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie die Sache gut aufnehmen und in der durch mich angeregten Weise beendigen lassen wird. Audaces fortuna juvat. Ich möchte den Streich um nichts in der Welt in meiner Unkeler Chronik missen. Die Rolandssage ist aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen; — wie viel schöner ist es drum, wenn eben das Volk, wenn das gesammte fühlende Publikum das äußere Denkmal der Sage sich rettet, als wenn es die Prinzessin allein thut. Rede doch auch Du in Deinem Kreise für die Sache; es ist doch ein poetisch Unternehmen.

So eben krieg' ich einen Brief von Cotta, daß meine 2. Auflage vergriffen ist. Gepriesen sei der Allmächtige! Meine Finanzen kommen wieder auf Strümpfe. Die zu Ostern kommende 3. Auflage widerlegt nun freilich Gutzkow sehr feierlich, wenn er ohnlängst im Telegraphen, in dem Artikel: Liter. Stockbörse, sagt: Freiligrath'sche Wüstenreime stark ausgeboten, aber wenig begehrt. — 1250 Exemplare in stark einem Vierteljahre sind doch keine Kleinigkeit.

* * *

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Christian Joseph Matzerath.
Despoten und berühmtem Dichter zu Berlin.
[Poststempel 20. 3. (1840)]

An Matzerath und Müllerrath.

Meine Lieben!

Zuerst ein Wort an Dich, Tyrann des Drachenfelsen. Dein Gesäusel hat mir wohlgefälliges Lächeln erregt, und ich freue mich herzlich Deiner

raschen Fahrt, deiner neuen Bekanntschaften und Deines vorläufigen Wohlbefindens in der Sandwüste Moab. Ich war gestern zu Bonn und theilte Simrath, unserm Mit-Tetrarchen, den ich leider mit einer dicken Backe im Bett traf, Deinen Brief mit und beeile mich nun, Dir das Neueste in Betreff des Jahrbuchs, sammt unseren Gedanken dabei, schuldigst in die Dorotheenstraße Nr. 28, beiläufig dieselbe Nummer, die auch Simrath einst bewohnte, zu berichten.

Schnaaserath verfährt gröblich und läßt uns ohne Antwort abstinken. Was nun, rücksichtlich des Kunstartikels? Uechtritz ist mit Schnaase zu genau liirt, als daß er nicht erfahren sollte, unsere Einladung an ihn geschehe nur in Folge der Ablehnung Schnaase's. Ich mag wirklich eine Aufforderung an Uechtritz nicht riskiren; wenn Du aber meinst, es sei besser, so schreib' mir's umgehend, damit ich sofort einen Versuch mache. Sonst trachte nur alsbald Gruppe für eine Monographie eines Düsseldorfer Künstlers zu engagiren, wo möglich aber nicht Lessings, der mich schon zuviel besprochen dünkt, als daß sich noch Neues über ihn sagen ließe. Es sind ja sonst eminente Kerls genug da. Koenig hat freundlich geantwortet, lehnt die Einladung jedoch für dieß Jahr ab, da er noch zu sehr mit andern Arbeiten beladen sei. Hast Du nun wieder eine Novelle? Oder wie ist die von Müllerrath, von der er mir ohnlängst schrieb? Simrath und ich sind der unmaßgeblichen Meinung, daß der Rauschebart für das Genre der Novelle noch zu sehr in lyrischer Zerflossenheit befangen sei; ist sein Opus jedoch fertig, so muß es jedenfalls zur Concurrenz gelangen. Sonst meint Simrath, ob nicht vielleicht Bettina, die als Frankfurterin allerdings auch in unsern Rheinischen Kreis zu ziehen wäre, etwas Novellenartiges liegen hätte? Strecke die Fühlhörner aus, alter Spitzmäuseler, oder eigentlich sollte ich sagen: zwinkere mit den Spürhaaren, und schreibe mir alsbald, was Du zuwege gebracht, damit ich mich im schlimmsten Falle unverweilt an die Binzer, unsre letzte Zuflucht, wenden kann. — Kopisch oder sonstige Berliner Litteraten zu angeln scheint weder Sim- noch Freiligrathen zulässig; wir sind vorläufig noch immer für die rein provinzielle Haltung des Unternehmens, und recurriren, wie bekannt, auf Gruppe nur aus Noth und unter der einzigen Bedingung, daß er einen Rheinischen Künstler zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht. Wem, zum Teufel, haben wir denn ein Organ gründen wollen? Doch wohl nicht den Berlinern!

Der Dynast des Menzenbergs und der Tetrarch auf Strolchenfels sind fleißig, und hoffen sich mit Ehren zu produziren. Letzterer insonderheit lebt auf einem sehr vertrauten Fuße mit Miß Laetitia Elisabeth Landon, und wird sich, sobald irgendwie ein gesundes Früchtlein dieses Umgangs sich

zeigt, auch mit Mistreß Felicia Hemans liebend vermischen. Letztgenannte Dame ist eben jetzt auf dem Wege von London nach Strolchenfels.

Social und literarisch Neues wenig am Rhein. Held Carneval, dessen Freudenroß ich nahe an 14 Tage getummelt habe, hat sich dieß Jahr durch besondern Pomp beliebt zu machen gewußt. Die Satyre des Cölner Faschings hab' ich sehr zahm gefunden; außer etlichen Anspielungen auf mich und Rolandseck und vielleicht ein paar Stadtklatschereien, die mir unbekannt waren, nichts, das besonderer Erwähnung verdiente. Uebrigens hab' ich mich sehr amüsirt, hab' auf dem brillanten Ball bei E. einen Domino getragen, hab' auf dem Gürzenich geschwärmt bis 6 Uhr Morgens u. s. w. Mein Lied, dessen zwei erste Strophen Du hier schon gesehen hast und das ich Dir jetzt vollständig beilege, hat im Comité gefallen: — immerhin ein zweideutig Lob! Pfarrius, dem ich in den carnevalistischen Wirren eine Einladung schwänzte, hat mir eine köstliche Kapuzinade geschrieben: „Sie spotten meiner gewürzten Weisheitssuppe, und folgen nach der geschürzten Narrenpuppe, und verschmähen meinen Kälberbraten, um sich zu mischen unter die Höllenbraten; meinen Thee, meinen Wein und Kuchen scheuen Sie, aber „o weh" hintendrein mit Fluchen schreien Sie; in continentia est summa laus, der Katzenjammer bleibt nicht aus, et debita nostra nobis remitte, und unsre Schulden wachsen mit jedem Schritte, sed qui orat, aber wer betet, et laborat, behält seinen Vorrath!" — Ist das nicht köstlich?

Vale, alter Kerl! Ich umärmele Dich! —

Und nun ein Wort an Dich, geprüfter Anatom, gewesener Rauschebart, in Patence verkehrender Doctor! Deine Anmerkungen über Westphalen hab' ich zur Nachachtung in einem feinen Herzen aufgenommen. Daß Du Dich im Musen-Almanach Wolfgang Müller nennen willst, hat insonderheit den redlichen Simrath zu einem unsterblichen Gelächter veranlaßt. Höre den besten Rath, daß Du nicht mehr verwechselt wirst! Dingelstedt, der mir neulich über's Jahrbuch schrieb, sagt von Dir: „Müller ist eine lyrische Acquisition, glaub ich!"

Eh bien, laß diesen Glauben, den mit Dingelstedt viele theilen, zur Gewißheit sich potenziren; mach' Gedichte, die Dich von selbst aus der müller'schen Allgemeinheit oder der allgemeinen Müllerei herausreißen; unterscheide Dich durch Deine Leistungen, und nicht durch Deinen Vornamen; sei ein poetisch Individuum, daß Du kein genereller Müller bleibst; mahle so famos, daß die Leute von selbst sagen: ein neuer Müller, und Einer, der die rechte Mühle hat!

Ich muß hier abbrechen, und verweise Dich, was das Andere angeht,

auf das Vorhergehende an Matzerock, das ja auch für Dich geschrieben wurde!

Lebt wohl, ihr lieben Kerls! Strolch, Simrath, Drallerath und der Rhein grüßen tausendmal. Von Herzen Euer

Alligator.

* * *

An Levin Schücking.

Unkel 24. März 1840.

Mein theurer Levin!

Was hat mich nicht Alles gehindert, Deinen letzten Brief alsbald zu beantworten! Ich sitze trotz meiner Unkeler Abgeschiedenheit in einer so complicirten Lage, und die Conflicte des Lebens rütteln mich aus meiner langjährigen Passivität so energisch auf, daß ich, auch wenn ich keine vollen vierzehn Tage zu Cöln auf Carneval gewesen wäre, doch wohl schwerlich zu einem ruhigen, vernünftigen Briefe an Dich gekommen sein würde. Auch dieser, wenn er vollendet ist, wird sich schwerlich eins der beiden eben genannten Epitheta anmaßen dürfen. Der Teufel weiß, was mich reitet; vielleicht ist er's selbst. Aber Ruhe hab' ich nicht, und werde sie wohl schwerlich erlangen, eh' ich der Welt und ihrem köstlichen, göttlichen Treiben mit blutendem Herzen Lebewohl sage, und mich entweder todt schieße, oder wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe. — Lach' mich nicht aus, Kerl; freu' Dich aber mit mir, wenn aus den gährenden Elementen, die jetzt in mir toben, noch was Erträgliches sich gestaltet, und wenn der chemische Proceß, den ich mein Leben nenne, nicht mit einer gewaltsamen Retortenexplosion eine traurige Endschaft nimmt. Das ist leider gewiß: mein Leben wird nie ein harmonisches, ein in sich gerundetes werden, und —

Aber was Teufel, kohl' ich Dir da vor. Rasch zurück zu Deinem Briefe! —

Rolandseck. Trotz meiner letzten Anzeige in der Cölner Zeitung, hat sich die Sache nun doch in Uebereinstimmung mit meiner ursprünglichen Absicht gemacht, Dank sei es der Vermittlung der Frau Mertens. Die Ruine wird aus meinen Beiträgen restaurirt, und die Prinzessin gibt dagegen dem Schulfonds der unter der Ruine gelegenen, armen und verschuldeten Gemeine Rolandswerth eine entsprechende Summe, etwa 5—600 Thaler. Ist das nicht schön? So kann der Poet, der Träumer, doch auch in der wirklichen Welt noch handelnd eingreifen und Gutes, wenn auch leider nicht selbst thun, aber doch veranlassen. Ich erwarte nur noch einen Brief der Prinzeß, um die gegenwärtige Sachlage ausführlich, und durch den Abdruck ihrer eigenen Handschriften dokumentirt, in der Zeitung darzustellen, und gleichzeitig zu neuen Beiträgen aufzufordern.

Carneval und Cöln. Ich bin zu unruhig zum Beschreiben und Wiederkäuen, lege aber ein Carnevalslied von mir bei, das im Comité von wenigstens 1000 Männerstimmen unter rauschendem Beifall abgesungen wurde. Du kannst aus dem Ding herauslesen, was Du willst, müßtest es aber, um es ganz zu goutiren, zu der jubelnden, famosen Köbes-Melodie singen hören.

Die sämmtlichen Carnevalslieder von diesem Jahr werden Dir übrigens keinen hohen Begriff von der närrischen Poesie beizubringen im Stande sein. Aber das tolle Leben des Cölner Faschings ist die beste Poesie. Alaaf Cöln!

Ich beschäftige mich jetzt damit, meine poetischen Erlebnisse am Rhein seit vorigem Herbste — wenn auch manchmal nur Momente und Situationen — in einem Cyklus festzuhalten. Höre ein Lied daraus, das Dich ganz besonders angeht. Du wirst Dich des Abends noch wohl erinnern.

Die Rose.

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte Jeder seinen Schoppen Wein,
Und sah in's Glas, und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm; die düst're Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Muth zu saugen;
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.
u. s. w.

Du sagst in Deinem Briefe selbst: ein Dichter muß glauben, lieben, beten können, und so, hoff' ich, wirst Du dies Stück Rheinischer und Freiligrath'scher Mystik wenigstens nicht ganz und gar degoutiren. Wir begegnen uns ja doch auf diesem Gebiete mit verwandten Gefühlen. Jedenfalls hat das Ding das Verdienst, daß es die Leute Deinen Vornamen richtig accentuiren lehrt. Schreib' mir aber auch unverhohlen Dein Urtheil. Darf ich den Verstandesmenschen so was bieten?

Mein Bild sollst Du haben, sobald das Hübner'sche heraus ist. Das bereits fertige von Walther ist Nichts werth. Ich hab' es schon Vielen gesagt: Hübner hat mich gemalt, als wär' ich ein Löwe, und Walther, als wär' ich ein Schaf. Gedulde Dich also noch kurze Zeit.

Laß mich Dich umarmen.

Dein Freiligrath.

* * *

An Matzerath und Müller.

Unkel, 9. 4. 40.

Meine Lieben!

Ich benutze die Gelegenheit, Euch durch meinen Freund und nächsten Nachbar hier in Unkel, den jungen von Steinäcker, ci-devant Senior der Gueſtphalia in Bonn und jetzt mit Salomoniſchem Concil gen Berlin pilgernd, dieſes kleine portofreie Geſäuſel zu veranſtalten. Das Wichtigſte iſt augenblicklich, daß Schnaaſerath geantwortet hat, und zwar:

Eine größere Arbeit über die Düſſeldorfer Schule kann er nicht liefern einmal: weil es ihm an Zeit fehlt, und dann auch: weil kritiſche Erörterungen über eine gegenwärtige, noch unvollendete Entwickelung ſeiner Neigung und Anſicht überhaupt nicht zuſagend ſind. Er fährt fort: „Nur zu einer Kleinigkeit kann ich mich anheiſchig machen. Es kommt hier bei Jul. Buddeus ein Album von Originalradirungen deutſcher Künſtler heraus. Ich bin erbötig, eine Anzeige desſelben, in welcher dann auch einige allgemeine Bemerkungen Platz finden würden, zu ſchreiben. Sie könnte ½ bis 1 Bogen füllen. Ich weiß aber nicht, ob dies der Tendenz Ihres Jahrbuchs zuſagt und nicht zu ſpeziell für dasſelbe iſt."

Wir — Simrath und ich — ſind nun allerdings dieſer Meinung; in Erwägung jedoch, wie wichtig Schnaaſe's Name für das Jahrbuch iſt, ſind wir übereingekommen, ihm zu antworten: daß uns ſein angebotener Beitrag genehm ſei, vorausgeſetzt, daß er den Aufſatz nicht ſowohl in der hergebrachten Form einer gewöhnlichen Recenſion gebe, als vielmehr das Album, das auch Fr. Kugler bereits in Ruge's Jahrbüchern angezeigt hat, blos als Vehikel benutze, um etwelche allgemeine Betrachtungen an den Mann zu bringen. Hiernach würde dann auch die Ueberſchrift der kleinen Abhandlung zu modificiren ſein u. ſ. w.

Einen größeren Kunſtartikel müßtet Ihr dann ebenfalls herbeiſchaffen, und nach Matzeraths letztem Briefe glauben wir auch feſt darauf rechnen zu können. Der kleinere Artikel liefe dann freundnachbarlichſt neben dem größeren her, und die Kunſt wäre auf dieſe Weiſe wider alles Erwarten ganz famos vertreten!

Will Müller nicht an Reinick den Römer ſchreiben? Italien hat gewiß manches in ihm bewegt und hervorgerufen, und ich hätte ihn gar zu gern mit unter unſeren Lyrikern. Valete und ſchreibt bald!

* * *

An Levin Schücking.

[Unkel, Frühling 1840, nach Gründonnerſtag.]

Liebſter beſter Kerl!

Ich grüße Dich tauſendmal. — Ich bin noch in Unkel, wohn' aber in einem andern Hauſe und erlebe täglich mehr, ſo daß ich eigentlich nur ein

Stück Selbstbiographie zu schreiben brauchte, um Deine Nachricht (ich schreibe einen Roman) wahr zu machen. Ich bin seit vorgestern kaum ein Mensch mehr:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Den Commentar mündlich; aus dem, was Du bis jetzt weißt, kannst Du Dir Nichts zusammen klügeln.

Verrückte Streiche mach' ich alle Tage. Der tollste ist, daß ich mir vor 14 Tagen ein Pferd gekauft habe, ein scheues, springeriges Aas, das mich wahrscheinlich noch den Tod erleben läßt, den ich in den letzten Strophen meines Reiters als Poesie ausgebe. Schulden hab' ich genug, der Sultan aber ist bezahlt, und wenn ich sans six sous über die Landstraße sprenge, so ist's mir immer ein tröstender Gedanke, ein Hypothekenstück zwischen den Beinen zu haben, auf das mir männiglich mindestens 15 Pistolen pumpt, und das ich alle Tage für 20 wieder verkaufen kann. Ich hab' auch schon auf zwei Monate Fourage auf dem Speicher.

Deine Sachen im Almanach haben mir ungemein gefallen, und ich habe sie dem besten, schönsten und geistreichsten Mädchen mitgetheilt, das Unkel je gesehen. Sie interessirt sich schon durch die Rose für Dich, die ich ihr früher in der Handschrift gab. „Es ist eine alte Geschichte." Ich umarme Dich!

In Leben und Tod

Dein Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

U., 17. Juli 1840.

Liebster Levin!

Beikommend ein Bild, und das feste Versprechen, daß Du bestimmt in den ersten acht Tagen eine längere Epistel von mir kriegst. Ich erwarte blos noch Matzeraths Endurtheil über Deine poetischen Frauen, die ich für einen ganz famosen Aufsatz halte, und die das prächtige Mädchen aus Weimar, deren Namen Du mit Deinen Gespensteraugen richtig gelesen hast, und die auch ein poetisch Weib ist, ebenfalls höchlich preist. Ich schreibe Dir nächstens mehr von ihr, ich habe sie ungeheuer lieb.

Lieber Kerl, ich umarme Dich tausendmal, und fluche und wettere, daß ich Dich nicht bei mir habe, um mit Dir plaudern zu können, anstatt zu schreiben. Denn das Schreiben haß' ich.

Es ist jetzt so köstlich am Rhein. — Gott mit uns! — Ich grüße und küsse Dich! Recht von Herzen Dein

Freiligrath.

Berthold Auerbach ist jetzt in Bonn — ein lieber Kerl.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Unkel, 21. 8. 40.

Care Dietwalde!

Anbei das Rolandsalbum, das Du freilich aus den Aushängebogen schon zum Theil kennst, das Dir aber als Ganzes, trotz des überladenen Umschlages, doch vielleicht Freude macht. — Am Rhein. Jahrbuch wird fleißig gearbeitet und Du wirst zur Zeit auch einige Gedichte von Dir darin finden. Simrock, der vor etlichen Tagen hier war, ist ganz entzückt von Deinem Humor und schilt mich, daß ich Dich ihm bei Deinem Hiersein nicht zugeführt habe. Wir haben einen ganzen Morgen Deine Sachen zusammen vorgenommen und er war gar nicht davon zu bringen, der alte ehrliche Simrath. Ich freue mich recht darüber, daß Du nun im Jahrbuch auf eine honorige Weise debutirst. — Deficiente pecunia bin ich noch nicht in Stuttgart, Drallus ebenfalls nicht; wir kommen aber bald. Schreib' mir inzwischen einmal und gieb Goethe'n unverzüglich die Beilagen.

* * *

An August Boelling.

Unkel, 29. Aug. 40.

Der Besuch, den Du mir mit Schink in diesen Tagen machtest, hat so manche Erinnerungen aus unsrer früheren Zeit in mir geweckt und mich so lebhaft von der Wahrheit überzeugt, daß ich an Euch Beiden ein paar ächte, wahre Freunde habe, daß ich trotz dem, was ich noch auf Nonnenwerth über freundschaftliche Correspondenz u. s. w. vorbrachte, schon heute zur Feder greife, um, wenn es auch Euch recht ist, einen Briefwechsel mit Euch zu eröffnen! Keinen zwar, der alle acht oder vierzehn Tage durch einen kurzen Wisch oder eine weitschweifige Epistel Nahrung erhielte, sondern einen solchen, der in mäßigen Zwischenräumen dem Freunde vom Freunde Nachricht gibt, gegenseitig über Erlebtes und Erfahrenes sich offen und ohne Rückhalt ausspricht, Ansichten und Meinungen austauscht, und überhaupt die Tendenz hat, sich über das Niveau einer alltäglichen Klatsch- und Neuigkeitscorrespondenz zu erheben, das Tiefere, Innigere unserer Naturen zum Ausdruck zu bringen, und auf solche Weise hinüber und herüber anzuregen, zu fördern und zu beleben, wo und wie es sich irgend thun läßt. — Seid Ihr's

zufrieden? — Ich dächte, Ihr müßtet's! Es hat mich in der letzten Zeit oft innerlich gewurmt, daß wir uns so ganz aus den Augen verloren hatten. Man hat gut sagen: das schadet der Freundschaft Nichts, und beim Wiedersehen wird in einer Stunde nachgeholt, was man in einem Jahre versäumt hat. Das ist nur halb wahr! Das Wohlwollen für den Freund, die Theilnahme für sein Wohl und Wehe wird sich allerdings auch ohne Briefwechsel erhalten, der gänzliche Mangel an Nachrichten jedoch, die fortgesetzte Unbekanntschaft mit dem Thun und Lassen des Freundes bringen unwillkürlich wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit zuwege, oder wenn auch nicht diese, sicher doch eine temporäre Unfähigkeit, sich bei einem plötzlichen Wiedersehen gleich in einander hineindenken und hineinfühlen zu können. Man ist sich mehr oder weniger fremd geworden; die Veränderungen, die ein paar Jahre in und an uns hervorgerufen haben, und mit denen wir uns leichter befreunden würden, wenn sie, bei dauerndem Verkehr, gleichsam unter unsern Augen entstanden wären, liegen plötzlich nackt und dürr als unmotivirte Resultate vor uns, und wir müssen erst mühsam tappen und suchen, ehe wir uns Alles erklären, ehe wir wieder ganz und gar ohne Rückhalt dem Freunde gegenüberstehen können. Die Anknüpfungspunkte fehlen im ersten Augenblick.

So war es nun bei unserm Wiedersehen, Gott sei Dank, nicht! — Obgleich unsere Lebenswege seit fast einem Jahre durchaus getrennt gewesen waren, obgleich ich von Dir fast gar Nichts, und Du von mir beinahe nur Fabelhaftes gehört hattest, so mein' ich doch, daß wir uns ganz als die Alten wiedergefunden haben, und daß, Dir und Schink und mir, Ein Handdruck genügte, um uns alle davon zu überzeugen. Ich wüßte mich wirklich seit lange keiner solchen Freude zu entsinnen, als da ich Schink und Dich in den patriarchalischen Gemächern der Löwenburg so unerwartet wiedersah. Und damit uns ein späteres Wiedersehen noch erfreulicher und noch genußreicher sei, darum schlag' ich Euch jetzt diesen regelmäßigen Verkehr vor. Wie gesagt, er soll Keinem von uns ein zeitraubender und beschwerlicher sein. Alle zwei oder drei Monate, das genügt! Und wo gern geschrieben und gelesen wird, da wird sicher beides nie zu einer lästigen Verpflichtung.

Ihr seid nun ruhig wieder am mütterlichen Heerde, und ruht erzählend und beschreibend aus von den Abenteuern Eurer Reise. Ich bereite mich indessen zu der meinigen vor, indem ich fleißig an Westphalen schaffe. In ungefähr drei Wochen hoffe ich mit ruhigem Gewissen zum Wanderstabe greifen zu können. Zuerst über Mainz und Mannheim nach Stuttgart, dann durch Franken nach Jena und Weimar, und von dort vielleicht noch nach Berlin.

Du weißt, lieber August, daß diese Reise ein Wendepunkt in meinem Leben ist. Warum, habe ich Dir und Schink gesagt, im festen Vertrauen,

daß das Euch Gesagte, so lange es nöthig ist, in Eurer Brust verschlossen bleibt, und nicht, wie es von andern meiner dortigen Bekannten geschehen würde, denen es bloß darum zu thun ist, mit Neuigkeiten von mir zu renommiren, sofort profanirt wird. In Stuttgart regulir' ich die Angelegenheiten meines Geldbeutels, in Sachsen die meines Herzens, und in Berlin hoff' ich wesentliche Schritte für eine meinen Wünschen und meinen Fähigkeiten entsprechende bürgerliche Stellung zu thun. Was mich hier am Rheine hemmt und hindert, laß' ich hinter mir.

Lächle nicht, alter Freund, über meine Vorsätze, und wirf mir nicht ein, daß sie voriges Jahr in ähnlicher Weise eben so ernst und fest klangen, und doch nicht gehalten worden sind. Ich bin aber ein Jahr älter geworden, und Du kannst es mir glauben, daß dieß Eine Jahr fünf vorhergegangene an Erfahrungen und, durch diese, erworbener Willenskraft aufwiegt.

So hoff' ich denn das Eis gebrochen, und das Schifflein unserer Correspondenz auf recht lange Zeit wieder flott gemacht zu haben. Von der Reise aus werde ich einigemal an Euch schreiben, und meine Briefe, wie überhaupt in der Folge, abwechselnd an Dich und an Schink richten.

Sogleich, 4 Uhr Nachmittags — muß ich noch nach Rolandseck, da meine Treppenvernichtung ein entsetzliches Comité-Schisma veranlaßt hat, dem ich steuern muß. Die Treppe war der Götze meiner edlen Collegen, und nun der Götze gestürzt ist, schreit man Ach und Weh, und droht mich mit denselben Steinen zu steinigen, die ich mit zürnender Hand den Berg hinabgerollt habe. Ich gehe meinem Schicksal furchtlos entgegen.

* * *

An Levin Schücking.

U., 7. 9. 40.

Liebster Levin!

Du bist ein prächtiger Kerl! Wo Andre die Nase rümpfen und das Maul verziehen, und sagen würden: „Hol' der Teufel den schreibfaulen Lümmel!" da schreibst Du mir in endloser Langmuth eine Epistel, so lieb, so gut, so herzlich, daß ich Dir gleich um den Hals fallen und Dir's zum tausendsten Male sagen möchte, daß mir auf der ganzen Welt wenige Kerle so lieb sind, wie Du! Nun sollst Du aber auch gleich eine Antwort haben. Keine freilich, die Alles erledigte, was meine lasterhafte Faullenzerei seit Monaten auf die Seite schob, aber doch eine, wenigstens für's Erste genügende. Ich nehme Dir aber Dein Ehrenwort ab, daß Du sie Niemanden zeigst, noch die meine Fata betreffenden Notizen irgendwie mittheilst. Auch Deinen intimsten Freunden nicht! Ich verlasse mich drauf!

Hör' denn: Ida ist seit drei Wochen meine Braut! — Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen gibt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheites, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komme bald, daß ich Dir Alles erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst Dein blaues Wunder hören!

Sie ist übrigens nicht mehr hier, sondern in Sachsen bei ihrer Mutter, wo ich sie in 14 Tagen besuche. Zuerst geh' ich nach Stuttgart, und von da durch Franken gradesweges zu Ihr! Kerl, das wird ein Wiedersehen werden! Mir schwindelt, wenn ich dran denke, und ich stampfe mit dem Fuße, daß ich noch hier bin und am Pult steh', und Stahlfedern verschleißen muß! Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst Du Dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westphalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Langewiesche's Vorschlag an Dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse, mehr Begeisterung, der Lambertithurm schaut Dir in's Fenster, dem Friedenssaal kannst Du's, die Haide rauscht um Dich herum — ich möchte meinen Freistuhl Keinem lieber cediren, als Dir. Schreib' also Langewiesche'n bedingungsweise zu, und pack' Dein Bündel gleich, wie Du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen. Wolltest Du schon früher aufbrechen an den Rhein, so wird's Dir auch jetzt möglich sein. Aber mach' schnell. Denn der Boden brennt mir unter den Füßen, ich meine, die Dächer fielen mir auf den Kopf, eh' ich bei ihr bin. Drum schnell, schnell! Du kannst mein Haus verwalten, so lang' ich fort bin; Bett und Pult und Bücher stehen zu Deiner Verfügung; Schlickus, der Maler des Malerischen, wird Dein Hausgenosse sein, ein stiller Kerl, der mehr Tiefe und Gemüth hat, als Drallus (denn Dralle wird er bloß gerufen, im Vokativ) und andere Sanguiniker ihm zugestehen wollen. Drallus der Cunctator geht, so Gott will, mit mir nach Stuttgart, um in's Ausland zu dollmetschen.

Ueber mein Bild von Hübner ärgere Dich nit! Becker, der Maler der „Schnitter im Gewitter", hat mich ganz famos gezeichnet. Sein Portrait ist bereits auf dem Wege zu Cotta, der mich nach demselben für meine Vierte in Stahl stechen lassen will. Doch macht's den Umweg über Erfurt, da somebody es doch erst sehen und beurtheilen muß.

Denn ein Urtheil hat die Kleine, das ist wahr. Du solltest einmal lesen, was sie mir über Deine „poetischen Frauen" geschrieben hat. Ach, es ist ein herrliches, liebes Kind! Dein Aufsatz hat uns beide fabelhaft gepackt,

bei manchen Stellen war es uns, als hätten wir Dir gesessen, so traf Alles zu! Und das war nun erst recht eine Freude — zusammen lesen, sich getroffen fühlen, auffahren, sich lächelnd und fragend in's Auge sehen — ach, Kerl, wie glücklich war und bin ich. Es leben die poetischen Frauen! Und Deine poetischen Frauen auch! Denn die sind beim Teufel gut, Ida hat's gesagt.

Immermanns Tod hat mich, wie Dich, unendlich erschüttert. „Die Canaille wird alt, aber die Unsterblichen gehen früh aus der Welt!" läßt Matzerath mir sagen. Es war ein prächtiger Kerl!

Alles andere mündlich, eh' acht Tage durchs Land gegangen sind! Denn bis dahin mußt Du hier sein, da hilft kein Beten! Adieu, lieber Kerl! Komm' bald und halt' für's Erste noch das Maul. Ich habe meine Gründe, und habe Dir Dein Wort abgenommen. Adieu! For ever yours

Freiligrath.

* * *

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Stud. jur. Wolfgang von Goethe
oder in dessen Abwesenheit
Herrn Stud. jur. Wilhelm Ganzhorn zu Heidelberg.

Dies ist die Epistola Dietwaldi ad Dietwaldos.

Ihr lieben Dietwaldi!

Ich hoffe, daß dieser Brief Euch noch im Schatten des Heidelberger Schlosses zu Handen kommt. Meine früheren Sendschreiben nebst den Rolandsalbis werdet Ihr erhalten haben und muß ich dafür den richtigen Empfang der Epistola Dietwaldiana vom 25. August dankbarlichst vermelden. In Antwort darauf hab' ich dem Dietwaldo Goethe zu sagen, daß es mir platterdings unmöglich ist, die vorgeschlagene Reise nach Straßburg, Basel u. s. w. mitzumachen, wie lockend dieselbe auch mit Strömen, Münstern, Wasserfällen und anderweitiger Scenerie in mein stilles Kämmerlein hineinwinkt. Der Rathschluß des grundgütigen Gottes hat es leider gewollt, daß dem unterfertigten Dietwaldo das Geld ausgegangen ist. In den ersten acht Tagen hat er auch keines zu erwarten und vorher, versteht sich von selbst, kann er nicht daran denken, sein Lustschloß Schildeis zu verlassen. Und auch dann wird ihn sein Weg fürs Erste gradeswegs nach Stuttgart führen, wo er sich nur wenige Tage aufzuhalten und sodann durch Franken seine Schritte nach Sachsen zu richten beabsichtigt. Der Oberrhein und das Breisgau liegen also durchaus nicht in seinem Reiseplan. Es zieht ihn wo anders hin, und der Dietwaldus Goethe darf ihm das nicht übelnehmen. Er wird's auch nicht, nicht wahr?

Dem Dietwaldo κατ' ἐξοχήν wäre nun noch zu berichten, daß der

unterzeichnete Dietwaldus (der von hier ab wieder in der ersten Person reden wird) ihn jedenfalls im Thale Sindelfingen, das da durchflossen ist von den Gewässern des Bächleins Würm, bekneipen wird. Arrangirt es doch, ihr lieben Kerle, daß wir wenigstens in Stuttgart und Sindelfingen bei einander sind. Das wirst auch Du können, lieber Wolfgang! Ich fluche und knirsche in's Gebiß, daß ich noch nicht fort kann, aber es geht wahrhaftig noch nicht, ich mag thun, was ich will! Wirst Du nicht auch etwa noch einen Ferien-Abstecher nach Weimar machen? Das wäre gar schön, da gingen wir jedenfalls zusammen, denn nach Weimar geh' ich zuerst in Deinem schönen Thüringen.

Nun Adieu, Ihr Lieben. Möge Euch dieß Blatt noch zeitig genug erreichen. Ich lechze darnach, Euch wiederzusehen. Gruß und behüt' Euch Gott!

Yours for ever Dietwaldus.

Unkel, am Tage der 14 Nothhelfer 1840. [Poststempel 8. 9.]

* * *

Ehe unsere Darstellung zu Freiligraths jungem Liebeleben übergeht, sei es gestattet, hier noch einen Brief anzufügen, welcher unserem Dichter während der Unkeler Zeit zukam. Er ist ein Zeugnis für Freiligrath, welcher auf denselben große Stücke hielt, nicht weniger aber für den genialen wunderlichen Dichter, der ihn schrieb, Clemens Brentano. Derselbe weilte damals in München; Moritz Carriere, nach Italien reisend, besuchte ihn und schreibt am 4. September 1839 an Freiligrath: „Hier sitz' ich auf Brentano's Sessel. Ich hab' ihn gestern aufgesucht, Bettina hatte mich als Freund von ihr und Dir empfohlen; wir sind lang an der Isar wilden Ufern umhergestrichen und immer im Gespräch auf Dich und Deine Lieder zurückgekommen; ich zweifle, daß deine eigenthümliche Poesie einen größern Verehrer hat als ihn, und sein Herz schlägt freundeswarm für Deine Person. Es gehört zu seinen heißesten Wünschen, daß Du ihm das Relief Deines Gesichts schicken und mit ein paar Zeilen seinen Brief recht bald erwidern mögest."

Gleichzeitig schrieb Clemens Brentano seinen Brief, nach Inhalt und Form einen der geistvollsten und sonderbarsten, die man sich denken kann, sechs engste Oktavseiten in seiner zierlichen Handschrift. Der erste größere Teil ward im Mai begonnen, dann bei Seite gelegt; angeregt durch Carriere schreibt er im Herbst die Fortsetzung, aber auf der sechsten Seite verkehrt anfangend, so daß die zwei Briefe einander entgegenstreben und schließlich hart aufeinander stoßen. Das seltsame Schriftstück [1]) wird hier buchstäblich getreu wiedergegeben:

[1]) Brentanos Brief ist bereits Febr. 1880 in Westermanns Monatsheften abgedruckt worden, zu des Verfassers Bedauern und ohne sein Zutun nicht ganz vollständig.

München im May.

Lieber Herr Freiligrath!

Schon seit einem halben Jahr, seit ich den Genius kenne, mit welchem Gottes Gnade Sie gesegnet hat, hat mein eignes Herz und ein Freund, dem dieses Herz dient, mich aufgefodert, Ihnen zu schreiben. Es kam immer nicht dazu, weil ich in ernsteren Pflichten so verschuldet bin, daß mir solches Schreiben, als ein Luxusgelüsten nicht geziemte. Jetzt kam kleine Muße und Veranlassung und so seyn Sie mir freundlich gegrüßt! — Schon seit einigen Jahren besucht mich jährlich Herr Künzel, der commis voyageur der Rauchischen Papierfabrique von Heilbronn, dem ich ein Mahl eine Bestellung gegeben, und legt mir das Resultat seines nebenbei für eigne Rechnung getriebnen Geschäffts einer Sammlung von Stammbuchblättern vor und bittet mich auch um meine armseligen poetischen Muster zu seiner Reuterei. Vor einigen Tagen, 15. November, bat er mich wieder um ein Blatt und blätterte mir seinen Vorrath vor, da sah ich ein Blatt mit Ihrer Unterschrifft und sagte ihm, für dies Blatt von Ihnen wollte ich ihm sechse schreiben, er war des Handels zufrieden und ich schrieb sie, und habe nun dies Blatt, und sendete es meinem Freund, der dergleichen zwar nicht sammelt, aber auch nicht zerstreut, und dem Ihr Blatt nun für eine ganze Sammlung gilt, er dankt Ihnen und mir, das ist mir genug, denn ich habe nie etwas besessen, als was ich gebe.

Lieber Freund! Sie verstehn das wohl, wenn ich sage, ich habe eine artige Sammlung von Narben und eine ausgezeichnete fast complette Sammlung von Wunden, aber ich war nie fähig dem Publikum einen Catalogue raissonnée in Reimen von diesen Herrlichkeiten vorzulegen, so schauderhaft ist mir ein Buchhändler und ein gedrucktes Buch. Was habe ich mich als Knabe vor den Seelenverkäufern in Amsterdam geängstet, ich glaubte die Seelen hingen dort punktirt, wie im Orbis pictus von zähem Pfannkuchenteich, wie lederne Hosen in der Calverstraat an Hacken! So geht mir es jetzt, wenn ich das innerste Leben eines armen Menschen, sauber gedruckt, von einem spreitzbeinigen affektirten Leipziger oder Hanovraner Commis belächlend rekomandirt und bekrittelt und verhandelt sehe — und dennoch habe ich diesem Trafique zu verdanken, daß ich ruhig auf meiner eignen poetischen Essigmutter, ohne mich gegen die Pest des gemeinen Lebens zu verdampfen, fortsauern kann. Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit, wer gesund wird, wenn sie ausschlägt, dem ist zu gratuliren; wo sie gar nicht transpirirt oder gar zurücktritt und sich auf andre Theile wirft, da sieht es schlimm aus. Als die Kaiserin Maria Theresia Tirol durch-

reißte, sagte Taddädl zu Täddadl: ich möchte wahrlich der Kaiser sein und sie einmahl an mein Herz drücken, da erwiederte Täddadl: Talke! Du meinst wohl der Kaiser wär asochenä Sau, wie Du, da werden Ihro Majestät schon ihre Leut dazu haben. — So geht es mir nun auch, wie diesem Kaiser in Hinsicht auf die Poesie, ich habe sie im Herzen, aber ich drücke sie nicht selbst ans Herz, dazu haben meine Majestät ihre Leute — aber der Hofstaat ist sehr klein und nehmen Sie mir es nicht übel — in der letzten Zeit, etwa seit 6 Monaten, seit ich das Mövenfederchen im Meeressand, und den Juwel in der Wüste gefunden, sind Sie, lieber Herr und Freund, einzig und allein im Dienst. — Aber ich muß mich aus diesen Redensarten herausmachen, sonst werde ich Redens-artig. — Ich will also sagen, wie in aller Beziehung, so auch in Poetischer ist mir die ganze Mitmenschheit ein Leib, und wie Gottes Frühling mein Frühling, ist mir dieses, jenes Dichten meine Poesie, so ist es mir mit Ihrer Poesie gegangen, die mir so entspricht und solche Freude macht, daß ich gewiß schon viel Dummheiten wegen ihr gesprochen, aber auch viele Dummheiten wegen ihr nicht gedichtet habe. — Ich lese, weil nicht im Dienste der Zeit, keine Zeitschriften und Tageblätter regelmäßig, manchmal fällt mir irgendwo eines in die Hand, so oft dieses geschah, wunderte ich mich, über die Klage, daß es keine Dichter mehr gebe. Alles, was mir Gereimtes begegnete, fand ich ungemein farbig, formig, fertig, weit frühere Perioden überragend, ob ihm etwas fehlt, kann ich nicht sagen. Ein bejahrter Freund von mir klagt so oft ihm die köstlichste Pflaumentorte vorgesetzt wird, die Kunst Quetschenkuchen zu backen sey gänzlich verlohren gegangen, er habe als Knabe für einen Kreuzer einen Quetschenkuchen an allen Straßenecken gekauft, der viel köstlicher gewesen sey. So mag es auch diesen Nasenrümpfenden mit der neuen Poesie gehen, sie haben den Geschmack verlohren, keinen Apetit mehr und den Magen verdorben. Wenn ich nun nachschmecke, was den Leuten wohl unheimlich darin schmecken könne, so stoße ich einzig und allein auf einen gewissen tragischen Geschmack, den selbst das Heitere darin mit sich zu führen scheint, Alles schmeckt nach Hefe. Wenn ich dem Flügelkleid der Jugendmuse einer früheren Periode aus der Hand (dem Ermel) weissagte, so laß ich gewöhnlich: Du wirst als Schlafrock am Zapfenbrett sterben — aber der jetzigen Turnjacke läßt sich solche friedliche Nativität nicht stellen. Peter von Staufenberg, der eine Nymphe geheiratet und der Gemahl der Melusine, welche an gewissen Tagen ihre Bettgenossinnen nicht sehen durften, weil sie dann vom Gürtel abwärts den Drachenleib hatten und ebenso der Schneider Lienimann, der im Schlaufloch zu Basel Augst die Schlangenjungfrau mit einem Kuß erlösen sollte, diese könnten, wenn sie diese Poesie

läsen, vielleicht sagen, ja so, grade so war es uns manchmahl mit unsern Melusinen in den süßesten Momenten; wir ahndeten das tragische Ende, den Drachenschweif, ohne von ihm zu wissen. — Bei Ihnen jedoch ist dies weniger der Fall, als bei den andern, die ich durch Sie kennen lernte und das war so — zuerst laß ich zufällig die Sandlieder im Morgenblatt und das Letzte gehört zum Besten, was ich je gelesen; hätten Sie nichts gedichtet als diese letzten paar Zeilen, sie wären unsterblich, wegen Wenigem, was das Gegentheil von Rückerts Unsterblichkeit ist, denn, wenn einstens dessen Poetischer Nachlaß verauctionirt wird, können nur die Unsterblichen bis ans Ende ausharren. — Dann laß ich Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf Grabbes Tod, und fragte bei Cotta, wer Sie seyen; da hörte ich — ein Comtoirist in Barmen! — jetzt in Amsterdam, man wußte nicht recht Bescheid; — ich dachte, wenn er ein Kaufmann ist, so ist er ein weit noblerer, als ihr, ihr kennt ihn nicht, und er kennt jeden Menschen, jedes Geschöpf, jedes Land seiner Lieder bis ins innerste Leben. — Ich hörte, Ihre Gedichte würden gedruckt, ich hatte das erste Exemplar, ich laß Ihre Lieder in 8 Tagen wohl 6mahl mit immer neuer Bewunderung vor und thue es immer wieder und wieder mit stäts neuem Genuß. Ich habe Ihr Buch wohl 8mahl an Freunde verschenckt, allen tiefer Fühlenden ist es ein neues poetisches Meteor. — Die Extravanganzen, die ich darüber äußerte sind im Durchschnitt, ich wollte, so man bei voller Gesundheit so dichten kann, lieber so dichten können, als wie Göthe, von Schiller ist gar keine Rede. Diese Poesie ist weit tiefer und reitzender als was Byron je vorgebracht hat, wenn er sich aber im Mindesten Viel darauf einbildet, so ist es Jammer Schade um ihn, denn dann ist alles keinen Schuß Pulver wehrt, der Hoffarth ist ein Neuntödter, er wirft alle neune mit dem König um, und so weiter.

— So ging es fort, bis Herr Künzel kam, der sagte, er kenne Sie als ein guten Cameraden, der wie ein anderer Mensch auch aussehe, gereißt, meinte er, seyen Sie nicht, Sie hätten das Alles aus Lecktüre u. s. w. Auf einen Dichter Karl Beck hielten Sie viel — den Lenau laß ich in ihren Liedern erwähnt, ich sah mich nach den Beiden um, auch Andre fand ich in Ihrem Buch erwähnt; Chamisso, Schwab würde ich ohne Reue verschlafen haben, und hab's theils auch. Sie sprechen mit großer Achtung von Platen, er hat vor Hoffart nie gedichtet, höchstens mit andern Poetischen Futteralmachern Proceß geführt, wer das klassischste Futteral mache, und so ward er selbst in ein Futteral gelegt. — Lenau ist eine schöne Anlage, aber halb unreif, halb überreif, halb getrocknet, halb candirt, halb abdestilirt, halb veressigt, halb ohne Rath, halb geflickt, einige Lieder sind schön, in den

Meisten nur einige Zeilen, er dichtet, wie ein Mensch schreibt, der aus den verschiedensten Vorschriften schreiben gelernt hat. Man wird zwar keines dieser Lieder ohne eine Art Verwunderung über manche Gefühls und Wort Wahrheit und Gewandheit lesen, zuletzt aber wird bei aller Manichfalt doch das Gefühl der ewig Einerlei wiegenden Kunstreiterbewegung solcher Musen hervortauchen. Man könnte die Geschichte einer solchen Poesie heut zu Tag in einer Novelle erzählen, man könnte ein Rezept dazu schreiben. Ach, es kommen ungemein kostbare Ingredienzien hinein, Dinge, die jeder Seele nur ein Mahl anvertraut sind. Eine untreue Geliebte, eine verstorbene Braut darf darin nicht fehlen, die Klagen um sie, und die früheren Liebesentzückungen paradiren vor dem Publikum und es ist schier anständig, daß der holde Gegenstand früher abgetreten ist, als man seine Leibwäsche auf dem Zaun des Buchhandels von einigen Rosen unterbrochen mit gereimten Thränen bleicht. Wer sein und der seinigen Eingeweide umkehrt und in allerlei Guirlanden symmetrisch um den Tempel der Freiheit und Göttin der Vernunft aufhängt, dem kann es an Wirkung und Beifall nicht fehlen — und so er es mit Grazie thut, wie dieser, mag ich es leiden, aber nicht lieben. — Es war ein Mahl ein Bauer, der seine Frau sehr liebte, sie fiel ins Wasser und ertrank, er war trostlos, bestellte Leichenrede und Creuz und Kranz, um seiner lieben Frau die letzte Ehre an zu thun, er suchte sie einige Tage vergebens im Wasser. Da er sie endlich fand und halb herausgezogen, sah er, daß sich viele Krebse an sie angesetzt hatten, das rührte ihn und er ließ sie im Wasser liegen und krebste längere Zeit mit seinem Fleisch und Bein, mir ist dieser Bauer immer eine Parabel gewesen für jene Dichter, welche die Geberden und Ungeberden ihrer Liebes Mysterien gegen Verstorbene, oft sogar gegen Lebendige für Geld Preis geben, sie krebsen mit einem Köder, dem mehr Ehre gebührte. — Mögen selbst die grösten Poeten dies gethan haben, es bleibt mir um so verhaßter. Solche Poesie hat Etwas treuloses, verrätherisches, eitles, buhlerisches, sie prostituirt sich und die Geliebte u. s. w. — Durch Ihre Achtung aufmerksam laß ich die Fahrten eines Poeten von Karl Beck, dies ist ein so sehr groses Talent, daß es sich nicht wohl geziemt, ihn zu loben, er überragt Alles, was mir in der neuen Zeit von Lyrickern vorgekommen, seine Kunst ist so gros, daß sie die kranke, übermüthige Blöße vieler seiner Ansichten und Überzeugungen bedeckt, ich konnte dies Alles mit großer Bewunderung lesen, aber auch diese Poesie schmeckt nach dem Fischschwanz der Sirenen, welche vor dem Schiffbruch verrätherisch locken, statt zu warnen. —

Ich habe als Jüngling den Marseillianer Marsch mit gleicher Ahndung gehört, was hat er herbeigeführt, den Opfertod vieler Unschuldigen

und die schauderhafteste Tirannei. — Ich habe keine Ursache, wenn solche Stimmen Vorläufer sind, viel besseres zu erwarten, es steht Alles in Gottes Hand — aber „ich bitte gar schön" — lieber Herr Freiligrath! — Ich hatte Becks Fahrten noch nicht ausgelesen, als ich dieses Urtheil hingeschrieben. — Ich war erst bis nach Weimar mit ihm gekommen, in Ungarn konnte sein Talent und seine Fertigkeit die ganze Armuth und Blöße der Gesinnung nicht nur bedecken, sondern so gar reitzend trapiren, ein mächtiges schier am Boden schleifendes goldnes Vlies über dem jungen edlen Schäferhund, in dem sich ein Wolf und ein Hund gekreuzt zu haben scheinen; in Wien schnurrte die Fülle des Costümes zwar nicht zusammen, aber entweder wuchs die Armuth und Blöße, oder Vieles von dem Vlies fiel in die Hölle des Schneiders, alles sieht sich noch herrlich vom Stephansthurm herab an, aber ich möchte hören, was dieser Thurm von dem talentvollen, tragischen, grimmigen Dichter sagen dürfte, wenn ihm Gott eine Stimme verlieh, ein Mensch von zwanzig Jahren, der so in die Welt hinein singt, wie er sagt, nach Freiheit verschmachtend, und der am Ende in keiner Sklaverei ist, als in der ganz freiwilligen seiner Leidenschafften, wäre nicht gewissenhafter zu belohnen, als wenn man ihm nur auf ein paar Monate ein Freibillet in die Große Oper seiner Freiheit, und ein ad libitum libidinis zu allen ihren ausgerenckten und eingeränckten Tanzgöttinnen geben könnte — ich zweifle nicht, es dürfte bald eine Polizei-Wache nöthig seyn, damit dieser Dilletant, unvermögend das Abonnement suspendu länger zu erwarten, sich nicht selbst aufhängte, um seiner ersehnten Freiheit los zu werden. Mir fällt hiebei eine neue Wiener Anecktode ein, ein ungarischer Grenadier stand Wache an der Donau, ein Diletant des Selbstmords will sich ertränken, tappt hin und her im Strom, findet keine gehörige Tiefe und verläßt geärgert durch diese Seichtigkeit den Fluß und hängt sich dicht neben der Schildwache an den Palisaden auf; als der ablösende Korporal den Soldaten fragt: wos ist dos, do hangt aner dicht neben Deiner, ist dos Schildwoch gstonden? Da antwortet dieser, na, dos is neben der Schildwoch ghangen — is seiner im Wosser umme potscht, hot seiner gonz noß gmocht, hot si dann aufghanga, hob i maint, wollt seiner wieder trockna. — Jetzt aber geht der arme Libertomane wallfahrten nach Weimar in Göthens Haus, der allein gros und seine Zeit überragend war, durch Maas, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit, als das strenge Gesetz der Kristalisation. — Dort in Weimar singt der begabte Verschwender immer noch schön — — — — — —

* * *

München, 3. September 1839.

Lieber Herr Freiligrath!

Vor ungefähr einem halben Jahr schrieb ich Ihnen das (Vertatur) antipodische Fragment und brach ab und ließ es liegen. Ich hielt dies für weiße, denn ich dachte, Du plauderst so ungar und ungründlich Deine augenblicklichen Einfälle hinaus, und urtheilst so schonungslos über Andre, was kann Deine Erwartung rechtfertigen, schonender von dem Dir unbekannten Manne beurtheilt zu werden, wie leicht kann er seinen Freunden diesen Brief vorlesen, diese sich daran ärgern und ein Geschwätz in irgend einem öffentlichen Blatte darüber erregen. Da brach ich ab und ließ den Brief liegen.

— Am 1. September brachte mir der gesunde, tüchtige, gleichgewichtig beladene Carriere einen Brief meiner Schwester Arnim aus Berlin, die mir ihn als einen Freund Freiligraths und als eine gesunde reinliche Natur empfahl, ich nahm ihn gleich in Beschlag und lief einen halben Tag mit ihm durch Berg und Thal und ließ mir von Ihnen erzählen, Alles was er wußte. Das machte mir nun Alles Freude und vor Allem, daß Sie diesem einfachen, anspruchslosen, sinnvollen Menschen sich vertraut fühlen. Ich sagte ihm, warum ich den Brief an Sie nicht ausgeschrieben und er bat Ihrer Diskretion ganz zu trauen, er garantire mir, wenn ich Sie darum dringend bäte, daß Sie meine schnellen Aüßerungen über die Poesie der Zeit für sich allein behalten würden. Dies sey hiemit gethan. Theilen Sie meinen Brief Niemanden mit, es kann nur falsches Urtheil und Verdruß daraus entstehn und kein Nutzen irgend einer Art. Ich bitte Sie herzlich darum. Eine große Freude können Sie mir machen, wenn Sie mir sobald als möglich einen Abguß des Gypsreliefs zusenden, welches Sie Carriere von Ihrem Portrait geschenckt haben, oder schreiben Sie mir bald, wo ich es mir verschaffen kann. Es ist mir selbst seltsam, ich habe von keinem Dichter irgend ein Bild, aber das Ihrige machte mir sehr große Freude. Außerdem wage ich noch eine Bitte an Sie, es ist die um irgend ein Gedicht, das sich auf Palästina als ein Land christlicher Sehnsucht bezieht, von Ihrer Hand geschrieben; könnte Sie ein aufgegebener Stoff bewegen, mit großer Freude wollte ich Ihre Muße würdig honoriren und das Recht auf Ihr Lied sollte Ihnen doch bleiben. Ein solcher Stoff, der mir von Ihnen bearbeitet ungemeine Freude machen könnte, und der Ihrem Genius vielleicht selbst reitzend wäre, fällt mir im Augenblicke ein, und der einleitende Faden ist hinreichend in Lamartins Reiße in den Orient gegeben, und zwar in der Schilderung seiner Zusammenkunft mit Lady Stanhope auf dem Libanon am Schluße des ersten Bandes. Nach der Zeitung ist Lady Esther nun gestorben, ihr Abschied von ihren zwei Mystischen Stuten,

welche den Messias und sie nach Jerusalem tragen sollten, wäre eine reitzende Aufgabe. Sie selbst kann die Zeit nicht erwarten, sie fühlt sich in das himmlische Jerusalem abgerufen, sie begiebt sich dem Tode nahe unter dem Sternhimmel zu den beiden Roßen, und trennt sich von ihnen und fleht daß die Vorsehung eine andre weiße Jungfrau erwecke und sende, die Bestimmung zu erfüllen, von der sie selbst abgerufen werde, sie kann am Schluße dieses Gebets sterben, eine Sternschnuppe fliegt gegen den Occident, die zu ihr nieder weinenden Roße erheben die Köpfe regen sich freudig schauen gen Abend, spitzen die Ohren und wiehern freudig u. s. w. — Vergeben Sie, lieber Dichter, daß ich das da so hin schreibe, es ist die Begier, Sie zu locken, ich meine die Scene wäre ihrem Genius ganz entsprechend, ich meine, ich müßte Sie von Ihnen, o könnte ich Sie von Ihnen lesen, dichten Sie das, Sie sollen nie jemand so viele Freude gemacht haben; o dichten Sie es bald, ehe etwa der verstorbene Halbmüde, der den Orient zu einem Hof- und Kammertürken entehrt, die geheimnisvollen Stuten entführt und sie in dem Wettreiten gegen englische Raçe mit einem deutschen Edelmann, welches neulich angekündigt worden, zu Schanden reitet. — Ich muß aber schließen, sonst komme ich wieder in Ergüsse, die weniger befruchten als verwüsten und wenigstens den Weg verderben. Daß Sie ein Kaufmann sind und somit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübniß vernehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfieken und sich Ihrem Zustande (der Poesie) unbedingt Preiß gäben. Es ist immer ein ins Kraut schießen, ein sich zu Tode blühen u. s. w. Ein Erglühen, Erröthen ist zu seiner Zeit ein rührender Purpur, aber sich solchem allein hingeben wird zu tödtlichem Scharlachfieber. Es giebt Dichter deren Inneres ein schimmernder Ausschlag wird, sie müßen sich immer künstlich erwärmen, denn tritt die Poesie zurück, so werden sie konvulsionair, fallsüchtig, wahnsinnig oder sterben, und aus ihrer Verweßung wachsen höchstens Gedichte anderer, Gift oder Leckerbissen, Pilze, Trüffeln, Champignons. Meine Schwester Arnim, der ich meine große Liebe zu Ihren Gedichten aussprach, machte denselben den Vorwurf, trotz allen Wohlklangs seyen sie nicht gesungen, und sagte, es sey das Wesen der Räder an den Dampfschiffen darin. Allerdings fühlte ich bei näherer Erwägung auch, daß nicht das Schiffen auf einfachem Kahne darin ist, aber doch ungemeine Lust und Kraft, es ist die Bewegung der Zeit darin. Die Sandlieder aber sind mir das Liebste, weil auch ich am Ufer bin stehen geblieben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, ehren Sie mein Vertrauen und behalten den Brief für sich allein und erfüllen Sie meine Bitte.

Clemens Brentano. München Glockenstraße Nr. 11.

Ob Freiligrath dem genialsten der Romantiker sein Konterfei geschickt, weiß ich nicht; den Brief beantwortete er sicherlich nicht (vgl. E. v. Niendorf Aus der Gegenwart 1844. S. 11.); ein Gedicht über Palästina und die schwärmerische Lady Esther hat er ebensowenig gemacht, obwohl Brentano noch in seinem Todesjahre 1842 durch Kerner daran mahnen ließ. Dafür hat er dem Dichter der Romantik, welchem er bei einem Besuche in Frankfurt 1841 auch persönlich näher trat, in dem tiefen ernsten „Ein Flecken am Rheine" ein würdig Totenamt gesungen.

Jenes Jahr 1840 brachte eine bedeutsame Entscheidung in des Dichters verschlungenem Lebensgang.

Im frühen Herbst 1839 war er, dem des Rheinlands Herrlichkeit bisher verschlossen gewesen, sorgenlosen Herzens nach Süden gewandert, ein leichtbeschwingter Vogel, der zu kurzer vergnüglicher Rast einen gastlichen Zweig zu suchen kam. Am 1. September stand er auf der Höhe des Drachenfels.

In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Sah ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.
Das ist ein Kelch! — Die Sage träumt
An seinem Rand auf moos'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher schäumt,
Ist die Romantik, ist die Minne!

Wohl war es Herbst, aber wie Frühlingsahnen kam es über den Dichter, als ob hier in dem schönen Gelände, das sich vor seinen Blicken breitete, sein Schicksal sich entscheiden sollte, und er schließt:

Und hoch im Erker sinnend steht,
Vor der sich senken alle Fahnen; —
Was bin ich so bewegt? — was weht
Durch meine Brust ein sel'ges Ahnen?

Es kam ein herrlicher Herbst am Rhein, voll jener Dichterseligkeit, die sich nicht gleich in Reimen krystallisiert, die aber mit ihrem Überschwang von Weltfreude auf Jahre hinaus befruchtend wirkt. Es kam der grimme Dezembersturm, welcher den Rolandsbogen, das Wahrzeichen der Liebe über den Tod hinaus, umstürzte und den Dichter veranlaßte, als Rolandsknappe Gaben heischend durch das Land zu gehen. Zahlreiche Spenden gingen ein, darunter auch manche für den Knappen selbst; ein gesticktes Täschchen für den Rolandsknappen hing allezeit und hängt noch an einem von des Dichters Bücherschränken, das Geschenk dreier schönen Schwestern, deren eine nachher Lessings, eine andere Schrödters Frau geworden. Auch eine Frl.

Ida Melos, Erzieherin in Freiligraths Nachbarhause bei der Familie v. Steinäcker, sandte ihre und der Zöglinge Gaben ein; der Dichter antwortete mit einigen artigen Dankesworten. Da die Trägerin dieses Namens hier zuerst unserm Dichter nahe tritt, dürften einige biographische Notizen über sie willkommen sein.

Ida Melos war am 20. Dezember 1817 zu Weimar geboren; ihr Vater war Professor am Gymnasium und Lehrer am Land-Schulseminar; er war einer der zwölf jungen Gelehrten, die Schiller zu Grabe trugen. Wie er sich mit Eifer der Erziehung und dem Unterricht junger Leute widmete, so auch die vortrefflich gebildete Mutter, welche eine Anstalt für junge Mädchen höhern Standes begründete, die u. a. auch von Goethe's nachmaliger Schwiegertochter Ottilie v. Pogwisch und deren Schwester Ulrike besucht ward. Professor Melos war auch als Schriftsteller thätig, vornehmlich für die Schule; als tüchtiger Lehrer, als trefflicher Charakter bei Hofe und der Bürgerschaft hoch angesehen. Eckermann, Kanzler v. Müller, Soret waren häufige Besucher des Melos'schen Hauses. Herders Enkelinnen standen ihm nahe; auch die Malerin Luise Seidler war dem Hause befreundet und besonders Ida sehr geneigt, deren Züge sie zu mehreren allegorischen Gemälden borgte. Karl August, welcher gleichfalls den Professor Melos sehr achtete, sprach ihm Anfang der zwanziger Jahre den Wunsch aus, er möge eine Erziehungsanstalt für junge Engländer hohen Standes gründen; Melos bequemte sich, obwohl ungern, dazu, und fortan strömten in Weimar die Söhne des britischen Adels zusammen, um hier in der Musenstadt ihre Ausbildung zu vollenden. Als Prof. Melos Eingang 1828 vom Nervenfieber dahingerafft worden, führte die Witwe, auf besonderen Wunsch Karl Augusts, mit Hülfe tüchtiger Lehrer die Anstalt noch zwei Jahre lang geschickt und thatkräftig fort; dann gab sie das Unternehmen auf und zog 1832 von Weimar nach des Gatten Heimatsort Groß-Monra, welches einige Meilen nördlich von Weimar am Berghang der Finne gelegen ist.

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walther, waren die drei Töchter des Melos'schen Hauses gar vielfach in Goethe's Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zuviel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten den Kindern aus den Fenstern seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock

gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, „die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: Ei, die Mädchen beschämen Euch! Die Mädchen machen's besser! Wolfgang lief sehr viel ungenirt beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin, mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal, es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich, gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelrespen [1]), die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt, und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethe's Hause ausgeboten. Wir durchliefen die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtisch zu befestigen. Das machte uns großes Vergnügen, und ich sehe noch in der Erinnerung die langen Dinger dichtgereiht über dem Schreibtische hangen. Ich frage mich noch heute manchmal, was wohl Goethe zu dem eigenthümlichen Verlangen bewog. Liebte er den herzhaften Zwiebelduft, oder wollte er nur unsern jugendlichen Thatendurst auf ein angemessenes Feld lenken? Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte, und ich mich bemühte ihm dabei behülflich zu sein, erhielt ich das Compliment: Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden."

„Aber unser Hauptvergnügen bestand im Theaterspielen. Walther war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und wir kamen fast nie zusammen, ohne daß etwas aufgeführt wurde. Walther war Schauspieler, Dirigent, Decorateur und Orchester, alles in einer Person. Wir hatten fortwährend Rollen einzustudiren; und unser gestrenger Dirigent verstand gar keinen Spaß darin. Er nahm die Sache so ernst wie ein richtiger Künstler, der er auch seiner ganzen Anlage nach war. Das Memoriren, die Proben und Aufführungen bildeten eine fast stehende Rubrik in unserer täglichen Beschäftigung. Kotzebue, Houwald, Iffland, Frau von Genlis, Florian (denn es wurde auch französisch gespielt) u. a. lieferten die Stücke. Aber auch Aufführungen von größeren Prätensionen fanden häufig statt; die Laune des Verliebten, die Fischerin, Jery und Bätely und andere kleine Sachen von Goethe wurden öfters in Gegenwart des alten Herrn und eines erlesenen Publikums mit Aufwand aller unserer

[1]) In Thüringen werden zur Herbstzeit die Zwiebeln in langen guirlandenartigen Wülsten oder Zöpfen, Respen genannt, zusammengebunden und zum Wintergebrauch in den Speisekammern aufgehängt.

Kräfte glänzend dargestellt. Charaden und lebende Bilder kamen auch öfters an die Reihe, zuweilen in großem Stil und in den Gemächern Goethe's, wo dann der Hof und die ganze Hofgesellschaft Zuschauer waren und La Roche die Leitung übernahm. Bei einer solchen Gala-Vorstellung, bei welcher die Elite der Damenwelt Weimars mitwirkte, hatte ich einmal die Ehre, Mignon darzustellen, wußte aber nicht, was es alles bedeutete, nur die großen goldenen Flügel imponirten mir gewaltig. So machte sich auch in den Vergnügungen der Jugend ein gewisser Ernst und ein künstlerisches Streben geltend, wie das so in der weimarischen Luft lag."

„Das Letzte, was ich in Weimar erlebte, war Goethe's Tod. Dieser Große hatte kaum seinen letzten Athem ausgehaucht, als die Enkel traurig zu uns kamen und uns aufforderten, mit ihnen zu kommen, um den Apapa noch einmal zu sehen. Wir fanden ihn noch im grünen Lehnstuhl, in dem er sein Leben beschlossen. Feierliche Stille herrschte in dem Zimmer; wir traten leise auf und wagten kaum zu athmen, als wenn wir gefürchtet hätten, einen Schlafenden zu stören. Auch später bei der Parade-Ausstellung der Leiche führten uns die getreuen Spielkameraden Walther und Wolfgang an das Paradebett, und es bleibt mir dieser letzte Anblick des erhabenen Todten unvergeßlich."

Wir sehen aus diesen Aufzeichnungen der verehrten Frau, wie sie in einem hochgebildeten Lebenskreise aufwuchs, welcher noch durch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne „Goethe" vergoldet ward.

Durch den Überzug nach Groß-Monra erlitt die Ausbildung der vierzehnjährigen Ida selbstverständlich eine Unterbrechung; sie war fortan ganz auf die eigene Arbeit angewiesen, aber begabt und willensstark genug, eifrig weiter zu streben; des Französischen war sie mächtig; das Englische hatte sie von einer Engländerin, die selbst kein Wort deutsch verstand, wenigstens lesen gelernt; nun lernte sie ganz durch eigene Bemühung diese Sprache, so daß sie dieselbe fortan fließend sprechen, lesen und schreiben konnte. Aber auch an den Vergnügungen des Landlebens fehlte es nicht, an hübschen Gängen durch das anmutige thüringer Hügelland mit seinen Feldern goldenen Rapses, blauen Flachses, roten Klees, mit dem wogenden Getreide, deren Ida später in Rußland gar manchmal mit tiefem Heimweh gedachte.

Vater Melos hatte seine drei Töchter, was damals seltener als heutzutage geschah, für die Laufbahn der Erzieherin bestimmt. Etwa siebenzehnjährig trat Ida in eine solche Stellung zu Weimar ein, welche sie zwei Jahre darnach mit einer ungleich glänzenderen in der Familie des russischen Generals v. Tehn zu Warschau vertauschte. So führte sie das Geschick zu reicheren Anschauungen in die große Welt, nach der polnischen Hauptstadt, nach Petersburg, nach

Finnland. Zurückgekehrt nach Warschau, erkrankte sie infolge kalten Badens an einem schweren Fieber, welches sie zum Aufgeben der Stelle nötigte. Ida Melos kehrte Sommer 1839 zur Mutter zurück und nahm nach einigen Monaten, wiederhergestellt, im Spätjahr eine gleiche Erzieherstelle im Hause des Obersten von Steinäcker an, welcher pensioniert in Unkel lebte, Freiligraths nächster Nachbar. Das erste Buch, welches sie, eben aus dem Dampfschiffe steigend und im Empfangzimmer der neuen Herrin wartend, zur Hand nahm, waren Freiligraths Gedichte; sie waren noch nicht nach Warschau, nicht in ihre thüringische Dorfeinsamkeit gedrungen.

Der Dichter war die Hauptmerkwürdigkeit Unkels, seine Person und seine geniale Lebensführung ein Hauptgegenstand der Unterhaltung der Bewohner des Städtleins, auch des Steinäcker'schen Hauses, welches Freiligrath zuweilen als Gast besuchte. Man wußte, daß er verlobt sei; auch Ida Melos war verlobt; so trug das nähere Begegnen der beiden von vornherein das Gepräge freien freundschaftlichen Verkehres ohne Ab- und Aussicht. Sie sandte ihm einen Beitrag für den Rolandsbogen, sie bat ihn um dieses oder jenes Buch; hatte er nicht das gewünschte, so sandte er andere, und mit den Büchern kamen wohl auch kleine harmlose Briefe des Dichters, welcher ihr zugleich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Jugendgespielen Wolfgang v. Goethe näher kam. Die Gärten der beiden Häuser stießen nachbarlich aneinander, nur durch einen sehr mangelhaften Lattenzaun getrennt; in schönen Frühlings- und Sommertagen ward der Kaffee im Garten getrunken; saß der Dichter gerade in seiner Reblaube, so ward er selbstverständlich zum Mittrinken aufgefordert; da der Zaun zerbrochen war, brauchte er nicht einmal einen Umweg zu machen. Was Wunder, daß Freiligrath öfter als sonst in der Laube saß. Auch auf ihren eigenen Lebensgang kam zwischen den beiden die Rede, und bald schenkten sie sich ein großes gegenseitiges Vertrauen. Ida suchte dem Freunde die Ehe mit Karoline in das freundlichste Licht zu stellen, und wie es schien, nicht ohne Erfolg; er wollte damals die nahe Ruine Argenfels kaufen, die um ein Billiges zu haben war, und mit seiner Frau dorthin ziehen. Es wurden gemeinschaftliche Ausflüge gemacht, gemeinsam gelesen. Je sicherer die beiden sich in ihrem Gebundensein fühlten, je arglofer sie mit einander verkehrten, desto rascher wuchs, wenn auch unbewußt oder unausgesprochen, ihre gegenseitige Neigung. Am 19. Mai schrieb er der Freundin:

Ich segne die Stunde, in der ich Sie zuerst sah, in der wir uns zuerst ein gegenseitiges Vertrauen schenkten! O, welch ein Frühling für mich! Das erste Grün zitterte um die Berge, die ersten Schwalben huschten über den Rhein, als ich Ihnen die „Rose" und die Lieder der Landon schickte. Nachher

kamen die Nachtigallen und die Goldkäfer, ich saß in der Laube und sah Sie lächeln durch die Blätter, William und Thekla und Alice zogen an uns vorüber, Lisbeth und Oswald träumten ihr Waldidyll, die Blumen dufteten und der Rhein blitzte — ach, es waren Tage, Stunden, Momente, die mir nie, nie aus der Seele kommen werden! Meine Verhältnisse mögen sich gestalten wie sie wollen — ich bleibe Ihnen gut, Ida, ich will, ich kann Sie nimmer vergessen! Und bei Gott, Ihr Vertrauen zu mir soll Sie nie gereuen; „unser schönes Verständniß soll uns nie Weh statt Wohl bereiten!" — Ich weiß es, wir wandeln auf einer schmalen Grenze; ich weiß aber auch eben so wohl, was Ihnen wie mir durch Pflichten gegen die, welche in der Ferne an uns denken, geboten wird; und wie das Herz auch ringt und blutet, ich bin Mann genug, meinem Gefühle nicht blindlings nachzugeben und in knabenhafter Aufwallung neues Weh auf die zu häufen, die mir die Liebsten sind auf der Welt! — Für jetzt sind Sie mir ein heller, lichter Stern, zu dem ich mit liebender Andacht empor blicke, der mir Kraft und Erhebung in die Seele strahlt, wenn ich strauchle, vor dem ich kniee still und fromm und gut! —

Und um dieselbe Zeit:

— — — Etwas Ernst soll aber doch hinüberwehen über den zerbrochenen Gartenzaun, der Ihnen vorgestern ein kunstloses Kreuz in die Hand gab, damit Sie mir als Fides erscheinen konnten. Und das ist zuerst mein heißer, inniger Dank für Ihre schwesterliche Theilnahme an meinem Geschick, für die Liebe, die Sie meiner Lina zugewandt, für die Thränen, die Sie ihr geweint haben! Theure Ida, wie glücklich haben Sie mich dadurch gemacht, und um wie viel klarer steht jetzt, nachdem Sie es offen und warm mit mir besprochen haben, mein Verhältniß vor mir. Nur das Weib kann Interpret des Weibes sein: Lina ist mir durch Ida näher gekommen, deutlicher geworden! Gönnen Sie mir nur noch kurze Zeit Ruhe! In der Stille von Argenfels, fern von zerstreuenden, oft genug von mir beklagten äußern Einflüssen, will ich mich entschließen — so oder so! Ich muß mich zuvor sammeln; ich bin hier zu bewegt und aufgeregt, auf die verschiedenste Weise! — Was aber auch vorfällt, Sie erfahren es gleich! Sie, die Gute, die Mitfühlende, die Verständige! Was ist es doch, was mich Ihnen so unbedingt vertrauen läßt, was mich beinahe zwingt, Alles in Ihre treue Brust niederzulegen? — Und doch auch wieder nicht Alles — das geht ja nicht! — auch vor der Schwester muß man Geheimnisse haben! —

Im Juni entstand „Mit Unkraut", jenes wundersame Gedicht, in dessen Reim- und Tonfall schon die kochende, mühsam verhaltene Leidenschaft sich ausspricht. Der Dichter schreitet durch den goldenen duftenden Frühling, und es kommt ihm in den Sinn das Lied: Wär' ich ein wilder Falke!

daß es eine Freude war, es anzuhören. Das Singen ist doch für uns Deutsche das Hauptelement lauterer geselliger Freude; zumal bei einer Landpartie darf es nicht fehlen. Abends ging's dann mit dem letzten Dampfschiff zurück; wir Unkler stiegen hier aus; die andern fuhren durch nach Cöln. Es war ein schöner Tag, und nur Du fehltest mir, um ihn zu einem unvergleichlichen zu machen. — Zedlitz ist ein prächtiger, dicker Oestreicher, gutmüthig und gemüthlich, warm und herzlich. Er hat mich dringend nach Wien eingeladen. Binzer ist ebenfalls ein gar lieber Mann. „Weiland Bursch in Kiel und Jena," hat er famose Burschenlieder gemacht, die wir auch gesungen haben. Seine Frau endlich ist ein gescheites geistreiches Weib, nichtsweniger als schön, aber vive und queckfilbern und im Besitze des legèrsten ungezwungensten Welttons. Ihre Novelle im Jahrbuch wird Dir schwerlich gefallen; die Tendenz derselben: Die Ehe ist der Tod der Liebe, ist doch eigentlich abscheulich, und ich begreife nicht, wie eine so glücklich verheirathete Frau so albernes Zeug verfechten mag. Sie hat ihren Namen auch weislich nicht genannt auf dem Titel. Hol' der Teufel diese modern französischen Emanzipationsgeschichten à la Georg Sand. Es geht nichts über ein liebes Weib, und wo Liebe vorhanden ist, da bleibt sie nicht nur in der Ehe, sondern muß selbst noch zunehmen, trotz der dummen Koch- und Wasch- und Flick- und Nähwirthschaft, die allerdings besser auf dem Blocksberge wären.

— — Immermann ist todt, der prächtige Kerl, der Dichter der herrlichen Lisbeth-Idylle und der Wunder im Speffart! Vorgestern brachte es die Zeitung. Es hat mich tief, tief erschüttert. Jetzt erst ging dem Alten das Leben auf. Frühere niederdrückende Bande hatte er abgeschüttelt, hatte sich ein Weib genommen, das er liebte (die Lisbeth und seine Bearbeitung von Tristan und Isolde bezeugen es), Vaterfreuden würden ihn schon bald erwartet haben, wie man erzählt, und nun ist er fort, wie man eine Hand umdreht. — Ich mag nicht daran denken, es ist entsetzlich! — — —

Becker hat mein Bild fertig, Aehnlichkeit ist da, über das mehr und minder sind die Urtheile jedoch sehr verschieden. Mein eignes fällt dahin aus, daß, wenn Hübner mich eher in einem zu exaltirten Zustand aufgefaßt und zu viel Bewegung in meinen Kopf gelegt hat, Becker dagegen mich zu ruhig und philisterhaft darstellt. Ich sehe sehr gutmüthig auf dem Bilde aus; meine Menschenfreundlichkeit, meine Liebe zu allen zwei- und vierbeinigen Creaturen leuchtet sichtlich hervor aus meinen Augen, dabei seh' ich aber zugleich auch etwas stupide in die Welt hinaus, Gott besser's! Ich schicke Dir das Bild in den ersten Tagen, sobald ein Rähmchen darum ist. —

Den 2. September 1840. Ich habe gestern einen herrlichen Nach-

mittag verlebt. Ich fuhr gleich nach Tisch zu Nachen stromunter, setzte Drallen auf der Insel aus, und ließ mich dann von Wind und Wellen langsam weiter schaukeln bis Plittersdorf. Hier traf ich Frau Mertens gerade im Begriff nach Bonn zu fahren. Ich ließ sie also ziehen, und pilgerte in stillem Sinnen an Dich, mein Leben, landeinwärts nach Godesberg. Hier gab ich mein Tagebuch an Dich zur Post, und ging dann auf die Ruine, die ich noch nie bestiegen hatte. Und hier begann mein Fest. Ich habe eine Stunde voll stillen, reinen Glücks, eine Stunde der Einkehr in mich selbst, und des Denkens an Dich gefeiert, wie selten zuvor. Du warst noch nie oben, und so kennst Du auch den kleinen, grünen, buschigen, blumigen Kirchhof nicht, der sich, dicht an einer einsamen, grauen Wallfahrtskapelle, von der etwas höher gelegenen Thurmruine ernst und finster überschaut, in eine der untern, von drei Fensterbreschen malerisch durchbrochenen, Burgmauern hineindrängt. O, o, welch' ein schönes, herrliches, trauriges Plätzchen! Nur wenige Gräber, zum Theil von Fremden, die fern von der Heimath am schönen Rhein gestorben sind: aber alle mit Blumen bepflanzt, von Trauerweiden umrauscht, und von herrlichen Linden, die den Burgweg sich hinauf ziehen, beschattet. Diese Linden und eine niedrige Mauer, über die ich mich hinüber schwang, fassen den Kirchhof auf einer Seite ein; auf zwei andern schaut er tief hinab in das üppig wogende Laub fruchtbarer Weingärten, und auf der vierten, der Nordseite, enthüllt ein Blick durch eins der Mauerfenster das ganze köstliche, sonnige Rheinland bis Bonn und Cöln. In eine dieser Breschen setzt' ich mich hinein, die Sonne neigte sich dem Untergange zu, es war eine Beleuchtung, wie ich sie selten gesehen habe. Dazu rauschten und dufteten die Blumen des Kirchhofs, Alles war still, aus der Tiefe scholl kein Laut empor, ich war allein mit Dir und mir. Ich zog Deinen Brief aus der Tasche, ich las und küßte ihn, Gott weiß wie oft, ich betete, ich dankte Gott für Dich, ich war so glücklich. Ich dachte, wie wir uns gefunden hatten; wie Du tief aus Rußland kommen mußtest und ich aus Holland und Westphalen, damit wir uns am Fuß des Drachenfelsen kennen lernten; ich dachte an alle trüben Stunden, die ich Dir schon gemacht, und an alle Thränen, die Du mir schon in's Auge gejagt — ach, und wie nun Alles, Alles gut wäre, und wie eine glückliche Zukunft voll Liebe und Freude vor uns läge. Dann dacht ich auch der Todten neben mir, und dachte meiner Todten, die ferne von mir ruhen, ohne daß ich ihre Gräber bekränzen kann, und dachte an Alles, Alles was mir schon wohl und weh gethan im Leben — ich weiß nicht, wie mir war — ich war so froh in mir selbst und doch so traurig — ich warf mich der Länge nach in's Gras und weinte bitterlich, die langen Halme schlugen

über meinem Kopf zusammen. Ach, wärst Du bei mir gewesen, meine gute, liebe Ida! Da hätt' ich an Deiner Brust geweint, und Du hättest mich nicht gescholten meiner Weichheit willen! Als ich den Kopf empor hob aus dem Grase, da schien mir Alles um mich her wie verzaubert, die tiefer gegangene Sonne warf einen mährchenhaften, dunkelgelben Schein rings auf die Gegend, und Gras und Blumen schienen voll Thaues, denn ich sah sie durch Thränen. Und aus all dem Glanz und all der Pracht leuchtete mir doch nur wieder Dein liebes Bild. Ich stieg den Berg langsam herunter, und kehrte in ernstem Sinnen, aber wunderbar klar und froh, und innerlich gestärkt und getröstet heim. An Rolandseck schritt ich in der Dämmerung vorüber, und sah nur hinauf nach den beiden Balkonen, wo ich oft so glücklich an Deiner Seite gesessen. Es war 9 vorbei, als ich mich übersetzen ließ. Die Laube und Deine Fenster sahen mich an wie grüßend. Ich habe viel von Dir geträumt diese Nacht.

Den 4. September. Gestern bin ich faul gewesen, nicht wahr? Das machte aber, daß ich am Nachmittag nothwendig nach Rolandseck mußte, um das Letzte zu besprechen, was noch auf dem Berge zu thun ist. G. u. B. sind mir sehr böse, daß ich meine Ansicht durchgesetzt habe. Der schnöde Götze, den sie in Gestalt einer Treppe auf dem Berge errichtet, hat meinem festen Willen weichen müssen, ich hab' ihn zertrümmert, den lasterhaften Baal, und hinabgeschmissen in den Rhein, daß seine Stätte nicht mehr zu sehen ist.

Hier erhältst Du beikommend auch mein Bild von Becker. Was sagst Du nun dazu? Sämmtliche Rolandsecker fanden es gestern überaus ähnlich, doch möcht' ich's nicht gern eher stechen lassen, als bis auch Du es gesehen und beurtheilt hättest. Hast Du mich vor meiner 4. Auflage lieber à la Hübner oder à la Becker? Du hast zu entscheiden. Bist Du für Becker (was ich fast vermuthe), so bekucke das Bild nur einen Tag, und schick' es dann unverweilt mit dem angeschlossenen Briefe an Cotta, der mich sehr drängt mit dem Bilde.

Zweite Septemberwoche. Merkwürdig, was man oft für Ahnungen hat. Das folgende Lied macht' ich voriges Jahr auf dem Drachenfelsen, als ich zuerst oben war, und mir vor lauter Entzücken über das Paradies unter mir in die Lippen biß.

Liebesahnung.

(Am ersten September 1839.)

Hoch stand ich auf dem Drachenfels; u. s. w.

Kind, Kind, wie hätt' ich damals gedacht, daß mir Alles so bald und herrlich erfüllt werden würde. Und in Unkel, das ich eben auch an jenem

Tage zuerst mit seinen weißen Mauern mir entgegenschimmern sah! Wenn ich Alles recht bedenke, so kommt's mir noch immer vor, wie ein Traum. O, die selige, köstliche Frühlingszeit, als bei Dir und mir noch Alles in der Knospe lag. Im Sommer sprang sie auf; es war eine prächtige, flammende Blüthe, unsre Liebe, und die Gewitterstürme, die der Julimond über sie hintrieb, hat sie nicht gebrochen, hat sie nur fester und inniger Wurzel schlagen lassen, und die brennende, verzehrende Gluth, in der sie prangte, milder und sanfter gemacht. Und so soll sie bleiben, soll uns durch Herbst und Winter glänzen, und nie, nie aufhören, unser Hort und unsre Lust zu sein!

21. September. Morgens 11 Uhr. Endlich wieder einmal ein sonniger, warmer Tag, ein köstlicher warmer Herbsttag, mit dem ganzen unaussprechlichen Reize eines solchen, frisch und fröhlich und kräftig, und doch auch wieder zu einer wunderbaren, unerklärlichen Schwermuth, zu einem tiefen, süßen Sehnen stimmend! So ein rechter Zugvögeltag! Wir haben ihn recht à la Eichendorff begonnen, Schücking und Dralle und ich. Acht musicirende Bergleute kamen vorbei, Harzmänner aus Goslar. Die rief ich herein, und gab ihnen Wein, und ließ sie sich aufstellen im Garten, und wir drei Strolche legten uns ins Gras, und sogen die kecke, schmetternde Hornmusik mit tiefen Zügen in uns hinein. Ich ließ Webers letzten Gedanken spielen, und die Marseillaise, und „Im Wald" aus Preciosa, und was die schwarzen Vagabunden sonst auswendig wußten. Ich war fröhlich, fröhlich, und bin's noch — die Musik tönt süß und feierlich in meinem Herzen nach. Es war eine hübsche, malerische Gruppe. Die acht Bergmänner in schwarzen Kitteln, mit Horn, und Fagott, und Posaune; dann wir drei Poeten in zerrissenen Schlafröcken am Boden liegend, mit Pfeifen und Cigarren; Strolch und Lump und Mignon um uns herum rennend — dazu ein wackeliger Stuhl, in solennester Weise mit Flaschen und Gläsern bepflanzt — es war wirklich hübsch, und wie ich jetzt Nichts erlebe, Angenehmes oder Unangenehmes, was ich nicht gleich Dir mittheilen müßte, wobei ich nicht gleich an Dich dächte, so stell' ich mich auch gleich an's Pult, um Dir diese kleine Freude zu melden. Wenn ich nächstens in Cölleda oder sonst wo in Deiner Nähe eine ähnliche Bande aufgabele, so bring' ich sie unter dein Fenster — die süßesten, sanftesten Klänge sollen Dich in Schlaf lullen, Du süßes, träumerisches Kind! — Guten Morgen, meine Herzens-Ida! —

Abends. So eben komm' ich vom Drachenfelsen zurück, den ich in Schückings Gesellschaft bestiegen hatte. Wir machten die Partie zu Fuß über Rhöndorf, und kletterten von letzterem Orte denselben steilen Pfad hinauf, der Dir einst mit Steinäckers so sauer geworden war. Ich dachte nur an Dich, den Weg hinauf und auch oben! Wie unendlich lieb und

theuer und wichtig sind mir jetzt alle diese Stellen, die Dein Fuß betreten hat, die ich zum größten Theil' mit Dir betreten habe! Drachenfels und Königswinter, Nonnenwerth und Rolandseck, und der ganze liebliche Uferstrich von Mehlem bis an den Unkelstein — Alles, Alles ist mir durch Dich verklärt! Du hast jedem Plätzchen, jedem Pfade, jedem Felsstück die Weihe gegeben; Du bist mir die Fee der ganzen Gegend; wo ich geh' und stehe, seh' ich nur Dich. Wie oft sitz' ich still und einsam auf Groyens oder Küppers Balkon, wie oft schleich' ich mich in des Erstern Hause auf das Zimmer mit den bunten Scheiben, wo Du mir am 18. Juni auch die Hand drücktest, und denke an Dich, fest und unverwandt! Es geht eine Sage im Volke, daß man durch ein stetes Denken, durch eine heftige unverwandte Sehnsucht die Seele des Entfernten über Berg und Thal, über Meer und Strom zu sich herbeschwören könne! So fest, so glühend, so innig heft' ich all' mein Denken auf Dich, und wenn an jener Sage was Wahres wäre, so hättest Du mir längst erscheinen müssen! — Wirst Du nicht gleich vor mich treten auf mein dunkles, von der Lampe nur matt erhelltes Zimmer? — Schlafe wohl, mein süßes, süßes Kind! Meine Seele hält Wacht an Deinem Lager! Schlaf wohl! — —

Den 10. März 1841. Ich bin nach Rolandseck gewesen, und habe beim letzten Comité präsidirt. Die Rechnungen sind nunmehr alle in Ordnung, und werden dem Publikum in einer der nächsten Cölnischen Zeitung vorgelegt. Wir waren in Küppers Hause ganz unter uns und es ging Alles sehr ruhig und ordentlich zu. — Meine Mission in Unkel ist erfüllt. Ich habe mir eine Liebe erkämpft und den Rolandsbogen neu gebaut. Was soll ich länger hier machen? Ich muß fort, ich muß zu Dir! —

* * *

Freiligrath hatte schon längst die Absicht gehabt, einmal das schöne Schwabenland heimzusuchen, mit dessen Dichtern er jahrelang in freundschaftlichem, damals freilich bereits abgebrochenem Briefwechsel gestanden; auch Besprechungen mit Cotta waren erwünscht, und für das Buch über Immermann, durch welches Freiligrath dem frühgeschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen gedachte, sollte ein Verleger gesucht werden. Von Schwaben aus dachte er dann den Weg nach Groß-Monra zu der Braut einzuschlagen. In der zweiten Septemberwoche traf Levin Schücking in Unkel ein, und am 29. September trat Freiligrath mit ihm die Brautfahrt an. Schücking hat in seinen bereits erwähnten Lebenserinnerungen darüber berichtet. In Geisenheim ward ausgestiegen, um die liebenswürdige rheinische Dichterin, Adelheid von Stolterfoth, die Freiligrath dringend eingeladen hatte, zu besuchen; Freiligrath fand sich von dem offenen, treuherzigen Wesen der

edeln Dichterin, die uns fortan mehrfach im Briefwechsel begegnen wird, wohlthuend angesprochen. Weiterhin mag Schücking erzählen:

„Ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen beide zum ersten Male in unserm Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn, auf der noch nicht seit langem eröffneten Taunusbahn, zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring, begriffen auf einer Gastrollenreise, sich gesellt. Beim Nachhausegehen tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande", aber noch mehr gegen sich selber aus; bei all der elektrisch sprühenden Geistreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Gesellschaft hatte er schweigsam dagesessen, und nun lastete es auf ihm, daß sein ganzes innerliches Gemüths- und Phantasieleben in solcher Welt doch in so tiefem Schatten stehe. Ich hatte Mühe, seine Zerknirschtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am andern Tage, wo wir Döring in Mainz auftreten sehen wollten, bis Mainz zurück. Auch hier wieder machte sich Freiligraths elegische Stimmung schon morgens im Dom Luft, wo er vor einer alten Darstellung der Grablegung mit plumpen aber in ihren kindlichen Kunstformen zum Herzen sprechenden Gestalten in Thränen der Rührung ausbrach."

Nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz, wo Freiligrath mit Tingelstedt zusammentraf, und nachdem er das Heidelberger Schloß bewundernd angeschaut, fuhr er den Neckar hinauf und fiel zunächst ein in das gastliche Haus Justinus Kerners zu Weinsberg. Schmidt-Weißenfels hat in seinem Biographischen Denkmal einen sehr ergötzlichen Bericht Theobald Kerners über Freiligraths Besuch in der Dichterherberge am Fuße der Weibertreue mitgeteilt. Er ist zu umfassend, enthält zu viel Nebensächliches, um hier ganz Aufnahme zu finden; außerdem hat ohne Zweifel ein zeitlicher Zwischenraum von 36 Jahren dem Berichterstatter ohne dessen Absicht viel Dichtung zwischen die Wahrheit gemischt. Freiligrath kam nicht im August, sondern anfangs Oktober zu Justinus Kerner und verweilte als Gast bei ihm nur anderthalb Tage, in welchen weder von großen Wanderungen in die Umgegend, noch von fleißigem Arbeiten die Rede sein konnte. Möglich, daß sich auch in den Bericht über Freiligraths Stuttgarter Erlebnisse einigermaßen die Dichtung mischt; anderseits wäre ein solches heiteres Nachspiel zu den lustigen Tagen von Unkel nicht sonderlich zu verwundern. Nach diesen Vorbemerkungen mag Theobald Kerners Bericht, in gekürzter Fassung, folgen:

„Ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe

entgegen und sagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnstube ist einer, der sagt, er sei der Dichter Freiligrath aus Unkel." „Ach, der Freiligrath!" rief ich erfreut und wollte schnell in's Zimmer. „Wart' erst ein wenig," sagte mein Vater, „hast Du schon ein Bild von Freiligrath gesehen?" „Nein," entgegnete ich. „Hast Du auch nicht gehört, wie er aussieht?"

„Nein, aber seinen Gedichten nach stelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor." „Das ist ja eben der Jammer," sagte mein Vater, „der da drinnen sieht gar nicht so aus und kommt mir durchaus nicht wie der Freiligrath vor, und doch scheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu sein, und ich möchte ihm nicht Unrecht thun; fühle Du ihm einmal auf den Zahn!" „Das will ich," sagte ich, und muß hier hinzusetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Besucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war; er hatte in dieser Beziehung manche böse Erfahrung gemacht. Ich trat ein und mein Vater sagte: „Freiligrath, hier ist mein Theobald!" Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich sein Aussehen auch etwas überraschend und konnte ich mir den Zweifel meines Vaters an seiner Identität wohl erklären, so sah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der sich einen Scherz machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte, rothe Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätten einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm vom Leben am Rhein, von Bonn, von Rolandseck, seinen Gedichten — über Alles äußerte er sich klar und unbefangen. „Er ist's doch," flüsterte ich meinem Vater zu. Ein Fräulein Friedrich (Tochter eines Predigers in Frankfurt) war bei uns zu Besuch und im Zimmer, als Freiligrath sich meinem Vater vorstellte. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sie die bei einem Backfisch wohl erklärliche Anwandlung verspürte, davon zu eilen und aus ihrer Reisetasche ein schön gebundenes Album zu holen. Mit diesem trat sie jetzt glückstrahlend herein und stammelte an Freiligrath die Bitte, ihr einige Worte hineinzuschreiben. Zu andrer Zeit hätten wir es für unpassend gehalten, einem Dichter so schnell mit einem Album über den Hals zu kommen, und an einer beißenden Bemerkung hätte es nicht gefehlt, so aber — ich muß mich dieser polizeilichen Schandthat anklagen — konnte ich nicht eilig genug ein Tintenzeug holen und es vor Freiligrath hinstellen. Dieser durchblätterte ruhig das Album, sagte bei einem Gedicht, das eine Institutsfreundin ohne Angabe des Autors hineingeschrieben hatte, mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Da ist ja auch ein Gedicht von mir!" tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit fester, geläufiger Kaufmannsschrift ein noch ungedrucktes kurzes

Gedicht ein. Jetzt müßten wir doch die verstocktesten Skeptiker gewesen sein, wenn wir länger im Zweifel verharrt hätten, und je eingehender wir mit Freiligrath sprachen, desto mehr schämten wir uns unsres Mißtrauens und trösteten uns nur damit, daß eigentlich nicht sein Aeußeres, sondern die für seinen Dichterruhm fast unglaubliche Bescheidenheit und anspruchslose, joviale Natürlichkeit daran Schuld war, daß wir nicht eine Berühmtheit wie Freiligrath in ihm vermutheten. In dieser Uhlandischen Einfachheit und Anspruchslosigkeit war selten ein Dichter erschienen; gar Viele trugen ihre Leyer wie einen Orden oder goldnen Kammerherrnschlüssel effektvoll zur Schau, strichen sich gedankenschwer über die Stirne, blitzten mit den Augen, verzogen weltschmerzlich den Mund, stellten sich in's gehörige Profil, daß man unwillkürlich vor ihrer Dichtergröße heilige Schauer empfand; Lenau z. B. war keine halbe Stunde da, so wußten wir nicht allein schon, daß er ein Magyar war und aus edlerem Holze als andre Menschenkinder geschnitzt, sondern auch das Manuscript war längst hervorgezogen, und wir Kinder mußten mäuschenstill sein, denn Lenau las, und Zigeuner, schwarze Haidenbilder, Räuber und Weltschmerz folgten sich in ununterbrochenem Zuge, dabei ließ er hie und da gegen uns seine Augen dämonisch leuchten, daß es uns ganz ängstlich und poseidon-fichtenhainerlich zu Muthe ward. — Wie ganz anders Freiligrath! Hier keine Spur von Koketterie, kein schnelles, theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, Alles nur ungefälschte Natürlichkeit, naturwüchsige Geradheit; die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten sprach, so kindlich und ungezwungen, daß man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen, inneren Schaffens, sondern es hätte sie ihm die Muse hinter seinem Rücken scherzend in's leichte Felleisen gesteckt, und er zeige den Andern nur schüchtern den seltsamen Fund." —

„Als es zum Abschied kam, der uns schwer fiel, aber Freiligrath pressirte nach Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, gab ihm mein Vater mehrere Empfehlungsbriefe an Cotta, Graf Alexander, Hofrath Reinbeck ꝛc., küßte ihn herzlich und — gleichsam um mit einem Scherze über die Abschiedstrauer hinwegzukommen — zupfte er ihn am Ohr und sagte, mich mit unbeschreiblichem Humor anschauend: Am Ende ist's doch der Freiligrath! Ich ließ mir's nicht nehmen, des Dichters Reiseränzchen mir umzuschnallen, und wir wanderten zehn Uhr morgens rüstig Heilbronn zu. Die Sonne brannte heiß, es dürstete uns nach einem kühlen Trunke, und in Ermangelung dessen verlegten wir uns auf's Wünschen. „O hätten wir jetzt eine Flasche Riesling von der Weibertreu!" seufzte ich.

„Ein guter Asmannshäuser wäre mir lieber!“ knurrte Freiligrath. Aber keine gütige Fee erhörte uns, und darüber wurden wir grandig und giftig und stritten uns über die Güte der Neckar- und Rheinweine. Ich als guter Schwabe und Partikularist, der noch wenig über seine Berge hinausgekommen war, glaubte, Besseres als die Neckarweine gebe es, zumal bei so durstigem Wetter, nicht; er war voll des Lobs der Weine des Rheinlandes. „Nun laß' uns nur nach Heilbronn kommen,“ sagte ich, „im Aktiengarten dort gibt's eine gute Weinkarte, da wollen wir den Streit in natura ausfechten.“ „Ja, das wollen wir,“ rief Freiligrath kampfbegierig, und kaum saßen wir im Schatten der großen Linde des Aktiengartens, so begann unser Turnier. In rother und weißer Farbe ließen wir sie abwechselnd aufmarschiren, die edelsten Weine des Neckars und Rheins, und waren am Ende einig über das Lob des Schöpfers, der sie beide geschaffen und so von ihnen begeistert, daß wir in fremden, dem Kellner völlig unverständlichen Zungen redeten. Der eine schob sich das Felleisen unter den schweren Kopf und legte sich auf die Bank, der andere daneben in's Gras und wir schliefen wie zwei, denen ein gesunder Schlaf recht wohl thut. Als wir erwachten, stand die Sonne schon etwas schief am Himmel, Freiligrath fuhr nach Stuttgart und ich schlenderte schlachtenmüde nach Weinsberg heim.“

„Einige Tage darauf kamen Briefe von Stuttgart. Ei! ei! der böse Freiligrath, was hatte er gethan? Die Neckar- und Rheinweine in ihm müssen unterwegs wieder Krieg miteinander angefangen haben; in Stuttgart mischten sich neue Alliirte in den Kampf — kurz, in später Nacht hatte er durch die Straßen der Hauptstadt, noch dazu die streng verbotene Cigarre im Mund, wie eine Amsel gesungen, was ihm eine Arretirung und unfreiwilligen Aufenthalt auf der Hauptwache zuzog. Vergebens protestirte er, berief sich auf seine Briefe an Cotta, Reinbeck, Graf Alexander und sagte, er sei der Dichter Freiligrath. Was Freiligrath! Die Stuttgarter Wächter des Gesetzes glaubten ihm noch weniger als die friedlichen Weinsberger, und hätten sie ihm auch geglaubt, was wußten sie von Freiligrath! Kurz, er mußte in der prosaischen Gesellschaft ausharren bis an den lichten Morgen. Dann sandte er vom Gasthof den Brief meines Vaters an Hofrath Reinbeck mit der Entschuldigung, er sei noch zu müde von der Reise, werde jedoch Abends selbst kommen!“

„Freiligrath ist in Stuttgart! Freiligrath kommt heute Abend zu Reinbeck's!“ wie ein Lauffeuer durchschwirrte es die ästhetischen Kreise Stuttgarts. Abends war natürlich großer Thee bei Reinbeck's, und alte und junge Blaustrümpfe hatten sich daselbst in gespanntester Erwartung dessen, der da kommen sollte, versammelt; zwei Dutzend Album, in Sammt und

Maroquin gekleidet, harrten ihrer schönsten Bestimmung. Aber es schlug acht Uhr, es schlug neun Uhr, der Theekessel brummte, die zarten Butterbrödchen krümmten sich vor Ungeduld — kein Freiligrath kam. Die Sache wurde bedenklich, man sandte zu ihm und — verhülle Dein Haupt, o Muse! — welche Antwort brachte der Diener? „Einen schönen Gruß und er könne nicht kommen, er habe einen abscheulichen Katzenjammer!"

„Ist das nicht unverzeihlich? wir sind noch ganz krank vor Alteration," lautete der Schluß eines Briefes darüber. Mein Vater lachte herzlich und sagte: „Der liebe Freiligrath! wäre er doch hier geblieben! Seine frische, deutsche Natur paßt nicht zu diesen chinesischen Theetrinkern!"

Am 8. Oktober 1840 traf Freiligrath in Stuttgart ein. Hier kam man dem norddeutschen Poeten von allen Seiten aufs freundlichste und wohlwollendste entgegen; die bedeutendsten Männer jeder Richtung, Uhland, Schwab, die beiden Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinbeck, Grüneisen, Wächter, Wangenheim, Kurz u. a. kamen ihm aufs herzlichste entgegen; von Frau von Suckow, der geistreichen und liebenswürdigen Schriftstellerin, an deren Theetisch die Schöngeister sich häufig versammelten, ließ er sich gern in ihre Kreise ziehen; auch die Gräfin Alexander von Württemberg, die Cousine des Königs, beehrte ihn mit einer Einladung; im Russischen Hofe ward zu Freiligraths Ehren ein glänzendes Abendfestmahl veranstaltet. Im Drange dieser Huldigungen und da die Geschäfte doch nicht so schnell wie gehofft erledigt waren, dauerte der Aufenthalt länger als beabsichtigt gewesen. Dann eilte er nach Thüringen; am 28. Oktober feierte er zu Monra ein seliges Wiedersehen, dem ein paar glückliche Wochen des Zusammenseins folgten, während welcher Freiligrath mit den Freunden des Hauses in der ländlichen Umgegend bekannt gemacht wurde. Ein Brief aus jener Zeit mag uns über Freiligraths Erlebnisse zu Stuttgart und über das köstliche Herbstidyll zu Monra berichten:

Gross-Monra, Ida'shouse 6. Novbr. 1840.

Mein lieber guter alter Levin!

Der wie vielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzessin Marianne machte majestätisch ihren Bogen und zog dann rasch hinunter nach Geisenheim und der Lurlei und unserm lieben Onkel. Du standest in der Nähe des Steuers, ich sah Dir lange, lange nach, länger, als Du vielleicht gedacht hast, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe Dich sehr, sehr lieb, Levin! Unser jetziges Zusammensein hatte uns erst recht verbunden, so mancher verwandte Ton in uns war erst jetzt angeschlagen; wir hatten uns in dem kleinlichen,

miserablen Literatentreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar stolze Einsiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug gewesen, mir die Thränen des Zorns und der Wehmuth, die mir das Unwesen eines Abends entpreßte, von Deinem Freundesmunde fortküssen zu lassen. Sieh, dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich Dich nicht schon früher unendlich lieb gehabt, so hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht zu Mainz auf der Brücke, als ich Dir nachsah trüb und beklommen. Ich kam mir so einsam vor, so verlassen; ein Stück Herz war mir fortgerissen, ich war recht, recht traurig!

Ehe ich Dir nun erzähle, was ich seitdem angefangen und ehe ich mich entschuldige, daß ich erst jetzt von mir hören lasse, muß ich Dir zuerst sagen, daß ich seit acht Tagen der glücklichste Kerl auf Gottes Erdboden bin. So lang ist's nämlich, daß ich bei meiner Ida, bei meinem herrlichen, prächtigen Mädchen bin! Dir mein Glück in Worten zu beschreiben ist unmöglich, ich hätte eben Nichts zu thun, als Dir nur und immer wieder zu wiederholen, was ich Dir schon so oft gesagt habe: daß sie das beste und herzigste und geistreichste und gemüthvollste Kind ist, das je einen fahrenden Poeten an die Scholle gefesselt hat. Wie gern läßt man sich auf solche Art fesseln!!

Ich schreibe Dir dieß aus dem Hause ihrer Mutter, einem so traulichen, so versteckten, so baumbeschatteten, so weinumrankten Häuschen, daß ich mir kein schöneres für meine Idylle wünschen und denken könnte. Eben jetzt sind wir zusammen im engen wohnlichen Stübchen. Ich schreibe, sie spielt, die jüngere Schwester, ein gutes, liebes Kind, sitzt neben mir auf dem Sofa, und die Mutter ist in der Küche. Das ist nun freilich eine schöne Schreiberei. Bald ein Besuch am Clavier, bald einer am Schreibtisch! Küssen, Lachen — es ist eine saubere Wirthschaft und ich drohe ihr in diesem Augenblick, daß ich Dir ihre unaufhörlichen Störungen klagen will. Dazu lacht sie nun unmäßig, läuft in den Garten und bombardirt mit Weinbeeren zum Fenster herein, indem sie mich nebenbei inständigst auffordert, fleißig zu sein und meinem Freunde Levin mit den Hühneraugen seine Epistel zu vollenden.

Ob es möglich sein wird, das weiß der liebe Gott! Jedenfalls will ich einen Versuch machen, skizzenhaft wenigstens hinzuwerfen, was ich Dir sonst aus meinem stillen Unkeler Studirstübchen etwa ausführlicher dargestellt haben würde. Altes Haus, Du begreifst das und bist nicht böse drum! Kann ich Dir, beim Teufel, denn beschreiben, wie ein Kuß Kerners, Lewalds und anderer alter Knasterbärte schmeckt, wenn die frischesten, rosigsten Lippen sich zu mir herabneigen, und sich fest und innig und heiß an die meinigen legen?

Also: so gut, wie's gehen will! Du fuhrst rheinab und ich blieb allein in Mainz, traf dort am Nachmittag noch Dingelstedt, und blieb nun, seiner Anwesenheit wegen mein Versprechen an Dich brechend, noch bis Freitag

mit ihm zusammen. Eine frische, ansprechende Persönlichkeit, rund, offen, herzlich, wacker, keine Spur von Gespreiztheit. Er bedauerte sehr, Dich nicht auch noch getroffen zu haben, und grüßt herzlich. — In Heidelberg einen einsamen sonnigen Sonntag auf der Ruine verlebt, stillfreudig, köstlich, unvergeßlich! — Ueber Sinsheim und Heilbronn nach Weinsberg — anderthalbtägige Rast bei Justinus! — Da war's herrlich, ich habe geschauert und gelacht durcheinander, Kerner hat bei ausgelöschten Kerzen auf der Maultrommel gespielt, es ist ein herrlicher, lieber, gar zu herziger Mann! Lies über ihn und seine poetische Häuslichkeit: Emma von Niendorf, Reiseſcenen in Bayern, Tyrol und Schwaben! Wärst Du doch mit gewesen! — Dann nach Stuttgart, wo ich wegen einer Reise Cotta's über 14 Tage liegen mußte, übrigens meine Zwecke auf's Befriedigendste erreichte. Cotta ist ein nobler Kerl, der seine Stellung in der Buchhändlerwelt als eine Mission und nicht als ein Geschäft ansieht. Neue Bekanntschaften: Uhland, Schwab, G. und P. Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinhold Köstlin, Schauspieler Moritz u. s. w. u. s. w. Die Aufnahme, die mir zu Theil wurde, war die herzlichste und freundlichste, alle Coterien haben mir die Hand gereicht, und ich habe mich unter allen so unbefangen umhergetrieben, als ob sie gar nicht existirten. Erwarte keine Personalia und keine Details! Die wichtigsten und vornehmlichsten Eindrücke werd' ich in meinem deutschen Harold festhalten und Dir sonstiges in späteren Briefen berichten. Nur Lewald laß Dir bestens empfohlen sein. Ein so liebenswürdiger Kerl, daß ich ihm wirklich wenige an die Seite zu stellen wüßte! Ich hab' ihm drum auch ein paar Uebersetzungen für die Europa gegeben und werde von Zeit zu Zeit mit anderen Beiträgen fortfahren. Schick' ihm doch auch, und lege von der Droste und Anderen bei, was Du kriegen kannst. Lewald ist nobel und ordentlich, und Du wirst mich wirklich verpflichten, wenn Du ihn unterstützen willst.

Mein Denkmal für Immermann kommt bei Adolph Krabbe in Stuttgart heraus. Manuscript muß bis 15. Dezember abgeliefert sein. Lieber, guter Kerl, schaff mir nun nur zu rechter Zeit noch Deinen Beitrag! Einen allgemeinen Artikel über Immermann will Dingelstedt mir schreiben, was willst Du nun vornehmen? Sag mal: Der Character des Hofschulzen, mit besonderer Berücksichtigung westphälischer Sitten, Zustände ꝛc., wäre das nicht grade was ganz besonders für Deine Feder Passendes! Ueberleg' Dir's und schreib' mir umgehend nach Weimar (poste restante), wie Du meinst. Willst Du den allgemeinen Artikel, so nimmt Dingelstedt was Anderes, aber ich muß schnelle Nachricht haben. Doch mein' ich immer noch, so ein Westphälisches Sittenbild im Hinblick auf Immermanns Behandlung gleicher Stoffe müßte was ganz Prächtiges werden. —

Schick' mir doch ein paar Gespenstergedichte von der Droste; sie sollen sie mit einer der liebenswürdigsten Gläubigen bekannt machen, die je zu Kerners Füßen gesessen. Es ist Emma von Niendorf, ein prächtiges Weib, der ich viel von Euch beiden erzählt habe. —

Vale, Vale! Schreibe bald, und entschuldige mein schlechtes Schreiben mit meiner köstlichen Situation! —

* * *

Am 12. November begab sich Freiligrath nach Weimar und mietete sich daselbst zum Winteraufenthalt ein. Auf dem klassischen Boden der kleinen Residenz fühlte er sich bald heimisch und vertraut. „Die Physiognomie der Stadt," schreibt er der Braut, „hat etwas Beschränktes, Bornirtes, Kleinstädtisches und gemahnt mich schier an mein gutes kleines Detmold. Nichtsdestoweniger glaub' ich, daß es mir sehr gut hier gefallen wird, wenn ich einmal eingerichtet bin. Man muß hier famos arbeiten können, ich freue mich recht darauf! Mir wird hier ganz heimlich und stubenhockerig zu Muthe; es wird so ganz ein Winter werden, um die frischen glühenden farbigen Eindrücke des Rheins in der Stille zu verarbeiten. Die Bibliothek ist bis jetzt der interessanteste Punkt für mich in Weimar. Zwischen Büsten und Bildern all der famosen Kerle aus Weimars Glanzepoche wird's einem ganz wohl zu Muthe. Man meint, sie wären selbst noch da, man sieht Schiller sinnend am Fenster lehnen, Herder und Wieland schreiten Arm in Arm zwischen den Repositorien, und die Treppe herauf schallt fest und gebieterisch der Imperatortritt des Alten, Einzigen! Es ist doch ein süperbes merkwürdiges Nest, dies Weimar; nur, glaub' ich, werde ich mehr in seiner Vergangenheit schwelgen als in seiner Gegenwart!"

Mit dem stillen Arbeiten wurde es aber nichts. Die Bekanntschaften mehrten sich mit jedem Tage; Theater, Gesellschaften und häufige Besuche in Monra ließen es zu keiner rechten Sammlung kommen. Der Kanzler von Müller, die Goethe'sche Familie, die Romanschriftstellerin Frau v. Ahlefeld, August von Sternberg u. a. Berühmtheiten begrüßten Freiligrath aufs freundlichste. Eckermann, der alte Freund des Hauses Melos, nahm sich seiner treulichst an; ein Kreis jüngerer Talente, Schriftsteller und Schauspieler, wie der dramatische Dichter Alexander Rost, die Schauspieler Genast, Winterberger ꝛc. schlossen sich eng an den so gefeierten und doch so bescheidenen, dabei stets zu fröhlicher Geselligkeit aufgelegten Dichter an. Julius Schramm, ein junger Wiener Künstler, der schon halb Weimar porträtiert hatte, zeichnete auch Freiligrath; es ist dies Bildnis, von Schwerdgeburth gestochen, statt des in der That wenig gelungenen Becker'schen der vierten Auflage der Gedichte beigefügt worden. Auch Professor O. L. B. Wolff zu Jena, der fleißige Sammler

und Dichter, mit dem Freiligrath schon seit den Amsterdamer Tagen in Briefwechsel gestanden, ward aufgesucht und die freundlichsten Beziehungen zu ihm und seiner Familie angeknüpft. Die edle Großherzogin Maria Paulowna wollte den jungen Dichter kennen lernen und beschied ihn zu einem ihrer kleinen Theezirkel, wo er ein Gedicht von sich vorzulesen hatte, was immer eine schwierige Aufgabe für ihn war. Die Großfürstin äußerte später, sie habe nie jemanden getroffen, dem man die reine Herzensgüte so gleich im Gesicht ansehen könne, wie Freiligrath. Ihrem Wohlwollen verdankte der Dichter wohl später im Jahr 1844 den ehrenvollen Antrag einer Anstellung in Weimar.

Die Weihnachtstage 1840 verbrachte der Dichter wieder in Monra. Es waren damals fröhliche Zeiten im roten Schlößchen, wie der allezeit zur Heiterkeit aufgelegte Freiligrath das einfache Haus der Schwiegermutter benannt hatte; denn Ida's ältere Schwester Luise hatte sich mit dem Konrektor, später Professor am Görlitzer Gymnasium, Dr. Ernst Struve, verheiratet und machte nun mitten im Winter die Hochzeitsreise nach Monra, wo das junge Paar und unser Dichter in dem gegenüber dem roten Schlößchen gelegenen Hause des Schulzen einquartiert wurden. Freiligrath blieb dem Schwager, auch als nachmals die politischen Ansichten weit auseinander gingen, allezeit herzlich befreundet.

Seitdem Freiligrath mit Ida Melos verlobt war, trat vor allem die Frage nach einer dereinstigen sicheren Stellung des Dichters heran, eine Frage, die ihm bisher wenig Sorge gemacht hatte. Wir wissen, wie vorher mancherlei Pläne ihm durchs Haupt geschwirrt, eine Mitarbeiterstelle an der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung oder dem Ausland, Lehrthätigkeit an einem Handelsinstitut ꝛc.; noch im Sommer 1839 hatte er, abgestoßen durch das kleinbürgerliche Leben seiner Vaterstadt Detmold, die ihm daselbst angebotene Bibliothekarstelle abgelehnt. Gelegentlich des Aufenthaltes zu Weimar schienen sich andere Aussichten zu eröffnen; es war damals die Rede von einem Ankauf des Goethehauses durch den deutschen Bund, und Freiligrath zeigte sich nicht abgeneigt, gegen leidlichen Gehalt „des Hauses redlicher Hüter" zu werden in den vormaligen Räumen des Dichterfürsten, in welchen auch seine Ida so glückliche Jugendstunden verbracht hatte. Die Verhandlungen zogen sich bis ins Spätjahr 1842 und endigten, wie bekannt, damit, daß das Goethehaus nicht Bundeseigentum ward. Mehr schien ein anderer Plan zu verheißen. Ein zu Erfurt lebender Freund Karl Noback beabsichtigte gemeinschaftlich mit Freiligrath zu Berlin eine Handelsakademie für junge Kaufleute zu begründen; unser Dichter sollte dabei mit einer Stundenzahl, die ihm zu eigener Arbeit reichlich Zeit ließ, den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen

Korrespondenz, in französischer und englischer Lektüre übernehmen; man hoffte eine Staatsunterstützung zur Sicherstellung des Unternehmens, für welches sich Alexander v. Humboldt lebhaft interessierte; er versprach dasselbe durch seine gewichtige Befürwortung zu unterstützen; dazu kam die Erwartung, König Friedrich Wilhelm IV. werde nicht bloß alternde Größen deutscher Literatur und Wissenschaft um seinen Thron versammeln, sondern auch die Gelegenheit gern ergreifen, den bedeutendsten der jüngeren Dichter in seine Hauptstadt zu ziehen. Aber freilich, die Sache bedurfte noch vielfacher Erwägung durch die Ministerien, ehe sie reif ward, und als Noback Eingang 1843 mit einem beträchtlichen Staatszuschuß die Handelsakademie in Berlin eröffnete, hatte Freiligrath bereits, des Harrens müde, Ende 1842 sein Gesellschaftsverhältnis zu demselben gelöst; er hatte nie besondere Freude an dem Plane gehabt.

Während die Angelegenheit der Akademie noch im Vordergrunde von Freiligraths Zukunftsplänen stand, Eingang 1841, traf zu Groß-Monra ein Brief ein, welcher von entscheidender Einwirkung auf des Dichters Lebensgang werden sollte. Heinrich Künzel zu Darmstadt, der uns aus der Barmer Zeit bekannte begeisterte Verehrer englischer Literatur, hatte mit einer Verlagshandlung zu Pforzheim die Grundzüge einer Wochenschrift Britannia besprochen, welche gute Übersetzungen englischer Poesien, Aufsätze über englische Literatur ꝛc. bringen sollte; er bot nun, um nicht die ganze Last der Redaktion allein zu tragen, Freiligrath an, als Mitleiter der beabsichtigten Zeitschrift einzutreten und demgemäß seinen Wohnsitz nach Darmstadt zu verlegen. Es ist erklärlich, daß dieser Ruf in des Dichters Seele lebhaften Widerklang fand; war ihm ja doch längst die englische Literatur vertraut; hatte er sich doch bereits als hochbefähigten Verdeutscher englischer Lyrik erwiesen; dazu sah das finanzielle Ergebnis der Unternehmung auf dem Papiere sehr vorteilhaft aus. Freiligrath spricht sich darüber gegen die Görlitzer Geschwister also aus:

Eure theilnehmenden Wünsche für Ida's und mein Wohl werden sich vielleicht rascher verwirklichen, als ich es zur Zeit Eures Hierseins selbst noch dachte. Es sind mir vom Rhein aus Anträge wegen der Redaction einer Zeitschrift gemacht worden, deren Zweck es sein soll, Englische Literatur und Englische Poesie durch Uebersichten, Recensionen und Uebersetzungen in Deutschland zu vertreten. Die Unternehmer dieses neu zu gründenden Instituts sind eben so bemittelte, als wackere und zuverlässige Buchhändler, und ich habe keinen Anstand genommen, mich auf ihre vorläufigen Anträge sofort in Rapport mit ihnen zu setzen. Wenn Alles sich so gestaltet, wie ich es wünsche und mit Sicherheit fast erwarten darf, so bin ich in Zeit von einem Monat ein geborgener Mann und im Stande, mein liebes Idchen heimzuführen. Unser

künftiger Wohnort würde dann Darmstadt sein, ein Paradies auf Erden also, von den Bäumen der Bergstraße umrauscht und den Rhein vor der Thüre fast. Meine Reise nach Berlin wird nun für's Erste aufgeschoben, da sie wahrscheinlich unnöthig wird. Nach den Einleitungen, die ich jetzt schriftlich getroffen habe, geh' ich zu Ende dieses Monats selbst nach Darmstadt, um persönlich Alles zu ordnen, und wenn ich dann nach Thüringen zurückkehre, so ist's nur, um es gleich darauf mit Ida wieder zu verlassen. Thut mir aber die Liebe, vorläufig nicht von der Sache zu reden. Ich hoffe zwar fast mit Gewißheit, daß ich Alles nach Wunsch arrangiren werde, es wäre aber doch immer noch möglich, daß der ganze Plan sich zerschlüge, und drum ist es besser, wir schweigen für's Erste noch. Ich brauche Euch wohl kaum zu sagen, wie sehr ich eine Stellung, wie diese Darmstädter, vorausgesetzt, daß sie mir in jeder Weise garantirt ist, einer staatlichen vorziehe. Ich bin von Haus aus ein geschworner Feind alles Sollicitirens und meine, daß ich da, wo man meiner begehrt hat, immer dreister und zuversichtlicher auftreten kann, als da, wo ich mich erst anbieten muß. Zudem würde die Redaction eines Blattes, wie das zu gründende, recht mein Leben sein. Ich habe mich seit Jahren ununterbrochen und mit Liebe mit Englischer Literatur beschäftigt und eine Menge darauf bezüglicher Notizen aufgespeichert, die mir jetzt zu Haus und zu Hof kommen. Eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Neuesten, was in England erscheint, wird der Verleger durch Anschaffung des Wichtigsten möglich machen, und außerdem die Kosten einer Reise tragen, die der Redacteur im Interesse des Blattes alle zwei Jahr nach England zu machen hat. Wie angenehm alle diese Einrichtungen auch für meine kleine Anglomanin, meine Ida, sind, wirst besonders Du, liebe Louise, Dir recht denken können.

* * *

Auf Künzels Brief aber antwortet er:

Groß-Monra bei Coelleda, 10. Jan. 1841.

Lange hat mir nichts so große Freude bereitet, als Ihr Brief. Einmal, weil er mir nach ein paar Jahren zum ersten Mal wieder Nachricht von Ihnen gibt, und dann auch, weil er anderen Aussichten, die sich mir in jüngster Zeit eröffnet haben, eine so angenehme, meinen Wünschen und literarischen Sympathien so durchaus entsprechende hinzugefügt hat, daß ich sie mit jenen früheren unbedingt in Concurrenz werde treten lassen, und fast nicht zweifle, daß ich ihr vor allen den Vorzug geben werde, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie mir wirklich das gewähren kann, was ich mir verspreche. Meinen besten, herzlichsten Dank für Ihren freund-

lichen Antrag! Es fühlt sich leicht heraus, wo wirkliches Wohlwollen, wahre Theilnahme, oder wo sonst Beweggründe einen Vorschlag dictirt haben, und ich weiß, daß ich mich in der Sprache und der Gesinnung Ihrer Zuschrift nicht täuschen kann!

Lassen Sie mich nun für heute Nichts weiter thun, als Ihnen diese vorläufige Mittheilung machen! Zu Anfang des nächsten Monats geh' ich auf ganz kurze Zeit an den Rhein zurück, um in Unkel meine Angelegenheiten zu ordnen, und werde Sie auf dieser Reise zur näheren Besprechung Ihres Projects von Frankfurt aus besuchen. Ich ziehe eine mündliche Feststellung dessen, was wir zu verabreden haben, jeder schriftlichen vor. Aug' in Auge geht Alles rascher, und was Ihre oder der Verlagshandlung Eile in Rücksicht auf das öffentliche Hervortreten mit Ihrem Plane betrifft, so werden 3 oder 4 Wochen wohl Nichts ausmachen. Wollen Sie mir bis dahin noch einmal schreiben und mir weitere Details, innere und äußere, den specielleren Plan Ihres Blattes sowohl, wie meine ganze Stellung zu dem Unternehmen, zur einstweiligen Erwägung mittheilen, so wird das der schnelleren Erledigung der Sache bei unsrer Zusammenkunft nur förderlich sein, und werd' ich es Ihnen Dank wissen. Für jetzt nur noch die Versicherung, daß ein Journal, wie Sie es beabsichtigen, schon seit längerer Zeit in der Idee mich beschäftigt hat, und daß ich es als die Realisation eines schönen Wunsches betrachten würde, wenn die Herren mich in den Stand setzten, meine Kräfte mit den Ihrigen zu vereinigen, um Englisches Leben und Englische Poesie würdig bei uns zu vertreten.

Das Gerücht von meiner Verlobung bestätige ich Ihnen durch die beiliegende Karte, und danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme. Ich bin so glücklich, wie ein Mensch es nur sein kann.

* * *

Das Unternehmen der Britannia erschien dem Dichter so lockend, die Berliner Handelsakademie lag noch in so weiter Ferne, daß Freiligrath zunächst Darmstadt zu seiner Heimstätte zu erwählen beschloß. Es galt nun an Ort und Stelle Einleitungen zu treffen, in Unkel Mietsverbindlichkeiten zu lösen, die fahrende Habe, darunter schon eine Bibliothek von 1500 Bänden, zu packen und nach Darmstadt voraus zu schicken, die notwendigen Papiere zu beschaffen ꝛc. So nahm Freiligrath Ende Januar Abschied von seiner Braut, um nur im Vorübergehen sich in Weimar und Jena zu verabschieden. Es folgte noch eine Woche voll des anregendsten geselligen Lebens; erst am 6. Februar gelang es ihm, sich von dem gastlichen Weimar, wo er so viel warme Huldigungen gefunden, loszureißen. Mitte Februar war er wieder zu Unkel.

Aus dieser letzten stilleren, wenn auch arbeitreichen Zeit des Unkeler Aufenthaltes liegen einige Briefe vor, welche sich auf das neue Unternehmen der Britannia, wie auf das Rheinische Jahrbuch beziehen; ein dritter Jahrgang des letzteren erschien nicht, weil der Verleger nicht seine Rechnung dabei fand. Und zwischen den geschäftlichen Briefwechsel hinein mag auch der Poet ein Wort sprechen in dem Briefe, welchen Freiligrath von Wiesbaden aus an Adelheid von Stolterfoth schrieb, und in den freudigen Briefen an Wolfgang Müller und an Karl Krah, einen der während der Unkeler Zeit gewonnenen Freund.

An Adelheid von Stolterfoth.

W., 16. 2. 41.

Da sitz' ich zu Wiesbaden im Holland-Bathhouse, und habe soeben zu meiner wahren Betrübniß hören müssen, daß Sie, verehrte Freundin, diesen Winter nicht, wie gewöhnlich, hier zubringen, sondern zu Geisenheim geblieben sind. Es ist mir das um so schmerzlicher, als ich zu dringende Geschäfte in Unkel habe, um Ihnen noch auf meiner Hinabfahrt einen Besuch zu Geisenheim abstatten zu können. Gingen die Dampfschiffe schon, so würd' ich es sicher nicht unterlassen. So jedoch muß ich gleich wieder mit dem nächsten Eisenbahntrain nach Castel und von da heut Abend 8 Uhr mit der Schnellpost nach Coblenz und weiter. Ich werde mich wahrscheinlich nicht unter 14 Tagen von Unkel losmachen können und mir dann sicher auf der Rückreise zu meiner Braut die Freude machen, Sie, und wär' es auch nur auf ein paar Stunden, in Geisenheim zu begrüßen.

Als ich gestern zu Kostheim über den Main setzte, sah ich den alten Rhein zum ersten Male wieder. Da fühlt ich' doch, wie er mir an's Herz gewachsen ist, und wie lieb ich ihn habe. Die Sonne, deren milder, freundlicher Strahl schon den nahen Frühling verkündete, beschien ihn warm und golden; einzelne kleine Schollen trieben noch stromunter, Kähne und Segel belebten die ruhige, stolze Wasserfläche, und drüben das prächtige, ehrwürdige, goldne Mainz! Ich hätte jauchzen und jubeln mögen vor Lust. Uebrigens sah der Alte noch just so aus, wie verwichenen Herbst; das Charivari der hundert und soviel Compositionen des Rheinliedes schien ihn nicht im Geringsten angefochten und betäubt gemacht zu haben. Er that eben, als wäre gar nichts vorgefallen, und es schien ihn nicht besonders zu rühren, daß er „frei" war, d. h. von Eise! Wahrscheinlich genirten ihn die persiflirenden Locomotiven zu Castel, deren schrilles Pfeifen ihm vielleicht wie Auspfeifen vorkam. Hätt' er dies moderne Volk, diese jung-deutschen Satyriker, denen das Bestehende nicht genug, und deren Wahlspruch: Vor-

wärts! ist, nicht so dicht auf den Fersen, wer weiß, ob er nicht ein wenig stolzer thäte auf seine „Freiheit" und seine „Deutschheit"! — Scherz bei Seite — es ist doch jammerschade, daß das treffliche Lied des wackeren Becker zu sehr Furore gemacht hat. Der Unverstand hat Mißbrauch damit getrieben, und nun ist die Opposition von selbst gekommen. Wenn sie nur immer so tüchtig und ehrenhaft aufträte, wie in dem Gedicht von Prutz, dem geistreichen Hallenser!

* * *

An Wolfgang Müller.

Unkel, Fastnachtsdienstag 41.

Liebster Rauschebart!

Durch Simrath erfuhr ich gestern, daß Du augenblicklich in Cöln zum Carneval bist. Gern käme ich hin, Dich nach langer Entfernung dort zu begrüßen, ich habe jedoch meine Gründe, für jetzt nicht nach Cöln zu gehen und bitte Dich drum herzlich, Dir die Asche zum Aschermittwochskreuz auf meinem Heerde hier zu Unkel holen zu wollen, um so mehr, als er die längste Zeit mein Heerd gewesen ist, und ich in kurzer Frist mich wieder nach Sachsen wenden werde, um mir dort oder sonst wo einen neuen zu begründen. Nicht allein! Die inliegende Karte ist das Neueste, was ich habe drucken lassen, und ich meine, das Beste! Alles Specielle behalte ich der mündlichen Mittheilung vor: — ich bin unendlich glücklich!

* * *

An Heinrich Künzel.

Unkel, 18. März 1841.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihre beiden freundlichen Briefe erst heute beantworte! Ich dachte jeden Tag abreisen und mündlich Alles mit Ihnen ordnen zu können; das Ausbleiben verschiedener zu meiner Trauung nöthiger Papiere jedoch und vornehmlich einer Geldsendung, die mir schon für die ersten Tage dieses Monats zugesagt war, hält mich noch immer hier zurück, und so will ich denn jetzt wenigstens nicht länger anstehen, Ihnen mit zwei Worten zu sagen, wie sehr mich besonders Ihr zweites Schreiben mit dem prächtigen Lerchenliede erfreut hat. Ich kam grade von Simrocks Weinbergen zurück, als ich es zu Hause vorfand, und war selbst voll Frühlingslust und Lerchenjubel. Ach, es ist doch ein süperbes Stück Welt, diese prächtige himmlische Erde, — und nun zumal der Rhein und das Siebengebirge! Ich beneide Simrath den Redlichen um sein Hausen dran. Da hat er sich in einer sonnigen, versteckten Bergschlucht mitten in seine Reben ein Häuschen gebaut, läßt den Wein schneiden, legt Spargelbeete an, keltert

und übersetzt den Parzival, alles durcheinander, es ist eine wahre Freude. Als ich neulich zu ihm kam, stand er mit seiner altdeutschen Ruhe mitten unter seinen Arbeitern, hatte den Iwain in der Hand und ließ Kalk und Dünger in seine neuen Spargelbeete schütten. Beatus ille etc. — 'S ist ein guter, lieber Kerl, der Simrock!

Endlich Antwort aus Pforzheim! Ich gestehe offen, daß ich mich recht drüber freue, und daß ihr langes Ausbleiben mich bereits ein wenig verstimmt hatte. Aber never mind! Ich bin nur froh, daß die vorsichtigen Herren unser Unternehmen, in das ich auch mehr und mehr vernarrt geworden bin und viel von ihm für mich erwarte, was ein stetiges geordnetes Schaffen angeht, plausibel finden und bin mit Ihnen der Meinung, daß der endliche Abschluß nunmehr am Zweckmäßigsten durch eine kleine Reise nach Pforzheim zu erzielen ist. Jedenfalls müssen wir dieselbe zusammen machen! Haben Sie darum die Güte, die Pforzheimer vorläufig davon zu avertiren und sie, was eine ruhige, vernünftige Besprechung des Unternehmens betrifft, ganz auf diesen Congreß zu vertrösten. Ich schreibe Ihnen jetzt drum auch Nichts über die Sache, sondern lasse Alles ruhen bis zu meiner Ankunft in Darmstadt, die jetzt keinenfalls lange mehr anstehen kann. Auf alle Fälle verlasse ich mich darauf, daß Sie nicht vor meiner Rückkehr ohne mich hinreisen. Ich ordne nun in dieser Wartezeit schon, was ich für die Probeblätter zu geben beabsichtige. Thun Sie, ich bitte herzlich darum, ein Gleiches, damit, wenn die Sache zu Stande kommt, was doch nun wohl sicher ist, das Unternehmen gleichzeitig beim Publikum sich introduziren kann. Ich habe aus der Hemans, Pope und Shakespeare's Venus und Adonis Proben, die ich mit gutem Gewissen geben darf. —

* * *

An Karl Simrock.

Unkel, 21. März 1841.

Lieber Simrath!

Noch mit dem Tuffstaube des Brohlthals auf den Stiefeln lief ich gestern Abend nach Menzenberg, fand Dich aber nicht mehr, sondern mußte mich begnügen die zurückgelassenen Briefe entgegenzunehmen. Ich denke, daß es zur Zufriedenstellung all dieser importunen Obscuren am Gerathensten sein wird, wenn wir uns öffentlich in der Zeitung alle weiteren Zusendungen verbitten und wegen des Schicksals des bereits unverlangt Eingelaufenen, statt besonderer Antwort an jeden Einzelnen, auf den Herbst vertrösten. Der Teufel lasse sich in eine Correspondenz mit all diesen Ungedruckten ein!

Matzeraths Brief hat mich recht in der Seele gefreut, trotz der Protectorsmiene, mit der er als angehender Legationsrock dem fahrenden Poeten des Siebengebirges seine Stuben und seine Dienste anbietet. 'S ist doch gut gemeint, denk' ich, und wenn alle Stränge reißen (die Darmstädter mit inbegriffen, obgleich das sehr unwahrscheinlich ist, da ich kürzlich die besten Nachrichten von Pforzheim hatte), so ist ein Berliner Freund, wie Matzerath, allerdings von der größten Wichtigkeit für mich! Ich habe die Adresse des Kultusministers in spe hinter's Ohr geschrieben. — Was M. rücksichtlich des Jahrbuchs zur Entscheidung uns vorlegt, heben wir nun am besten bis zu Deinem nächsten Besuch für die mündliche Besprechung auf.

Die beiden Briefe verwahre ich bis zu Deiner Hierherkunft. An Matzerath werd' ich in diesen Tagen noch schreiben, es ist Unrecht, daß ich ihn diesen Winter so vernachlässigt habe, 's ist doch ein nobler, tüchtiger Kerl! Vale, alter Simrath.

* * *

Nunmehr aber brach unser Dichter wirklich sein Zelt am Rhein ab. Er eilte nach Darmstadt, eine Wohnung zu mieten, von da nach Pforzheim, mit seinen künftigen Verlegern Absprache zu treffen; daß dieselbe allem Anschein nach nicht völlig geschäftsmäßig festgestellt ward, werden wir dem ungeduldigen Bräutigam zu gute halten müssen. Mitte April traf er in Monra ein. Aber auch hier kam noch ein Aufschub, über welchen ein Brief an Freund Krah berichten mag.

Groß-Monra, 11. Mai 1841.

Ueber vier Wochen sind durchs Land gegangen, eh' ich meinem Versprechen nachkomme. Es war ein flüchtiger, fahriger Abschied, der zu Neuwied; überhaupt war unsre ganze kleine Tour nicht so schön und genußreich, wie ich sie mir vorher gedacht hatte und leider — durch meine Schuld! Vergib, Du Guter, Trefflicher, und leg' auch bei Deiner lieben Schwester nachträglich ein freundliches Wort für mich ein! Ich wollte Dir schon von Frankfurt oder Darmstadt aus einige erklärende Zeilen zufliegen lassen, hatte sogar erst vor, gleich am andern Morgen von Coblenz nach Neuwied zurückzufahren und Euch dort noch aufzusuchen. Ich hätte Euch dann mit Ruhe und Besonnenheit erklärt, was mich so verstimmte, und vielleicht wäre dann der letzte Eindruck, den Ihr von mir in Euer stilles, friedliches Brohlthal hinübergenommen, ein reinerer, freundlicherer gewesen! Beides ist nicht geschehen; zu Coblenz drängte mich die Besorgung von Paß und Heimathschein, und zu Frankfurt und Darmstadt mancherlei Anderes. Doch hoff'

ich, daß auch dies verspätete Wort der Begütigung und der Reue Alles wieder gut machen wird. Ich meine, Du mußt mich erkannt haben, lieber Krah, mit allem Guten und Bösen, was meiner Natur eigenthümlich ist, und jener Nachmittag wird Dich nicht irre machen an mir! Gottlob, er ist vergangen und vorüber, eine letzte Wetterwolke aus bewegter früherer Zeit! Seit dem 17. v. M. (erst so spät, weil ich vorher noch einen Abstecher nach Pforzheim machen mußte) bin ich wieder bei Ida, und habe sie genesend und voll der alten, heißen, himmlischen Liebe an mein Herz drücken können! Das ist Dir genug! Ich bin froh und glücklich, und bin sicher, den Frieden, nach dem ich so lange gesucht habe, jetzt endlich dauernd zu besitzen! Sonntag über acht Tage, als am 23. Mai, machen wir Hochzeit!

Dem Rolands-Comité und den Unkelschen Herrschaften hab' ich freilich schon den 16. als Trautag gemeldet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ihre Geschwätzigkeit fürchte, und es am Ende nichts verschlägt, ob sie sich 8 Tage früher oder später ein Räuschchen trinken. Am 16. Mai nämlich ist die Frist abgelaufen, innerhalb deren ich mich trauen lassen muß, will ich nicht noch einmal zu Oberwinter aufgeboten werden. Und dazu hab' ich schlechte Lust, und denke, daß es keine Sünde sein wird, dem lieben Gott und seinem evangelischen Statthalter zu Oberwinter mit einem dreimaligen Aufgebot durchzugehen. Um so mehr, als bloß die Kleinigkeitskrämerei des hiesigen Geistlichen Schuld daran ist, der zwar meine Papiere sämmtlich in schönster Ordnung fand, aber für Ida erst eine Vormundschaft Preußischer Seits eingeleitet wissen wollte, eh' er uns zusammen gäbe. Das würde aber schnöde Weitläufigkeiten abgesetzt haben, und so zog ich's vor, mit Ida nach Weimar, ihrem Geburtsort, zu gehen, um dort unser Heil zu versuchen. Und es ist uns geglückt! Vorgestern sind wir zum 2. Mal in der Weimar'schen Hofkirche proklamirt worden, und acht Tage nach dem 3. Aufgebot ist sie mein Weib, und fliegen wir nach Darmstadt! Ein hübsches, trauliches Logis hab' ich dort schon gemiethet.

Aber reinen Mund, bester Krah! Besonders, wenn Du den Libationen, welche die Rolandsecker meiner Hochzeit zu Ehren anzustellen vorhaben, beiwohnen willst! Am 23. aber trink' ein Glas auf Deiner Burg ganz in der Stille, und klinge nur mit Deiner Schwester an, und allenfalls mit dem guten, edlen Schlickum, den Du wohl zu Dir bescheiden könntest diesen Tag. Ich vermuthe ihn nämlich in Unkel und schreibe ihm morgen. Er ist der Einzige außer Dir (dort in der Gegend natürlich), der um meinen wirklichen Hochzeitstag weiß.

Es waren doch zum Theil schöne köstliche Tage, die ich mit Dir verlebt habe, Du guter, alter Kerl! Sie werden mir nicht aus der Erinnerung

schwinden! Wie schön muß es jetzt in Eurem Thal sein! Hier blüht und duftet Alles, und die Nachtigallen schlagen wie verrückt — 's ist eine rechte Hochzeitszeit!

* * *

Im Übrigen fand die Trauung weder am 16. noch am 23. Mai statt, sondern am Himmelfahrtstage, 20. Mai 1841; ebensowenig in Monra, wie sehr das Brautpaar selbst es gewünscht hätte. Ida war nach preußischem Gesetze noch nicht mündig und bedurfte der Einwilligung eines Vormundes; dieser aber war gestorben und die Bestätigung eines neuen würde allerhand Weitläufigkeiten verursacht haben. So entschloß sich das junge Paar, seine Ehe in dem nächsten weimarischen Dorfe Groß-Neuhausen einsegnen zu lassen; Freunde und Freundinnen aus Erfurt und Weimar kamen ungeladen zum Feste. Und so ward denn nach dem mir vorliegenden Trauschein „der Privatgelehrte aus Darmstadt Ferdinand Freiligrath" am 20. Mai 1841 mit Jungfrau Ida Melos aus Weimar ehelich verbunden.

Damit war abermals ein wichtiger Abschnitt im Leben unseres Dichters abgeschlossen. Wohl gestaltete sich ihm die Zukunft nicht so frei und freudig, wie er sie sich geträumt haben mochte; wohl auch nahm bald die Sorge Platz an seinem neugegründeten Herde; aber er hatte für den nun im vollsten Ernste beginnenden Kampf mit dem Leben die treueste Hülfe und Stütze gefunden, ein verstehendes liebendes Weib!

Sechster Abschnitt.

Darmstadt Mai 1841 bis Mai 1842.

Der 26. Mai 1841 war ein sonnig heißer Tag. Um die Mittagsstunde gab mir, als dem ältesten der Söhne, mein nun auch lange heimgegangener Vater, welcher als Mitarbeiter am zweiten Bande des Rheinischen Odeon mit dem Dichter einige Briefe gewechselt hatte, den Auftrag, dem jungen Paare Freiligrath, das an diesem Morgen angekommen, einen prächtigen Strauß von Rosen, Lorbeeren und Myrten nebst einem darauf bezüglichen Gedichte als Willkommgruß in den Gasthof zu bringen. Ich war damals ein vierzehnjähriger Knabe und rechnete mir den Auftrag zur höchsten Ehre an, freute mich unendlich, dem Manne, dessen bedeutsamste Gedichte wir junges Volk auswendig wußten, zu sehen, vielleicht ein freundliches Wort von ihm zu empfangen. Ich fand ihn nicht zu Hause, dagegen Frau Ida, und wie ich sie damals sah, steht sie mir seit nun vierzig Jahren vor Augen, eine hohe schlanke Gestalt, das schmale weiße Angesicht, aus dem sanfte gute Braunaugen auf mich niedersahen, vom dunkeln Haar in einfachster Tracht umrahmt, gemessen und doch freundlich in allem Thun, von einer Sicherheit und Feinheit des Benehmens, wie sie durch das längere Verweilen in vornehmen und hochgebildeten Kreisen erwächst; so war sie an jenem ersten Tage; so sah ich sie mit den Augen des Geistes manches Jahrzehnt hindurch, so sah ich sie nach des Gatten Tod, sie ergraut, ich ergraut, der ihr als brauner Knabe vor langen Jahren entgegen getreten.

Schon eine Stunde darnach kam eine Antwort des Dichters auf meines Vaters Blumengruß; dieselbe hat neuerdings im zweiten Bande der Gesammelten Dichtungen Aufnahme gefunden, und so mag hier nur die Schlußstrophe stehen:

Ich hab' ihr hoch geschwungen,
Den Strauß, den Willkommstrauß!
Mein Weib hab' ich umschlungen:
„Sei froh, wir sind zu Haus!
Zu Haus durch diese Spende,
Die Guten uns vereint!"
Wir reichen euch die Hände,
Dir und der Gattin, Freund!

Der Dichter hatte wahr gesprochen. Aus diesem Blumengruß erwuchs eine Freundschaft zwischen Freiligrath und meinem Vater, welche, wenn auch nachmals durch die Verschiedenheit der politischen Ansichten gestört, die beiden Männer lebenslang verbunden hielt. Und wenn auch meine Vaterstadt zahlreiche tüchtige Männer und feine Frauen zählte, welche dem jungen Paare Freiligrath wohlmeinend und verstehend entgegenkamen, so war doch, soweit ich beurteilen kann, es vor allen Karl Buchner, dessen herzliche Freundschaft, dessen gediegenen Rat in Dingen der Poesie wie der Welt Freiligrath besonders hoch schätzte, wie auch die beiden Frauen aufs herzlichste verbunden waren.

Und auch wir junge Bursche, meine Brüder und ich, durften uns dieser Freundschaft erfreuen. Gar wohl entsinne ich mich noch des stämmigen bärtigen braunen Mannes mit dunkelm Haar und braunen blitzenden Augen; gar wohl manches Spazierganges nach Wald und Dorf der Nachbarschaft, wobei wir Jungen fröhlich mitzogen, glücklich einen wirklichen Dichter vor uns zu haben, glücklich auch über Freiligraths berühmten grauen Jagdhund Strolch, der in seiner täppischen Art bisweilen wilddiebte oder sonst die wunderbarsten Streiche machte; gar wohl der unerschöpflichen Heiterkeit, welche der glückliche und so unendlich liebenswürdige Mann bei solcher Gelegenheit oder im engsten Kreise unseres Hauses entwickelte, so daß nicht selten Frau Ida den sprudelnden Übermut des Gatten durch leisen Wink in Schranken halten mußte. Wie viele Briefe haben wir in des Dichters Wohnung an der katholischen Kirche [1]) getragen, wie manches freundliche Wort von ihm empfangen! Als Freiligrath dann nach einem allzurasch verrinnenden Jahre wieder von dannen zog, da erbten wir Jungen so manches Andenken an den Dichter, von denen wenigstens ein paar Gipsbildchen noch vorhanden sind. Die Freude war kurz, aber schön ist die Erinnerung, schön genug auf ein ganzes Leben einen lichten Sonnenblick des Jugendglücks zu werfen. Wenn dann in den folgenden Jahren so manches flammende und sprühende Zeitgedicht frisch aus der Esse in unser Haus flog, so lauschte ich andächtig, obwohl ich von der Tagespolitik wenig genug verstand; aber das wußte ich: das Blatt kam von einem Dichter, und ich hatte den Dichter lieb!

Im übrigen besaß die stille Hauptstadt des Hessenlandes in jenen Jahren gar manche wissenschaftlich, dichterisch und künstlerisch bedeutende Kraft, die zwar nicht in weiterem Kreise und für lange Zeit sich wirksam erwies, aber dennoch zur Gestaltung eines regen geistigen Lebens beitrug. Da war, neben dem bereits früher erwähnten Dr. Künzel, Freiligraths

[1]) Im ersten Stock des Eckhauses, Sandstraße 10, jetzt Röhrich.

Genossen bei der Britannia, Frau Luise v. Ploennies, damals nicht unbekannt als lyrische Dichterin und vornehmlich durch gelungene Übersetzungen aus dem Englischen und Flämischen; Fräulein Luise von Gall, die feinsinnige Novellistin, nachmals Levin Schückings Gattin; Eduard Duller, der Dichter und Historiker, schon seit Jahren durch Freiligraths Mitarbeit am Phönix und durch die Grabbe-Biographie mit unserem Freund in Verbindung; der Gymnasiallehrer August Nodnagel, der als Schriftsteller über deutsche Sprache und Literatur Verdienstliches geleistet hat und bereits seit Eingang 1837 mit Freiligrath in brieflicher Beziehung stand; der Lyriker K. C. Tenner, Professor Jakob Felsing, der vortreffliche Kupferstecher u. A. Daran schloß sich so mancher hochgebildete Mann, welcher, ohne selbst Dichter oder Künstler zu sein, doch den Dichter schätzte, die Häuser Hallwachs, Jaup, Hoepfner; und endlich kamen dazu gar manche Dichter und Schriftsteller von älterem oder jungem Rufe vorübergehend nach Darmstadt, Freund Schücking, Moritz Carriere, Berthold Auerbach, Hackländer, Heinrich Koenig, Otto Müller; kurz, in jenem Anfang der vierziger Jahre besaß Darmstadt durch ansäßige Kräfte und literarisch bedeutsame Gäste ein frisches anregendes geistiges Leben, welches Freiligrath wohl auf eine Weile für die Herrlichkeit des Rheines entschädigen konnte.

Und dennoch, das Köstlichste war dem Dichter sein junges Eheglück; es vergoldete ihm das Leben, es gab ihm zur Heiterkeit das Maß, es hielt ihn fest bei fleißiger Übersetzerarbeit, zwischen welche ab und zu, wenn auch nicht häufig, ein eigener dichterischer Klang sich hineinstahl, und dann ganz verschieden von der Weise, wie sie in der ersten Sammlung der Gedichte ausgesprochen ist. Bereits die Gedichte für den Phönix, dann das poetische Vorwort des Malerischen Westphalens bezeichnen das Einlenken in die Bahn patriotischer und politischer Lyrik; mit dem im November 1841 gedichteten „Aus Spanien" eröffnete Freiligrath jene Reihe von politischen Dichtungen, welche, die Ereignisse und Bewegungen der Zeit unmittelbar berührend, nachmals im Glaubensbekenntnis gesammelt wurden; doch war er weit davon entfernt, in den Kriegsruf der politischen Dichter jener Zeit, vornehmlich Herweghs und Dingelstedts, einzustimmen; er spricht darüber seine Ansicht aus in dem berühmten und allezeit wahren Worte:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei!

Andere mehr oder weniger auf Zeitfragen oder Ereignisse bezügliche Dichtungen dieses Darmstädter Jahres sind „Ein Denkmal", gedichtet Mai 1842, jene geharnischte Strafrede bei der Nachricht, daß die Errichtung einer Spielbank auf der Ebernburg beabsichtigt sei; auch hat das Gedicht die

treffliche Wirkung gehabt, daß von dieser schnöden Spielbank an der Stätte, wo Sickingen und Hutten gehaust, nicht ferner die Rede war. Schon im Januar 1842 entstand die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, mit dem kecken Anfang:

Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!

Gemeinsam mit Duller veröffentlichte dann Freiligrath im Frühling 1842 ein in Gesprächsform gefaßtes Gedicht zum Besten des Kölner Dombaues, als Titel die Jahreszahl 1862 tragend; denn bis dahin vermeinte man damals den Kölner Dom vollendet zu haben; das rednerische Pathos des Gedichtes mag wohl teilweise auf Rechnung Dullers kommen, welcher zuerst auftritt, wie Freiligrath das allein in die Gedichte aufgenommene Schlußwort spricht.

Das Unternehmen indessen, welches eigentlich Freiligrath nach Darmstadt geführt hatte, fand noch vor seinem Beginn ein trauriges Ende. Künzel begab sich im Sommer 1841 selbst nach England, die Spitzen der englischen Literatur zur Teilnahme an dem zwei große Nationen verbindenden Unternehmen aufzufordern, und hatte auch von einer Anzahl der besten Kräfte, darunter Dickens und Bulwer, die Zusicherung der Mitarbeit erhalten; derweil bereitete Freiligrath daheim eine Reihe von Übersetzungsarbeiten vor. Am 1. Oktober sollte die Britannia ins Leben treten. Die Verlagshandlung in Pforzheim aber war unterdes kopfscheu geworden; von der mühsam vorbereiteten Unternehmung erschien nach langem Zögern eine Probenummer — und weiter nichts; die beiden Herausgeber mußten zufrieden sein, mit einer bescheidenen Abfindungszahlung davon zu kommen; durch eine Erklärung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar 1842 rechtfertigten sie sich vor dem Publikum. Damit waren Freiligraths schöne Hoffnungen, die ihn nach Darmstadt geführt hatten, verflogen, und er sah sich, zu seiner schweren Bekümmernis, gegenüber der zweifelhaften Existenz eines lediglich vom augenblicklichen Ertrag seiner Arbeit abhängigen Schriftstellers. So lange er Junggeselle war, mochte das gehen, aber jetzt?

In jenem Sommer 1841 verweilte auch die Prinzessin Marianne von Preußen in Darmstadt, um ihre Tochter, die Mutter des gegenwärtigen Großherzogs von Hessen, zu besuchen; sie ergriff die Gelegenheit, den Rolandsknappen, der ihr das Jahr zuvor unabsichtlich so dreist vorgegriffen, kennen zu lernen; Freiligrath ward wiederholt zu ihr berufen und äußerst huldvoll empfangen. Vielleicht hat dieses Zusammentreffen auch zu einem Ereignis beigetragen, welches nach dem kläglichen Zusammenbruch der Britannia für unsern Dichter von besonderem Werte war, zu der Gewährung eines, wenn auch sehr bescheidenen Jahrgehaltes von Seiten König Friedrich Wilhelms IV.

von Preußen. Derselbe hatte, wie bekannt, den Ehrgeiz, eine Anzahl abwelkender oder neuerschlossener Blüten der deutschen Literatur und Wissenschaft um seinen Thron zu versammeln. So ergriff auf Kanzler v. Müllers Anregung Alexander v. Humboldt, ein warmer Gönner der beabsichtigten Noback-Freiligrathischen Handelsakademie, die Gelegenheit, alsbald nach dem Tode des Übersetzers Johann Dietrich Gries, 9. Febr. 1842, vorzuschlagen, daß dessen Jahresgehalt von 300 Thalern vorläufig bis dahin, daß Freiligrath etwa bei der zu errichtenden Handels-Akademie Anstellung und Versorgung finde, unserm Freunde übertragen würde; Humboldt selbst erkannte den Gehalt als gering an, aber er habe „ins Ausland" jetzt nicht mehr fordern dürfen; irgend welche Verbindlichkeit bezüglich des Aufenthaltes war mit der Pension nicht verbunden, wohl aber sprach Kanzler v. Müller, welcher Freiligrath die erste Mitteilung von diesem völlig unerwarteten und unverlangten Gnadenbeweis des Königs machte, in Humboldts Namen die Erwartung aus, daß nach dem Zustandekommen der Handelsakademie noch mehr für Freiligrath geschehen könne.

Der Dichter hatte, wie erwähnt, keine Ahnung von der Absicht des Königs, ihm diese Pension zu verleihen. Da ist es denn sehr merkwürdig, daß ihm eines Nachts träumte, er sei beim König; aber es war der verstorbene Friedrich Wilhelm III. und dieser stand vor einem Kaufmannspult, auf dem ein großes Blatt Papier lag. Darauf war in großen Ziffern eine 3 und eine 0 dahinter geschrieben; der König rief ihn heran und sprach: Herr Freiligrath, ich habe hier eine kleine Besoldung für Sie ausgefertigt, wieviel Nullen sollen wir denn noch hinschreiben? Was meinen Sie? Noch ehe der Dichter geantwortet, erwachte er, und das Traumbild war verflogen. Andern Tags erzählte er der Gattin den überaus lebendigen Traum bis in alle Einzelheiten, — am Abend trat der Briefträger mit dem Schreiben des Kanzlers herein. Freiligrath war wirklich etwas von einem Visionär und hatte

„Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte."

Unser Dichter war für diesen Zuschuß, welcher nachmals auf den 1. Januar 1842 zurückdatiert ward, unter seinen damaligen Verhältnissen sehr dankbar, wenn er auch schon Ende 1843, um nicht in der Äußerung seiner politischen Ansichten durch das Bewußtsein einer gewissen Verbindlichkeit behindert zu sein, auf denselben verzichtete.

Zum Schlusse mag hier noch erwähnt werden, daß Freiligrath, durch H. Künzel veranlaßt, am 14. Mai 1842, unmittelbar vor der Abreise nach St. Goar, zu Worms in den Freimaurerbund trat. Indes hat der Dichter, aus welchen Gründen, ist unbekannt, sich an dem stillen Treiben der Maurerei weiterhin in keiner Weise beteiligt. Nachdem er trotz mehrfacher Aufforderung

zehn Jahre lang nichts von sich vernehmen lassen, ward er gestrichen; auch nach der zweiten Heimkehr aus England hat Freiligrath nicht, wie ihm nahegelegt ward, sich um die Wiederaufnahme bemüht.

Betrachten wir die zahlreichen Briefe Freiligraths aus dem Darmstädter Jahre, so stand damals seinem Herzen der nächste Levin Schücking, scherzhaft Kleucker genannt nach dem bekannten Orientalisten des Namens, seiner Zeit Rektor in Osnabrück, einem gelehrten und verkehrten Genie, von welchem ihm Schücking erzählt hatte. Dieser selbst hauste um jene Zeit erst beim Freiherrn Jos. v. Laßberg am Bodensee, übernahm dann für kurze Zeit eine durch Freiligrath vermittelte Erzieherstelle beim Fürsten Wrede. Mit Adelheid von Stolterfoth verbindet unsern Dichter eine in mehr höfischer Form sich ergehende Verehrung. Wieder anders war das Verhältnis zu Karl Buchner, an dem er die gediegene Natur, den treuen und verständigen Rat, die warme Freundschaft hochschätzte; die meisten der Schreiben an ihn sind flüchtige Eintagsbillets, andere dagegen inhaltlich sehr wertvoll. Sehr vertraut, durch mehrere Schreiben vertreten, ist auch das Verhältnis zu Karl Krah, dem Freund im Brohlthale. Daran schließen sich vereinzelte Briefe an Nodnagel, dem er zum Zwecke literarischer Benützung eine höchst anziehende und gemütvolle Darstellung seines Lebensganges giebt, an Simrock, Matzerath, O. L. B. Wolff, Marianne Immermann ꝛc. Wir lassen die Briefe nach der Zeitfolge geordnet erscheinen.

An Karl Krah.

Darmstadt, 22. Juni 1841.

Lieber theurer Freund!

Nur wenige Worte herzlicher Antwort laß mich Dir heute auf Deinen lieben prächtigen Brief vom 7ten zurufen! Tausend, tausend Dank — für Deinen Brief, für Deine Treue, für Dein Anmirhalten, für Deine Vergebung! Zumeist aber für Deinen innigen Antheil an meinem jungen Glücke und für Deine Freundeswünsche zu demselben! Gottlob, sie verwirklichen sich mit jedem Tage mehr! Ich bin glücklich, überglücklich! Mag nun auch kommen was da will im Leben: ich stehe gerüstet für Alles. Ich weiß, wofür ich ringe, strebe und meine Kräfte anspanne, und wenn ohne mein Verschulden ein Wetter über mich hereinbricht, so hab' ich eine Brust, an die ich mich flüchten, an der ich Muth und Stärke auch für das Schwerste mir holen kann! Gottes Segen über mein Weib! Womit verdiene ich dieß unbeschreibliche Glück? Es ist mir Alles noch wie ein Traum; ich weiß nicht, wie ich zu alle dem komme, ich zwicke und kneipe mich, ob ich wirklich wach bin, ich bin ein glücklicher, kindischer Narr — nächstens sollst Du's mit eignen Augen sehn!

Denn wenn sich nicht Alles gegen mich verschworen hat, so folgen wir noch im Lauf der künftigen Woche Eurer herzlichen Einladung. Wir möchten Euch gar zu gern noch auf Eurem Bergschlößchen das Valet geben; Ihr seid mir und meinem Herzen so fest und innig mit Burg und Waldeinsamkeit verwachsen, daß ich mir Euch fast nur in der ursprünglichen Ruhe und Abgeschiedenheit Eurer seitherigen Verhältnisse denken kann, und fast zürnen möchte, daß Du sie für das bewegtere Leben Cölns aufgeben willst. Dazu ist aber hier der Ort nicht, und wir wollen überhaupt Aeußeres unserer Zustände gegenseitig mündlich besprechen. Dieß Blatt fliegt Dir einzig zu, um uns anzukündigen. Ich stecke noch so tief im Ordnen und Einrichten drinnen, daß ich noch zu keinem ruhigen und behaglichen Schreiben kommen kann und mir erst die Hände waschen und die Aermel reinigen muß vom Dreck und Bücherstaub, wenn ich ein Blatt Papier anrühren will. Doch hab' ich mein neues Logis schon mit Einer Arbeit wenigstens eingeweiht, einer Uebersetzung von Lamartine's schwülstiger kosmopolitischer Hymne an Becker, die Du dieser Tage in Du Monts Zeitung lesen wirst.

Den Tag unserer Ankunft kann ich noch nicht bestimmen, da er noch von allerlei Zufälligkeiten abhängt. Vielleicht heut' in acht Tagen, vielleicht auch ein paar Tage später! Wenn Ihr dann nur noch zu Burgbrohl seid. Wenn Euch überhaupt dieser Brief nur noch dort trifft! Ich konnte leider nicht eher antworten, da ich erst heute Gewißheit erhielt, daß uns die Tour möglich ist!

Verrath' indeß nichts davon, theurer Freund! Wir wollen bloß Euch sehn, und Andernach ist der tiefste Ort, den wir dießmal am Rhein besuchen. Den wackern Schlickus lassen wir natürlich holen, wenn wir bei Dir sind, und ihn kannst Du schon auf unser Kommen vorbereiten! Ich schreib' ihm auch morgen, dem guten, trocknen Westphalen mit seinem bissigen Humor.

Meine herzlichsten Grüße an Deine verehrte Schwester, wie an die übrigen Mitglieder Deiner lieben Familie, wenn sie noch bei Dir sind! — Strolch leidet an verhaltener Lyrik und winselt deßwegen jezuweilen ein Erkleckliches. Sonst ist er wohl, frißt fabelhaft und hat meiner Frau jüngst sogar eine Leberwurst gestohlen, was uns übrigens ganz recht war, da sie nichts taugte. Er grüßt schönstens.

Adieu, liebe, treue Seele! Bis zum baldigen Wiedersehen!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmstadt], 18. 8. 41.

Verehrte Freundin!

Sie sehen, daß ich immer noch ein gar träger und sich nur selten in

Erinnerung bringender Briefsteller bin! Möge Ihnen das letztere wenigstens beweisen, daß ich trotz meines öftern hartnäckigen Schweigens denen, die ich einmal als wahre, wohlwollende Freunde erkannt habe, treu anhange und hohen Werth darauf lege, auch von ihnen nicht vergessen oder verkannt zu werden. Leider war es mir auf meiner Rückkehr nach Weimar in verwichenem Frühjahr nicht möglich, in Geisenheim, wenn auch noch so kurz, zu verweilen. Allerlei widriges Geschick hatte mich länger in Unkel aufgehalten, als ich meinem ursprünglichen Plan nach wollte, und so mußte ich nur eilen, der harrenden Braut, die jetzt seit Mai meine liebe kleine Frau ist, wieder zuzufliegen. Ich bin sehr glücklich, soweit nämlich das Glück von der Liebe abhängt. Sonst fehlt es allerdings nicht an Sorgen für den Anfang, doch sind wir ja beide jung und haben uns lieb, und da seh' ich denn der Zukunft mit Vertrauen und Muth entgegen.

Den vorliegenden schriftlichen Gruß bringt Ihnen ein lieber Freund aus meiner Weimar'schen Zeit, Portraitmaler Schramm aus Wien, der von Frankfurt aus, wo er sich augenblicklich aufhält, eine Tour nach Ems beabsichtigt, und mich um eine Einführung bei Ihnen bat. Nehmen Sie ihn mit Wohlwollen auf, ich bitte herzlich darum! Er ist einer der ausgezeichnetsten Künstler im Portrait, die ich noch kennen gelernt; er trifft und behandelt dabei das Technische des Aquarell mit einer Vollendung, wie sie in der That selten ist. Ich bin Laie und würde Eulen nach Athen tragen, wenn ich Ihnen viel von seinen Leistungen reden wollte: lassen Sie sich statt aller Empfehlung sein Album zeigen, Sie werden ihn als Künstler und Menschen lieb dadurch gewinnen.

Das Unternehmen, zu dem ich Sie durch das beiliegende Rundschreiben einlade, lege ich Ihnen dringend an's Herz, und bin der freundlichsten Gewährung im Voraus gewiß. Lassen Sie uns recht bald einen Beitrag der liebenswürdigsten Dichterin empfangen, deren sich der Rhein rühmen kann.

Wenn ich sicher wüßte, daß Sie sich auch mit Nachbildungen Englischer Poesie beschäftigten, würde ich Sie nicht minder gleich zur Theilnahme an meiner mit dem 1. Oktober erscheinenden Zeitschrift für Englische Literatur und Englisches Leben: „Britannia" auffordern. Wenn es Ihnen möglich ist, werde ich stolz darauf sein, Sie auch an dieser Entreprise, auf die ich vorläufig das erste Jahr mit Küch' und Keller basirt habe, durch recht häufige Beiträge betheiligt zu sehen. —

* * *

Dem Brief ist beigefügt die von Freiligrath für sich und den Mitherausgeber Eduard Duller unterzeichnete, vom selben Tage, 18. August 1841, datierte Aufforderung, an einem „Kölner-Dom-Album" mitzuwirken, welches die Beiträge deutscher Schriftsteller bringen, und dessen Ertrag als

Beitrag derselben zum Ausbau des Kölner Domes dienen solle; Geschichte, Sage und Lebensbild des Rheinlandes sollten den Kern des Mitgeteilten bilden. Das Unternehmen gelangte nicht zur Ausführung.

An Levin Schücking.

Darmstadt, 20. August 1841.

Karl Buchner sagte mir jüngst: „Das Briefschreiben sollte billig ganz abkommen in einer Zeit, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe existiren!“ und er hat wahrhaftig halb Recht. — Halb! Denn wenn man erst glücklich im Hafen der Ehe sitzt, so kann man auch nicht allezeit an eine Locomotive sich hängen, oder auf einem Dampferverdeck zwischen Mainz und Coblenz ad libitum die Augsburger Allgemeine verfrühstücken. — Ihr indeß, die Ihr noch ungebunden flattern, hierhin und dorthin sausen und „deficiente pecu“ Uhr und Siegelring versetzen könnt, Ihr solltet Euch statt Eurer Briefe selbst in die Welt schicken und Euren stabil gewordenen Freunden durch einen Besuch Gelegenheit geben, die Zeit, die sie sonst mit Schreiben an Euch zubringen müßten, zu verküssen und zu verkosen, wie sich's gehört. — Ohne viel Geschwätz: Halte Wort und komm' bald! Ich bin der glücklichste, seligste und zufriedenste Mensch von der Welt, liebend und geliebt, wie ich kaum zuvor gedacht, daß zwei Menschen sich lieb haben könnten; Du sollst Deine Freude an uns haben. Ida ist ein herrliches, unvergleichliches Weib, und ich weiß und empfinde es tief, daß ich durch sie für's Leben glücklich bin. Wir wollen Dir den Anblick eines Glückes geben, das Dich nach einem gleichen lüstern machen, und Dich, da Du Deinen Freund lieb hast, seinetwegen froh und fidel machen soll. — Bitte: komm' bald! Wir können Dich freilich nicht beherbergen, da wir noch zu beschränkt wohnen, doch läßt Dir der 50jährige Lyriker K. E. Tenner ein Quartier anbieten, das Du unbedingt annehmen kannst. Essen hast Du natürlich ein für allemal bei mir, an Einladungen wird's auch nicht fehlen, und so kannst Du, mein' ich, ein paar Wochen eben so billig hier leben als zu Münster. —

Ich bin inzwischen, trotz aller Entschuldigungen, die ich auf Hochzeit, Reisen, Flitterwochen, Einrichtung ꝛc. ꝛc. stützen darf, nichtsdestoweniger ein leichtsinniger Mensch, daß ich Dir nicht eher geschrieben. Wenn ich Dir nicht Portrait und Karten durch Schlickum geschickt hätte, so wär' ich ganz untröstlich — jetzt aber geht's doch noch eben an. Nun hat sich aber in der Zwischenzeit eine solche Menge von Stoff gesammelt, daß ich ihn unmöglich alle in dieß Couvert gießen kann. Die mündliche Besprechung muß Alles erledigen, ich freue mich unendlich darauf! Wir sind doch, hol' mich der

Teufel, die beiden gemüthlichsten Strolche von der Welt — säßen wir nur erst wieder bei einander und sähen uns in die respectiven Gespensteraugen!

Lieber, Guter, Einziger! Ich muß schließen! Nun ist es schon spät. Komm' bald und vergib mir, was ich verbrochen habe. Alles Andere mündlich, Immermann und Rhein. Album, wollt' ich sagen: Jahrbuch, nicht ausgenommen. Unterwegs steigst Du natürlich zu Unkel aus und nimmst Schlickum Pictorem in's Schlepptau. Vergiß mir vor allen Dingen den Simplicissimum nicht; auch nicht Johnson's Lives of the Poets und was Du sonst noch von Büchern von mir hast. Wenn mir die vortreffliche Geyerpfeiferin, Annette Elisabeth, nunmehr einen ihrer zahllosen geschnittenen Steine schenken will, so bettle recht schön für mich und leg' mich zu Füßen. Du hast ja immer davon geschwatzt.

Farewell, farewell! Ich hab' Dich lieb wie immer und hoffe Dich bald hier zu haben.

* * *

An August Nodnagel.

Darmstadt, 21. Aug. 1841.

Lieber Nodnagel!

Vergib, daß ich Dich mit den versprochenen Notizen so lange hingehalten habe! Zeit und Lust fehlten, und ich konnte wahrlich nicht eher dazu kommen, als eben jetzt, wo der frische, herrliche Morgen mich eben so sehr mahnt, als tüchtig macht, Dir Wort zu halten. Ich knüpfe meine Mittheilungen wohl am besten an den Artikel über mich im beikommenden 12. Heft des Wigand'schen Conversationslexicons, den ich, was das Chronologische darin betrifft, durchaus bestätigen kann, und nur allerlei Sachliches berichtigen muß. Es ist nämlich durchaus unwahr, daß ich „unter dem Mangel an allen geistig anregenden Einflüssen aufgewachsen sei." Mein Vater war Lehrer an der Detmolder Bürgerschule, ein braver, edler und in seiner Stellung tüchtiger und geachteter Mann, der gewiß zu erkennen und zu fördern wußte, was allenfalls in mir lag. Ich erinnere mich noch jetzt mit Thränen in den Augen der Freude, mit der er die ersten Anfänge des Achtjährigen begrüßte, und der Opfer, die Er, der finanziell vielfach Beschränkte und Beengte, mit Liebe brachte, wo es galt, meine Ausbildung zu fördern. Ich liebte ihn über Alles, und weiß, was ich ihm zu danken habe! — Außer ihm nahm sich vornehmlich unser alter Nachbar, der Historiker Clostermeier, der geistigen Förderung des kleinen Poeten an. Ich mußte allwöchentlich zwei Mal zu einer bestimmten Zeit zu ihm kommen, theils um ihm Rechenschaft über meine Schulstudien zu geben, theils um von ihm

selbst allerlei Sprachliches und Historisches, was ich eben auf dem Gymnasium nicht zu hören bekam, nebenbei zu empfangen. Durch meine Freude daran und die Leichtigkeit, mit der ich mir Alles aneignete, war ich sein erklärter Liebling, wozu vielleicht auch die Naivetät und der kindische Witz, durch die ich ihn nicht selten ergötzte, nicht wenig beitrugen. Wenn seine Tochter (Grabbe's Wittwe) nächsten Monat nach Darmstadt kommt, so kannst Du von ihr eine Menge Anekdoten aus jener Zeit hören, die Dich gewiß zum Lachen bringen werden. Von den Lehrern am Detmolder Gymnasium übten hauptsächlich Rohdewald und Falkmann (der bekannte Stylist) einen wohlthätigen Einfluß auf mich aus; Jener durch Ausbildung meines sittlichen, dieser durch Weckung und Entwickelung meines ästhetischen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Detmolder Gymnasium verließ, das Distichon in's Stammbuch schrieb:

Ueberall folgen die Musen und Grazien ihrem Verehrer,
Niedrer und kalter Sinn weist sie allein nur zurück,

so ist das, mein' ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht „Mangel an geistig anregenden Einflüssen" gelitten, sondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren hatten. Ich bin nachher, in einem mannigfach bewegten Geschäftsleben, der Aufforderung, die in jenem Distichon liegt, nach Kräften nachgekommen, wenn der Erfolg, mir wenigstens, auch immer ein ungenügender geblieben ist. Meine Lehrzeit bestand ich zu Soest bei meinem Oheim, einem vielfach gebildeten, und was mehr als das ist, einem überaus wackern und vortrefflichen Manne, der mir Muße vollauf gab, mich theils autodidaktisch, theils durch Privatlehrer fortzubilden. Den größten Theil meiner zahlreichen Privatstunden (Englisch, Französisch, Italienisch und ein Reitcursus sogar) hat er selbst bezahlt! Ich verdanke ihm außerordentlich viel!

Was das Lexicon sonst über mich beibringt, ist richtig, mit Ausnahme meines Verhältnisses zu Grabbe, über das ich mich bereits mündlich gegen Dich ausgelassen habe. Nachdem ich also nachgetragen, daß ich zu Ende 35 und Anfang 36 noch Hugo's „Oden" und „Dämmerungsgesänge" übersetzt (für die formelle Weiterbildung immer von Moment), kann ich gleich einen Sprung machen, und Dich aus meiner Barmer Zeit (1837—1839) an den Rhein nach Unkel führen. Der edlen Mercatura hatt' ich nun vollständig den Rücken gewandt und wollte in stiller Zurückgezogenheit schaffen, was mir der Geist eingäbe. Daraus ward indeß nichts! Von dem Zauber des Rheines ergriffen, den Simrath so wundervoll in seinem „An den Rhein, an den Rhein" angedeutet hat, hab' ich in Unkel viel gelebt und

geliebt, aber wenig gedichtet. Der Aufbau des Rolandsbogens war das Einzige, was ich dort ausführte, und das „Rolandsalbum" die einzige schriftstellerische Merksäule des ganzen Jahrs. Das „malerische und romantische Westphalen", zu dessen Vollendung ich eigentlich nach Unkel mich gewandt hatte, blieb liegen, und wurde erst später von Schücking fortgesetzt. Was ich mir übrigens in Unkel sonst errungen, und welch einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben es bildet, weißt Du und siehst Du alle Tage im Anschauen meines häuslichen Glückes. Ich verließ die kleine Rheinstadt im September v. J., machte dann eine Reise nach Süddeutschland und sah Ida im November in Thüringen wieder. Den Winter bracht' ich theils bei ihr auf dem Lande (in Monra), theils in Weimar zu, wo ich mir in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. liebe Freunde erworben habe. Im Mai 1841 war meine Hochzeit — seit dem 26. Mai bin ich in Darmstadt. Das Weitere weißt Du — weißt, wie ich lebe und was ich von Literarischem zunächst vorhabe. Möge mir Gott beistehen, noch Viel zu schaffen und Besseres, als bis jetzt!

Ich bin seltsam bewegt, wie ich Dir da das nackte Gerippe eines Lebens hinstelle, von dem schon viel Lärm geschlagen, und an dem doch im Grunde wenig ist. Um es begreifen zu können, müßtest Du im Stande sein, zwischen den Zeilen zu lesen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Thräne, da fehlt es nicht an durchweinten und durchschwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwischen — ich bin betrübt bis zum Tode! — Jetzt gilt es, das Alte zu sühnen durch festes Beharren und treues, liebendes Halten an dem neu Errungenen! Ich liebe mein Weib unendlich, und ich hoffe zu Gott, daß ich in dieser Liebe Kraft und Muth für ein Leben finden werde, das man später mindestens nicht ein ganz verfehltes nennen soll.

Doch Du wolltest Notizen, und ich werde sentimental. Vergib und bleib' mir gut! Ich lege noch zwei Nummern des „Lippischen Magazins" bei, in denen Du etwas über meine früheren Detmolder Verhältnisse findest.

Um die Mitte des künftigen Monats wird Frau Grabbe hierherkommen, Schücking, die treue edle Seele, wohl schon früher; Hackländer bestimmt anfangs September. Ich hoffe auf viele frohe Tage.

Von Herzen Dein

Freiligrath.

* * *

August Nodnagel hat die im vorstehenden Briefe enthaltenen biographischen Mitteilungen in einem Buche benutzt, welches mit dem Titel „Deutsche Dichter der Gegenwart, erläutert von A. N." 1842 bei Diehl in Darmstadt erschien. Dasselbe bringt herzlich unbedeutende Besprechungen über Freiligrath,

Eichendorff, Rückert und Heine; doch besaß es seiner Zeit immerhin den Wert, die erste eingehende und dabei authentische Kunde über unseres Dichters Lebensgang mitzuteilen.

An Levin Schücking.

Darmstadt, 31. Aug. 41.

Lieber guter Schücking!

Welche Freude hatt' ich, als mir der Postbote vor einer Viertelstunde Dein Packet einhändigte. Jetzt, seit ich Deinen Brief gelesen, ist sie fort, wenigstens gedämpft, und ich hab' ein Gefühl in der Brust, als läg' ein eiserner Reifen drum. Dein Brief ist kalt und piquirt, himmelweit verschieden von früheren, die Du mir in den letzten zwei Jahren geschrieben. Lieber, einziger Kerl, hab' ich das verdient, trotz meines Schweigens? — „Ausgezeichnetster", „Ceci n'étant à d'autres fins", „fidelissime ami" — sieh', darüber könnt' ich weinen, wie ein Kind, oder wie ich selbst vor einem Jahr zu Frankfurt, als mich ein Blick in die Literatur-Misère unsrer Zeit erst aufs Bett und hernach schluchzend an Deinen Hals warf! Du hättest mich en revanche mit Schweigen tractiren, hättest über mich losziehen, hättest mir saugrob schreiben können, das Alles hätt' ich verschluckt, nur nicht diese Ironie, die mit platten Worten sagt: „Ich bin nicht piquirt!" und doch durch die Art, wie sie's sagt, vom Gegentheile zeugt. Eine Kolbe fang' ich auf zur Noth; gegen Scheidewasser bin ich nicht gewaffnet! Und Scheidewasser hättest Du mir nicht appliziren sollen! Von Dir frißt und ätzt es mehr, als von jedem Andern. Mir wird's nicht wieder wohl in der Haut, bis Du Balsam nachgegossen hast, und daß Du's thun wirst, dafür bürgen mir wenigstens einige Stellen Deines Briefes. Sieh, Kerl, ich packe Dich mit beiden Händen: sei mir wieder gut, ganz ungetheilt und schreib' mir nicht zum zweiten Mal so eine Epistel! — Herr Gott, das Gefühl, dich durch eigne Schuld verloren oder mindestens erkältet zu haben, ließe mir nicht Ruhe mein Leben lang! — Ich mag Nichts mehr sagen, mir stehen die Thränen in den Augen! — —

Wohin hast Du denn vor, Dich diesen Winter zu wenden? Wenn Du noch keinen Ort gewählt hast, so komme hierhin nach Darmstadt! Herr Gott, wie wollt' ich jubeln! Thu's doch, ich bitte Dich! Keine Stadt wird Deinen Bestrebungen zuträglicher sein als eben unsre löbliche Residenz. Du wirst zwar im Ganzen theurer leben als zu Münster, aber doch immer wohlfeil genug. Ein hübsches, trauliches Mansardenlogis ist alle Tage um wenig Geld zu haben, und die Kost läßt sich vielleicht auch billig in irgend einem Privathause ausmachen, möglicherweise gar bei mir selbst, wenn Küche

und Keller erst ein wenig mehr in der Reihe sind. Bei Künzel, der immer ein paar junge Engländer in Kost und Logis hat, wird es gleich von vornherein keine Schwierigkeiten finden, und er würde Dir sicher ein billiger und nicht immer auf den Tag um Zahlung heischender Kostherr sein. Sonst ist das Leben hier still, Zeit und Stimmung werden einem nur selten verdorben, und man kann tüchtig arbeiten. Die Großherzogliche Bibliothek ist ausgezeichnet und namentlich in Rücksicht auf Englische Literatur reicher als die meisten andern ihres Ranges. Das Theater (ich kenn's bis jetzt noch nicht) soll zwar nur mittelmäßig sein, doch ist es immer besser als das Detmoldische, das ja wohl bei Euch spielt — und das Orchester wenigstens ist vortrefflich. Der Kreis, in den Du durch mich kommen würdest und der Dich großentheils schon kennt und liebt, ist ein intelligenter, liebenswürdiger und in mancherlei Weise anregender. Ich nenne nur Buchner (ein herrlicher Mann!), Duller, Künzel, Felsing (der berühmte Kupferstecher), Jaup, Hallwachs (mit Tieck sehr befreundet), Nodnagel, Tenner! Komme und prüfe und wenn's Dir gefällt, so bleib' bei uns! An mir, den ich zuletzt erwähne, weißt Du, was Du hast! Vielleicht zieht Dich auch das! —

Was soll ich Dir nun sonst noch sagen, Du schlechter Mensch, Du malitiöser Kleucker! Daß es mir nach wie vor wohl geht, daß ich ruhig und befriedigt in mir selbst bin, und daß meine Ida das herrlichste Weib von der Welt ist und mich alle Tage lieber hat? Das siehst Du besser mit eignen Augen, und es kann mich also nur zu einem wiederholten: „Caeterum censeo" veranlassen. Wahrhaftig, Kerl, Du wirst Dich freuen, mich wiederzusehen. Die „toujours liebenswürdige Kreuzfidelität", von der Du schreibst, wirst Du zwar minder häufig an mir wahrnehmen als sonst, dafür aber eine ruhige Heiterkeit in meinem Wesen ausgesprochen finden, die Du mir vielleicht gar nicht zugetraut hast früher. Komm' recht, recht bald und laß uns froh und glücklich sein, wie zuletzt vorigen Herbst in Unkel, als wir uns von den Prager Studenten Webers letzte Worte und die Marseillaise aufspielen ließen. —

Ach, was haben wir uns viel zu sagen und auszutauschen! Noch einmal: Caeterum censeo, Darmstadium esse adiendum!

* * *

An Levin Schücking.

[Darmstadt, undatirt. Sept. 41.]

Herzenslevin! — wie glücklich hat mich Dein Brief gemacht! Dacht' ich mir's doch gleich, daß Du's nicht so bös gemeint hattest! Als mein Brief fort war und ich Deinen noch 'mal vornahm, sah ich gleich,

daß ich in der Erregtheit der ersten Lectüre zu empfindlich gewesen war, und Ida hat mich von vornherein ausgelacht mit meiner Hyperverletzlichkeit. Doch nun kein Wort mehr davon! Wir wissen jetzt mehr als je, was wir einander sind — nochmals die Hand darauf, alter Kerl! Mach' nur, daß Du bald kommen kannst. Ich sehne mich ungeheuer nach Dir! Nach Deiner Gemüthlichkeit, nach Deinen Gespensteraugen, nach Deinem Second Sight, nach Deiner ganzen tiefen, innerlichen Westphalennatur. Das ist, was uns, als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element, so fest an einander kettet! Sie thut es vielleicht um so mehr, als wir uns hauptsächlich außerhalb Westphalens erkannt und aneinander angeschlossen haben: unter den petillirenden, oberflächlichen Niederrheinmännern sind sich unsre soliden, betrachtsamen Biernaturen lieber und mehr zum Bedürfniß geworden, als es vielleicht in Westphalen selbst der Fall gewesen wäre. Denn solid und betrachtsam bin ich, hol' mich der Teufel, auch, mag die böse Welt schwatzen, was sie will, und in Deiner Persönlichkeit erlebt unser treues, tiefes, poetisches Westphalenthum die schönste Verklärung, die ich mir denken kann. — O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haidenland! — Mir geht das Herz auf, wenn ich dran denke, — an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht als irgend ein andrer deutscher Volksstamm; schon der Verwandtschaft wegen, mit dem Briten gemein hat. Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westphalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein, und am Mund der Mutter hangen, und sterben sehen, und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Innern und Aeußern, gebrochne Herzen und Traualtäre — Alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zuerst schmiede! Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht da gewesen. Denn Byron gibt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob! — Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte Dir ja nur sagen, daß

Du mir unendlich lieb bist, und in Gesellschaft Schlicki picloris bald kommen sollst. Denn auch er ist ein prächtiger Kerl, und wir drei müssen jedenfalls beisammen sein, wenn wir unseren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den Westphälischen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mit mir redete) in allen seinen Richtungen zu Darmstadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel, und laß Dich mit einem prächtigen Menschen, Karl Krah, jetzt zu Cöln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich sehr liebe und den auch Du lieb gewinnen wirst. Ich hab' ihn und seine Schwester Anfangs Juli mit meiner Frau auf seinem Thalschlosse besucht und da ich nicht nach Unkel mochte, Schlickum auch dahin beschieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Besuche doch auch Simrathen (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe Du hierhin kommst. Der Sappermenter antwortet mir in seiner gewöhnlichen altdeutschen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 'S ist aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Wasch' ihm übrigens den Kopf! —

O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: In meinem vorigen Brief steht: adiendum für adeundum! So sagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechischen in's Lateinische vertirten: davit für dedit. Ueber diesen König in Israel ist viel gelacht worden.

Die jetzigen Detmolder Gymnasiasten sind vorgestern altdeutsch in Federbarett zum Hermann hinaufgezogen. Unterdessen ist Herwegh zu Zürich „lebendig". Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts, und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Theil weniger Sorgen gibt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten. Für's Erste muß ich aber noch in diesem materiellen Druck, in diesem Kampf mit den Verhältnissen drin sitzen, dann wird die Geschichte nachher um so famoser.

Vale, lieber Kleucker! — Dieß ist nun wohl der letzte Brief, den ich Dir vor Deinem Kommen schreibe — werd' ich von Dir noch einen kriegen? Entschuldige mich, daß ich nicht frankire. Meine Casse ist im Augenblick verflucht knapp, und Du hast wohl Pump beim Postboten. Das muß

gegenseitige Convention sein bei uns: Wer Geld hat, frankirt: wer keins hat, läßt's bleiben. — Adieu, Alter! —

* * *

An Luise Grabbe in Mannheim.

Darmstadt, 26. October 1841.

Uebermorgen also werden Sie Ihre Rückreise antreten. Tausend Grüße nach Detmold — an Alle, von denen Sie voraussetzen können, daß sie nahen Antheil an mir nehmen. — — Soest?! Ich bitte: Nein! — Doch geb' ich Ihnen mein Wort, daß ich in kürzester Zeit an meine Familie schreiben, und, so Gott will, alles auf das alte, schöne Verhältniß zurückführen werde. Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu wiederholen, wie diese unselige Störung mir am Herzen nagt, und mir trotz alles übrigen Glückes Tag und Nacht keine Ruh' läßt. — Wozu aber wollten Sie hingehen? Von mir reden? Die Nachricht, daß ich bitter, bitter beklage, würde wohl erfreuen, die gleichzeitige Beschreibung meines Glücks aber eben so sehr verwunden! — Darum bitt' ich nochmals von Herzen: Nein! — Ich muß erst geschrieben haben! — Erkundigen Sie sich aber im Gasthofe, wie es Allen geht und schreiben Sie mir's! — O Gott, weiß ich doch kaum, ob sie noch leben Alle! — Lassen Sie mich bald etwas hören — bald, bald! — Und schreiben Sie mir die reine Wahrheit — ich bin betrübt bis in den Tod! —

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 28. November 1841.

Du mußt meine Faulheit entschuldigen! Es hat seit einem Monat gestürmt — in mir und um mich her, und wie oft ich die Feder angesetzt habe, Dir zu schreiben, so ist doch nie was Gescheutes aufs Papier gekommen. Auch heute nur zwei Worte; in acht Tagen spätestens hast Du einen Dich durchaus befriedigenden Brief. — Vorläufig nur: daß die Britannia wahrscheinlich gar nicht ins Leben tritt. Wie sehr ich mich dadurch im Materiellen für meine nächste Zukunft contrecarrirt sehe, bedarf wohl nur der Andeutung! — Außerdem haben mich Nachrichten aus Soest kürzlich sehr, sehr niedergedrückt, und ich habe manchmal selbst in Gesellschaft Mühe, meinen Thränen zu wehren. — Und das Alles sind Sorgen und Schmerzen, die meine Frau nicht theilen kann! Und einen Freund, wie Du es mir bist, hab' ich hier nicht! So muß ich denn Alles stumm und geduldig in mich hineinfressen!

Sonst geht's mir wohl! Das Glück meiner Ehe, sofern es auf der Liebe beruht, steht auf einem Felsen, und das ist viel, ist alles!

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 3. December 1841.

— Ueber Shakespeare's „Venus und Adonis" bin ich zum Theil Ihrer Meinung, und glaube, daß in dem, worüber wir nicht einverstanden sind, Heinrich Koenig sich auf meine Seite schlagen würde. Nelly und Alice (in William's Dichten und Trachten) sind doch zwei durchaus keusche Erscheinungen, und tragen nichtsdestoweniger kein Bedenken, von dem Gedichte zu reden, es zu loben und es vorlesen zu hören. Ich finde es weniger zuchtlos, als natürlich; und selbst die Zuchtlosigkeit zugegeben, so ist es doch immer noch nicht lüstern. Ein Rubens'sches Bild ist in seiner derbniederländischen Fleischlichkeit bei weitem nicht so gefährlich, als gewisse Pariser Lithographien unserer Zeit, die in berechneter Halbverhüllung erst recht stimuliren. Daß die Nacktheit an sich nicht immer zu verführen im Stande ist, geht ja eben aus diesem Gedichte hervor: hätte Frau Venus nicht so gar plump mit ihren Reizen drein geschlagen, so wäre der keusche Jäger doch noch vielleicht in ihr Garn gegangen. Ich halte eine gute Uebersetzung des Gedichts immerhin für verdienstlich, und meine, daß, wenn wir bloß die Decenz zu Rathe ziehen, wir Nichts von Shakespeare übersetzen dürfen, oder ihn in usum delphinorum castriren müssen. Daß ich den Anfang meiner Uebersetzung in ein Taschenbuch aufnahm, war ein großer Mißgriff, da unsre Damen eben prüder sind, als Nelly und Alice — warum aber eine Uebersetzung des Ganzen, selbständig erscheinend, aus ästhetischen und literarhistorischen Gesichtspunkten nicht dankenswerth sein sollte, seh' ich nicht ein. Vielleicht interessirt es Sie, meine Fortsetzung der Arbeit kennen zu lernen, und ich füge sie drum, soweit sie abgeschrieben ist, ebenfalls dem Couvert bei. Es geht darin fast noch materieller zu als im Anfang.

Nun muß ich aber schließen, und thu' es mit einem herzlichen: Nichts für ungut! In der Hauptsache sind wir doch Einer Meinung! — Mein Exoriare hat das Morgenblatt bereits gebracht. Die belletristischen Blätter wandern mit einer Schneckenhaftigkeit nach Darmstadt, die an's Lasterhafte grenzt.

Die Geschätzte empfiehlt sich wiederum der Geschätzten. Ist es nicht eigentlich treulos, daß wir beiden Schätzenden uns Briefe schreiben über Venerem cupidinesque?

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 5. 12. 41.

Als ich gestern Ihren Brief empfing, hing ich eben mit athemversetzender Gespanntheit über einer Waldscene in Coopers neuestem Romane,

und konnte Ihnen drum nicht gleich antworten. Abends war ich in einem kleinen Kreise bei Prof. Felsing, um von einer liebenswürdigen Dichterin eine handschriftliche „Novelle" vorlesen zu hören, die eben keine Novelle ist, und der ich, wenn ich den boshaften Kritiker machen wollte, jedenfalls das Epitheton „fatalistisch-pathologisch" geben würde. Eine einfach erzählte Begebenheit aus dem wirklichen Leben, in der am Ende das sühnende Schicksal im Geifer eines tollen Hundes herangeschwommen kömmt, ist, selbst bei aller Unbestimmtheit des noch immer nicht zur Genüge definirten Genre's, für mich wenigstens keine Novelle. Das Herz und das Gemüth der Verfasserin hab' ich auch in dieser Production reichlich zu bewundern Gelegenheit gehabt, als Kunstwerk aber hat sie mich durchaus nicht befriedigt.

Ich führe das Alles nur als abermaligen Beweis an, wie das ästhetische Urtheil über einen und denselben Gegenstand, je nach der Individualität des Empfangenden, verschieden sein kann. So geht's uns auch mit dem alten William. Daß ich Ihnen zum großen Theil in Allem, was Sie gegen „Venus und Adonis" vorbringen, Recht gebe, wissen Sie; daß ich das Gedicht aber mit demselben Rigorismus (Menzelianismus und Pruderie wollt' ich Ihnen nicht vorwerfen) beurtheilen sollte, wie Sie, ist mir unmöglich. Was Sie zur Entschuldigung der Shakespeare'schen Ungenirtheit überhaupt sagen, daß sie aus seiner Zeit hervorgegangen wäre ꝛc. ꝛc., muß eben auch auf die Venus angewandt werden. Wer ohne diese billige Rücksicht an die Lectüre des Gedichts geht, wird sich immer abgestoßen fühlen, wer es aber aus reinem Interesse an der künstlerischen und psychologischen Entwicklung von Shakespeare's Riesengeiste, als nicht zu übersehendes Antecedens seiner späteren gediegenern Schöpfungen, als erste jugendliche Lanze des gewaltigen „Speerschüttelers (Shakespeare)" in die Hand nimmt, wird es nur zu seiner Freude thun und das, was ihn sittlich und ästhetisch verletzen möchte, der Zeit und der Jugend des Dichters zur Last legen. Und daß ich nur für solche Zwecke übersetze, trauen Sie mir doch zu!

Die kleine Controverse, bei der am Ende doch jeder auf seiner Meinung bestehen bleibt, wie bei allen Controversen, macht mir Spaß, und ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie sie anregten. Gerade darum, mein' ich, ginge man freundschaftliche Beziehungen ein, daß man sich ohne ängstlichen Rückhalt, ohne Empfindlichkeit und Uebelnehmerei manchmal den Kopf wüsche. Ich hatte übrigens in Jahr und Tag kaum noch an den Gegenstand unseres Streites gedacht, und er ist mir erst durch Sie wieder in frische Erinnerung gebracht worden.

Treulichst und herzlichst Ihr

F. Freiligrath.

An Karl Krah.

Darmstadt, den 15. December 1841.

Es hat lange gedauert, Du lieber, treuer Freund, eh' ich Deine letzten freundlichen Zeilen, die ersten aus dem Banne des Cölner Doms! — beantwortet habe. Arbeit und Aerger sind Schuld gewesen! Daß ich des letzteren in dieser Zeit nicht wenig gehabt habe, möge Dir der Eine Umstand beweisen, daß die Britannia, nach manchem Zeit- und Geldverlust durch Vorarbeiten, Correspondiren, Anwerben von Mitarbeitern in Deutschland und England u. s. w., ja nach bereits erfolgtem Druck der ersten Nummer sogar, nunmehr doch nicht erscheinen wird. Die Verleger sind nach furchtbarem Hinhalten und Ausflüchten aller Art endlich vorige Woche mit der Erklärung herausgerückt, daß sie bei dem Unternehmen kein Heil voraussähen, und also lieber davon abstehen wollten! Wir erhalten nun freilich einen kleinen Schadenersatz von ihnen, das ist aber auch Alles, und ich komme dadurch kaum zu meinen wirklichen Auslagen. Eh bien, was läßt sich machen? Wie ich die Verlagshandlung kennen gelernt habe, würde die Redaction, auch beim wirklichen Erscheinen des Blattes, fortwährend in Hader mit ihr gelegen haben, und daraus wäre auch kein Heil erwachsen. Der liebe Gott (auf den ich, beiläufig bemerkt, große Stücke halte, und mich mehr auf ihn verlasse, als Du vielleicht glaubst) wird's wohl so zu meinem Besten gelenkt haben, und mich und mein liebes Weib auch ferner führen. —

Auch abgesehen von den Arbeiten zur Britannia hab' ich kürzlich mancherlei gemacht, und Anderes (worunter der unvergessene Laacher See mit der Widmung an Dich und Schlickum) wird in kürzester Frist vom Stapel laufen. Morgenblatt und Europa erhalten vorläufig ausschließlich, was ich zum Druck befördere, und Du weißt also, wo Du mich zu suchen hast, wenn Joseph, der eben so Lange als Redliche, mir nicht die Ehre erweist, mich im Feuilleton seiner Zeitschrift nachzudrucken. Mein Exoriare aliquis muß ja dort, wenn auch in verschiedener Weise, mannichfach angesprochen haben, wie's mich wenigstens der Ausfall dagegen in einer der jüngsten Cölner Zeitungen erwarten läßt. Schreib' mir doch Deine und Deiner lieben Schwester Meinung über das Gedicht. Keinenfalls, Freund meiner Seele, laß' Dich durch Geschwätz über mich, wie Du's in Deinem letzten Briefe ausplauderst, irre machen an mir. Ich fühl' es noch voll und mächtig in mir pulsen, und wenn ich auch in jener gottvergessenen Unkeler Zeit mordfaul war, und wenn ich selbst jetzt noch manchen Fehltritt thun sollte, so kann ich doch mit vollem, freudigen Bewußtsein sagen, daß ich mich noch nicht ausgegeben habe, und im Gegentheil Besseres und Reicheres versprechen darf, als ich schon gedichtet bis jetzt. — Jene Recension

des Diego Leon enthält übrigens neben einigem Wahren vieles Falsche, und geht insonderheit unredlich zu Werke, insofern sie meine politische Gesinnung verdächtigen will. Ich habe den Stoff lediglich aus menschlichem Interesse aufgegriffen, und wenn ich mich gegen alle und jede Consequenzen, die man aus der Wahl eines solchen Stoffes möglicherweise ziehen könnte, ganz besonders durch die Worte verwahre:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei,

so ist es mindestens nicht ehrlich, die Aufrichtigkeit dieser Verwahrung zu verdächtigen, wie es in jener Recension geschehen. —

* * *

An Adelheid v. Stolterfoth.

Darmstadt, Sylvester 1841.

Ich kann das alte Jahr nicht beschließen, ohne Ihnen, verehrte Freundin, noch ein Wort des Dankes zuzurufen. Ihr letzter Brief hat mich und meine Ida wieder einmal recht erquickt und gestärkt, und ich hätte Ihnen schon längst darauf geantwortet, wenn ich nicht über die „Britannia" im Ungewissen gewesen wäre. Das Unternehmen ist, noch ehe es geboren war, zu Grunde gegangen. Nachdem die Verleger mich nach Darmstadt gelockt hatten, nachdem in Deutschland und England tüchtige Mitarbeiter geworben waren, nachdem bereits die erste (freilich nur pro forma gedruckte) Nummer vorlag, ziehen die Menschen sich zurück, und da ich mich in meiner Ehrlichkeit nicht contractlich mit ihnen sicher gestellt habe, so muß ich jetzt sehen, wie ich mich mit ihnen abfinde. Es ist eine trübe, bittre Erfahrung, die ich aus dem alten Jahre mit in's neue hinübernehme, und wenn ich nicht von Haus aus einen frischen leichten Sinn hätte, und namentlich jetzt, an der Seite eines lieben Weibes, über die Unbilden des Lebens mich zu erheben im Stande wäre, so könnte der heutige Sylvesterabend ein recht düsterer für mich werden. Aber er soll es nicht! Ich fühle mich jung und liederreich mehr als je, und so will ich denn frisch und vertrauend in 1842 hineinschreiten! Erhalten Sie uns nur auch im neuen Jahr Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Sollte es sich mit einer Stellung im Nassau'schen nach Ihrer Idee gestalten, so nehme ich sie aus Ihrer Hand gern und dankbar an! Was ich gefühlt, als ich Ihren gütigen Vorschlag las, brauch' ich nicht zu sagen! Worte sind so wenig! — —

Für die schönen Gedichte zum Cölner Dom-Album meinen herzlichen Dank. Ob das Buch erscheinen wird, ist freilich auch noch die Frage, da

der Dom-Verein unser Project ziemlich gleichgültig aufgenommen hat, und wir ohne ihn nichts wagen können. Ueberall gescheiterte Entwürfe! — Gottlob ist wenigstens dieser letzte noch zu keiner Lebensfrage geworden! —

* * *

Eine Stelle in der Mitte dieses vorstehenden Briefes bezieht sich auf einen um jene Zeit mehrfach besprochenen Plan, Freiligrath die möglichenfalls bald erledigte Stelle eines Landesbibliothekars in Wiesbaden zu verschaffen, wozu Adelheid v. Stolterfoth ihre Unterstützung verhieß.

An Karl Simrock.

[Darmstadt, Ende 41 oder Anfang 42.]

Lieber Simrath!

Nur wenige flüchtige Worte, da Du wahrscheinlich eben so ungern Briefe empfängst, als welche schreibst. Zuerst also ein herzliches: Prost Neujahr! Bleib' mir auch im neuen Jahr zugethan, und wenn Du es auch nicht über Dich gewinnen kannst, mir zuweilen ein kurzes Lebenszeichen zu geben, so laß' wenigstens beim nächsten Wiedersehen (wahrscheinlich findet es im Sommer statt) Deinen Händedruck ebenso warm sein, als er es beim Scheiden war.

Dann bitt' ich Dich, mir die Mitdedication meiner 4. Auflage, von der ich ein Exemplar beilege, nicht verübeln zu wollen. Es drängte mich Dir auch einmal öffentlich zu zeigen, wie werth Du mir bist. Nimm freundlich an, was ich Dir freundlich biete.

Gott mit Dir, Du eben so Fauler, als Redlicher! Dein Bild (auf dem Umschlag der Rheinsagen) liegt in diesem Augenblick vor mir, doch schreibst Du auf ihm wohl eher an Deinem Parcival, als an einem Briefe an mich. Es geht mir wohl, muß ich doch noch zum Schluß bemerken! Ich lebe still und solide vor mich hin und lasse mir von meiner Frau die trüben Wintertage hell und sonnig machen. Ich arbeite jetzt tüchtig an meiner Uebersetzung der Hemans (Proben haben längst im Morgenblatt gestanden), zu der auch meine Frau ein Dutzend Gedichte beisteuern wird.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 11. Januar 42.

Fast fürcht' ich, daß mein Sylvesterbrief ein wenig zu düster war, oder daß die Andeutungen, die ich an das Scheitern der Britannia knüpfte, Sie vielleicht mit zu viel wohlwollender Besorgniß wegen meiner Zukunft erfüllten. Jedenfalls bleibt es ausgemacht, daß mir eine „gesicherte bürgerliche,

Existenz" Noth thut — ein prosaisches Spalier, an dem der Epheu meiner Poesie lustig und ungedrückt in die Höhe ranken möge. Wo ich's finden werde, ist mir freilich noch nicht klar. Ob in Preußen, muß sich jetzt bald entscheiden. Prinz und Prinzessin Wilhelm, denen ich bei ihrem Hiersein vorigen Herbst einigemale aufzuwarten die Ehre hatte, versicherten mich aus freien Stücken, daß man mich in Preußen sicher berücksichtigen würde, wenn ich irgend die Absicht hätte, dahin zurückzukehren. Damals war ich noch durch die Britannia gebunden, und konnte also bloß meinen freudigen Dank für jene huldvolle Aeußerung zu erkennen geben. Nachher aber habe ich mit Herrn von Radowitz zu Frankfurt, auf den mich Prinzeß Wilhelm zu verschiedenen Malen hinwies, mündlich und schriftlich über die Möglichkeit einer Anstellung im Preußischen conferirt, und jetzt bereits vor $1\frac{1}{2}$ Monaten, gemeinschaftlich mit einem von Alex. von Humboldt protegirten Freunde, Noback zu Erfurt, eine Bittschrift an den König gelangen lassen, „daß es uns vergönnt sein möge, eine vom Staat unterstützte und garantirte Handels-Akademie in Berlin zu errichten."

Ich gestehe offen, daß ich mich diesem Unternehmen meines Freundes Noback nur angeschlossen habe, weil ich ihm, für den Fall der Ausführung seines Plans, schon vor längerer Zeit meine Betheiligung zugesagt hatte. Eine Placirung im Bibliothekfach wäre meinen Neigungen weit entsprechender. Herr von Radowitz ist auch der Meinung, daß unsre Bitte, trotz Humboldt's lebhaftem Interesse, aus mancherlei Gründen keine Berücksichtigung finden werde, und wir müssen jetzt zunächst den Bescheid erwarten. Prinzeß Wilhelm habe ich übrigens schon vor Weihnachten von jenem Schritte benachrichtigt.

Keinenfalls kann derselbe schaden, auch für den Fall einer abschlägigen Antwort. Der König weiß jetzt, daß mir an einer Stellung im Preußischen gelegen ist, und die Art, in der ich darum eingekommen bin, bringt mir keine Unehre. Ich habe keine Sinecure verlangt, sondern für eine Sicherung meiner Lage reelle Dienste angeboten! Zudem hab' ich mein Gesuch nicht im Geringsten durch mein Bischen literarischen Renommée's motivirt, sondern nur das Nämliche erbeten, was mein Freund, ein durchaus tüchtiger Mann zwar, aber nicht im Entferntesten eine Notabilität, als Preußischer Staatsbürger überhaupt erbitten zu dürfen glaubte.

Bis jetzt kommt mir ein Ruf nach Preußen immer noch problematisch vor, und Sie werden es mir drum nicht verargen, verehrte Freundin, wenn ich in meinem letzten Briefe die Aussicht nicht zurückwies, die Sie mir, als später vielleicht möglich, in Ihrem Lande eröffneten. Was sich mir in ehrenhafter Weise zunächst darbietet, ist mir das Liebste und Willkommenste. Darin sind Sie gewiß mit mir einverstanden! —

Schücking, der Treue, Tiefe, Gute, sitzt diesen Winter auf dem Schlosse des alten Nibelungen von Laßberg zu Meersburg am Bodensee, und bringt dort die Bibliothek seines edeln Wirthes in Ordnung. Schücking ist eine über Alles liebenswürdige und poetische Natur.

* * *

An Levin Schücking.

Dstdt., 3. Febr. 42.

Theuerster Levin!

Du hast Recht, daß ich ein Schlingel bin, und ein großartiger dazu! Vier Briefe von Dir hab' ich schon aus Meersburg empfangen, und Du hast kaum eben soviel Wische dagegen gekriegt. Nun, sei nicht bös, alter Freund! Du weißt ja, daß ich ein fauler Mensch bin, aber doch eine ehrliche Haut, die von ganzer Seele an Dir hängt, und die Du ad libitum, um im Bilde zu bleiben, ausklopfen und gerben kannst, wenn sie's gar zu arg macht. Basta, Amen, Selah! Der Tuback meines Schweigens ist sehr stark gewesen dießmal, aber ich habe Dir ja schon im Octbr. eine Friedenspfeife geschickt, aus der Du ihn rauchen konntest. —

Lieber Kleucker, Du mußt ja in einem wahren Paradiese sein bei Deinem alten Freiherrn, dem Du seine saubere Fraktur so zierlich nachmalen kannst! Ich sitze derweil zu Darmstadt auf dem Trockenen und würde mich herzlich langweilen drin, wenn ich nicht meine Frau, meine jungen Lieder (Du mußt wissen, daß ich fleißig bin) und dann und wann einen Brief aus Meersburg, Görlitz, Deutz, Unkel und etwelchen andern Gutleutnestern hätte. Nun will ich aber erst das Geschäftswesen auf die Seite bringen und zwar auch nummernweis, sintemal das schneller geht, „hernach dann schwätzen wir!" —

Die Britannia ist wirklich zu Grunde gegangen, und ich habe deßwegen mit Künzel eine Erklärung in der Augsbgr. Allgem. Zeitung losgelassen. Ich habe nicht Lust, die Unternehmung der Britannia noch einmal aufzunehmen, nachdem sie gleich Anfangs so viel Pech gehabt hat. Die Felicia und manches Eigene nehmen mich fast ganz in Anspruch jetzt, und wenn ich damit fertig bin, so wird sich wohl etwas Anderes gefunden haben, das mich dem Prekären einer auf ein Journal angewiesenen Existenz überhebt. Es sind Haken nach mehr als einer Seite ausgeworfen, und sobald irgend ein Wallfisch angebissen hat, sollst Du's wissen.

Ueber Deine ganz superbe Domschrift sollst Du bis zum 15. d. M. eine Anzeige in Du Monts Blatte finden. Die Auspicien für den Bau sind doch herrlich jetzt, es ist eine wahre Lust! In einer Simrathen zugeeigneten Rheinsage, die Du wahrscheinlich in den ersten Tagen im Morgenblatt lesen

wirst, hab' ich auch des Gegenstandes gedacht, und bin eben wieder mit einem besonderen Gedicht darüber beschäftigt, das ich bis zum 15. Du Mont schicken will. Mich soll wundern, was Du über jenes: „Auch eine Rheinsage" sagen wirst. Der Conception nach fällt es noch in die Unkler Zeit, ist aber erst in voriger Woche niedergeschrieben worden. Auf alle Fälle bitt' ich Dich um ein brieflich Urtheil.

Wenn Du wieder hier bist, mach' ich Dich mit einem ganz famosen Frauenzimmer bekannt, die ohnlängst von Wien hierher kam, mit Zedlitz befreundet ist, selbst dichtet und für meine Lieder enthusiasmirt ist. Sie gehört der ersten Darmstädter société an, ist 25 oder 26 Jahre alt, geistreich, witzig, talentvoll, lebendig — kurz ein Mädchen, die einem Dichter gefährlich werden kann. Kerl, da heißt es, die Rococostaatsweste anziehen und das Wasser Deines Steines spielen lassen! Dann wird sie nicht widerstehen können und es wird nicht lange dauern, so tritt die gemeinsame Wirthschaft in's Leben. —

Jetzt ist unser Leben ziemlich still und gemüthlich einförmig! Sonst hat's im Herbst noch manchen Besuch abgesetzt, manche Bekanntschaft ist noch gemacht, manche noch erneuert worden. Clemens Brentano, Freiherr von Gagern, Dingelstedt, Carriere, Frau Grabbe, Frau Gutzkow, Lorenz Diefenbach — Gott weiß, wer sonst noch! Am wohlsten ist uns selbander in traulicher Stille, wie eben jetzt, wo ich in meiner Frauen Cabinetchen, hinter Blumen und zwischen Bildern, bald mit Dir und bald mit Ida kohle und kose.

Wo ist denn eigentlich die Droste, Du Geheimnißkrämer? Empfiehl mich zu Gnaden, ihr und dem Laßberg. Gott mit Dir, Du theurer lieber Kerl, Freund meiner Seele! Künzel, Rodnagel, Duller, Tenner — Alle grüßen bestens. Ist Dein Meerschaumkopf gut geworden? Nochmals, vale! — Mit Kuß und Handschlag in alle Wege Dein wandellos treuer

Freiligrath.

Von Buchner noch einen ganz besonderen Gruß! Er und sie sind die treumeinendsten Freunde, die wir hier gefunden, obgleich man auch mit ihnen im Umgang nicht über gewisse Grenzen hinaus kommt. So vertraut wie mit Dir werd' ich freilich mit Buchner nie werden. Nichtsdestoweniger ist er ein lieber braver Mann, ein ehrenhafter und ehrenwerther Charakter!

* * *

An Karl Krah.

Darmstadt, 4. Febr. 1842.

— Mein größtes ohnlängst fertig gewordenes Gedicht heißt „Auch eine Rheinsage" und ist Simrathen dedicirt, dem ich es schon vor zwei Jahren

versprochen hatte und erst jetzt mein Versprechen löse. Das durfte wohl doch dem Laacher See noch voraus gehen? Verlaß' Dich übrigens drauf, daß auch der bald eine Ueberschwemmung in den Blättern anrichten soll! Die „Rheinsage" habe ich an's Morgenblatt geschickt (wo sie mir grade 37½ Gulden einbringt), doch wird sie Du Mont wohl gleich im Feuilleton nachdrucken. Sie hat ein speciell Cölnisches Interesse, und mich soll's wundern, wie man sie aufnimmt. Schreib' mir auch, was die Leute sagen. Namentlich, ob sie den Humor und die gutmüthige Selbstpersiflage des Gedichtes verstehen? Da es, der ersten Conception nach, wirklich noch in meine Unkeler Zeit fällt, so hab' ich natürlich auch gethan, als ob es damals geschrieben wäre, doch kann ich Dir im Vertrauen sagen, daß nur die 2 ersten Strophen in Unkel entstanden sind, die 47 übrigen aber vorige Woche hier zu Darmstadt hinter der Katholischen Kirche. Das thut natürlich Nichts zur Sache!

Nun kommt die lustige Carnevalszeit, und Du wirst mit Deiner lieben Schwester wohl jedenfalls den Gürzenichsball mitmachen! Sei solide, altes Haus, und verkneipe nicht so viel Geld, wie ich vor zwei Jahren! Alles vergeht, Tugend besteht, Papiergeld verweht, Vivat die Solidität! Darnach richte Dich! — Melde mir übrigens, was sich Neues im Reiche der Narrheit zugetragen hat. Item, was es Neues in der Dom-Angelegenheit gibt, der großen, herrlichen, der ich grad' heut ein Lied widme.

* * *

An Karl Buchner
zu seinem
sechs mal siebenten Geburtstage
12. Febr. 1842.

Geburtstag? — Was? — Schon wieder heut?
Was — zweiundvierzig Jahr?
So nehm' sie sich doch Zeit, Frau Zeit!
Sie rennt zu rasch, fürwahr!
Man bliebe gern doch manchmal stehn,
Blieb' immer Jüngling gern!
Ja, schönen Dank! Da hilft kein Flehn:
„Marsch, zu den alten Herrn!"

Altherrlichkeit? — O trister Schluß!
Altherrlichkeit? — Zu viel!
O bittres Muß, o harte Nuß!
O ehrbarernstes Ziel!
Die Stirn gefurcht, das Haupt bemoost —
Wie lag das einst so fern!
Nun ist es da, nun sagt man: „Prost,
Ihr andern alten Herrn!"

Und kann es, mein' ich, freudig thun
Und mit gehobner Brust!
Wohl ist man aus den Kinderschuh'n,
Doch auch — kein Graukopf just!
Noch wirkt man rüstig, strebt und schafft,
Von Mark erfüllt und Kern:
O, gäb' es nur von gleicher Kraft
Recht viele alte Herrn!

Und dann: — Zu Haus ein froh Gemisch
Von Kindern, groß und klein;
Sechs offne Mäuler um den Tisch,
Die lustig „Vater!" schrein;
Und über all der wilden Brut
Ein liebes Weib als Stern: —
So, dächt' ich, sitzt es sich schon gut
Im Rath der alten Herrn!

Auch treue Freunde steh'n bereit
Mit Herz und Mund und Hand:
Drum muthig der Altherrlichkeit
Das Auge zugewandt!
Umfängt das Haupt einst Silberglanz, —
Und wären sie auch fern,
Sie weihen dennoch Lied und Kranz
Dem ur-uralten Herrn!

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 24. 2. 1842.

Liebster, bester Freund!

Kaum war mein gestriger Brief aus dem Thore, als Dein köstlich Packetchen mit seinem allerliebsten Begleitschein eintraf. Wir haben uns köstlich amüsirt über Dich, Du famoser Knöpflesschwab! Hol' mich der Teufel, Du warst trunken von Knöpflen, als Du Deinen Brief schriebst. Ueber Dein: „Hä?!" hab' ich mich fast gewälzt vor Lachen, und meine Frau hat von Herzen mit eingestimmt, Du lieber, excellenter Mensch! Dir muß urwohl sein auf Deinem Schloß am Meere, daß Du am Tage Susannen der Unverführbaren so Kleuckerische Fabelhaftigkeiten schreiben kannst. Dank, tausend Dank für Alles! Jetzt hab' ich aber keine Zeit mehr, drüber zu schwätzen, sondern muß Dir, eh' ich in der nächsten halben Stunde mit der Post gen Frankfurt säusele, in aller Eile noch die gestern angedeutete importante Mittheilung machen. —

[Es folgt nun eine längere Auseinandersetzung über die vom Fürsten Wrede dem Freund angebotene Erzieherstelle.]

Mehr kann ich Dir heute nicht schreiben, da ich gleich fort muß. Erwäge nun Alles in einem feinen Herzen, und geh' mit der Droste und dem Edeldegen säuberlich zu Rathe, auf daß Du keinen dummen Streich begehest! Du wärst wirklich recht ein Mann für den Fürsten! Ich las heute seinen Brief, worin er sich nach einem Erzieher umsieht. Sehr lieb, sehr herzlich, sehr gediegen! Einen „Freiheitsschwindler und Weltverbesserer" will er nicht, wenn auch einen Mann, der auf der Höhe der Zeit steht. Ich wüßte nicht, ob er so leicht Jemanden fände, der dieser Anforderung in dem Maße entsprechen könnte, wie Du! Drum prüfe und überlege und behalte das beste!

Uns am Darm freut es schließlich sonderbar, daß wir am Schwäbischen Meere, wie es einem Könige zukommt, bei Gelde sind, — wegen des Porto's! Wir am Darm befinden uns nämlich augenblicklich im Zustande baldigster Abgebranntheit. Das Rädlein Fortunä hat sich gewaltiglich mit Uns gesenkt, je dennoch hoffen wir zu Gott, daß es sich demnächst wieder erheben werde, wo wir sodann mit gewohnter Generosität frankiren wollen, wie ehedem in den Tagen unserer klingenden Glorie! —

Adieu, liebster Kleucker! Allemal Dein

Kleucker.

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 26. 2. 42.

Herweghs Gedicht ist schön und hat mich gefreut. Ich werde in kurzer Zeit eine Antwort fertig haben, und sie im Morgenblatt drucken lassen. Mein keckes Wort („Der Dichter steht ꝛc. ꝛc.") gereut mich nicht. Es hat eingeschlagen und gezündet, gleichviel ob pro oder contra, und die Frage über die Stellung der Poesie zu den politischen Erregungen des Tages ist dadurch in einem weitern Kreise populär geworden, als hundert Recensionen über Hoffmann, Herwegh und Dingelstedt (Kuckuck, Lerche und Nachtigall, wie die neuesten Blätter für liter. Unterhaltung sie nennen) es vermocht hätten. Herweghs Gedicht blitzt und blendet, aber eben mit einigen seiner prächtigen Bilder hat er mir famose Waffen in die Hand gegeben. Sie sollen übrigens mit meiner Antwort zufrieden sein. Ich will bloß die Rechte der Poesie wahren: — es wäre doch grauenvoll, wenn wir einzig politische Gedichte machen dürften! —

* * *

An Christian Matzerath.

Darmstadt, 1. März 1842.

Lieber alter Freund!

Den herzlichsten, wärmsten Gruß zuvor! — Es hat wieder lange

gedauert, eh' ich Deinen Brief vom Juli vorigen Jahres aus einem Wust anderer Reste hervorgesucht und mich über seinen Inhalt und Ton wiederholt gefreut habe! Ich bin eben ein großer Faulenzer, alter Matz, und Du mußt Nachsicht mit mir haben! Haben es doch auch andere Leute mit mir und ich wiederum mit anderen Leuten! Wie ich unter Anderen von Simraths altdeutscher Schweigsamkeit zu leiden habe, davon kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorigem Sommer auf zwei Briefe, auf die Mitwidmung meiner 4ten Auflage, auf Einsendung eines Exemplars derselben und allerneuestens auf die Zuschrift meiner fürtrefflichen Rheinsage bis heute auch noch nicht das blasse Insect von dem Parcival-übersetzenden Beatus ille des Menzenbergs gehört oder gesehen habe. Doch vergeb' ich's ihm, denn ich weiß ja, daß es so seine Art ist und daß er's nicht bös meint. — Gleichermaßen möcht' ich mich nun auch Dir zu freundlicher Nachsicht anempfohlen halten! —

Wie Du inzwischen gesehen haben wirst, hab' ich meine 4te Auflage auch Dir mitgewidmet und hoffe, daß Dir die Widmung recht gewesen ist. Ich würde Dir längst ein Exemplar geschickt haben, aber Buchhändler-gelegenheiten sind mir wegen ihres Schneckenganges verhaßt, und die Sendung zur Post hätte mich oder Dich schier eben so viel gekostet, als das Buch werth ist. Ich bitte Dich drum, es Dir entweder zu kaufen, oder bis zu Deiner Hochzeitsreise zu warten, wo ich's dann Deiner jungen Frau zum Zeichen meiner alligatorischen Wohlgewogenheit überreichen werde. Vorläufig nimm die Widmung freundlich auf! Wir haben so manche gute Stunde heiterer Jugendlust mit einander verlebt, wir haben so manchen Römer jubelnd zerschmettert, daß die Erinnerung daran mir noch jetzt in der Seele wohlthut und daß es mir Bedürfniß war, Allem dem, für Dich und mich ein Denkmal zu setzen, so gut ich's vermochte. Und das ist eben das Stück Widmung! —

Laß' mich sehen, was mir Dein Brief noch zu besprechen gibt. — Rheinisches Jahrbuch — transeat! Der Schwierigkeiten waren zu viele, und beim Eintreffen Deines Briefes war es ohnehin schon zu spät damit. Laß' uns froh sein, daß wir wenigstens zwei Jahrgänge mit Ehren hinausgeführt haben; es ist doch immer ein ordentliches Unternehmen gewesen, und wir können männiglich damit unter die Augen treten. — Mir ist's seitdem noch schlimmer gegangen, wie Dir! Du wirst wissen, wie Konrad Schwenck[1]),

[1]) Konrad Schwenck veröffentlichte in der Allg. Literaturzeitung, August 1841, Nr. 151, 152 eine sehr bissige, kleinliche und boshafte Kritik von Freiligraths Gedichten, wofür ihm Prutz alsbald darnach in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst 1841, Nr. 135 ff. derb heimleuchtete.

der aschgraue Lexicograph von Frankfurt, in der Allgemeinen Ltztg. mit rother Dinte mich bespritzt hat. Schwenck dagegen ist von Prutz in den Deutschen Jahrbüchern auf eine Weise abgefertigt worden, die mir in der Seele wohlthat, revanchirt sich dagegen eben jetzt wieder im Januarheft der Ltztg. mit einer Herunterreißung des Prutzischen Mährchens. Item verhackstückt er jetzt auch andere Leute in ähnlicher Weise, wie früher mich, so namentlich Pfizer, Lenau, Grün und Zedlitz. Solamen miseris socios habuisse malorum. — Du siehst, daß ich noch lange nicht so indifferent gegen die Kritik bin, wie Du, alter Freund! Seh' ich auch wohl ein, daß solche Kerle durchaus unfähig sind, ästhetische Kritiken zu schreiben, so wallt mir doch das Blut, wenn ich mich oder meine Freunde von ihnen gehudelt sehe, und ich könnte sie im Moment des ersten Zornes massakriren. Nachher wird man dann freilich ruhiger und lacht über seinen eigenen Ärger. Vorigen Donnerstag hab ich ganz sittig neben Schwenck im Parterre des Frankfurter Theaters gesessen und mich weidlich an seinem Schrecken und seinen Gesichtern ergötzt, als ein Freund mich absichtlich laut bei Namen rief. Er sah mich zum ersten Mal, und es mochte ihm doch wohl schwül werden, als er mich so plötzlich Seite an Seite neben sich sah. Es hat mir vielen Spaß gemacht. —

Mein ohnlängst keck hingeschmissenes Wort:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei,

scheint jetzt fast ebenso bestritten werden zu sollen, als früher mein: Der Dichtung Flamme ꝛc. ꝛc., es ist mir aber Ernst damit, und es gereut mich nicht. Herweghs schönes Gedicht gegen mich wirst Du mit Ruge's breiter Sauce in den Jahrbüchern gelesen haben — ich bin eben jetzt mit einer Antwort beschäftigt, und wenn ich, wie vorauszusehen, auch nicht das Feld behalte, so tröst' ich mich doch wenigstens mit dem Gedanken, daß ich die Debatte mit einem einzigen dreisten Worte weiter gebracht oder doch populärer gemacht habe, als hundert Recensionen im Stande gewesen wären. Herwegh ist mir übrigens ein werther Kerl, durch und durch Poet, immenses Talent, Wahrheit der Gesinnung — sonst allerdings Fanatiker! Dingelstedt ist dagegen Nichts als ein allerdings sehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, eben so liberal wie Dingelstedt (wenn ich auch nicht Herweghs vagen, in's Blaue hineinstürmenden Fanatismus theile), aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotze Wucher treibe, der wandelbaren aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und

wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refractärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt durch Liebe geläutert und verklärt, Alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: „Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei." Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas schützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!

Fort drum mit diesem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer keine Kämpfe stillst!
Laß' Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willst!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegendräut,
Der Florentiner mit der strengen Miene,
Der herbe Geißler seiner wüsten Zeit?
Er, der, die Brust erfüllt mit glüh'ndem Hasse,
Nicht bloß mit Liedern als Parteimann stritt,
Und kühnen Fußes seine Läut'rungsgasse
Zum Paradiese durch die Hölle schritt!
u. s. w.

Du wirst Dir den Gang des Gedichtes nach dem oben Gesagten schon denken können. —

Nun sag' mir um Gotteswillen, lieber Matz, bin ich rococo oder gar retrograd mit meiner Meinung? Ich fühle und begreife das Wehen der Zeit; ich weiß, daß ihr Rad sich nicht ungestraft in die Speichen greifen läßt, und es versteht sich von selbst, daß es vorwärts rollen muß. Aber mit diesen theils fanatischen, theils liebloſen Reformationsversuchen kann ich mich nicht befreunden, und kann mich namentlich nicht überreden, daß die Poesie eben nichts anders mehr zu thun hätte, als à la Herwegh die Trompete zu blasen. Dem Fortschritt dienen — wohl, das ist ihr Beruf; es aber in so einseitiger, leidenschaftlicher und eben darum befangener Weise zu thun, wie unsere jüngsten Freiheitsdichter, ohne eine Ahnung höherer Weltanschauung, in den engen Grenzen eines persönlichen und politischen Particularismus, der seines Gleichen sucht — das kann nicht das Rechte sein! Nimmermehr! Schreib' mir doch bald, was Du von Allem hältst, ich bin begierig darauf! — Schreib' mir nur über Alles und von Allem, und vergiß auch nicht, meine

„zum Teufel die Kameele“ in der Kürze zu besprechen. Ich hoffe, daß es Dir besser gefallen hat, als dem verbrunobauerten Hegelingen von Cöln.

* * *

Zu diesem Briefe ein kurzes Nachwort.

Georg Herwegh hatte durch seine im Herbst 1841 erschienenen Gedichte eines Lebendigen sich rasch einen gefeierten Namen gemacht; die Fülle seines rednerischen Pathos, der Glanz der Sprache, die sich in diesen Liedern aussprechende hohe Begabung wirkten außerordentlich in einer Zeit, welche sich in einem unerfüllten Drange nach politischer Wirksamkeit verzehrte; diesem Drang ohne klar vorgestecktes Ziel, diesem weltbürgerlichen Rufe nach Freiheit, diesem dumpfen Groll gegen jede Fürstengewalt gaben die Gedichte des Lebendigen vollen Ausdruck, so daß Herweghs Name den seiner Mitstrebenden auf dem Gebiete politischer Dichtung, Hoffmanns v. Fallersleben und Franz Dingelstedts, des „kosmopolitischen Nachtwächters“, entschieden verdunkelte. In diesen Siegesjubel der schöngereimten Phrase warf Freiligrath Ausgang 1841 sein keckes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Herwegh antwortete darauf Eingang 1842 mit einem kraft- und schwungvollen Gedicht, in welchem er seine widersprechende Ansicht in den Worten zusammenfaßt:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei! —

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei,
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Etwa gleichzeitig richtete Herwegh an unsern Freund folgendes Schreiben:

Liebster Freiligrath!

Es sollte mir leid sein, wenn Sie das in der Rheinischen Zeitung abgedruckte Gedicht speciell als einen Angriff auf Sie betrachten und es

nicht vielmehr als eine Auflehnung gegen den trostlosen Indifferentismus unserer Poeten im Allgemeinen ansehen würden. Gegen den Indifferentismus, dem Sie durch die schöne, aber nur im Olymp geltende Wendung Ihres Diego Leon eine so brauchbare Waffe in die Hand geben! Die Zeit der Harmlosigkeit ist für den Poeten vorüber, und ich setze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den fürchterlichen Kämpfen und Krämpfen unsrer Tage nur den gemüthlichen Zuschauer spielen zu wollen und nicht mit uns und allen Guten der schauderhaften diabolischen Reaktion gegenüber entschlossene Opposition zu machen. Sie haben die Wüste und ihre Ungeheuer nicht mehr jenseits des Oceans zu suchen — Sie haben dieselben vor Augen, der Leviathan sitzt auf der Schwelle Ihres Hauses. Hic Rhodus, hic salta! Wozu diese Schritte rückwärts? Warum sich kopfüber in die Welt der Sagen und hundertmal abgeleierten Geschichtchen stürzen?

Diese wenigen Worte im Drang meines Herzens, da ich annehme, Sie betrachten mein Gedicht bloß vom Standpunkt literarischer Polemik. Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftsteller sein; ich schreibe bloß, was heraus muß, und habe vor der Kunst, etwas, gleichviel was, bloß hübsch zu sagen, vor der armseligen Kunst, artige Artikelchen zu machen und kritischen Skandal zu veranlassen, den tiefsten Abscheu. Verse schmieden und schön schreiben ist Millionen Menschen gegeben. Das hilft nichts. Ich will Menschen aus Einem Gusse, ganze Menschen, keine, die auf's Publikum spekuliren, ich will Richtung, und da unsere Universalität ewig nicht zum Handeln kommt, einseitige Richtung. Könnten wir zwei Einen Weg gehen und durch das Band Eines Glaubens verknüpft werden — wie herrlich, wie erwünscht für mich!

Gott zum Gruß! Ihr

Herwegh.

Zürich, 4. März [1842].

* * *

So wohlgemeint der Brief war, unsern Dichter verletzte doch die Hindeutung auf seinen Löwentöter Gryn, auf den er selbst besonderen Wert legte; außerdem stand ihm die Poesie doch viel zu hoch, als daß er sie lediglich zur Dienerin politischer Meinung herabgewürdigt sehen mochte; er spricht in dem Briefe an Matzerath seine Ansicht hierüber kräftig aus. Die beabsichtigte Erwiderung ward nicht vollendet, und es blieb ein Stachel in der Seele des Dichters zurück. Das Weitere mag bei der Besprechung von Freiligraths dichterischer Thätigkeit in St. Goar entwickelt werden.

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 5. März 42.

Ich sitze in der heitersten Laune am Schreibtisch: ich kann Ihnen eine über Alles frohe Botschaft mittheilen, ein wahres Lorenz-Kindleins-Evangelium: Der König von Preußen hat mir vom 1. Januar d. J. ab eine Pension von 300 Thalern ausgesetzt, ohne alle und jede Verpflichtung rücksichtlich des Aufenthalts oder sonst einer Sache wegen. Wohl aber ist mir in Aussicht gestellt, daß, wenn mein mit Noback gemeinschaftlich entamirtes Projekt zu Stande kommt (wie von Humboldt hofft), alsdann noch mehr für mich geschehen könne.

Ich erhielt die Nachricht gestern Abend spät durch den trefflichen Kanzler von Müller zu Weimar, der sie mir als „das Resultat seiner durch Herrn von Humboldt im Stillen für mich eingeleiteten Unterhandlungen in Berlin" meldet. Sie können sich also denken, liebe Freundin, wie freudig überrascht ich war! Die Pension ist freilich klein, aber dennoch als etwas Sicheres mir unendlich werth. Die offizielle Ausfertigung, schreibt Hr. v. Müller, wird mir in den nächsten Tagen zukommen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 17. März 1842.

Daß Sie die mir zu Theil gewordene Gnade des Königs mit freudigem Interesse vernehmen würden, hatte ich mir im voraus gedacht. Gottlob, ich kann jetzt sorgenfreier in die Zukunft blicken und darf mich der beruhigenden Hoffnung hingeben, daß es mir gelingen wird, mein Leben in einer Weise abzurunden, wie mein innerstes Wesen es begehrt und danach ringt. Dazu gehörte aber auch allerdings eine gesicherte äußere Lage! Es sind Bessere und Kräftigere an der Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen als ich, Bürger ist leider nicht das einzige bürgerliche Trauerspiel der Art! — Aber jetzt athme ich freier! — Meine Ida, meine Lieder und meine 300 Thaler machen mich reich wie einen König, und wenn ich gar noch Kaiser werden soll, so überlaß' ich's getrost der Zukunft! — Ich kann Ihnen aber nicht sagen, ein wie festes Gottvertrauen man sich in so unsichern Verhältnissen erwirbt, wie ich sie durchgemacht habe. Der alte Gott läßt nicht zu Schanden werden! Wenn ich mein Leben, namentlich das der letzten Jahre, durchgehe, so würde es Sünde sein, nicht eine liebende Providenz darin walten zu hen. Ich habe sonst immer gedacht, der Einzelne wäre viel zu geringfügig, als daß es dem lieben Gott der Mühe werth wäre, ihn ganz

apart zu fürveilliren, das war aber eine grundfalsche Meinung. Ich werde, was den Punkt anbetrifft, nachgerade ein zweiter Jung-Stilling.

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 23. März 42.

Liebster Kerl, Herzens-Levin!

Ich bin unendlich froh und könnte doch heulen. Als ich Deinen Brief gestern Abend kriegte, hab' ich gelacht, daß Bauch und Stube wackelte, und doch liefen mir die Thränen über's Gesicht. Es ist ein seltsam Ding, das Leben mit seinen Kreuz- und Quergängen. Aber seine Irrfahrten werden doch überwacht, ich werde in meinem Glauben an eine Führung, an eine alliebende und allsorgende Providenz von Tage zu Tage bestärkt, und mein Gottvertrauen wird nachgerade felsenfest. Das ist mir auch zunächst wieder aus Deinem Briefe klar geworden — und mit dem das Gefühl, daß ich Dich entsetzlich lieb habe!

Daß wir uns diesen Sommer nicht wiedersehen sollen, will mir noch gar nicht zu Sinne! Ach, es ist was Hündisches um solch Getrenntsein! Einen Freund wie Dich hab' ich nicht mehr — gute, redliche, edle Kerle genug (ich wollte, Du kenntest den prächtigen Krah!), aber von einer Mischung wie Du ist Keiner dabei — Du Satansstrolch, der Du, gleich mir, durch Thränen lachen kannst und das Leben, trotz seines Ernstes und im tiefsten Gefühle desselben, dennoch so unendlich spaßig und komisch findest. Wir sind beide ein paar sentimentale Humoristen, und es ist, als ob unsre Alten uns apart für einander gemacht hätten. Gott segne und behüte Dich, Du lieber Herzenskerl, Du reiner singender Schwan im Schilfe der Insel des Traunsees! — Wir sehen uns wieder — glücklich und gereift! Dafür bürgt mir eine innere Ahnung! Laß' uns einander nur immer liebend und freudig im Auge halten! Was mich angeht, so soll's an brieflichem Fleiße nicht fehlen! —

Deine und der Droste jüngste Beiträge zum Morgenblatt hab' ich mit herzinniger Freude gelesen. Auf Deinen Roman bin ich nach der mitgetheilten Probe (die Schilderung des lieben Bergischen Landes hat mir heimathlich durch die Brust gezittert) recht begierig. Der „Knabe im Moor" von der Droste (oder ist die Ueberschrift anders? ich meine das mit der Spinnkatrin) ist ganz vortrefflich. Es ist bösartig von Deiner Freundin, Einen so an's Gruseln zu bringen; die Haare haben mir zu Berg gestanden.

Was sagst Du zu Herweghs Gedicht an mich? Ein Brief, den er mir kürzlich geschrieben, ist gradezu fanatisch, und wenn nicht sein Bestreben, mich

für seine Partei zu gewinnen, schon an sich ein Compliment für mich wäre, so könnte ich die dictatorische Art, in der er, der Liberale, mir schreibt, gradezu für eine Grobheit nehmen.

Ich habe jetzt eine poetische Antwort an ihn in der Mache, worin ich mich nach Kräften, wenn auch mit dem Respect, den ein Kerl von Herweghs Tüchtigkeit erwarten darf, meiner Haut wehre. Ich bin, hol' mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder ächte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts), aber eh' ich zugebe, daß das ewig heitere Reich der Poesie fortan nur ein Streitplatz für wüstes Parteigeschrei und politische Debatten sein soll, laß' ich mich lieber in Stücke hauen. Und nur politische Poesie statuirt Herwegh — seinem Briefe nach wenigstens! Meinen Löwen Gryn greift er verächtlich an: „wozu sich kopfüber in das Reich der Sagen und tausendmal abgedroschener Geschichtchen stürzen?"

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmstadt] Himmelfahrtstag 1842.

Endlich, hochverehrte Freundin, komme ich dazu, Ihnen das Resultat meiner ferneren Entdeckungsreise mitzutheilen. Ich bin schon Sonntag Abend 11 Uhr wieder hier eingetroffen, habe aber so Mancherlei zu thun vorgefunden, daß ich, was Sie angeht, leider wieder einmal an's Aufschieben gekommen bin. Nun will ich aber auch keine Stunde mehr warten, sondern Ihnen hübsch erzählen, wie mir's weiter gegangen ist! Und recht herzlich bitt' ich um Verzeihung, daß es erst jetzt geschieht!

Vorab das Wichtigste: Ich habe in St. Goar gemiethet! Hübsch, freundlich, billig, und ganz vortreffliche Aussicht. —

Nachdem wir Sie verlassen hatten, ging's in brennender Mittagshitze (die meinem Begleiter zu meiner nicht geringen Belustigung arg zusetzte) weiter nach Rüdesheim, wo wir tafelten und dann den Niederwald sammt Tempel, Rossel und Jagdschloß bestiegen. Dicht bei der Rossel sucht' ich meinen Strohhut voll Waldmeister (auf dem Niederwald muß er wohl Niederwaldmeister heißen), der uns am Abend zu Lorch einen delikaten Maitrank zuwege brachte. Lorch schien mir wegen des fatalen Wisperwindes für meine Frau nicht zuträglich. So ging's denn weiter nach St. Goar, wo ich, da es in St. Goarshausen nichts war, beim Apotheker Ihl zwei ganz köstliche Zimmer fand, und ihm vorgestern von hier aus zugeschrieben habe. Sonntag ging's dann wieder per Dampf stromauf — Geisenheim vorbei! Ich hatte aber wirklich Sehnsucht nach Hause, und dachte, daß ich Sie um so eher und länger wiedersehen würde (und zwar mit Ida) je

bälder ich in Darmstadt zurück wäre und dort alles in Ordnung brächte. Heut' in aller Frühe um 5 Uhr hab' ich nun den Anfang mit Bücher-einpacken gemacht und denke, daß wir gegen Pfingsten fortkommen.

Wie freundlich steht mir die kurze Zeit, die ich bei Ihnen zubrachte, noch vor der Seele! Sie selbst, Ihr herrlicher Garten, Ihre Dichterkneipe — ich bin noch ganz voll davon und kann meiner Frau nicht genug davon erzählen!

* * *

An Karl Krah.

[Darmstadt] 25. April 1842.

Daß die Leute meinen Humor nicht verstehen, und daß auch Du ihn nur zum Theil billigst, ist mir — jenes gleichgültig, dieses leid. Wozu denn immer Pathos, wenn der Humor ein wesentlicher Bestandtheil meiner Natur ist? Ihr solltet Euch freuen, daß ich vor und nach zu einer allseitigen Entwicklung komme, und auch das in mir liegende heitere Element künstlerisch zu gestalten mich bemühe. Levin Schücking war eben von den komischen Stellen des Ganzen rein weg. Gott behüte mich, daß ich nur Witze reißen sollte, aber eben so wenig gelüstet's mich, ewig auf den Stelzen des Pathos einherzuschreiten. — Eins beim Andern, wie Stoff und Stimmung es gebieten, das ist das Beste! Der Laacher See wird natürlich durchaus ernst gehalten sein.

Beiliegend Etwas, das Euch gefallen möge!

Da das Opusculum noch nicht buchhändlerisch versandt ist, so halt' es vorläufig noch geheim und laß' es wenigstens nicht circuliren! Ich verlasse mich fest darauf; Jonghaus versendet erst im Lauf dieser Woche.

Ein Gedicht von mir, welches nächstens die Josephina, i. e. die Zeitung Josephi des Redlichen bringen wird, überschrieben: „Ein Denkmal," empfehl' ich Dir zu freundlicher Beachtung. Ich trete darin auf einem für mich neuen Felde, auf dem der Satyre, auf und meine die Aufgabe gut gelöst zu haben.

NB. Gestern den ersten dießjährigen Maitrank getrunken!

NB. Ohne Spitz!

* * *

Den heiteren Schluß des Darmstädter Jahres bilde ein Brief an Dietwaldus — Ganzhorn, damals Referendar zu Stuttgart. Freiligrath schreibt am 12. Mai 1842:

Lieber Dietwalde!

Ich antworte Dir umgehend und wasche meine Hände, wenn der Brief nichtsdestoweniger zu spät ankommen möchte! — Vergib vorab einem faulen

und gehetzten Menschen, wenn er Deine lieben herzigen Briefe vom vorigen Sommer und Winter nicht beantwortet hat. Sie haben mich wahrhaft gelabt und erfreut!

Nun Heidelberg! Dahin kann ich nicht kommen, anmuthig redender Dietwalde, sintemal ich schon Dienstag von Darmstadt fortreise, um den Sommer über in St. Goar zuzubringen. Samstag (übermorgen) muß ich noch im Fluge nach Worms, habe dann an den beiden Pfingsttagen sammt meiner Gemahlin x und etliche Abschiedsvisiten zu schneiden, und säusele dann Dienstag in aller Frühe gen Gernsheim, von wo ich per Dampf recta via nach St. Goar befördert werde. Da ich nicht nach Heidelberg kommen kann, so mach' ich Dir unmaßgeblich folgenden Vorschlag: Mach' das Musikfest als Solitär mit, geh' alsdann Montag Abend nach Mannheim, und fahre von dort Dienstag Morgen den 17. hujus als am Tage Ubaldi mit dem ersten Cölnischen Boote, das in Einem Tage von Mannheim bis Cöln fährt, rheinab. Du bist dann schon auf dem Schiffe, wenn wir zu Gernsheim dasselbe besteigen, und kannst uns bis Mainz, Geisenheim oder auch bis St. Goar begleiten, je nachdem Luft, Wetter, Casse u. s. w. es Dir wünschenswerth machen.

Es gäbe dieß eine wunderschöne Fahrt! Du sähest den Rhein und mich wieder, und wir wollten uns des Wiedersehens in anderer besserer Weise freuen, als wir einst jenen Abschied zwischen Unkel und Coblenz begingen.

* * *

Wenige Tage darnach dampfte Freiligrath fröhlichen Mutes rheinab, St. Goar zu; nur vorübergehend ist der Dichter später nach der stillen Stadt zurückgekehrt, in welcher er sein erstes Ehejahr verbracht. Wir dürfen den Abschied von Darmstadt als einen entscheidenden Wendepunkt im Leben unseres Freundes betrachten. Bis dahin hatte er in idyllischem Selbstgenügen der Poesie gelebt, jenem „holden Wahnsinn", welcher ihm zwar zu Zeiten trübe Stimmungen gab, aber doch unendlich mehr Glück, das Glück des heitern durchgeistigten Lebensgenusses, der Freundschaft, der Liebe. Mit der Übersiedelung nach St. Goar tritt Freiligrath in breitere Lebenskreise hinein; das mächtige Brausen der Zeit, welches er bisher kaum vernommen, es dringt auch in sein trauliches Dichterheim am Rhein; Freiligrath, der Dichter des Meeres, der Wüste, des Urwaldes, er wird der politische Dichter, er singt fortan nicht mehr seine eigenen Schmerzen, sondern er giebt dem Schmerz und dem Zorn seines Volkes volltönigen Ausdruck.

Anhang.

I. Quellen.

Wie bereits im Vorwort erwähnt, erschien eine vollständige Sammlung und Mitteilung aller Briefe des Dichters ebensowenig durchführbar, wie auch nur ein vollständiger Abdruck des Gesammelten. Welche Briefe bei der Arbeit benutzt wurden, zeigt das am Schlusse folgende alphabetische Verzeichnis; es wird wohl aus demselben erhellen, daß die Namen der bedeutenderen Männer, mit welchen Freiligrath brieflich verkehrte, so gut wie sämtlich vertreten sind, wenn auch in den meisten dieser Briefwechsel Lücken, und teilweise beträchtliche Lücken, vorhanden sein mögen. So z. B. in den Familienbriefen, in den Schreiben an L. Grabbe, J. Hub, K. Simrock, O. L. B. Wolff, Chr. Matzerath, G. Kinkel; anderes ist gar nicht mehr vorhanden oder völlig zerstreut, wie die Briefe an Cl. v. Hohenhausen, an Bachmann, an E. Duller, G. Pfizer, W. Langewiesche, K. F. Dräxler-Manfred, J. Kerner, W. Schulz; anderes wieder ist aus diesen oder jenen Gründen unerreichbar. Familienbriefe, mit Ausnahme der vor 1839 liegenden, sind nur ausnahmsweise, Freiligraths gesamte geschäftliche Korrespondenz ist so gut wie gar nicht herangezogen. Der Leser darf überzeugt sein, daß der Sammler es an Eifer nicht hat fehlen lassen. Allen, welche durch Mitteilung von Material die Arbeit gefördert haben, sei hier nach deren Vollendung der herzlichste Dank gesagt.

Ein gleiches gilt allen denjenigen, welche mir durch ihre Mitteilungen es möglich machten, die Vorgeschichte der Familie, sowie die Daten aus des Dichters Leben genauer festzustellen, oder mich sonst durch biographische Mitteilungen unterstützten. Es sind das vornehmlich Fräulein Gisberta Freiligrath zu Soest, sodann die Herren Bürgermeister Coester zu Soest, Pfarrer Zurhellen zu Mülheim am Rhein, Pfarrer Hardt zu Kettwig, Gh. Rat O. Preuß und Gerichtsrat a. D. Keller zu Detmold, Gutsbesitzer L. Merckel zu Humfeld, Direktor Dr. Morich zu Minden, L. Elbers, Aug. Boelling und E. Rittershaus zu Barmen, Buchhändler Fr. Müller zu Amsterdam,

Landrat K. Heuberger zu Neuwied, C. Stumpf zu Köln, Th. Eichmann zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff in Texas, Ferd. Wolff zu London, Bürgermeister Fransquin zu Unkel, Prof. K. Elze zu Halle u. a. Ihre Mitteilungen sind dankbar und gewissenhaft benutzt worden.

Das mir vorliegende handschriftliche Material, Aufsätze, Briefe, Briefabschriften, Auszüge ꝛc. — alles Gedruckte ward natürlich, soweit erreichbar und förderlich, ebenfalls benutzt — ist folgendes:

1. Eine Reihenfolge handschriftlicher Aufzeichnungen von Frau Ida Freiligrath, Erläuterungen und Berichtigungen des ihr mitgeteilten Manuskriptes, sowie eine Anzahl Familienbriefe, Personalakten, Zeugnisse, Diplome u. a. Urkundliches.

2. Ein zwei Finger starkes Quartheft, Frau Ida Freiligrath überlassen von Herrn Herm. v. d. Heydt zu Elberfeld, enthaltend Kinderbriefe von F. Freiligrath aus den Jahren 1817 — 20; Briefe der Großeltern zu Mülheim aus den Jahren 1799 — 1818; Briefe von Luise und Wilhelm Freiligrath aus Mülheim, Detmold und Soest, aus den Jahren 1801 — 28, alle gerichtet an die Elberfelder Verwandten. Außerdem einige Jugendgedichte, mehrere nicht geheftete Briefe von Hermann Tops, Wilh. und Ferdinand Freiligrath ꝛc. aus den zwanziger Jahren.

3. Eine Anzahl Jugendgedichte aus der Detmolder Zeit, Briefe, Briefragmente, Briefabschriften aus den Jahren 1832 — 39, gerichtet an die Mutter und die Geschwister, Lina und Moritz Schwollmann zu Soest, mitgeteilt durch Frl. Gisberta Freiligrath zu Soest.

4. Eine Anzahl Schul- und Studienhefte aus Detmold und Soest, die letzteren teilweise bis Amsterdam weitergeführt.

5. 21 Briefe an Berthold Auerbach, Sommer 1840 — 1875; dazu dessen Schreiben.

6. 50 Briefe an Aug. Boelling, April 1837 — Februar 1876.

7. 1 Brief an F. A. Brockhaus, Juli 1852.

8. 96 Briefe an Karl Buchner, April 1838 — Feb. 1864; dazu die Antworten.

9. 16 Briefe an Moritz Carriere, Nov. 1838 — Jan. 1874; dazu die Antworten.

10. 5 Briefe an Adelb. v. Chamisso, Dez. 1833 — Dez. 1836; dazu fünf Briefe Chamisso's an Freiligrath, April 1836 — Mai 38.

11. 5 Briefe an Joh. Classen-Cappelmann, Sept. 1868 — Sept. 1873.

12. 15 Briefe an Archivrat Clostermeier und Luise Grabbe, gb. Clostermeier, 1825 — 38. Dazu ein Heft Briefe von Luise Grabbe an Freiligrath, 1832—46.

13. 35 Briefe an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Sept. 1839 — April 1851.

14. 6 Briefe an Lorenz Diefenbach, Nov. 1843 — Januar 1845; dazu dessen Antworten.

15. 2 Briefe an J. P. Eckermann, 1843 und 1844.

16. 1 Brief an Minister Eichhorn, Entwurf, Herbst 1844.

17. 218 Briefe an Theodor Eichmann, August 1849 — März 1876.

18. 30 Briefe an Ludwig Elbers, März 1851 — März 1873.

19. 40 Briefe an Karl Elze, Dez. 1853 — Januar 1876.

20. 2 Briefe an Prof. Jakob Felsing zu Darmstadt, Febr. 43 und Jan. 1874.

21. 14 Briefe an Wilhelm Ganzhorn, August 1840 — Juni 1869.

22. 14 Briefe an Emanuel Geibel, Febr. 1843 — Mai 1875; dazu die Antworten.

23. 1 Brief an Adolf Glaßbrenner 1867.

24. 3 Briefe, Auszug, an Karl Heinzen, aus dem Jahre 1846, mitgeteilt im Bostoner Pionier vom 29. März 1876; dazu die Antworten.

25. 2 Briefe an Wilhelm Hemsen 1876.

26. 63 Briefe an Karl Heuberger, Juli 1842 — Oktober 75, sowie handschriftliche Aufzeichnungen des letzteren über seine Beziehungen zu Freiligrath, Geibel ꝛc.

27. 16 Briefe an Abr. Wilhelm (2) und Hermann v. d. Heydt (14) zu Elberfeld, Januar 1833 — Mai 1860.

28. 9 Briefe an H. Hoffmann v. Fallersleben, Aug. 1844 — Juni 1869; dazu dessen Antworten.

29. 13 Briefe an Ignaz Hub, März 1839 — März 1874 (mit Ausnahme eines, von 1869 — 74); dazu die Antworten.

30. 17 Briefe an Heinrich Jerrentrup, April 1835 — Mai 1839.

31. 9 Briefe an Karl Immermann, Februar 1838 — Dezember 1839, sowie 2 Briefe an Marianne Immermann, 1842 und 1870; dazu 7 Briefe Immermanns, 1837 — 39, vorliegend in der Urschrift, zum größeren Teil abgedruckt in Freiligraths Immermann.

32. 4 Briefe an Ernst Kapp, Juni 1837 — Juli 1838; dazu die Antworten.

33. 1 Brief an Alexander Kapp, März 1844.

34. 4 Briefe an Gottfried Keller, März 1850 — Nov. 1859; dazu die Antworten.

35. Einige Bruchstücke von Briefen an Hermann Kindt, abgedruckt Gegenwart, Juni 1876.

36. 34 Briefe an Gottfried Kinkel, Mai 1842 — Mai 1863; dazu die Antworten.

37. 51 Briefe an Heinrich Koester, Januar 1838 — April 1874; dazu die Antworten.

38. 44 Briefe an Karl Krah, Mai 1841 — Sept. 1872.

39. 16 Briefe an Heinrich Künzel, April 1838 — Juni 1852; dazu die Antworten.

40. Handschriftliche Aufzeichnungen des Buchhändlers Wilh. Langewiesche, vormals in Barmen, jetzt in Godesberg, über die Jahre 1838 — 40.

41. Zwei Briefe an Frau Dr. Lewald in Berlin, Eingang 1870.

42. Einige Brieffragmente, adr. an P. Lindau, gedruckt Gegenwart 1876, Nr. 13.

43. 6 Briefe an Chr. Matzerath, März 1840 — März 1842; dazu dessen Antworten.

44. 1 Brief an Ulrike Melos, 1866.

45. Mehrere Briefe an Maria Melos.

46. 6 Briefe an Friedrich Merckel, Febr. 1830 — Januar 1832.

47. 27 Briefe an Ludwig Merckel, April 1826 — August 1875, nebst handschriftlichen Mitteilungen desselben über Freiligraths Jugendjahre.

48. 5 Briefe an Isaak Molenaar, Sept. 1836 — Eingang 1839.

49. 24 Briefe an Wolfgang Müller, Dezember 1837 — August 1855.

50. 7 Briefe an Hermann Neumann, Januar 1837 — Nov. 1838. Abgedruckt Deutsche Revue 1878. Mai. Seite 267 ff. Dazu ein Heft Briefe Neumanns an Freiligrath.

51. 8 Briefe an August Nodnagel, März 1837 — Sept. 1845; dazu die Antworten.

52. 3 Briefe an Gustav Pfarrius, 1840.

53. 1 Brief an Otto Preuß, Juli 1862.

54. 8 Briefe an Wilhelm Rauschenbusch, Dez. 1870 — Febr. 1875; die früheren sind verloren. Dazu ein Heft Briefe von R. an Freiligrath, 1838—75.

55. 42 Briefe an Emil Rittershaus, Jan. 1865 — Juli 1875.

56. 3 Briefe an Doris Sagel, Okt. 1860 — Juli 1865, sowie handschriftliche Mitteilungen derselben über des Dichters Jugendjahre.

57. 9 Briefe an den Kanonikus L. F. von Schmitz, Mai 1839 — Nov. 1863.

58. 23 Briefe an August Schnezler, teilweise nur abschriftlicher Auszug, Sept. 1836 — Sept. 1846; dazu die Antworten.

59. 39 Briefe an Levin Schücking, August 1839 — Sept. 1847, sowie dessen Antworten und die Mitteilungen in Westermanns Monatsheften, Bd. 43 ff.

60. 21 Briefe an Gustav Schwab, Ende 1834 — März 1837; dazu die Antworten, Januar 1835 — Frühling 1838.

61. 12 Briefe an Karl Simrock, März 1841 — Okt. 1870; dazu dessen Antworten.

62. 30 Briefe an Adelheid v. Stolterfoth, Okt. 1839 — Sept. 1845, sowie deren Antworten.

63. Einige Billete und Brieffragmente, an A. Strodtmann, mitgeteilt in Dichterprofile I.

64. 1 Brief an Ernst Struve, März 1843.

65. 12 Briefe an Karl Stumpf, August 1850 — Juni 1874.

66. 29 Briefe an Wilhelm Vollmer, Mai 1868 — Febr. 1876.

67. 5 Briefe an Ludwig Walesrode, 1874 und 75.

68. 21 Briefe an Karl Weerth, Febr. 1857 — August 1875.

69. Einige Bruchstücke von Briefen an Richard Wehn, abgedruckt Gartenlaube 1876, Nr. 16.

70. 7 Briefe an die Weidmann'sche Buchhandlung zu Berlin, davon 6 vom Okt. 1835 — Nov. 36, 1 vom Okt. 1849.

71. 6 Briefe an Julius Wolff, November 1869 — September 1874.

72. 4 Briefe an O. L. B. Wolff, 1837 — 42; dazu die Antworten.

73. 19 Briefe an Ferd. Wolff, August 1852 — März 1865.

74. 27 Briefe an Heinrich Zulauff, März 1838 — August 1849.

Zahlreiche, mir vereinzelt zugegangene, weniger bedeutende Briefe sind vorstehend nicht aufgezählt. Dagegen dienten zur Feststellung und Erläuterung des Mitgeteilten eine große Zahl vorhandener geheftete Briefe der Detmolder, Dortmunder, Soester, Amsterdamer, Erfurter, Darmstädter Freunde; ferner die Briefe von Schlickum, L. v. Gall, Arndt, Brentano, Herwegh, Uhland, Pfizer, Eckermann, v. Müller, Kerner, Andersen, Dräxler, Duller, Koenig, Dingelstedt, Varnhagen, Radowitz u. a.

II. F. Freiligraths Werke.

1. Viktor Hugo's sämtliche Werke. 9. Band. Oden und Vermischte Gedichte, deutsch von F. F. Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer, 1836.

In desselben Werkes 11. Band 1836 findet sich neben den von Fournier übersetzten Herbstblättern die Übersetzung der Dämmerungsgesänge von F. Freiligrath.

Ferner in Band 16. desselben Werkes, welcher 1838 die Orientalen und Balladen unter O. L. B. Wolffs Namen brachte, hat Fr. sechs Gedichte geliefert. Wolff bemerkt darüber: „Unvorhergesehene Hindernisse haben die Übertragung der Orientales wider Willen über Gebühr verzögert; mein Freund Freiligrath, der sich gemeinschaftlich mit mir dazu verbunden hatte, mußte die Arbeit später aus gewichtigen Gründen wieder aufgeben und konnte nur einige wenige Stücke beisteuern, welche sämtlich mit seiner Chiffre bezeichnet sind." Vgl. dazu I. S. 253.

2. Rheinisches Odeon, hg. von Ignaz Hub, Ferd. Freiligrath und August Schnezler. Erster Jahrgang 1836. Koblenz, in Kommission bei J. Hölscher.

3. Rheinisches Odeon, hg. von denselben. Zweiter Jahrgang. Düsseldorf, J. H. C. Schreiner. 1838.

4. Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1838.

5. Das Malerische und Romantische Westphalen. Von Ferd. Freiligrath und Levin Schücking. Barmen, W. Langewiesche. Leipzig, Franz Volkmar O. J. (begonnen 1839.)

6. Rolands-Album, hg. von F. Freiligrath. Zum Besten der Ruine. Köln am Rhein. M. Du Mont-Schauberg. 1840.

7. Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie, hg. von F. Freiligrath, Christ. Matzerath und Karl Simrock. Erster Jahrgang. Köln am Rhein. Du Mont-Schauberg 1840.

8. Rheinisches Jahrbuch, hg. von denselben. Zweiter Jahrgang, ebenda 1841.

9. Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von F. Freiligrath. Stuttgart. A. Krabbe. 1842.

10. 1862. Gedicht von Eduard Duller und Ferd. Freiligrath. Zum Besten des Kölner Dombaus. Darmstadt, Jonghaus. 1842.

11. Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von F. Freiligrath. Mainz, Viktor v. Zabern 1844. Zweite Ausgabe 1848.

12. Lyrische Gedichte von Viktor Hugo. Deutsch von F. Freiligrath, Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer 1845.

> Nicht als zweite Auflage von Nr. 1. bezeichnet, weil nur Auswahl bezw. Umarbeitung. Von den Oden und Vermischten Gedichten hat Freiligrath 33, von den Dämmerungsgesängen 6 Gedichte nicht in diese Sammlung aufgenommen. Den früher übertragenen 6 Orientalen und Balladen sind neun weitere, offenbar nachträglich übersetzte oder in der Verdeutschung vollendete, beigefügt.

13. Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, L. E. Landon, Rob. Southey, Alfr. Tennyson u. a. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1846.

14. Ça ira. Sechs Gedichte von F. Freiligrath. Herisau, Druck und Verlag des Literar. Instituts. 1846.

15. Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1849.

16. Neuere politische und soziale Gedichte. 1. Heft. Köln und Düsseldorf. Selbstverlag des Verf. 1849. 2. Heft. Düsseldorf. Selbstverlag. 1851.

Eine Anzahl politischer Gedichte jener Jahre sind zuerst in Einzeldrucken als fliegende Blätter erschienen; sie sind hier nicht verzeichnet, weil sie nachmals in Nr. 16 und sonst gesammelt erschienen.

17. Venus und Adonis. Nach Shakespeare übersetzt von F. Freiligrath. Düsseldorf. Schaub. 1849.

18. The Rose, Thistle and Shamrock. A Book of English Poetry, chiefly modern. Selected and arranged by F. Freiligrath. Stuttgart. Eduard Hallberger. 1853.

19. Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von F. Freiligrath. Dessau, Gebrüder Katz. 1854.

20. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. With a Biographical Memoir by F. Freiligrath. Leipzig, Tauchnitz 1856.

21. Der Sang von Hiawatha. Von H. W. Longfellow. Übersetzt von F. Freiligrath. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta. 1857.

22. Sämmtliche Werke. 6 Bände. New-York. Friedr. Gerhard. 1858.

23. Gesammelte Dichtungen. 6 Bände. Stuttgart. G. J. Göschen. 1870.

24. Das Waldheiligthum, nach Felicia Hemans. Stuttgart J. G. Cotta. 1871. (Miniatur-Ausgabe eines Teiles von Nr. 13.)

25. Neue Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta 1877.

26. Hallberger's Illustrated Magazine, conducted by F. Freiligrath. Stuttgart, E. Hallberger 1875/76.

Poems from the German of F. Freiligrath. Edited by his Daughter. Second Edition. Leipzig, Tauchnitz 1871.

Rudolf Frielichrath ——— Anna Kathar. Forstmann.

Joh. Peter Albert Freilichrath, get. 13. Juli 1755 zu Kettwig, † das. 3 Febr. 1816 (bei seinem Tode als Freilingrath eingetragen). ——— Maria Elisabeth vom Bruck (Brock) † 83 J. alt 23. Mai 1831.

grath, get. 22. Febr. 1778.
ath, get. 4. Aug. 1782.
rath, get. 16. Nov. 1788, verh.
n. Wilh. Lohrmann, † 6. Dez.
einer 1817 geb. Tochter Luise.
eilingrath, später Freiligrath,
ez. 1784, 1806 — 27 Lehrer
oest 23. Nov. 1829.

5. Karl Friedrich, get. 28. Mai 1792.
6. Maria Elisabeth, get. 5. April 1795.
7. Joh. Gottfried, get. 18. Okt. 1798.

II.

——— Klara Wilhelmine Schwollmann, T. des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck, geb. 11. Jan. 1793, verh. 8. April 1819, † zu Soest 23. Jan. 1872.

Kinder:
1. Karl Heinrich Wilh. Moritz, geb. Detmold 12. Mai 1820, † Soest 27. April 1846.
2. Luise Karoline Wilhelmine, geb. Detmold 30. Dez. 1821, lebt zu Soest.
3. Klara Charlotte Gisberta, geb. Detmold 19 März 1826, lebt zu Soest.
4. Otto Ludwig Georg Gottfried, geb. Soest 6. Mai 1829, † das. 23. Juli 1830.

ne, geb. 18. Aug.
rh. 29. Mai 1869
ens zu London.

nn Ferdinand, geb. 14. März 1870.
ied Makepeace, geb. 26. Febr. 1871.
b. 14. Jan. 1875.
ande Marie, geb. 28. März 1876.
ard Melos, geb. 16. Dez. 1877.

III. Stammbaum der Familie Freiligrath.

Gerhard Wilhelm Tops, reform. Schullehrer zu Stwrum, gest. vor 1768 ——— Gertrud Emmann

Joh. Tillmann Stürmer zu Hackhausen bei Hilden ——— Sibylla Marg. Schlickum, geb. 3. Aug. 1713, † 1. April 1778 zu Mülheim a. Rhein.

Rudolf Frielichrath ——— Anna Kathar. Forstmann.

Johann Hermann Tops, geb. 18 Jan. 1743, seit August 1768 ref. Schullehrer zu Mülheim a. Rhein, † daf. 8. April 1805. ——— Anna Katharina Stürmer von Hackhausen, gest. 73 J. alt 17. Dez. 1819 zu Elberfeld.

Joh. Peter Albert Freilichrath, get. 13. Juli 1755 zu Kettwig, † daf. 3 Febr. 1816 (bei seinem Tode als Freilingrath eingetragen). ——— Maria Elisabeth vom Bruck (Brock) † 83 J. alt 23. Mai 1831.

Acht Kinder, von welchen 1. 4. 5. 8. jung starben. Zu erwachsenen Jahren kamen:
2. Joh. Wilh. Tops, geb. 19. Sept. 1771, lebte in Crefeld und Elberfeld, † in Viersen.
3. Anna Elisabeth, geb. 18. Dez. 1773, verh. 16. Mai 1798 mit Abr. Wilh. von der Heydt zu Elberfeld, † daselbst 7. Juni 1849.
6. Johann Hermann Tops, geb. 2. März 1780, † zu Brüssel.
7. Anna Luise Wilhelmine, geb. 31. August 1783 zu Mülheim a. Rh., verh. 21. Juni 1808, † zu Detmold 24. Jan. 1817.

I.

1. Peter Konrad Freilingrath, get. 22. Febr. 1778.
2. Joh. Heinr. Freilingrath, get. 4. Aug. 1782.
4. Maria Kathr. Freilingrath, get. 16. Nov. 1788, verh. 1816 mit dem Schuhm. Wilh. Lohrmann, † 6. Dez. 1833, mit Hinterlassung einer 1817 geb. Tochter Luise.
3. Johann Wilhelm Freilingrath, später Freiligrath, geb. zu Kettwig 18. Dez. 1784, 1806 — 27 Lehrer zu Detmold, † zu Soest 23. Nov. 1829.

II.

5. Karl Friedrich, get. 28. Mai 1792.
6. Maria Elisabeth, get. 5. April 1795.
7. Joh. Gottfried, get. 18. Okt. 1798.

Klara Wilhelmine Schwollmann, T. des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck, geb. 11. Jan. 1793, verh. 8. April 1819, † zu Soest 23. Jan. 1872.

Kinder: 1. Hermann Ferdinand Freiligrath, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, † 18. März 1876 zu Cannstatt. Verh. 20. Mai 1841 zu Groß Neuhausen mit Ida Melos aus Weimar, geb. 20. Dez. 1817.

2. Emma Lisette Pauline, geb. 2. Mai 1813, † 13. Mai 1816.
3. Joh. Luise Wilhelmine, geb. 26. Sept. 1815, † 10. Feb. 1817.

Kinder: 1. Karl Heinrich Wilh. Moritz, geb. Detmold 12. Mai 1820, † Soest 27. April 1846.
2. Luise Karoline Wilhelmine, geb. Detmold 30. Dez. 1821, lebt zu Soest.
3. Klara Charlotte Gisberta, geb. Detmold 19 März 1826, lebt zu Soest.
4. Otto Ludwig Georg Gottfried, geb. Soest 6. Mai 1829, † daf. 23. Juli 1830.

Kinder: 1. Katharine Karoline Ernestine, geb. Rapperswyl 11. Sept. 1845, verh. 17. Dez. 1867 mit Eduard Kroeker zu London.

2. Marie Mathilde, geb. London 24. Sept. 1846, † daf. 1. Nov. 1846.

3. Wilhelm Wolfgang, geb. London 8. Sept. 1847, verh. 5. Juni 1873 mit Mary Eastman.

4. Luise Wilhelmine, geb. 18. Aug. 1849, zu Köln verh. 29. Mai 1869 mit Heinrich Wiens zu London.

5. Karl Otto, geb. Bilk 10. Aug. 1850, † Stuttgart 1. März 1873.

6. Georg Percy, geb. London 7. Aug. 1852.

Otto Kroeker, geb. London 2. Juli 1877.

1. Hermann Ferdinand, geb. 14. März 1870.
2. Siegfried Makepeace, geb. 26. Febr. 1871.
3. Ida, geb. 14. Jan. 1875.
4. Ferdinande Marie, geb. 28. März 1876.
5. Bernhard Melos, geb. 16. Dez. 1877.

Ein Verzeichnis der kleinen Druckfehler, die jeder Leser sich selbst korrigieren kann, erscheint überflüssig; hier nur einige nachträgliche Bemerkungen:

Unter dem Portrait ist zu lesen: J. P. Hasenclever. S. 4, Z. 18 v. o. ist das Wort „wahrscheinlich" zu tilgen. S. 150 citirt Freiligrath die Stelle aus Shakespeare's Heinrich IV. 2. Teil, V. 3 aus dem Gedächtnis ungenau: sie heißt: A foutra for the world and wordlings base. Strophe 1 der „Steppe" ist zweimal mitgeteilt, S. 266 in einem Briefe an A. Boelling vom 5. April 1838, S. 112 in einem Brief an Immermann vom 14. April 1838. An erster Stelle heißt es in Z. 2 „durchritten", im zweiten Briefe „durchschritten." Der Dichter hat beim Abdruck die erste Fassung, wohl aus Gründen des Wohlklangs, wieder hergestellt.

Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zweiter Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre. 1842—1851.

Seite

Siebenter Abschnitt. St. Goar, Mai 1842 — August 1844. . 3

Übersiedelung nach St. Goar. Zahlreicher Besuch. Longfellow. Geibel. Literarische Arbeiten. Buch über Immermann. Huhn und Nachtigall. Übergang zur politischen Dichtung. „Ein Brief" an Herwegh. Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. Zusammentreffen mit Hoffmann v. Fallersleben. Briefe an K. Buchner, G. Kinkel, K. Krah, A. v. Stolterfoth, L. Schücking, K. Simrock, E. Geibel, H. Künzel, L. Diefenbach, B. Auerbach u. a. Frühlingsaufenthalt zu Asmannshausen. Abschluß des Glaubensbekenntnisses. Sommerwochen in Kronthal. August 1844. Abschied von Deutschland.

Achter Abschnitt. Ostende und Brüssel, August 1844. Meyenberg und Zürich, März 1845. London, Juli 1846 — Mai 1848. 113

Freiligraths Glaubensbekenntnis. Badeaufenthalt in Ostende. Der Winter 1844 — 45 in Brüssel. Bericht von H. Bürgers. Briefe an K. Simrock, K. Buchner, K. Heuberger, W. Ganzhorn, L. Schücking ꝛc. Winterreise durch Frankreich nach der Schweiz.

Sommer und Herbst 1845 zu Meyenberg. Geburt der ältesten Tochter Käthe. Übersiedelung nach Zürich. Politische Parteidichtung. Ça ira. Übersetzungen nach V. Hugo, Fel. Hemans ꝛc. Briefe.

Sommer 1846 Reise nach England. Kontorist bei Huth. Geburt und Tod der zweiten Tochter Marie. Briefe. Die Märzrevolution. Gedichte aus dem Frühling 1848. Briefe.

Neunter Abschnitt. Düsseldorf, Mai 1848. Köln, Oktober 1848. Bilk, Juni 1850 — Mai 1851. 208

Rückkehr nach Deutschland. Aufenthalt in Düsseldorf. Die Todten an die Lebenden. Verhaftung und Freisprechung. Strodtmanns Mitteilungen.

Seite

Oktober 1848 Übersiedelung nach Köln. Die Neue Rheinische Zeitung. Unterdrückung derselben Mai 1849. Entweichung nach Holland. Dichtungen aus dieser Zeit. Zwischen den Garben. Venus und Adonis.

Ansiedelung in Bilk, Sommer 1850. Briefe an Hoffmann v. Fallersleben. H. Zulauff, Th. Eichmann, H. Koester ꝛc. Mai 1851 Entweichung nach England. Steckbriefe. Düsseldorfer Preß- und Kölner Kommunistenprozeß.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre. 1851 — 1868.

Zehnter Abschnitt. Zweiter Aufenthalt in London. Mai 1851 bis Juni 1868. 241

Unbehagliche Wartezeit. Englische Anthologie. Herbst 1851 Wiedervereinigung mit der Familie. Juni 1852 Commis bei Oxford. Gesellschaftliche Verhältnisse. Die Familie. Stellung zur deutschen Emigration. Dichtung und Dichter. Reise nach Schottland 1854. Briefe Sommer 1851 — Frühling 1855.

Kündigung bei Oxford. Sorgenjahr. Literarische Arbeiten. Sang von Hiawatha. Juni 1856 Leiter der Schweizer Bank. Verkehr mit Kinkel und Marx. Aufsätze für das Athenäum. Briefe Juni 1855 bis Ende 1865.

Aufhören der Schweizer Bank. Sorgenjahr 1866. Silberne Hochzeit. Die politische Umwandelung Deutschlands und die preußische Amnestie. Die National-Dotation 1867. Inkognito-Reise nach Deutschland. Käthes Verlobung und Verheiratung. Frühling 1868 zweite Reise nach Deutschland. Briefe Eingang 1866 — Sommer 1868.

Fünftes Buch.

Ruhejahre. 1868 — 1876.

Elfter Abschnitt. Stuttgart, Herbst 1868. Canstatt, Herbst 1874 bis 18. März 1876. 385

Rückkehr nach Deutschland. Festliche Begrüßung in Köln. Herbst 1868 Ansiedelung in Stuttgart. Luisens Verheiratung Mai 1869. Festliche Tage in Bielefeld und Detmold. Patriotische Lyrik 1870. Gesammelte Dichtungen. Briefe 1868 — Ende 1870.

1872 Tod der Stiefmutter. Schweizerreise. März 1873 Ottos Tod. Sommeraufenthalt in England. Herbst 1874 Überzug nach Canstatt.

Seite

Dichterische und Übersetzerthätigkeit. Das Illustrated Magazine. Frühling 1875 Verletzung am Bein und Erkrankung. Sommeraufenthalt in Klosters. Briefe 1871 — Ende 1875.

Freiligraths letzte Lebenswochen und Briefe. Sein Tod 18. März 1876. Beerdigung. Das Denkmal auf seinem Grabe. Andere Gedächtnisstätten.

Zwölfter Abschnitt. Überschau. 467

Freiligraths äußere Erscheinung. Bildnisse. Scharfblick. Gedächtnis. Mäßigkeit. Gesellige Gabe. Briefe. Pünktlichkeit. Humor. Tiefes Gemüt. Familien- und Freundschaftssinn. Optimismus. Frömmigkeit. Fester Wille.

Die Dichtungen. Ausschließlich Lyriker. Gewissenhaftigkeit. Drei Zeiträume, der epischen Lyrik — 1837, der Zeitdichtung — 1852, der höhern Gelegenheitsdichtung — 1876. Freiligrath als Uebersetzer.

Anhang 485

I. Verzeichnis der Empfänger und Schreiber von mitgeteilten Briefen.
II. Alphabetisches Namensverzeichnis.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre.

1842—1851.

Siebenter Abschnitt.

St. Goar. Mai 1842 bis Sommer 1844.

Nach dem Scheitern der Britannia hatte Freiligrath eigentlich keinen Grund zu einem ferneren Aufenthalt in Darmstadt. So freundlich man ihm entgegengekommen, so vermißte er doch in der breitstraßigen, nach Schückings Wort „merkwürdig friedfertigen" Residenz jenen köstlichen Zauber des Rheines, welcher ihm die Unkeler Zeit so verschönt hatte; wenigstens den Sommer wollte er wieder am Strome verleben, und zwar hatte er sich auf einer vorhergehenden Forschungsfahrt das malerische St. Goar zur künftigen Wohnstätte ausersehen. Am Morgen des 17. Mai 1842 verließ Freiligrath Darmstadt; bei dem Rheinstädtlein Gernsheim bestieg man damals den Dampfer, um von da stromab zu fahren; das alles ist längst anders geworden. In Gernsheim gesellte sich Dietwaldus Ganzhorn zu den Reisenden und geleitete sie bis zum nächsten Halteort Oppenheim; dagegen begegnete ihnen auch ein Mißgeschick, welches sicherlich dem Dichter nicht geringen Kummer bereitete: Strolch, der täppische Cyniker, ging verloren; er fand sich auf der Zimmerschwelle der Freiligrath'schen Wohnung in Darmstadt wieder ein und ward später seinem Herrn wohlbehalten nachgesandt. Freiligrath hatte bereits vorher beim Apotheker Ihl zu St. Goar eine Wohnung gemietet, was ihm nach seiner Art zu Scherzen über sein Ihlium und sein Trojanertum Anlaß gab. Im Spätjahr, nachdem unsere Freunde sich zu einem dauernden Aufenthalt in St. Goar entschlossen hatten, wurde dann der Darmstädter Haushalt völlig aufgelöst.

Es erwies sich freilich bald, daß die Wahl von St. Goar, so herrlich es auch zwischen Berg und Strom gelegen ist, im Rücken die stattlichen Trümmer des Rheinfels, gegenüber die Felsen der Lurlei, das freundliche St. Goarshausen mit seinen Weinbergen und Burgruinen, doch auch ihre Schattenseiten besaß; jedenfalls erschien der Ort zu nachhaltiger Arbeit nicht sonderlich geeignet. Nicht bloß die herrliche Gegend lockte zu stets erneuten Ausflügen, mehr noch der Zuspruch zahlreicher befreundeter oder bekannter Besuche, welche, auf- oder abwärtsziehend auf der Völkerstraße des Rheines,

in des Dichters stilles Heim einbrachen, gar viele freilich herzlich willkommen, wie Auerbach, Kerner, Andersen, Hoffmann v. Fallersleben, Kinkel, M. Carriere, Saphir, Ferd. Hiller, Zedlitz und zahlreiche andere; wohl auch machte das Ehepaar Freiligrath mit vorüberziehenden Freunden längere Ausflüge rheinab; besonders einer höchst vergnüglichen Fahrt nach dem Siebengebirge, in zahlreicher Gesellschaft vom Ober- und Niederrhein, Sommer 1842, gedenken die Briefe; Freund Simrath der Redliche kam von Bonn herüber und machte, der sonst gemeiniglich ernste Mann, die tollsten Schnurren und Purzelbäume. Gar mancher andere Besuch hingegen war wieder jener überlästigen Art zudringlicher Viertelsfreunde zuzurechnen, von welchen der Dichter so vielfach heimgesucht war.

Zu den Bewohnern von St. Goar hatte das Ehepaar Freiligrath nur wenig Beziehung; das befreundetste Haus war dasjenige des Landrats Karl Heuberger. Ein vielseitig gebildeter Mann, trat Heuberger dem Dichter als Freund und Berater sehr nahe; sein gastliches Haus mit den poetisch und musikalisch begabten Töchtern, denen sich ab und zu ebenso anmutiger Mädchenbesuch gesellte, war eine allezeit offene Dichterherberge für Freiligrath und seine Freunde, zu deren beliebten Späßen das „Loch im Keller" gehörte, welches sie dem Landrat getrunken. Auch in wichtigen Geschäftsangelegenheiten hat sich Heuberger als warmer Freund bewiesen. Freiligraths Einlenken in die Bahn der politischen Poesie machte freilich dem konservativ-liberalen preußischen Beamten schwere Bedenken; indes weder das Glaubensbekenntnis noch Ça ira vermochte einen völligen Bruch des Verhältnisses der Männer zu veranlassen; das geschah erst 1848. Da aber die Freundschaft der beiden Männer auf wirkliche Neigung und Hochachtung gegründet war, so überdauerte sie auch die politische Sturmperiode, und mit Freiligraths zweiter Übersiedelung stellt sich auch der Briefwechsel wieder ein mit seinem alten herzlichen Ton, um festgehalten zu werden bis zu des Dichters Ende. Karl Heuberger lebt, ein geistesfrischer Neunziger, zu Neuwied.

Ein anderes Haus, zu welchem Freiligrath in wenn auch minder naher freundschaftlicher Beziehung stand, war das des Herrn von Vitzthum, eines vormaligen preußischen Offiziers, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau und einigen Söhnen in St. Goar hauste, ein guter Gesellschafter, stets bereit eine treffliche Bowle zu brauen. Es wird seiner in den Briefen mehrfach gedacht.

Die geistvolle Luise von Gall, dem Paare bereits von Darmstadt aus nahestehend, verweilte im Sommer 1842 einige Monate lang zu St. Goar als Freiligraths Hausgenossin, welcher nach seiner scherzhaften Weise in seinen Briefen nicht selten der „Gallina" gedenkt. Das Zusammentreffen

Freund Levins mit Luise von Gall führte im Sommer 1843 zur Verlobung der beiden, welcher am 6. Oktober zu Darmstadt die Verheiratung folgte. Im Frühling 1843 ward Maria Melos, Frau Ida's Schwester, von Freiligrath gern mit biblischem Worte „die Schnur", wohl auch Fleur de Marusch, Fleur de Maroc genannt, Hausgenossin des Dichterpaares bis zum Überzuge nach England, wie sie seit Freiligraths Tode der vereinsamten Schwester die sorgende und erheiternde Hausgenossin ist.

Unter den zahlreichen fahrenden Poeten, die mit Freiligrath vom Rheinfels herabschauten oder im bachdurchrauschten Schweizerthal hinaufstiegen zur Lurlei, sind uns vornehmlich zwei bedeutsam, Henry Wadsworth Longfellow und Emanuel Geibel. Die Bekanntschaft mit dem drei Jahre älteren nordamerikanischen Dichter, welcher damals in der Kaltwasserheilanstalt Marienberg bei Boppard weilte, fällt in den Sommer 1842 und hatte einen vieljährigen Briefwechsel zur Folge. Es ist allbekannt, daß Freiligrath nachmals außer einigen lyrischen Dichtungen Longfellows dessen Sang von Hiawatha meisterlich ins Deutsche übersetzt und dadurch zu dessen Ruhme nicht wenig beigetragen hat; und wenn der verbannte Dichter später bisweilen an eine Übersiedelung nach Nordamerika dachte, so hat ohne Zweifel ein Ruf Longfellows oder das Vertrauen auf seine gewichtige Fürsprache bei der Entstehung dieses Gedankens mitgewirkt. Emanuel Geibel, fünf Jahre jünger als Freiligrath, war nach beendeten akademischen Studien durch ein günstiges Geschick als Erzieher nach Athen geführt worden, hatte auf der Akropolis und auf den Inseln des griechischen Meeres geschwärmt und gedichtet. Bei der Heimkehr 1840 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen; dieselben machten außerordentliches Glück; Geibel war fortan der gefeiertste der jüngeren Lyriker. Eingang 1843 ward ihm, wie unserem Dichter ein Jahr zuvor, von König Friedrich Wilhelm IV. ein jährlicher Ehrengehalt von 300 Thalern verliehen; Emanuel Geibel beschloß nun eine Weile am Rhein seinen historischen und poetischen Arbeiten zu leben, und bat, seine gerade damals erschienene Sammlung spanischer Volkslieder und Romanzen Freiligrath widmen zu dürfen. Dieser antwortete aufs herzlichste, und die Folge war, daß Geibel Pfingsten 1843 in St. Goar erschien, um fortan, freilich nur ein halbes Jahr lang, an jenem heiteren rheinischen Poetensommer teilzunehmen. Auch Levin Schücking hauste damals eine Weile in St. Goar oder dem nahen Marienberg, und mancher fröhliche Ausflug nach den Thälern und Höhen der herrlichen Umgebung ward gemeinsam gemacht, manches heitere Glas auf der Lurlei, in den Trümmern der „Katz" oder im güldenen Pfropfenzieher zu Oberwesel geleert, manche finstere Gespenstergeschichte erzählt. Die in der Folge mitgeteilten Briefe an Geibel sind ein redendes Zeugnis der

herzlichen Freundschaft, welche Freiligrath dem jüngeren Mitbewerber um die Gunst der Zeitgenossen entgegenbrachte. Freilich ward Geibel dafür auch die Ehre zu Teil, an der schnöden Verunglimpfung durch Herwegh teilzunehmen.

Im übrigen mögen die Briefe selbst Zeugnis geben für die glückliche Heiterkeit, mit welcher Freiligrath den Segen eines befriedeten Heimwesens, den Aufenthalt an seinem geliebten Strome genoß. Doch auch seine Dichterkraft fand hier neue Anregung, so daß wir von den Jahren, welche Freiligrath zu St. Goar verbrachte, einen neuen Abschnitt seiner schöpferischen Thätigkeit beginnen können.

Zunächst kam zu St. Goar eine Arbeit zum Abschluß, welche unsern Freund bereits seit Jahren beschäftigte, sein Büchlein über Karl Immermann. Ursprünglich war eine umfassende, vielseitige Beleuchtung des Dichters beabsichtigt, wobei die Freunde des Herausgebers mitwirken sollten. Nach einheitlichem Plan aber ward nicht gearbeitet; Dingelstedt hatte einen Beitrag übernommen, der aber ausblieb; so geschah es, daß das im Juni 1842 abgeschlossene kleine Buch den Eindruck des Unvollständigen macht: ein Gesamtbild des Dichters fehlt ganz; von seinen Werken ist Merlin zweimal, Tristan nur flüchtig besprochen, die Dramen und Romane gar nicht; ein paar Aufsätze von Kanzler v. Müller und O. L. B. Wolff entschädigen nicht für diese Unzulänglichkeit: dem nachgelassenen Aufsatze Immermanns über seinen Besuch im Goethe-Hause warfen Kundige mannigfache Irrtümer vor. Besonders wertvoll dagegen sind für uns die Briefe des Dichters an den jungen Freund, und vornehmlich Freiligraths Schlußgedicht, ein wahrhaft prächtiges Gegenstück zu dem Nachruf an Grabbe, bezeichnend auch insofern, als sich in dem Gedicht auf Immermann statt der brütenden leidenschaftlichen Schwermut der Dichtung vom Herbst 1836 nun eine abgeklärte beruhigte Thatkraft ausspricht, die dem Dichter von Natur eigene weltfreudige Stimmung wiederkehrt. Immermann hatte seine Schilderung des Goethe-Hauses mit den Worten beschlossen: „Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz.“ Daran knüpft Freiligrath an, und faßt sein Dankgefühl für den edeln Toten zusammen in den Worten:

Du weißt es nicht, was ich dir schuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach, schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Hast du erschütternd mir in's Herz gesprochen!

In Goethe's Räumen jenes ernste Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es stürmt mich auf, und ruft beständig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß' mich, mir selbst und meinem Pfunde treu,
Nach seinem Maße fürder thun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitflut Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen!

So ist Freiligraths Immermann-Buch, wenn es auch dasselbe Gepräge des Kompilatorischen trägt, wie das Rolands-Album, ein schönes Denkmal zu Ehren des Geschiedenen, welcher es mit Freiligrath so treulich gemeint. Immermann hatte Ausgang 1837 an Wolff geschrieben: „Ich habe inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttötendsten Verhältnissen. Aus Secunda abgegangen; es thut einem in der Seele um so ein wahres reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognostikon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde." Es war nun Freiligraths Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese Prophezeiung nicht Wahrheit werde.

Zwar geschah dies nicht durch die zweite Arbeit, welche in jener Zeit unseres Dichters Kraft aufs neue angestrengt in Anspruch nahm, die Übersetzung der Gedichte von Felicia Hemans, welche übrigens erst 1846 erschienen; sie werden seiner Zeit mit der gesamten verwandten Verdeutschungsthätigkeit unseres Dichters kurze Beleuchtung erfahren. Wohl aber nimmt Freiligraths Dichtung unter den Nußbäumen von St. Goar einen neuen machtvollen Aufschwung. Freiligrath ward politischer Dichter. Aber auch das nicht mit raschem Entschluß, mit bewußter Absicht, sondern mit jener elementaren Notwendigkeit, nach welcher der Genius schafft, sah sich Freiligrath nach und nach zur Opposition und zum Aussprechen seines Glaubensbekenntnisses hingeführt. Nicht aus bewußtem Entschluß, sage ich, sondern unmerklich, wie ein Schifflein, auch wenn es querüber strebt, stromab getrieben wird. Schon die Briefe aus dem Jahre 1837 zeigen uns, wie lebhaft er das gewaltthätige Verfahren gegen die Göttinger Sieben mißbilligte; der das Politische streifenden Gedichte des Darmstädter Jahres ist früher gedacht; noch in den Jahren 1842 und 1843 entstanden einige Poesien, welche sich

der Berührung von Zeitfragen ferne halten, wie der schwungvolle Nachruf an Immermann, und das tiefsinnige Preislied der Romantik, „Ein Flecken am Rhein" überschrieben; doch auch hier bereits ringt der Poet mit dem politischen Mann, welcher spricht:

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen!

Die treffliche „Vision" Zincgrefs auf dem Kirchhof von St. Goar, nur allgemein 1843 bezeichnet, lenkt vollständig in die Bahn der politischen Dichtung über; die zehn Monate dagegen vom Juli 1843 — Mai 1844, besonders aber die ersten Monate des letzteren Jahres sind die Zeit einer wahrhaft staunenswerten Produktivität unseres Dichters; damals entstanden jene zündenden Lieder, welche Freiligrath alsbald darnach als sein „Glaubensbekenntnis" hinaussandte, und die, einige Jahre lang wenigstens, einen Erfolg errangen, welcher sich demjenigen der ersten Sammlung der Gedichte fast an die Seite stellen konnte; anderseits macht dieses Hervortreten des Glaubensbekenntnisses einen jähen Riß in dem schon bisher nicht ganz glatten Lebensgange des Dichters, übt auf dessen ferneres Geschick die eingreifendsten Wirkungen.

Freiligrath war ursprünglich kein politischer Mann, sondern vor allen Dingen Dichter. Daß er den Weltereignissen nicht dumpfbrütend gegenüberstand, versenkt in Meeres-, Wüsten- und Urwaldphantasien, daß er ihnen achtsam, mit humoristischer oder sittlich ergrimmter Empfindung folgte, lehrt uns schon bei dem jungen Manne der „Scheik am Sinai", das S. 48. mitgeteilte Lied zum Soester Schützenfest oder die in die Amsterdamer Zeit fallende bittere Terzinendichtung „Die irische Witwe"; mit den beiden Gedichten für Dullers Phönix war er, wie früher nachgewiesen, bereits seit 1836 völlig als Zeitdichter aufgetreten, obwohl mehr in allgemeiner Weise. Freiligrath nahm lebhaft an den Zeitereignissen teil, wenn auch mit jenem maßhaltenden Liberalismus der vormärzlichen Jahre; nur wenn ein bestimmtes Zeitereignis, die Hinrichtung des Diego Leon, die Absicht der Begründung einer Spielbank auf der Ebernburg seinen sittlichen Ingrimm weckte, warf er ein rasches kräftiges Wort hinaus; seiner durch und durch wahren, ernsten, gesunden Natur war die schönklingende politische Phrase eines Herwegh, die spöttelnde Spaßhaftigkeit in den Liedern Hoffmanns v. Fallersleben, wie der ätzende, verzweifelnde Mißmut Dingelstedts gleichermaßen widerstrebend; weil er ein echter Dichter war, mißbilligte er jene schöngereimte Leitartikel-Poesie, die nirgends an Greifbares anknüpfte. Wie Herwegh auf Freiligraths vielgepriesenes und vielgescholtenes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei

öffentlich antwortete und gleichzeitig brieflich unserm Freunde über die Pflicht des Dichters, Partei zu ergreifen, ein Privatissimum las, ist früher erwähnt. Freiligrath verschluckte seinen Unmut. Da geschah es, daß Eingang 1843 Herwegh, der gefeierte Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, eine Reise nach Königsberg machte, allerorten mit lebendigster Begeisterung aufgenommen. Sogar König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher sich geistreich genug fühlte, dem modernen Marquis Posa gegenüber nicht die Rolle eines Philipp zu spielen, erteilte dem Dichter Audienz, woraus denn Herwegh die Berechtigung herleitete, an den König „Ein Wort unter vier Augen" zu richten, einen Brief, welcher durch eine unverzeihliche Indiskretion veröffentlicht ward und durch alle Zeitungen ging. Friedrich Wilhelm IV. mochte sich von dem „sonderbaren Schwärmer" wohl im Zwiegespräch belehren, aber nicht vor allem Volk unpassende Briefe schreiben lassen; er verwies den „Lebendigen", den ungeschickten Apostel der Freiheit, sofort des Landes; aber was schlimmer war, das berechtigte Freiheitsstreben der Zeit erschien durch die Zutäppischkeit des phrasenfreudigen Tyrtäus des kosmopolitischen Liberalismus bitter geschädigt. Nicht entfernt mit dem Gefühle der Schadenfreude eines Nebenbuhlers, sondern aus der schmerzlichen Empfindung dieser dem gesamten freisinnigen Streben mutwillig bereiteten Niederlage richtete Freiligrath im Januar 1843 an Herwegh jenen berühmten „Brief", welcher den fahrenden Ritter des Liberalismus in völlig vernichtender Weise zur Rede stellte und zu den Toten warf. Es ist ein Gedicht von einer Schärfe des edeln Zornes, einer Kraft der sittlichen Beredsamkeit, wie keines der bisherigen; das ganze Gedicht steht auf einer überragenden Höhe strenger politischer Sittlichkeit; er weist den aufgeblasenen Hochmut des 25jährigen Mannes, der den tapfern greisen Arndt einen „Alten mit der Krücke" gescholten und dann selbst in so ungeschickter Weise die Sache der Freiheit bloßgestellt, mit schneidend scharfen Worten zurück; wir fühlen dem ganzen Gedichte nach, daß es aus der innigsten Überzeugung hervorgegangen ist.

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können sie dich bänd'gen,
Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er schlug sich selber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte sie wie Schnee!
Wahr ist es: Renommiren
Verdirbt die Renommée!

Wer sagt, er stände Wache
Für's Recht, der halte Stich,
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht! —

So ziehst du! — Was ich sagte,
Wohl klingt es schonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Loos!
Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!

Zieh hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß weh'n sie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!

Das waren freilich harte und scharfe Worte gegen den ruhmredigen Apostel der Freiheit; wes Geistes Kind derselbe sei, hat er genugsam gezeigt; er rächte sich im zweiten Bande der Gedichte eines Lebendigen durch jenes schnöde „Duett der Pensionierten", in welchem unser Dichter zu Geibel spricht:

— Ja, willst du mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath. —
Ich gesteh', ich hätte lieber
Die Unsterblichkeit allein,
Doch dies Demagogenfieber —
Geibel. Bändigen wir nur zu zwei'n.
Freil. Und so laß' uns unsre Flammen —
Geibel. Thun zu einem Brand zusammen —
Freil. Braten als getreue Diener —
Geibel. Die verfluchten Jakobiner,
Beide. Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden.

Es war eine unsäglich erbärmliche Wendung, die Stellung, welche Freiligrath aus tiefster sittlicher Entrüstung eingenommen, in Verbindung zu bringen mit dem unverlangten dürftigen Ehrensold, welchen der Preußenkönig den beiden Dichtern ausgesetzt hatte. Herwegh aber nahm eine reiche Frau, ruhte fortan wohlversorgt auf seinen Lorbeeren, zu welchen das Sturmjahr 1848 keine neuen hinzufügte; Freiligrath dagegen opferte seiner Überzeugung nicht bloß alsbald jene dreihundert Thaler, sondern das Wirken

im Vaterland und zog hinaus in die Fremde, aufs neue das harte Brot kaufmännischer Dienstbarkeit zu essen. Indes muß doch erwähnt werden, daß in den alsbald ausbrechenden politischen Stürmen alle Feindseligkeiten zwischen Freiligrath und Herwegh aufhörten. Eine persönliche Begegnung fand erst nach der zweiten Rückkehr unseres Dichters in die Heimat statt; Herwegh besuchte Freiligrath zu Stuttgart, und dieser, dem jede kleinliche Zänkerei zwischen Parteigenossen ein Greuel war, empfing den vormaligen Gegner so herzlich, als wenn nie etwas vorgefallen wäre. Bei Herweghs Tode April 1875 reiste Freiligrath mit den Stuttgarter Gesinnungsgenossen zur Beerdigung nach Baden-Baden, selbst schon krank, so daß Frau Herwegh den erschöpften Mann auf halbem Wege in ihren Wagen nahm. Und sie wieder war die erste, die bei der Kunde von unseres Freundes Tod sich mit Trost und einem Blumenstrauße einstellte. So hat in Leben und Tod das harte Zusammentreffen der beiden Dichter einen versöhnenden Schluß gefunden.

Es war sicherlich für einen freisinnigen klarblickenden Mann, wie Freiligrath, in jener Zeit ein drückendes Gefühl, königlich preußischer Staatspensionär zu sein, nicht Staatsdiener, wie Tausende, sondern durch einen Gnadengehalt gleichsam persönlich mit dem Könige verbunden. Mit je glänzenderen Erwartungen die Welt die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. begrüßt hatte, desto schmerzlicher war die Enttäuschung. Diese mit freisinnigen Worten verbrämte stete Hervorhebung des Gottesgnadentumes, diese romantisch-pietistisch-patriarchalischen Liebhabereien, diese Versuche, altberechtigte Forderungen, längst gegebene Zusagen mit schwächlichen Abschlagszahlungen abzufinden und dann, als die Presse die Schwächen dieses königlichen Scheinliberalismus aufdeckte und Besseres verlangte, die kleinliche Verschärfung der Censur, diese Absetzungen und Bücherverbote — es war zum Verzweifeln für eine frei und groß angelegte Natur, wie diejenige Freiligraths, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieses Können und Nichtwollen zu betrachten, und es bedurfte, um ihm die Augen zu öffnen nicht

jener Nacht im Riesen

zu Koblenz vom 16. zum 17. August 1843, in welcher Freiligrath und der abgesetzte Hoffmann von Fallersleben im Zwiegespräch beim Champagner ihren ganzen Groll gegen die politischen Zustände der Zeit ergossen. „Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig", dieses Motto seines Glaubensbekenntnisses borgt Freiligrath von seinem väterlichen Freunde Chamisso. Es war keine Schwenkung, es war nur ein

Bewußtwerden. Freiligrath war eine tiefsittliche Natur, er war zugleich ein echter Dichter; er konnte mit Tasso sagen:

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Freiligrath konnte den Leiden seiner Zeit Ausdruck geben, und darum mußte er es; er bedurfte dazu weder der Anregung einer im Grunde nüchternen Natur wie Hoffmann, noch der Nebenbuhlerschaft mit dem dröhnenden Schönredner Herwegh. Die Überzeugung, die sittliche Erbitterung gaben ihm vom Herbst 1843 ab die Feder zu seinen politischen Dichtungen in die Hand. Wohl mahnten ihn die Freunde Heuberger, Geibel, Schücking ab, rieten zur Behandlung nicht politischer Stoffe; besonders der letztere meinte, daß ein Gedicht über die Heldenthaten und abenteuerlichen Fahrten der Geusen, sei es als Epos, sei es in Gestalt aneinander gereihter Romanzen, ein prächtiger Stoff für Freiligraths Muse sein würde; es gelangte nicht zur Ausführung, ebensowenig die dramatischen Pläne, mit welchen der Dichter sich damals trug; der Drang zur politischen Poesie lag eben in der Luft, und auch Freiligrath konnte sich demselben nicht entziehen.

So ward denn — die Briefe geben den deutlichsten Einblick, wann und wie — Freiligrath, welcher bis zum Frühling 1843 noch sich jeder politischen Tendenzpoesie fern gehalten, englische Lyrik übersetzt hatte, seit Sommer 1843 völlig in den hochgehenden Strom der Zeitdichtung hineingerissen; wie sehr es ihm Herzenssache war, beweist uns die wahrhaft erstaunliche Fülle der Hervorbringungen vornehmlich der folgenden Wintermonde. Es ist da höchst bezeichnend ein Wort im Briefe an Freund Levin vom 3. Februar 1844: „Ich bin jetzt ordentlich im Grimm; ich sage: Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig!" Freiligrath ward mit dem entstehenden Buche der poetische Bannerträger des Liberalismus. Er ahnte im voraus, daß diese Wendung ihn aufs neue in schwere Lebenskämpfe schleudern würde, aber er ging der verhüllten Zukunft mutig entgegen. Die kommenden Ereignisse warfen ihren Schatten schon im voraus in seine stille Klause; noch ruhten seine Gedichte gegen den König von Preußen im Pult, aber es widerstrebte ihm, von dem Manne, gegen welchen er seine Liederpfeile zu richten gedachte, eine Gnade zu empfangen; von Ende 1843 an erhob er seine Pension nicht mehr. Und noch ein schwereres Opfer brachte Freiligrath seiner Überzeugung. Trotz aller Liebe zur Freiheit hätte der Dichter in jener Zeit eine Beamtenstellung gern angenommen, wenn sie ihm nur die zu eigenen Arbeiten erforderliche Zeit ließ; er hatte die von Adelheid von Stolterfoth ihm eröffnete Aussicht auf eine Bibliothekarstelle zu Wiesbaden mit Lebhaftigkeit ergriffen: nun trat ihm diese Möglichkeit

leibhaft entgegen. Freund Eckermann schrieb ihm am 11. März 1844 von Weimar:

„Gestern bei einer Partie, die ich mit dem Erbgroßherzog nach Ettersburg machte, sprachen wir viel über Sie, und ich erhielt halb und halb den offiziellen Auftrag, Sie zu fragen, wie es mit Ihren nächsten Wünschen und Aussichten ist, und ob Sie vielleicht Neigung hätten, in Weimar irgend eine passende Stelle, etwa bei der Kammer, anzunehmen. Es müßten auch noch andere junge Talente herangezogen werden, wie etwa Geibel, der mir viel im Sinn liegt und den ich sehr hoch halte. Ich denke viel an Sie, und meine Liebe zu Ihnen hat nicht einen Augenblick gewankt. Könnten Sie nicht Geibel einmal sondiren, was er etwa denkt? Der junge Fürst ist voll Enthusiasmus, für Weimar eine bessere und rühmlichere Zeit wieder herbeizuführen. Hoffähigkeit und einen guten Gehalt müßten Sie aber — wenn Sie überall Lust hätten und mir schrieben, zur Bedingung machen."

Freund Ebner zu Frankfurt, der Journalist, sagte öfters zu dem Dichter: „In meinem Leben habe ich keinen Menschen getroffen, der so baumlange Chancen hat wie Sie, und der sie so wenig benutzt." Es lag eben eine derartige Bemühung bei Hochgestellten durchaus nicht in Freiligraths Art. So hatte er 1839 die Detmolder Bibliothekarstelle, so Sommer 1841 Anerbietungen der Prinzeß Marianne dankend zurückgewiesen, so wies er jetzt die Anfrage von Weimar zurück. Es widerstrebte seiner ehrlichen Natur, sich noch rasch ein warmes Nest in der Musenstadt zurecht zu machen und dann sein zündendes Glaubensbekenntnis in die Welt hinauszuwerfen; noch mehr widerstrebte es derselben, um einer bequemen Versorgung willen diese Dichtungen, welche der tiefsten Überzeugung entquollen waren, zu unterdrücken. Freiligrath entsagte abermals seinen „baumlangen Chancen", sandte sein Glaubensbekenntnis hinaus und ging in die Verbannung.

Es liegt aus den zwei Jahren des Aufenthaltes zu St. Goar eine Fülle von Briefen vor. Über Freiligraths Übergang zur politischen Dichtung geben besonders die zahlreichen Schreiben an Karl Buchner Auskunft; geringere Ausbeute nach dieser Seite gewähren die Schreiben an Schücking, welche dafür in anderer Weise ergänzend eintreten. Die Briefe an Adelheid von Stolterfoth bewahren das frühere Gepräge warmer Verehrung; mit der Politik geben sie sich selbstverständlich weniger ab. Das herzliche Freundschaftsverhältnis zu Krah spricht sich in mehreren Briefen aus; daran mögen sich diejenigen an Emanuel Geibel schließen. Bilden diese fünf Reihenfolgen den festen Kern, so dienen vereinzelte Briefe an andere Freunde zur Ergänzung nach dieser oder jener Seite.

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. 5. 42.

Verehrter Freund!

Eben wollte ich mich hinsetzen, um Sie und die jenseitige Geschätzte von unserer glücklichen Ankunft in St. Goar zu benachrichtigen, als Ihre lieben Zeilen von gestern mit der Inlage (für deren rasche Besorgung meinen besten Dank!) bei mir eintrafen! Unsere kleine Tour ist schnell und glücklich von Statten gegangen. Dietwaldus Ganzhorn begleitete uns bis Oppenheim, wo er, im gelben Hause wirkend, das nächste Zuberg-Schiff abwarten wollte, um mit demselben nach Mannheim zurückzudampfen.

Das Dampfschiff nahm in Bingen eine ansehnliche Menge neuer Passagiere ein, und bewegte sich dann in anmuthigen Kreisen und Schwenkungen wenigstens 10 Minuten vor Bingen auf und ab. Es durfte nämlich nicht gradeswegs stromunter gehen, da ihm durch einen am Bingerloch aufgestellten Kerl mit rother Signalfahne die Weisung wurde, daß hinter den, ihn vorläufig noch verbergenden, Ufervorsprüngen ein anderer Dämpfer herauf komme. Um nun mit diesem in der engen Passage besagter Binger Oeffnung nicht in Conflict zu gerathen, mußte unser guter Leopold von Baden ein Weniges vor Bingen umhertorkeln; mit Hülfe Reizensteins des Capitäns und Plittersdorffs des Steuermanns ging das Manöver trefflich von Statten, doch will ich nicht in Abrede stellen, daß auch der namhafte Ballast von Bier und Champagner, den die rastlos wirkende Hoheit geladen hatte, zum Gelingen wesentlich beitrug. —

Zwischen Hahn und Gernsheim ist Strolch uns abhanden gekommen, trotz der freundschaftlichsten Ermahnungen und Vorstellungen. Seine fleischlichen Lüste haben ihn ins Verderben gelockt. Er hat vom Baum der Erkenntniß gekostet, und nun wandle ich einsam durch das Paradies von St. Goar und rufe vergeblich: Adam, wo bist Du? — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das arme Vieh in seinem Berufe gestorben, d. h. ein Revierförster hat ihn todtgeschlagen. Sollte es sich aber doch noch in diesen Tagen bei Ihnen einstellen (es wäre doch möglich), so bitte ich Sie, es dem Löwenwirth Hax nach St. Goar zu überweisen. Nur muß dann darauf gesehen werden, daß er auf oder unter dem Wagen gehörig befestigt wird. Der Verlust der treuen Bestie thät mir wirklich leid. Wir werden oft an ihn erinnert — durch die Reliquien unserer Mahlzeiten und durch gewisse hüpfende Hexameter aus dem Thierreich, die wir seinen Umarmungen beim Scheiden verdanken.

Und jetzt lassen Sie mich mit dem schließen, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen: mit nochmaligem herzlichen Danke für alle die Liebe und Freundlichkeit, womit Sie uns die letzten Tage unsers Darmstädter Aufenthalts

zu so schönen und unseren Herzen unvergeßlichen gemacht haben! Bleiben Sie uns gut — wir vergessen Ihrer gewiß nicht, und werden uns im Besitz Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundschaft immer glücklich fühlen.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 22. Mai 42.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich für die Theilnahme, mit der Sie meine Wege aus der Ferne begleiten. Ich habe Darmstadt — vorläufig für die Sommermonate — verlassen, und mich einstweilen am Fuß der Lurlei angesiedelt. So bin ich meinen niederrheinischen Freunden wieder näher gekommen, und denke, daß ein regerer engerer Verkehr, der zunächst nur durch die größere Entfernung erschwert wurde, vor und nach in der alten traulichen Weise sich wiederherstellen wird.

Ich hätte Ihnen schon eher geantwortet, wenn Ihr Brief in Folge meines Umzuges nicht verspätet in meine Hände gekommen wäre. Ich empfing ihn erst heute Morgen, und zögere nun keinen Augenblick, Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten puncto des Immermanns-Albums meinen besten Dank abzustatten, und Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Beitrag bedingungsweise gern annehme, und demselben je eher, je lieber mit Vergnügen entgegensehe. Unbedingt den Aufsatz annehmen kann ich nicht. Das Manuscript ist nämlich eigentlich schon abgeschlossen, und muß contractlich bis zum 31. d. M. in den Händen des Verlegers sein. Außerdem habe ich auch schon eine Abhandlung über den Merlin von Levin Schücking. Beide Umstände halten mich jedoch nicht ab, Sie recht dringend um baldige Mittheilung Ihres Commentars zum Merlin zu bitten. Ob mein Büchlein $^3/_4$ bis $1^1/_4$ Bogen stärker wird, thut durchaus nichts zur Sache. Es handelt sich nur darum, ob es möglich sein wird, zwei Aufsätze über einen Gegenstand zu bringen, und darüber kann ich natürlich erst entscheiden, nachdem ich den Ihren werde gelesen haben. Doch bin ich zum Voraus fest überzeugt, daß der Abdruck beider Commentare nicht nur zulässig, sondern selbst in hohem Grade interessant sein wird. Ich denke es mir herrlich, zwei so tüchtige und gewandte Taucher nebeneinander, jeden in seiner Art, die Tiefen dieses Meeres ergründen zu sehen.

Setzen Sie mich also, ich wiederhole meine Bitte, recht bald in den Besitz Ihres Aufsatzes, damit ich ihn eventualiter (und wie gesagt, ich zweifle nicht, daß ich ihn werde benutzen können) zur festgesetzten Frist mit nach Stuttgart einzusenden im Stande bin. Für das ganze Werkchen hat mir der Verleger, ohne Rücksicht auf Bogenzahl, 200 Thlr. Honorar ausgesetzt.

Ich werde also erst nach Vollendung des Werks ermitteln können, wie viel Thaler nach diesem Verhältniß auf den Bogen kommen, und Ihnen den Betrag Ihrer Mittheilung dann sofort prompt übermachen.

Es hat mich gefreut, über Simrock Etwas von Ihnen zu hören. Er hat mich, trotz vieler Zeichen von Anhänglichkeit, die ich ihm seit meinem Fortziehen vom Rhein gegeben, gänzlich vernachlässigt, und ich gestehe, daß ich mich dadurch gekränkt fühle. Sagen Sie ihm das bei Gelegenheit!

Adressiren Sie gefälligst nach St. Goar, im Hause des Hrn. Apothekers Gustav Ihl[1]).

* * *

An Karl Buchner.

Ihlium, 27. Mai 1842.

Ihre Mittheilungen über Strolch sind mit schallendem Gelächter empfangen worden. Der Augenblick, wo Sie, den Verlorenen suchend, von seinem Brummen empfangen wurden, muß groß gewesen sein! Des Kochs[2]) Kinder singen jetzt wahrscheinlich alle Tage: Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen — Dideldum, Dideldum, Dideldum! —

So viel steht jetzt fest: Strolch ist die längste Zeit mein Schildknapp gewesen! Der Kerl denkt: Nomen et omen! und macht mir durch die strikte Befolgung dieses Wahlspruchs mehr Mühe und Kosten, als ein Kleinpensionnair des Königs v. Preußen täglich an ihn wenden kann. Also: Fort soll er! Aber kein Koch soll ihn haben, kein schnöder Bratspießwender — Strolch ist ein Hund der Kunst, der Literatur geworden, und darf nur zu den Füßen eines ihrer Priester seinen tiefsinnigen philosophischen Betrachtungen nachhängen, die er, wie er mir jüngst auf einen derben Schwanzkniff winselnd mittheilte, demnächst in ein System zusammenfassen und vermittelst des Weges, der einem Vieh zusteht (bei Vieweg in Braunschweig nämlich), als Handbuch des modernen Cynismus veröffentlichen wird.

Schlickus pictor soll Inhaber des Erstandenen werden. Von der Poesie wende der Treffliche sich zur Malerei! Sein Natursinn, seine Naturwüchsigkeit befähigen ihn vor Allem zum Landschafter!

Damit Schlickus seinen Scholaren aber aus meinen Händen empfangen könne, muß Letzterer durchaus per Hax und Dampfschiff nach St. Goar erst befördert werden. Die Sache ist so schwierig nicht, als sie sich ansieht. Wenn ein oder einige Söhnlein mehrbesagten Kochs den Hund zum Löwen

[1]) Freiligraths erste Wohnung, das Ihlium, war die noch gegenwärtige Apotheke, gleich oberhalb des Hotel Rheinfels; später wohnte er etwas weiter abwärts in der Hauptstraße Nr. 9, jetzt Denys. Beide Wohnungen bieten freien Blick auf den Rhein.

[2]) Freiligraths Hausherr in Darmstadt war Großh. Mundkoch.

locken, so wird er schon mit freudigem Schweifgewedel nachspringen, und es wird ein leichtes sein, ihn auf oder unter dem Wagen zu befestigen. Ich habe ihn auf ähnliche Weise transportirt, als er mich noch gar nicht kannte und bissig genug zwischen den Hinterrädern des Wagens hervorschaute. Der Strick muß natürlich festen Calibers sein, auch muß dem Kutscher (gegen ein Trinkgeld natürlich) Sorgfalt beim Abliefern auf's Dampfschiff anempfohlen werden. Letzteres ist leichter, als Sie denken. Lief er einmal bis Gernsheim, so ist er resignirt und läßt mit sich machen, was man will.

Mein Plan ist nun folgender: Ich berechne, daß dieser Brief bis morgen Mittag (Samstag den 28.) in Ihren Händen ist. Wollten Sie nun, da Sie doch einmal dieser bestialischen Angelegenheit sich angenommen haben, die Güte haben, noch am selben Nachmittage zum Ehrgeiz in der Küche zu gehen, ihm die bisherigen Fütterungskosten für meine Rechnung auszuzahlen, und ihm unter Ueberreichung der Anlage aufzutragen, den Hund übermorgen früh (Sonntag den 29.) präcis 5 Uhr in oben beschriebener Weise zum Löwen locken zu lassen, wo dann Hax (für den ich gleichfalls eine Instruction beilege) die weiteren Proceduren vornehmen lassen wird? Jedenfalls kann das Thier nur zu dieser Stunde befördert werden, da es nur so in Einem Tage nach St. Goar kommt. Ich werde morgen dem Conducteur desselben stromauffahrenden Bootes, welches den Hund beim Stromabfahren übermorgen zu Gernsheim aufnimmt, die nöthigen Weisungen für den Empfang des lästigen Quadrupeds ertheilen.

Eheu — ich bin tief im Cynismus versunken, und sollte doch eigentlich Ihliaden schreiben! O Strolch —

Laß' mich Odysseen erfinden an der Loreley Gestaden,
Bald, in voller Waffenrüstung, folgen ihnen Ihliaden!

Platen.

Darum lassen Sie mich schließen, verehrter Freund, und nun noch ein Kränzlein der Entschuldigung und des Dankes, so gut ein Cyniker es zu flechten vermag, auf Ihre für Strolchs Wohl sorgende Stirn drücken.

Ihlium, 27. Mai 1842.

Wenn ich später einmal ausziehe bei Ihl, und Strolch ist noch bei mir, so sagen wir beiden: Fuimus Troës!

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 12. Juni 1842.

Bester Freund!

Den herzlichsten Dank für Ihre schönen Beiträge zu meinem Immermannsbüchlein! Ich hätte Ihnen schon weit eher darauf geantwortet, doch

war es meine Absicht, Ihnen mit meiner Antwort wo möglich gleich die Revision zu schicken, deren eigene Besorgung Ihnen wahrscheinlich am Herzen liegt. Beiliegend erhalten Sie nun die anderthalb Bogen. Haben Sie die Güte, dieselben nochmals genau durchzugehen, und mir umgehend zuzustellen. Thun Sie das Mögliche, ich bitte herzlich!

Ihr Aufsatz über den Merlin hat mir ausnehmend gefallen. Er ist in hohem Grade klar und veranschaulichend, und wird dem trefflichen Werke, glaub' ich, mehr Nutzen stiften, als Schückings Arbeit, die bei allem Verständniß und allem guten Willen dennoch ein wenig gar profus ist.

Sie sehen, daß ich mit Ihnen den Anfang gemacht habe. Ihr schönes Gedicht (die sonore Reimverschlingung erinnert nur an Kosegarten) eröffnet würdig den Reigen. Dann folgen Sie und Schücking über den Merlin, O. L. B. Wolff und Kanzler v. Müller über ihr Verhältniß zu Immermann, Briefe Immermanns an mich, köstliche Tagebuchblätter aus dem Nachlasse des Geschiedenen (ich verdanke sie der Freundlichkeit der Wittwe), und den Schluß macht ein Gedicht von mir. Ich hoffe, daß das Ganze einen freundlichen Eindruck auf Sie machen wird.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juni 1842, d. h. am 1. Tage des 1. Jahres der Hegira*).

— Zuerst Strolch, der Cyniker! Wie aus anliegendem Dokument erhellt, kam der Edle am 29. v. M. richtig, wenn auch sehr verstört und mit Theer beschmiert, hier an, und ich kann es nur für einen sympathetischen Zug ansehen, daß es auf dem Ludwig, Großherzog von Hessen, geschah. Es zeigt das wirklich ein patriotisches Attachement an, das ich dem Thiere kaum zugetraut hätte! Des Freudengebells und der Umbeinungen war kein Ende, überhaupt war der Delinquent sehr zerknirscht, und schien zu fühlen, wie sehr er gegen mich gefehlt hatte.

Nichtsdestoweniger konnt' und mocht' ich ihn nicht behalten. Bissig und brummig gegen Fremde war er wie zuvor, dabei wollte er sich durchaus nicht von meiner Person trennen. Bei der letzten Unkeler Spritzfahrt nahm ich ihn mit; Schlickus und der Gasthof zur Löwenburg nahmen ihn mit offenen Armen auf, und jetzt erfreut er sich schon in der dritten Woche der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens am Siebengebirge, macht mit Schlicko malerische Excursionen, läuft mit den Mägden in die Weinberge,

*) Bei liegt ein Billet der Kölnischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, lautend auf einen Hund, Mr. Strolch.

frißt, knurrt, nimmt Rheinbäder und träumt zuweilen von Ilium. Ein großer Moment muß es werden, wenn wir ihn über 4 Wochen wiedersehen.

Halm und Gutzkow bedaure ich nicht kennen gelernt zu haben, doch findet sich die Gelegenheit wohl noch später. Ich habe unterdessen hier die Bekanntschaft eines nordamerikanischen Lyrikers von Ruf, H. W. Longfellow, eines äußerst lieben und angenehmen Mannes gemacht, der ohnlängst von Boppard, wo er eine Wasserheilanstalt besucht, hierher kam, um mich kennen zu lernen und mir seine Omnia zu verehren. Seinen Aeußerungen zufolge (und ich habe nicht Grund, ihn für einen Schmeichler zu halten) muß ich in Amerika bei den Freunden deutscher Literatur ziemlich bekannt sein; man richtet sich dort im Allgemeinen nach dem Geschmack und Urtheil Englands, und Longfellow sagte mir, daß man noch ganz kurz vor seiner Abreise von Amerika (vor 7 Wochen etwa) durch einen langen Artikel im Foreign Quarterly Review erneuert auf mich aufmerksam geworden sei. Auch ich kannte Longfellow schon aus Anthologien, und er schien sich über meine Bekanntschaft mit seinen Sachen eben so sehr zu freuen, wie ich es vice versa that. Man müßte auch wahrlich ein Klotz sein, wenn man gleichgültig bei so angenehmen Erfahrungen bleiben wollte. Longfellow ist Professor an der Universität zu Cambridge bei Boston, und da er noch einige Monate in Boppard bleibt, so lernen Sie ihn nächstens auch wohl kennen. Einige seiner Gedichte sind ganz vortrefflich. Er spricht sehr gut deutsch, und ist, wie gesagt, ein bescheidener, liebenswürdiger Mann. Ich denke, so lange er in der Nähe ist, mit ihm in Verkehr zu bleiben, um so mehr, als ich sonst durchaus eingezogen und ohne Umgang lebe.

Zur Lichtenbergsfeier*) werde ich beim besten Willen und bei aller Sehnsucht, dem schönen Feste beizuwohnen und wieder einmal sub tegmine fagi auszuruhen, wohl nicht kommen können. Oekonomische Rücksichten machen es mir zur Pflicht, der Freude zu entsagen. Richten Sie sich dagegen ja so ein, daß Sie in der zweiten Hälfte des nächsten Monats hierher kommen! Ich freue mich unendlich auf das Wiedersehen und die gemeinschaftliche weitere Rheinfahrt. Wir sehen Ihren Entschluß jetzt als fest an — seine Ausführung soll Sie gewiß nicht gereuen! — Einen Operationsplan für das Siebengebirge habe ich schon jetzt gemacht — Drachenfels, Löwenburg, Oelberg, Abtei Heisterbach; ein Esel für die ermüdeten Frauen, Wein, kalte Küche, Essen im Freien — es wird ganz prächtig werden.

---

*) In jenem Sommer ward zu Oberramstadt bei Darmstadt an Lichtenbergs Geburtshause eine Denktafel eingeweiht.

An Levin Schücking.

St. Goar, 24. Juni 42.
Sünte Johannes.

Ich bin wieder an den Rhein gezogen! „Darmstadt ist eine schöne Stadt", sagte mir einst Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" (nach Heine's jüngstem witzigen Gedicht an ihn), als ich nach Darmstadt zog, und ich gebe ihm nachgerade Recht, wenn ich damals auch ärgerlich über die Ironie war, die in jenen Worten liegen sollte. Wir sehnten uns aus dem Sande der kleinstädtischen Residenz wieder in frische Rheinluft, und genießen sie jetzt an einem der schönsten Punkte zwischen Bonn und Mainz in vollem Maße. Die Lurlei liegt nur fünf Minuten stromaufwärts zur Seite (wie oft, wenn ich dort vorbeischreite, seh' ich uns Beide im Geiste mitten auf dem Strom, neben dem Bugspriet des Dampfers, eine Flasche Asmannshäuser auf das Wohl der Lurlei und Ida's ausstechend), Katz und Maus liegen vor unsern Fenstern, und der alte Strom wälzt ewig unermüdlich seine Wellen an uns vorüber dem Meere zu.

Wir leben sehr still und glücklich hier. Die Bäder im Rhein bekommen namentlich meiner Frau vortrefflich, und sie erholt sich von den Fatiguen unserer letzten Darmstädter Zeit schneller und sichtlicher, als wir selbst dachten. Umgang haben wir durchaus nicht, wie nahe es uns auch gelegt wird. Der Teufel ziehe auf's Land, um ein Kleinstädter zu werden! Eh' ich am Fuß der Lurlei in ein Casino gehe, will ich mich lieber als Rheinsalm auffressen lassen!

Also die Eingebornen laß' ich links liegen, und mit den Fremden geht es leidlich. Jezuweilen ein tüchtiger Kerl von auswärts ist ohnehin eine Freude und Erholung, das läßt man sich schon gefallen. So hatten wir das Binzer'sche Ehepaar einen Tag hier, ebenso Adelheid von Stolterfoth, Schlickum pictorem, und einen Amerikanischen Lyriker, H. W. Longfellow, Professor aus Cambridge bei Boston. Dieser lange Kerl ist zugleich ein sehr prächtiger, nicht bloß deßwegen, weil er mich schon jenseits des Meeres gekannt hat und mich nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten vollends zugänglich machen will. Er hat mir seine Omnia und eine köstliche Anthologie aus Amerikanischen Lyrikern geschenkt, deren Studium wohl ein Bändchen Uebersetzungen (jedenfalls eine interessante und lohnende Arbeit) hervorrufen wird. Ein treffliches Longfellow'sches Gedicht „Excelsior", von mir übersetzt, wirst Du baldigst in der Cölnischen finden.

Longfellow hält sich noch ein paar Monate in der Wasserheilanstalt zu Marienberg bei Boppard auf, und ich stehe in regelmäßigem Verkehr mit ihm.

Ich komme mir beinahe merkwürdig vor am Rheine. Derselbe Zauber der Gegend, dasselbe Weltleben an und auf dem Strome, dasselbe Gefühl und dieselbe Conceptionsfähigkeit von meiner Seite — und doch bin ich ein Anderer dem Alten gegenüber, als vor drei und noch vor zwei Jahren. Er hat mich noch, allerdings, aber ich gehe nicht mehr auf (oder unter) in ihm. Ich schwimme jetzt bewußt in seinen Wellen, damals war ich trunken von ihm. Es gießt doch eine eigene Freudigkeit, einen eigenen Muth in Einen hinein, wenn man es so mit Händen greifen kann, wie man weiter gekommen ist. Selbst bitteres und theueres Lehrgeld wird da nicht in Anschlag gebracht.

Ich hab' ein Exemplar des Duller-Freiligrath'schen Domgedichtes unter Kreuzband nach Ellingen gehen lassen, und hoffe gleichfalls, daß es Dir richtig zu Händen gekommen sein wird. Sag' mir doch Deine Meinung über das Ding! Das Hamburger Feuer hat leider Wasser in die Dom-Begeisterung gegossen, und manchen abgeschmackten Vorschlag zum Nachtheil der Domsache zu Tage gefördert. Diesen Liberalen ist der Dom schon lange ein Dorn im Auge. Sie halten ihn für eine Kinderrassel, die der Nation bloß in die Hand gegeben wird, um Wichtigeres (freie Presse und Constitution) drüber zu vergessen, und so war ihnen denn Hamburg eine bequeme Gelegenheit, ihre Bedenken loszuwerden. Als ob die Nation sich nicht für zwei Ideen zu gleicher Zeit begeistern könnte! Und als ob wir wirklich so ganz und gar im Dom aufgingen, oder aufgegangen wären, um alles Andere, was uns am Herzen liegt, drüber zu vergessen!

Hast Du ein anderes Gedicht von mir gelesen, das ich ohnlängst gleichzeitig in der Cölnischen und im Morgenblatt hinausschmiß? Es ist „Ein Denkmal" überschrieben und gegen die Entweihung der Ebernburg durch eine Spielbank gerichtet. Es hat 4 Wochen lang in Kreuznach und Bingen das Tagesgespräch gebildet, und die erfreuliche Folge ist, daß die Bank nicht zu Stande kommt. Eine Bank mit einem Liede gesprengt — wir sind doch dreiste Kerls, Levin!

Das Immermanns-Büchlein ist denn jetzt endlich unter der Presse, und ich habe bereits einen Theil der Revisionsbogen erhalten. Was Du zu meinem Schlußgedicht sagen wirst, soll mich wundern! Ich habe die letzte Feile heute vor acht Tagen, an meinem Geburtstage, daran gelegt, und ich denke, daß es sich in seinem Ernste und in der Kraft seiner Entschließungen wohl als Markstein eines Lebensabschnittes sehen lassen kann.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 18. Juli 42.

Den herzlichsten Dank für Ihren letzten lieben Brief und die schöne

und interessante literarische Gabe, die ihn begleitete! Schlimm nur, daß ich ihm abermals gleich von vornherein eine Entschuldigung mit auf den Weg geben muß! Die Tage laufen Einem wie Rheinwasser durch die Finger und werden zu Wochen, ehe man sich's versieht! Vergeben Sie uns — der Zeit ihre Eile, und mir meine seitherige Correspondenzfaulheit! Beim Wiedersehen in wenigen Wochen will ich ein feierlich Gelübde ablegen, daß eine Trägheit, wie ich sie mir in der letzten Zeit gegen Sie zu Schulden kommen ließ, nicht wiederkehren soll! Unterdessen keinen Groll, ich bitte herzlich!

Ihr Lichtenbergsfest muß ja allerliebst gewesen sein. Es ist gewiß keine Phrase, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern ausspreche, dem Feste nicht haben beiwohnen zu können. Meine Frau tadelt nur eins daran: daß es ohne Damen gefeiert worden ist. Das muß aber natürlich durch die Beschränktheit Ihres Lokals entschuldigt werden, und am Ende war es auch an sich gut, daß bei einer Solennität zu Ehren Lichtenbergs weibliche Ohren fern waren. Der Gefeierte ist Ihnen nämlich, wie ich mir denke, während des Festes mit seinem Humor und seinem nicht eben immer überzarten Witze geistig so nahe gewesen, daß dem Einen oder Andern aus Ihrem Kreise gegen das Dessert allerlei à la Lichtenberg einfiel, und es wäre doch Schade gewesen, wenn alles Derartige, aus Respect vor den Damen, gleich beim Entstehen von seinen resp. Urhebern wieder hätte verschluckt werden müssen. Ein solches Hinunterwürgen der eigenen Gedanken hat für mich etwas Schreckliches, und sollte überall und unter allen Umständen möglichst vermieden werden. Es gemahnt mich an Saturn, der seine eigenen Kinder frißt. —

Eine Ideenassociation, deren doppelter Wurzel Sie im Vorhergehenden leicht nachspüren und begegnen können, veranlaßt mich, hier gleich zwei kürzlich erfahrene Anekdoten einzuschalten. Prinz Max v. Neuwied brachte vor Jahren ein Individuum von dem menschenfresserischen Stamme der Botokuden von seiner brasilianischen Reise mit nach Deutschland, das er in Mainz, wo er sich zuerst nach seiner Heimkehr für längere Zeit aufhielt, civilisiren und in den Wahrheiten des Christenthums unterweisen ließ. Eines Abends ist er mit besagtem Individuo in derselben Loge, aus der Lichtenberg, der Präsident, dem Schauspiel zusieht. Dieser muß damals (die Anekdote will es wenigstens) einen gepuderten Haarwuchs getragen haben. Der Botokude, trotz seiner Progressen im Christenthum und im Beefsteakessen ein großes Leckermaul, sieht besagten Puder nicht sobald, als er ihn sofort für gestoßenen Zucker hält, sich auf den Zehen leise hinter den Präsidenten schleicht, und mit botokudischen Grimassen anfängt, dem gepuderten Präsidentenhaupt

seine ausgestreckte Zunge zu appliciren. „Um Gottes Willen, Herr Präsident," ruft diesem nun ein Beisitzer zu, „um Gotteswillen, sehen Sie sich vor! Der Menschenfresser leckt schon an Ihnen." — Später ist der Kerl aber in sich gegangen, und hat nicht nur keine Puderköpfe mehr beleckt, sondern es hat sich selbst Folgendes mit ihm zugetragen: Je mehr er vom Baum der Erkenntniß kostet, desto mehr verliert sich seine botokudische Nonchalance, er wird schweigsam, tiefsinnig, melancholisch sogar. Da wird er denn einst befragt, was ihm denn sei, worüber er grüble. „Ach," antwortete er da mit beweglichem Zähnefletschen, „es rührt mich so, daß ich meinen Vater aufgefressen habe!" — Der Arme! er ist in Neuwied gestorben, und liegt dort begraben. Ihm wäre wahrscheinlich wohler gewesen, wenn die Nemesis ihn im Schatten seiner Urwälder den Mägen seiner Nachkommenschaft aufgehoben hätte. —

Nun ein Wort über unsere gemeinschaftliche Reise, auf die ich mich freue, wie sich ein Mensch über Etwas freuen kann. Schreiben Sie mir doch, wo möglich im Lauf dieser oder der andern Woche, welchen Tag Sie festsetzen wollen; wir machen dann unsere Einrichtung danach, und erleben, will's Gott, eine so vergnügte und trauliche Fahrt, wie sie noch je von Freunden auf dem Rheine gemacht worden ist. In Boppard will der Amerikaner Longfellow zu uns stoßen, der aber vortrefflich deutsch spricht, und Sie von Karl Follen unterhalten kann, mit dem er oft zusammen gekommen ist. Am Siebengebirge werden wir wahrscheinlich von Simrock, Schlickum dem Malerischen und meinem Freunde Krah aus Deutz sammt des Letzteren Damen empfangen und auf unsrer Tour durch's Gebirge begleitet. Das ist die ganze Lawine, von der, wie ich so eben sehe, meine Frau der Ihrigen geschrieben hat. Sie ist keinenfalls so groß, um uns die Luft zu verschütten.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juli, als am Tage des Propheten Daniel, 1842.

Meine umgehende Antwort zeigt Ihnen, daß es jetzt doch bei Ihrer früheren, ursprünglichen Bestimmung bleiben soll. Ich kann vom 25.—28. oder gar 29. des Monats ganz ruhig und ohne alle Scrupel von Haus sein, und ich nehme es also nun für ausgemacht an, daß Sie künftigen Sonntag, 24. Juli, Morgens aus dem ersten Cölner Dampfschiff hier aussteigen. Wie ich mich auf das Wiedersehen freue, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Wir Beide, meine Frau und ich, sehen es bei dieser Ver-

anlassung wieder recht, wie lieb Sie und die Ihrigen uns geworden sind! Doch wozu das noch versichern?!

Sonntag Nachmittag führen wir Sie nach Reichenberg, einer vom Rhein abgelegenen, köstlich einsamen Ruine. Den Montag früh geht es dann weiter rheinunter, in einem Strich bis Unkel, Rolandseck oder Königswinter, wo die „Lawine" theils schon auf uns harren, theils anderen Tages mit brausendem Getöse herandonnern wird. Ob wir auf der Rückfahrt auch das Ahrthal und den Laacher See besuchen sollen, wird theils von Ihrer Lust, theils auch vom Wetter abhängen. Das läßt sich unterwegs mit Muße besprechen. Die Zeit wird reichen, um die Partien mitzunehmen.

An Longfellow, Schlickus, Strolch, Simrath und die Familie Krah fliegen noch heute Depeschen rheinabwärts, um sämmtliche Streitkräfte zur rechten Zeit am Fuße des Drachenfelsen zu versammeln. Ich komme mir vor wie ein Feldherr, ich entwickle eine famose Taktik. Das wird ein Sturmlaufen auf's Siebengebirge absetzen!

Soeben verläßt mich Rodnagel. Gestern war Zedlitz bei mir. Auch Uhland sah ich im Fluge. Leben und Bewegung ohne Ende.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. August 1842.

Herzlichsten Dank für Ihren lieben freundlichen Brief vom 31. v. M., der mir aus mehr als Einem Grunde wohlgethan hat: Sie haben eine glückliche Rückfahrt gemacht, Sie haben Ihre Kinder gesund wiedergefunden, und vor allen Dingen: Sie haben sich eine freundliche sonnige Erinnerung an Ihre Rheinreise und an Ihre Rheinischen Freunde in Ihre Häuslichkeit mit hinübergenommen. Wie uns, die wir auch die jüngst mit Ihnen verlebten Tage zu den schönsten und lichtesten Freudenzeiten unsers Lebens rechnen, das in tiefer Seele wohlthut und erfreut, kann ich Ihnen mit Worten kaum sagen. Aber das kann ich Sie versichern, daß alle die schönen Punkte, die wir mit Ihnen besucht haben, durch die neue Erinnerung, die sich jetzt durch Sie an dieselben knüpft, eine neue Weihe für uns bekommen haben, und daß sie uns lieber sind, seit Sie mit uns dort waren. Wie oft reden wir von den unvergeßlichen Tagen des Zusammenseins! Ich kann kaum die Stadt Coblenz, den John Cockerill und vor allen Dingen die namenlose Nr. 15. vor dem Fenster vorbeidampfen sehen, ohne mir den kindischen Muthwillen, den wir dort in aller Ehrbarkeit verübt, wiederholt zu vergegenwärtigen und ihn mir mit hellem Strahl in die Seele blitzen zu lassen. — Wahrhaftig, es waren schöne, herrliche, unvergeßliche Tage,

die wir miteinander auf und an dem alten Strome verlebt haben! Wir wollen fest an ihrer Erinnerung halten! —

Gethan hab' ich seit Ihrem Fortgehen fast gar Nichts — hab' es auch nicht gekonnt, denn ein Besuch hat den andern gedrängt. Adelheid v. Stolterfoth war in der vorigen Woche mehrere Tage hier, und hat uns in ihr wunderschönes Wisperthal eingeführt, wogegen wir ihr eine Sitzbadpartie nach Marienberg vorschlugen und acceptabel machten. Bei dieser Gelegenheit hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß Ihl's College in Boppard Genius heißt. „Apotheke von Genius" steht mit großen goldenen Buchstaben über der Hausthür, was unbeschreiblich komisch ist.

Longfellow, der Ihre Grüße freundlich erwiedern läßt, wird Sie wahrscheinlich zu Anfang k. M. auf seiner Reise nach Heidelberg aufsuchen. Schlickum und Simrock der Purzelbaumschläger sind noch nicht hier gewesen, doch erwarte ich Erstern alle Tage. Meine Frau grüßt Sie herzlich — ich ebenso die Ihrige. Gallina-Helena (denn sie ist jedenfalls die Helena unsres Ihlium) empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst. Und nun das beste, treuste Lebewohl!

Der hiesige Dombauhülfsverein hat mich zu seinem Ehrenmitglied creirt, nec non zum Deputirten beim Domfeste den 4. September. Letztere Ehre theile ich noch mit drei anderen hiesigen Herren. Ich kann nicht leugnen, daß es mich freut, bei dieser Gelegenheit als Mitglied einer Corporation aufzutreten. —

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 25. Aug. 1842.

Beikommend, theurer Freund, kann ich Ihnen endlich den fertigen Immermann zuschicken! Es hat länger mit dem Drucke gewährt, als ich vermuthet hatte, und nun die Geschichte endlich zu Stande ist, bin ich doch nicht ganz ohne Bedenklichkeiten darüber. Noch diesen Morgen schrieb ich an Immermanns Wittwe: „Wie gering und wie wenig scheint das, was meine Freunde und ich hier geben, neben dem hohen und großen Gegenstande unserer Trauer und Verehrung!" Und so ist es in der That. Auch Sie, lieber Kinkel, werden von der Totalität des Werkchens wahrscheinlich etwas Größeres und Umfangreicheres erwartet haben, als Sie finden! Ueben auch Sie Nachsicht! Pietät und guter Wille sind leider die einzigen Pallisaden, hinter die ich, als Zusammensteller und als selbst Beitragender, vor den Tadlern mich zurückziehen kann. Ich wollte, es wären bessere!

Im Einzelnen werden Sie allerdings, auch außer Ihrem eignen schönen

Beitrage, manches Treffliche und Interessante finden! Dahin rechne ich vor Allem die köstlichen Reliquien aus dem Nachlaß des Verstorbenen! Wie dies kleine Juwel in seiner schlichten Größe mich entzückt und erschüttert hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen, doch läßt sich meine Bewegung vielleicht aus dem Schlußgedicht herausbuchstabiren, das unmittelbar aus den Tagebuchblättern hervorgewachsen ist.

* * *

An Karl Krah.

St. Goar, 2. Septbr. 1842.

Lieber guter Alter!

Nur mit zwei Worten laß' mich Dir sagen, daß wir nicht zum Feste kommen! Ich möchte gern, aber mancherlei Umstände verbieten es mir, namentlich der, daß ich dem Hansa-Album und den Dombausteinen noch Gedichte schuldig bin, zu deren Abfassung die entsetzliche Fremdenfluth, die mich seit 4 Wochen drangsalirt, noch immer nicht hat kommen lassen. Jetzt endlich sitz' ich seit gestern im vollen Schaffen, und bin es mir selbst schuldig jetzt nicht abzubrechen, sondern nach der Reihe zu vollenden, was ich versprochen habe. Das Gedicht für's Hansa-Album krieg' ich noch wohl heute fertig. Es berührt eine Saite, deren Anschlagen in der Weise, wie ich's gethan, mir wahrscheinlich von den deutschen Jahrbüchern und überhaupt der ganzen jungen Anti-Romantik eine heftige Opposition zuwege bringen wird. Ich bin darauf gefaßt, und weiß, was ich thue.

Ich entbehre nun freilich durch mein Ausbleiben den Mitgenuß eines der größten, zeitgenössischen Feste, und ich leugne nicht, daß mich das in mancher Beziehung schmerzt. Doch ergebe ich mich in den Verlust, da ich fühle, daß ich mir die Freude versagen muß. Auf der andern Seite gestehe ich offen, daß mir die Troublen der Festtage, wenn ich sie mitgemacht hätte, auch manche Verstimmung, manches Beunruhigende gebracht haben würden, dem entgangen zu sein mich später auch nicht gereuen wird. Das sind keine sauren Trauben — ich bin wirklich an solchen Tagen fast immer melancholisch, und muß den Genuß in dieser Art theuer genug erkaufen. Mag er mir drum entgehen! Zur Zeit der Weinlese komm' ich jedenfalls mit meiner Frau zu Euch, und dann feiern wir, so Gott will, ein ruhigeres, ungestörteres Wiedersehen in Eurer stillen, wohlthuenden Häuslichkeit, als es uns jetzt möglich gewesen wäre! Dem Könige werd' ich mich nach den Manoeuvres zu Coblenz vorstellen lassen und vielleicht auch der großen Parade zu Euskirchen am 12. ds. Mts. in Longfellows Gesellschaft beiwohnen. Letzteres ist aber noch ganz problematisch.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Septbr. 1842.

Lieber armer Freund!

Kaum bin ich im Stande, Ihnen ein Wort des Trostes und der Theilnahme bei dem herben Verluste, der Sie getroffen,[1]) zuzurufen! Die Nachricht von demselben hat mich wie meine Frau so unsäglich schmerzlich berührt, daß es uns Beiden unmöglich war, Ihnen gleich im ersten Augenblicke unser Beileid auszudrücken, und noch jetzt fühle ich mich in tiefster Seele erschüttert, da ich die Feder ansetze, um die kaum geschlagene, frisch blutende Wunde, wenn auch mit warmer, treuer Freundeshand, neu zu berühren. Was soll ich Ihnen sagen, welchen Trost kann ich Ihnen bringen? Der Schmerz, der Sie darniederbeugt, ist einer, den Sie in eigener Brust bekämpfen, den Sie durchmachen müssen, wenn Sie seiner Herr werden wollen. Religion und Zeit und fester Manneswille sind es allein, die Ihnen Trost und Beruhigung zu geben vermögen: ein Freund kann Ihnen nur innig und liebevoll die Hand drücken, und, selbst mit Thränen im Auge, Ihren Schmerz durch stille Trauer ehren. Und so reiche ich Ihnen jetzt die meinige! Treu und wahr und von Herzen, und mit vollem Gefühl der Größe und der Bitterkeit Ihres Verlustes! Was Vaterschmerz ist, weiß ich zwar nicht, kenne ich doch noch nicht einmal Vaterfreuden, aber es durchzittert mich ahnungsvoll und brustbeengend, wenn ich Sie mir an der Leiche Ihres lieben, prächtigen Kindes denke. Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ludwig sein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührend guten, liebestrahlenden Augen. Mir ist es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche, blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, so ist mir unwillkürlich wieder, als säh' ich Otto im Sarge vor mir. So bricht auch bei mir eine alte Narbe durch Ihre frische Wunde wieder auf, und ein Schmerz fließt in den andern!

Gebe Gott Ihnen Kraft und Muth, das Herbste zu tragen! Stärke er vor Allem auch die arme, tiefgebeugte Mutter, und trockne die Thränen der verarmten Geschwister!

Wären wir doch grade in dieser Zeit der Prüfung bei Ihnen in Darmstadt gewesen! Das geschriebene Wort ist so arm und so kalt! Ich wollte, Sie könnten mir in's Auge sehen und meinen Handdruck fühlen.

[1]) K. Buchner hatte unmittelbar nach der vergnügten Rheinreise mit Freiligrath sein jüngstes Söhnchen verloren.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen! Ich habe mich selbst in eine Weichheit hineingeschrieben, die mich unfähig macht, fortzufahren. Noch einmal: Gott stärke Sie und Ihre liebe, vortreffliche Frau! Küssen Sie Ihre Kinder für mich!

Wandellos Ihr

Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 10. Sept. 1842.

Lieber alter Levin!

Deine beiden Briefe sind richtig am Fuß der Lurlei eingelaufen, und ich habe mich von Herzen drüber gefreut! Wie kannst Du närrische Seele nur glauben, daß der erste durch etwaigen Unsinn mich gekränkt hätte? Er war ja über alle Maßen „sinnreich", und nicht etwa nur in dem Sinne reich an Sinn, wie weiland der edle Junker von der Mancha!

Zunächst will ich Dir einen herzlichen Gruß von der Nixe des Wisperthals ausrichten. Sie ist im Laufe des Sommers einigemal auf mehrere Tage bei uns gewesen, hat uns (d. h. meine Frau, die Nachtigall, den Amerikaner Longfellow und mich) in den kühlen Gründen ihres heimathlichen Thals köstlich mit Pfannkuchen, Forellen, frischen Erdäpfeln, Honig und Geisenheimer Wein bewirthet und gedenkt Deiner fortwährend auf's freundlichste. Sie hat kürzlich ein romantisch Gedicht: „Burg Stolzenfels" vollendet, das sie zum Besten des Dombaus herausgegeben hat, und von dem sie Dir demnächst ein Exemplar als pretium affectionis schicken will. — Von andern Bekannten und Freunden aus alter Zeit war ohnlängst auch Simrock bei mir, und verließ mich Schlickus pictor gestern. Mit Buchners (die vorige Woche durch den Tod ihres Kindes betrübt wurden) machten wir Ende Juli eine überaus heitere Fahrt an's Siebengebirge und nach Cöln, auf der in Boppard Longfellow, und zu Rolandseck Simrock, Schlickus und Krah zu uns stießen. Alles, was Dich von früherher kennt, gedenkt Deiner mit Liebe, und freut sich, Gutes von Dir zu hören.

Auch Hackländer war vor 14 Tagen hier, und wird auf seiner Rückreise von den Cölner Festen und den Manövern in wenigen Tagen wieder hier eintreffen. Ein guter Kerl, aber etwas Großes, etwas künstlerisch Durchgearbeitetes und Gerundetes wird er in seinem Leben nicht schaffen, dazu fehlt ihm weniger die Bildung als das Bedürfniß nach Bildung. Daß er nichts weiß, thut nichts, aber daß er nichts mehr lernen will, ist Alles, und wird zu einer Klippe für ihn werden, woran er in kurzer Zeit scheitert. So

lange er sieht und erlebt, so lange er reellen Stoff hat, an den er mit seiner Gedankenarmuth sich festklammern kann, wird es noch eine Zeitlang gut gehen, aber auch da wird die innere Hohlheit mehr und mehr zum Vorschein kommen. Wo er rein dichterisch schaffen soll, wird es noch schlimmer sein. Er hat Phantasie, allerdings, aber weder Geschmack noch Kenntnisse, um dem, was er mit ihr sieht, Leben einzuhauchen und Gestalt zu verleihen. Das ist ein herbes Urtheil, aber ich kann es nicht zurücknehmen. Heute beim Grafen Alexander speisen, morgen mit dem Grafen Neipperg auf die Jagd gehn, übermorgen einen Bogen für die Europa oder das Morgenblatt diktiren, und sich nachher rühmen: „ich lese nie, was ich einmal diktirt habe!" — Das ist wahrlich nicht der Ernst, den das Leben und die Kunst gebieterisch fordern, und dessen geniale Verachtung man eben nur dem Genius verzeihen kann. Byron — meinetwegen — Aber Hackländer?!

Welch ein Rumor in der Welt, lieber Levin! Wohin soll die reine „tendenzlose" Poesie sich flüchten mit der Zeit? Ich glaube, wir Beiden jungen Kerls gelten den etwas jüngeren schon für Rokoko, weil wir nicht mit todtschlagen und „Vive la république!" rufen. — Eh' ich's vergesse: Dem Könige und Alex. von Humboldt werde ich mich zwischen dem 14. und 20. d. M. zu Coblenz vorstellen lassen.

Liebester Levin und Gespensteräugigter! Endlich erhältst Du hiebei auch den Immermann, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das Buch Dir gefallen möge. Es könnte mannigfacher, umfassender sein, aber Du weißt ja, daß mancher mir verheißene Beitrag ausgeblieben, und daß das Büchlein überhaupt unter dem Druck der Verhältnisse zusammengestellt worden ist. Lies darum die Vorrede, übe Nachsicht, und habe nochmals innigen, warmen Freundesdank für deine wichtige, uneigennützige Hülfe! Thu' mir die Liebe, mich recht bald dein Urtheil über das Buch, wie insonderheit auch über mein Gedicht, wissen zu lassen. Ich sehne mich sehr danach. Du hast ein Sensorium für meine Sachen, wie wenige andere. Darum möcht' ich gern wissen, wie Dir auch dies Gedicht zusagt. — Denke Dir, der Löwe Gryn im Morgenblatt, über den Du mir im März d. J. eine so begeisterte Epistel schriebst, hat hier herum fast gar nicht gefallen. Ach du lieber Herr Gott, Alles soll auf Stelzen gehen! Im Pathos schwelgen die Guten gar zu gern, aber einen rechtschaffenen Spaß verstehen sie nicht!

Schreib' mir bald, Alter, ich schaue sehnsüchtig nach Deiner Klaue aus. Ueber Westphalen kann ich Dir nichts schicken: meine ganze Bibliothek steht eingepackt zu Darmstadt, ich habe nur das Allernothwendigste mit hierher genommen und weiß nicht, wann ich nach Darmstadt zurückkehre und meine Bücherkisten öffne. Ueberhaupt ist es noch zweifelhaft, ob ich ganz und gar

nach Darmstadt zurückkehre. Meine Unterhaltung mit Humboldt wird mich wohl näher darüber au fait setzen.

Und nun Addio! Ich thue viel für die Unsterblichkeit! Lewald kriegt nächste Woche was für die Dombausteine, dem Hansa-Album hab' ich ein Lied auf oder an die Romantik gemacht, das sich allerdings besser für Lewalden gepaßt hätte. Das Hansa-Album trat aber inbrünstiger, und zur Abwechslung wird sich das Ding recht gut zwischen den ledernen Feuereimern der übrigen Contribuenten ausnehmen. O Hamburg, o Poeten! Weil wir menschlich waren, sollen wir deutscher geworden sein! da hast Du noch mein Hansa-Ding.

Ein Flecken am Rheine.

(Oberwesel.)

Gruß Dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!

u. s. w.

Assah! Das nenn' ich abschreiben! Und wenn meine Frau mir nicht beim Copiren geholfen hätte, so würd' ich sicher nicht fertig bis zum Abgang der Post! Was sagst Du aber zu dieser Romantik? Auch darüber mußt Du mir frei und offen Deine Meinung sagen, gleich wie über das Immermannsbüchlein.

* * *

Die im vorigen Briefe erwähnte Vorstellung bei Friedrich Wilhelm IV. erfolgte durch Radowitz auf dem Ball, welchen die Stadt Coblenz am 16. September dem Könige gab. Friedrich Wilhelm IV. redete den Dichter an: Ah, Herr Freiligrath, Sie sind ja ein Weinkenner! Ist Ihnen auch der Grüneberger bekannt? Als Freiligrath lächelnd verneinte, sagte der König: Da gratulire ich! da gratulire ich! Und das Gespräch war beendet. Der Erzherzog Johann von Österreich dagegen, der nachmalige Reichsverweser, welcher mit dem König bei dem Dombaufeste zu Köln zusammentraf, unterhielt sich lange mit Freiligrath; er begrüßte ihn mit den Worten: Freut mich sehr, Herr Freiligrath, Sie kennen zu lernen! Ich habe Ihren Ahasver gelesen! Er fragte ihn, ob er auch die österreichischen Dichter kenne, sagte, daß diese ihn öfters zur Jagd besuchten, lud auch unsern Freund zu sich ein. Als Freiligrath bemerkte, Baron v. Zedlitz habe ihn noch diesen Sommer besucht, sagte der Erzherzog: Ach ja, der gute Zedlitz! Der arbeitet jetzt bei Metternich in der Kanzlei und ist für die Poesie verloren. Fürst Metternich stand nur wenige Schritte davon. Nach einigen sehr verbindlichen Bemerkungen über die ergreifenden Schönheiten des Ahasver entfernte sich der Erzherzog mit einem huldvollen Händedruck. Nur mutmaßen läßt sich, daß Erzherzog Johann Jul. Mosens Ahasver, welcher einige Jahre zuvor erschienen war, für eine Dichtung Freiligraths hielt. Es läßt sich schwerlich behaupten, daß

die beiden hohen Herren in ihrer Unterhaltung mit unserm Freunde allzuviel Geist und Kenntnis entwickelt haben. Übrigens hat jener Abend, an welchem Freiligrath zum ersten und letzten Male sich in einem ausgedehnten Hofkreise bewegte, in des Dichters Leben eine nicht geringe Bedeutung, wenigstens nach der Mitteilung von Freiligraths Jugendfreund Frederik Müller zu Amsterdam. Dieser besuchte den Dichter ein Jahrzehnt später in London; er ward durch Freiligraths Heim geführt und fand über des Dichters Bett eine Abbildung der Hinrichtung Robert Blums. In dem sich daran knüpfenden politischen Gespräche weissagte Freiligrath, es werde über kurz oder lang ein Sturm daherbrausen, gegen welchen der von 1848 und 49 ein Kinderspiel gewesen! „Wissen Sie," fuhr er fort, „wann ich Demokrat geworden bin? Das geschah an dem Tage, wo ich dem König und dem Erzherzog Johann vorgestellt ward. Als ich im einfachen schwarzen Frack ins Vorzimmer und in den Saal kam, wo ich lauter goldbetreßte, besternte Herren fand, sah ich, daß jeder zu mir herüberschielte, wer ich wohl sein möchte. Diesen und jenen kannte ich; man nannte meinen Namen, aber niemand sprach mit mir, und ich drückte mich in eine Ecke. Da kam der Erzherzog die Reihe entlang auch zu mir und unterhielt sich längere Zeit mit mir. Kaum war er weg, so drängt sich jedermann von dem Geschmeiß an mich, begrüßt mich, erinnert sich meiner. An jenem Abend und in jener Stunde ward ich Demokrat!"

Der 16. September 1842 also, und nicht der 16. August 1843 bildet den Wendepunkt in Freiligraths Dichtung, — wenn überhaupt bei einem langsam und naturgemäß Werdenden von einem Wendepunkt die Rede sein kann.

An Moritz Carriere.

St. Goar, Michaelstag 42.

Nur zwei Worte des wärmsten herzlichsten Dankes für Dein Buch[1]) und Deinen Brief, da mir in der Hast und den Wirren eines Umzugs weder zum Lesen noch zum Schreiben Zeit übrig ist. Ich bleibe diesen Winter in St. Goar, und bringe die Sachen, die ich schon hier habe, heut' und morgen in mein neues, äußerst elegantes und comfortables Logis. Bücher, Bilder und Möbel hol' ich nächste Woche von Darmstadt. Es wird ein einsamer Winter werden, aber ich sehne mich nach Einsamkeit, und denke bei der Einsamkeit auch die Arbeitsamkeit zu finden. Der Sommer hat mir eine wahre Völkerfluth gebracht, und ich habe kaum zur Hälfte vollenden können, was ich mir vorgesetzt. Doch kann ich der vier Monate,

[1]) Es wird wohl Carriere's „Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche." 1843, gemeint sein.

die ich jetzt hier zugebracht, auch in poetischer Hinsicht mit Ruhe gedenken. Sie sind mir unverloren, und ich bin, nach Umständen wenigstens, zufrieden mit ihnen.

Ueber Dein Buch später. Ich habe bis jetzt nur Blicke hineinwerfen können, doch meine ich, daß mich auch beim flüchtigsten Oeffnen jene Liebe, jene Wärme aus ihm anwehe, deren unsere Zeit vor allem bedarf, wenn sie nicht in Kälte und Selbstsucht unter und zum Teufel gehen soll. Ich freue mich auf die erste ruhige Stunde, in der ich zum vollen Genuß Deiner Blätter gelangen werde.

Meinen besten Glückwunsch zu Gießen! Ich hoffe das Erfreulichste von dieser günstigen Wendung für Dich!

Beiliegend mein eben erschienener Immermann. Möge er Dir Freude machen!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Oktbr. 42.

Lieber Freund!

Endlich kommen wir dazu, Ihnen wieder ein erstes Lebenszeichen zu geben. In den Tagen der Unbehaglichkeit und des Behelfens, die wir seither durchzumachen hatten, war nicht daran zu denken; Gottlob, daß wir jetzt wenigstens so weit sind, wie wir sind. In kurzer Frist hoffe ich ganz zu Rande zu sein, und dann ist der Rückblick auf das Durchgemachte auch was werth. Es war doch nur eine Scherere i, nicht ein Unglück — ein leichter Sinn hilft Alles tragen; doch gesteh' ich, daß zwei Momente in dieser Uebersiedelungsepoche mich innerlichst ergriffen haben, und sich nicht sobald in meiner Seele verwischen werden. Der erste war die Minute des Abschieds von Ihnen, die eine der weichsten war, deren ich mich seit lange erinnere; der andere der Anblick meiner Effekten, die verwaist und einsam, zum Theil arg beschädigt, eines Schiffers harrend mitten im Gewirr des Hafens auf dem Quai zu Mainz lagen. Wie manche trübe und heitere Erinnerung knüpfte sich mir an diese todten Gegenstände, an diese Stühle, Tische, Bücher, Papiere! Und da lagen sie nun, bunt durcheinander, dem Wetter und dem Blick der Profanen ausgesetzt, die in der Welt umherfahrenden Bruchstücke meines kleinen Haustempels! Der Wind zog scharf über den sonnigen Strom, ein Heerhaufen krächzender Zugvögel lärmte hoch über mir in der klaren, kalten Herbstluft, es war was darin wie Heimweh. Mir war unsäglich weich zu Muth. Selbst ein Zugvogel, und das Fliegen ward mir schwerer, als denen über mir. — Nun, Gottlob, ist das Meiste überstanden, und ich sehe einen stillen, behaglichen, arbeitsamen Winter vor mir. Die disjecta membra meiner fahrenden Habe, zerbrochen und

abgestoßen, wie sie zum Theil waren, haben sich wieder zum stillen, traulichen Haustempelchen zusammengefügt, der Rhein blickt groß und beruhigend wie immer in meine Fenster, und meine Frau kredenzt mir aus steinernem Kruge das Jüngste, was der Alte auf seinen Felshängen gezeitigt hat — frischen, sprudelnden Most. Auch auf Ihr und Ihres ganzen Hauses Wohl trinken wir ihn: ist unser Haus ein Tempel, so stehen auch Altäre drin, und unter denen nimmt der der Freundschaft gleich die zweite Stelle ein, und hat zunächst ein Recht auf volle, aus dem Herzen kommende Libationen! Das Andenken an Sie und das Reden von Ihnen soll uns noch manche Stunde diesen Winter heiter und glücklich machen.

Wie lange übrigens unsre jetzige Ruhe währen wird, mag der Teufel oder mögen die Götter wissen. Ein Ministerialreskript aus Berlin stellt die wirkliche Begründung eines durch mich mitzuleitenden Handelsinstituts in nicht allzu unwahrscheinliche Perspective für's nächste Jahr. Sicher ist's freilich noch nicht, aber doch sehr möglich. Es wird mir hart sein, aber ich bin bereit. Bin ich doch überhaupt noch viel zu jung, um auf ein stabiles contemplatives Leben rechnen, oder wenn ich's könnte, mich in ihm wohl fühlen zu dürfen. Immer zu! Ich lasse mich gern noch eine Zeitlang rütteln und stoßen! Auch das will durchgemacht sein, und der innere Mensch wird nur fester und stärker dabei, mag auch der äußere in den Perioden des Werdens und Uebergehens sich manchmal unbehaglich fühlen. Meiner Frau wegen blieb' ich freilich noch gern länger am Rhein, und werde es in jedem Fall so einrichten, daß sie noch eine Badesaison mitmachen kann. Behalten Sie die Sache aber vorläufig noch für sich!

Daß wir die Bettine kennen lernten und daß sie uns über die Maßen gefiel, will meine Frau der Ihrigen schreiben.

Die herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau und Ihre Kinder! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Bleiben Sie uns, was Sie uns vom ersten Blumenstrauß bis zum letzten Scheidegruß treu und gleich in Darmstadt gewesen sind!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 5. Nov. 1842.

Sie sollten es möglich machen, vor dem Winter auf einige Tage zu uns zu kommen und sich unsre Häuslichkeit, die Sie noch gar nicht kennen, einmal anzusehen. Wie würden wir uns freuen, Sie an unserm Heerde sitzen zu sehen, und wie angenehm würden uns selbst bei schlechtem Wetter ein paar Tage in heiterem, zutraulichen Gespräch verfließen! Mein Studir-

stübchen ist so warm und comfortable, daß wir unser Abendbrot meist bei mir einnehmen, und es würde mir erst recht eine liebe Stätte werden, wenn auch Sie auf Stunden in ihm geweilt hätten!

Gearbeitet hab' ich jetzt seit Ende Sept. so gut wie gar Nichts. Der Umzug und die neue Einrichtung nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß ich zu Nichts kommen konnte und erst jetzt allmählich wieder in Gang komme. Nun hoff' ich aber recht fleißig und arbeitsam zu sein, und werde zunächst die Uebersetzung ausgewählter Poesien der Felicia Hemans vollenden, deren Widmung die Großherzogin von Weimar angenommen hat. Der Winter läßt sich so still und ruhig an, daß ich mit Grund Mancherlei von ihm erwarten darf, wozu der Sommer mich nicht kommen ließ.

Als Geheimniß theil' ich Ihnen mit, daß ich mich wieder mit dem Plan eines poetischen Jahrbuchs trage, das ich als Organ der reinen, durch keinerlei Verkehrtheiten des Tages getrübten Poesie, dem jüngsten Unwesen, das sich in die Dichtkunst einnisten will, entgegenhalten möchte, und bei dem ich auch auf Ihre Unterstützung durch Beiträge zuversichtlich hoffe. Sobald der Plan zur gänzlichen Reife gediehen ist, trage ich einem Buchhändler (wahrscheinlich Cotta) das Unternehmen an und taufe es beim wirklichen Erscheinen wahrscheinlich: Lurlei. Jahrbuch für Poesie. Die Sache liegt mir sehr am Herzen und ich denke, daß sie zu Stande kommt. Es thut wirklich Noth, daß wieder einmal etwas Ernstes und Würdiges der Art in unserer Literatur auftritt. Haben Sie den neusten Musenalmanach mit seinen 150 Sängern schon gesehen? Das ist doch Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben ꝛc." auf's Schnödeste gemißbraucht! Eine ärgere Spatzenwirthschaft ist mir seit lange nicht vorgekommen, und es wäre in der That traurig, wenn wir keine andern periodischen Organe für unsere Lyrik haben könnten. Die Lurlei wird sich, ohne jüngere Talente gänzlich abzuweisen, ziemlich exclusiv und aristokratisch halten. Auch Simrock interessirt sich sehr für sie. Reden Sie aber noch nicht von dem Plane, da ich das Buch seiner Zeit gern ganz unerwartet auf den Markt brächte.

Meine Frau hat mir viel von den schönen Tagen bei Ihnen erzählt. Wie gern wäre ich mit ausgestiegen (doppelt gern, als ich Sie schon am Ufer sah), aber es ging diesmal nicht. — Longfellow, der zuletzt, am 18. v. M., aus London an mich schrieb, ist am 22. Oct. mit dem Great Western von Bristol nach Newyork abgefahren und ich hoffe zu Gott, daß der Sturm, der am 22. und 23. Octbr. an der Englischen Küste gewüthet hat, ihm nicht verderblich gewesen ist.

Auch der ist nun fort; ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir vor Coblenz auf dem Dämpfer zuletzt mit leuchtenden Augen die Hand drückte

und „God bless you!“ dazu sagte. — Wie bewegt, wie herrlich der Sommer! Wie still, wie traulich und in seiner Art nicht minder herrlich jetzt der Winter! Es ist etwas unbeschreiblich Reizendes um dies Leben am Rhein!

Duller, der mit dem neuen Jahr seine Zeitschrift „Das Vaterland“ nach einem erweiterten Plane fortsetzen will, läßt Sie mit seinen angelegentlichsten Grüßen dringend um Beiträge zu dem Blatt ersuchen. Erfüllen Sie, wenn es Ihnen möglich ist, seine Bitte. D. ist doch eine ehrliche strebende Natur. Ich habe die Häkeleien, die zwischen uns waren, vergessen, und habe ihm beim Scheiden ehrlich und als Freund die Hand geschüttelt. „God bless you!“

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 26. Nov. 1842.

Soeben sehe ich, daß meine Frau in ihrem Briefe an die Ihrige einen Passus über Umzug und Wettergläser hat, der mich der Wiederholung der von ihr angeführten Gründe für unsern St. Goarer Aufenthalt überhebt. Da Sie den Gegenstand indeß so gar ernst nehmen, so werde auch ich Ihnen noch ein paar offene Worte darüber aussprechen, wobei ich bevorworte, was Sie zum Schlusse Ihrer Vorwürfe bemerken: daß ich Ihnen nämlich trotz unserer verschiedenen Ansichten über diesen Punkt von Herzen gut bin.

Die Gründe, die meine Frau der Ihrigen früher angab, und sie ihr heute, in Scherz und Ernst, des Breiteren wiederholt, scheinen mir so einleuchtend und sind, für uns selbst wenigstens, von solchem Gewicht, daß wir ebensowenig einsehen, wie Sie die Haltbarkeit derselben bezweifeln mögen, als wir selbst nicht umhin können, uns danach zu richten. Als es mit dem M.'schen Hause nichts war (in das wir Beide, meine Frau wie ich, verliebt waren) so gab das den Ausschlag, und wir entschlossen uns nach nochmaliger gewissenhafter Abwägung alles dessen, was uns für und wider von Gewicht schien, einen Wohnort zu verlassen, der, durch einen zufälligen Umstand (die „Britannia“) gewählt, jedenfalls nur als ein interimistischer für uns zu betrachten war, und, ehrlich gestanden, außer unseren Gefühlen der Liebe und Anhänglichkeit für Sie und wenige andere Freunde, keinerlei Anziehungskraft auf uns ausübte. Nehmen Sie das so harmlos und unbefangen auf, wie ich es Ihnen ausspreche. Meine Ansicht über Darmstadt hat mit meinen Gefühlen für Sie nicht das Mindeste zu thun, und wenn ich Ihnen das als Freund sage, und Ihnen übrigens in meinem Benehmen keinen Wechsel der Freundschaft zeige, so müssen Sie mir als Freund glauben, und dürfen mir als solcher keine Vorwürfe machen.

Uebrigens weiß ich den Werth einer so redlichen und uneigennützigen Freundschaft, wie Sie mir dieselbe seit meiner Ankunft in Darmstadt entgegengetragen haben (wie ich sie aber auch, dafür gibt mein Herz mir Zeugniß, eben so rein erwidert habe und stets erwidern werde) zu sehr zu schätzen, als daß ich, wenn ich ganz der heimathlose Umherstreicher wäre, für den Sie mich wahrscheinlich halten, nicht gern der nächsten Nähe eines so treuen und wohlwollenden Freundes wegen, wie ich ihn mir in Ihnen gewonnen zu haben glaube, von den mancherlei Unannehmlichkeiten, die Darmstadt für mich hat, abstrahirt und es wenigstens so lange wie möglich zu meinem Wohnsitz, zu meiner Heimath gemacht hätte. Aber ich habe eine Heimath, Rheinland-Westphalen, und ich bin ihr, durch Geschick und eigene Schuld, nur zu lange entfremdet gewesen. Jetzt scheinen sich die alten Ungleichheiten wieder ebnen zu wollen; auch mit meinen nahen Westphälischen Verwandten, denen ich leider lange fernstand, werde ich, wie ich zu Gott hoffe, bald durchaus wieder auf dem alten Fuße stehen, und bis sich mir nicht außer der Heimath eine gesicherte, namentlich auch auf meine Verwandten wohlthätig rückwirkende Stellung aufthut, bin ich entschlossen, mich auch räumlich wieder mehr an die Gegend zu halten, auf die Geburt, Familienverhältnisse und alte, liebe Erinnerungen mich zunächst anweisen. Wie ich mich oft im Süden nach Haus gesehnt habe, kann ich Ihnen nicht sagen, und ich glaube darauf rechnen zu dürfen, daß gerade Sie diesen Particularismus (wenn wir es einmal so nennen wollen) begreiflich finden und entschuldigen werden, da ich noch selten Jemanden gefunden habe, der so fest und so innig an der Heimath hinge, wie Sie.

Hier in St. Goar bin ich nun zwar noch nicht im innern Westphalen, aber ich bin doch in einer Schwesterprovinz desselben Staates, und ich gestehe Ihnen offen, daß mir hier heimathlicher ist, als in Hessen. Es weht mich hier nicht nur Heimathsluft über die Nassau'schen Berge an, sondern ich wandle auch schon in der Heimath.

Nehmen Sie hierzu die Gründe, die meine Frau anführte, wie ferner den Umstand, daß mit dem Frühjahr wahrscheinlich eine kränkliche, des Luftwechsels bedürftige Schwester von mir zu uns zieht, der mit rheinischer Luft Alles, mit Darmstädter Sande hingegen Nichts gedient ist, so werden Sie mich nicht tadeln können, daß ich meinen dortigen Hausstand aufgab, und mich hier schon jetzt so einrichtete, daß mit dem Frühjahr Alles (auch zum Empfang meiner Schwester) eingerichtet ist. Ich wollte Ihnen dies Alles wie ich Ihnen auch früher schrieb, bei meinem Dortsein mündlich sagen, aber wie es mit solchen Dingen geht, es blieb beim guten Willen. Wozu Sie in mein westphälisches Heim- und Familienweh einweihen? wozu überhaupt

einen Gegenstand berühren, der, da wir uns nie ganz über ihn einigen werden, nur peinlich ist? Es gibt in dieser Beziehung eine Grenze, die ich ohne Noth nie gern überschreite, und wenn, mir gegenüber, ein Freund ähnlich verfährt, so ehre ich seine Gründe, ohne sie von ihm zu erpressen, und bleibe sein Freund nach wie vor, vorausgesetzt, daß sein übriges Benehmen das unveränderte alte ist, und ich mich auf seine Ehrenhaftigkeit sonst verlassen kann. Auch in der Freundschaft ist Freiheit ein theures Gut!

Wie man in Darmstadt über mein Fortziehen urtheilt, und die in Ihrem Briefe bezeichneten Punkte commentirt, ist mir gleichgültig. Ich kann mir vor Gott und vor mir selbst das Zeugniß geben, daß ich nach bestem Wollen und Können gehandelt habe, daß ich Niemanden, dessen Wohlwollen mir den Aufenthalt in Darmstadt verschönte, muthwillig kränken wollte, und daß ich Freunden, die ich als solche erkannt habe, anhänge für's Leben.

Das Blatt ist zu Ende, und ehrlich gestanden, ist mir bei einer Diskussion, die in dieser Art unter Freunden eigentlich nie stattfinden sollte, die Lust zum Weiterschreiben vergangen. Doch muß ich Ihnen noch mittheilen, daß aus der Berufung nach Berlin nichts wird, obgleich sie mir durch zwei Ministerialrescripte nahe gelegt war. Die Sache bot mir zu viel Risiko und gar keine Garantie, und so hab' ich brevi manu abgeschrieben.

Wäre sonst mit dieser Handlungslehrerstelle auch eine Interpretation der Handlungen des Königs verbunden gewesen, so hätte ich mit Dahlmann's Berufung nach Bonn einen glänzenden Anfang machen können. Herwegh, der sich in Berlin verlobt hat, wird inzwischen, laut Cölner Zeitung, auch eine Audienz beim Könige gehabt haben. Ueber seine Verlobung schrieb man mir am 16. Nov. aus Berlin: „Herwegh hat sich gestern hier mit der Tochter eines reichen Hof-Lieferanten verlobt, was namentlich den Freien zu vielen ironischen Bemerkungen Anlaß giebt." Er wird nun wohl durch seinen Schwiegervater die Lieferung radikaler Gedichte bei Hofe bekommen, und in der Audienz das Nöthige deßfalls eingeleitet haben.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 14. Decbr. 1842.

Liebe verehrte Freundin!

Längst hätte ich Ihren freundlichen, gütigen Brief beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen krank gewesen wäre, und nicht nur das Zimmer, sondern zum Theil auch das Sofa hätte hüten müssen. Rheuma und Nesselfieber waren die Dämonen, die mich peinigten. Jetzt geht es, Gottlob, wieder besser.

Ich habe in diesen Tagen der Krankheit und der Stubenverdumpfung so viel wie gar nichts Eigenes machen können. Auch die stetige, festes und gleiches Voranschreiten erfordernde Arbeit an den Hemans'schen Gedichten war mir unmöglich, und ich habe mich drum, des Wechsels bedürftig, in guten Stunden an einen mir bis dahin fremden neueren Englischen Dichter gemacht, dessen Bekanntschaft mir ohnlängst durch die guten Howitt's in Heidelberg vermittelt wurde. Er heißt Alfred Tennyson, und ist bei vielem Gemachten und Gezierten nichtsdestoweniger eine sehr bedeutende Erscheinung, die mich mit einem ganz eigenen, fremdartigen Zauber ergriffen hat. Ich habe Mehreres von ihm übersetzt und es dem Morgenblatt eingeschickt. Lassen Sie es, wenn Sie's dort finden, Ihrer Aufmerksamkeit empfohlen sein, und schelten Sie mich nicht, wie andere Leute, daß ich so viel übersetze. Ich glaube nun einmal, die Gabe der poetischen Uebersetzung in einem Grade zu besitzen, der es mir zur Pflicht macht, sie nicht brach liegen zu lassen, sondern durch sie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländischer Talente bei unsern Landsleuten beizutragen. Die Masse des miß- und absprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetisches poetisch zu übersetzen. Ein Gedicht will anders behandelt sein als Voz'sche Reiseskizzen oder ein Roman von Cooper, Marryat und Bulwer.

Wegen des besprochenen Poetischen Jahrbuchs hab' ich eine Antwort von Cotta. Er ist nicht geradezu abgeneigt, glaubt sogar, daß das Unternehmen, buchhändlerisch genommen, ein recht vortheilbringendes werden könne, schreckt mich dagegen durch eine Stelle seines Briefes, die ich Ihnen wörtlich hier abschreibe:

„Wir können, ehrlich gesprochen, keinem Dichter rathen, sich an die „Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen, denn wir wissen aus Erfahrung, „daß damit nichts als Feindschaft, Neid und Mißgunst geerntet werden. „Ueberhaupt hat sich kein Unternehmen dieser Art noch auf einer erfreulichen „Höhe gehalten; keines konnte werden, was es der Idee nach hätte werden „müssen — alle haben ohne dauernden glücklichen Erfolg ihr Ende gefunden!" Dieser wie eine trübe Weissagung klingende Einwurf, den ich mir freilich schon früher selbst gemacht hatte, hat mich doch mit erneuerten Bedenklichkeiten erfüllt, und ich habe mir bei Cotta die spätere Mittheilung meines Entschlusses ausgebeten. Durch die Redaktion des Rheinischen Jahrbuches, das ich ehemals mit Sim- und Matzerath herausgab, weiß ich überdieß noch gut genug, welchen Verdrießlichkeiten man in solcher Stellung exponirt ist.

* * *

An Karl Simrock.

St. Goar, 20. Dec. 1842.

Eine kurze aber freundliche Anzeige Deines „Shakespeare als Vermittler",

die mir in Nr. 149 des Berliner Magazins für die Literatur des Auslands so eben zu Gesicht kommt, erinnert mich zu meinem Schrecken daran, daß Deine liebe und prächtige Sendung jetzt schon einen Monat in meinen Händen ist. Vergieb nicht sowohl dem Faulen, als vielmehr dem Kranken! Bis zum Anfang des Monats mußte ich auf einige Exemplare meines Bildes warten, deren eines ich auf Deinen Wunsch meiner Antwort beifügen wollte, und von da ab bin ich fast immer Patient gewesen und habe nur eben das Allernothwendigste thun können. Dazu gehörte allerdings auch ein Brief an Dich, aber den wollte ich ohne rheumatische Schmerzen, ohne Zugpflaster, ohne Nesselfieber schreiben. Jetzt ist die Maschine so ziemlich wieder in Ordnung, und ich zögere nun nicht länger, Dir für Deinen lieben Brief, für Deine schönen Geschenke und vor Allem für die Ehre, die Du mir durch die Widmung Deines Macbeth erwiesen hast, recht herzlich und dankbar die Hand zu drücken. Es freut mich recht in der Seele, mehr als ich Dir sagen kann, daß Du unserem Verhältnisse ein so freundliches Denkmal gesetzt hast, und ich versichere Dich, daß ich stolz darauf bin. Laß' uns treu an einander halten, lieber Simrock! Eines Urtheils über den Macbeth enthalte ich mich aus dem einfachen Grunde, weil dasjenige, welches ich heute im Magazin las, zufällig so ganz und gar mit meinem eigenen übereinstimmt, daß ich Dich, wenn Du wissen willst, was ich über das Buch denke, nur auf jenen Artikel zu verweisen brauche. Ein Exemplar hab' ich der Gallina geschickt, was Dir hoffentlich recht sein wird. Sie verdient es wenigstens durch die Verehrung Deiner Purzelbäume, die, wie sie schreibt, sich unausrottbar in ihr Herz gepflanzt haben. Wenn der Purzelbaum einmal in ein System gebracht wird, so sollen ihn die Botaniker billig nach Dir taufen.

Zur Lektüre Wolfram's von Eschenbach habe ich während meiner Patientenschaft noch nicht kommen, sondern im Anschauen der beiden dicken Bände nur Deinen stupenden Fleiß bewundern können. Sobald ich wieder ganz auf dem Strumpf bin, soll aber der Parzival das Buch sein, das ich zunächst Abends meiner Frau vorlese. Wir freuen uns Beide sehr darauf. — König Rother (Gottlob, daß der Eigenname kein Adjektiv ist, und als solches nicht vor dem König steht) hat uns schon einen Abend auf's Angenehmste unterhalten, und auf den ganzen Wittich mit den übrigen Gedichten des Amelungenliedes begierig gemacht. Dieser Rother ist ganz vortrefflich, alles wie Stahl und Eisen, man glaubt die Nibelungen zu lesen. In diesen altdeutschen Sachen bist Du einzig und unübertrefflich, lieber Simrath: das quillt so frisch und felsenklar aus Dir, wie nur aus einem Sänger des Mittelalters. Ich glaube, Du bist so ein übrig gebliebener starrer, schlichter, ernstgewaltiger Gesangesrecke, der sich über uns puckelige Moderne oft im

Stillen nicht wenig lustig macht. Auch meine Frau ist ganz entzückt von dem Rother.

Was Du an meinem „Flecken am Rhein" auszusetzen hast, muß ich Dir zum Theil einräumen; der Hauptfehler des Gedichts ist wohl, daß es unklar ist.

Schlickus traf am nämlichen Tage hier ein, an dem Dein Packet bei mir anlangte. Er hat noch einige Zeichnungen mit frostrothen Fingern vollendet und ist dann wieder stromab gefahren. Er versprach mir, Dich von mir zu grüßen und Dir meine Häuslichkeit zu beschreiben. Wie Du richtig vermuthest, werde ich diese jetzt sobald nicht gegen eine neue in einem andern Wohnort vertauschen. Ich sitze viel zu warm und fühle mich in meiner jetzigen traulichen Stille (in der ich auch einmal an's Arbeiten komme) viel zu behaglich, als daß ich sie anders als mit der festen Aussicht auf eine mir anderswo gebotene, vortheilhafte äußere Stellung verlassen sollte.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 22. Dec. 1842.

Lieber theurer Freund!

Kaum bin ich im Stande Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr letzter wahrhaft freundschaftlicher Brief mir zum Herzen gesprochen hat. Solche Zeichen der Liebe und des freundlichen Andenkens thun über Alles wohl und lassen es wieder einmal mit voller Kraft empfinden, was für einen Schatz man in dem Wohlwollen von so treuen, redlichen, echten Freunden besitzt, wie Sie und Ihre vortreffliche Frau mir und der meinigen sind, und so Gott will immer bleiben werden! Ihr warmer, herzlicher Brief, Ihre Glückwünsche, die von Ihrer Frau auf dem Bett geschriebenen Zeilen, die schöne Gabe Ihrer Kinder — das Alles drang auf mich, wie auf Ida, mit unwiderstehlicher Gewalt ein, und wir drückten uns, nachdem wir alles gesehen und gelesen, mit tiefempfundener Rührung die Hand. Lassen Sie mich jetzt im Geist auch die Ihrige drücken. Den wärmsten, innigsten Dank! Wir bleiben Ihnen treu für's Leben!

Wir sind seither nicht wohlauf gewesen. Ida hat sehr viel mit alten Uebeln zu kämpfen gehabt, und mich selbst haben Rheuma und schlaflose Nächte, die es veranlaßte, schon seit Anfang d. M. hart mitgenommen. Doch bin ich, wenigstens übersetzend, ziemlich fleißig gewesen und erlaube mir, Sie auf Uebersetzungen nach Alfred Tennyson, einem jüngeren, durchaus nicht unbedeutenden, englischen Dichter aufmerksam zu machen, die ich (sieben an der Zahl) dem Morgenblatt unlängst zuschickte. Die Hemans wird endlich

wohl im Frühjahr erscheinen, wenn Cotta nicht mit dem Drucke zögert. Meine fünfte Auflage ist heraus, und eben jetzt beginnt wieder der Druck der 6. Wenn die Gunst des Publikums dieser ersten Sammlung treu bleibt, und sich in gleicher Weise der bevorstehenden zweiten und der Felicia Hemans zuwendet, so hab' ich mich schon bald, nach Tilgung einiger Jugendsünden, einer nicht unbedeutenden Jahresrente durch meine Arbeiten zu erfreuen. Ich wünschte es. Geiz ist keine meiner Schwachheiten, aber Sorgen drücken schwer, und Unabhängigkeit ist das Größte. Ich leugne nicht, daß die Aussicht, sie mir in nicht gar zu langer Frist durch eigene Anstrengung zu gewinnen, etwas Süßes und Erhebendes für mich hat.

Recht herzlich danke ich Ihnen auch für die freundliche Art, in der Sie jetzt meines Fortziehens gedenken. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mich einige Ausdrücke in Ihrem vorletzten Briefe verletzt hatten, und obgleich ich nicht die Absicht hatte, in meiner Antwort den Verletzten reden zu lassen, so fürchtete ich doch schon, bei dem langen Ausbleiben eines Briefes von Ihnen, daß es vielleicht nichtsdestoweniger, gegen meinen Willen, geschehen sei. Nun ist alles gut, und ich freue mich dessen mehr, als ich Ihnen sagen kann. Sie wissen, welchen Werth ich auf ein reines, ungetrübtes Verhältniß mit Ihnen lege! Ich habe die Ueberzeugung, daß ich kaum einen ehrlicheren, wahreren Freund habe als Sie, und es würde mir ein Schmerz für's Leben sein, wenn ich je dauernd von Ihnen mißverstanden oder verkannt werden sollte! Ich reiche Ihnen zu einem bleibenden, innigen Bunde die Hand! Sie werden mich immer wahr und treu finden! Was Kleinigkeiten und Nebensachen angeht, so wird es wohl kein freundschaftliches Verhältniß geben, das nicht zuweilen auf gegenseitige Toleranz billigen Anspruch machen müßte und dürfte.

Herwegh's Triumphzug scheint ja jetzt zu Ende zu sein, obgleich Herwegh noch nicht wieder in Zürich ist. Es war das vorauszusehen; dies Strohfeuer flackerte auf einmal zu heftig, und die Reaction konnte nicht ausbleiben.

Was sagen Sie jetzt zu Herwegh's actueller Stellung, und was erwarten Sie von ihm? Wie gefallen Ihnen seine neusten Gedichte? Namentlich sein Sonett an Cornelius in der Rheinischen? Ich finde Vandalismus und Blasphemie vereinigt darin, es greift nicht sowohl die Kirche als die Religion selbst an. Dabei der alte Mangel an Pietät. Diese Leute thun alle, als ob vor ihnen Nichts dagewesen wäre, als ob sie die Welt erst erschaffen sollten. Ihr schönes Gedicht an Prutz, wie sehr es mir auch gefallen hat, scheint mir darum auch in seiner milden Schlußwendung verfehlt. Sie werden mit diesen Jungen, die nur sich wollen, nimmermehr gemeinschaftlich für die Sache der Freiheit streiten. Sie dienen anderen, reineren Göttern,

und werden mir, wenn Sie mir auch jetzt vielleicht nicht unbedingt Recht geben, doch gewiß in späterer Zeit beipflichten.

Darf ich Ihnen jetzt ein halbes Dutzend Scherzsonette abschreiben, die ich kürzlich in zwei schlaflosen Nächten auf unsere verehrte Freundin, die Gallina, gefertigt habe? Ich würde das dumme Zeug bei Tage und gesunden Leibes wahrscheinlich nicht gemacht haben und verfiel nur darauf, um mir die langsam schleichenden Stunden und das tückische Rheuma damit zu verscheuchen. Sagen Sie darum nicht, daß ich meine Zeit mit Lappalien todtschlüge; vollends nicht, wenn die Narrheiten Sie und Ihre liebe Frau an's Lachen bringen und Ihre ernsten Stirnen ein wenig aufhellen. Gelingt ihnen das, so haben sie Gutes genug gestiftet, und es reut mich nicht, sie gemacht zu haben. Behalten Sie das Zeug aber vorläufig ganz für sich! Gallina wird es freilich auch empfangen, aber erst zu Neujahr: mit einem halben Dutzend landräthlicher Sonette, zu denen ich ihren Verfasser schalkhafter Weise stimulirt habe. — — —

3. Nach dem Bade.

Des Rheines Wellen eben erst entstiegen,
Am offnen Fenster stand die Nachtigall;
An Venus mahnend, die aus Fluthkrystall,
Gleich ihr, sich hob zu ew'gen Liebessiegen.

Ihr feuchtes Haar ließ sie im Winde fliegen;
Lang floß es nieder, wie ein Wasserfall —
Da sah sie plötzlich zu Trompetenschall
Um's Eckhaus dort ein Fähnlein Reiter biegen.

Von ihren Rossen wirbelnd stieg der Dampf;
So scharfen Trabes ging's nach Grimlinghausen.
Als lockte sie ein ernstlich heißer Kampf.

Da rief ein Pferd — nein, nicht doch: ein Husar!
Hinauf zum Fenster im Vorüberbrausen
Rief er: „Wie scheen! Mit ufgeleestem Haar!"

4. Der neue Jakob.

An blauen See'n durch klösterliche Hallen
Im fernen Oestreich wandelt ein Poet;
Auf seiner Stirn mit ernsten Lettern steht
Ein ernstes Wort: „Ich bin der Lieb' verfallen!"

Auch ist es klar, er leidet an der Gallen!
Tief liegt sein Aug' und funkelt nimmer stet;
Der Lippe Bartschmuck hat er grimm zerdreht,
Und Riesenseufzer läßt er dumpf erschallen.

Da kommt ein Brief. Rasch wird er aufgerissen.
Die kalten Blätter glühn von seinen Küssen,
Mit Zittern liest er, was wir ahnend wissen.

Dann ruft er aus: „Sie ist die zweite Staël!
Sei sie nun sonsten Lea oder Rahel —
In sieben Jahren ist sie mein Gemahel!

Philalethes.

So (Philalethes) werde ich meine Sonette „fertigen", der Landrath wird die seinigen mit seinem beliebten „Rheinfels" unterschreiben. Seine und meine sollen in der Reinschrift mit einander abwechseln, und das Ganze wird den Titel: „Huhn und Nachtigall" führen. Nun aber genug von den Dummheiten.

* * *

Bei dieser Gelegenheit einige Worte über das Heftchen „Huhn und Nachtigall", welches in der That Ausgang 1842 in hundert Abzügen als Manuskript gedruckt, aber nachher auf Luisens von Gall dringenden Wunsch wieder vernichtet ward, so daß wohl nur einige wenige Exemplare, vorher vertrauten Freunden mitgeteilt, sich erhalten haben. Mit der ihm eigenen schalkhaften Heiterkeit benutzt Freiligrath in dieser „sonettischen Eierschnur" den Namen Gall zu allerlei harmlosen Wortspielen, die freilich für den der Verhältnisse Kundigen gar ergötzlich sind. Levin Schücking selbst, in seiner Darstellung der in St. Goar und Marienberg verbrachten Zeit (Westermanns Monatshefte April 1880), gedenkt der Luisen von Gall dargebrachten Huldigungen und druckt eines von Freiligraths Scherzsonetten wieder ab. So hat es auch kein Bedenken, jetzt, vierzig Jahre später, zwei weitere derselben mitzuteilen und damit zur Kennzeichnung jener glücklichen Zeit am Rhein einen weiteren Zug beizutragen. Daß Luise v. Gall nicht erst nach sieben Jahren, sondern schon im nächsten Herbst die glückliche Gattin des „Neuen Jakob" ward, ist bekannt.

An Karl Krah.

St. Goar, 30. Dez. 1842.

Wir sind jetzt Gottlob, hübsch und traulich in einem wunderhübschen Logis eingerichtet, und wir selbst haben uns wenigstens eben so leidlich wieder flicken lassen wie unsre Mobilien. Ohne Scherz: es geht uns wohl, und wir hoffen, gesund und im heiteren Vertrauen auf eine fernere glückliche

Entwicklung unserer Zustände aus dem alten Jahr in's neue hinüberzuspringen. Möge es mit Euch, Ihr Geliebten, ebenso wohl stehen! das ist der herzliche und treu gemeinte Wunsch, mit dem Ida und ich am St. Sylvestertage in's Gedächtniß unsrer lieben, ehrlichen Krahs uns zurückrufen!

Da säßen wir denn wieder, nach dem Darmstädter Intermezzo, fest und ruhig am lieben alten Rhein, den ich nicht ansehen kann, ohne daß mir die Wahrheit von Goethe's Wort über ihn neu sich einprägt:

„Immer erschien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe."

So lange es geht, wollen wir nun auch hier bleiben. Es ist meine Absicht nicht und darf es nicht sein, mich schon jetzt für's Leben in die Einsamkeit zurückzuziehen. Ich bin noch viel zu jung, als daß ich meine äußeren Schicksale mit diesem St. Goarer Asyl als geschlossen betrachten könnte. Aber eben weil ich es nicht kann, und weil sicher das eine oder andere äußere Ereigniß mich in die Societät früher oder später zurückrufen wird, will ich mich jetzt noch der Stille freuen und sie fleißig benutzen. St. Goar soll die Wartestation sein, auf der ich einem Wendepunkt in meinem äußern Leben ruhig entgegensehe. Ich will hier an mich herankommen lassen, was mir etwa noch vorbehalten ist, ohne mich darum zu drängen! Laß' uns inzwischen die Zeit, die wir noch einander nahe sind, zu desto regerem Verkehr benutzen. Das Frühjahr muß uns jedenfalls wieder einmal zusammenführen; wie sehr wollten wir uns freuen, wenn es hier geschähe! Schlickus der Ehrsame hat uns schon im vorigen Monat (zum Glück vor unserer Lazarethzeit) in unserem Hausstande inspicirt, und wird wiederkommen, wenn der Eisgang bevorsteht. Ihr solltet ihm folgen!

Dir, der Du mich zu Unkel weinen sahst, als ich in Deiner Gegenwart einen harten Brief von Mutter und Geschwistern empfing, darf ich jetzt auch die Glücksbotschaft nicht vorenthalten, daß sich meine Verhältnisse zu den Meinigen wieder auf's Erfreulichste gestalten, und daß ich mit Grund hoffen darf, schon bald die alte Liebe und Einigkeit ganz wiederhergestellt zu sehen. Ich habe ihnen gestanden, daß ich das, worin ich wirklich gefehlt habe, von Herzen bereue, und dies Geständniß ist liebevoll und gütig aufgenommen worden. Gott sei dafür gepriesen! Nichtwahr, Du freust Dich mit mir, Alter, Ehrlicher?

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, Sylvester 1842.

Die Mittheilungen über Ihr Dichten und Trachten haben mich wahrhaft gefreut; Sie schaffen mit einer so fröhlichen Rüstigkeit, daß es eine Lust ist!

Mir, wie meiner Frau gereicht es zu wahrer Genugthuung, daß Sie sich in unserm anspruchslosen Kreise gefallen haben, und mit freundlichen Eindrücken aus ihnen heimgekehrt sind. Ich habe nur noch immer zu bedauern, daß Sie in so weit vorgerückter Jahreszeit bei uns waren, und wir keine Gelegenheit hatten, Sie im ganzen Umkreis unserer schönen Umgebungen heimischer zu machen. Hoffentlich geschieht dieß im nächsten Jahr einmal, und Sie kommen dann nicht mehr allein.

Wie hat sich jetzt Alles zerstreut, was damals hier beisammen war! Fräulein von Gall sitzt als Wärterin ihrer kranken Cousine zu Darmstadt, Sie dociren wieder zu Bonn, Longfellow zu Cambridge, und Schramm portraitirt im Haag die niederländische Aristokratie. Nur Heubergers und wir sind noch hier, und sehen in der jetzigen Winterruhe nicht ohne Behagen auf die mannigfach bewegten und angeregten Sommerzustände zurück. —

Draußen in der Welt geht's indeß wild durcheinander. Was mag da nicht geschwätzt und raisonnirt werden, auch über so einen St. Goar'schen Höhlenbär, wie ich's nun zu meinem eignen Heile nun einmal bin. Mein armer „Flecken am Rheine" ist gehörig zerhechelt und zerhegelt worden, und meiner harmlosen Person wird es nicht besser gehen. Das ist nun einmal nicht anders, und man thut wohl, wenn man ruhig seines Weges geht und sich nicht bewirren läßt. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort", würde Wallenstein sagen, ich aber citire: „Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat." Das Hastsal dieser Zeit wartet nicht erst einen Abschluß ab, eh' es seine Urtheile von sich gibt, man würde aber ein Narr sein, wenn man sich in seinem Gange, wie Natur und innerstes Wesen ihn gebieten, dadurch stören ließe. Ich glaube, daß ich in dieser Hinsicht schon mehr Ruhe habe, als Sie.

Jetzt zu dem projectirten Jahrbuche! Was Sie darüber sagen, stimmt im Ganzen mit meinen eigenen Ansichten über eine solche Unternehmung überein, und ich hatte bereits gegen Mitte November in ähnlicher Weise an Cotta über die Sache geschrieben. Seine Antwort vom 22. Nov. theile ich Ihnen anliegend mit, und bitte um gelegentliche Zurücksendung. Sie sehen, daß er qua Buchhändler durchaus nicht abgeneigt ist, die Herausgabe zu riskiren, daß er aber nichtsdestoweniger im Interesse der Herausgeber allerlei freundschaftliche Bedenken äußert. Obwohl mir diese nicht unerwartet kamen (ich habe ja noch das Rheinische Jahrbuch frisch im Gedächtniß), so muß ich doch gestehen, daß sie mich zu einer wiederholten, gewissenhaften Erwägung aller Pro's und Contra's veranlaßten, deren Resultat gewesen ist: — mich der Herausgabe eines derartigen Unternehmens vorläufig unter allen Umständen zu enthalten. Der Verdrießlichkeiten sind

zu viele! Dabei der Zeitverlust und die Versplitterung! Der Rest des Winters und ein Theil des Frühlings würde mir verloren, und manche gute Stimmung würde zum Teufel gehen. Ich habe das um so mehr zu berücksichtigen, als ich allerlei Angefangenes durchaus bis zum Sommer, der der unvermeidlichen und unvorhergesehensten Störungen so viele bringt, vollenden muß. — Lassen Sie uns also von dem Gedanken, der sonst so viel Schönes und Anregendes hatte, absehen, und lieber selbständig schaffen, als uns an die Spitze eines Sammelwerkes stellen, das bei allen Aussichten eines guten Erfolges doch auch wieder in hohem Grade seine prekäre Seite hat.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 14. Januar 1843.

— Nun Herwegh! — Das ist eine saubere Geschichte! Si parva licet componere magnis, so hat die Geschichte seit dem Brande von Moskau keine schmachvollere Retraite aufzuweisen. Selbst die Verbannung kann hier nicht versöhnen, viel weniger restituiren! Wäre sie durch die Gedichte veranlaßt worden; hätte man Herwegh von vornherein den Zutritt in Preußen untersagt — eh bien, das wäre ein wirkliches Lob für ihn gewesen, das hätte seine Popularität nur erhöhen können! Aber nach diesem Briefe, nach diesem jämmerlichen Exerciz — es ist eine Schmach, eine kaum zu verwischende Schmach!

Und nun die Folgen: Es ist himmelschreiend! Lange ist die gute Sache wohl nicht so compromittirt worden durch den Hochmuth und die Tappigkeit eines Einzelnen!

Ich hab' in meinem Zorn ein Gedicht auf die Sache gemacht, und schreib' es Ihnen hier ab:

Ein Brief.

Das war ein lustig Ziehen ꝛc.

Sie sehen, daß auch „Jung und Alt" in dem Gedichte vorkommt. Wie gefällt es Ihnen? Ich habe die Absicht es drucken zu lassen, doch nicht eher, als bis ich Ihre Meinung darüber gehört haben werde. Lassen Sie mich drum einmal unbescheiden sein! Wenn es Ihnen irgend möglich ist, so geben Sie mir umgehend (oder doch sobald Sie sich ein Urtheil gebildet haben) Ihre Ansicht von der Sache! — Periculum in mora!

Ich fühle, daß das Gedicht gut und schlagend ist, bin mir auch bewußt, daß ich die Sache und nicht die Person im Auge habe, doch steht mir die junge Production noch zu nahe, als daß ich schon selbst in allen Dingen ein ganz freies Urtheil darüber haben könnte. Theilen Sie mir drum das Ihrige offen und ohne Hehl mit, Sie wissen wohl, daß ich mit mir reden

lasse. Zunächst fragt es sich, ob der unbefangene Leser sofort den durchaus freien Standpunkt des Verfassers erkennen, und keinerlei reactionäre Tendenzen in dem Poem wittern wird. Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit selbst an's Zeug. Das war meine Absicht nicht, doch ist es möglich, daß die eine oder andere Wendung hart auch für die Sache klingt, und das müßte drum vermieden werden! Die mancherlei Bedenken, die die Veröffentlichung hat, verhehle ich mir nicht, doch können sie mich nicht schrecken. Die Clique wird mit doppelter Wuth über mich herfallen, darauf bin ich gefaßt und dafür habe ich Waffen. Wenn die ächte, wahre Freiheit nicht noch mehr compromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit (sit venia verbo, ich kann mich aber bei Gott nicht anständiger ausdrücken) energisch entgegenwirken, und dem hoffährtigen Troß zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Athemholen im Maul führt. — Ist es aber edel, einem Verbannten noch eins zu versetzen? Sonst gewiß nicht, aber in diesem Fall ist eine Ausnahme wohl zu statuiren! Diese maß- und schrankenlose Aufgeblasenheit, die ohne alle und jede Pietät durch's Land schrie, die ohne selbst tolerant zu sein, alle und jede Toleranz für sich in Anspruch nahm, und sich für infallibler hielt, als der Papst, verdient um so mehr eine Zurechtweisung, als sie nur durch eigene Dummheit ihr Exil verwirkt hat. — Doch was rede ich noch. Die Anstände, die das Lied hat, wissen Sie selbst, ohne daß ich Ihnen weitläufig drüber schreibe. Sagen Sie mir drum einfach und ehrlich Ihre Meinung. Der Schluß ist versöhnend, wie Sie sehen! — Noch eins: Ich bin Herwegh ja noch eine Antwort schuldig! Nur, werden Sie sagen, hätte ich sie eher geben müssen. Zugestanden; aber hätte mir früher eine Antwort geholfen? Hier ist einer von den Fällen, wo ich mich nur durch ein Factum, durch den Erfolg rechtfertigen konnte.

Halten Sie vorläufig das Gedicht für sich. Ebenso vertraue ich das anliegende, nur als Manuscript für Eingeweihte gedruckte, Heftchen gänzlich Ihrer Discretion an! Wohin kann land- und freiligräthliche Narrheit nicht führen!

Gott mit Ihnen im neuen Jahre! Es bleibt beim Alten!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Januar 1843.

Die rasche Beantwortung meines letzten Briefes verpflichtet mich zu herzlichem Danke, den ich Ihnen hiemit vorab recht freundlich und aufrichtig abstatte.

Daß mein Gedicht an Herwegh Ihren Beifall hat, freut mich sehr. Ohne denselben würde ich es nicht haben drucken lassen, was jetzt, wie Sie seitdem selbst werden gelesen haben, in der Cölnischen Zeitung geschehen ist. Einen Tag später brachte die Rheinische Zeitung einen gereimten Absagebrief für mich von Herrn Karl Heinzen zu Cöln, einem Mann, den ich nie zu meinen Freunden gerechnet habe. Ich sollte sagen, daß jeder Unbefangene schon an Form und Haltung des ganzen Produkts die hochnasige Bornirtheit erkennen müßte, die es eingegeben hat, und die sich auch in der „Erklärung" desselben Verfassers in der vorgestrigen Rheinischen ausspricht. Mich mit einer solchen bierschenkenhaften Michelei in einen lyrisch-didaktischen Prinzipienstreit einzulassen, fällt mir nicht ein, doch habe ich vor, in kurzen Zwischenräumen einige die Fragen der Zeit berührende Gedichte in der Cölnischen abdrucken zu lassen, aus denen sich dem anständigen Leser von selbst herausstellen wird, daß meine Stellung keine unfreie, namentlich auch nicht die eines Denunzianten ist. Wie der Mensch das aus meinen Versen herauslesen konnte, ist mir doch wahrlich unbegreiflich. Nur die entschiedenste Beschränktheit oder Böswilligkeit war dazu im Stande. Ich nehme aber eher die erste an. Diese Leute können nicht begreifen, daß ein Mensch, wie Herwegh, die Sache der Freiheit compromittirt hat, und halten es für einen Verrath, wenn man ihm deßwegen im Interesse der Freiheit den Text liest. Lieber die Freiheit selbst geschmäht, als einem ihrer jungen wahnsinnigen Apostel auf die Finger geklopft. Das ist ein crimen laesae majestatis! Denn eine Majestät muß diese Troßbubenwirthschaft nun doch einmal über sich haben: ist's nicht Friedrich Wilhelm IV., so ist's doch Georg I. — Du lieber Gott!

Ich muß nun sehen, ob alle Leute so dumm sind, wie dieser „gewesene Freund", oder ob es auch noch gescheite gibt, die, nach Ihrem mich tröstenden und beruhigenden Vorgange, den freisinnigen Kern meines Gedichtes nicht verkennen, und nach ihm das Ganze interpretiren. Wozu den Dreck noch breiter treten! Mein fernerweites Schaffen muß doch das Meiste thun, um solche Lümmel gründlich zu widerlegen.

* * *

An Karl Buchner.

[Undatirt, Poststempel 5. 2. 43.]

Soeben wollte ich mich hinsetzen, Ihnen auf Ihren Brief vom 27. v. M. zu antworten, als mir der Vogel Greif (so heißt nämlich unser Postbote) Ihren lieben Brief überreichte. Ehe ich zu etwas Anderem übergehe, will ich Ihnen nun vorerst sagen, wie sehr und wie herzlich wir uns freuen, daß es Ihren lieben Patienten wieder besser geht. Möge Sie Gott jetzt Alle so

wohl und gesund erhalten! Wir reden oft und lange von Ihnen, — es ist uns nicht nur eine liebe Gewohnheit, sondern ein wahres Herzensbedürfniß geworden, uns in unserer Einsamkeit mit dem Gedanken an Sie zu beschäftigen. Bleiben Sie auch uns gut — wir hängen recht an Ihnen, glauben Sie mir's! —

Nun meinen Freundeshandschlag für Ihren Vaterlandsartikel, von dem ich Ihnen gar nicht sagen kann, wie wohl er meinem Herzen gethan hat, abgesehen selbst von der klaren, trefflichen Auseinandersetzung meines Verhältnisses zu Herwegh, die meiner Meinung nach auch den Bornirtesten auf den richtigen Standpunkt stellen muß. Ob ich, was Sie beiläufig Gutes und Liebes von meiner Person sagen, wirklich verdiene, weiß ich nicht, doch nehme ich's dankbar hin, da ich mir wenigstens das Zeugniß geben kann, nach Kräften einer ehrenwerthen, auf sittliche Tüchtigkeit basirten Stellung im Leben zuzustreben. Der Artikel ist mir viel werth, und wird, daran zweifle ich nicht im Mindesten, viel zur Vermittelung in der öffentlichen Meinung beitragen. Nochmals: den innigsten, herzigsten Dank für diesen raschen, schlagenden, wahrhaft freundschaftlichen Succurs!

Es freut mich, daß Wienbarg meinen „Flecken am Rhein" ein wenig von den Flecken gereinigt hat, die ihm von Seiten der hechelnden und hegelnden Kritik allbereits angeklext worden sind. Wienbargs Beifall ist mir ein werther und wichtiger. Sollte es Ihnen nicht zu viel Mühe machen, mir die versprochene Abschrift seiner günstigen Aeußerung bei Gelegenheit mitzutheilen, so würde ich Ihnen recht dankbar dafür sein. — So ist es übrigens mit lyrischen Gedichten! Dem gefällt dieses, jenem ein anderes! Nur eine Sammlung, und auch die nur näherungsweise, kann uns die Totalität des Dichters nahe bringen! Darum sollte man nach einzelnen Gedichten niemals den ganzen Poeten beurtheilen. Solche Urtheile sind immer wieder mit einem einzigen Gedichte aus dem Felde zu schlagen. So warf mir neulich Püttmann, der glorreiche Tscherkesse, bei Gelegenheit des „Fleckens am Rhein" Mysticismus, unklare Gefühlsweiche u. d. g. in dem Umfange vor, daß er sagte, ich scheine mich darin zu verlieren! Was wird er nun nach dem „Ein Brief" sagen? — Alles dumme Leute! — Sie wollen die Akten schließen, eh' der Proceß zu Ende ist. Neben einem bischen Talent gehört freilich auch ein hartes Fell dazu, um sie vor und nach alle zu beschämen.

Mein „Kindermährchen" auf die Grimm hab' ich aus dem Staube wieder hervorgesucht, und es nebenbei auch vollendet. Ich denke, daß es gut geworden ist. Ich werde es nach meiner Rückkehr von Cöln dem Morgenblatt schicken. Ich habe heute zum Abschreiben keine Zeit mehr, sonst würd' ich es beilegen. Doch bin ich im Voraus überzeugt, daß Sie einverstanden damit sein werden.

Was Sie an dem „Mit raschen Pferden ꝛc." tadeln, ist am Ende doch nur ein Wort, doch sehe ich aus dem Nachdruck in der Karlsruher Zeitung, wie vorsichtig man sein muß. Uebrigens zeigt Ihnen, um ein naheliegendes Beispiel zu nehmen, eben mein Gedicht an Herwegh, wie wenig eigenes Urtheil die große Masse denn doch eigentlich hat. Die vorherrschende Stimmung ist gegen mich, das ist unbestritten, und das schreiben mir sogar vernünftige Leute mit bedenklichem Kopfschütteln. Ist das aber nicht eine Schande? Ist es nicht eine Schande, daß es erst einer Vermittelung durch erklärende Artikel bedarf, um in einem so einfachen Falle ein durchschnittlich richtiges Urtheil zu fixiren?

Ach, ich wollte, wir säßen 'mal wieder beieinander, und könnten essen und trinken und lachen, als ob gar keine Zeit in der Welt wäre, weder gute noch böse! Ich kann mit Niemanden so herzlich lachen, wie mit Ihnen, und sehne mich sehr, sehr nach einem Buchner-Freiligrath'schen Gelächter in der guten, alten Weise. Nun, im Frühjahr, so Gott will!

* * *

An Levin Schücking.

[Fragment. Februar 1843.]

— Vielleicht lockt es Dich auch, daß Emanuel Geibel, wie er mir kürzlich in einem freundlichen Briefe anzeigte, mit dem Frühjahr auf einige Zeit hierher kommen wird. Meine Frau und ich, Du und Gallina, Geibel, die Stolterfoth, Schlickus pictor — das könnte wieder ein prächtiger Poetensommer werden!

Das Verbot der Rhein. Ztg., der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen, Herweghs Verbannung, Hoffmanns Absetzung ohne Pension — das Alles hat mich, wie jeden vernünftigen Freund der Freiheit und des Fortschrittes, kürzlich um so mehr verdüstert und auf mir gelastet, als es unläugbar ist, daß bloß die Eitelkeit, der Egoismus und die Tappigkeit unserer radikalen Wortführer die Reaction in diesem Maße hervorgerufen haben. Insonderheit Herweghs Jungenhaftigkeit hat mich schwer geärgert. Diese Buben gebärden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß an's Maul kriegen. Dabei ihr cavalières Losdreschen auf's Christenthum, ihr frivoles Kokettiren mit Socialismus und Communismus, ihre Impietät gegen alles Aeltere ꝛc. — Difficile est, satyram non scribere. Die Laus lief mir über die Leber, und ich ließ ein Gedicht an Herwegh in der Cölnischen los, von dem ich voraus wußte, daß es mir die Clique (i. e. die Freunde Herweghs, nicht die Freunde der Freiheit) mehr als je auf den Hals hetzen würde. Dies

ist denn auch geschehen, und die Rheinische Ztg. vornehmlich schlägt mit gelähmtem Flügel selbst weidlich auf mich los. Das Gedicht hat ungeheure Sensation erregt und beinahe eine eigne Literatur — pro und contra — hervorgerufen. Meinetwegen! Wenn die Rheinische mir vorwirft, ich sei neidisch, ich sei ein „Höfling", die Pension redete aus mir, ich griffe „zur Standarte der Polizei", ich sei „arm", ich müßte aus dem Englischen übersetzen, ich sei undankbar gegen Gust. Schwab und Justinus Kerner — so beweisen alle diese Anschuldigungen nur die Vornirtheit, die verlogene Bosheit und das Getroffensein meiner Gegner, die, statt sich an den Gegenstand, an mein Gedicht zu halten, mit Nebensachen in's Feld rücken. Jeder ächte Liberale wird auf meiner Seite sein, das weiß ich und deß tröst' ich mich. Ich stehe jetzt vielleicht unabhängiger, innerlich freier da, als jeder andere Poet. Ich sehe der Zukunft (meiner eignen, heißt das) froh und heiter entgegen, und denke mich schon in Kurzem auf einem Standpunkte zu befinden, der meine Feinde beschämen wird. Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen? Es ist jetzt übrigens vielleicht die rechte Zeit, daß das Korn und die Spreu, die Männer des gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschrittes und die halbgaren Schreier des Radikalismus, sich sondern. Ich wollte, wir könnten über das Thema einmal sprechen.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 13. Febr. 1843.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Ihnen mit kurzen Worten sagen kann. Schon seit längerer Zeit hatte ich mich mit dem Wunsche getragen, Ihnen näher zu treten, und dachte eben ernstlichst daran, Ihnen zur Vermittelung eines freundschaftlichen Verhältnisses zuerst die Hand zu bieten, als Ihr lieber Brief meiner Absicht überraschend zuvor kam. Den herzlichsten Dank für Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Ich nehme die Widmung Ihrer altspanischen Volkslieder und Romanzen mit tausend Freuden an, und drücke Ihnen warm und dankbar die Hand dafür. Eine Auszeichnung, die mir in dieser Weise von Ihnen zu Theil wird, darf mich wohl mit einem ehrlichen Stolz erfüllen.

Sie richteten Ihren Brief irrthümlich nach Darmstadt. Ich bin im Oktober v. J. vollständig hierher übergesiedelt, und finde für die verhältnißmäßige Einsamkeit und Stille, die den Winter über in einer kleinen Landstadt unvermeidlich sind, reichen Ersatz in der, auch jetzt herrlichen und grandiosen

Natur, in meiner Ehe und in dem Welttreiben, das der Strom in der schönen Jahreszeit hart unter meinen Fenstern sich entwickeln läßt, und das fast täglich alte oder neue Freunde von draußen zu mir führt. Wie freue ich mich darauf, daß auch Sie im Frühjahr kommen wollen! Thun Sie's nur recht bald! Freundliche Gesichter und ein treu gemeinter Handschlag sollen Sie willkommen heißen und Ihnen die Zeit Ihres Hierseins angenehm zu machen suchen. Herrlich wär' es, wenn St. Goar Ihnen so gefiele, daß Sie es zu Ihrem ständigen Sommerquartier erwählten! Es ist freilich nicht eben der schönste Punkt des Rheines (in der Hinsicht geht mir Nichts über das Siebengebirge!), aber es ist doch auch schön, und hat zumal das Eine Gute, daß es zwischen Frankfurt, Mainz und Cöln so ziemlich in der Mitte liegt. Man kann eben so rasch oben wie unten sein, und das ist viel werth. Ueberlegen Sie sich's einmal, und sehen Sie vor allen Dingen mit eigenen Augen bald zu! Wahrscheinlich wird auch mit dem Frühlinge mein lieber Freund Levin Schücking auf mehrere Monate hierher kommen. Das gäbe eine prächtige Poetenwirthschaft.

Herr von Cotta schrieb mir unter'm 8. d. M. wörtlich den folgenden Passus über Sie:

„Sie werden aus der A. Z. ersehen haben, wie dieselbe Herrn Geibels Besuch bei Ihnen in ihrer 37. Nummer anführt."

„Da Ihnen bekannt ist, wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung bemüht ist, sich mit jungen Talenten in Verbindung zu setzen, so vermitteln Sie vielleicht eine solche zwischen Geibel und ihr, wenn seinerseits Lust und Liebe, wie Veranlassung dazu vorhanden ist."

Gewiß macht Ihnen diese Mittheilung Freude. Sollten Sie Lust haben, mit der Cotta'schen Buchhandlung in Verbindung zu treten, so bedarf es jetzt nur eines Wortes von Ihnen. Ich kann Sie, auf langjährige Erfahrung gestützt, versichern, daß es in jeder Beziehung eine Lust ist, einen Verleger, wie Cotta, zu haben.

* * *

Der Schluß fehlt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß jene Notiz der A. A. Zeitung von einem Besuche Geibels bei Freiligrath sich nur auf einen beabsichtigten Besuch beziehen konnte. Geibel traf erst am 24. Mai 1843 zu St. Goar ein und hatte Freiligrath vorher nie gesehen.

An August Boelling.

St. Goar, 17. Febr. 1843.

Heute sind es acht Tage, daß wir bei unserm ehrlichen Kerpener Gastfreunde gemeinschaftlich das Mittagsmahl zu uns nahmen, und durch die

Schellfischpille aus dem Laboratorium seiner Frau zu dem Schlammbade Kraft sammelten, das wir nach dem Kaffee in gemüthlicher Schweinerei bis Horrem durchwaten mußten! Nachdem ich auf dem Cölner Posthofe Abschied von Dir genommen und mich zwischen zwei oberländischen Juden möglichst bequem postirt hatte, fiel ich alsbald in einen erquicklichen Dusel, aus dem ich, nach diversen angenehmen Träumen von Schellfischen, Bettelmännern, Nasen, Tunnels und Cölner Musikmeistern, nur stoßweise beim Pferdewechsel erwachte, und erst auf der Moselbrücke vor Coblenz zum vollen Bewußtsein meiner selbst und des von meinen Nachbarn verbreiteten Wohlgeruches mich aufraffte. Einige Stunden später war ich wieder hier, und traf meine Frau, Gottlob, heiter und gesund in ihrer Speisekammer. Die sechs Tage Abwesenheit waren ihr, wie mir, lang genug geworden, und wir freuten uns beide herzlich, daß wir uns wieder hatten. Solche kurze Trennungen zeigen Einem recht, wie lieb man sich hat, und wie man nicht ohne einander mehr leben kann! Wir sind bis jetzt immer nur wenige Tage getrennt gewesen, aber bei jedem Wiedersehen ist es ein Jubel, als ob wir uns in Jahren nicht gesehen hätten. Ich bin, was meine Ehe angeht, wirklich ein über Alles glücklicher Kerl, und wollte nur, daß Du meinen vergnüglichen Hausstand einmal mit eigenen Augen inspicirtest. So Gott will, thust Du's einmal im Frühjahr oder Sommer.

Hoffentlich bist auch Du am vorigen Samstag glücklich wieder bei den lieben Deinigen angelangt, und hast durch das oben erwähnte Schlammbad keinen Husten oder Schnupfen davon getragen. Die nächtliche Ruhe im Mainzer Hof wird Dich erwärmt und gestärkt haben, und so hege ich gern die frohe Ueberzeugung, daß der Geniestreich, der Dich im kalten Monat Februar in Sturm und Regen hinausfahren ließ, keine nachtheiligen Folgen für Dich gehabt hat. Laß mich bald etwas Beruhigendes darüber hören! — Unser Wiedersehen hat mir übrigens in innerster Seele wohlgethan, da ich daraus die Gewißheit geschöpft zu haben glaube, daß Du mir noch in alter Weise gut bist. Je älter man wird, desto mehr sieht man ein, wie häufig man im Leben irre gegangen ist, und es beglückt dann doppelt, wenn man, nach langem Kreislaufe am Anfangspunkte der Bahn wieder ankommend, von derselben Liebe, die man so lange aus den Augen verlor, begrüßt wird. Laß' es so unter uns bleiben, lieber August, und empfange nochmals aus vollem Herzen meinen warmen und innigen Dank für die Freundlichkeit, mit der Du meinem Wunsche entsprochen hast! Du hast meinem Herzen eine Freude dadurch bereitet, die ich wohl empfinden, nicht aber mit ein paar Federstrichen ausdrücken kann! Du bist ein ehrlicher, treuer Kerl! —

Bei meiner Rückkehr fand ich verschiedene angenehme Briefe vor, u. A.

von dem biedern „Bruder Jonathan“ (dem Amerikanischen Dichter Longfellow zu Cambridge bei Boston), von Levin Schücking, und von Emanuel Geibel. Letzterer, mit dem ich bis dahin noch gar nicht in Verbindung gestanden hatte, kündigt mir seinen Besuch auf's Frühjahr an, und bittet mich zugleich, mir ein Bändchen Spanischer Volkslieder, das er herauszugeben vor hat, widmen zu dürfen. Diese Näherung von einem so talent- und gesinnungsvollen Poeten hat mich wahrhaft gefreut. Da er beabsichtigt, einen längeren Aufenthalt am Rhein zu machen, so hoff' ich, daß er vielleicht den ganzen Sommer hier bleibt. Wahrscheinlich wird auch Schücking auf einen Monat herkommen — möglicherweise auch die Gallina — das kann in der That wieder ein famoser Sommer werden, und ich freue mich schon jetzt von ganzer Seele auf ihn. Jedenfalls mußt Du unserer Poetenwirthschaft ein paar Tage beiwohnen! Ich glaube Dir wirklich eine heitere und genußreiche Zeit in unserm Kreise versprechen zu können, und werde Dir, was meine eigene werthe Person angeht, vor allen Dingen den schlagenden Beweis liefern, wie fidel, und doch auch wie solid, ich noch immer sein kann.

* * *

An Adelheid v. Stolterfoth.

St. Goar, 18. Febr. 1843.

Den wärmsten und innigsten Dank, liebe und verehrte Freundin, für Ihre drei herzlichen Briefe und für die wohlthuende Theilnahme, die Sie mir in dem letzten derselben wegen der Verunglimpfungen aussprachen, denen ich in den letzten Wochen von Seiten der radikalen Partei ausgesetzt gewesen bin. Ich war, als ich mein Gedicht gegen Herwegh ausfliegen ließ, auf Angriffe dieser Art gefaßt, denn die Wahrheit gebiert immer Haß, und der Clique konnte nichts Empfindlicheres widerfahren, als wenn zum Nutzen und Frommen der ächten, vernünftigen, gesetzmäßigen Freiheit ihrem Popanz Herwegh einmal derb der Kopf gewaschen wurde — nicht von einem anonymen Zeitungsschreiber, sondern von einem Manne, dessen Namen schon sonst beim größeren Publikum accreditirt war. Dergleichen stillschweigend hingehen zu lassen, war der Clique natürlich nicht wohl möglich; da sie aber die Richtigkeit meiner Anklage selbst nicht anzutasten vermochte, so blieb ihr nichts übrig, als die Lauterkeit meiner Motive zu verdächtigen und mich selbst, meine Persönlichkeit wie meine Competenz, in den Augen des Publikums nach Kräften herabzusetzen. Darin muß ich mich ergeben, und kann diese gemeine Wuth, mit der das Völkchen über mich herfällt, eigentlich nur als einen schmeichelhaften Erfolg ansehen. Wäre mein Gedicht matt, unwahr und unbedeutend, so würde man ihm und mir die Ehre der Verfolgung

nicht zu Theil werden lassen. Diese Wellen werden sich schon legen, und ich denke noch frisch und muthig dazustehen, wenn sie und andere längst verlaufen sind. All diesen Gemeinheiten eine directe Abwehr entgegenzusetzen, ist unter meiner Würde, doch werde ich zur passenden Zeit und am rechten Orte mich schon rühren. Vorläufig beruhige ich mich damit, daß die Verständigen und die Wohlwollenden die reine Absicht, welche mir mein Lied gegen Herwegh eingab, nicht verkennen, und denke übrigens mit Victor Hugo:

Gleicht dieser Ruhm, der des Gemeinen Beute,
Den Fahnen nicht, gerettet aus dem Streite? —
Zerrissen sind am schönsten sie.

Wir hoffen, wieder einen fröhlichen, interessanten Sommer zu verleben, und haben, was Einen lieben Besuch angeht, der auch Ihnen Freude machen wird, schon in diesen Tagen eine uns auf's Angenehmste überraschende Ankündigung erhalten. Von dem trefflichen Emanuel Geibel nämlich. Er gedenkt den Sommer still am Rhein seinen Studien zu leben, und wird mit dem Frühjahr herkommen, um sich ein ruhiges zurückgezogenes Plätzchen zu suchen. Möglich, daß ihm St. Goar als solches zusagt! Ich wünschte es von Herzen und habe ihm geschrieben, daß gut sein hier ist! Er lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt Lübeck.

Fast die ganze vorige Woche habe ich zu Cöln zugebracht — meinen Widersachern unter der Nase. Die Angriffe meiner Feinde haben mir in Cöln keinen Schaden gethan; ich habe die ganze Literatur, die mein Gedicht pro und contra in den verschiedensten Blättern hervorgerufen hat, mit Muße im traulichen Freundeskreise gemustert, und zum Theil recht herzlich darüber gelacht.

* * *

Der nachfolgende Brief ist bereits in Nr. 11 der Gegenwart vom 15. März 1879 sehr bruchstückweise mitgeteilt. Er lautet — mit geringen Kürzungen — also:

An Jakob Felsing.

St. Goar, 28. Febr. 43.

Dein freundlicher Brief hat mir wie meiner Frau gar große Freude gemacht, und ich würde denselben gewiß schon eher beantwortet haben, wenn der seit seinem Empfang verflossene Monat durch literarische Händel, eine Reise nach Cöln und einige dringende Arbeiten mir nicht wirklich wie Wasser zwischen den Fingern ver- und zerflossen wäre! Es war uns wohlthuend, von Dir selbst zu hören, daß wir in gutem Andenken bei Euch fortleben, und in dieser freudigen Gewißheit reiche ich Dir denn nach längerer Unterbrechung in ungeschwächter Liebe und Herzlichkeit wieder die Hand. Wir denken Eurer und der vielen, uns durch Eure Freundlichkeit erheiterten und

verschönerten Stunden mit steter liebevoller Dankbarkeit, und es bedarf wahrlich nicht erst des Hinblicks auf deine „Genoveva“, und Deine „Poesie“, um das Gedächtniß an die gastfreundlichen kunstgeschmückten Räume, in denen sie entstanden, und in denen Ihr uns so oft traut und herzlich empfinget, in uns aufzufrischen! Möge es so zwischen uns bleiben, lieber Felsing! Nimm es mir nicht übel, wenn ich jezuweilen ein fauler Scribent bin, und glaube nichts destoweniger, daß ich es gut mit Dir meine und Dir mit dauernder Anhänglichkeit treu und mit voller Liebe ergeben bin.

Deine Vereinsblättersendung habe ich gern empfangen, und freue mich ihres Besitzes. Schirmers Radirungen sind wirklich — meinem Gefühle nach! vergib dem Laien, wenn er vielleicht gegen das Deinige sich aussprechen sollte! — ausgezeichnet und prächtig. Ich habe lange keine landschaftlichen Compositionen auf dem Papiere gesehen, die mich so angezogen und gefesselt hätten! Das hat der Schirmer los. Seine Landschaften sind immer wie die Natur selbst; man sinnt und lebt sich in sie hinein, wie man sich in einen Wald, in eine Wolkenformation, in ein Abendroth träumerisch hineinleben kann! Ein prächtiger Kerl!

Auch ein prächtiger Kerl, wenn selbst in anderer Art, ist allerdings Oberst von Radowitz, und es freut mich außerordentlich, daß auch Du ihn als solchen erkannt hast und gegen engherzige Federfuchsereien mannhaft seine Partie genommen hast. Ohne ein stupendes Gedächtniß ist eine solche Fülle von Kenntnissen, wie sie Radowitz besitzt, noch dazu in einem so mannigfach bewegten äußeren Leben, wie er es in seiner Stellung führen muß, natürlich nicht zusammenzuhalten; — mit bloßem Gedächtniß spricht man über alles das aber nicht so geistreich und gediegen, wie er es thut. Seine ganze Erscheinung ist eine stolze, imponirende, und hat auf mich wenigstens einen Eindruck gemacht, daß ich kaum begreifen kann, wie man überhaupt nur ein geringschätziges Urtheil über ihn fällen möchte. Was man ihm, und wohl nicht ohne Grund, vorwirft, ist eine entschieden aristokratische (heutzutage sagt man reactionäre) Tendenz; das hat aber hier nichts zu thun, und wenn es entschuldigt werden muß, so meine ich, daß es sich bei einer solchen zum Herrschen wie geborenen Persönlichkeit beinahe wie von selbst versteht. Ich verehre Radowitz außerordentlich.

Wie glücklich Du mit Deiner lieben Frau jetzt im Besitze zweier prächtiger Kinder sein mußt, können mir uns lebhaft denken, und nehmen von ganzem Herzen den innigsten Antheil an Eurem Glücke. Wir sehnen uns recht, auch Dein zweites Töchterchen mit Augen anzuschauen, und hoffen, daß es vielleicht im Laufe dieses Jahres noch geschieht. Wirst Du denn nicht zukünftigen Sommer mit den Deinigen einmal an den Rhein kommen?

Wie glücklich würden wir sein, wenn wir Euch plötzlich aus unseren Fenstern auf einem landenden Dämpfer entdeckten und Euch ein paar Tage in unserer Strom- und Felsenherrlichkeit herumführen könnten! Laß Dir diese Sache dringend und freundlich an's Herz gelegt sein!

Was nun uns angeht, so leben wir still und vergnügt in unserer Zurückgezogenheit vor uns hin. Meine gute Frau, die im December und Januar durch Erkältungen und Nervenleiden viel ausstehen mußte, ist jetzt, gottlob, seit mehreren Wochen ziemlich wohl, und das trägt zur Lebensfreudigkeit viel bei. Im Mai wird die jüngste Schwester meiner Frau zu uns ziehen, ein liebes gutes Kind, von deren Anwesenheit wir uns viele Freude versprechen. Arbeiten kann ich hier jetzt genug und bin auch nicht unfleißig. Besonders im Uebersetzen fördere ich rüstig.

So geht ein Tag wie der andere einförmig und glücklich vorüber, und das Frühjahr mit Blättern und Blüthen wird uns ins Fenster lachen, ehe wir's denken. Die Angriffe, denen ich in letzter Zeit von der Bornirtheit und Böswilligkeit unserer Radikalen ausgesetzt worden bin, haben mich nur wenig berührt und mir in keinem Falle das Leben verkümmert. Ich bin mir bewußt, in dieser Streitsache das Reinste und Beste gewollt zu haben, und gewöhne mich vor und nach überhaupt weniger die Mitwelt als die Nachwelt im Auge zu haben bei dem, was ich dichte und denke. Ein durchschnittlich richtiges Urtheil kann erst dann über den Menschen gefällt werden, wenn sie ihm die letzte Scholle auf's Haupt geworfen haben, und bis dahin muß man eben ruhig seinen Gang gehen, das thun, was man für das Rechte erkannt hat, und sich durch die Leidenschaftlichkeit des Tages, durch die Schreier rechts und links nicht beirren lassen. Es wäre schlimm, wenn man Furcht hätte, die Wahrheit zu sagen.

Beiliegend, lieber Felsing, findest Du die fünf Thaler für den Kunstverein. Sei nun so gut, mir die Aktie mit einem so freundlichen Briefe, wie Dein voriger war, recht bald zu schicken, und verlaß' Dich darauf, daß ich Dir ihren Empfang mit einer Epistel anzeigen werde, deren Art und Weise Du aus der vorliegenden ermessen mögest. So kommen wir, hoff' ich, nach und nach in einen gegenseitig erfreulichen Briefwechsel; es müßte wenigstens kurios zugehen, wenn sich in unserer Aktienzeit nicht auch eine Correspondenz auf Aktien zustande bringen ließe!

Wenn Du es gerne thust, so schreibe mir in Deiner Antwort doch auch, mit was für Arbeiten Du jetzt beschäftigt bist. Wie weit ist „Poesie und Liebe“ [1]), was machen die Stiche nach Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem, was der Londoner Christuskopf? Du denkst Dir vielleicht nicht, wie innigen

[1]) Felsings Stich nach Kaulbach.

Antheil ich an dem allen nehme, und wie es mich erfreuen wird, wenn ich etwas von Deinen Schöpfungen durch Dich erfahre.

* * *

An Ernst Struve.

St. Goar, 2. März 1843.

Deinen Vorschlag wegen Dante, lieber Ernst, der mich wahrhaft entzückt hat, werde ich in einem feinen Herzen aufheben. Ein großartigerer, gewaltigerer Tragödienstoff, als Dante und seine Zeit, läßt sich wahrlich kaum denken, und der Gedanke, mir an ihm meine dramatischen Sporen zu verdienen, packt und rüttelt mich mehr, als ich Dir sagen kann. Nur darf ich mich jetzt noch nicht daran machen. Ich habe augenblicklich noch so mancherlei Lyrisches los zu werden, daß ich vorläufig noch nichts Größeres anfassen darf, zu dem volle Freiheit und Sammlung gehört. Wenn aber der zweite Band meiner Gedichte, die Felicia Hemans und eine übersetzte Anthologie aus zeitgenössischen anglo-amerikanischen Poeten erst heraus sind (und in 1—1½ Jahren wird alles das hoffentlich vom Stapel gelaufen sein), so geb' ich Dir mein Wort, daß ich wenigstens den Versuch machen will, einen Dante zu schreiben. Nenne mir unterdessen in Deinem nächsten Briefe etliche Bücher, die ich zu einem tieferen Studium der Zeit und des Mannes nöthig habe. Seine eigenen Werke, die Divina Commedia und die Vita Nuova müßten freilich das Meiste thun, doch möchte ich auch gern sonst allerlei Kritisches und Historisches nachlesen. Für die Geschichte reicht v. Raumer wohl nicht aus?

Schon ehe dieser Dante-Vorschlag kam, hatte ich seit einiger Zeit mit Ernst daran gedacht, mich bei erster Muße einmal an's Drama zu machen, doch war es nicht die Tragödie, sondern das Lustspiel, woran ich mich zuerst versuchen wollte. Was meinst Du dazu, lieber Ernst, wenn ich eine ungemein komische Episode aus dem Simplicissimus in freiester Weise, nur mit der in der Natur der Sache liegenden Berücksichtigung des alten Romans, als Komödie behandelte? Ich glaube, daß ein deutsches Lustspiel aus dem dreißigjährigen Kriege noch etwas Anderes werden könnte, als Wallensteins Lager von Schiller. Mein Sujet spielt im Tilly'schen Lager vor Magdeburg und ist eine so prächtige, in sich gerundete und abgeschlossene Geschichte, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn ich nichts Ordentliches daraus machte. Auch hier könntest Du mir zum Behuf vorhergehender Studien mit der Angabe einschlagender Werke nützlich werden; weniger solcher, die das eigentlich Historische und das Sittengeschichtliche betreffen (denn dafür reichen die bekannten Geschichtswerke und der Simplicissimus selbst vollkommen aus), als vielmehr

derjenigen, die Soldatenwesen, Heeresbräuche und dgl. schildern. So kommt z. B. im Simplicissimus häufig der köstliche Titel „Rumormeister" vor, welches in den kaiserlichen Heeren der Kerl war, der die dem Lager anklebenden Weiber, Soldatenfrauen, Marketenderinnen u. s. w. zu zügeln hatte. Wo gibt es ein Werk, wo sich über solche Gesellen und Aehnliches etwas Gründliches und Erschöpfendes nachlesen ließe?

Laßt übrigens gegen Fremde nichts von diesen beiden Planen fallen. Mir ist daran gelegen, daß, wenn ich im Drama auftrete, es durchaus unerwartet und plötzlich geschieht. Ich verlasse mich deßhalb fest auf Eure Verschwiegenheit.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 7. März 1843.

Es ist ein so schöner Frühlingsmorgen, daß ich, statt auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch, mich lieber auf die „Stadt Mannheim" setzte, die eben an der Landungsbrücke klingelt, und bei dem warmen Sonnenschein und dem lenzblauen Himmel eine plaisirliche Fahrt nach Mainz verspricht. Heute geht das nun freilich nicht, doch ist mir das prächtige Wetter sammt den ersten Veilchen und dem Hühnergekakel in der Nachbarschaft so vagabundisch in die Adern gefahren, daß ich zuvörderst wenigstens vom Reisen sprechen muß. Also: Sie kommen, und wir kommen! Wir, denke ich, Ende April oder Anfang Mai, Sie (NB. zweimal, zuerst allein und nachher mit der Geschätzten) zu noch näher zu bestimmenden Fristen. Die für Ihre erste Herkunft müßten Sie uns allerdings schon in Ihrem nächsten Briefe mit einiger Gewißheit im Voraus angeben, damit wir nicht etwa aus Unkenntniß an einander vorüberführen. Wahrscheinlich werden Sie die erste Hälfte Aprils wählen, wo ich Ihnen auch schon mit ziemlicher Bestimmtheit einen Maitrank versprechen kann, zu welchem Sie den Waldmeister nicht erst vom Niederwald mitzubringen brauchten. Erinnern Sie sich noch meiner vorigjährigen botanischen Bemühungen, und des aus ihnen resultirenden, von der Lorcher geheimen Polizei überwachten, Maitranks? Machen Sie, daß wir bald einen ähnlichen Abend (aber nicht in Lorch, sondern bei Freiligraths) erleben — ich sehne mich gar zu sehr danach, wieder einmal mit Ihnen zusammen zu sein. Sie haben ganz Recht, das Schreiben ist ein schlechter Behelf für die mündliche Unterhaltung. Lassen Sie uns denn bald zum Sprechen kommen, es hat sich seither Stoff in Menge gesammelt!

Ueber meine Sache mit Herwegh mag ich kaum noch Dinte verlieren, wenn es nicht in der Absicht geschähe, Ihnen wiederholt für Ihren treuen

Beistand in derselben meinen Dank abzustatten. Ich bin bis zur Stunde noch ganz ruhig darüber, daß ich mein Gedicht gegen Herwegh veröffentlicht habe, und betrachte die Angriffe, die es mir zuwege gebracht hat, eher als einen Succeß. Meine Gegner thun sich wahrlich durch die auf der Hand liegende Perfidie ihrer Taktik gegen mich keinen Vortheil! Plänkelkrieg mag ich nicht gegen sie führen, brech' ich aber einmal los, so wird es ein Donnerwetter sein, ärger als mein Schlag auf Herwegh, dessen Schwere ja eben die Ursache all dieser Gehässigkeiten ist. Eine Unbesonnenheit begeh' ich nicht — beging sie auch nicht, als ich gegen Herwegh auftrat.

Was Sie über meine, durch Pension ꝛc. ꝛc. bedingte, politische Stellung sagen, finde ich zum Theil durchaus richtig. Was ich etwa noch zu bemerken hätte, verschiebe ich übrigens bis zur mündlichen Discussion, da es mir wirklich nachgerade langweilig ist, über die Sache zu schreiben. Dann werd' ich Ihnen endlich auch — natürlich sub rosa rosissima — ein noch dem ersten halben Jahr meines Darmstädter Aufenthalts angehörendes Factum mittheilen, das Ihnen vielleicht mehr noch, als bisher alles Andere, beweisen wird, wie frei ich mich zu halten stets bestrebt habe, und — wenn in der Vergangenheit eine Bürgschaft für die Zukunft liegt — stets bestreben werde. Es ist eine Geschichte, die vielleicht mit mir zu Grabe gegangen wäre, wenn ich in den Anschuldigungen, die mir Bornirtheit und Böswilligkeit jetzt täglich in's Gesicht werfen, nicht eine Aufforderung finde, sie einem Freunde mitzutheilen, der, wenn etwa ein jäher Tod mich vor der Zeit abriefe, zu meiner Ehrenrettung Gebrauch davon machen könnte. In einem Radikalismus, wie ihn die Deutschen Jahrbücher und die Rheinische Zeitung ausübten, seh' ich kein Heil für unsere Zukunft, das gesteh' ich offen; — aber Gott soll mich bewahren, daß ich je, in Gesinnung, Wort oder That, der Reaction mich anschlösse. Wie ich denke und handle, werde ich freilich früher oder später einsam dastehen; — gerettete Selbständigkeit wird mir's tragen helfen.

Bei unserm neuen Censurgesetz werden Sie auch Augen gemacht haben. Erst die freie Presse und nun dieß Edikt! Es kommt mir vor, wie jene Procession der Hüpfenden, wo die Andächtigen nach jedem Schritte vorwärts zwei rückwärts thun!

* * *

Was das sub rosa rosissima mitzuteilende Geheimnis betrifft, so läßt sich nur vermuten, daß sich diese Äußerung auf folgendes bezieht. Freiligrath ward durch Prinzeß Marianne während des Aufenthalts zu Darmstadt an Radowitz empfohlen, welcher damals Gesandter bei den mittelrheinischen Höfen war. Dieser war ernstlich bemüht, des Dichters Zukunft sicher zu stellen, allerdings in einer Weise, gegen welche Freiligraths Drang

nach Unabhängigkeit der Überzeugung und Meinungsäußerung, sogar noch in jener unpolitischen Zeit, sich sträubte. Radowitz' Vorschlag ging dahin, Freiligrath sollte in Gemeinschaft mit dem Professor V. A. Huber zu Marburg, dem konservativen Publizisten, eine Zeitschrift in regierungsfreundlichem Sinne begründen, für deren Redaktion ein angemessenes Honorar in Aussicht stand. Die Verhandlungen darüber gingen nicht schriftlich, wenigstens nicht von Radowitz' Seite; der feine Diplomat lud Freiligrath zweimal zu sich nach Frankfurt ein zu mündlicher Besprechung; Freiligrath schlug schließlich das in der Darmstädter Sorgenzeit doppelt verlockende Anerbieten aus.

* * *

An J. P. Eckermann.

St. Goar, 20. März 1843.

Theuerster Freund!

Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen erst so spät auf Ihren lieben Brief antworte. Ich wollte alle Tage meine Schuld abtragen, aber das verruchte Aufschieben, dem ich leider mehr als billig ergeben bin, hat mich wieder einmal ein Vierteljahr vertrödeln lassen, ohne Ihnen Nachricht von mir zu geben. Tragen Sie mir's nicht nach, und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem! Ich mein' es gut und habe Sie lieber, als ich Ihnen sagen kann, und als Sie vielleicht selbst glauben, und die Zeit läuft rascher als der Rhein.

Den herzlichsten Dank für Ihre Bemühungen für mich in der Goethe-Angelegenheit! Die Nachschrift Ihres Briefes zerstört freilich alle Hoffnungen wieder, die Ihr Brief selbst geweckt hatte: doch hör' ich kürzlich wieder, daß die Sache doch richtig geworden und der Verkauf des Hauses und der Sammlungen beschlossen ist. Ob die Geschichte nun wirklich etwas für mich ist, will ich meinem Stern in Ruhe überlassen. Vordrängen kann und mag ich mich nicht. Um so weniger, als es dort Aspiranten in Menge geben wird, und ich keinem Würdigeren oder Bedürftigeren in den Weg zu treten gesonnen bin. Der Würdigste, wie ich Ihnen schon früher schrieb, sind und bleiben Sie, und ich kann Ihre Gründe gegen eine Annahme der Stelle Ihrerseits keineswegs unbedingt gutheißen. Bei mir ließen sich auch wohl Obstakel finden, man muß aber nicht mit Gewalt welche aufsuchen. Dem Geh. Rath von Müller werde ich in diesen Tagen auch in diesem Sinne schreiben.

Mich wie Ida schmerzt es sehr, Sie noch immer so leidend zu wissen. Wir haben uns hin und her nach einem Mittel für Sie erkundigt, aber ohne Erfolg. Wie geht es Ihnen jetzt nur? [Bestes Recept gegen Magenkrampf: alle Morgen zum Frühstück ein Scheibchen rohen Schinken mit Weißbrod zu essen und ein Glas guten Wein, entweder Bordeaux oder

Madeira, zu trinken. Dann im Sommer an den Rhein nach St. Goar zu Freiligraths zu kommen und Rheinbäder zu gebrauchen. Dieß ist das einzige Mittel, das Ihnen helfen kann, lieber Doctor. Wenn Sie das nach meiner Vorschrift pünktlich befolgen und mit uns in den Bergen herumklettern, verspreche ich Ihnen völlige Genesung. Ida Freiligrath, Doctor der Medicin.]

Während ich eben aus der Stube gegangen war, hat sich, wie Sie sehen, liebster Eckermann, meine naseweise kleine Frau über meinen Brief gemacht und ein Recept hineingeschmuggelt, dessen Trefflichkeit, trotz der Naseweisheit der Verschreibenden, außer Frage steht. Ich bitte Sie also auch für mich recht dringend und herzlich, es zu gebrauchen, d. h. jetzt noch ungefähr einen oder zwei Monate mit Schinken und Bordeaux sich zu stärken, und dann hierher nach St. Goar zu kommen, und den Sommer mit uns zu verleben! Bitte, bitte, überlegen Sie sich's, und lassen Sie mich bald wissen, daß wir Sie erwarten dürfen, und daß ich Ihnen (denn unsere eigene Wohnung ist leider zu beschränkt) ein Zimmer miethen soll. Geibel wird auch gegen Pfingsten hier sein, und ein paar Monate bleiben. Ich hoffe auf einen recht heitern und belebten Sommer und würde — ich wiederhole es aus vollem Herzen — glücklich sein, wenn Sie durch Ihre Anwesenheit ihn mir vollends zu einem gemüthlichen machen wollten!

Ihr Gespräch im Hansa-Album ist — da Sie mich um meine Meinung fragen — durchaus ebenso bedeutend und vortrefflich wie die früheren. Ich habe mich recht erquickt und gestärkt daran — welch ein Kerl war der Alte doch! Lassen Sie doch ja bald den 3. Theil der Gespräche erscheinen, so etwas thut Noth in der Misere des Tages!

Ist Ihnen auch der Lärm zu Ohren gekommen, den mein Gedicht an Herwegh noch täglich macht, obgleich es schon am 20. Januar in der Cöln. Zeitung erschien? Ich bin dadurch förmlich zu einem Zankapfel zwischen den Parteien geworden und habe viel Kothschmeißerei ausstehen müssen. Doch macht das Nichts. Ich weiß, was ich gewollt habe, und daß der philosophische Radikalismus, den ich gründlich verachte, und der sich durch mein Gedicht in pleno mehr getroffen fühlt als er gestehen mag (obgleich der Spectakel, den er darüber macht, es genugsam zeigt), mich in keiner Weise aus dem Sattel heben wird. Herwegh, der unklare einseitige Fanatiker, ist zu beklagen, daß er sich von dem Gesindel eine Zeitlang als Popanz hat gebrauchen lassen. Sein herrliches Talent ist dadurch vor der Hand um alle Geltung gekommen. Mit „politischen" Gedichten richtet der Schreiber jenes Briefes an den König von Preußen heuer Nichts mehr aus.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 4. April 1843.

Es hat mich recht gefreut, lieber und verehrter Freund, daß Sie sich nun wirklich entschlossen haben, einen Theil des Sommers in St. Goar zu verleben. Nach dem stillen, einsamen Winter sehne ich mich von Herzen nicht nur nach den flüchtigen Anregungen, die schnell vorübersausende Reisende mir bringen werden, sondern vor allen Dingen nach dem längeren vertrauten Umgange eines in Leben und Wissenschaft herangereiften, und in der Brandung der Zeit selbstbewußt dastehenden Mannes. Solch ein Umgang ist es vornehmlich, was mir in der Romantik dieses Winters gefehlt hat, und ich kann Ihnen drum nicht sagen, wie ich mich auf Ihr längeres Hierbleiben freue. Ich hoffe mit Ihnen, daß es uns an gegenseitiger Anregung und Förderung nicht fehlen wird.

Wissenschaftlichen Bedarf werden Sie sich allerdings leicht von Bonn verschaffen können. Sonst versteht es sich von selbst, daß meine kleine Bibliothek, die vornehmlich in moderner englischer Literatur manches Interessante enthält, durchaus zu Ihren Diensten ist.

Wie wollen Sie es mit Ihrer Wohnung gehalten haben? Eine übergroße Auswahl können wir Ihnen nicht bieten, und dabei muß ich Ihnen auch noch bemerken, daß wenn Sie auf Sonne bestehen, Sie der Aussicht auf den Rhein entsagen müssen. Die auf den Strom gehenden Zimmer haben nämlich nur die Morgensonne, in den Frühstunden von 5 bis 9 etwa, und sind den übrigen Theil des Tages hindurch im Schatten. Aber eben deßwegen sind sie im Sommer so angenehm, und den auf die Straße sehenden, von früh Morgens bis spät Abends der Sonne ausgesetzten Räumen bei Weitem vorzuziehen. Die Sonne brennt nicht wenig zwischen unsern Schieferfelsen, und wenn sie mit ihren Frühstrahlen das Zimmer eingesegnet und erwärmt hat, so ist man froh, wenn man sie Mittags und Nachmittags nur auf die rings geschlossenen Jalousien des rheinüber liegenden St. Goarshausen prallen sieht. Aber wie Sie wollen! Setzen Sie mich nur bald und bestimmt von Ihren Wünschen in Kenntniß; ich werde ihnen nach besten Kräften nachzukommen suchen.

Herr von Cotta freut sich Ihrer Bereitwilligkeit, mit seiner Verlagshandlung in Verbindung zu treten, würde aber, glaub' ich, lieber eine Sammlung Ihrer Gedichte als den Roderich verlegen. „Dramatische Werke," schreibt er, „werden von Verlegern stets als bloße Opfer betrachtet, und zwar selbst dann, wenn sie nicht einmal honorirt werden. Doch will ich damit durchaus keine Unterhandlung im voraus abschneiden." Wenn Sie hier sind, wollen wir ausführlich über die Sache reden. Daß, wenn Sie eine baldige

Publikation Ihres Roderich beabsichtigen, Cotta denselben verlegen und anständig honoriren muß, ist keine Frage. Die Proben Ihrer Tragödie, welche Sie ohnlängst im Morgenblatt mittheilten, hab' ich mit großem Vergnügen gelesen.

Also Pfingsten! Sehen Sie zu, daß Sie Wort halten können, und halten Sie sich unterwegs nicht zu lange auf!

Und nun das herzlichste Lebewohl und Glückauf zu Ihrer Reise! Wären Sie nicht so bald hier, so würd' ich noch mehr schreiben, so aber verschieb' ich, gleich Ihnen, das Eigentliche und Mehrste auf die mündliche Unterhaltung. Lassen Sie mich nur noch wissen, daß und wie ich für Sie miethen soll. Wir beiden Großpensionnaire des Königs von Preußen müssen seinen Posten schon Etwas zu verdienen geben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 19. April 43.

— Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, welch reichen und reinen Genuß mir Ihre Gedichte verschafft haben, und wie dankbar ich Ihnen für die freundliche Zusendung derselben bin! Erwarten Sie keine Kritik von mir! Sie wissen, daß ich auf den Namen eines Kritikers par excellence keinen Anspruch machen kann, und daß ich mich schlecht darauf verstehe, mir über einen ästhetischen Genuß recensentenhaft Rechenschaft abzulegen. Lassen Sie mich Ihnen darum nur einfach die auf volle, ehrliche Ueberzeugung gegründete Versicherung aussprechen, daß ich seit langer Zeit keine Sammlung von Gedichten mit gleicher Befriedigung aus der Hand gelegt habe, und daß Sie sich, was aus lobenden Recensionen gewiß bald des Breiteren erhellen wird, auf keine würdigere und trefflichere Weise beim größern Publikum hätten introduciren können, als eben durch diese schöne Zusammenstellung Ihrer lyrischen und epischen Sachen. Das Buch lehrt uns mit dem Dichter auch den Menschen lieben, und das ist wohl das Beste und das Schönste, was man ihm nachsagen kann. „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann," — dieser Grundgedanke Ihres köstlichen Otto Schütz klingt meinem Gefühle nach durch das ganze Buch, und das zumal macht es mir so überaus lieb und werth. Ein abgeschlossenes, nach Kampf und Ringen mannigfacher Art sieghaft abgeschlossenes Stück Menschenleben tritt mir daraus entgegen, wahr, schlicht, ohne Koketterie, und allzeit in entsprechendster, gediegenster Form. Ich wiederhole es, einen wohlthuendern Gesammteindruck hat lange kein Bändchen Gedichte auf mich gemacht!

Im künftigen Monat also machen Sie Hochzeit und besuchen uns auf

Ihrer Hochzeitsreise mit Ihrer jungen Frau. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich über Beides freue und die Tage Ihres Hierseins schon im Geist anticipire. Lieb wäre mir's, wenn Sie mir die Zeit, die Sie für St. Goar bestimmt haben, schon bald angeben wollten. Ich werde nämlich einen Theil (wahrscheinlich die erste Hälfte) Mai's von hier abwesend sein. Meine Frau begleitet mich natürlich, und würde es gleich mir ungern sehen, wenn wir uns verfehlten. Sagen Sie mir darum, wann Sie Ihre Reise anzutreten gedenken, damit ich mich wo möglich danach richten kann!

Geibel, mit dem ich auf seine Veranlassung seit einiger Zeit im Briefwechsel stehe, wird gegen Pfingsten hier eintreffen und einen Theil des Sommers bei mir zubringen. Levin Schücking folgt ihm gegen Mitte Juni, um gleichfalls länger zu bleiben. Ich bin eben darüber aus, ein Logis für Beide zu miethen, und hoffe, daß sie mir die Boten eines schönen, bewegten und anregenden Sommers sein werden. Meine Fremdensaison hat eigentlich schon mit dem ersten April begonnen, wo die von Heidelberg nach London zurückkehrende Dichterfamilie Howitt auf einen Tag hier ausstieg. Auch Moritz Carriere war vorige Woche auf zwei Tage hier.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 10. Mai 1843, als am Königl. Preuß. Buß- und Bettage.

Was ich bisher zur Beschleunigung unseres Besuchs beitragen konnte, hab' ich redlich gethan. Ihrer geneigten Hindeutung auf den respectus parentelae willig folgend, vertiefte ich mich, sammt meiner Cousine, bereits am 26. v. M. in den Gutenberg, machte besagtem Frauenzimmer Tags darauf eine Stelle in dem Seminar für Kleinkinderlehrerinnen zu Kaiserswerth aus, und säuselte darauf später, nach allerlei Naturgenüssen in dem prächtigen Thale der Ruhr, von Düsseldorf und Unkel zurück nach St. Goar. Ich habe mich wirklich angenehm und nützlich auf der Tour unterhalten, und rechne namentlich einen Düsseldorfer Tag — bei Frau Immermann und den Familien Schrödter und Lessing — zu den interessantesten dieses Frühjahrs. In Unkel empfingen mich Schlickum und Strolch mit der alten brüderlichen Liebe. Letzterer erkannte mich schon an der Stimme (ich kam Nachts an, und mußte lange um Einlaß lärmen), obgleich ihn das neidische Schicksal nun fast schon ein Jahr von meiner Seite gerissen hat. Er ist knurrig und wohlgenährt, wie sonst, und noch immer ein starker Entomolog.

Aus dem vor mir stehenden, mit allerlei Waldgewächsen angefüllten Glase zieht meine Frau soeben ein Blümelein Vergißmeinnicht, um es in

ihren Brief an die Ihrige zu legen. Ich mag nun nicht minder höflich sein, und lege Ihnen drum eine Probe der ächtesten „St. Goarer Maikräuter" bei, ein pretium affectionis, das Sie um so mehr schätzen werden, wenn Sie erfahren, daß ich es meiner nächsten Bowle geradezu in Abzug bringe. Gibt es etwas Edleres, als so eine blühende Asperula odorata? Schauen Sie, schmecken Sie, riechen Sie!

Samstag schreib' ich Ihnen wieder, und schließe darum heute, da ich noch zu Walde muß, um den Stand des Gewächses zu inspiciren. Mit einem Kräuterhändelchen wär' es doch so übel nicht. Wollen's überlegen!

* * *

An Karl Buchner

St. Goar, 23. Juni 1843.

Schon sind wir seit unserem Fortgehen von Darmstadt in der dritten wöchentlichen Verdünstungsperiode, und wir haben noch immer nicht an die lieben Gräflichen,[1]) die uns unser Dortsein so schön und freundlich machten, geschrieben. Und nicht nur das: — Sie sind mir sogar mit einem Briefe zuvorgekommen, der nun morgen auch schon 8 Tage im Sack mit mir herumfährt. O Faulheit, Dein Name ist Freiligrath! — Aber nicht wahr, ich darf hinzufügen: O Langmuth, Dein Name ist Buchner!?

Empfangen Sie nun hiemit, liebster Freund, meinen doppelten Dank — den einen für alle Liebe und Herzlichkeit, die wir, wie immer, so auch jetzt unter Ihrem gastfreien Dache gefunden haben; den andern für Ihren freundlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage! Was soll ich es zum 101sten Male wieder sagen: Ihre und der Geschätzten Freundschaft ist uns ein Schatz geworden, den wir je länger je mehr lieb und hoch halten, und dessen Besitz uns Lebensbedürfniß geworden ist. Wir fühlen uns nach einem längeren Zusammensein mit Ihnen immer innerlichst erquickt und befriedigt, und was in Scherz und Ernst unter uns angeregt worden ist, klingt lange wohlthuend nach in uns. So war es auch diesmal, und so, hoff' ich, wird es noch lange, wird es immer bleiben! Führen Sie nun bald Ihren Vorsatz aus, hierher zu kommen! Ich freue mich von ganzer Seele auf ein paar Rheinische Tage mit Ihnen!

Emanuel Geibel Prometheus läßt sich Ihnen freundlich empfehlen, und bittet Sie, das anliegende Exemplar seiner 2ten Auflage wohlwollend annehmen zu wollen. Seine „Zeitstimmen", die er nächstens in neuer Zufuhr erwartet, werden Ihnen bei Ankunft gleichfalls zukommen, und ich denke, dem Packet dann auch meinerseits Etwas beifügen zu können, was Ihnen längst bestimmt,

[1]) Der Freund wohnte in der Grafenstraße.

leider aber durch Faulheit (diesmal nicht meiner selbst, sondern anderer Leute) immer noch nicht in meinen und Ihren Händen ist.

Seit ich von Darmstadt wieder hier bin, hab' ich wenig gethan; ich bedarf, um gründlich productiv zu sein, größerer äußerer Ruhe, als der bewegte Sommer sie mir bisher gegeben hat. Ich habe wenig zu einem tieferen Einkehren in mich selbst kommen können. Doch sollen die Grimme demnächst bestimmt an's Morgenblatt abgehen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 30. Juni 1843.

Welch ein nasser, kalter, abscheulicher Sommer! Doch hat er uns schon manchen lieben und interessanten Gast gebracht, unter denen ich vor Allen den Dänen Andersen lieb gewonnen habe. Ein Mann von 38 Jahren, aber nichtsdestoweniger eine so reine, harmlose Kinderseele, wie sie eben nur der Dichter des „Improvisators" und des „Nur ein Geiger" besitzen kann. Ich denke, daß ich mir an ihm, wie an Longfellow, einen Freund für's Leben gewonnen habe. — Kurz nach Pfingsten war Kinkel aus Bonn mit seiner jungen Frau bei uns, die uns nicht minder einen genußreichen Tag verschafften. Kinkels kürzlich bei Cotta erschienenen Gedichte werden Ihnen schon bekannt sein; wo nicht, so mach' ich Sie dringend aufmerksam darauf. Es ist manches außerordentlich Schöne in dem Bändchen, vor Allem das größere Schlußgedicht „Otto der Schütz". Ich ziehe diesen Otto unbedingt Zedlitzens „Waldfräulein" vor, und glaube sogar, daß Letzteres kaum entstanden sein dürfte, wenn Otto nicht vorher dagewesen wäre. Das übrigens unter uns, denn wir wollen den guten Zedlitz nicht kränken.

Levin und Louise sind glücklich. Wahrscheinlich findet er in Augsburg eine sichere Stellung — auch auf anderen Seiten scheint man ihm entgegen zu kommen. Ich hoffe, daß die Beiden schon bald eine trauliche Häuslichkeit sich begründen können. Sie — wie auch Geibel — erwidern Ihre Grüße aufs Herzlichste. Geibel ist eine tüchtige, gediegene Natur. Von außen noch etwas burschikos, aber der Kern ist echt und nobel.

* * *

Mit der Freundschaft zwischen Freiligrath und Andersen war es freilich ein schöner Traum. Die „reine sorglose Kinderseele" war nicht danach geartet, dem tapferen mannhaften Freiligrath in ernster Stunde verbunden zu bleiben. Als unser Freund einige Jahre später, um seines Glaubensbekenntnisses willen flüchtig, zu London mit dem gefeierten Roman- und

Märchen-Dichter zusammentraf und ihn herzlich begrüßte, da trat Andersen dem mißliebigen Dichter der Freiheit sehr befangen gegenüber: Freiligrath hat ihm dafür in der zweiten seiner Eingang 1852 gedichteten Poetischen Episteln einen nicht gerade schmeichelhaften Denkstein gesetzt. [1])

An Levin Schücking.

St. Goar, 22. Juli 43.

Lieber Levin!

Beikommend endlich, aber für einen Marienberger Nichtsthuer doch noch zu früh, allerlei Apparat für den Brockhausischen Artikel. Rodnagel hat im Biographischen das Richtigste geliefert und Du kannst Dich daher, unter Hinzufügung des seitdem Vorgefallenen, hauptsächlich nur an ihn halten.

Bei der Aufzählung des von mir Edirten bitte ich Dich, des „Rheinischen Odeon" (mit Hub und Schnetzler) gar nicht zu erwähnen. Ich habe eigentlich nur gestattet, daß mein Name auf den Titel gesetzt worden ist. Was dagegen das „Rheinische Jahrbuch" angeht, so ist die Idee desselben (d. h. die dem Rh. Jahrbuch eigenthümliche Zusammenstellung von Novellistischem, Literarhistorischem, Kritischem, Epischem und Lyrischem) einzig von mir ausgegangen, und es darf drum nicht ausgelassen werden. Sie wollten mich an einen Rhein. Musenalmanach haben, ich dachte aber, eine Gesammtrepräsentation rheinischer Kräfte wäre besser, zumal ein Versuch, die deutsche Taschenbuchsliteratur im Allgemeinen zu heben, damit verbunden werden konnte.

Wenn Du meiner jüngeren Sachen (Gryn, Immermann, Flecken am Rhein, Herwegh u. s. w.) gedenken willst, so wirst Du mir eine Freude

[1]) Auch Andersen berichtet im „Märchen meines Lebens" über sein wiederholtes Zusammentreffen mit Freiligrath. Der Letztere nahm darnach in St. Goar den dänischen Dichter sehr herzlich auf und äußerte, derselbe habe einigen Anteil an Freiligraths Verheiratung; Andersens Roman „Nur ein Geiger" habe ihn mit Ida zunächst zum Briefwechsel und dann zu persönlicher Bekanntschaft gebracht.

Sommer 1847 fand Andersen Freiligrath zu London wieder. Er begegnete ihm zuerst auf der Straße, ohne ihn zu erkennen, weil Freiligrath den früheren Vollbart abgenommen hatte. Dagegen erkannte der scharfäugige Freiligrath den dänischen Dichter sofort, äußerte, derselbe habe ihn wohl nicht erkennen wollen — unser Freund konnte darin etwas argwöhnisch sein — und sprach, als ihn Andersen aus dem Gedränge in einen Thorweg zog: „Sie wollen als Königsfreund wahrscheinlich nicht vor so vielen Zeugen mit mir sprechen." Andersen besuchte ihn einige Male, machte auch mit ihm einen vergnügten Ausflug. So berichtet das „Märchen meines Lebens" Kap. 8. der Wartig'schen Ausgabe. Freiligraths Epistel vom 23. Januar 1852 geht darnach mit dem zwar sehr selbstzufriedenen und mit Vorliebe vornehmen Bekanntschaften nachstrebenden, aber sonst doch harmlosen und ehrlichen Dänen ein bischen sehr scharf ins Gericht.

machen. Es wird sich immer schon ein Anknüpfungspunkt dafür finden. Ueber meine politischen Händel müßte jedenfalls auch ein verständiges Wort gesagt werden.

Ich habe jetzt ein famos Gedicht in der Mache.

Gott sei mit Dir, Levin!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 3. Aug. 1843.

Lieber theurer Freund!

Sie müssen wahrhaftig glauben, daß der Dämon der Faulheit oder sonst ein unsauberer Geist mich reitet, seit wir zuletzt in Darmstadt bei Ihnen waren. Seit unserer Abreise am dritten Pfingstfeiertage dies erst der zweite Brief! Doch hoff' ich, daß Sie mir mit gewohnter Nachsicht verzeihen werden, wenn Sie hören, daß meine Frau seit vorgestern vor 14 Tagen infolge eines bösen gastrischen Fiebers anhaltend bettlägerig gewesen ist, und erst seit vorigem Montag ab und zu wieder ein paar Stunden sich erhebt. Rechnen Sie dazu Tag für Tag ein halb Dutzend fahrender Literaten, Schauspieler, Musici und andern strolchenden Gesindels, das Einen nolens volens am Schreibtisch überfällt und Einem die theure Zeit stiehlt, so werden Sie gewiß eher Mitleid mit mir haben, als mir zürnen. Soeben erst verläßt mich wieder ein soi-disant Musikdirektor, ein alter Bekannter aus Elberfeld, und ich fürchte fast, daß Sie diesen Blättern die fliegende Hast noch ansehen, mit der ich ihn vor zwei Minuten auf's Dampfschiff spedirt und mich unmittelbar darauf an die Schreibmappe gepflanzt habe.

Beim Zeitungslesen hab' ich kürzlich häufig bedauert, daß ich über dieses und jenes nicht mit Ihnen sprechen konnte. Was sagen Sie zu dem himmelschreienden Urtheil in Sachen Jordans? Was zu den abscheulichen Blößen, die sich Herwegh, der Mensch, den Communisten gegenüber gegeben hat? Kennen Sie seine 21 Bogen aus der Schweiz, in denen er als Dichter fast nur Schund und blasphemischen Greuel auftischt (cf. das Heidenlied Nr. 2)?

* * *

An Levin Schücking.

Liebster Kleucker!

Den allerschönsten Dank für die freundliche Abfassung und Zusendung des Brockhausischen Artikels! Ich bin durchaus mit demselben einverstanden und habe nur an ein paar Stellen einige unbedeutende Einschiebsel gemacht, die Du — insonderheit den Passus über meine Verheirathung — nothwendig finden und billigen wirst.

Meiner Frau geht es Gottlob wieder besser, eine ungemeine, durch die Krankheit gesteigerte Nervenreizbarkeit abgerechnet. Das nasse, kalte Wetter ist einer raschen Besserung leider nicht günstig.

Geibel, der ohnlängst den illustrious author of Pelham auf der Prinzeß Marianne kennen gelernt hat, ist auf acht Tage hinunter nach Bonn und Cöln.

Herwegh blamirt sich doch gründlich.

Ich bin seit 14 Tagen wieder einmal rechtschaffen schafferig (wie die Schwaben sagen) und lasse ein Sonett nach dem andern vom Stapel. Meist über Fragen der Zeit, aber auch Anderes ist nicht ausgeschlossen. Grundton: ein der Reaction wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus. Ich hab' vorläufig ein halb Dutzend als Probe an's Morgenblatt geschickt und lasse die ganze Reihe wahrscheinlich in einem Hefte für sich noch diesen Herbst drucken. Ich denke, das Zeug soll wieder einmal um sich fressen.

Vale, lieber Alter, und laß Dein Antlitz bald über uns leuchten. Schönste Grüße von Haus zu Haus:

Am Mittelrheine, zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sanct Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein feierliches Grüßen.

In alle Wege

Dein

Aeltester.

6. Aug. 1843, als am Tage des Vertrags von Verdun. Was sagst Du zu der officiellen Affenschande, so man mit dem Tage zu treiben sich gemüssigt sieht?

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 11. 8. 43.

Liebster Kleucker!

— Ich bin durchaus nicht einverstanden damit, daß Grabbe schon jetzt als Romanfigur benutzt werden soll. Dafür steht er uns noch zu nahe, war überhaupt von vornherein zu verkommen und verludert, als daß sich nur irgend etwas Erquickliches oder Erbauliches aus ihm machen ließe. Da ist der tolle, lebenskräftige Günther tausendmal besser und dankbarer. Ein so schwacher, kindisch willenloser Mensch wie Grabbe ist kein Vorwurf für die Kunst. Für die Psychologie allerdings in hohem Grade.

Wegen meiner Sonette sei unbesorgt. Ich mache vorläufig, was gemacht werden muß, und sichte nachher das vielleicht zu Starke heraus. Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Lieb, die schon wieder aus der Mode ist, das Zeugs mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben, und ich kann es nicht abweisen. Lachen mußt' ich übrigens, als ich das von Deutschen Tyrannen in Deinem Zettel las. Eins der Sonette nämlich wünscht für Deutschland einen ordentlichen rechtschaffenen Tyrannen:

„O drückt' auch uns nur landlos ein Johann;
Kein größer Heil, bei Gott, als solche Johne!
Ihr wißt, wie Kühnheit zorniger Barone
Die Freiheit Englands Jenem abgewann!"

Du kannst Dir die weitere Ausführung denken. Einem guten Fürsten trotzt man keine Magna Charta ab. Dem schlechten aber rückt man auf's Collet. Also, da wir eine M. C. haben wollen und müssen, ist ein John nützlich und wünschenswerth. Ich glaube nicht, daß ich das Paradoxon in solcher Weise durch Sophistik rette.

Vale! Semper tuissimus

Yo el Baribal.

* * *

In die Mitte des August 1843 fällt ein Ausflug unseres Dichters nach Coblenz und sein erstes Zusammentreffen mit Hoffmann v. Fallersleben, welcher damals, ob der „Unpolitischen Lieder" seiner Breslauer Professur enthoben, als fahrender Sänger durch das Land zog. Die beiden Dichter, der kgl. preußische Pensionär und der politisch Verfemte, trafen sich am 16. August zufällig durch Vermittelung des Buchhändlers Baedeker, machten einen Spaziergang zusammen, tauschten ihre jüngsten Gedichte aus, wobei Freiligrath bemerkte, man werde bald von seiner politischen Gesinnung eine bessere Meinung gewinnen. Am Abend waren sie abermals bei Baedeker in großem Kreise beisammen, und Hoffmann sang zu des Wirthes größtem Mißvergnügen sein neues Lied vom „Schweigethaler", dessen erste Strophe lautet:

Wollt' ein König mir doch geben
Pension!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
Pension!

Freiligrath nahm in seiner rührenden Gutartigkeit die grelle Taktlosigkeit des direkt auf ihn gemünzten Liedes nicht übel; beim Heimweg in ihr gemeinsames

Nachtquartier, den Riesen, schlägt Hoffmann vor, noch „etwas Kühlendes" zu genießen. Und die beiden Poeten saßen in später Nacht zusammen, tranken und politisirten: es ist das

Jene Nacht im Riesen;
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht
Brannten unsere Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entq tollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Als am Morgen des 17. August Hoffmann spät erwachte, war Freiligrath schon ohne Abschied rheinauf gedampft; niemand gedächte noch „jener Nacht im Riesen", wenn nicht Freiligrath selber durch sein Gedicht im Glaubensbekenntnis zu der Vermutung Anlaß gegeben hätte, dieselbe habe seine Umkehr zur freisinnigen Dichtung veranlaßt. Es bedarf bloß eines Blickes auf die vorhergehenden Briefe, auf die damals entstandenen Sonette, um zu erkennen, daß Freiligrath einer solchen Anregung nicht bedurfte, eines Blickes auf die Briefe aus dem Eingang 1844, um zu finden, daß nur die maßlos kleinliche Censur jener Tage den Dichter in die entschiedene Opposition trieb, welche dann auch im Feuer der nun beginnenden Arbeit allgemach schärfer ward. Es wäre also an der Zeit, diese allerdings von unserem Dichter selbst verschuldete Märe von seiner Umwandelung in jener Nacht endlich zu den Toten zu werfen. Freiligrath selbst verwahrt sich, und mit Recht, in seinen Briefen aus Brüssel mit schärfsten Worten dagegen, daß er durch Hoffmann bekehrt worden sei. Übrigens besuchte Hoffmann unsern Freund alsbald darnach in St. Goar, machte mit ihm und Geibel einen Ausflug nach Oberwesel, und blieb mit ihm fortan in einer, allerdings nur locker geknüpften brieflichen Beziehung. Er gedenkt in seinem redseligen Buche „Mein Leben", Band IV. eingehend seiner Beziehungen zu demselben in den Jahren 1843 und 1844 und stellt selbst die Bekehrungsmythe in Abrede.

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Aug. 1843.

Theuerster Freund!

Nun liegen schon wieder achtzehn Tage zwischen dem Datum Ihres letzten Briefes und dem meines heutigen, aber der Gottseibeiuns soll mich holen, wenn ich eher zum Schreiben kommen konnte. Sie können sich nicht vorstellen, wie wirr und lebhaft die heurige Saison für uns ist. Ein Besuch drängt den andern, ich weiß manchmal kaum, wo mir der Kopf steht. Doch bin ich nicht böse drum. Es kommt freilich viel des Gleichgültigen und selbst Unangenehmen, dafür sieht man dann aber auch auf der andern Seite Leute bei sich, wie Saphir, Hoffmann von Fallersleben und Justinus Kerner (die Reihenfolge der Namen ist die chronologische), und das ist denn doch auch was werth. Kerner und seine Frau haben uns erst heut Morgen verlassen, liebe, herzige Menschen, deren Besuch die besten und innigsten Saiten in uns angeschlagen hat, und noch lange fortvibriren lassen wird. Auch Hoffmann's Bekanntschaft ist mir lieb und hocherfreulich gewesen. Wir haben uns bald verstanden, und sein Vorsatz, wieder herkommen zu wollen, ist mir Bürge, daß auch er sich wohl und zu Hause hier gefühlt hat. Wahrscheinlich werden Sie alle drei, Kerner, Hoffmann und Saphir, auch bald dort sehen — wenigstens hatten sie die Absicht, Darmstadt demnächst auf ihren Touren zu berühren. Noch einen Radikalen hab' ich kürzlich kennen gelernt, zuerst flüchtig auf dem Dämpfer, und nachher (vorigen Sonntag) erneuert zu Geisenheim, den Königsberger Walesrode. Ein gewichster geistreicher Mann, doch sind wir uns im Trouble des Dampfschiffs und einer großen Gesellschaft nicht näher getreten.

So viel von St. Goars Saus und Braus, um mich wegen meiner abermaligen Schreibfaulheit zu entschuldigen. Und nun ein recht herzliches: „Grüß Gott!" und die freundlichsten Wünsche für Ihr und der lieben Ihrigen Wohlergehen! Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie Alle frisch und gesund finden werden!

Könnten Sie mir nicht in Ihrer Antwort mit zwei Worten kurz und bündig sagen, wodurch denn eigentlich Jordan zumeist peccirt haben soll? Ich bin zwar im Allgemeinen au fait, da ich J. aber einige Sonette in meinen „Patriotischen Phantasien" widmen will, so möchte ich gern auch im Einzelsten unterrichtet sein.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 7. Sept. 1843.

Liebe hochverehrte Freundin!

Ihre Rückkehr und der gute Erfolg Ihrer Badereise hat uns mit der herzlichsten, theilnehmendsten Freude erfüllt, und wir danken Ihnen innig für die große Güte, mit der Sie uns alles so bald und so freundlich mitgetheilt haben! Möchte es uns nur bald vergönnt sein, Sie wieder zu sehen! Wie Ihnen Ida geschrieben hat, ist es uns im Augenblick nicht wohl möglich, zu Ihnen zu kommen; dagegen rechnen wir mit freudigem Vertrauen darauf, daß Sie, sobald es geht, einmal rheinab schwimmen. Wie lange, lange sind Sie nun nicht in St. Goar gewesen! Es wird wirklich fast oder gar schon ein Jahr sein; und wenn abgesehen selbst von dieser langen Frist, Sie überdieß in Erwägung ziehen:

1) daß die Lurley mit jedem Tage mehr in die Brüche geht;

2) daß die schöne Wallnußbaum-Allee, die zum Rheinfels führt, nach vollendeter Nußernte abgehauen wird, und endlich:

3) daß auch mein St. Goarer Poetenzelt (das Sie NB. noch gar nicht betreten haben) wohl die längste Zeit hier gestanden hat;

— so ist das alles, glaub' ich, Veranlassung genug, um noch einmal hierher zu kommen, so lange der status quo noch andauert. Lassen Sie uns drum nicht vergeblich hoffen! Wir bitten Sie sehr und auf's Herzlichste!

Wenn ich daran denke, daß ich den Rhein verlassen soll, so wird mir in der That ganz weh zu Muthe! Und doch wird es nöthig sein, wenn ich mich nicht die längste Zeit im Jahre in lauter Aeußerlichkeiten und gesellschaftlichen Rücksichten verpuffen soll. Ida hat Ihnen geschrieben, wie über alle Maßen lebhaft unsre heurige Saison ist: wir sind kaum einen Tag zu Athem gekommen, und bei allem Angenehmen und Erfreulichen einer solchen Frequenz stellt sich als letztes Resultat doch nur ein großer Nachtheil heraus. Zeit und Stimmung, Gesundheit und Geld gehen zum †††; man leidet physisch und psychisch unter dem Druck all dieser Freundlichkeiten. Zum Arbeiten bin ich fast gar nicht gekommen, und kann außer ein paar Dutzend Sonetten und einigen Uebersetzungen nichts in den letzten Monaten Entstandenes aufweisen. Und doch ist mir eben am Abschluß eines größeren Cyklus von Sonetten, den ich unter dem Sammeltitel „Patriotische Phantasien" gern noch in diesem Jahre herausgeben möchte, so sehr Viel gelegen. Vielleicht bringt mir der September oder Oktober noch die gewünschte Muße. Ich bitte den heil. Apoll von Herzen darum.

Wohin wir uns übrigens im nächsten Frühjahr flüchten werden (denn

vor dem Winter läßt sich allerdings an keinen Umzug mehr denken), das mag der liebe Gott wissen. Ich wollte, daß ich als Bibliothekar oder dergl. inzwischen einen festen Heimathsboden fände. Wenn man ein Amt bekleidet (mag es auch noch so sehr Sinekure sein), so hat man doch immer mehr Vorwand, sich dem Andrange der Fremden zu entziehen, als wenn man so vogelfrei, als Poet bloß der Muse lebt. Das respectiren die Wenigsten.

Von den patriotischen Sonetten, die ich eben erwähnte, erlaube ich mir, Ihnen eine kleine bereits gedruckte Probe beizulegen, von der ich herzlich wünsche, daß sie Ihnen gefallen möge! Dann schick' ich Ihnen auch nach Ihrem Wunsche „Waldfräulein" und Kinkels „Gedichte", den Poeten Emanuel aber in selbsteigener Person. Sie werden einen lieben, wackeren Menschen in ihm kennen lernen, dessen Persönlichkeit Ihnen gewiß zusagen wird. Von seinen neuesten Sachen hat er manches bei sich, und wird Ihnen sicher mit Vergnügen davon vorlesen.

Kerner und seine Frau sind zu liebenswürdig. Reinere kindlichere Naturen kann man sich kaum denken! Mein Zusammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben war nicht, wie Sie aus jenem Zeitungsartikel vielleicht geschlossen haben, ein verabredetes, sondern ein rein zufälliges. Ich fand ihn zu Coblenz bei einem uns beiden befreundeten Buchhändler, wo sich dann von selbst eine Bekanntschaft vermittelte, die mir lieb und werth geworden ist. Wir haben uns beim Scheiden herzlich die Hand geschüttelt, wenn wir gleich nicht in allen Dingen einer Ansicht sind.

* * *

Zu diesem Briefe die Bemerkung, daß die Wallnußbaum-Allee heute noch steht und ihre Erhaltung den beiden Dichtern Freiligrath und Geibel zu danken hat, die ihrem Freund, dem Landrat, so lange zusetzten, bis derselbe einen Bericht über die Sachlage an den Oberpräsidenten machte; darauf erfolgte der Bescheid, daß der Prinz von Preußen, der die Ruine erworben, auch die Allee kaufen wolle.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Sept. 1843.

Theuerster Freund!

Der gute Gesell — Emanuel — schnürt sein Bündel — und verläßt das Thal der Gründel. — Mit Weh und Ach — begleiten wir ihn bis Bacharach; — dort mit Spruch und Reim — entlassen wir ihn nach Geisenheim, — wo die Schwiegermutter — ihn hoffentlich stärkt mit entsprechendem Futter — und wo Adelaide — ihn begeistert zu neuem Liede. — Denn

er hat den St. Goarer Harm satt — und steuert recta via nach Darmstadt; — von Darmstadt aber zum alten Kerner —

Und so ferner!

Nehmen Sie den guten Sänger (wie ihn Andersen ohnlängst in einem Briefe an mich nannte) freundlich auf, und lassen Sie sich Neues und Neuestes aus St. Goar von ihm erzählen. Er ist eine wackere, tüchtige Natur, die Ihnen zusagen wird, und deren wildes Feuer, so Gott will, in ein paar Jahren verflackert ist. Wo der Stamm gut ist, da kann man allerlei kleine Auswüchse schon verzeihen. Die Zeit nimmt sie meist von selber weg.

Und nun — nach also vor sich gegangener Introduction Emanuels des Poeten — meinen allerherzlichsten Dank für Ihren letzten lieben Brief.

Mein Cyklus „Patriotische Phantasien" (im Morgenblatt steht noch „Träume von einer deutschen Flotte" — mit der Flotte fing ich aber nur an, und der Kreis erweiterte sich unmerklich so, daß ich es schon wagen mußte, Möser'n einen Titel zu stehlen), hat in den letzten Wochen, allzu häufiger Besuche wegen, gestockt, doch sind wenigstens ein paar Dutzend fertig, und wenn ich, wie ich hoffe, jetzt etwas Ruhe kriege, so denk' ich doch in 1 bis 2 Monaten das halbe Hundert fertig zu machen, und werde es dann noch diesen Herbst in einem besondern Heft erscheinen lassen. Das Grimm-Gedicht und einiges andere Verwandte soll dann gleich angehängt werden. Allerschönsten Dank für Ihre Notizen über Jordan. Doch — ich muß schließen. Emanuel nimmt schon vorn im Zimmer den Henkerskaffee ein, und der Dämpfer, auf dem ich ihn bis Bacharach begleite, ist schon in Sicht. Drum Ade, Ade, Ade!

* * *

Zwischen dem S. 63 mitgeteilten Brief an Emanuel Geibel vom 4. April und dem nun folgenden liegt der heitere Poetensommer 1843, dessen Geibel in der Gesellschaft des Freiligrath'schen Ehepaares und der Familie Heuberger von Herzen froh ward. Mit dem Herbste zog Geibel wieder von dannen, mit allerlei Aufenthalten, um zunächst nach Stuttgart zu gehen. Er sprach ein bei Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, bei Karl Buchner in Darmstadt, bei Justinus Kerner in Weinsberg, ohne dem Freund in St. Goar auch nur ein Wort des Berichtes zugehen zu lassen. Da erließ denn Freiligrath ein überaus ergötzliches Mahnschreiben, zwei ineinander geheftete Quartbogen; das vorderste Blatt gleichsam Titelblatt; die folgenden 6 Seiten aber illustrirt durch eine Reihe eingeklebter Wein-Etiketten; der ganze Brief ein Beweis köstlichster übermütiger Laune.

Literae
gratulatoriae „illustratae."

„Am Mittelrheine zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sankt Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein feierliches Grüßen."

St. Goar, 16. Octobr. als am Tage
St. Galli 1843.

Lieber Emanuel!

Außer einem mündlichen Kuhpockenbulletin, welches Du die besondere Gewogenheit hattest, mir durch den Studiosen Pf. zuzufertigen, bin ich seither ohne alle und jede Nachricht von Dir geblieben. Ich schließe daraus wohl am allerbesten, daß es Dir wohl geht und Du Dich — wie stand das auch anders zu erwarten! — in Kerners herziger Häuslichkeit rasch und zu Deinem Frommen zurecht gefunden hast. Mit der Zeit könntest Du das aber auch wohl selbst einmal sagen, und Einen dem bloßen Schließen und Vermuthen über Dich und Deine Zustände entheben. Auch eine Licenz (in diesem Falle die Dir verliehene der Correspondenzfaulheit) soll man nicht mißbrauchen.

Die Hauptveranlassung zu diesen Zeilen ist Dein übermorgiger Geburtstag, zu dem wir alle Dir von Herzen Glück wünschen! Meine Frau legt einen selbstgehäkelten Geldbeutel, die Schnur eine anderweitige, mit der Hand gearbeitete Bagatelle bei; ich aber in meiner Eigenschaft als Strick binde Dich solenniter mit gegenwärtiger Flasche Liszt'schen Champagners an, die bei aller Vortrefflichkeit die sonderbare Eigenthümlichkeit besitzt, daß Du Dir weder einen Glanz noch einen Strich auf ihrem Boden holen wirst; ich kann also ohne Furcht, daß Du des Guten vielleicht zuviel thust und mit Theobald Händel anfängst, meiner Generosität die Krone aufsetzen und Dich auch noch mit zwei Flaschen

1834 F. M. Schloss Johannisberger **Cabinet-Wein**	1834 F. M. Schloss Johannisberger **Cabinet-Wein**

regaliren. Mehr aber wird nichts gereicht. Ihr Strolche werdet ohnehin schon zu viel Clevner und Riesling vertilgen, und insonderheit übermorgen, kann ich mir denken, wird es weder an Flaschen noch an Zöpfen fehlen.

Viel zugetragen hat sich hier seit Deinem Fortgehen eben nicht. Am 9. Septbr. beschloß ich mit meiner Frau eine Tags darauf anzutretende kleine Tour nach Rolandseck und dem Siebengebirge. Am 10. früh brachte mir der Postbote einen Brief von Häring, an Dich adressirt, jedoch mit dem Beisatz auf der Adresse: „im Fall der Abwesenheit des Herrn. Dr. Geibel von Hrn. Freiligrath zu eröffnen." That's und fand die Nachricht, daß Häring sammt Frau selbigen Tags nach Cöln dampfen wollten und uns gern auf der Brücke begrüßen möchten. Fuhren also zusammen, und bestimmten Härings, Abend und Nacht auch in Rolandseck zubringen. Vergnügten Abend verlebt. Sehr bedauert, daß der Ghibelline nicht dabei war. — NB. Hab' ihm doch noch eine Flasche Rolandsecker Ausbruch für den Geburtstag mitgebracht. Nun aber auch keinen Tropfen mehr! Wirklicher Ausverkauf!

Hotel de Rolandseck
Rolandsecker Ausbruch
C. Groyen

Sonst noch allerlei Besuch gehabt, unter anderen eine aus Italien heimkehrende Stettiner Familie, deren hübsche, selbst im Musenwerk nicht talentlos dilettirende Töchter mir einen mächtigen, an Ort und Stelle gebrochenen Lorbeerzweig aus dem Garten Pitti mitbrachten.

Von Briefen und Packeten nichts für Dich angekommen, als ein Exemplar Deiner Gedichte und das beiliegende Kreuzband von Goedeke. Daß ich letzteres geöffnet (es war ja kein Brief), wirst Du meiner Neugier, die einen Dich betreffenden Aushängebogen von Goedeke's Buche witterte, freundlich vergeben. Der Landrath läßt die Biographie jetzt im Kreisblatt drucken, wie er früher auch Schückings Aufsatz über Dich der Allg. Zeitung für das Kreisblatt entnahm.

Aber, zum Teufel, Eine Flasche müssen wir doch noch leeren! Der alte Kerner und seine Frau sollen leben! In Hochheimer 1834!

Und nun: Liebester

1834 Hochheimer.

Emanuel!

„Prinzessin Eugenie die edle Dame" ist seit acht Tagen bei uns und wird noch acht Tage weiter hier bleiben. Sie ist ein gutes frommes Kind, und wenn sie allein ist, so singt sie aus dem Gesangbuche:

Liebster Immanuel, Du Licht der Frommen,
Du meiner Seele Trost, ach komm' nur bald,
Du Friedefürst hast mir das Herz genommen,
Das ganz in Liebe Dir entgegenwallt.

Ueberhaupt glaub' ich, daß die St. Goarer Mägdelein noch viel an Dich denken. Wo ihrer zwei oder drei zusammen sind, da ist es gewiß 5 mal unter 10 mal in Deinem Namen, und da bist Du mitten unter ihnen. — Liebes Geburtstagskind, Du vergibst mir doch die schlechte Anwendung der Bibel? —

Heut ist der Tag des heil. Gallus. Dabei fällt mir ein, daß Levinus und Gallina seit dem 6. hujus ein Paar und jetzt in Augsburg sind. Werden's Dir wohl auch geschrieben haben. Möge es Ihnen wohl ergehen!

Habe allerlei gemacht seither, und lege ein sauberes Zopflied zur Ergötzung bei.

Grüße die guten Kerners alle, alle auf's Herzlichste von mir und uns. Auch die verehrte Frau von Suckow. Ihr, wie Vater Justinus, schreib' ich nächstens! Gott mit Dir! Laß' von Dir hören! Dein alter

Freiligrath.

* * *

P. S.

Liebster!

Der Brief war fertig, als mir einfiel, man könne doch eigentlich des Guten nie zu viel thun. Besonders an einem Geburtstage. Wollen also zur Abkühlung auf all die starken Sorten noch ein paar Flaschen excellenten Leichten trinken. Also:

1839 Moselblümchen.

1839 Moselblümchen.

Aber nun auch Basta, sonst gibt's richtig einen Haarbeutel!

Der leichteren Verpackung des Flaschenkellers wegen (auch Geldbeutel und Buchzeichen würden sich einem simpeln Briefe schlecht beilegen lassen) schick' ich Dir die ganze Geschichte auch noch im Geleit des oben erwähnten Exemplars Deiner Gedichte. Von Deinen Cigarren hab' ich zwei in Rauch aufgehen lassen seither.

Noch einmal

und allemal

Dein Fth.

NB. Das Geldstück im Beutel darfst Du nie ausgeben. Du bist dann immer bei Kasse, trägst auch immer das Bildniß unseres Bonifacii im Sack nach.

Folgt ein Zeitungsausschnitt:

Schriftsteller auf Reisen. Auf einem und demselben Dampfboote von Köln nach Düsseldorf befanden sich vor ein paar Wochen Saphir, Freiligrath, Walesrode und Levin Schücking. — Saphir war sehr verstimmt, sehr wortkarg, er schien auch körperlich leidend. Desto aufgeweckter war dagegen Walesrode, der immerwährend einen Zuhörerkreis um sich versammelt hatte, den er mit wohlklingendem Organ und gutgesetzter Rede unterhielt. Freiligrath hielt in der rechten Hand eine Flasche Rheinwein, in der linken einen grünen Römer. Vor jedem Glase schüttete er einen Tropfen über Bord in des Stromes grünliche Flut, verharrte schweigsam und blickte oft träumerisch nach den Bergen und Schlössern am Ufer, bis „die Augen ihm thäten sinken." Schücking kam fast nie aufs Verdeck, sondern hielt sich fortwährend in der Restauration oder vielmehr in der Küche auf. Er schien mit Eifer und Beobachtungsgabe die Zubereitung der Speisen zu studiren. Alle vier geistreichen Männer waren stets isolirt, nur einmal sah man sie in einer Gruppe beisammen stehen und eine Schaar Gänse betrachten, die mit großem Geschrei in einem Dorfe aufflog und sich in den Rhein stürzte. Vielleicht fürchteten diese für ihre Federn. Es war übrigens so, als fühlte sich jeder der gedachten Schriftsteller durch den andern genirt.

Was sagst Du zu diesem saubern Stuck literarischer Verlogenheit?

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 23. Okt. 1843.

Ihre letzten Nachrichten hatten wirklich lange auf sich warten lassen, und wären sie nicht endlich am 11. Oct. Morgens eingetroffen, so würden Sie ohne Fehl am 12. Mittags ein Briefchen von mir erhalten haben. Nicht, um zu mahnen, sondern um freundlich anzufragen, ob vielleicht Krankheit, viele Arbeit oder Ausbleiben des Ghibellinen Veranlassung Ihres langen Schweigens wären. Nun ist es keines von Allem, sondern eben Nichts, als die liebe Faulheit gewesen, was uns so lange zappeln ließ. Diese Faulheit

aber, schlage ich unbedenklich vor, ist nicht sowohl (nach dem von der jenseitigen Geschätzten angeführten Sprüchworte: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten") ein Resultat unserer früheren Schweigsamkeit gewesen, als vielmehr der Anwesenheit Immanuelis des Friedefürsten in Ihrem Hause beizumessen. Ein größerer Faullenzer, wie der, ist mir in meiner correspondenzlichen Praxis (mich selbst natürlich ausgenommen) noch nicht vorgekommen, und ich finde es ganz begreiflich, daß seine temporäre Nähe Sie inficirt hatte. Denken Sie, der Mensch hat uns am 8. Sept. verlassen, und bis jetzt auch nicht die blasse — wollt' ich sagen: das blasse Insekt von sich hören lassen. Das nenn' ich wirklich starken Tabak! Lassen Sie uns desto fleißiger sein, und antworten Sie, damit wir wieder in Gang kommen, diesmal rascher. Wir Faullenzer von St. Goar versprechen dann auch Besserung, und wollen den Winter hindurch keinerlei Art von Sommerlicenz geltend machen. Es wird jetzt mit jedem Tage ruhiger und stiller, und das kommt dem Schreiben natürlich zu Gute. Das Reisejahr liegt in den letzten Zügen, und läßt nur noch alle zwei bis drei Tage ein gelindes Zucken verspüren. Bald wird es ganz verendet haben.

Meine Sonette hab' ich, wie Sie vermuthen, fortgesetzt, doch sind ihrer noch nicht genug, um sie als besonderes Büchlein zu ediren. Ich schaffe jedoch in der Stille weiter, und habe auch schon daran gedacht, wieder einmal eine Handvoll im Morgenblatt auszuschleudern.

Leider werd' ich nicht Alles, was ich habe, veröffentlichen können. Es müßte wenigstens nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Censur ein Ding, wie das beifolgende z. B., durchließe.

O, drückt' auch uns nur landlos ein Johann!
u. s. w.

Ein Paradoxon, und deßhalb auch nur halb wahr. Aber doch ist was dran! Ein Tyrann oder ein Kind (cf. die jüngsten Ereignisse in Griechenland) — damit kommt man am ehesten zu Streiche.

Ich habe kürzlich auch allerlei Neues zu alten Singweisen gemacht. Mein Zopflied in der Cölnischen Zeitung vom 12. Oct. hat, wie mir Briefe melden, am Niederrhein und in Westphalen Glück gemacht, und wird schon vielfach gesungen. Der Neubau des Königsstuhls bei Rhense hat mich auch zu einigen Strophen veranlaßt, die ich heut' an Du Mont schickte, jedoch nicht recht weiß, ob er sie nehmen wird. Sollte es nicht geschehen, so stehen sie hier. Sie dürfen sie aber eigentlich weniger lesen, als vielmehr nach der angegebenen Melodie durch die Zähne brummen.

Der Königsstuhl bei Rhense.

(Weise: In des Waldes düstern Gründen.)

Neu gebaut beim alten Rhense
Steht der Wahlstuhl wiederum,
u. s. w.

Aber, claudite jam rivos! Wenn ich fortfahre, zu schwatzen und abzuschreiben, so komm' ich auch mit diesem Briefe nicht zu Stuhle. Drum für heute Lebewohl!

* * *

An Levin Schücking.

[St. Goar, Ende October 1843.]

Liebster Kleucker!

Es grenzt freilich an Verworfenheit, einen jungen Ehemann schon in der dritten Woche seines Honeymoon's mit Wischen zu behelligen; da mir indessen die Beilage mit dringender Bitte um baldige Beförderung soeben zugestellt worden ist, so hoffe ich auf Entschuldigung zählen zu dürfen. Zuerst also Dir und Deiner Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche von mir und meiner Frau! Es war ein gescheuter Einfall von Euch, noch vor dem Winter voran zu machen; der Teufel hole das Warten, oder: Warte wer warten kann! citirt Freiligraths Ferdinand sich selbst, d. h. seine Uebersetzung eines Longfellow'schen Gedichts. Du bist aber ein Strolch; uns Deine Hochzeit einen Tag zu früh haben feiern zu lassen. Was ist das für eine heidnische Bräutigamsconfusion!

Ging also Freitag 6. hujus Nachmittags 4 Uhr einsam spazieren, nachdem ich mir vorher Dir zu Ehren den grünen Salzburger sammt güldener Troddel auf's Haupt gestülpt hatte. Sah drin aus, als wär' ich selbst wieder ein Hochzeiter. Wunderschöner stiller Herbstnachmittag. Lange im Wald auf moosigem Hügel gelegen; still an Euch gedacht; Segen gesprochen; Miltons barbarisch schöne Ode „on Christ's nativity" gelesen; stillvergnügt nach Haus gegangen; Ida Punsch gemacht; extra Punsch; angestoßen; leben gelassen; getrunken.

Also hab' ich in der Meinung, Deinen Hochzeitstag zu feiern, Deinen Polterabend begangen, o Levin! Hol' aber der Teufel solch herbstliche Waldliegerei mit Ossian'scher Scenerie. Denn andern Tags hatt' ich ein geschwollen Gesicht sammt tic douloureux und hab' mich zwei Wochen damit herumtragen müssen. Alles Dir zu Ehren!

Nun aber nochmals: tausend, tausend Glück! Recht aus vollem Herzen! Mög' es Euch wohl ergehen, und laß' mich hören, daß Du vergnügt und glücklich und zufrieden bist!

Der Ghibelline wird wohl noch in Weinsberg sein, wo Du ihn auf Deiner Hochzeitsreise wahrscheinlich gesehen hast. Der Faullenzer hat noch keine geschriebene Sylbe von sich sehen lassen, doch bin ich so großmüthig gewesen, ihm zum Tage seiner Menschwerdung (den 18. Oktbr.) einen Gratulationsbrief nach Weinsberg auf den Hals zu schicken. Was ist das für ein Geschwätz über unsere Fahrt mit Saphir, Walesrode ꝛc. ꝛc. im Herloßsohn'schen Morgenstern? Satanische Verlogenheit! cf. Die Berichtigung der Flegelei in der Josephina vom 6. Oktober.

Besagte Josephina hat kürzlich ein Zopflied von mir gebracht, das am Niederrhein und in Westphalen mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden ist. In den nächsten Tagen wird sie auch ein Lied auf den neugebauten Königsstuhl bei Rhense von mir auftischen, n. b. wenn sie's nicht refüsirt. Bin überhaupt fleißig gewesen seither.

* * *

An Heinrich Künzel.

St. Goar, 1. Nov. 1843.

Deine verschiedenen Mittheilungen über Dich selbst und Euer Darmstädter Leben überhaupt haben mich vielfach interessirt. Das wichtigste Ereigniß, das sich in der Zwischenzeit bei Euch zugetragen hat, ist wohl die Verheirathung Schückings mit der Gallina gewesen. Wenigstens wird es nicht an den verschiedensten Ansichten über dies Faktum gefehlt haben. Doch, mein' ich, können die Leutchen zu allem Gerede lachen, wenn sie sich sonst nur glücklich fühlen. Und das scheint mir durchaus der Fall zu sein! Ein Brief Levins aus Augsburg, der in diesem Augenblicke bei mir eintrifft, spricht sich auf's Glücklichste und Zufriedenste über seine neue Lage aus.

Hat Dich denn auch Emanuel Geibel bei seiner neulichen Anwesenheit in Darmstadt besucht? Wir haben einen angenehmen Sommer in seiner Gesellschaft verlebt, und werden den Vagabunden, der eben jetzt zu Stuttgart weilt, gern kehren sehen, wenn er im Dezember zur Aufführung des Roderich nach Darmstadt geht und von dort aus, seinem Versprechen gemäß, auch einen Abstecher nach St. Goar macht.

Der Sommer ist uns überhaupt mehr als bewegt dahingegangen; eine lebendigere Zeit ist mir selten durch die Stuben gelaufen. Andersen, Just. Kerner, Saphir, Hoffmann v. Fallersleben, Wilibald Alexis, Kanzler v. Müller, Berthold Auerbach, Wilh. Smets, Ferd. Hiller, Theodor v. Kobbe, Kinkel, La Roche der Schauspieler, Frau v. Ploennies, Dräxler-Manfred, die Howitts — das sind, außer Schücking und Geibel, ungefähr die bedeutendsten Namen, der minder bedeutenden Menge aber war Legion. Auch Engländer und Amerikaner waren in Fülle da.

An meine Ueberſetzung der Hemans lege ich jetzt endlich die letzte Hand, und werde ſie wohl bis Oſtern druckfertig haben. Sonſt hat mich von engliſchen Poeten neuerer Zeit Tennyſon fort und fort noch gefeſſelt, und ich überſetze ab und zu noch Manches von ihm. Sollte das Morgenblatt demnächſt ſein größeres Gedicht Locksley Hall von mir bringen, ſo laß' die Ueberſetzung Deiner Aufmerkſamkeit empfohlen ſein. Von eigenen Arbeiten bin ich zumeiſt mit einem Cyklus patriotiſcher Sonette beſchäftigt, von denen Du vielleicht einzelne Proben im Morgenblatt und in der Cölner Zeitung ſchon geleſen haſt. Wie haben Dir mein Zopflied und mein Rhenſer Königsſtuhl gefallen? Letzteres hat prüden Leuten Anſtoß gegeben. Und doch war die, allerdings etwas burſchikoſe, Pointe ganz unſchuldig. Zu Stuhle kommen in der figürlichen Bedeutung von fertig werden, etwas zu Stande bringen, iſt ja gäng und gäbe!

Wie es ein Nachtwächter zum Hofrath bringen kann, das hat ja Dingelſtedt glänzend bewieſen.

Die Wormſer Loge: — o ich Faullenzer!

* * *

An Hofrath Riemer in Weimar.

Nach Ueberſendung eingekochter Preißelbeeren.

(Spätjahr 1843.)

Als zuerſt in alten Tagen
Mich erfriſcht Homeros' Bronn,
Täglich hab' ich aufgeſchlagen,
Täglich, Riemer's Lexikon.

Breit wie Wörterbücher pflegen,
Breit und ehrbar ſtand es da;
Hieß, beliebter Kürze wegen,
Nur „der Riemer" fern und nah.

Alles wechſelt mit den Zeiten! —
Jenen „Riemer", hochgeehrt,
Gab ich auf für einen zweiten,
Der mich andre Dinge lehrt!

Nicht bei Büchern zwar und Schriften
Führt er, Jenem gleich, das Wort:
Unter Speiſekammer-Düften
Ehrbar ſteht er auf dem Bord.

Neben Wein und Wildpretziemer
Pflanzt' er feierlich ſich hin;
Eigentlich iſt's auch kein Riemer,
Sondern eine Riemerin.

Sei's! Ist Beiden doch zu trauen!
Willig nach des Tages Lauf
Sag' ich meiner lieben Frauen:
„Jdchen, schlag' den Riemer auf!"

Und sie thut's! Da strömt Vokabel
Auf Vokabel rasch heran;
Faßlich, traun, für jeden Schnabel,
Der sich halb nur rühren kann.

Zwar nach Griechenlands Gefilden
Führt ein solch Studiren nicht:
Näher liegen ja die wilden
Berghöh'n, draus die Ilme bricht!

Dorten läßt sich trefflich weiden!
Unter Wipfeln und Gerank
Buchstabiren wir mit Freuden
Und von Herzen: Habet Dank!

Habet Dank und laßt Euch sagen:
Nahet bald des Rheines Höh'n!
Daß wir Riemer'n nachgeschlagen,
Mög' es lachend Riemer seh'n!

* * *

In den Kreis der Freunde, mit welchen Freiligrath Briefe wechselte, tritt in jener Zeit auch Dr. Lorenz Diefenbach, welcher damals, als wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriftsteller überaus thätig, zu Steinheim bei Hanau wohnte. Diefenbach, früher schon als Mitarbeiter am Rhein. Jahrbuch unserem Freunde nahe getreten, hatte Freiligrath um Material zu einem biographischen Aufsatz gebeten, dieser vertröstete auf eine persönliche Zusammenkunft in Frankfurt, wo in jenem Winter 1843—44 der Maler Ernst Becker aus Dresden — derselbe ging 1847 nach London und starb dort durch Selbstmord — Freiligrath in Öl porträtierte; das Bild scheint nicht vollendet worden zu sein, ist jedenfalls weder im Besitze der Familie noch sonst nachweisbar. Durch ein Mißverständnis ward die Hoffnung einer Zusammenkunft mit Diefenbach zunichte, und schließlich bittet Freiligrath den Freund, jene Biographie noch hinauszuschieben, bis er die große Wandelung zum politischen Dichter völlig hinter sich habe.

* * *

An Lorenz Diefenbach.

St. Goar, 7. Nov. 1843.

Ich habe Dich dringend und herzlich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinen freundlichen Brief vom 20. August erst heute beantworte. Mein

Leben in den letzten Monaten ist ein so bewegtes, leider auch von Sorgen verschiedener Art so vielfach gedrücktes gewesen (um so mehr, als man äußerlich gleichmüthig und heiter sich zu geriren hat), daß Zeit und Stimmung zu einem Briefe, wie ich ihn Dir gern geschrieben hätte, sich immer nicht finden wollten. Auch heute wird es nur Weniges und Flüchtiges sein, was ich Dir auf all das Liebe und Herzige Deines Blättchens erwidern kann. Der trübe Novemberhimmel liegt mir wie Blei auf der Seele — „my soul is dark."

Vor allem laß' mich Dir die ernstliche und wahrhaftige Versicherung geben, daß Dein Andenken bei mir keineswegs „schon einer abgethanen Vergangenheit angehört", daß im Gegentheil Dein Bild, auch wenn ich schweige, frisch und lebendig mir in der Seele fortlebt; daß ich das, was ich gedruckt von Dir besitze, und ab und zu neu in den Blättern finde, mit dem theilnehmenden Interesse liebevoller Freundschaft fort und fort gern betrachte und mich seiner freue, und daß ich endlich dem jüngsten Gange Deiner Schickungen, wie ich ihn durch Dich selbst und durch Frankfurter Freunde erfahren habe, mit treuem, stetem Auge gefolgt bin. Darauf kannst Du überhaupt bei mir rechnen: wo ich mich einmal, auf den Grund geistigen Erkennens und gemüthlichen Verständnisses, als Freund gegeben und angeschlossen habe, da halte ich aus für's Leben! Eine gelegentliche Correspondenzträgheit müssen mir meine Freunde allerdings nachsehen; und sie können's auch, mein' ich, denn es wäre schlimm, wenn Briefe den einzigen Gradmesser der Freundschaft abgeben sollten. Also: auf alt-neue Freund- und Brüderschaft den herzlichsten Handdruck!

Es freut mich aufrichtig, daß L. grade Dich zu meinem Biographen und Kritiker für seine „Zeitgenossen" gewählt hat; ich hätte mir's in keiner Hinsicht besser wünschen können. Gern steht Dir Alles für Deine Arbeit zu Diensten, was ich Dir irgend für dieselbe Neues und Nützliches geben kann: aber — kann's nicht mündlich eben so gut geschehen, wie schriftlich? Ich gestehe offen, daß ich, unfertig wie ich bin, immer noch eine Art Widerwillen vor Allem habe, was auch nur entfernt an Selbstbiographie erinnert. Alles, was ich im Leben und Literatur durchgemacht, ist mir noch zu neu, als daß es mir nicht unbehaglich sein sollte, mit der Feder in der Hand darüber zu sinnen, und es niederzuschreiben. Mündlich, im heiteren, hin und wider spielenden Gespräch macht sich das leichter und ungezwungener und ich denke es mir ganz traulich, eines grauen, stürmischen November- oder Dezembertags neben Dir zu sitzen, und unter den Wolkengebilden einer ächten Havannahcigarre die Vergangenheit zu beschwören. Auch reales Material, die ersten Entwürfe älterer Gedichte, Briefe rathender Gönner und

Freunde (Chamisso, Schwab, Immermann, Uhland, Brentano u. s. w.) dürften bei einer solchen Sitzung nicht mangeln. Ich würde es überhaupt an Nichts fehlen lassen, um sie in alle Wege zu einer ersprießlichen und für Deine Zwecke förderlichen zu machen. Ich gehe nun, um durch Becker (den Portrait- nicht den Genrebecker) ein schon vor zwei Jahren begonnenes Oelbild von mir vollenden zu lassen, in kurzer Zeit auf einige Tage nach Frankfurt und könnte bei dieser Gelegenheit leicht den kleinen Abstecher zu Dir hinüber machen, um, wie Becker für sein Oel-, so auch Dir noch für Dein Dintenbild zu sitzen. Ist Dir das recht? Komm' ich überhaupt nach allem Faullenzen nicht zu spät? Hast Du vielleicht, ohne meine Antwort abzuwarten, schon den Artikel abgefaßt? Oder, ungeduldig, ihn ganz und gar abgelehnt? Auf alles das möchte ich gern Bescheid haben, und bitte Dich dringend, mich wo möglich umgehend mit zwei Worten au fait zu setzen.

Es ist das allerdings von mir Faullenzer eine naive Bitte — Du bist aber viel zu gut, als daß Du sie anders als mit lächelnder (oder auch lachender — desto besser!) Gewährung aufnehmen solltest. Laß' mich nicht vergebens hoffen!

Wenn Du mich wirklich noch portraitirst, so bitt' ich nur um zweierlei: 1) Stell' mich nicht, wie so viele Kritiker, als ein psychologisches Meerwunder hin, und 2) halt' immer fest, daß ich noch nicht fertig bin, noch nicht abgeschlossen habe.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 11. November 1843.

Liebe verehrte Freundin!

— Es freut mich recht, daß Geibels Persönlichkeit Ihnen zugesagt hat. Ich habe seit seiner Abreise bis jetzt nur Einen Brief von ihm erhalten, in dem er seines Besuches bei Ihnen mit den freundlichsten Worten gedenkt. Er ist jetzt schon seit längerer Zeit von Kerner fort, in Stuttgart, wo er bis zum December bleiben und alsdann nach Darmstadt gehen wird, um daselbst der Aufführung seines „Roderich" beizuwohnen. In Weinsberg hat er noch Levin und Louise als junges Ehepaar gesehen, die auf ihrer Reise nach Augsburg auf ein paar Tage bei Kerner's zusprachen. Levin hat mir nach der Hochzeit einmal geschrieben und scheint sich als junger Ehemann und als Mitarbeiter an den Cotta'schen Instituten recht glücklich zu fühlen. Wenn die Politik seiner Poesie nur keinen Eintrag thut! Kennen Sie bereits seinen eben erschienenen schönen Roman „Ein Schloß am Meer?" Lassen Sie sich, da wir eben von neuer Literatur reden, doch auch Berthold

Auerbachs ganz vortreffliche „Schwarzwälder Dorfgeschichten" empfohlen sein. Ich bin ganz entzückt von dem Buche, und wenn ich der Schwarzwald wäre, so brächt' ich seinem Verfasser ein rauschendes Tannenständchen dafür.

Die Muse ist mir in der letzten Zeit ziemlich hold gewesen, und ich habe manches vor mich gebracht. Meist allerlei Humoristisches, wovon ich Ihnen anliegende kleine Probe zu freundlicher Aufnahme empfehle. Anderes theile ich Ihnen, wenn Sie erlauben, später vielleicht mündlich mit.

Für Ihren warmen, freundschaftlichen Antheil an meiner Zukunft den innigsten und gefühltesten Dank! Ich möchte wohl, daß es sich bald auf die eine oder andere Weise mit mir machte, das Unzulängliche und Ungewisse meiner jetzigen Situation drückt mich trotz meines angeborenen leichten Sinnes (für den ich dem lieben Gott nicht genug danken kann) wirklich zuweilen sehr. Ob es aber in Wiesbaden wird geschehen können? Eine Anecdote, die Ihnen meine Frau erzählen wird, mag Ihnen beweisen, daß ich in der nächsten Umgebung des Herzogs als „fürchterlicher Liberaler" verschrien bin. Da möchte es denn doch schwer fallen. Ihre freundliche Andeutung wegen der Behandlung eines Stoffes aus der Geschichte des Hauses Nassau nehme ich dankbar (und gewiß ohne alle und jede Mißdeutung!) entgegen, nur ist es mir nicht wohl möglich, mich eben für den nachmaligen Kaiser Adolph von Nassau zu begeistern. Persönliche Tapferkeit ist so ziemlich das Einzige, was man dem nachrühmen kann; im übrigen war er ein unwürdiger, in der Reihe der deutschen Kaiser schmachbeladen dastehender Fürst, der des Liedes nicht werth ist. Schade, daß ich die Nassau'sche Specialgeschichte zu wenig kenne, als daß ich mich nach einem andern, mir mehr zusagenden Stoffe umsehen könnte.

* * *

Frau Ida schreibt gleichzeitig an Adelheid von Stolterfoth: „Eine Bekannte von uns, Frau v. S., brauchte bis jetzt in Bingen die Traubenkur; dort lernte sie auch einen Herrn Marx kennen, der früher an der Rheinischen Zeitung Mitredacteur war, also ein furioser Radicaler. Der sagte zu ihr, als er hörte, daß sie uns besuchen wolle: Was, zu Freiligrath wollen Sie gehen? Wissen Sie auch, daß der ein Feind Herweghs und der Freiheit ist? Kurz darauf spricht sie den Hofmarschall des Herzogs von Nassau; der sagt ihr: Was, Sie wollen zu Freiligrath gehen? Wissen Sie auch, daß der ein wüthender Liberaler ist? So verschieden lautet das Urtheil der Menschen."

An Karl Buchner.

St. Goar, 4. Dec. als am Tage Barbarae [1843].

Seit einem halben Monat ungefähr bin ich dermaßen am Schanzen,

daß ich mich, wie Arioſt, manchmal ſelbſt in die Waden (keine Renommage!) kneipe, um zu fühlen, daß ich wirklich Ich bin, und in ſelbſteigener Perſon ſolche Dinge vollbringe. Ich ſchreibe nun zwar keinen Orlando furioso, doch aber hab' ich mich, aus verſchiedenen Gründen, einmal furios und recht im Ernſt über die Hemans gemacht, an der ich ſeit lange nur ſpielend und ab und zu gearbeitet hatte. Ich muß mir die Perſon vom Halſe ſchaffen, einmal um deſto freier an etwas Eigenes, Größeres gehen zu können, und dann auch, um zum nächſten Sommer zu Süß- und Salzwaſſerkuren die erforderlichen Moneten zu erſchwingen. Ich habe geſtern mit Cotta über das Buch contrahirt, kriege für den ſplendid gedruckten Bogen 4 Louisd'or und werde demnach, da die Sammlung ihre 20—25 Bogen ſtark werden wird, an die 800—1000 Gulden dafür herausſchlagen. So ſchlug Moſes Waſſer aus dem Felſen. Der Fels iſt aber nicht die Hemans, ſondern Cotta.

Ich arbeite nun tüchtig, und nicht bloß des leidigen Mammons willen, ſondern recht mit Luſt und Liebe drauf los, und muß mich recht wundern, wie mir die Geſchichte ſchnurrt. Die Hauptlaſt werde ich bis Neujahr beſeitigt haben, und Nebenſächliches: Anordnung des Geſammtmaterials u. ſ. w. mit Muße bis Oſtern beſorgen können. Neben dieſer Arbeit hab' ich ſeit 14 Tagen auch noch täglich Correcturen zu machen und zu expediren gehabt. Meine ſiebente Auflage ſoll nämlich noch vor Weihnachten in's Publikum, und da ſchickt mir dann die Cotta'ſche Buchdruckerei täglich Kreuzbänder. Von allen Cotta'ſchen Miniaturausgaben erleben meine Gedichte zuerſt eine neue Auflage. Das freut mich doch.

Alles das erzähle ich Ihnen nur, um mich einigermaßen wegen meines abermaligen langen Schweigens zu entſchuldigen. Als ich Ihren letzten, lieben Brief empfing, ergötzte mich der Eingang deſſelben (über die „naive Art", mit welcher ich in meinem vorigen Briefe Sie der Schreibfaulheit bezichtigen wollte) um ſo mehr, als ich während des Leſens daran dachte, wie ich durch eine recht raſche Antwort jene Naivetät möglichſt rechtfertigen und mich im vollen Glanze, meiner Tugend bewußt, aber doch beſcheiden, vor Ihren ſtaunenden Augen entwickeln wollte. Ach, du lieber Gott, wie iſt das wieder ſo ganz anders gekommen, als ich's mir dachte. An ein Entwickeln iſt nicht mehr zu denken, ich kann mich nur zuwickeln, und leider nicht, wie Horaz, in meine Tugend, ſondern in mein Laſter, das aber doch eigentlich nicht ſowohl ein Laſter, als ein Naturfehler, eine von Ewigkeit prädeſtinirt geweſene ſchwere Schickung zu ſein ſcheint. Ich muß einmal drüber nachdenken, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit hat. Unterdeſſen bis ich's heraus habe, bitte ich Sie angelegentlichſt um Verzeihung. Und die kriege ich auch, nichtwahr? Denn ich bin doch im Grunde ein

rechtschaffener Kerl (Sans comparaison: Neulich wollte ein Mann aus dem Volke einen Thaler von mir pumpen, sagend dabei: „Sie können's mir dreist vorstrecken! Ich bin zwar dem Trunke ergeben, aber ein Mann von Ehr'!" — Hat den Thaler auch gekriegt, selbiger Trinker, Durchbringer und Holzhacker) — also, was ich sagen wollte, ich bin, wenn auch ein wenig der Faulheit „ergeben," doch — gewissermaßen ein rechtschaffener Kerl, und habe Sie so zu sagen von Herzen lieb. Also bitte ich dringend und mit Grund, mir noch einmal ein weniges von Verzeihung vorstrecken zu wollen.

Ich schwätze da so in Einem hin, als ob ich bei Ihnen säße und jezuweilen mit Ihnen anstieße. Nun will ich mich aber zusammennehmen, sintemal ich doch nur einen Brief schreibe, und will ruhig fortfahren wie folgt:

Geibel hat mir denn doch endlich in den letzten Octobertagen herzlich und warm aus Stuttgart geschrieben. 'S ist auch ein guter Kerle in der Hauptsache, und da muß ein anderer guter Kerl wohl schon ein Auge zudrücken. Ich fürchte nur, er wird in Stuttgart wieder zu sehr verhätschelt, und in prinzeßlichen Salonschnack hineingeritten. Uebrigens wird ihm Niemand, der es wahrhaft gut mit ihm meint, vor der Hand schon eine solche Wendung wünschen. Es wäre ihm weit besser, wenn Leben und Kritik ihn einmal im Ernst packten und schüttelten.

Ende Octobers war ich einige Tage in Cöln, wo Andree, nunmehriger Redacteur en chef der Josephina, eben eintraf. Du Mont ist ungeheuer drüber aus, die Zeitung auf den Strumpf zu bringen, und ich denke, daß es ihm gelingen wird, seine 9000 Abonnenten noch zu vermehren. Gutzkow's Feuilletons-Artikel kosten ihn viel Geld, gefallen aber allgemein und nützen dem Blatte sehr. Allerlei Neues, Interessantes und Nützliches gehört zu Cöln, kann's aber unmöglich all zu Papier bringen, und muß es späterem Geschwätz vorbehalten. Der neue Cölner Censor ist ein Auditeur Wenzel, und hatte am zweiten Tage seiner Scheerenführung die Zeitung mit meinem Königsstuhl-Gedicht zu censiren, worin es heißt:

Fauler Wenzel, nimmer sehnen
Wir uns heut' zu Dir zurück!

Die Geschichte hat ungeheure Heiterkeit erregt, und auf Du Monts Comptoir heißt hinfüro der Censor nur der faule Wenzel.

* * *

Aus dem Schlusse des Jahres 1843 ist der erste erhaltene Brief an Berthold Auerbach. Freiligrath gedenkt desselben mehrfach bereits in der Unkeler Zeit. Von da an blieben Lyriker und Romandichter lebenslang durch einen, wenn auch zeitweise, doch niemals völlig unterbrochenen

Briefwechsel verbunden. „Ich wollte Ihnen," antwortet mir Berthold Auerbach auf meine Bitte um Mitteilung der Briefe, „ausführlich schreiben und mein ganzes Leben mit Freiligrath, das zu dem Sonnigsten und Erquickendsten meines Daseins gehört, näher schildern. Aber ich komme jetzt nicht dazu und hoffe es nachzutragen, wenn ich noch meinen Lebensgang aufzeichnen kann. Auch hoffte ich, daß noch weit mehr Briefe sich finden ließen. Besonders einer wäre sehr wichtig. Er enthielt das Gedicht über die Dorfgeschichten in einzelnen Strophen und dazwischen erzählende Prosa, und zuletzt hieß es: Ich mache aus dem Ganzen ein Gedicht und lasse es drucken. Bei den so traurigen Erfahrungen von konventioneller Verlogenheit und von Selbstsucht steht der vollkommen wahrhaftige und hingebungsstarke Verkehr mit Freiligrath wie ein Lichtbild mir in der Seele!"

„Ich sehe, daß ich das viele Andere doch nicht jetzt zu Papier bringen kann, und will nur einen Moment aufzeichnen. Als nach dem Vorgange mit Herwegh Karl Heinzen den bekannten Brief an Freiligrath veröffentlichte, unterzeichnet „K. Heinzen, vormals Freund Freiligraths," reiste ich sofort zu dem Dichter nach St. Goar und kam gerade zu guter Stunde, um den Neuling in den Unbilden des öffentlichen politischen Lebens von der erfahrenen Gemeinheit zu befreien; denn ich glaube, es war ausgeführt, jedenfalls beabsichtigt worden, Freiligrath eine Katzenmusik zu bringen. Und diese Gehässigkeiten griffen den im öffentlichen Leben noch wenig Abgehärteten sehr an. Die Art, wie er mich willkommen hieß, und wie wir dann, uns aufrichtend, über die Berge gingen, werde ich nie vergessen. Seine ganze innige Seele, seine volle Freundschaftskraft kam in jenen Tagen zu Wort; noch mehr aber zeigte sie sich im Händedruck und im stillen Zunicken."

Freiligrath sandte dem Freund im November 1843 das soeben vollendete Gedicht „Dorfgeschichten". B. Auerbach dankt dafür in einem uns vorliegenden tiefgemütvollen, für das Verständnis seiner Dichtungen höchst bedeutsamen Briefe. Darauf erwidert Freiligrath:

Mein lieber alter Auerbach!

Eine Arbeit, die meine ganze Zeit in Anspruch nahm, hat mich seither abgehalten, Dir Deinen lieben und herzigen Brief vom 25. November zu beantworten. Möge es denn endlich heute geschehen, nicht zwar so ausführlich, wie Deine vielen und interessanten Mittheilungen es mir zur Pflicht machen, aber doch aus vollem warmem Herzen! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie Dein Brief mich erfreut hat! Ich bin nun einmal, trotz der menschenfresserischen Gedichte einer abgethanen Periode, eine weiche Seele; als ich Deine Blätter gelesen hatte, standen Thränen in meinen Augen. Ich war

so froh, so glücklich in dem Bewußtsein: da hast Du einmal einem redlichen tüchtigen Kerl eine gute Stunde gemacht — hast einen lichten warmen Strahl in eine Menschenseele hineingeworfen! — Laß' uns so in der Liebe an einander festhalten, lieber Auerbach!

Warum ich Dir eigentlich heute schreibe, ist Folgendes. Du sprichst von Deinem Weihnachtsbesuche in Mainz, deutest aber durch ein „geht es" nur die Möglichkeit eines Abstechers nach St. Goar an. Diese Möglichkeit möchte ich nun gern in eine Gewißheit, dieses „geht es" in ein „es muß gehen" verwandeln. In der That, Lieber, es wär' eine Sünde, wolltest Du nicht kommen! Sieh, wir haben Dich hier so lieb, möchten so gerne mit Dir von Nordstetten, vom Ivo und vom Vevele schwatzen — gelt, Du machst uns die Freude und steigst eines nebligen Dezembermittags vor unserer Hausthür aus dem Düsseldorfer Dämpfer? Nachtquartier können wir Dir bei unserer beschränkten Einrichtung freilich nicht bieten, dagegen versteht es sich von selbst, daß Du Dich in allen andern Dingen als unsern Gast betrachtest. — Also nicht wahr: Du kommst? Ich zähle ganz sicher darauf, und unterlasse es drum auch, auf die Details Deines Briefes einzugehen. Wir wollen alles mündlich verhandeln und unsrer dabei in der Stille und Traulichkeit des Winters froher werden, als es in der Hatz und dem Geräusch des Sommers möglich war.

Wir lesen jetzt die Dorfgeschichten in einem wöchentlichen Lesekränzchen, das wir mit dem hiesigen Landrath und dessen Töchtern allwinterlich flechten. Ich wollte, Du hättest vor etlichen Abenden die Thränen sehen können, welche die Mädchen um das Vevele vergossen. Ihrem Vater ist dagegen die Geschichte vom Befehlerles ganz nütze gewesen.

Simrock, von dem ich vor einer Stunde die drei ersten Bände seines Heldenbuches zugeschickt bekam, schreibt mir in seinem herzlichen Begleitbriefe unter Anderem: „Auf Auerbachs Dorfgeschichten hast Du mich durch Dein Gedicht sehr begierig gemacht, und ich denke doch jetzt bei ihm eine Ausnahme von der Regel zu machen, die er einmal selbst aufgestellt hat, daß ich nichts lase, was nicht mindestens 600 Jahre alt wäre."

Vor einer Stunde ist mir auch die erste Strophe eines neuen Liedes eingefallen:

O glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Todten,
O glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht!
— — — —
Die Freiheit, das Recht!

Ich will sehen, was mir der liebe Gott heute dazu gibt.

18. Dezember [1843], am Geburtstage meines guten sel. Vaters.

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 25. Dezbr. 1843.

Die Weihnachten sind mild und nebelig ins Land gekommen, lieber Emanuel, und ich wende gleich die erste Festtagsstille dazu an, Dir nach langem Schweigen endlich Deinen Brief vom 23. Oktbr. zu beantworten. Du hast mir und den Meinen viele Freude damit gemacht, und wir sind Deiner Reise, wie Du sie ausführlich und anmuthig beschreibst, mit Theilnahme und Wohlgefallen gefolgt. Späteres Erfreuliches über Dein Stuttgarter Treiben hat uns die Augsburgerin berichtet, und ich hoffe, daß Du ihre Mittheilung bald selbst in einem neuen langen Briefe vervollständigen und bis auf die jüngsten Tage zurückführen wirst.

Was soll ich Dir nun von unserm Leben und meinem Schaffen erzählen? Jenes spinnt sich, nach dem lauten und bewegten Sommer, um so stiller und einförmiger in den Wintermonaten ab. Wie Du weißt, sind unsre geselligen Bezüge zu den St. Goarer Autochthonen so gut wie null, und außer unsern wöchentlichen Leseabenden mit Landraths sind wir durchaus auf uns selbst angewiesen.

Von meinen Arbeiten die letzte Zeit her läßt sich rasch berichten. Hauptwerk ist die Hemans gewesen und wird es auch wohl bis Ostern bleiben. Es ist doch eine Arbeit, die der Mühe lohnt. Ich bin sicher, daß das Buch seinen Weg finden und sich sein Publikum gewinnen wird. Sonst ist auch wieder manches Eigene entstanden, von dem Du Einiges — Leichtes und Schweres — im Feuilleton der Cölnischen Ztg. gelesen haben wirst.

Dabei denk' ich an Gutzkows Angriff auf Dich, den Kinkel in der Allgemeinen mit treuer Freundeshand parirt, Deinem Gegner aber eben durch die Parade wiederholten Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hat. Im Ganzen bin ich nicht für Antikritiken. Wo die Person, wo die bürgerliche Ehre angegriffen wird, mag man gegenreden oder gegenreden lassen: ein ästhetisches Urtheil aber zerfällt entweder, wenn es falsch ist, in sich selbst, oder läßt sich, wenn es irgendwie Grund hat, so leicht nicht durch eine Antikritik aus dem Felde schlagen. In beiden Fällen ist sie also unnütz, und im letzteren bleibt eben kein Remedium, als daß der Angegriffene durch etwas Neues, Vollendetes den Gegner Lügen straft und beschämt. Gutzkow's Art, Dich herunterzureißen, ist gereizt und boshaft, das fühlt auch der Unbefangenste heraus und deutet es zu Deinen Gunsten; daß er aber im Einzelnen, namentlich in Betreff der Reminiscenzen, nicht ganz unrecht hat, haben Dir auch schon Deine Freunde, wenn auch wohlwollend und in bester Absicht, nicht verhehlt, und sie können es nur bedauern, daß Du Dir durch Hintansetzung einer unbedeutenden gesellschaftlichen Artigkeit, durch deren

Erfüllung Du weder ein Opfer gebracht noch Dir etwas vergeben hätteſt, einen ſo gefährlichen Gegner geweckt haſt. Wie konnteſt Du nur Gutzkow nicht beſuchen? Hatte er Dich doch vor der Zeit immer freundlich und mit Achtung genannt, und iſt er doch ein Kerl, der bei Allem, was man gegen ihn ſagen mag, immer eine der merkwürdigſten und hervorragendſten Perſönlichkeiten der Epoche iſt und bleiben wird. Doch, laſſen wir's gut ſein. Ich denke, Du biſt ein Kerl, der ſich weder phyſiſch, wie John Keats, den eine Recenſion Giffords unter die Pyramide des Ceſtius bettete, noch literariſch durch ein Cölner Feuilleton todt ſchlagen läßt. Weiſ' dem Kerl die poetiſchen Weisheitszähne, und beiß' Dich aus Reminiscenzen und Gutzkow'ſcher Malice glorreich mit ihnen heraus! So Gott will, iſt ſchon der Roderich ein ſolcher Weisheitszahn, und das bald! Wie ſieht's mit der Aufführung in Stuttgart und Darmſtadt aus? Und wie mit dem Druck?

Grüß' mir alle dortigen Freunde, Dingelſtedt, Pfizer, Fr. v. Suckow etc., auf's Allerſchönſte! Vor Allem aber den redlichen Schwab, an dem mein Herz treu und dankbar hängt, auch wenn ich ihm nicht ſchreibe. Ich thu's aber gewiß bald einmal! An Kerner hab' ich kürzlich geſchrieben, und Weihnachtshäkeleien meiner und der landräthlichen Frauensleute an ihn ſpedirt. Kommſt Du bald einmal wieder nach Weinsberg hin?

Und wann ſehen wir Dich hier? Weiß der liebe Gott, wie mich oft verlangt, einen Schoppen mit Dir auszuſtechen und Dich ſingen zu hören. Du biſt doch eine ehrliche gute Seele, und es dauert mich ordentlich, wenn ich manchmal etwas Feines habe und Dich nicht damit netzen kann. Wärſt Du doch z. B. geſtern Abend zur Beſcheerung und zum Champagner-Cardinal bei uns geweſen. Du findeſt doch keine ſtillvergnügteren Menſchenkinder als uns St. Goarer Land- und Freiligräthe.

Apropos, ſoll ich Dir denn nicht Deinen Mammon jetzo ſchicken? Du haſt ihn vielleicht nöthig, er liegt in meinem Schreibtiſch, und mir obendrein auf der Seele.

Nun Adieu, Emanuel! Meine Frau, Marie und Landraths grüßen herzlich. Gott mit Dir! Vergnügte Feiertage! — Proſit Neujahr!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 1. Januar 1844.

Das allerherzlichſte Proſ't Neujahr! Ihnen und allen lieben Ihrigen! Verleben Sie das neue Jahr ſo geſund, ſo heiter und ſo glücklich, wie Sie es hoffentlich angetreten haben, und erhalten Sie uns auch in ihm die

Freundschaft und Liebe, die Sie uns bisher schenkten, und die wir mit zu unsern wertheſten und köſtlichſten Beſitzthümern rechnen. —

Am 16. Dezbr. hab' ich die letzten Correcturbogen der neuen Auflage meiner Gedichte an Cotta zurückgeſchickt, habe jedoch bis heute noch keine fertigen Exemplare geſehen. An der Hemans hab' ich gleichfalls tüchtig weitergefördert; — das Grimm-Gedicht macht mir aber richtig immer noch Bauchgrimmen, und ich habe Duller'n ſtatt ſeiner ein anderes, während dem Ueberſetzen entſtandenes Lied „Für Freiheit und Recht" am 1. Feiertage zugeſchickt. Er wird es Ihnen ohne Zweifel gezeigt haben, und es wird im Einverſtändniſſe mit Ihnen geweſen ſein, daß er es mir aus gewichtigen Gründen ſchon am 26. Dezbr. remittirte. Ich ſchickte es nun an Du Mont, damit er mit ihm den neuen Jahrgang des Feuilletons beginnen möchte. Er will es thun — Püttmann und Andere goutiren das Lied in hohem Grade — da gefällt es dem Cenſor, dem „faulen Wenzel", das Gedicht von A bis Z zu ſtreichen, und ſothane Wenzelei folgendermaßen zu motiviren: „Unſtatthaft wegen der auf Erregung von Unzufriedenheit gerichteten Tendenz." — Ich erhielt das Gedicht vor einer Stunde zurück, werde mich aber dabei nicht beruhigen, ſondern den Cenſor beim O. Cenſurgericht verklagen, und ſo, will's Gott, den Druck von Rechtswegen in der Cölniſchen Ztg. durchſetzen. Es iſt mir natürlich nicht um mein Gedicht, ſondern um das Princip zu thun. Auch Andree und Gutzkow verklagen den Wenzel eben jetzt — haben Sie ſich nicht auch zu beſchweren? Es iſt gut, wenn Klagen zuſammenkommen! Je mehr, je beſſer! — Es iſt jetzt mit der Cenſur in Preußen ſchlimmer als je — wöchentlich, ſagt mir der hieſige Landrath (der Cenſor unſeres Kreiſes iſt), kommen neue geheime Inſtructionen an die Cenſoren, ſo daß natürlich ein nur irgend beſchränkter Kopf in dieſem Chaos von Verboten die Beſinnung verliert und zuletzt vernunftlos drauflos ſtreicht, nur um es oben nicht zu verderben. Daher die ſich täglich mehrenden Klagen beim Obercenſurgericht aus allen Gegenden des Staates. Es iſt eine Heiden-wirthſchaft — troſtlos — troſtlos — troſtlos! Wann wird es anders werden?!

Auerbach war vorgeſtern auf einen Tag hier. Ein wackerer, tüchtiger Kerl doch, den ich mehr und mehr achten und lieben lerne.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 3. Januar 1844.

Mein geſtern zur Poſt gegebener Brief von vorgeſtern wird eben jetzt in Ihre Hände gekommen ſein. Ich ſchicke ihm dies kurze Supplement noch nach, weil ich Sie doch eben benachrichtigen wollte, daß ich heute Morgen

abermals ein von oben bis unten durchstrichenes Gedicht von Du Mont zurückbekam, und daß meine Doppelbeschwerde an das Ober-Censurgericht nunmehr gleichzeitig mit diesen Zeilen zur Post gebracht wird. Der Brief, außer meiner Klagschrift auch die durchstrichenen und von Wenzel'n in margine beschmierten Censurklatsche der Gedichte enthaltend, liegt bereits gesiegelt vor mir.

Und rathen Sie einmal, welcher Art dies Gedicht denn eigentlich war? Es ist eine Uebersetzung nach Burns — ein schönes, herrliches Gedicht für Menschenwürde und Menschenrecht, das noch dazu in deutschen Landen schon 3—4 andere Uebersetzungen erlebt hat. Was sagen Sie dazu?

Hier des Liedes erste Strophe:

Ob Armuth euer Loos auch sei,
Hebt froh die Stirn trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
Wagt's, arm zu sein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Plack und alledem!
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Kennen Sie Herwegh's zweite Sammlung schon? Ich kenne sie nur von Hörensagen, und würde mich freuen, wenn Sie mir eventualiter Etwas darüber schreiben wollten. Es soll ja auch ein Gedicht gegen Geibel und mich drin sein.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 3. Febr. 1844.

Theuerster Levin!

Dein freundlicher Brief vom 11. v. M. hat mir nach so langem unerklärlichen Ausbleiben eine große Freude gemacht. Es war Zeit, daß er kam, denn ich fing schon an knurrig zu werden, um so mehr, als ich wußte, daß Du an Gutzkow, Auerbach u. A. geschrieben hattest, just zu einer Zeit, als ich warten mußte. Ich habe deßwegen mächtig auf Dich raisonnirt (vor der Hand nur inwendig) als auf einen Kerl, der nur an Leute schreibt, die er brauchen kann, und alte, wahrhaft ergebene Freunde darüber vernachlässigt. Nun ist Alles wieder gut, und ich bitte Dir meine Zörnigkeit hiemit feierlichst ab.

Daß Du Dich in der Ehe so glücklich, und in Deinen Augsburger Verhältnissen so zu Hause fühlst, freut mich unendlich. Gottes Segen über Dich, lieber Alter, jetzt und immer! Möge Dir das neue Jahr Alles bringen,

was Du wünschest und erflehst! Italienische Reisen, Zwillinge und Drillinge, châteaux en Espagne et en Westphalie!

Als Dein Brief ankam, war ich eben zu Frankfurt, wohin ich zu meiner Erholung nach langer angespannter Arbeit einen mehrtägigen Ausflug unternommen hatte. Ich habe bei dieser Gelegenheit nicht nur „Zopf und Schwert", ein prächtiges Stück voll ächter, wirksamster Komik, über die Bretter gehen sehen, sondern auch Gutzkows persönliche Bekanntschaft gemacht. Wir haben uns gut verstanden, ich bin ohne Vorurtheil an Gutzkow herangetreten und gestehe gern, daß der Eindruck, den er mir zurückgelassen hat, ein reiner und erfreulicher ist. Er kam mir auf's Liebenswürdigste entgegen, und veranstaltete mir noch zu guter Letzt einen heiteren Abend in seinem Hause. Den letzten Akt von „Zopf und Schwert" war ich bei ihm in seiner Theaterloge. Es war in der That eine Lust, diesen Applaus zu erleben. Ich bin, Gottlob, in solchen Fällen so durchaus Kind, so durch und durch unblasirt, wie vor 15 oder 20 Jahren, und war auch bei dieser Gelegenheit so mitelektrisirt, daß ich noch diesen Augenblick mit Freude daran denke. 'S war übrigens ein Stück Literaturgeschichte, wie Heinrich Laube sagen würde. Vorne der herausgerufene Gutzkow, dankend und vor dem donnernden Publikum sich verneigend — hinten im Schatten der Lyriker Freiligrath, über den Erfolg des Dramatikers neidlos sich freuend und innerlich jubelnd, daß er wieder einmal aus voller Seele etwas Gutes anerkennen konnte. Unten im Parterre dann Braunfels und anderes nergelndes Gesindel!

Was Du mir über meine Uebersetzung der Hemans und Einschlagendes sagst, trifft ganz mit dem zusammen, was ich selbst seit Monaten über diesen Gegenstand gedacht habe. Die „Patriotischen Phantasien" sind keineswegs ad acta gelegt, ich bin im Gegentheil, bei allem Uebersetzen, eifriger daran gewesen als je, und habe überhaupt kaum einmal in meinem Leben eine productivere Zeit gehabt, als jetzt vielleicht seit einem Vierteljahr. So wird denn zu Ostern außer dem Mscpt. der Hemans auch ein Bändchen politischer Gedichte an Cotta abgehen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Ding nicht wie eine Bombe in den Jammer des Tages hineinschlüge. Es würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Dir hier entwickeln wollte, wie ich, seit wir uns zuletzt sahen, durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen täglich sich zutragende Facten immer weiter links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, daß die Reform Noth thut, und wie es mir, namentlich durch die jüngsten Landtagsabschiede und so manches Andere, klar geworden ist, daß ein Dichter, wie der gute Emanuel z. B. in seiner conservativen Unschuld doch am Ende nur dem rohesten Absolutismus in die Hände arbeitet. Ich muß das los

sein, ich will meiner Ueberzeugung gemäß die reine, unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich schlage dem Fasse den Boden ein. Mag dann daraus entstehen, was da will.

Uebrigens brauchst Du nicht zu fürchten, daß das bevorstehende polit. Bändchen irgendwie eine Concession sei, die ich Herwegh und Consorten mache! Vertraue meinem gesunden Sinn und laß' mich gewähren! Ich weiß, was ich will, und komme schon zu Rande. Schade, daß das Abschreiben so verflucht langweilig ist, sonst schickt' ich Dir eine Handvoll neuester St. Goarer politischer Lyrik. Ich bin jetzt ordentlich im Grimm: ich sage: Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig. Das neueste heißt: „Im Himmel", und handelt vom alten Fritzen.

So ging es jüngst im Himmel zu: Der alte Fritz sprang auf,
u. s. w.

Herr Je, da hab' ich Dir doch den ganzen Kohl abgeschrieben und denke nicht an das theure Porto! Ist übrigens nichts für Euren Berliner Musenalmanach. Wenn mir Zahmes einfällt, so könnt Ihr sicher bis Ende März auf mich rechnen.

Gutzkows Aufsatz über Geibel hat mich nun wohl nicht „amüsirt", wie Du meinst, denn dazu hab' ich den frischen, harmlosen Jungen zu lieb, aber ich meine doch, daß dergleichen Ungunst des Moments zur Förderung der Selbsterkenntniß und zum Zusammenraffen einmal nicht schaden kann. Der unterlassene Besuch Geibels bei Gutzkow hat den Artikel allerdings wohl nicht veranlaßt. Doch glaub' ich nichts desto weniger, daß Gutzkow, wenn er den Emanuel durch einen Besuch in seiner Art und Weise näher kennen gelernt hätte, sein Urtheil schonender und milder würde abgegeben haben.

Herweghs Ausfall gegen Geibel und mich ist nicht der Rede werth. Dergleichen unschuldigen Spaß gönne ich meinen Feinden von Herzen. Ich habe aus vollem Halse zu dem Dings gelacht, und es wenigstens 100 Leuten mit Ergötzen vorgelesen. Das 2te Bändchen enthält doch viel Schönes. Das Gedicht von dem König ist nicht nur $^2/_3$ superb, sondern leider auch $^2/_3$ wahr.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 11. Febr. 1844.

Der Grimm steckt richtig immer noch im poetischen Grimmdarm, NB. ohne Kirschkerne. Es ist eigen, wie lange es manchmal dauert, eh' man einen einmal fallen gelassenen Gegenstand wieder aufnehmen kann. Denn daran liegt's allein, daß ich mit diesem Gedichte immer noch im Rückstande bin, da meine poetische Productivität übrigens bedeutend florirt gegenwärtig. Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie wieder eine Anzahl politischer Gedichte

gemacht, die ich nicht nur zu dem besten rechne, was ich in dieser Art gemacht habe, sondern auch zu dem besten, was mir überhaupt je in glücklicher Stunde gelungen ist. Ich rechne dazu namentlich zwei Gedichte von der weißen Frau, theilweise auch eins vom alten Fritz im Himmel. Mein politisches Bändchen „Ein Glaubensbekenntniß" wird, so Gott will, auch bis Ostern fertig. Es wird entscheidend für mein Leben sein. Ich vertraue Ihnen — natürlich ganz und durchaus unter uns — an, daß ich die Pension jedenfalls kündige. Ich will frei und ungehemmt dastehen — die paar hundert Thaler sind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo fast Alles, was der König thut, einem die Brust beklemmt. Gott wird weiter helfen! Ich weiß, was ich meinem treuen, guten Weibe schuldig bin, und werde danach handeln. Im schlimmsten Falle bin ich noch immer so viel vom Kaufmann, um einer Commisstelle von 5—600 Thl. sicher zu sein, die mich wenigstens augenblicklich vor pekuniärem Derangement schützt. Es wird eine harte Nuß sein, diese interimistische Rückkehr zu einer verlassenen, meinem innersten Wesen fremden und nicht zusagenden Fahne — ich brauch' ihr ja aber nur einen Theil meiner Zeit, nicht mein Herz und mein Denken, zu widmen, und bin eben, trotz anderweitiger Gebundenheit, frei unter ihr — freier als jetzt, in dieser verfluchtesten aller Amphibienstellungen, in die ein armer Teufel je hineinpatschen konnte. Es steht fest: ich schlag' dem Faß den Boden ein! Meine Frau ist mit allem einverstanden — denn sie hat allerdings auch eine Stimme, wie das, glaub' ich, in jeder glücklichen, nicht nur auf Liebe, sondern auch auf Achtung basirten Ehe der Fall ist. Sie ist überhaupt ein treffliches Weib, von klarstem Verstande und reinstem und regstem Rechtsgefühl. Dies letztere ist es eben auch, was sie die jetzigen Zustände und meine specielle Lage so durchaus richtig auffassen und beurtheilen läßt. Der liebe Gott segne und behüte sie mir! So lange ich sie habe und an ihr halte, weiß ich, daß es mir nicht schlecht gehen kann. Die Vorsehung wird meine Wege ebnen, und wenn es auch nur ihretwillen wäre. Was liegt am Ende an mir?

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 26. Febr. 1844.

Wegen Eures Almanachs hab' ich an den Gespensteräugigen geschrieben. Ich bin fortwährend productiv, doch ist's eben alles nichts für die Berliner Presse. Wegen dreier Gedichte, die mir um Neujahr der Cölner Censor strich, hab' ich heute Bescheid vom Ober-Censur-Gericht erhalten, leider zu $^2/_3$ ungünstig lautend. Eine wahre Schmach! Mich wurmt solches Zertreten

des Gedankens mehr, als es Dich zu wurmen scheint. Ich begreife Dein „Gern entsagt er jenen Liedern“ auf Seite 49 der Zeitstimmen wahrhaftig nicht. Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innersten meiner Ueberzeugung, aus den reinsten Tiefen meines Herzens hervorgequollen ist, dem entsag' ich nicht, und sollt' ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken lassen. Schmerzlich genug, daß man sich in solcher Weise flüchten muß! Aber die Schuld ist nicht auf unsrer Seite!!

Gott mit Dir, Emanuel! Das versteht sich von selbst, daß wir uns lieb behalten, auch wenn wir im Gewirr des Kampfes plötzlich Mann gegen Mann stehen sollten. Blankes, reines Schwert, das ist die Hauptsache, mag es dann hüben oder drüben leuchten!

* * *

Freiligraths Briefe vom 1. und 3. Januar zeigen uns, wie der Dichter von der Censur gequält ward. Alsbald darauf versuchte er in der Kölnischen Zeitung sein wundervolles Gedicht „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“ zu veröffentlichen; aber auch dieses Gedicht schlüpfte nur mit Verlust zweier Zeilen durch die enge Gnadenpforte. Dr. Alexander Kapp, gleich seinem Bruder Ernst ein alter Bekannter des Dichters, wünschte das Gedicht auf dem Osterschlußakt des Soester Gymnasiums vortragen zu lassen und bat daher um Mitteilung der fehlenden beiden Zeilen. Darauf erhielt er vom Dichter folgenden Brief:

St. Goar, 3. März 44.

Ich antworte Ihnen umgehend, um Ihnen zu zeigen, eine wie große Freude Sie mir mit Ihren gütigen Zeilen von vorgestern gemacht haben. Die Theilnahme, welche Ihnen dieselbe eingegeben hat, beglückt mich wahrhaft, und ich drücke Ihnen warm und herzlich die Hand dafür. Hier die beiden unterdrückten Verse der zweiten Strophe meines Gedichtes:

Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt.

Das ist allerdings so unschuldig und so faktisch, daß der Vortrag auf dem Aktus Ihnen trotz des in letzter Instanz zu Berlin bestätigten Censurstriches unmöglich Ungelegenheit machen kann. Also von Herzen Glück zu!

Beiliegend auch, da ich vor Postabgang keine Zeit mehr zum Abschreiben habe, die beiden anderen Censurstücke in originali. Sie werden sich wundern, daß das eine Gedicht noch obendrein eine Übersetzung ist.

Was erlebt man nicht heutzutage! Seit ich das Glück hatte, Sie vorigen Herbst so unerwartet auf dem Dämpfer wiederzusehen (ich gedenke noch oft mit Freude jener Begegnung), bin ich durch Studium, Nachdenken und täglich vor unserer Nase sich ereignende Fakten noch ein gut Stück weiter links

gedrängt worden, und wenn mein Glaubensbekenntniß auch nicht dasjenige Herweghs ist, noch jemals ganz es werden wird (ich verhalte mich ungefähr zu ihm wie die Gironde zum Berg), so hoffe ich nichts desto weniger recht bald (im Laufe des Sommers, denke ich) der Welt darzuthun, daß man aus warmem vollem Herzen ein Freund der Freiheit und des Fortschrittes sein kann, ohne geradezu alles gut zu heißen, womit unsere jüngsten Ultras der guten Sache mehr geschadet als genützt haben. Ich werde nämlich unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß" eine Reihe kürzlich entstandener Zeitgedichte drucken lassen, ohne freilich im gegenwärtigen Augenblicke schon zu wissen, wo in deutschen Bundesstaaten ich das Büchlein — es ist unter zwanzig Bogen — nur durch die Censur bringen will. Im schlimmsten Falle wende ich mich damit nach England oder Holland. Schmerzlich genug, daß ein Vaterlandsfreund zu solchen Umgehungen der heimischen Presse gezwungen seine Zuflucht nehmen muß. Herr Gott, wenn die Herren endlich nur einsehen wollten, daß ohne freie Presse kein Heil für uns kommen kann! Das Ober-Censurgericht ist wie alle halben Maßregeln ungenügend und eine Lächerlichkeit! — Darf ich Ihnen hier ein paar Verse abschreiben, die ich ohnlängst gegen die Censur machte? Sie sind an diesem Orte natürlich bloß für Sie, werden aber später in meinen Zeitgedichten auch eine Stelle finden.

Wann?

Die Zeitung schreibt von braven Henkern
u. s. w.

Aber ich ermüde Ihre Geduld und will Ihnen darum für heute Lebewohl sagen.

* * *

An Lorenz Diefenbach.

St. Goar, 10. März 44.

Du bist gut und nachsichtig — ich drücke Dir dankbar die Hand!

Wie es kam, daß ich Dich gegen mein Versprechen im Januar nicht besuchte, weißt Du! Die ersten Tage meines Frankfurter Aufenthalts verstrichen unbenutzt, weil man mir die Mainpassage zwischen Hanau und Steinheim, wegen des endlosen Treibeises und in Ermangelung sicherer, zweckmäßiger Nachen, nicht nur als beschwerlich, sondern selbst als gefährlich schilderte. Nachher kam dann die fatale Grippe, die mich Hals über Kopf nach Hause zu eilen zwang.

Ich kann Dir nun nicht sagen, wie leid es mir thut, daß wir uns so durch pure Ungunst des Zufalls nicht gesehen und gesprochen haben.

Zuerst und vor Allem sind wir um's Wiedersehen an sich gekommen — sodann auch um die gesprächsweise Mittheilung und Anordnung des Materials zu Deinem Aufsatze, die ich immer und unter allen Umständen der langweiligen schriftlichen vorziehe.

Die letztere soll Dir inzwischen umgehend auf's Prompteste werden (quand même!); — wenn es Dir nämlich Dein gegebenes Versprechen nicht gestattet, mir die nachstehende Bitte freundlich zu gewähren.

Diese besteht nun aber in nichts Geringerem, als daß es Dir gefallen möge, den Artikel über mich erst in 3—4 Monaten zu schreiben, und L. statt seiner vorläufig mit einer der andern von Dir übernommenen Biographien zu befriedigen. Der Grund zu einem so seltsamen Gesuch ist nun — ich vertraue Dir's sub rosa rosissima und unter Abnahme Deines Ehrenworts, nichts von der Sache verlauten lassen zu wollen, an — einfach der Umstand, daß ich in ganz Kurzem ein Bändchen Zeitgedichte hinausschleudern werde, dessen Erscheinen nicht ohne namhafte, auf meinen Lebensgang jedenfalls tief und entscheidend nachwirkende Folgen bleiben wird. Ich kann hier nur andeuten, daß ich mich selbst auf eine Sommer-Excursion nach Ostende vorbereite, und meiner Ueberzeugung gern jedes Opfer bringe. Con sordini ist meine Sache nicht — das Wort, das mir ein Gott auf die Zunge legt, kann ich nicht zurückhalten, vollends dann nicht, wenn ich irgendwie ein Gutes damit stiften zu können glaube.

Also: ich bin eben jetzt in einem Abschluß begriffen, ich gebäre einen neuen Kerl aus dem alten heraus — eine innerlich und äußerlich durchaus neue Periode guckt mir in's Fenster.

Und bis sie mir im Haus (oder im Zelt) drinnen ist, hätte ich gern, daß Du Deine Arbeit über mich noch verschöbest. Warum? brauch' ich nicht zu erörtern. Jetzt ist Alles noch halb, unfertig, eckig — in zwei Monaten, vor der Hand wenigstens, wird es ganz rund, vollendet sich darstellen. Es ist dann ein Abschluß da, ein Ruhepunkt, eine Periode. Drum: wenn Du kannst, so erfülle mir und Dir zu lieb (denn auch dem Biographen muß ein solcher Ruhepunkt willkommen sein, wenn der Gegenstand seiner Darstellung ein noch lebender, wechselnder, werdender ist) — ja mir und Dir zu Lieb erfülle meine Bitte!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 14. März 1844.

Was meine Zeitgedichte betrifft, so will ich Ihnen mittheilen, daß das Manuscript des Büchleins zu Ostern nach Stuttgart wandern wird (das

und Einschlagendes alles im Vertrauen!); der Baron hat sich auf eine vorläufige Anfrage bereit erklärt, den Verlag zu übernehmen, nur fragt sich allerdings, ob er nicht bei eigener Ansicht der Gedichte vor einigem sehr Starken zurückschrecken wird. Item, was die Censur dazu sagen wird, der das Büchlein (welches nur gegen 10—12 Bogen enthalten wird) versuchsweise und confidentiell im Manuscript vorgelegt werden soll. Ich bin gespannt auf den Erfolg, und muß, wenn Cotta und Censur ein Veto aussprechen, allerdings andere Wege einschlagen. Im allerschlimmsten Fall hab' ich Verbindungen in England und Holland (denn Schweiz und Elsaß mag ich nicht), und werde also wohl nicht den Schmerz erleben müssen, das Zeug ungedruckt im Pult zu behalten.

Mit dem Grimm-Gedicht bin ich denn Gottlob auch vor einiger Zeit glücklich niedergekommen, und hab' es gestern an Eduard den Patrioten geschickt. Schreiben Sie mir offen Ihre Meinung darüber. Aendern kann und mag ich nichts. Sollten Sie Rücksichten nehmen müssen, so würde ich dieselben natürlich ehren, und nur bitten, mir das Manuscript zurückzuschicken.

Wissen Sie, daß Geibel mit Schücking einen neuen deutschen Musenalmanach (Berliner Verlag und nur Notabilitäten drin) probiren will? — Ich werde ihnen wohl Nichts geben können, weil mein politisches Bändchen alles verschluckt, und weil ich ohnehin Nichts habe, was zahm genug für sie wäre.

* * *

Im Frühling 1844 begab sich Freiligrath mit der Gattin nach Asmannshausen, um dort in tiefster Zurückgezogenheit, ungestört durch den vorüberrauschenden Schwarm der Reisenden, sein Glaubensbekenntnis druckfertig zu machen. Niemand wußte des Dichters Aufenthalt als Maria Melos und Freund Heuberger, und diese bewahrten das Geheimnis treulich. Hier schrieb er im Mai 1844 das kecke Schlußgedicht. Während dann im tiefsten Geheimnis die Pressen an der Fertigstellung des Glaubensbekenntnisses arbeiteten, verweilte der Dichter mit seiner Gattin elf Sommerwochen zu Kronthal am Taunus. Nicht zum Zeitvertreib, sondern Freiligrath brauchte die Wasserkur nach allen Regeln. Ein vernachlässigtes rheumatisches Leiden quälte ihn schon seit Jahren, und da es anfing sich auf die Brust zu werfen, so war es hohe Zeit, geeignete Mittel dagegen zu ergreifen. Durch tägliches Vollbad und die Nachkur in Ostende wurde der Feind aber auch vollständig aus dem Felde geschlagen und hat sich nie wieder gezeigt.

Der kühle nasse Sommer jenes Jahres gestattete nur selten Ausflüge. Doch fehlte es nicht ganz an Unterhaltung, und die Gegend mit ihren sanften Taunushügeln, mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und den herrlichen Kastanienwäldern hatte große Reize. Hoffmann v. Fallersleben verweilte gleichzeitig

als Badegast in dem nahe gelegenen Soden und besuchte Freiligrath fast täglich, wobei er nie verfehlte, ein Sträußchen Feldblumen mitzubringen, welches er mit ganz besonderem Geschmack zu ordnen verstand. Überhaupt zeigte er sich bei näherer Bekanntschaft so liebenswerth und gemüthlich, daß ihn Freiligrath sehr in's Herz schloß; er strich im Glaubensbekenntnis die scharfen Stellen, welche Hoffmanns Neigung zu kleinlicher Krittelei rügten, und ließ nur die leise Mahnung stehen: „Mit Kanonen auf den Plan, nicht mit Schlüsselbüchsen!"

In Soden traf Ferd. Freiligrath auch mit Gutzkow zusammen, mit dem Komponisten Ferdinand Hiller und dessen Gemahlin, sowie flüchtig mit Mendelssohn-Bartholdy. Auch nach Homburg wurden wegen Varnhagens von Ense mehrere Ausflüge unternommen. Derselbe thut im zweiten Bande seiner Tagebücher wiederholt Freiligraths und seiner Gattin Erwähnung; es mögen daher diese Worte hier eine Stelle finden; sie zeigen, wie der feine Menschenkenner alsbald den Dichter und seine Gattin in unübertrefflicher Weise nach ihrer Eigenart zu erkennen und zu charakterisieren wußte. Er schreibt:

„Homburg, Dienstag, den 23. Juli 1844. Ein andres Zwischenspiel machten drei Ankömmlinge aus Kronthal, Fräulein von S. brachte den Dichter Freiligrath und seine Frau mit. Freiligrath gefällt mir, ein ehrlicher, wackrer Mann voll gesunder Kraft und geistiger Erregbarkeit, bei etwas knorrigem westphälischen Aussehen; die Frau ist voll Verstand und Lieblichkeit, eine geborne Melos, aus dem Weimarischen, von Goethe'n oft freundlich angeblickt. Mit Freiligrath hatte ich Unendliches zu verhandeln, er war nie in Berlin, hat seinen Freund Chamisso nie gesehen, und alles von dorther ist ihm wichtig! Rückert, Geibel, Bettina, Humboldt, Herwegh, Schelling waren fruchtbare Themata, wir sprachen auch von Carriere und Rosenkranz, von Eichhorn das Nöthige. Die Frau sprach über Weimar und dortige Verhältnisse treffend und fein, und benahm sich überhaupt mit anmuthiger Natürlichkeit; dem Mann ist in ihr ein wahrer Schatz geworden.

Homburg, Donnerstag, den 1. August 1844. — Ich hatte mich angezogen, um auf die Terrasse zum Kaffee zu gehen, da kam Freiligrath zu Fuß von Kronthal, brachte mir seine Handschrift, zugleich sein Album, die meinige aufzunehmen. Wir sprachen viel. — Freiligrath gefällt mir mehr und mehr; er ist tüchtig, klug und gutmüthig; seine Frau ist auch sehr angenehm, scharf und bestimmt, doch alles in Anmuth."

Wie zurückgezogen Freiligrath in jenem Frühling und Sommer lebte, geht daraus hervor, daß aus dieser Zeit nur einige wenige Briefe an Karl Heuberger und Karl Buchner vorliegen.

An Karl Heuberger.

Kronthal, 11. Juni 44.

Herzlieber Freund!

In den acht Tagen, die seit unsrer Abreise von St. Goar verflossen sind, hat sich Manches ereignet, Manches aber auch nicht. Zu den Ereignissen zähle ich u. A. unsern Einzug in Kronthal pr. Eselsfuhre; den Brand des Rhein. Hofes in Mainz, der mich und meine Frau noch vor wenigen Tagen beherbergte; meine Schwitz- und Sitzbäder u. s. w. u. s. w. — zu den Nichtereignissen aber hauptsächlich mein Nichtschreiben an Sie.

Heute endlich schlage ich dem Fasse meiner Faulheit den Boden ein. Es ist 11 Uhr Morgens, ich habe geschwitzt und vollgebadet, bin nach dem Frühstück dritthalb Stunden spazieren gewesen, und habe mich soeben durch eine kräftige Schädeldouche zu einer Unterhaltung mit Ihnen gestärkt. Während ich mich derselben hingebe, sitzt Ida mit nassen (n. b. ufgelösten) Haaren im Garten, um ihr zweites Regenbad in stiller Betrachtsamkeit nachwirken zu lassen. Es geht eben auch hier zu wie in Marienberg; nur, was die Zahl der Kurgäste angeht, in weit kleinerem Maßstabe. Auch wird statt des Schmitzischen Süßwassers zu allen Kronthaler Bädern kaltes Mineralwasser angewandt, was, wie Dr. K. versichert, energischer wirkt als jenes, selbst bei höherer Temperatur. Zwölfgrädiges Salzwasser, wie wir es hier in den Vollbädern haben, soll eine kräftigere Wirkung äußern als 8—9grädiges süßes.

Ich weiß nicht, was daran ist, und kann Ihnen nur soviel mit Bestimmtheit sagen, daß wir uns ganz vortrefflich hier gefallen. Kronthals Lage, am Fuße des gewaltigen Altkönigs, hart unter dem es malerisch überragenden Städtchen Kronberg, ist wahrhaft reizend und gehört zu dem Schönsten, was ich in der Art kenne. Die ganze Gegend ist wie ein Garten, wie eine einzige große Anlage, und das Klima fast italienisch. Rundum sind Wälder von zahmen Kastanien (nicht bloß einzelne Bäume), welche die bei Heidelberg wachsenden an Höhe und Breitästigkeit noch übertreffen, und in die Mappe Schlicki pictoris treffliche Baumstudien liefern würden. Außerdem Gärten, Haine, Fruchtfelder — Alles reich und bunt und üppig durcheinander, und von der dunkelbewaldeten Kette des Taunus schirmend umfangen. Auch an Burgen fehlt es nicht. Der Königstein ist eine der imposantesten und malerischsten Ruinen, die ich noch gesehen habe, Eppstein soll ihm Nichts nachgeben, und die Aussicht vom Falkenstein wird als wundervoll gerühmt. Nehmen Sie nun noch zu diesen Reizen der Gegend das idyllisch-patriarchalische Badeleben bei dem trefflichen alten K. und seiner liebenswürdigen Familie, so werden Sie mir zugeben, daß wir

vor der Hand hier gut aufgehoben sind. Auch in ärztlicher Hinsicht hat K. unser volles und ganzes Vertrauen. Wir halten ihn für einen geschickten, gewissenhaften und dabei äußerst humanen Mann, und hoffen, mit seiner Hülfe Kronthal gesund zu verlassen.

Recht oft denken wir an St. Goar, an Sie und Ihre Töchter und Mariechen. Was machen Sie, wie geht es Ihnen, was gibt es Neues? Bitte, bitte, geben Sie uns bald ausführlich Nachricht! Unser Herz hängt an Ihnen Allen, wir hatten uns doch mehr in St. Goar eingelebt, als wir selbst wußten, und es gehört mit zu unserm Glücke, daß wir immer wissen, was Sie treiben! Soll ich Ihnen auch noch einmal für Alles, Alles danken, was Sie mir zu einer Zeit, die mehr in meinem Leben sagen will, als ein bloßes Fortziehen sonst wohl zu sagen hat, so rund und freundschaftlich geboten und gewährt haben? Ich unterlasse es, denn ich denke, Sie kennen mein Herz und verstehen meinen Handdruck! —

Hat Andersen noch nicht geschrieben? Und Geibel? Wenn Jener nach St. Goar kommt, so müssen Sie ihn wirklich mit Ihren Töchtern und Mariechen hierher begleiten. Nicht bloß ein Rendezvous auf dem Niederwald! Es ist zu schön hier — die Tour kann und wird Sie nicht gereuen!

Briefe an mich schlagen Sie (und auch Marusch) gefälligst immer in ein Couvert mit der Adresse des Medicinalraths Dr. Küster zu Kronthal bei Frankfurt. Es ist das am sichersten und unverfänglichsten. Und frankiren Sie eben so wenig wie ich. Es hängt hier ein Briefkasten aus, der täglich vom Königsteiner Boten ausgenommen wird, aber nur unfrankirte Briefe aufnimmt. Dieß der Grund meines Nichtfreimachens.

Und nun Adieu! Sie wissen nun vorläufig, wo Sie uns finden können, und was wir machen. Lassen Sie doch ja bald von sich hören, wir bitten herzlich darum! Meine Frau grüßt Sie recht, recht freundlich! Legen Sie mich Ihren mockeligen Sprößlingen aufs Allermockeligste zu Füßen Auch Ihrem verehrten Urgroßvater alles Liebe und Freundliche! Könnten Sie mir nicht ein allereinzigstes Exemplärchen von „Huhn und Nachtigall" schicken? Man ist hier neugierig auf das Opusculum, und ich habe versprochen, Ihr gutes Herz auf die Probe zu stellen. —

* * *

An Karl Heuberger.

1. Juli 1844.

Lieb- und Allerwerthester
(natürlich: Freund und Landmann!)
Ein gestern Abend eingelaufenes Sendschreiben von fleur de Marusch

setzt uns von Ihrer glücklichen Heimkehr in Kenntniß. Nochmals den herzlichsten Dank für die schöne Ueberraschung, die Sie uns so unerwartet bereiteten! Wir denken noch oft an die frohen Stunden, die wir in Ihrer Gesellschaft zubrachten, und hoffen auf eine baldige Wiederholung!

Neues hat sich seit Ihrer Abreise hier nicht zugetragen. Unser Badeleben geht in der stillen, gemüthlichen Weise, die Sie kennen gelernt haben, seinen Gang fort, und nur dann und wann die Ankunft eines neuen Gastes, oder ein ganz besonderes Ereigniß, wie z. B. gestern die Kronberger Kirchweih, bringt einen vorübergehenden Wechsel in das monotone Bienengesurr unseres lieblichen Thals.

Ad vocem: Wechsel! Können Sie sich denken, daß der oft besprochene aus Augsburg (gegen Lacrymae und Montefiascone valedirend) mich endlich doch ereilt, mich sogar in der keuschen Zurückgezogenheit eines Sitzbades ausfindig gemacht hat? Wo sind nun unsere schönen Träume von Umsonstgesoffen haben? Er, den wir für verirrt, verloren — ja zuletzt selbst für nicht existirend, für ein Non Ens, hielten, rückt uns nun doch in schrecklicher Wirklichkeit auf die Haut, rufend: „sum, sum, sum! ich muß bezahlt werden!" Ein schreckliches Gesumme! Aber was ist dagegen anzufangen? Denn es ist wahr: er ist! Est, est, est! — Da kann man auch wohl sagen: zwischen Est, est, est und Est, est, est ist ein Unterschied! Grade wie zwischen Eppelwein und Eppelwein!

Ich schaffe den Mahner nun einstweilen aus der Welt, und behalte mir vor, später bei Ihnen und v. Vitzthum als sein summender Stellvertreter anzuklopfen. — Dabei fällt mir ein, daß ich bei unserm Badehäuschen auch noch eine halbe Aktie besitze. Wahren Sie gef. die Rechte derselben, bis sich ein Liebhaber findet.

Alles Schöne zu Ihrer Eifelfahrt! Dieses Blatt soll kein Brief sein, sondern nur ein Handdruck!

* * *

An Karl Heuberger.

26. 7. 44.

Herzlieber Freund!

Ich bin eigentlich recht beschämt, daß ich Ihnen auf Ihre lustigen Briefe erst so spät antworte, und noch dazu mit Nichts, als mit diesem kurzen trocknen Zettel. Aber so geht's, wenn man den ganzen Tag im Wasser liegt. Die süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Faullenzens plätschert sich Einem so unvermerkt in Leib und Seele hinein, daß man schier einen Centner zu heben glaubt, wenn man den zugestaubten Federkiel vom Tische

nimmt, um ihn endlich wieder einmal der Wohlthat eines Dinten-Vollbads theilhaftig werden zu lassen. Sie kennen das aus Erfahrung, und werden dem Freunde drum verzeihen, was unter andern Umständen allerdings unverantwortlich wäre.

Ihre lieben Zuschriften haben mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sobald ich selbst wieder trocken geworden bin, sollen meine Antworten auch an Trockenheit verlieren. Verlassen Sie sich drauf!

Was soll ich Ihnen denn nur eigentlich von uns und von Kronthal erzählen? Unsre Kur nimmt einen erwünschten Fortgang, und scheint seit einer Woche ungefähr auch namentlich meiner Frau vortrefflich bekommen zu wollen. Quod Deus bene vertat! —

Andersen war noch nicht hier, und scheint nun überhaupt ausbleiben zu wollen. Dagegen ist Hoffmann v. Fallersleben seit 14 Tagen in Soden, und speist einen um den andern Tag zu Mittag hier. Auch Mendelssohn-Bartholdy hält sich zu Soden auf — eine so liebenswürdige und angenehme Persönlichkeit, daß es mir ordentlich leid thut, ihn im „Auch ein Walpurgisnachtstraum" mit haben figuriren zu lassen. Eine bedeutende und freundliche Bekanntschaft haben wir auch an Varnhagen von Ense gemacht, der in Homburg badet und allerlei Interessantes über Berlin und Berliner Zustände in geistreicher Weise auszukramen versteht.

Ach, verehrter Freund und Landmann, welch eine entsetzliche Hitze ist das heute! Und ich war in ihr schon nach Soden, um den amerikanischen Musikstudenten W. bei Mendelssohn einzuführen! Nun sitz' ich im verhangenen Stübchen, und schwitze Schweiß und Trübsal, während draußen im Schatten der Kastanien Frau von E. mit meiner Frau lustwandeln geht. Ich muß nur machen, daß ich hinkomme! Uh! —

Empfehlen Sie mich dem wirkl. Geh. Obergroßvater auf's Angelegentlichste, wie auch seinen liebenswürdigen Enkelinnen, die mich bei diesen hitzigen Zeitläuften in ihr Nachtgebet einschließen mögen.

Der ich bin und bleibe

allemal der Ihrigste

Mockel.

* * *

Im Mai 1844 entstand Freiligraths Gedicht „Das Fensterkreuz". Eine Abschrift desselben wanderte alsbald nach Darmstadt; sie liegt mir vor. Die beiden letzten Zeilen in derselben lauten:

Abprallend fuhr er jach zurück; heimrollt' er hüpfend durch den Saal: —
Ein Jahr, und Georg Wilhelm starb! — Erlaßt mir, Freunde, die Moral!

Karl Buchner erhob Bedenken gegen diesen Schluß, und der Dichter erkannte dieselben als berechtigt an. Er schreibt:

[Undatirt. Poststempel Königstein 29. Juli.]

Herzlieber Freund!

Für heute nur wenige Worte, da wir ja bald selbst kommen!

Mit Ihren Ausstellungen an der Schlußstrophe des Eppel-Gedichts erkläre ich mich einverstanden. Man sagt zwar am Niederrhein allgemein Géorg, auch meine ich nicht, daß der willkürlich angenommene Tod irgendwie als Strafe gedeutet werden könne (die Moral sollte bloß sein: ein Gewalthaber mag sich stellen wie er will, so setzt er doch nicht Alles durch) — aber Sie haben nichtsdestoweniger Recht, daß es mit dem Schlusse, wie er erst war, auf irgend eine Weise haperte. Ich hatte das gleich selbst gefühlt, wußte aber nicht recht, wo der Fehler steckte. Die von Ihnen vorgeschlagene Aenderung will mir aber auch nicht genügen. Ich habe drum mit Ihrer Erlaubniß die letzte Strophe folgendermaßen umgeschrieben:

Der Apfel flog — fort in den Wald? Nicht doch, fehl warf die hohe Kur!
Hinflog er sausend durchs Gemach, und traf das Kreuz des Fensters nur!
Traf's, prallte machtlos dann zurück! — So recht, nur festen Widerstand!
Laß' Dir dies Kreuz ein Vorbild sein, und einen Trost, mein Vaterland!

So, denke ich, wird's gehen.

Hoffmann ist noch in Soden. Auch Mendelssohn-Bartholdy hab' ich dort kennen gelernt, wie Varnhagen von Ense in Homburg. Lenau ist heut vor acht Tagen auf wenige Stunden bei Mendelssohn in Soden gewesen, ganz incognito, ohne selbst Hoffmann aufzusuchen, der nur wenige Häuser von ihm war. Hauptziel seiner Reise soll Frankfurt gewesen sein, wo ihn, sagt man, ein paar schöne Augen fesseln.

Also — bis zum Wiedersehen in kurzer Frist, Anfangs August, alles Gute und Herzliche Ihnen und den Ihrigen!

* * *

In die nächsten Wochen fiel noch ein Besuch in Darmstadt; der Abschied ward den beiden Freundespaaren unendlich schwer, als ob sie ahnten, daß sie sich nie mehr in gleicher Weise wiedersehen würden. Unmittelbar vor dem Scheiden vom Rheinland und aus Deutschland schreibt F. Freiligrath an Karl Buchner, auf der Schlußseite eines Briefes von Ida Freiligrath an Frau Buchner:

Kronthal, den 13. August 1844.

Lassen Sie mich, herzlieber Freund und verehrte Frau Buchner, noch dies nämliche Blatt benutzen, um Ihnen — fürs Erste, aber will's Gott

nicht für immer und nicht einmal für lange! — das wärmste und herzlichste Lebewohl zu sagen! Bleiben Sie uns so zugethan wie bisher, und wie wir es Ihnen für's Leben sind! Die Erinnerung an Sie und an Ihre glückliche stille Häuslichkeit wird uns begleiten, wo wir auch sind und was auch aus uns wird! Wir werden Ihnen bald Nachricht geben! Sobald wir in Ostende zu einiger Ruhe gekommen sind, laß' ich eine Brieftaube nach Darmstadt fliegen.

Grüßen und küssen Sie Ihre Kinder von mir! Gott sei mit Ihnen allen! Auf Wiedersehen! Ohne Wandel immer Ihr

F. Freiligrath.

* * *

Das Glaubensbekenntnis war vollendet und bereit zum Ausfliegen; auch der Dichter machte sich reisefertig, Deutschland zu verlassen, um dem drohenden Sturme zu entgehen. In Mainz verweilte er noch ein paar Tage, den Freunden sein Buch zu senden und es mit kurzen Abschiedsworten zu begleiten; von zahlreichen Briefen derart, welche vorliegen, seien hier nur diejenigen an Lorenz Diefenbach, Eckermann und Gottfried Kinkel mitgeteilt.

Mainz, 18. Aug. 44.

Lieber, theurer Diefenbach!

Ein eigener Unstern hat über uns gewaltet, daß ich Deutschland verlasse, ohne Dir noch einmal die Hand zum Abschiede gereicht zu haben. Als ich vor Wochen nach Kronthal kam und mich bei Frankfurter Freunden nach Dir erkundigte, hieß es, Du seiest nach Bonn — nicht gereist, sondern gezogen. Ich schrieb also nicht nach Steinheim, sondern dachte Dich später auf meiner Rheinabfahrt in Bonn zu besuchen. Nun sagt mir am Vorabend meiner Abreise von Kronthal Braunfels, daß Du noch fest in Steinheim sitzest, und daß jenes Verziehen doch nur eine Reise gewesen ist. Das ist Pech, und ich kann Dir nicht genug meinen Schmerz und mein Bedauern darüber an den Tag legen. Also einen warmen, herzigen Handdruck zum Abschiede! Auf Wiedersehen, so Gott will! Behalt' mich lieb, und laß von Dir hören! Wir baden für's Erste in Ostende, und Du Mont-Schauberg in Cöln, dem ich behufs der leichteren Correspondenz meine Adresse mittheile, wird Alles, was ihm für mich zukommt, gern besorgen.

Meine „Zeitgedichte", deren letzter Bogen, während ich dies schreibe, durch die Presse geht, sollen diesen Zeilen bei ihrem Weggehen beigelegt werden. Schreib' mir doch Deine Meinung über das Buch, und wenn Du ein öffentlich Wort über dasselbe aussprechen willst, so soll's mich freuen!

Adieu, Adieu! Ich stehe bereits mit Einem Fuß im Dampfschiff. Gott mit Dir! Bleib' mir gut!

* * *

An J. P. Eckermann.

Mainz, 18. August 44.

Lieber, theurer Freund!

Nehmen Sie das beiliegende Buch freundlich von mir! Es wird Ihnen zeigen, daß ich im letzten Jahre eine Entwickelung durchgerungen habe, die Sie vielleicht in diesem Maße nicht für möglich hielten. Gleichviel! Ich stehe, wo ich stehe! Eine Rückkehr ist unmöglich, und ich möchte sie auch nicht, selbst wenn sie gestattet wäre!

Daß sich unter diesen Umständen nicht an eine „Versorgung" in Weimar denken läßt, sehen Sie selbst ein. Ich danke Ihnen aber herzlich und aus voller Seele für Ihren letzten Brief, der mir Ihre Unterhaltung mit dem Erbgroßherzog über mich mittheilte. Wohin mich mein Schicksal auch führen und wie es sich auch gestalten möge — ich werde Ihnen stets mit inniger Liebe, mit warmer Freundschaft zugethan bleiben, und bitte auch für mich zuweilen um eine freundliche Erinnerung.

Gott sei mit Ihnen, lieber guter Eckermann! Beruhigen Sie meine Schwiegermutter, die sich mehr ängstigen und entsetzen wird, als der Mühe werth ist! Ida ist wohl und grüßt Sie auf's Herzlichste. Ebenso Marie. In vier Tagen sind wir in Ostende!

Lassen Sie mich mit zwei Citaten schließen. „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann." Und: „Fliehe die Gunst der Großen! Sie geben dir Wenig und nehmen dir Alles!" Das letzte von Börne!

Adieu! So Gott will, doch auf Wiedersehen!

* * *

An Gottfried Kinkel.

Mainz, 18. Aug. 44.

Theurer Freund!

Beikommend endlich das „Glaubensbekenntniß", das nur durch zufällige Umstände und Hindernisse so lange aufgehalten wurde. Möge es Ihnen auch jetzt noch Freude machen, zu spät kommt dergleichen nie.

Ich stehe schon mit Einem Fuß im Dampfschiff. Morgen geht's rheinab bis Cöln, und dann weiter nach Ostende. Ob ich Sie, Simrock und andere Bonner Freunde noch werde sehen können, steht dahin. Geschieht es nicht, so müssen Sie mir nicht böse darum sein. Wir reisen mit viel Gepäck, und überdies ist das Wetter zweifelhaft. Alles Ursachen, um unsre Reise nach

Kräften zu beschleunigen. Also eventualiter: das allerherzlichste Lebewohl Ihnen und Ihrer vortrefflichen Frau, von mir und Ida! Bleiben Sie uns gut, und lassen Sie uns ein frohes, glückliches Wiedersehen hoffen! Man fällt doch nicht aus der Welt!

Wollen Sie über mein Buch öffentlich ein Wort sprechen (etwa in der Allgemeinen), so wird es mich freuen, und ich werde Ihnen dankbar dafür sein.

Nun, Gott sei mit Ihnen! Der Himmel weiß, wann ich wieder einmal den Rhein hinauffahre. Aber ich weiß, was ich thue, und — „sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!" Nochmals Adieu, Adieu! Wenn mir in dem Streite, den ich vor mir sehe, Mitkämpfer Noth thun, so weiß ich, daß auch Sie für mich eintreten werden.

Jetzt und immer mit Herz und Hand
der Ihre

F. Freiligrath.

* * *

So ging denn Ende August Freiligraths Glaubensbekenntnis hinaus an die Freunde und in die Welt; der Dichter selbst fuhr an einem regnerischen Augusttage des Jahres 1844 den vielgeliebten Strom, den er vier Jahre lang nicht wiedersehen sollte, hinab in die freiwillig gewählte Verbannung.

Achter Abschnitt.

Ostende und Brüssel August 1844. Meyenberg und Zürich März 1845. London Juli 1846 bis Mai 1848.

Während Freiligrath den Rhein hinabschwimmt und stille Herbstwochen am Meeresstrand von Ostende verbringt, betrachten wir das Buch, welches unterdes in vielen Tausenden von Abzügen hinaus ging, um alsbald verboten, von der Polizei aufgespürt, dafür aber um so eifriger gekauft und gelesen zu werden; das Buch, mit welchem Freiligrath den Phrasenhelden Herwegh mit einem Streiche und für immer vom Stuhle der Ehren hinabwarf und sich selbst als geharnischten Bannerträger des freisinnigen Gedankens vor allem Volke darstellte; das Buch, mit welchem derselbe Dichter, der vormals jede Parteipoesie verworfen und Herwegh einen so unsanften Brief geschrieben, mit aller Entschiedenheit als Parteimann auftrat, um dessentwillen er aber auch bei allen Königischen, bei allen Ängstern und Drückern in Acht und Aberacht gethan ward.

Dichter geben wohl einem neuen Werke ein paar Strophen der Einführung mit; Freiligrath wählt für das Vorwort des Glaubensbekenntnisses die Prosa, und mit Recht, denn was er hier zu sagen hatte, war bitterer Mannesernst, und der „duldet nicht der Leier Klang." Dieses, von Asmannshausen Mai 1844 datierte Vorwort ist eine wichtige Urkunde für Freiligraths Lebensgeschichte; sie darf hier nicht fehlen.

„Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornehmlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieses Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist gemacht; jedes ist durch die Ereignisse geworden, ein ebenso nothwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Ueberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die

Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht; seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben."

„Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich gerade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit auf's Entschiedenste in Abrede. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Uebergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und Andere zum Abschluß zu bringen."

„Und so leg' ich denn diese Sammlung, Aelteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der ersten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich soeben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Aergste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken, daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer

Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!"

Wir sind mittlerweile um 36 Jahre älter geworden und können Freiligraths Glaubensbekenntnis ohne Hast und Vorliebe prüfen. Der nächste Eindruck ist der der Überraschung, daß eine Sammlung von Gedichten, die uns ihrer allergrößten Zahl nach keineswegs politisch gefährlichen Inhaltes erscheinen, solch ungeheure Wirkung üben konnte. Wir vergessen dabei, daß unsere Haut infolge dreißigjähriger Preßfreiheit eine viel schärfere politische Zugluft vertragen kann; wir vergessen, daß in jenen vormärzlichen Tagen, da jedes Zeitungsblatt, jede kleine Druckschrift von dem Rotstift irgend eines halbgebildeten polizeilichen Censors bedroht war, da man mehr als zwanzig Bogen schreiben mußte, um überhaupt etwas Freisinniges uncensirt sagen zu dürfen und zu können, ein freies Wort wirklich eine befreiende That, eine Herzenserquickung, ein Seelenlabsal für viele Tausende war. Um die verhängnisvolle Zahl von 21 Bogen zu erreichen, war Freiligrath genötigt, eine ganze Reihe von Gedichten einzufügen, die völlig unverfänglicher Art sind oder uns wenigstens so erscheinen; aber was war unverfänglich in einer Zeit, da Gedichte wie „Trotz alledem!" nach Robert Burns, oder „Die Freiheit! das Recht!" gestrichen wurden, und das königliche Ober-Censurgericht auf des Dichters Anrufen diese Streichung bestätigte, weil in diesen Gedichten „den falschen Freiheitsideen, der feindlichen Entgegensetzung der verschiedenen Stände in aufregender Weise das Wort geredet wird?"

Wir dürfen also zunächst ausscheiden eine ganze Reihe von Gedichten, welche schon vorher unbeanstandet veröffentlicht worden waren und eigentlich nur um der Bogenzahl willen hier aufgenommen worden zu sein scheinen; Poesien wie die ganze erste Abteilung, aus der zweiten die beiden vorerwähnten, dann Guten Morgen, Dorfgeschichten, Des Kaisers Segen, Ein Denkmal, das wunderbar schöne Am Baum der Menschheit, Hohes Wasser, Feldmusik, der prachtvoll tiefsinnige Hamlet, Die Flottenträume und so manches andere Gedicht. Hin und wider tritt auch die politische Satire auf in der Gestalt der Anekdote, wie in Prinz Ludwig von Preußen, Das Fensterkreuz, oder auch in dem Walpurgistraum. So ist mehr als die Hälfte der vier und vierzig Gedichte des Glaubensbekenntnisses derart, daß es der fabelhaftesten Zartfühligkeit eines Censors von 1844 bedurfte, um sie anstößig zu finden.

Schärfer weht schon der Wind in denjenigen Gedichten, welche auf einzelne soziale Schäden der Zeit hindeuten; ich denke dabei vornehmlich an die Gedichte „Vom Harze" und „Aus dem schlesischen Gebirge;" in zwei geharnischten Gedichten geißelt Freiligrath die Censur, diesen Mord des ungeborenen Gedankens; das eine derselben eine deutliche Hinweisung auf jenen Hauptdemagogen-

verfolger in Preußen, Tschoppe, welcher im Irrenhause starb. Ein schneidender Grimm oder eine tiefsittliche Entrüstung geht durch die Gedichte, welche sich gegen den patriarchalischen Absolutismus der preußischen Regierung und gegen die brutale Oberherrschaft Rußlands über Deutschland wenden; das sind wahrhafte politische Zorngedichte, und wenn auch die Spitzen bisweilen in den Rosen der Poesie verhüllt sind, so mußten sie doch sehr empfindlich stechen. Sie sind entstanden im Januar und Februar 1844, also sichtbarlich unter dem Eindruck der Erbitterung, daß man ihm zwei ganz allgemein gehaltene Gedichte gestrichen, daß man das „Am Baum der Menschheit" nur verstümmelt zum Druck zugelassen hatte. Da ist zuerst „Im Himmel," ein wahrhaftes Prophetenwort; der alte Fritz, in Gegensatz gestellt zu der schönredenden Schwächlichkeit des Nachfahren, bricht zürnend los:

Herr, dies betrogne deutsche Volk! Und keiner, der es rächt,
Und keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthaltnes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien! —

Ich thät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
„Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!" — Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!

Diesem Gedicht von zündender Beredsamkeit folgt dann das Lied von den acht Rossen, ein Gedicht voll schärfster politischer Ironie mit dem derben Schlusse:

Immer ruhig, immer sachte,
Ihr getreuen, lieben Achte!
Eines glaubt und bleibt dabei,
Steckt der Karr'n einmal im Drecke,
Hui, dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!

Die Gedichte „Die weiße Frau" und „Vom süßen Brei" führen uns jene gespenstische Gestalt vor, welche durch die deutschen Fürstenschlösser todverkündend wandelt und dem Dichter auch aus den finstern Gängen des Detmolder Schlosses in unheimlicher Erinnerung stand. Sie tritt an das Lager des schlafenden Enkels und ruft ihm zu:

Auf, mein Geschlecht! — Hör', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du selbst beschworen!
Durch meiner Särge doppelt Zinn
Fühlt' ich ihn spitz mein Herz durchbohren!
Es ist der Schrei, den um sein Recht
Das Volk erhebt — annoch in Treuen!
Du schläfst sehr fest, o mein Geschlecht,
Zu überhören solch ein Schreien!

Zu ätzendem Gift aber wird Freiligraths Poesie, wenn sie sich gegen Rußland wendet, wie in dem „Kinderlied" von St. Nikolas, einem wahren Meisterwerk politischer Ironie, einem prächtigen Kleinbild jenes allmächtigen Zornes, welchen jeder freisinnige Mann damals gegen Rußland empfand, so daß derselbe sich sogar, heute für die wenigsten mehr erkenntlich, in dem sonst sehr unpolitischen Struwwelpeter ablagerte. Noch kräftiger als in dem spitzigen Nikolasliede wird in „Zwei Flaggen" dieser Zorn gegen den Doppeladler aller Reußen laut,

der zu dieser Frist
Als Büttel haust auf unsern Grenzen;
Der gegendeutsch und undeutsch ist,
Und dem wir dennoch feig scherwenzen;
Der nur aus Schlauheit eng und fest
Den Adlern diesseits sich verbündet,
Und keck in jedem deutschen Nest
Ein Filial des eignen gründet.

Diese Gedichte waren Pfeffer und Salz in Freiligraths Glaubensbekenntnis und wirkten vor allem auf die große Schar der Leser, welche das Buch als politische Kundgebung auffaßten; diese Gedichte allein waren es zugleich, welche dem Verfasser die Grenzen Deutschlands bis auf weiteres verschlossen.

Während die deutsche Presse, je nach der Parteifärbung, dem Dichter, welcher so keck in ernster Zeit sein Glaubensbekenntnis aller Welt vor Augen gelegt, zujauchzte oder ihn aufs schärfste verurteilte, nicht als Dichter, sondern als Parteimann, blieb leider fast unbeachtet der poetische Wert dieser Dichtungen, welcher dieselben zu einer zweiten hochbedeutenden Offenbarung von Freiligraths Genius stempelt; es ist das Verdienst der ausländischen, der englischen und der französischen Presse gewesen, vornehmlich die poetische Bedeutung des Glaubensbekenntnisses zu erkennen, in ihm die Fäden nachzuweisen, welche zurückführen zu jenem Freiligrath, dem Sänger des Löwenrittes und der anderen wunderbaren Gedichte, welche zuerst seinen Namen über diejenigen aller Mitstrebenden hoch emporgehoben hatten. Denn darüber ist jedenfalls kein Zweifel, daß an dichterischer Wärme und Fülle, an dauerndem poetischen Werte Freiligraths Glaubensbekenntnis, wenigstens die bedeutsameren der darin gesammelten Poesien, himmelhoch alles überragt, was sonst in jenen Jahrzehnten in Hinsicht auf Zeitdichtung geleistet ward.

Gegenüber der entweder kleinlich spöttelnden oder großartig backenaufblasenden oder zürnend verzagenden politischen Poesie jener Zeit des Wollens und Nichtkönnens, des Versuchens und Nichtdurchführens erkennen wir bei

Freiligrath dieselbe plastische Greifbarkeit der Darstellung, dieselbe Gedrungenheit und Kraft des Gedankens wie früher, und dazu eine frühlingsfrische Herbe und Entschiedenheit der Gesinnung. Betrachten wir nur die poetisch bedeutsameren Gedichte der zweiten Abteilung, wie köstlich frisch ist das Zopflied auf Prinz Louis Ferdinand! wie unvergleichlich schön und warm ist die Hoffnung auf eine zukünftige Auferstehung des Vaterlandes ausgesprochen in jenem wunderbaren „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte", mit der ergreifenden Strophe:

Der du die Blumen auseinander faltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küß' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Wie markig großartig ist das Bild Friedrichs des Zweiten in „Im Himmel" gezeichnet, und dann wieder wie innig schön das Bild aus des Dichters häuslichem Leben „Feldmusik!" Kann die Trostlosigkeit über die würde- und kraftlose Stellung Deutschlands in Europa geistreicher und herzzereißender ausgedrückt werden als im „Hamlet", die Nachtseiten der damaligen gesellschaftlichen Zustände kraftvoller und poetisch ergreifender als im „Rübezahl" oder in jenem furchtbaren „Vom Harze" in der dramatisch packenden Geschichte des Bauern, welcher den gefräßigen Hirsch auf seinem Acker erlegt und dafür vom Förster erschossen wird? Dann wieder, mit welch freudigem Mut spricht der Dichter in „Hohes Wasser" zu der Gattin:

Wohin? — Noch weiß es Gott allein,
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, sollst es sein:
Auch solche Springfluth hört zum Leben!
Sie jagt es auf, sie frischt es an,
Sie hütet es vor dumpfem Stocken —
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gieb dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer steh' ich dreist,
Und lasse kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht stranden!

Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln!
So lange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Anderer nicht zu gedenken. Noch das Schlußgedicht Mai 1844 trägt den Stempel jenes köstlichen Lebens am Rhein, die Signatur der Unkeler Brausezeit, jenes frühlingsfrische:

Zu Asmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub um's Haus und saft'ge Reiser!
Drum, wollt ihr rechte Täufer sein,
Tauft's: Vierundvierz'ger Asmannshäuser!

Wohl waren es Lieder gegen eine Krone gerichtet, aber es waren zugleich echt poetische Klänge, in denen abwechselnd der Humor und die tiefe sittliche Entrüstung, die Liebe zur Gattin und die Liebe zum Vaterland das Wort führen. Diese poetische Bedeutung des Glaubensbekenntnisses wird uns sofort offenbar, sobald wir dasselbe vergleichen mit den Liedern eines Lebendigen, deren hochbegabter Verfasser doch eigentlich nur ausnahmsweise über die allgemeine Phrase hinauskommt. Und für Freiligrath war es mehr; denn mit dem Buche, das er hinausgehen ließ, verzichtete er auf viel mehr, als er bereits mit der königlichen Pension geopfert, er verzichtete auf sein trauliches Heim, auf seinen vielgeliebten Rhein, auf die Freunde, aufs Vaterland.

Über die Ereignisse während jenes stillen Halbjahres, welches Freiligrath mit der Gattin in Belgien verbrachte, geben uns fast nur die Briefe Kunde. Aus Ostende, wo er vier Wochen lang verweilte, liegt nur ein freundschaftlicher Brief vor, ein Beweis, daß der Dichter den Aufenthalt daselbst völlig dem süßen Nichtsthun am Meeresstrande widmete, den er seit dem Scheiden von Amsterdam nicht wieder gesehen. Für den Winter richteten die beiden sich in Brüssel ein; auch während dieser Zeit entstand nachweisbar nur ein Gedicht, das vortreffliche Lied „Meiner Frau zum Geburtstage, Dezember 1844." So still und zurückgezogen der Dichter auch lebte, so fehlte es doch auch hier nicht an mancherlei gesellschaftlichen Beziehungen. Heinzen und Marx mit ihren Familien brachten den Winter ebenfalls in Brüssel zu; Frau Luise v. Ploennies, von Darmstadt her dem Paare befreundet, kam mit ihrer Tochter und ihrem späteren Schwiegersohn auf der flamändischen Triumphreise auch nach der Hauptstadt; eine Familie Kuffrath aus Köln,

in Brüssel ansässig, gab musikalische Abendunterhaltungen, in welchen sich die gefeiertsten Künstler hören ließen; auch die Familien des Buchhändlers Muquardt und des belgischen Gelehrten und Literarhistorikers A. van Hasselt bildeten einen angenehmen Umgang; mit den politischen Freunden aber ward beim säuerlichen belgischen Bier in der Kneipe zur Faille déchirée mancher vergnügte und belebte Abend verbracht.

Heinrich Bürgers, der bekannte freisinnige Schriftsteller und Volksvertreter, hat im November und Dezember 1876 in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung einen anziehenden Aufsatz veröffentlicht, Erinnerungen an F. Freiligrath überschrieben, und schildert darin, wie er bei verschiedenen Gelegenheiten kürzere oder längere Zeit mit dem Dichter zusammentraf. Zuerst geschah das in jenem Herbst 1839, als Freiligrath, dem Kaufmannsstand entsagend, den Rhein hinaufwanderte nach Unkel und unterwegs in Bonn, von zwei Füchsen aus dem Lippischen Lande eingeführt, einen Kneipabend mit den Hanseaten in ungeheurer Heiterkeit verbrachte, obwohl nur ein sehr bescheidener Teil der Musensöhne eine Ahnung davon hatte, welche Ehre ihrer Kneipe widerfuhr; Bürgers so wenig wie die meisten seiner Freunde kannten damals, anderthalb Jahre nach dem Erscheinen der Gedichte, das neuerschienene Dichtermeteor.

Es war in den ersten Monaten des Jahres 1845. Karl Marx, vorher Redakteur der unterdrückten demokratischen Rheinischen Zeitung zu Köln, hatte in Paris ein neues literarisches Unternehmen begonnen, ward aber auf Andringen der preußischen Diplomatie ausgewiesen, und begab sich nach Brüssel, mit ihm H. Bürgers, welcher sich gleichfalls der journalistischen Laufbahn zugewendet hatte und damals, Marx befreundet, zu Paris verweilte. Zum Verständnis des Nachfolgenden sei noch bemerkt, daß die Rheinische seiner Zeit den Dichter des Briefes an Herwegh in feindseligster Weise angegriffen hatte. Bürgers erzählt nun über den Dichter des Glaubensbekenntnisses, und sein Bericht schildert uns nicht bloß den Brüsseler, sondern den ganzen Freiligrath:

„Als wir in Brüssel eine Nacht verbracht hatten, war ungefähr das Erste, was Marx am Morgen zu mir sagte: „Wir müssen heute zu Freiligrath gehen, er ist hier und ich muß gut machen, was die Rheinische Zeitung, als er noch nicht auf den Zinnen der Partei stand, an ihm verbrochen hat; sein Glaubensbekenntnis hat Alles ausgeglichen.“ Und wir gingen am Abend hin und trafen den jungen Gatten in Gesellschaft seiner Frau und Schwägerin, die zum Besuch aus Weimar da war, und von Karl Heinzen, der sich auch in Brüssel aufhielt; wir wurden bald gute und herzliche Freunde. Diesmal aber kannte ich das Glaubensbekenntniß, und ich freute mich doppelt der

Bekanntschaft des Dichters, des herrlichen Menschen und des Gesinnungsgenossen von der reinsten, begeisterungsvollsten Ueberzeugung! Nicht als ob er diese irgendwie zur Schau getragen hätte, er war im gewöhnlichen Verkehr von einer so anspruchslosen Einfachheit, daß Niemand etwas von dem Feuer ahnte, das ihm Seele und Geist durchglühte und seinem Dichtermunde die flammenden Strophen entströmen ließ. Diese Doppelnatur hat sich niemals bei Freiligrath verleugnet und bezeichnet die Eigenthümlichkeit seiner Individualität. War es die westphälische Art, welche Unscheinbarkeit des äußeren Wesens liebt, war es die Schule der Kaufmannschaft, die ihm frühzeitig Selbstbeherrschung auferlegte, — welche Eindrücke der ersten Erziehung und der späteren Lebensstellung auch mitgewirkt haben mögen, es war vor Allem wie aus harmonischem Gusse der sittlich humane Charakter, der ihn durchdrang, ohne Zwang, ohne reflectirte Sentimentalität, jener Charakter, der von Mensch zu Mensch den keuschen Eindruck einer Manneswürde macht, die sich selbst genug ist, nicht nach dem Beifall der Umgebung geizt und am wenigsten ihren Werth Anderen aufdrängt. Es fehlte dem Dichter gewiß nicht an Selbstgefühl, und er hat demselben, wo es am Orte war, warmen Ausdruck gegeben, aber im Alltagsdasein trat sein Genius nicht hervor, und wenn er einmal sein Heiligthum erschloß, so war es ein hohes Zeichen des Vertrauens für den Freund, bei welchem er zarten und innigen Verständnisses versichert sein durfte. Auch hatte seine äußere Erscheinung nichts von dem, was nach gemeiner Vorstellung den Poeten kennzeichnet. Sie machte unmittelbar den Eindruck einer durchaus bürgerlichen Natur, die im Geschäftsleben ihre Sphäre hat und sich besser auf Tauschwerthe versteht als auf ideale Güter. In den Zügen seines breiten, vollen, fleischigen Gesichts lag nichts Träumerisches, nichts „Genialisches", die Nase war nicht fein geschnitten, der Mund trat zurück hinter den etwas hangenden Unterbacken, das Kinn war zu kurz, um ein richtiges Oval zu bilden, das auch vom Bart nicht ergänzt wurde, dessen undichter Wuchs den Unterkiefer mehr umrahmte als bedeckte. Sein Kopf trug wie seine Gestalt den westphälisch-niederrheinischen Typus: starkknochig, stirnfest und muskelderb. Nur das weite, klare, hellblickende Auge unter den leichtgeschwungenen Brauen und das Spiel der Züge in der Anregung des Gesprächs verriethen die treue Seele, die kein Arg und kein Falsch kannte, das tiefe Gemüth, dem die Menschenliebe das leichteste aller Gebote war, und erst im stärkeren Affekt zuckte und wetterleuchtete der reiche, mit der köstlichen Gabe der Dichtung wuchernde Geist. Im Umgange war Freiligrath vollendeter Gentleman, unbefangen und sicher in seiner schlichten Art, freundlich und entgegenkommend, zartfühlig und taktvoll, aber fest und bestimmt, klar und rund. Er brachte es nicht leicht über sich, eine Bitte abzuschlagen, wenn er sie zu erfüllen im

Stande war, und der Auftrag, den er übernahm, konnte der Ausführung sicher sein. Gewissenhaft gegen sich selbst, war er treu und duldsam gegen Andere; seine Herzensgüte ließ ihn oft mit bewundernswerther Langmuth lästigen Besuch von Leuten aushalten, die irgend ein Anliegen hatten oder den Dichter gern kennen lernen wollten. In späteren Jahren mußte er sich künstlich gegen solche Zudringlichkeit abschließen, der er aus sich nicht widerstand, wie sehr sie auch seinem Wesen fremd und zuwider war. In Gesellschaft ein fröhlicher Geselle, in jungen Jahren ein lustiger Zecher, liebte er muntere Unterhaltung und leichtes Geplauder, war ein Feind von gelehrter Disputation oder zänkischem Disput, wie von ästhetischer Kritik oder geistreicher Splitterrichterei, dagegen ein trefflicher Erzähler voll humoristischer Laune, die den feinen Beobachter von Menschen und Dingen und dabei den milden Beurtheiler von Schwächen und Mängeln erkennen ließ. In ernsten Fragen liebte er es, sich mit sich selber in der Stille in's Klare zu setzen; er hörte aufmerksam dem Meinungsaustausche zu, betheiligte sich aber selten daran. War er im Grundsatz einverstanden, so kümmerte ihn nicht die kritische Formel; seine poetische Natur griff den Kern heraus und gestaltete ihn sich zu einem lebendigen Bilde, das von seinen unmittelbar menschlichen Zügen und Bezügen Licht, Farbe, Charakter und Rahmen empfing. So war er auch Politiker aus lebendigem Mitgefühl, aus pochendem Herzen, mit klarem Kopfe, aber ohne systematische Doctrin, ohne Buchstabengläubigkeit, und so will er als politischer Dichter gefaßt und verstanden sein."

„In Brüssel hatte Freiligrath, da nun Deutschland ihm keine sichere Stätte mehr bot, nur zeitweiligen Aufenthalt genommen, um sich ein anderes Asyl zu suchen. Es gefiel ihm nicht in der wallonisch-flämischen Welt; er hatte nur geringen Verkehr mit einigen Deutschen, welche die letzte Demagogenverfolgung nach Belgien verschlagen hatte, und die dort zu Amt und Würde oder zu bürgerlicher Stellung gelangt waren. Seinen näheren Umgang bildete Karl Heinzen, der aus ähnlichem Grunde, wie der Dichter, die Heimat mied oder meiden zu müssen glaubte. Heinzen war damals enragirter Konstitutioneller; er hatte eine Broschüre für seine Ansicht geschrieben, die er im Auslande drucken ließ, und war überzeugt, daß er deßwegen von dem Kölner Oberprokurator verfolgt werden würde. Ich glaube, daß eine Untersuchung wegen der Schrift niemals gegen ihn eingeleitet worden ist. Heinzen behandelte aber die Sache mit der höchsten Wichtigkeit und wußte regelmäßig in Gesellschaft das Gespräch darauf zu lenken. Marx war nicht gutmüthig genug, den konstitutionellen Biedermann ernsthaft zu nehmen, und brachte ihn durch seine kaustische Kritik des Konstitutionalismus jedesmal in Verzweiflung, hier und da zu heftigen Ausbrüchen jener naturwüchsigen Grobheit, die er

später als republikanischer „Pionier" so kunstgerecht kultivirt hat. Er war aber eine durch und durch ehrliche Natur, und sein derbes Wesen machte keineswegs den Eindruck der Ungeschlachtheit. Die drei Kinder der Zeit, er, Freiligrath und Marx, von so verschiedenen Ausgangspunkten, so verschiedenartigem Bildungsgange, so abweichendem Temperament, Geist und Charakter, bildeten gegen einander einen seltsamen Kontrast, und doch band sie die Gemeinsamkeit des Strebens, der Kampf für die politische Freiheit, wie sie damals von dem bürgerlichen Verstande, dem poetischen Gefühl und der philosophischen Dialektik erfaßt wurde. Heinzen hatte im holländischen Dienste auf Java die tropische Welt kennen lernen, die Freiligrath nur im Gedichte sah und die Marx unter dem Gesichtspunkte des Weltmarktes begriff. Heinzen bekämpfte, nachdem er, aus Indien zurückgekehrt, preußischer Steuerbeamter gewesen, mißvergnügt die preußische Bureaukratie, Freiligrath stand zukunftsfroh auf der Warte seines geliebten deutschen Volks, Marx brütete mit cholerischer Energie über der Befreiung des vierten Standes durch radikale Umwälzung der Gesellschaft."

„Marx und ich wohnten in einem Logirhause und arbeiteten den ganzen Tag über zusammen. Eines Abends kamen Freiligrath und Heinzen, um Abschied zu nehmen, uns zur großen Ueberraschung, die wir die Trennung so bald nicht erwarteten. Freiligrath hatte seinen Entschluß gefaßt, und Heinzen schloß sich ihm an. Der Dichter war in ungewöhnlich munterer Stimmung, etwas angeheitert. Er hatte „Pearl" getrunken, ein englisches Warmgebräu, das in einer kleinen, von einem alten, zurückgebliebenen „Waterlooer" gehaltenen Taverne trefflich präparirt wurde. Er entschuldigte sich lustig mit seinem „Pearl" und wollte den Abschiedstrunk, den wir boten, nicht annehmen. Er sagte uns, daß er über Frankreich nach der freien Schweiz gehen wolle, um sich dort irgendwo festzusetzen, und war glücklich in dem Gedanken, frischem Schaffen zu leben, denn sein Aufenthalt in Brüssel war, abgesehen von den literarischen Studien, die er beständig betrieb, wenig, fruchtbar gewesen. Er scherzte und lachte und riß uns mit fort. Ein herzliches und fröhliches Adieu, ein Händedruck, ein Kuß, auf glückliche Reise ihm, auf Wiedersehen uns"! —

Bürgers' Bericht ist unserer Erzählung schon etwas vorausgeeilt. Freiligrath sah bald ein, daß Brüssel kein Aufenthalt für die Dauer sei; und da sich inzwischen herausgestellt hatte, daß er nicht nach Deutschland zurückkehren konnte, wo ein Verhaftbefehl gegen ihn in Kraft stand, so ersah er sich die Schweiz als künftigen Wohnort. Eingang März brachen beide dahin auf, Frau Ida in Gesellschaft der Schwester mit wiederholten Ruhepausen in befreundeten Häusern zu Köln, St. Goar und Darmstadt, aber

auch mit schwerer Belästigung durch Hochwasser und Eisgang am Rhein, Freiligrath mit seinem Freunde Heinzen unter mancherlei Beschwerden des grimmigen Winters über Metz, Straßburg und Basel.

Außer einem Schreiben an Karl Heuberger ist ein einziger Brief vorhanden aus den Ostender Tagen, und auch dieser im Entwurf, ohne Ausfüllung des Datums; aber dieser Brief an den Minister Eichhorn sollte Freiligraths bis dahin nur stillschweigend aufgehobenes Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. endgültig lösen.

An Karl Heuberger.

Ostende, 16. Septembris 1844.

Theuerster Freund!

Morgen werden es schon vier Wochen, daß wir uns zu Coblenz Lebewohl sagten, und noch immer haben Sie keine Nachricht von mir. Die Reise und das Bad müssen mich entschuldigen. Wir waren erst noch ein paar Tage in Kettwig, von wo aus ich einen Abstecher in die Gegend von Dortmund machte, um meine Mutter und meine Geschwister wiederzusehen; dann anderthalben Tag in Düsseldorf bei Schroedter's (superbe neue Bilder von Schroedter und Lessing gesehen; auch Karl Hübner's vielbesprochene „Schlesische Weber"), und eilten darauf erst, Cöln kurz berührend und in Mecheln Nachtquartier machend, in zwei Tagen bis hierher. Uebermorgen werden es drei Wochen, daß wir hier eintrafen. Die Reise ist in hohem Grade interessant: die Blitzschnelle der Eisenbahn; die Menge bedeutender Städte, die man, wenn auch nur im Fluge, berührt; die zum Theil, besonders von Verviers bis Lüttich, höchst anmuthige Gegend; das rege Treiben des fremden Volkes — Alles das wirkt in seiner Neuheit anregend und erfrischend. Ostende selbst ist monoton und langweilig, doch versöhnt die See mit Allem, namentlich wenn sie Einem so rasende, unermüdlich anstürmende Wellen auf den Hals schickt, wie heute früh. Es geht wahrlich nichts über das Seebad!

Bis Ende nächster Woche werden wir noch hier bleiben, und alsdann die Hauptstädte des Landes, Gent, Antwerpen, Brüssel, Lüttich, besuchen und betrachten. Vielleicht machen wir in einem der letztgenannten beiden Orte einen längeren mehrmonatlichen Aufenthalt. Die Bewegung und Werdelust des flämischen Theiles der Nation interessirt mich in hohem Grade, und ich habe wohl Lust, sie mir den Winter hindurch in der Nähe anzusehen.

Diese Nacht träumte mir lebhaft von Ihnen und St. Goar. Lurlei, Katz, Rheinfels, Plateau, Gründelthal und siebente Mühle standen klar und lebhaft und plastischer, als wohl sonst die zerfließenden Bilder des Traumes

sich darstellen, vor mir. Ach, es ist doch schön und herrlich dort! Mein Herz ist oft drüben — St. Goar und Landraths haben eine feste Statt in ihm! —

Das wäre vor der Hand Alles! Das nächste Mal, bei endlicher größerer Ruhe (so ein verbadeter Sommer ist wirklich etwas Entsetzliches!), auch ein ruhiger und geordneter Brief! — Noch immer keine Nachricht von Geibel? Herr sei bei uns, das ist ein großartiger Faulpelz!

Noch Eins: — lassen sich's Euer Liebden gefallen, zu guter Letzt noch ein Fläschchen:

Bass & Co's
Superior
Pale
INDIA ALE
J. Wallis
154, Fenchurch Street

mit mir auszustechen. Ein feines Gläschen, nicht wahr?

* * *

An Staatsminister Eichhorn.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochgebietender Herr Minister!

Unter'm 14. April 1842 hatten Ew. Excellenz die Gewogenheit, mich von einer mir zutheil gewordenen Huld Seiner Majestät des Königs brieflich in Kenntniß zu setzen. Ich fand damals Gelegenheit, Seiner Majestät für das mir allergnädigst ausgesetzte Jahrgeld von 300 Thlrn. unmittelbar meinen Dank auszudrücken, und unterließ es aus diesem Grunde seither, Ew. Excellenz geneigtes Schreiben zu beantworten.

Inzwischen hat Vieles sich geändert, und ich berge nicht, daß dieselbe königliche Gnade, die ich vor drittehalb Jahren noch mit unbefangener Freude willkommen hieß, mich jetzt eher beengt und in der offenen Darlegung des Mitgefühls behindert, welches ich, auf Grund einer redlich gewonnenen Ueberzeugung und nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte, einer bewegten und bewegenden Zeit auszusprechen mich verpflichtet glaube. Wohl weiß ich, daß Seine Majestät, als Sie mir die erwähnte Auszeichnung zuzuwenden beschlossen, nur einen Akt kunstfördernder Gnade beabsichtigten, keineswegs

aber des Willens waren, mir und meiner Muse irgendwie einen Zwang aufzuerlegen: — nichtsdestoweniger kann ich mich des angedeuteten Gefühls von Beengung nicht erwehren, und ziehe, wie die Sachen stehen, eine ganze volle Unabhängigkeit auch dem Schatten eines Gebundenseins vor. Es ist der Zweck dieser Zeilen:

Das mehrerwähnte Jahrgeld durch Ew. Excellenz geneigte Vermittelung dankbar und ehrerbietig in die Hände Seiner Majestät zurückzulegen.

Faktisch habe ich es bereits seit dem 2. Januar d. J., als dem Datum der letzten von mir ausgestellten Quartalquittung, nicht mehr erhoben.

Mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Excellenz ganz ergebener

F. Freiligrath.

Ostende, . . . September 1844.

* * *

Aus dem Brüsseler Winter sind die nachfolgenden Briefe.

An Karl Simrock.

Brüssel, den 11. Oktober 1844.

Meinen Brief vom 14. August wirst Du ebensowohl erhalten haben, wie vor Kurzem durch meinen Verleger das Freiexemplar meiner Zeitgedichte. Ich habe in diesen Tagen an Schlickum geschrieben, daß und warum es mir unmöglich war, bei meiner Rheinabfahrt noch bei Euch vorzusprechen: sei auch Du mir nicht böse darum, und laß' uns — bis zum Frühjahr wenigstens — ein frohes glückliches Wiedersehen am Rhein hoffen. Einstweilen sitz' ich warm und wohl zu Brüssel, Rue du Pachéco Nr. 35, und warte ab, wie sich die Dinge für mich in Deutschland gestalten. Mein Buch ist, Gott Lob, glücklich und unverrathen vom Stapel gelaufen und muß jetzt nachgerade anfangen zu rumoren und verboten zu werden. Da der ganze Schritt Ueberzeugungssache und innere Nothwendigkeit für mich war, so ist es mir jetzt, wo der Wurf gethan ist, natürlich gleichgültig, ob der Einer oder die Sechser oben liegen: — dennoch läugne ich nicht, daß ich der Nachricht von der einen oder andern Art des Erfolgs mit Spannung entgegensehe! Ich hoffe, Alles wird gut gehen: d. h. die Reactionaire werden wüthend über mich sein, und die Liberalen mich wenigstens diesmal nicht verkennen. Solltest Du, ohne Dich durch eine mögliche Brieferöffnung zu compromittiren, mir im Lauf der nächsten Wochen Dieses oder Jenes aus Deinem Kreise berichten können, so würd' ich Dir's Dank wissen. Ein paar anonyme Briefe aus Cöln, von Radikalen geschrieben, lassen mich im Allgemeinen hoffen, daß der Empfang des Buches im Rheinlande ein freudiger und vertrauensvoller gewesen ist.

Dem „Zopf", wirst Du gesehen haben, ist nun doch kein „Kopf" gemacht worden. Ich kann an etwas Rundem und Fertigem nachträglich nicht mehr posseln und feilen und meine auch, daß es in diesem Falle nicht mehr nöthig war. Der Name des Prinzen kommt ja nicht nur in der Ueberschrift, sondern auch in ein paar spätern Strophen vor. Also ist das: „Wie er's in der Schlacht getrieben" immer noch deutlicher als das: „Er stand auf seines Daches Zinnen." In dem ganzen Schiller'schen Gedicht kommt der Name Polykrates nicht vor, und in der Ueberschrift steht er noch dazu im Genitiv. Du siehst, ich stecke mich hinter berühmte Beispiele.

Ich möchte Dir jetzt in Menzenberg keltern helfen!

* * *

An K. Buchner.

Brüssel, Rue du Pachéco 35.
12. Okt. 1844.

Herzlieber Freund!

Damit ich Ihrem gerechten Unwillen über mein sündlich langes Schweigen gleich von vornherein ein behagliches Lächeln ablocke und ihn, ehe er diesem späten Brieflein zornig entgegenpoltert, möglichst entwaffne, so halte ich Ihnen schon an der Pforte das beiliegende Autographon Augusts von Platen begütigend entgegen. Nicht, Ihr Gesicht entrunzelt sich schon? Sie rufen Otto und Adolf herbei (denn Wilhelm, der Handschriftensammler par excellence, ist ja jetzt in Gießen), auch die Geschätzte sieht das unschätzbare Blättchen an, Karl und Mariechen bewundern es nicht minder, und am Ende, nachdem Ihnen auch noch das italienische Baviera auf der sonst französischen Adresse besagten Autographons Spaß gemacht hat, ruft die ganze gräfliche Familie unisono: — „Allen Sündern sei vergeben! Faul ist er, aber brav!" — Und das bin ich, re vera! Denn habe ich nicht Ihret- und dieser Handschrift willen mit einer alten Jungfer eine geheime Correspondenz geführt und mich obendrein von ihr anfingen lassen in einem Liede, dessen Schlußvers lautet:

„Laß' mich den Schatten Deiner Seele sein?"

Wahrlich, also ist es! —

So, da hätte man sich warm und traulich zu Ihnen auf's Sopha gesetzt, und Sie hätten wieder einmal ein Auge zugedrückt. Wenn Sie sich einmal für mich malen lassen, so muß es durchaus mit zugedrücktem Auge sein. Es steht Ihnen so schön zu Gesicht, und entspricht so sehr Ihrem Charakter. Sehen Sie sich nur 'mal selbst drauf an! —

Hat Ihre liebe Frau denn das Briefchen richtig erhalten, welches Ida am 4. Okt. einer unserer Ostender Badebekanntschaften mitgab, um es in Coblenz zur Post zu besorgen? Ich war damals, ganz im Ernst zu reden,

zu allem Schreiben unfähig, und so mußten jene Zeilen vorläufig allein gen Darmstadt wandern. Wenn Sie sich nur denken könnten, wie ich die ganze Zeit unseres Ostender Aufenthaltes geharrt und gezappelt habe! Zabern ließ mich den ganzen endlosen September hindurch ohne alle Nachricht, so daß meine Ungeduld und Ungewißheit zuletzt zur wahren Seelenfolter wurden und mich in einer Aufregung und Spannung hielten, die an's Fieberhafte grenzten und Alles aufkommen ließen, nur keine stille, gemüthliche Stimmung zum Briefschreiben. Jetzt ist Alles gut. Das Buch ist unverrathen und unbeschrieen vom Stapel gelaufen, und muß, wenn auch jetzt schon mit dem Verbot einer einzelnen Regierung (der Cölner) beehrt, bereits ziemlich um sich gegriffen haben und rumoren. Es wird und kann an den verschiedenartigsten Urtheilen nicht fehlen. Darauf bin ich gefaßt, hoffe aber zu Gott, daß sich nach dem ersten Erstaunen und Debattiren ein Durchschnittsurtheil zu Gunsten meiner Ehrlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit herausstellen wird. Eins freut mich jetzt bei der Sache: daß ich nämlich durch mein vorläufig von der Klugheit gebotenes Exil dem Alltagsgeschwätz der Philister über die Geschichte entgangen bin. Alle Pro's und Contra's mit eigenen Ohren anhören zu müssen, denk' ich mir schrecklich.

Ueber mein Leben seit unserem Abschiede auf dem Posthofe zu Darmstadt ist sonst wenig zu berichten. Ostende ist langweilig und nur durch das Seebad von Interesse. Belgien ist schön und herrlich! Herr Gott, wie köstlich müßte es sein, wenn Sie im nächsten Sommer mit Ihrer Frau herangedampft kämen! Sollte sich unser Exil wirklich bis dahin verlängern, so dürften Sie uns wahrlich nicht unbesucht lassen! In zwei oder vielmehr anderthalb Tagen können Sie von Darmstadt aus hier sein. Ueberlegen Sie sich's: — Das Meer, eine bewegte Gegenwart und eine ernste, große Vergangenheit, die sich in den herrlichsten Bauwerken und Bildern manifestirt, sollen Ihnen Ihre Gutthat lohnen!

Unser Leben hier ist still und zurückgezogen. Außer Coremans und den Brüsseler Vertretern der flamändischen Bewegung, die mir freundlich entgegen gekommen sind, kenne ich noch keine Literaten. Durch den deutschen Buchhändler Muquardt bleibe ich mit deutscher Journalistik und deutscher Literatur überhaupt in Berührung. Ein halb Dutzend Empfehlungsbriefe, die ich sonst noch im Sack habe, werde ich wahrscheinlich gar nicht benutzen, da es mir nicht darum zu thun ist, meine Zeit mit gesellschaftlichem Treiben zu vergeuden. Ein paar angenehme Häuser genügen da vollkommen. Heute haben wir ein erstes, solennes Diner auszustehen, auf das wir uns übrigens doch freuen, da die Milanollo's und der Wiener Pianist v. Meyer dort sein und spielen werden. Da das Glaubensbekenntniß nun Gottlob auch verboten

ist, so werd' ich morgen wohl ein Uebriges thun und 5 Franks an die Elsler spendiren. Sonst gehen wir wenig in's Theater.

Das Paquet soll noch heut auf die Eisenbahn. — Sapperlot, meinen Sie denn in der That, daß ich bis zum Frühjahr mich nicht selbst wieder darauf setzen kann?

Waren Sie denn nicht in Trier, ein Wallfahrer zum heil. Frack? Es geschehen wahrhaftig noch Zeichen und Wunder, und diese Wallfahrten im 19. Jahrhundert sind eins!

* * *

An Karl Heuberger.

Brüssel, Rue du Pachéco 35. 31. Octbr. 1844.

Ich habe Ihren Geburtstag verstreichen lassen, ohne Ihnen zu demselben zu gratuliren. Ich will meine Schuld wenigstens nicht in den neuen Monat mit hinüberschleifen, sondern rufe Ihnen noch in diesem in Ida's und meinem Namen ein recht herzliches: „Vivat Heuberger 53 Jahre" zu! Wir haben uns, wie häufig, so namentlich an Ihrem Geburtstage lebhaft und herzlich in Ihren stillen, gemüthlichen Familienkreis zurückgedacht, und ich brauche Sie nicht erst zu versichern, daß von den vielen Wünschen, die Ihnen bei dieser Gelegenheit dargebracht werden, meine und Ida's gewiß mit die wärmsten und aufrichtigsten sind. Erhalte Sie Gott — und lasse er auch mich persönlich noch an manchem Ihrer künftigen Wiegenfeste Theil nehmen!

Ein kleines Geschenk, das ich Ihnen zu dem eben celebrirten bestimmt hatte, lasse ich Ihnen, um theures Porto zu sparen, mit einer passenden Gelegenheit zukommen. Es ist wieder ein Portrait, das wohl ein Plätzchen in Ihrer Gallerie berühmter Männer verdient. Oder sollte Manneken —, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, kein bescheidenes Eckchen in einem Ihrer (nicht heimlichen) Gemächer sich erbitten dürfen? Jedenfalls! Bereiten Sie dem Edlen einstweilen eine Stätte; sollte, wie ich hoffe, bald wieder ein Bekannter an den Rhein reisen, so stell' ich Manneken, zur Ablieferung an Sie, alsbald bis St. Goar unter seinen Schutz.

Was soll ich Ihnen denn von mir und uns sagen? Daß wir uns für Brüssel als Winterquartier entschieden haben, wissen Sie bereits. Meine Gründe dafür sind einfach folgende: 1) Ist es hier, wenn man sich ein wenig danach einrichtet, durchaus nicht theurer als zu Gent, Antwerpen, Lüttich ꝛc. ꝛc. 2) Lebt man in der größeren Stadt ungenirter und unbeschrieener. 3) Hat Brüssel durch Theater, Museen ꝛc. ꝛc. die entschiedensten Vorzüge vor jeder andern belgischen Stadt, und endlich 4) kann man sich nur in Brüssel mit Deutscher Literatur au courant halten. — Das entscheidet, nicht

wahr? Es sind hier zwei deutsche Buchhandlungen, wo ich deutsche Bücher und Zeitschriften allwöchentlich in neuer Auswahl habe, und ohne zu kaufen lesen kann.

Dabei fällt mir ein: Hat Ihnen Bädeker Heine's Neue Gedichte schon zugeschickt? Sie werden jetzt wohl schon in Preußen verboten sein, das muß Ihnen aber ein Sporn mehr sein, sie zu lesen. Ungezogeneres, aber auch Witzigeres, mag lange nicht unter einem Preßbengel hervorgegangen sein. Wenn Sie „Deutschland, ein Wintermährchen" an einem trüben Novembernachmittage vornehmen, so garantir' ich, trotz der Herbstnebel, für den hellsten Sonnenschein in Ihrem Innern. Ich wenigstens bin, obgleich ich selbst in dem Opusculo einige Hiebe abkriege, bei'm Lesen fast unter den Tisch gefallen vor Lachen.

Auch in den Gedichten des Fräuleins von Droste-Hülshof ist viel Schönes, Tiefes, Inniges — daneben aber auch viel Unklarheit und Verworrenheit. Nicht minder fühlt man überall die Aristokratin heraus. Merkwürdig ist übrigens der Natursinn dieser Dichterin und ihre Virtuosität im Schildern westphälischer Moor- und Haidegegenden. Darin liegt hauptsächlich ihre Force.

Auch Simrock's gesammelte Gedichte sind eben herausgekommen. Rechnet man mein „Glaubensbekenntniß" dazu, so ist der heurige lyrische Herbst nicht arm an mehr als gewöhnlicher Liederspreu. Aus Frankfurt schreibt man mir, daß meine Gedichte dort mehr Aufsehen erregen als Heine's, daß aber beide Sammlungen gleichzeitig verboten worden sind. Im Pariser „National" las ich gestern, daß das Gl.Bekenntniß auch in Hamburg und im Großherzogthum Hessen verboten wurde, in letzterem „Staate" mit einer Strafe von 10 fl. für jedes Exemplar, bei dessen Verkauf der Buchhändler sich attrapiren läßt. Ist es nicht eine wahre Schande, daß man sich selbst solche Facten aus französischen Blättern zusammenlesen muß? Die Cölner und die Ganzgemeine (andere deutsche Zeitungen les' ich hier nicht) benehmen sich mehr als feig in meiner Angelegenheit. In Cöln soll übrigens, wie Reisende mir mittheilten, der Jubel ein ungemeiner gewesen sein. In zwei Tagen sind gegen 300 Exemplare verkauft gewesen (in dem kleinen Hanau, schreibt mir mein Frankfurter Correspondent, sind im Umsehen 30 Exp. abgesetzt worden), und die Weinstuben haben bis Mitternacht vom Recitiren meiner Verse gezittert. — Doch genug davon! Ich sollte von der Sache eigentlich ganz schweigen (und bitte auch Sie, es in Ihrer Antwort thun zu wollen), da wir uns über Politica ohnehin nie einigen werden. Wir sind uns gut, auch ohne Eines Glaubens zu sein, und ich gebe Ihnen, wenn Sie das beruhigen kann, überdieß das Versprechen, keineswegs immer und nur Zeitgedichte schreiben zu wollen. Es dämmert mir schon jetzt manches Andere, was nur auf dem Gefühl und dem Gemüth beruht. Das rein Menschliche hat auch seine Rechte.

Hat Sie denn Lenau's, des eben Verlobten, schreckliches Schicksal nicht tief erschüttert? Mich hat lange Nichts so ergriffen wie diese entsetzliche Botschaft.

* * *

An Wilh. Ganzhorn.

Brüssel, den 9. November 1844.

Liebster Dietwalde!

Wollte Dir hiermit endlich vermelden, daß ich Deine holdseligen Sendschreiben allesammt richtig erhalten, item mich über Deine Römerfahrt und amtliche Beförderung baß gefreut habe. Die Dietwaldi sind doch, weiß Gott, liebliche Strolche! Immer am Wandern, immer auf den Beinen, n. b. die üblichen Fristen des Zuhause-Sitzens abgerechnet!

Lieber Dietwalde, es war mir wirklich unmöglich, Dir vor Deiner Abreise nach Welschland noch einmal in Mannheim die Hand zu drücken. Der Abhaltungsgründe, die ich Dir mündlich einmal auseinandersetze, waren gar zu viele! Desselbigengleichen darfst Du mir nicht böse sein, daß ich Dich damals von Stuttgart aus nicht besuchte; der liebe Gott führt seine Dietwaldos wunderlich, doch aber im nächsten Jahr hoffentlich auch wieder einmal zusammen.

Meine Zeitgedichte, o Dietwalde, wirst Du inzwischen wohl in die Hände bekommen und Deinen zweien Schildkröten vorgelesen haben, widrigenfalls Du ein Exemplar bei mir zu Gute behältst. Ich bin mit dem Erfolge des Buchs und dessen, was daran hängt, vollkommen zufrieden: die reactionaire Presse schreit sich heiser dagegen, die Regierungen verbieten es, Preußen will mich bei etwaiger Rückkehr fangen und mir wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machen lassen — aber die ehrlichen Leute drücken mir die Hand, die Bestellungen auf das Buch (trotz der Verbote!) können kaum befriedigt werden, und in meine Brust ist eine Ruhe und eine Heiterkeit eingezogen, wie ich sie früher in dieser Weise nicht kannte. Und das ist die Hauptsache! Schreibe auch Du mir, Dietwalde, welch einen Eindruck das Buch auf Dich gemacht hat! Ich denke, wir verstehen uns jetzt noch besser als ehedem! Daß mein Zorn ein ganzer, ehrlicher, wahrer ist, wird Dir aus jeder Zeile des Büchleins entgegenleuchten, auch wenn Du mich nicht persönlich kennteſt.

Kennst Du denn Simrocks Amelungenlied und Kleines Heldenbuch (beide bilden wieder Unterabtheilungen seines großen Heldenbuchs, Stuttgart bei Cotta), o Dietwalde? Wo nicht, so wende Deinen letzten Heller daran, diese fürtrefflichen Bücher zu acquiriren! Deutscheres, Kernigeres, Gediegeneres ist lange Zeit aus keines deutschen Poeten Feder geflossen! Namentlich das Amelungenlied (keine Uebersetzung nämlich, sondern eine freie Bearbeitung der deutschen Heldensage im Tone des Nibelungenliedes) ist merkwürdig und bewundernswerth. Simrock ist gegenwärtig unser einziger Epiker, ein

Kerl, der die Nibelungen schreiben könnte, wenn sie noch nicht da wären! Eile Dich an diesem klaren, kräftigen Born zu erfrischen!

Lieber Schildkrötenpfleger, ich bin nun fern vom lieben Rheine, und der Teufel weiß, wann ich wieder hinkomme! Die St. Goarer Salme heben betrübt die bemoosten Häupter aus der Fluth empor, und sehen sich nach mir um. Vergebens! Statt zur Lurlei schau' ich jetzt zum Manneken — empor, diesem Schutzheiligen Brüssels, dem es jeder ächte Brüsseler an jeder Straßenecke nachmacht. 'S ist doch ein schlecht Leben hier! Wenn ich nicht an jedem Bäckerfenster die bekannten Voltaire's und verbrannten Nasenkönige anschauen, und Deiner, Du allnächtlich zum Mohren werdender Dietwalde, dabei gedenken könnte, so hielt' ich's kaum hier aus. Aber das Faro ist lieblich! Und das Lambick auch! Solches muß man den Belgiern lassen!

Und ein frisches, freies Bürgerleben haben die Kerle auch! Und das tröstet Einen doppelt, wenn man eben von unsern servilen Theekesseln, unsern sich bückenden und gekrümmten Schweifwedlern kommt!

Da ich meine Gelder hier in partibus missfidelium mächtig beisammen halten muß, so frankir' ich diese Epistel nicht. Was Dietwaldus nicht ungnädig verspüren wolle.

Heute Abend werd' ich zu Deinem Gedächtniß ein Liter Faro trinken, und dabei einem gebackenen Leopoldo die schwarzgebrannte Nase abbeißen.

NB. Den ganzen Winter bleib' ich hier zu Brüssel, wo Du mich unter oben angemerkter Adresse jederzeit findest.

Der ich mich Deinen Schildkröten zu Füßen lege, und mit treuem Handschlag verbleibe, allezeit meines Dietwaldi

Dietwaldus.

* * *

An Karl Heuberger.

Rue du Pachéco 35, 1. Decbr. 44.

Lieber Freund!

Auf Ihre lange Epistel vom 7. Nov. heute nur wenige Worte freundlicher Erwiderung, da mich einestheils Arbeiten drängen, und da ich anderntheils christlich genug denke, Ihnen, was das Porto angeht, nicht allzu großen Kummer zu machen. Ihre sämmtlichen Mittheilungen haben mich höchlich gefreut und interessirt.

Das Geschwätz über mein Buch ist nun wohl nachgerade verhallt. In seiner Seichtheit, seiner Sophistik, seiner Schweifwedelei nach oben, seiner albernen Bornirtheit (wie dumm z. B., daß ich nur durch fremden Einfluß auf meinen jetzigen Standpunkt gekommen sein soll) ist es leider ein abermaliger

trauriger Beweis für die grenzenlose Feigheit und Misere im lieben Vaterlande! Indessen hab' ich die tröstliche und erhebende Gewißheit, daß es das Seinige mitgewirkt, daß es — bis unter das niedrigste Strohdach! — angeregt und aufgeregt hat, und daß, wenn die rechte Stunde kommt (und kommen wird sie, trotz Eurer Verblendung, trotz Eures: „Après nous le déluge!"), meine Position eine reine und klare ist. Zudem ist dies kleine Buch ja nur ein Debut, und für ein solches kann ich vollends mit dem Erfolge zufrieden sein.

Von ausländischen Blättern haben bisher in England der „Atlas" und das „Athenaeum" das Glaubensbekenntniß besprochen. Ersterer durchaus lobend, enthusiastisch, radikal, eine Uebersetzung von „Hamlet" beifügend. Letzteres ebenfalls in hohem Grade anerkennend, aber nach bekannter Melodie, die politische Poesie als Genre herabsetzend. Meine läßt der Kritikus inzwischen gelten, und gibt zum Beweise drei sehr gelungene Uebersetzungen: „Guten Morgen," „Im Himmel", „Die Freiheit, das Recht!" Im mittelsten Gedicht hat der Uebersetzer leider die Pointe nicht ganz getroffen. Auch in einem französischen Blatte soll bereits eine ehrende Anzeige, durch Uebersetzungen belegt, erschienen sein.

* * *

An Levin Schücking.

35, Rue du Pachéco, 11. Dez. 44.

Den allerschönsten Dank, lieber Levin, für Deinen letzten Brief und das Exemplar der Droste. Beides ist mir auf verschiedenen Wegen richtig zugekommen.

Es freut mich herzlich, daß meine jüngsten Gedichte dem Princip nach Deinen Beifall haben. Daß Du dagegen die Rückgabe der Pension ꝛc. mißbilligst, beweist mir nur, daß wir noch lange nicht auf Einem und demselben Standpunkte stehen, daß Du den meinigen überhaupt verkennst, und daß die Couleur Deiner Oppositionsgedanken zur Zeit noch eine sehr matte und vorsichtige ist. Wäre sie das nicht, so würdest Du einsehen, wie ich einzig so und nicht anders handeln konnte und mußte!

Dich hier des Breitern zu widerlegen, kann nicht meine Absicht sein. Vor der Hand lasse ich den Streit rechts und links toben, und denke, daß mich später die Zeit am Besten und am Schlagendsten selbst rechtfertigen wird. Mein Buch kommt mir vor, wie Schills Ritt gegen die Franzosen. Als sich der in Stralsund pro patria todt säbeln ließ, schalt man ihn auch einen Narren, einen Tollkopf — hernach sind wir aber doch in Paris gewesen! In Zeiten der Feigheit und des Druckes ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Muth und Aufopferung etwas werth.

Und ich habe Opfer gebracht — nicht bloß das der Pension.

Deinen wohlgemeinten Artikel in der Beilage zu Nr. 331 der Allgemeinen Zeitung hab' ich gelesen, und danke Dir auch dafür herzlich. Unangenehm hat mich in demselben nur berührt, daß auch Du meinen Schritt äußern Einflüssen beizumessen scheinst, daß Du von „Verleitung" sprichst und dgl. Wer mich so lange gekannt hat, wie Du, sollte billig wissen, daß, wenn irgend ein Mensch auf eigenen Füßen still seinen Weg vor sich hin gegangen ist, ich der bin! Eine Nacht im Riesen, die ich hernach unbefangen selbst dem Publikum vor Augen stelle, konnte mich nicht umwandeln! Eins der bösesten Gedichte des Bändchens, das Sonett S. 278, war, wie Du Dich erinnern wirst (ich las es Dir noch in Marienberg vor), vor jener Nacht entstanden, in der Hoffmann beiläufig bloß Persönliches, die Geschichte seiner Absetzung und seine Flucht aus Fallersleben, erzählte. Der Portraitmaler Becker aus Frankfurt war zugegen, von Proselytenmacherei war keine Rede. Ueberhaupt würde grade Hoffmann, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ich schätze, dessen kleinliche Auffassung der Gegenstände aber mir längst zuwider ist, nicht im Stande gewesen sein, mich zu einer Demonstration zu veranlassen. Dazu haben mich zunächst die Landtagsabschiede vom Jan. d. J. bewogen. Wer konnte bei solchem schamlosen Herauskehren des krassesten Absolutismus länger zusehen?

Wenn ich mich influenziren ließe, warum hast denn Du, warum hat Geibel, warum der Landrath Heuberger nicht irgendwie einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr seid allzusammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch den König von Preußen. Der ist der ärgste Demagogenfabrikant. Aber da soll Alles per Trichter in mich hineingegossen sein! Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich morgen nach Deutschland zurückkäme und auf offener Straße irgend etwas thäte, was ich aus unabweislichem Drange, aus physischer Nothwendigkeit nicht lassen könnte, männiglich dazu krähen würde: „Da haben wir's! Das kommt von dem bösen Beispiel in Brüssel! Sehet da den verderblichen Einfluß von Manneken —!" — Schlagend, mein' ich, sonst aber natürlich sans comparaison.

Die aus 8000 Exemplaren bestehende Auflage des Buches ist jetzt so gut wie vergriffen. Allein in Aachen wurden in den ersten Tagen 600 verkauft und nur ein einziges confiscirt. Anonyme und nicht anonyme Briefe freundlichen Inhalts sind mir dutzendweise zugeflogen, unfreundliche zwei — beide anonym. Die Sensation, namentlich am Rhein, in Berlin und Schlesien, muß ungeheuer gewesen sein. Der Erfolg war, wie er sein mußte, auch das Herunterreißen ist Etwas, worauf ich gerechnet hatte!

Hast Du die englischen Anzeigen im Atlas und im Athenaeum gelesen? Erstere durchaus anerkennend; letztere wohlmeinend, aber die politische Poesie

als Genre herabsetzend. Der Kritiker meint, da ich einmal herabgestiegen sei, so habe ich mich wenigstens als Poet meines Stoffes bemächtigt; Alles, auch das Trockenste und Abstrakteste, sei plastisch, palpabel, scharf umrissen von mir hingestellt worden; ich habe die „faculty divine" auch hier nicht verläugnet.

Ich läugne nicht, daß diese Würdigung der ästhetischen Seite des Buches von jenseits des Kanals mich gefreut hat. Der Kerl ist gescheiter, als die deutschen Esel, die da sagen, das Bändchen sei poetisch schlechter als meine erste Sammlung. Hab' ich es doch vorsätzlich verschmäht, meine rhetorische Kraft hier geltend zu machen! Mich soll wundern, wie Du (in Deiner verheißenen Kritik in dem neuen Beiblatt zur Allgemeinen) über den Punkt Dich auslassen wirst.

Die Gutzgauchische Kritik in der Weser-Zeitung hab' ich gelesen. Sie ist superklug. Diese Sophistik glaubt, sie könne das poetische Gras wachsen hören, und schießt doch oft meilenweit daneben. Heute les' ich in einer Buchhändlerannonce der Allgemeinen, daß auch die Jahrbücher der Gegenwart Etwas über mich bringen. Diese Philosophen werden mich wahrscheinlich gehörig verarbeiten.

Herr Gott — welch eine Brühe über den Einen Gegenstand! Nimm's nicht übel, es soll nicht wieder geschehen!

Wir leben jetzt still und zurückgezogen hier in Brüssel. Den Sommer waren wir im Taunus (unter neuen Bekanntschaften von damals nenne ich zumal Varnhagen v. E.), dann den Herbst zu Ostende, und jetzt hier. Wie lange, das weiß Gott. Nach Preußen zurück kann ich nicht für's Erste.

Die Droste ist, trotz ihrer heraldischen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß Einem nicht nur die Phantasie in Brand zu stecken, sondern rührt, wenn sie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche," „Die beschränkte Frau" und solche Sachen sind mir über Alles lieb geworden. Das sind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonst hat mich auch Manches in dem dicken Bande choquirt.

Was macht denn Geibl, wie er jetzt häufig gedruckt wird? Ist Euer Musen-Almanach noch nicht zu Stande gekommen? Der Schwerenöther (Geibel, nicht der Almanach) ist mir seit vorigem Februar einen Brief schuldig.

* *

An Levin Schücking.

[Brüssel] Sylvester 1844.

Lieber Alter!

Das ist ein schöner Jahresschluß für Dich und Louise! Deine Anzeige lief gestern Abend ein, und hat mir wie meiner Frau eine wahre, innige

Freude bereitet! Wir nehmen den wärmsten Antheil an Eurem Glücke, und wünschen Euch von Herzen Alles, was sich eben bei solchem Anlasse wünschen und bieten läßt! Gott segne den kleinen Levino-Gallum, und lasse ihn zur Freude von Gallien, Gallizien, Portugall und Galliläa wachsen und gedeihen! Seinen Geburtstag werde ich besonders gut merken: er liegt zwischen dem meines verstorbenen Vaters (18. Dezbr.) und dem meiner Frau (20. Dezbr.) grade in der Mitte! Wem sieht der kleine Sohn der Literatur denn gleich, Dir oder Deiner Frau? Und sind Mutter und Kind beide noch so wohl, wie Dein Brief es hoffen läßt? Die Straße Pacheco wünscht und erfleht das Beste und Glücklichste, und grüßt Dich und die Deinigen auf's Theilnehmendste und Herzlichste!

Meinen Brief vom 11. Dezbr. wirst Du erhalten haben, wenigstens schließe ich's aus der Wohnungsbezeichnung auf der Adresse des Deinen und aus der Beifügung Deines Artikels über mich in seiner ersten Gestalt. Möchte der Ton meiner Epistel wieder einmal etwas keifig und ärgerlich gewesen sein, so vergieb's mir! Es ist in der letzten Zeit so mancherlei auf mich eingestürmt, daß ich jezuweilen grimmig und bärbeißig bin! Das ist aber nur äußerlich, mit dem Maule und mit der Feder — tief im Herzen meine ich's eigentlich so bös nicht, vollends nicht mit alten Freunden!

Mein Leben spinnt sich hier einfacher und einsamer ab, als Du vielleicht glaubst. Doch bin ich fleißig, lasse noch im nächsten Monat einen tendenzlosen Band Uebersetzungen (worin die 1000 mal liegen gelassene Hemans die Hauptstelle einnimmt) an Cotta abgehen und denke dann, nachdem ich mit diesen Translationen Alles abgeschlossen habe, was noch unbeendigt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinhing, an zwei famose größere Stoffe mich zu machen, die mir seit einigen Wochen aufgegangen sind. Ich freue mich über Alles darauf, und bitte Gott, daß er mir beide Würfe möge gelingen lassen! Mein ganzes Herz, meinen ganzen Glauben an eine große, glückliche Zukunft der Menschheit denke ich eben hier in einer neuen und eigenthümlichen Weise zum Ausdruck zu bringen. Es sollen menschheitliche Dichtungen werden, keine politische mehr! Vorwärts! Durch!

Die Frankfurter O. Post-Amts-Zeitung soll mich gratis nach Amerika reisen lassen. Daran ist, zu Deiner Beruhigung, wenn Dich der Artikel etwa alarmirt haben sollte, nur dies wahr: — Ich machte vor 6 Wochen ungefähr mit Ida eine kleine Tour nach Antwerpen, lernte dort einen Deutschamerikaner aus Neuyork kennen, der für mein Glaubens-Bekenntniß schwärmte, und besuchte ihn auf seine Einladung zweimal auf seinem Schiffe, dem prachtvollen Dreimaster Probus, den er eben mit ein paar Hundert Auswanderern nach Texas abgehen lassen wollte. Namentlich eine dieser

Kajütensitzungen war prächtig. Der Kapitän, der Rheder, ein paar Auswanderer, ein demagogischer Pastor aus Unna mit seiner Frau, ich und die meine — so saßen wir flott und gutes Muthes auf dem schwimmenden Hause, der Madeira funkelte in den geschliffenen Gläsern, und die Stripes and Stars-Flagge, zu unserer Ehre aufgezogen, flatterte lautrauschend über uns. Andern Tags hierher zurückgekehrt, kriege ich plötzlich einen Brief aus Antwerpen, eben von jenem Deutschamerikaner. Und der enthielt wirklich, nobel und delikat gefaßt, das Anerbieten freier Ueberfahrt für mich und meine Frau, wenn meine Verhältnisse, jetzt oder künftig, mir eine Auswanderung geböten oder wünschenswerth machten. Ich lehnte natürlich dankend ab, aber die Sache hat mir doch eine Freude gemacht, wie ich sie in dieser Art noch nicht erlebt hatte! —

Adieu, lieber Kindervater! Du mußt Dich ordentlich stolz in der neuen Qualität dünken. Wie wird der gute Heuberger (denn ein wackerer Mann ist er, trotz seines Bureaukratenthums) sich über dies erste Facit Eures Multiplicationsexempels freuen! Prost Neujahr! — Mit alter Liebe

Dein Freiligrath.

Karl Heinzen war hier mit seiner Frau, hat mich besucht, und ich habe natürlich vergeben. Wir haben sogar schmollirt, denn H. ist wirklich ein tüchtiger, redlicher Kerl — schroff und stellenweise auch einseitig, aber ehrlich und brav.

Wie geht es dem armen, armen Lenau? Sein Unglück hat mich tief erschüttert und die neuigkeithaschende Indiskretion der Zeitungen empört.

* * *

An Karl Krah.

Brüssel, Rue du Pachéco, 35. 2. Januar 1845.

Lieber alter Krah!

Prost Neujahr! — Ich habe eine schwere Schuld an Dich auf der Seele: Dein freundlicher und liebevoller Brief vom Febr. v. J. ist ohne Antwort geblieben, und wir sind die rothen Dächer von Vogelsang vorbeigerutscht, ohne Dir und Deiner guten Schwester die Hand gedrückt zu haben. Das war im August vorigen Jahrs, nachdem ich wenige Tage vorher die große, wenn auch mit Wehmuth gemischte Freude genossen hatte, meine Mutter und meine Geschwister nach 4 langen Jahren der Trennung und der halben Entfremdung wiederzusehen. Gott Lob, dies Wiedersehen hat die letzten Schranken niedergerissen, die Verhältnisse und Lebenswirren zwischen uns aufgethürmt hatten, und ich kann namentlich von meinen Geschwistern sagen, daß ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele wieder eben so innig an mir hangen, wie in „der guten alten Zeit." Unser Rendezvous fand auf dem

Lande, in der Nähe von Unna, statt, und die Enge der dörflichen Behausung machte es nothwendig, daß mein Bruder Karl und ich in einem Bette schliefen — ganz so, wie wir's vor Jahren im elterlichen Hause trieben. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich war. Der leise Athem des guten, ehrlichen Jungen, der mir noch im Schlafe die Hand umschlossen hielt — draußen das Rauschen meiner heimathlichen Bäume — die lieben Sterne durch's Fenster schauend — nebenan meine Mutter und meine Schwestern: das Alles machte mich schlaflos und weich, aber meine Seele war voll Glücks und Danks gegen Gott. —

Als wir dann später nach Cöln kamen, war es erst unser fester Vorsatz, Euch heimzusuchen. Aber Ida war erschöpft und sehnte sich nach Ostende; dazu kam die Masse unseres Gepäcks und der (in Voraussicht der nächsten Zukunft wohl verzeihliche) Wunsch, unsere Kasse durch einen mehrtägigen Cölner Aufenthalt nicht vor der Hand zu schwächen. Vergebt, Ihr Lieben, was nur halb unsre Schuld ist, und laßt uns ein frohes, ungetrübtes Wiedersehen von der Zukunft erflehen! Jetzt freilich ist noch an keine Rückkehr für mich zu denken, aber die Dinge werden sich drehen, und Alles wird gut werden!

Vor der Hand geht es uns hier so erträglich, wie es Einem in der Fremde gehen kann, und ich segne noch stündlich den Schritt, der mich dahin führte, wo ich jetzt stehe. Meine Stellung ist eine ganze geworden, Gott sei Dank, und ich brauche meinen Zorn nicht täglich mehr in mich hereinzufressen. Nun wird der heilige Geist schon weiter helfen.

* * *

An Karl Heuberger.

35 Rue du Pachéco, 23. 1. 45.

Unsere Elsaß-Projekte sind noch stark im Schwange. Wenn die Märzveilchen blühen, denken wir an den Vogesen zu sein, und uns dort, nicht in Straßburg selbst, wohl aber in einem der hübschen Dörfer anzusiedeln, an welchen die Umgegend reich sein muß. Wir streben weniger nach der unmittelbaren Nachbarschaft des Rheins, als vielmehr nach den Vorbergen des Wasgaus, von welchen man auf die nach Basel führende Eisenbahn, auf den Rhein und jenseits auf die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes hinab- und hinübersieht. Dort wollen wir ein Häuschen mit Garten miethen, und uns in traulicher Einrichtung wieder zu Hause fühlen, was hier in Brüssel, und überhaupt in diesem summenden, materiellen, industriellen Belgien, weder mir noch meiner Frau recht gelingen will. Das Elsaß ist jedenfalls deutscher, heimlicher, gemüthlicher.

Was soll ich Ihnen sonst noch schreiben? Politica etwa? Gott bewahre! Ich sehe mit jedem Briefe, den Sie mir schreiben, mehr ein, daß unsre Standpunkte zu himmelweit von einander verschieden sind, als daß je an Einigung, selbst an ein Zusammentreffen auf dem halben Wege zu denken sein könnte, und habe mir drum vorgenommen, meinerseits wenigstens einen Gegenstand in unsrer Correspondenz für immer fallen zu lassen, dessen Besprechung ohnehin zu keinem Ziele führen, sondern nur dazu dienen kann, uns einander zu entfremden. Darum fort mit der Politik — nicht aus meinen Gedichten, wohl aber aus unseren Briefen! Es gibt Gottlob der Punkte noch genug, in welchen wir miteinander harmoniren, und es würde mich in tiefer Seele schmerzen, wenn diese sonstigen Harmonien durch ein zu beharrliches Herumtupfen auf der Einen wunden Stelle unsrer Freundschaft je gestört werden sollten. Wozu überhaupt die ewigen Debatten über das „Glaubensbekenntniß", ein Ereigniß, das jetzt Monate hinter mir liegt, und das nächstens einer neuen „That in Worten" Platz machen wird und muß? Amen, Selah!

Ich könnte Ihnen auf Alles, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe zuschanzen, die Hülle und Fülle erwidern, aber ich unterlasse es, weil ich Sie und den Frieden, d. h. den Frieden mit Ihnen, zu lieb habe. — Wie ernst übrigens ist diese Zeit! Durch Freundschaften, durch den Kreis der Familie sogar schreitet sie eisernen Schrittes mitten hindurch, rechts und links scheidend und sondernd, und sich wenig darum kümmernd, was durch sie entzwei gerissen wird! Möchte es uns vergönnt bleiben, auch aus verschiedenen Lagern nach wie vor liebevoll und theilnehmend uns die Hand zu reichen! Das ist mein innigster, heißester Wunsch! —

* * *

An Lorenz Diefenbach.

Brüssel, 31. Januar 1845.

Prost Neujahr, lieber Diefenbach! — Vergieb, daß ich Deinen warmen, herzlichen Brief erst jetzt beantworte, und laß Dir auch meinen verspäteten Dank für denselben gefallen. Er hat mir und meiner Frau einen frohen Tag gemacht. Wir leben hier sehr still und zurückgezogen, fast einzig auf uns selbst beschränkt, und wenn das auch im Grunde genug ist, so thut doch ein lieber Freundeszuruf aus der Heimath immer wohl! Dank und Handschlag! —

Von meinem Glaubensbekenntniß will ich nur wenige Worte sagen. Das ist nun eine alte Geschichte, die mit allem Süßen und allem Bitteren, was sie mit sich brachte, hinter mir liegt und bald Neuem Platz machen

muß. Die Hauptsache: „mit meinem Gewissen in's Reine zu kommen, und mir eine unzweideutige Stellung zu schaffen," hab' ich erreicht, und kümmere mich drum wenig um alles Geschwätz und alle Verlogenheit rechts und links.

Nun von Frühlingsplanen! Belgien und Brüssel gefallen weder mir noch meiner Frau mehr. In diesem industriellen Summen und Schwirren in diesem dickköpfigen Katholicismus, in dieser Nachäfferei französischer Art und französischer Unart werden wir uns nun und nimmer heimisch und zurecht finden. Dabei ist das Leben unanständig theuer — chambres garnies und Restaurationsküche widern uns an — wir müssen wieder ein eigen Häuschen und einen eigenen Heerd haben. Da uns nun aber Preußen, wie ich aus sicherer Quelle weiß, für's Erste noch verboten ist, und ich keine Lust habe, mich durch eine voreilige Rückkehr dem heimlichen Verfahren in die Hände zu liefern, so denken wir stark an's Elsaß oder an die Schweiz, namentlich an letztere, und werden wohl schon im März unsre Entdeckungsreise antreten. Ich über Thionville und Metz, meine Frau und meine Schwägerin, die seit Kurzem unser Exil mit uns theilt, über Cöln und Mainz — in Straßburg treffen wir dann zusammen. Du kennst ja die Schweiz; schreib' mir doch, wo sie am schönsten und am billigsten ist! Wir werden jedenfalls auf's Land ziehen — sind die Ufer des Zürcher Sees theuer? Oder wo ist sonst gut hausen? Und hast Du nicht Lust, Dich mit überzusiedeln? Ach, wer erst dort wäre! — Halt' diesen Plan aber vorläufig noch für Dich!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüssel, 5. Febr. 1845.

Lieber Dietwalde!

Meinen Brief vom 9. Novbr. v. J. wirst Du erhalten haben. Ich zeige Dir nun mit Gegenwärtigem an, daß ich im Lauf des nächsten Monats Belgien verlassen und über Thionville und Metz zunächst nach Straßburg säuseln werde. Nicht um dort zu bleiben, sondern einstweilen nur, um mir den Münster zu betrachten und um Weiteres in seinem Schatten zu planiren. Könnten wir uns nun bei dieser Gelegenheit nicht einmal wiedersehen, nicht einmal wieder die Hand drücken, nicht einmal wieder einen bescheidenen Zopf riskiren? O Dietwalde, wie lange ist es her, seit wir in der Wernerskirche bei Bacharach den letzten Heurigen tranken! Jener Heurige, hätten wir ihn am Leben gelassen, wäre nun auch schon nicht der Jüngste mehr. Es ist wahrlich Zeit, daß wir der Tage, die da waren, bei einem kühlen Trunke wieder gedenken! Mich verlangt Dich wiederzusehen!

For auld lang syne, my dear,
For auld lang syne,
We'll have a cup of kindness yet
For auld lang syne!

Burns.

Also schreibe mir bis Anfang März poste restante nach Straßburg, ob Du Lust und Zeit hast, mir einen Tag unter'm Münster zu gönnen! Ich lasse Dich dann antwortlich sofort wissen, an welchem ich Dich erwarte. Du hast ja auf der Eisenbahn nur wenige Stunden bis Straßburg.

Vale, lieber Alter! Empfiehl mich Deinen Schildkrotten, deren ich oft gedenke.

Semper tuus

Dietwaldus.

* * *

An Karl Buchner [auf einem Quartbogen mit Bild].

Brüssel, 10. Febr. 1845.

Die nebenstehende Illustration, herzlieber Freund, stellt eine Geburtstagsfeier vor. Der Mann im violetten Schlafrock ist ein gewisser „alter Herr", der übermorgen so und so viel Jahr alt wird, der gratulirende Jüngling aber bemüht sich, den bekannten Verfasser des Glaubensbekenntnisses zu repräsentiren, wie er, in die Farben der Unschuld und Treue gekleidet, seine geburtstäglichen Wünsche kindlich an den Tag legt. Sie, lieber Freund, der Sie jenen wie diesen persönlich zu kennen das Glück haben, werden über die frappante Aehnlichkeit erstaunt sein, und nicht minder sofort enträthseln, was der brave Gratulant dem nicht minder braven Violetten durch die Blume zu verstehen gibt. „Lieber Freund und alter Herr", will er sagen, „tausend herzliche Glückwünsche zu Deinem Geburtstage! Was Du erflehst und was zu Deinem Heil gereicht, sei Dein — immer ein so schöner Schlafrock, immer so schöne weiße Unerwähnbare, immer so saubere rothe Pantoffeln, immer ein so hoffnungsgrüner, blumenreicher Teppich! Vor allen Dingen aber bleibe Deine Wange so roth, Dein Haar so braun, bleibe Deine Stirn so runzellos, wie ich sie jetzt vor mir sehe! Und stets auch sei Deine Hand so segnend gegen mich erhoben (denn zu einer Ohrfeige holst Du doch hoffentlich nicht aus?), wie eben heute!" —

Soweit die Illustration und der Scherz! Was ich im Ernst meine, wissen Sie! Also ein herzlicher, treuer Handdruck und Alles was in ihm liegt! Gott mit Ihnen und den Ihrigen, denen er Sie noch lange, lange erhalten wolle! —

Alles, was Sie über Ihre literarischen Arbeiten und Häusliches schreiben,

erregte, wie immer, mein Interesse und meine Theilnahme. Von meinem Fleiß, über den Sie Auskunft wünschen, läßt sich nicht viel berichten. Der Poet muß, wenn er eben einen Sturm in der öffentlichen Meinung erregt hat, diesen Sturm erst ganz austosen lassen, eh' er sich zu neuen Schöpfungen rüsten kann. So ist es denn gekommen, daß ich, ein paar Gedichte ausgenommen, nur wenig geschaffen habe diesen Winter. Dagegen sind (ich bitte Sie aber dies vorläufig noch für sich zu behalten!) ein paar größere Pläne in mir aufgestiegen, die ich bei erster völliger Muße, neuer traulicher Einrichtung und Abwesenheit aller der Störungen, die mich hier trotz aller Eingezogenheit dennoch verfolgen, auszuführen gedenke, und von welchen ich Ihnen dann ausführlicher schreibe. Ihren Bauernkriegsvorschlag will ich mir ad notam nehmen; vielleicht daß ich dazu komme; der Gegenstand hat eine Menge allgemein menschlicher Motive, die in die jüngsten Bewegungen der Gegenwart fast prophetisch hereinragen.

Mit Heinzen hat sich, nachdem er zuerst sich mir genähert hatte, ein freundschaftliches Verhältniß ziemlich wieder gemacht. Es ist nun Alles wieder gut — ich konnte nur nicht anfangen. H. ist brav und ehrlich, aber sein Gesichtskreis scheint mir ein wenig enge. Mit Grün, der allerdings etwas sehr anmaßend, ist er total zerfallen. Es ist ein wahrer Jammer, daß sich die Kräfte der Opposition nicht concentriren wollen zum gemeinschaftlichen Wirken. Liberale, Radikale, Communisten, Sozialisten — das schimpft und wüthet gegen einander, statt sich vor der Hand auf den Einen allgemeinen Feind zu werfen und nachher über Prinzipien sich zu verständigen. Die Absoluten verstehen das besser; sie bilden eine feste, geschlossene Masse, und lachen über die Uneinigkeit im feindlichen Lager in ihr Fäustchen. Seit einer Woche ist auch Marx hier, ein interessanter, netter, anspruchslos auftretender Kerl. Er wird nach einiger Zeit wahrscheinlich eine Zeitschrift hier begründen und dann auch andere Kräfte hierherziehen. Seine und Ruge's Ausweisung aus Frankreich auf preußische Requisition, ist doch eine wahre Schmach! Für beide Länder! Selbst Humboldt's neueste Reise nach Paris soll mit in Bezug auf diese Angelegenheit unternommen worden sein!!

* * *

An Karl Simrock.

Brüssel, den 16. Febr. 45.

Zuerst meinen allerherzlichsten Dank für Deine freundlichen Geschenke, die mir wie meiner Frau eine wahre Erquickung in diesem einsamen stillen Winter gewesen sind. Das kleine Heldenbuch ist wieder köstlich, und in ihm ist zumeist „Walther und Hildegunde" unser Liebling geworden. Das ist

ein Kleinod, eine Perle, ein Juwel, an dem man sich nicht satt sehen kann, das man immer und immer wieder vornehmen und sich daran erfreuen muß. Welche Zartheit und Innigkeit, bei aller Todtschlägerei! Wäre ich Cotta, ich ließe eine Einzelausgabe dieses Gedichts mit Illustrationen von Neureuther oder sonst einem Kerl, der's versteht, an's Licht treten. Es ist eine Fülle von Bildermotiven drin; es ist Alles so anschaulich und greifbar, daß man's nur gleich hinmalen möchte! Schade, daß ich nicht zeichnen kann! Die Geschichte steht vor meiner Seele, als wäre ich selbst mit dabei gewesen. Und wie ist Dir auch hier der Nibelungenton geglückt! Wer, dem man's nicht sagt, sollte ahnen, daß hier aus mönchslateinischen Hexametern eine Uebertragung vorliegt! Du bist ein Hauptkerl, Simrath! Hol' mich der Teufel, es ist mir eine wahre Wonne, Dir so recht aus voller Seele meine Freude und meine Bewunderung auszusprechen! Du stiftest Dir mit Deinem Heldenbuche ein Denkmal in unserer Literatur, an dem wir lyrischen Unraste mit Staunen emporblicken, und das, wenn die Masse auch nur langsam zu seinem Verständnisse reift und zu seiner Anerkennung sich bequemt, eben darum vielleicht um so dauernder und gewurzelter die Freude und der Stolz einer stillern Zeit, eines weniger mit sich selbst beschäftigten Geschlechts sein wird. Du kannst das mit Ruhe abwarten; die's verstehen, lieben und preisen Dich schon jetzt; ich wollte, Du sähest einmal alle die Briefe, in welchen man mir begeistert und entzückt von den Amelungen und dem kleinen Heldenbuche geschrieben hat. Auch die zwei neuen Volksbücher und die Sammlung Deiner Gedichte haben uns manchen stillvergnügten Abend bereitet. In letztern fand ich natürlich eine Unzahl alter Bekannten, aber auch viel Neues, dessen ich mich freuen und woran ich mich erquicken konnte. Insonderheit haben mir die Bonner Fastnachtslieder ungeheuren Spaß gemacht. Die „Siwe-schläfer" sind kostbare Gesellen. Das ist ganz der trockne Simrath'sche Humor, ehrbar und ernst und den Schalk nur in den Mundwinkeln verstohlen zur Schau tragend. Ich könnte Dir noch hundert andre Lieder nennen, die mir ein Labsal gewesen sind, aber wozu die Aufzählung des Einzelnen? Genug (und auch das zu versichern, klingt beinahe wie Anmaßung), daß mir das Ganze den wohlthuendsten, befriedigendsten Eindruck hinterlassen hat, und daß es mir eine Beruhigung ist, nun auch Deine Lyrica sicher unter Einer Decke zu wissen. — Dein Fleiß im letzten Jahr ist übrigens stupend; eben lese ich auch die Buchhändleranzeige über Dein Dombuch und Deine heil. Rocks-legende, und ich bin ganz gefaßt darauf, in den nächsten Tagen wieder etwas Neues von Dir angekündigt zu finden. —

Belgien gefällt mir gar nicht. Nichts als Geld, nichts als Industrie — schnöder, arroganter Materialismus! Keine Treuherzigkeit, keine Gemüthlichkeit!

Dabei Alles theuer! Du merkst, wo das hinaus will? — Nun ja, Anfang oder Mitte März gehen wir fort! In die Schweiz — nicht zu den Schweizern! Dort hat man wenigstens Natur (nach der besonders meine Frau wahrhaft lechzt) und die denn doch am Ende die rechte und einzige Trösterin ist und bleibt — auch im Exil!

Nach Preußen kann ich nicht zurück und will es auch nicht, selbst wenn ich dürfte. Ich muß ja doch bald einmal wieder das Maul aufthun, und dann wär' es ja nur die alte Geschichte. Am Vierwaldstätterse erfahr' ich auch schon, welch ein Mondkalb von Constitution Se. Majestät uns zu verleihen geruhen wird. Oder ob es nur eine offizielle Erfindung gewesen ist, um die heurigen Provinzialstände recht weich, recht nachgiebig, recht erwartungsselig zu machen. — —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüssel, 7. März 45.

Liebster Dietwalde,

Allerfürtrefflichster Siegfried,

Ganzhürnerner Ganzhorn und Schildkrötenbesitzer!

Deinen Brief vom 6. Februar habe ich wohl erhalten, und wird dagegen der meinige vom 5. ejusdem richtig in Deine Hände gelangt sein. Indem ich mir die ausführliche Beantwortung des ersteren bis zum Wiedersehen vorbehalte, wollte ich Dir mit Gegenwärtigem einzig vermelden, daß besagtes Wiedersehen demnächst in optima forma vor sich gehen kann. Ich treffe nämlich, wenn nicht der leibhaftige Satan oder sonst eine höhere Macht mich daran hindert, künftigen Donnerstag, als am 13. Martis, um die zwölfte Stunde zu Straßburg ein, und werde daselbst bis zum 15. Abends in Erwartung Deiner, o Dietwalde, wie auch Deiner ganzhürnernen Schildkröten verharren. Dieser Zettel, rechne ich aus, ist am 12. in Deinen Händen, und Du hast also Zeit, Deine Arrangements zu treffen. Komm, wann und sobald Du kannst! Von Straßburg aus schreib' ich Dir nun nicht mehr. Erfragen mußt Du mich in obbemeldeter Stadt bei Dr. Gustav Mühl, Dornengasse Nr. 8.

Also: auf ein frohes frühlingsfrisches Wiedersehen! Mögen uns die Iden des Märzes heuer mehr Fidelität bringen als weiland dem in Gott ruhenden Julio Cäsari! Die gebackenen Leopoldi grüßen, und ich bin mit Herz und Hand Dein alter Dietwaldus.

* * *

An Ida Freiligrath.

Metz, Freitag. [14. März 1845.]

Lieber guter Engel!

Ich schreibe Dir heute nur diese wenigen vorläufigen Zeilen aus Metz, damit Du nicht allzulange auf Nachrichten aus Straßburg warten mögest, die ich erst übermorgen werde loslassen können. Die Wege von Namur bis hier waren schrecklich, und es ist nur zu verwundern, daß die Diligence mit sammt allen Passagieren nicht den Hals gebrochen hat. Vom späten Ankommen darf man heute nichts Böses reden, wenn man überhaupt nur angekommen ist. Nun ist aber das Gebirg mit seinem Schnee, seinen Schluchten und seinem Glatteis überwunden, das war das Schlimmste! Wir sind stundenlang gegangen, weil der Wagen jede Minute glitschte und umzuwerfen drohte. Wir hatten manchmal 10 Pferde vor, der Hemmschuh ist einmal zerbrochen u. s. w. u. s. w. — Aber, wie gesagt, jetzt ist Alles überstanden, wir sind im Ebenen und morgen in Straßburg. Möge es Dir nur gut gegangen sein! Meine Sorge um Dich und meine Sehnsucht nach Dir kennen keine Grenzen. In Zürich finde ich doch sicher einen Brief?

In einer Stunde geht es weiter über Nancy nach Straßburg, wo wir morgen Nachmittag ankommen. Uebermorgen schreib' ich Dir ausführlich; aber schon nach Darmstadt, da der Brief jedenfalls zu spät nach St. Goar kommen würde. — Wie geht es Dir aber, mein gutes, süßes, herziges Leben? Hoffentlich gut, und Gott wird weiter helfen! Er schütze und behüte Dich! Grüße Mariechen und Landraths tausendmal. In alle Ewigkeit

Dein Nandi.

* * *

An dieselbe.

Straßburg, Montag. [17. März 1845.]

Herzensweib!

Die wenigen Worte, die ich mit vor Kälte zitternder Hand in Metz an Dich auf's Papier warf, werden hoffentlich gestern oder heute bei Dir eingelaufen sein. Fast thut es mir leid, daß ich Dir damals meinen nächsten Brief nicht mehr nach St. Goar, sondern schon nach Darmstadt zu schicken versprach. Seit ich Metz verlassen habe, ist der Winter wieder mit solcher Heftigkeit eingebrochen (selbst auf das gestrige Thauwetter hat es diese Nacht wieder gefroren und tüchtig geschneit), daß ich Gott weiß was drum gäbe, wenn Du diesen Brief noch in der sichern und warmen Landrathur erwartetest und Dich eben jetzt nicht den Unannehmlichkeiten der Weiterreise nach Darmstadt aussetztest. Wenn ich daran denke, daß Du den Rhein (bei

Mainz) wahrscheinlich im kalten, glitschigen, mit Menschen vollgepfropften Nachen passiren mußt, so stockt mir der Athem, und mir bleibt Nichts übrig, als Alles in Gottes Hand zu legen, und ihn um seinen Schutz für mein Theuerstes auf der Welt, für meine liebe, einzige Ida, zu bitten. —

Nun laß' mich Dir noch Etwas von meiner Reise erzählen! Gleich nachdem Ihr fort wart, bat mich Heinzen dringend, noch einen einzigen Tag zu warten, da er nun unfehlbar einen belgischen Paß bekommen würde. Du wirst mich tadeln; aber ich konnt' es ihm nicht abschlagen, und so sind wir denn erst Dienstag Abend abgesegelt. Herr Gott, wie öde war unser Logis! Ein Besen hier, ein Kehrblech da — Staub in allen Ecken! Es war zum Verzweifeln, ich alter Esel hatte Thränen in den Augen!

So waren wir denn Mittwoch früh in Namur, wo wir einen halben Tag liegen bleiben mußten, und einstweilen Stadt und nächste Umgegend in Augenschein nahmen. Letztere ist wirklich reizend und muß im Sommer prachtvoll sein. Die Ufer der Maas, welche hier die Sambre aufnimmt, sind köstlich — Alles in kleinerm Maßstabe, als der Rhein, aber doch schön und voll Charakter. Dazu schien die Sonne, eine erste Bachstelze hüpfte auf den Uferkieseln, es war wie lauter Frühling. Aber die „Träuflung kam hintennach." In den Ardennen packte uns der Winter mit verdoppelter Malice. Ich erinnere mich keiner mühevolleren und garstigeren Tour, und selbst Heinzen setzt einige Momente der Fahrt den schlimmsten seiner batavischen Reise an die Seite. Doch haben wir auch viel gelacht, namentlich über eine Nachtscene zwischen Longwy und Metz, wo Heinzen (durch eine Flasche Lothringischen Landweins inspirirt) plötzlich aus dem Wagen springt, meinend, wir wären „in einer großen Stadt." Die weißen Felder und Bäume mußten ihn an Marmorsäulen und Paläste erinnern. Der Wagen rollt inzwischen lustig weiter. Heinzen, seinen Irrthum gewahr werdend, hinterdrein. Endlich hat er den Wagen, aber an einer Stelle der Chaussee, wo er zwischen festgefrornen fast manneshohen Schneemauern rollt. Mit Gefahr seines Lebens, trippelnd und lavirend, drängt sich H. zwischen Schnee und Wagen, reißt die Thür auf, und springt mit kühnem Satze, mit der vollen Wucht seines Leibes und seiner langen Beine, in die Maschine hinein. Das ist aber zweien französischen Damen, die grad' an der Thüre sitzen, nichts weniger als angenehm. Sie packen ihn (buchstäblich wahr!) mit erdrosselndem Griff an die Kehle, schreien: „ah, le brigand!" und eine Scene des Kampfes erfolgt. Heinzen siegt ob, und drängt sich durch bis in die entgegengesetzte Ecke, mir gegenüber. Aber nur nachdem Schleier zerrissen, Hühneraugen zertreten und Schimpfworte von beiden Seiten ausgestoßen sind. Hierin war namentlich Heinzen groß. Ich konnte vor

Lachen über sein lästerliches Lästerfranzösisch nicht zu mir kommen. „Vous (sprich à la Heinzen: fous) n'êtes pas des femmes, fous êtes des hyènes, fous êtes des Haifische, fous — fous — fous — êtes des pucelles! Hierauf sank er in seine Ecke, und entschlief sanftselig auf einem mitgeschleiften Plüschhut der einen Dame, der am nächsten Morgen beim Aussteigen in Pfannenkuchengestalt, unter den Grenzen seines Daseins hervor, kläglich aus dem Wagen zu Boden fiel. —

In Metz hätten wir wieder 24 Stunden liegen bleiben können, wenn wir nicht vorgezogen hätten, über Nancy zu gehen. Der kleine Umweg wurde durch die Gewißheit, am nächsten Morgen 5 Uhr (vorigen Samstag) sicher Gelegenheit nach Straßburg zu finden, reichlich aufgewogen. Und so ging's denn nach Nancy und von dort hierher. In dem Stück Vogesen aber, das wir passiren mußten, war es wieder entsetzlich. Schneesturm, zerbrochene Fenster, besoffener Conducteur, drohender Wagenumsturz — ganz wieder die alten Geschichten. Wir kamen auch volle 12 Stunden zu spät nach Straßburg, gestern Morgen 9 Uhr. Ich war dumpf, betäubt und verschnupft. Mühl aber, der Medicus, verordnete mir sofort ein „Fußwasser", darauf lag ich zu Bett bis heut' Morgen, und bin jetzt, nachdem ich den Münster bestiegen und mich im Nest umgesehen habe, wieder so frisch wie ein Vogel. Die Straßburger Fußwasser sind vortrefflich. Uebrigens ist jetzt wieder entschiedenes Thauwetter, und Straßburg ist in ihm keine Stadt, sondern eine Sauce. —

Die Revue des deux mondes vom 1. März hat zwei Bogen über mich von St. René-Taillandier, Lob und Tadel gemischt. Der Kerl hat doch richtig erkannt (und sich aufs Allerehrendste ausführlich darüber ausgesprochen), daß ich durch einen Theil der Glaubensbekenntniß-Gedichte ein neues Genre in der deutschen politischen Lyrik aufgebracht habe.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Straßburg, Hotel zur hohen Steige,
Montag, 17. März 45.

Lieber Dietwalde!

Die Ardennen und Vogesen waren voll Schnee und Glatteis, wir haben in Namur, Metz und Nancy halbe Tage lang liegen bleiben, stellenweis 10 Pferde vorspannen, ganze Stunden durch den kniehohen, gefrorenen Schnee neben der Diligence herlaufen und sekundlich ihres Umsturzes gewärtig sein müssen. So, lieber Alter, hat es sich zugetragen, und dieß ist der Grund, daß ich, gegen alle Berechnung und Erwartung, erst gestern Morgen

½9 Uhr hier eingetroffen bin. Nachdem ich mich durch einen warmen Kaffee erquickt und ein wenig abgebürstet hatte, lief ich gleich zu Mühl und sodann mit ihm in den Rebstock. Da warst Du denn, wie der dicke Hospes mir mit Leidwesen versicherte, schon seit 9 Uhr fort nach Kehl, und mir blieb nur das Nachsehen, und mit ihm der Schmerz, Dich nicht begrüßt, Dich vergeblich nach Straßburg gesprengt zu haben! Vergieb mir, was ich nicht voraussehen konnte und woran ich ohne Schuld bin! Und laß' uns nun ein späteres, frohes Wiedersehen hoffen, und sei herzlich bedankt für die Liebe, die Dich auch bei diesem schnöden Spätwinter den weiten Weg hierher nicht scheuen ließ! Morgen geh' ich über Basel nach Zürich, an dessen Seeufern (nicht in der Stadt selbst; wir beide, ich und meine Frau, lechzen zu sehr nach der Natur) ich ein neues ländliches Asyl à la St. Goar zu finden hoffe. Dort wirst auch Du mich aufzustöbern wissen. Gern siedelte ich mich in Deinem Neuenburg an, was nach der Vignette Deines Briefes lieblich und anmuthig sein muß, aber ich bin auch in den süddeutschen Staaten, wenn auch vor Auslieferung, dennoch aber nicht vor Ausweisung sicher, und auch eine Ausweisung würde dem eben Neuangesiedelten wehe thun. Ich meine, was die Kosten eines abermaligen Umzugs angeht u. dgl. Zudem würde ich mir ja durch die Rückkehr in einen Bundesstaat für Künftiges die Hände binden; zudem würde das Ding wie eine Concession aussehen, und Concessionen mach' ich nicht.

Also nach der Schweiz! Wenn Du mir eine rechte Liebe erweisen willst, so schreib' mir bald einmal nach Zürich, poste restante.

Adieu Hürnerner! Ich bin wie immer Dein alter Getreuer

Dietwaldus.

* * *

Von Basel begab sich Freiligrath nach dem Zürchersee, in der Hoffnung, zunächst auf Schweizerboden einen stillen Poetenwinkel zu finden. Dazu war freilich die Zeit nicht die günstigste; gerade damals war die Schweiz durch das Umsichgreifen der Jesuitenherrschaft in Luzern und die dagegen versuchten Freischarenzüge aufs tiefste aufgewühlt, und Freiligrath dankte es nur einer freundlichen Duldung des Kantons St. Gallen, daß er am sonnigen Ostufer des Züricher Sees, in dem anmutig gelegenen Landhause Meyenberg bei Rapperswyl, mit dem Blick auf das kleine Inselchen Ufnau, welches Huttens Asche birgt, eine Stätte der Ruhe fand. Es war Zeit, daß er eine Stelle gewann, da er stehen konnte. Denn hier ward ihm der heiße Wunsch der vier ersten Ehejahre erfüllt, wurde ihm am 11. September

1845 seine Tochter Katharine, gemeiniglich von den Eltern Käthe genannt, geboren. Die mitgeteilten Briefe zeigen uns die unsägliche Freude, mit welcher das Töchterlein von unserm Dichter aufgenommen ward, zu dessen Eigenschaften der tiefste Familiensinn gehörte.

So verbrachte Freiligrath, während ringsum politischer Hader tobte, einen stillvergnügten Sommer und Herbst am lachenden Strand des Züricher Sees, unbeschränkter Gebieter eines kleinen hübschen, ganz möblirten Hauses, sowie eines Gartens, in dem er Spargeln stach und Gurken zog. Der bescheidene Hauswirt, der Apotheker des Städtchens, kam bisweilen zum Besuch, wohl auch dieser oder jener Bürger von Rapperswyl oder einer der Patres aus dem nahen Kapuzinerkloster; aber auch an vorüberfahrenden oder eigens, um Freiligrath zu begrüßen, herbeikommenden Besuchern fehlte es nicht. Da kam von Zürich Franz Liszt, um dem Dichter seine Komposition von „O lieb, so lang du lieben kannst" vorzuspielen; aber der zum Mobiliar des Hauses gehörende jammervolle Rappelkasten hauchte unter des lachenden Künstlers Händen seinen letzten Seufzer aus; es kam der Nordamerikaner Bayard Taylor auf seiner ersten großen Reise, ein beredtes Zeugnis, wie lebendigen Widerhall Freiligraths Glaubensbekenntnis jenseits des Meeres gefunden, wie denn damals von Milwaukee aus dem flüchtigen deutschen Dichter eine kleine Farm zum Geschenk angeboten ward. Es kam Gabriel Riesser aus Hamburg, nachmals treffliches Mitglied des Frankfurter Parlamentes, und aus Italien heimkehrend der arme Heinrich Stieglitz, welchen der freiwillige Tod seiner Frau nicht aus einem halben in einen ganzen Dichter zu verwandeln vermocht hatte.

An Zuspruch von Gästen fehlte es also nicht. Im übrigen ist es erklärlich, wenn der Aufenthalt in der stillen Ecke am Zürichersee, so lachend die Aussicht sich auf- und abwärts breitete, dem Dichter auf die Dauer nicht zusagte, welcher an den mannigfachen Wechsel des Rheinlandes gewöhnt war. Es drängte ihn, in einer politisch vielbewegten Zeit mit der Welt in Berührung zu bleiben, und außerdem galt es einer drohenden Ausweisung aus dem ultramontanen Kanton St. Gallen auszuweichen; so siedelte er im Spätjahre nach Hottingen bei Zürich über, in das Hauptquartier der deutschen politischen Flüchtlinge der vormärzlichen Zeit. Es war das, scheint mir, nicht zum Vorteil weder seiner eigenen politischen Anschauung, noch zu demjenigen seiner Dichtung, daß er in denselben überhitzten Dunstkreis politischer Parteileidenschaft geriet, aus welchem vier Jahre früher die Gedichte eines Lebendigen hervorgegangen waren. Der Grund liegt nahe. Adolf Strodtmann, ein Freund des Dichters und gleich ihm jahrelang in der Fremde umgetrieben, entwickelt denselben in schlagender Weise in seinen Dichterprofilen, bei der

Besprechung von Herwegh; er sagt: „Das Exil ist immer ein Fluch, zumeist aber für den Dichter, den das kühne Aussprechen seiner politischen Ansichten in die Verbannung trieb. Jedenfalls ist es eine Ausnahme von der Regel, wenn ein Poet, der Jahrzehnte lang flüchtigen Fußes in der Fremde umherirrte, die Seelengröße besitzt, uns in einer Divina commedia einen Spiegel der tiefsten innern Kämpfe seiner Zeit zu hinterlassen, dessen ernste Wahrheit auf seine Zeitgenossen mit der versteinernden Kraft eines Medusenhauptes wirkt und noch die späte Nachwelt zur Bewunderung zwingt. Auch blieb ja Dante, von einem kurzen Aufenthalt in Paris abgesehen, nach der Verbannung aus Florenz auf italischer Erde, nicht allzuweit von seiner Vaterstadt entfernt, an deren Fehden er als eines der angesehensten Häupter einer mächtigen Partei bald in offenem Kriege, bald in geheimer Verschwörung noch unmittelbar theilnahm. Anders die Mehrzahl jener deutschen Schriftsteller, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in's Exil zogen, um der ihnen beständig drohenden Gefahr kleinlicher Preßprocesse und langjähriger Kerkerhaft zu entrinnen. Sie theilten nothgedrungen das allgemeine Loos des politischen Flüchtlings, welcher, losgerissen von den festen Wurzeln des Vaterlandes, bald jeden unbefangenen Blick, jedes sichere Verständniß für die öffentlichen Zustände und die Entwicklung des staatlichen Lebens in der Heimat verliert. In Unkenntniß über die allmählich sich ändernde Stimmung ihrer Nation, über die tiefen Umwandlungen, welche sich in Geist, Gemüth und Charakter derselben vollzogen, beurtheilten sie den Gang der Ereignisse einzig nach dem Pulsschlag ihres eigenen Herzens, das in der Einsamkeit der kalten Fremde voll unruhiger Erwartung immer schneller und stürmischer zu pochen begann. Sie sahen ja nicht das langsame, aber kräftige Aufgehen und Heranwachsen der Keime, welche sie vielleicht selber dereinst ausgestreut hatten; denn alle Frucht politischer Entwicklung reift langsam, und die Ernte, wie reich und golden sie sei, entspricht nicht immer den Vorstellungen, welche sich der ungeduldige Säemann von ihrer Quantität oder Qualität gemacht hat. Auch die politischen Ideale sind dem allgemeinen Naturgesetz des Wechsels und der Umbildung, den günstigen oder ungünstigen Einflüssen der geschichtlichen Temperatur unterworfen; das vergißt derjenige nur zu leicht, welcher in der Abgeschiedenheit des Exils starr und trotzig an seinen Jugendträumen festhält und in grollende Bitterkeit versinkt, wenn ein neues Geschlecht sich um ein neues Panier mit veränderter Inschrift schaart. Die alten Freunde in der Heimat, welche dereinst seine Kampfgenossen waren und mittlerweile in ernster, täglicher Arbeit mit ihrem Volke zu neuen Zielen fortgeschritten sind, erscheinen seinem verdüsterten Gemüthe dann wohl gar als Abtrünnige und Renegaten, und er schmäht sie, weil sie nicht, gleich ihm, in entwicklungsloser

Principienstarrheit bei der verblaßten Fahne geblieben sind, die sie vor Jahren so hoch hielten, unter deren Zeichen aber heute keine Schlacht mehr geschlagen wird."

Das war auch Freiligraths Geschick. Von den deutschen Flüchtlingen, in deren Kreis er trat, sagte ihm im Grunde der Darmstädter Wilhelm Schulz am meisten zu, ein tüchtiger Mann, gemäßigter Gesinnung, Karl Buchners Freund; auch Adolf Follen gehörte zu dem älteren Geschlecht, welches trotz trüber Erfahrungen im Vaterland die fernere Entwickelung Deutschlands keineswegs mit pessimistischen Augen ansah. Anders der jüngere Zuzug, mit welchem Freiligrath gleichfalls in Berührung kam, Arnold Ruge, Karl Heinzen, leidenschaftliche Köpfe, voll von unausgegorenem Radikalismus, nicht bloß in politischen, sondern auch in sozialen und religiösen Fragen. Wenn Freiligrath auch, ungeachtet seiner ihm schon zu Amsterdam von dem trefflichen Johannes Müller vorgeworfenen Unkirchlichkeit, bezüglich seiner tiefinnersten Überzeugung viel zu sehr gefestigt war durch eine gewissenhafte Erziehung und angeborene gediegene Seelenart, als daß er sich in wüste Verneinung hätte hineinreißen lassen, so entsprach es doch ganz seinem knorrigen westfälischen Charakter und zugleich seinem Wesen als Dichter, wenn er hinsichtlich seiner politischen und sozialen Anschauungen, unter den Eindrücken der in der Schweiz herrschenden fieberisch erregten Stimmung, erheblich weiter auf die Linke trat als bisher und dieser Gesinnung auch in den damals entstandenen Dichtungen Ausdruck gab.

Das Schlimme ist nur, daß der Dichter, eben weil er Dichter ist, die politischen Gegensätze allzuscharf aufzufassen und darzustellen geneigt ist, daß der Dichter, indem er sein Lied im Kampfe des Tages erklingen läßt, selbst von der höheren Warte der Dichtung auf das Schlachtfeld der Parteien hinabsteigt; die Gefahr liegt dann allzu nahe, daß die edeln Klänge der Dichtung sich in einen unmelodischen leidenschaftlichen Schlachtruf verwandeln. Das war nun zwar bei unserem Freunde nur selten der Fall; Freiligrath war viel zu sehr Dichter, um lediglich gereimte Leitartikel zu schreiben; er bleibt Poet, auch wenn er mit einer grandiosen rednerischen Fülle das Sturmlied der Revolution singt; auch jetzt noch bewahrt er sich so gut wie immer die wahrhaft erstaunliche Gestaltungskraft, die Vorliebe zur Darstellung des Dramatisch-Packenden, eine wunderbare Fähigkeit, die Empfindung in Handlung umzusetzen; er unterscheidet sich dadurch, wenn er auch sonst zu Herweghs Parteidichtung herabsteigt, vollständig von dem Nebenbuhler; dabei sind Sprache und Versbau von einer wundersamen Fülle und Größe; kurz, mögen wir auch die politische Anschauung des Dichters nicht teilen, als vollen Dichter müssen wir ihn bewundernd gelten lassen.

Da ist zuerst das großartige Gedicht „Leipzigs Todten!“ mit dem unheimlichen Kehrreim:

Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Ihm folgt „Requiescat“ vom Februar 1846, eine ernste Selbstschau, ein Vermächtnis fast des Dichters an sein Volk. Er sieht den Proletarier des Geistes — ein freundliches Geschick hat ihm selbst so Trostloses abgewendet, aber dem heimatlosen Flüchtling mochte der Gedanke manchmal durch die Seele zucken — alternd, von der Sorge gehetzt, vom Mangel gepeitscht,

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen,
Bettelkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Das Gedicht ist mit warmem Herzblut geschrieben; gottlob, daß der poëta vates, dessen Freiligrath mehrfach gedenkt, diesmal allzuschwarz in die Zukunft sah; und doch, wer steht uns dafür, daß es ihm in seiner englischen Dienstknechtschaft nicht bisweilen so zu Mute war?

Ganz und gar in die Arena des politischen Parteikampfes tritt der Dichter mit dem 1846 erschienenen Heftchen Ça ira. Freiligrath erscheint darin offen als Bannerträger der Revolution. So gleich in dem ersten nach der Weise der Marseillaise gedichteten Liede „Vor der Fahrt". Kecken Mutes besteigt er das Piratenschiff der Revolution:

Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere! —
Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laßt der Habsucht Schätze verrotten!

Es geht durch das Gedicht eine grimme Leidenschaftlichkeit gegen das Bestehende, und auch die Aussicht auf die also erkämpfte neue Erde,

Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Heerde!
Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerstückt!
Wo der Mensch von der Menschheit Höhen
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!

vermag den Eindruck dieser Poesie des Umsturzes nicht abzuschwächen. Dichterisch weit gelungener ist der „Eispalast". In „Wie man's macht!" vermahnt er das Volk, die Monturkammern und Zeughäuser zu plündern und im Sturm gegen die Hauptstadt zu gehen; er vermahnt in der „Freien

Presse", die Buchdruckerlettern in Kugeln zu verwandeln und so die Freiheit zu erfechten. Tragen diese nach Pulver riechenden Gedichte das Gepräge der Entstehung in dem schwülen Dunstkreis des fieberisch bewegten Schweizerlandes, so erscheint dagegen „Von unten auf" als ein Nachklang der Stimmung von St. Goar, wenn es nicht wirklich zum größten Teil in dieser Zeit entstand, ein Gedicht von hinreißender Kraft des Gedankens und der Darstellung. Der Dampfer, welcher den König stromab führt, zieht stolz auf dem Rhein dahin, vorbei an Reben und Nußlaub und Burgtrümmern; der Heizer aber, rastend von harter Arbeit, überschaut aus seiner Lucke das Verdeck und spricht zürnenden Mutes:

Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schooß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos.
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Und dann geht der Feuermann grimmigen Mutes wieder an seine Arbeit und spricht: „Heut, zornig Element, noch nicht!" Wunderbar, wie hier neben dem wilden Revolutionsschrei die echteste herzbewegende Poesie steht! Trotz alledem und alledem, dieses Ça ira, in welchem der Dichter vorschauenden Sinnes verkündet, was zwei Jahre später geschah, es ist dennoch allmächtige Poesie in diesen flammenden Zorngedichten, die Freiligrath mit dem kecken Nachwort schließt:

Kein besser Schachbrett, als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von seiner Schwelle noch gewiesen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio luft'gen Wiesen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Zwei Arbeiten von geringerer, aber immer noch unverächtlicher Bedeutung erschienen während Freiligraths Aufenthalt in der Schweiz. Zunächst ein zugleich vermehrter und um die für die Gegenwart nicht mehr anziehenden Gedichte verkürzter Wiederabdruck der Übersetzungen nach Victor Hugo, eine Frucht des in Meyenberg verbrachten Sommers; sodann eine Sammlung von Verdeutschungen jüngerer englischer Lyrik, Felicia Hemans, Laetitia Landon, Southey, Tennyson, ein Buch, welches den Dichter bereits seit Jahren beschäftigt hatte. Auch diese Übersetzungen geben aufs neue Zeugnis von Freiligraths meisterlicher Befähigung, Wort und Gedanke des fremden Dichters in die deutsche Form umzugießen, so daß sie mit der Vollendung von Originaldichtungen erscheinen. Einige der Gedichte hat Frau Ida übersetzt.

Über die geselligen Verhältnisse Freiligraths während der Züricher Zeit geben die Briefe genügenden Aufschluß. Zu denjenigen, mit welchen der Dichter freundschaftlich verbunden war, gehörte auch der würdige und liebenswürdige greise Naturforscher, Prof. Lorenz Oken, welcher dem von Zürich scheidenden Freiligrath wiederholt seine Freundschaftsdienste anbot; doch wurden dieselben dankbar abgelehnt. Der innigste Verkehr war derjenige mit Wilhelm und Karoline Schulz. Die beiden Wohnhäuser waren nur durch einen schmalen Weg getrennt; so war der erste Blick des Morgens aus den Fenstern schon ein Gruß, alsbald von einem hellen Lachen gefolgt: denn wenn Freiligrath die edle Gabe des herzlichsten Lachens zu Teil geworden, so besaß Wilhelm Schulz dieselbe in ganz wunderbarem Maße. Häufig erzählten sich die Freunde am Fenster ihre Träume, worauf denn Freiligrath

gleich sein Traumbuch herbeiholte, die Deutung über die Gasse hinüberrief und das Lachduett aufs schönste anhub. In anderer Weise stand die feinsinnige Frau Karoline, die Freundin von Herwegh und Georg Büchner, dem Dichterpaare nahe. Auch Gottfried Keller, damals erst in den Anfängen seines Rufes, trat Freiligrath nahe; zunächst etwas unbeholfen und befangen, aber, wenn er auftaute, ein prächtiger Gesellschafter; Freiligrath erkannte in ihm das kräftig aufstrebende Talent, und die beiden Dichter gewannen einander bald lieb. Gottfried Keller hat unsern Freund einige Jahre später am Rheine besucht.

Mit dem Ende des Aufenthaltes in der Schweiz erfolgt abermals ein bedeutsamer Wechsel im Lebensgange F. Freiligraths. Sieben Jahre lang, seit Frühling 1839, hatte er als freier Dichter gelebt; aber diese Freiheit von einer zwingenden Arbeitspflicht hatte, wie mancher deshalb absichtlich mitgeteilte scherzhafte Briefschluß an Schücking u. a. Freunde zeigt, auch die Kehrseite zeitweilig eintretender Geldklemme gehabt; sie hatte zugleich, abgesehen etwa von dem Zeitraum leidenschaftlich emsiger Arbeit am Glaubensbekenntnis, wohl einen Wechsel in der Richtung, aber keineswegs eine Steigerung der Produktion im Gefolge gehabt. Nun war Freiligrath Familienvater und mußte sich die Frage vorlegen, ob die Erträgnisse seiner Dichterthätigkeit auf die Dauer genügen würden, für sich und die Seinen den Kampf des Lebens durchzukämpfen; er hatte bisher nicht Not gelitten, aber auch nicht für die Zukunft sorgen können; er war Kaufmann genug, um die einstige Abnahme seiner dichterischen Leistungskraft, ein Sinken des Absatzes seiner Werke in Berechnung zu ziehen; er war viel zu sehr Dichter, um als dichterischer Tagelöhner zu arbeiten, wenn er das überhaupt jemals gekonnt hätte. Nun, galt es denn, ums tägliche Brot zu arbeiten, so sollte es nicht im Dienste der Poesie geschehen, sondern wie vormals auf dem Kontorstuhl. Freiligrath traf diese Entscheidung ungezwungen, mit verständigster Überlegung. Und so brach er abermals sein kaum aufgerichtetes Zelt am Züricher See ab, um in England sich einen neuen Herd zu gründen. Er verließ Zürich am 21. Juli 1846.

Es mögen nun die Briefe aus der Schweizer Zeit über des Dichters Leben und Stimmung Bescheid geben.

An Karl Buchner.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
12. April 1845.

Herzlieber Freund!

Sie sind ein vortrefflicher Mann und die geschätzte Ihrige ist eine vortreffliche Frau, daß Sie mir meine beiden Landstreicherinnen nicht länger vorenthalten, sondern sie, wenn auch nicht in den April, aber doch in den

April hinein und in die Schweiz geschickt haben. Für alles Freundliche den besten und herzlichsten Dank! —

Daß wir hier für's Erste nach Wunsch unter Dach und Fach gekommen sind, daß wir ein Häuschen und einen Garten, dazu frohmüthige Aussicht und ein Prachtexemplar von Apotheker zum Hausherrn haben — das und anderes wird meine Frau ausführlich der Ihrigen berichten. Ich danke Gott, daß wir so weit sind, und wünsche nichts sehnlicher, als daß uns das neue Haus eine Heimath werde! Wir sehnen uns beide nach Ruhe — vollends da gegen den Herbst ein neues Opusculum von mir im Verlag meiner Frau an's Licht zu treten verspricht. Gebe Gott, daß alles gut geht, und daß unsere langen sehnlichen Wünsche jetzt endlich erfüllt werden! Wir sind schon jetzt anticipando überglücklich, und ich braue allbereits im Geiste den Kindtaufscardinal, in dem auch Sie sich eigentlich einen Zopf trinken sollten. Ein Fremdenzimmer haben wir — darum gehen Sie bei Zeiten mit der Geschätzten zu Rathe! Will's Gott, wird dann aus dem Zu-Rathe-gehen auch ein Zu-Raths-gehen!

Zürich erreicht man von hier mit dem Dampfschiff in $2^1/_2$ Stunden, also rasch genug, um sich von Zeit zu Zeit mit guten Freunden und der Journalistik des Tages in Verbindung setzen zu können; ein paar Zeitungen halt' ich hier auch auf dem Meyenberg. Unter den guten Freunden nenne ich obenan Schulz'es und die mir durch sie bekannt gewordenen Eßlinger's. Beides treffliche Familien, wo man sich wohl und heimisch fühlt. Mit Schulz, dem Schalk, hab' ich wirklich schon viel gelacht. Aber merkwürdig: bei solchen Veranlassungen rufen Schulz und ich regelmäßig: o Buchner! Wir haben nämlich ausgemacht, bei dem und dem würden Sie sicher mitlachen, und so ist es uns denn zur süßen Gewohnheit geworden, bei gewissen Passagen Ihren Namen als den eines sehnlich herbeigewünschten Mitlachers auszurufen. —

Von Schweizerpolitik diesmal nichts. Nur soviel, daß ich während der Ungewißheit über das Loos der Freischaaren mitgefiebert und mitgezittert habe. Es ist ein Elend und ein Jammer, daß sie unterlegen sind! Demungeachtet sind die neuen Wahlen in Zürich liberal ausgefallen. Für die politischen Flüchtlinge, in specie für Heinzen und Ruge, der auch in wenigen Tagen nach Zürich kommt, ist das gut. Ich bin hier im Canton St. Gallen, und werde mich hier, mit Hülfe des Apothekers, hoffentlich behaupten.

* * *

An Karl Heuberger.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
19. April 1845.

Ueber den ersten Theil meiner Reise, von Brüssel bis Straßburg, hat

Ihnen meine Frau noch zu St. Goar berichtet. Von Straßburg bis Zürich war es nur noch ein Sprung. Nach einem heitern und durch unerwartet gefundene alte und neue Bekannte froh verlebten Baseler Tage kam ich Charfreitag früh in Zürich an, wo ich mich ebenfalls von verschiedenen Seiten der herzlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Ich fiel gleich bei meiner Ankunft mitten in die Politik hinein, und möchte die fieberhaft bewegten Tage, die ich (weiß Gott, nicht als gleichgültiger Zuschauer) mit verlebt habe, um Nichts in der Welt missen! Hier war doch wirklich einmal politisches Leben; nicht bloß, wie bei uns, Zeitungsklopffechterei, nicht bloß Idee gegen Idee — nein, Leidenschaft gegen Leidenschaft, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust! Die Allgemeine Zeitung irrt sehr, wenn sie meint, diese Schweizer Wirren würden als eben so viele Reagentien gegen den 44. Asmannshäuser bei mir wirken. Ganz im Gegentheil! Sie haben meine Erbitterung gegen Alles, was Druck und Geistesknechtung heißt, nur noch vermehrt! Bei uns Fürsten, hier Aristokraten und Jesuiten — das ist die nämliche Geschichte! Hole der Teufel das Lumpenpack allzusammen! Das Herz möchte mir brechen, wenn ich an den Sieg der Luzerner Regierung über die Freischaaren denke! Und Schmach und Schande über die Augsburger Allgemeine, daß sie ihren Lesern solch niederträchtig falsche und einseitig parteiische Correspondenzen über die hiesigen Zustände auftischt!

Uebrigens hat mich die Politik nicht abgehalten, die Ufer des Züricher Sees sinnend und schauend zu umwandeln und mir zuletzt hier bei Rapperschwyl, in reizendster Lage, eine passende ländliche Wohnung zu miethen, die ich, heute vor 14 Tagen mit meiner Frau wieder vereinigt, schon zwei Tage später bezogen habe, und mich stündlich wohler und heimischer in ihr fühle. Das Haus, Meyenberg geheißen und außer Küche, Keller, Waschküche und ähnlichen Räumen noch 10 freundliche und geräumige Zimmer enthaltend, liegt auf einer Anhöhe mit prächtiger Aussicht auf das alterthümliche Städtchen Rapperschwyl, auf den Züricher See und einen Theil der Alpen, namentlich auf die stets mit Schnee bedeckten Gipfel des Säntis und des Glärnisch. Ein kleiner Garten, Rebhügel und frische grüne Matten umgeben es; ein anmuthiger Park ist mit zwei Schritten zu erreichen; eine Scheuer, in welcher der zu Rapperschwyl wohnende Eigenthümer seine prächtigen Schweizerkühe stehen hat, die uns täglich mit frischer Milch versorgen, liegt in geringer Entfernung hinter dem Hause. Dabei ist die Wohnung (die wir n. b. ganz allein bewohnen) durchaus möblirt, bis auf's Küchengeschirr hinab, und für Alles das zahlen wir 30 Ld'or. für's Jahr. Der Hauspatron, ein Apotheker, ist die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit selbst, und ich zweifle nicht, daß er uns mit der Rasse vollständig wieder aussöhnen wird. Sogar

ein Fortepiano hat er uns heraufgeschickt, als wir kaum den halben Wunsch äußerten.

Sie werden mir zugeben, daß wir nichts Passenderes und Billigeres finden konnten, und wir wünschen herzlich, daß es uns vergönnt sein möge, wenigstens vor der Hand ein Jahr in Ruhe hier zu hausen. Vollends, da wir jetzt die Aussicht haben, gegen den Herbst Elternfreuden zu erleben. Wenn, wie wir zu Gott hoffen, Alles gut geht, so werden wir im September so glücklich sein, einen kleinen Freiligrath (denn ein Mädchen wird's doch wohl nicht werden) auf dem Meyenberge jodeln zu hören. Bis jetzt, Gottlob, ist Alles nach Wunsch gegangen, und auch die Reise hat nicht im Mindesten geschadet. Sie können nicht glauben, wie glücklich diese Aussicht uns macht! Nach so langem Warten ist die Freude doppelt groß!

Meine Frau und Marie haben mir viel von St. Goar erzählt, und ich habe mich herzlich der guten Nachrichten über Sie und die Ihrigen gefreut! Auch von mir noch tausend Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie den melodischen Schwestern zu Theil werden ließen! Möchte es uns doch hier, auf unserm reizenden Fleckchen Erde vergönnt sein, einmal gegenseitige Gastfreundschaft auszuüben! Nehmen Sie denn wirklich immer nur noch Anstand, bei dem Exilirten vorzusprechen oder ihm eine Ihrer Töchter zu schicken? Für die gute Mathilde und ihre leidende Gesundheit wäre gewiß nichts besser, als ein Sommeraufenthalt bei uns, der ihr Sonne, Bergluft und Bergklettern genug bringen sollte, um sie ganz wieder herzustellen. Ueberlegen Sie sich's, und seien Sie nicht gar zu ängstlich. Einstweilen freu' ich mich sehr, daß Herr v. Vitzthum mit seinen beiden Söhnen eine Schweizerreise beabsichtigt und auch mich zu besuchen versprochen hat. Gesichter vom alten lieben Rhein werden mir doch, auch in der wonnevollen Schweiz, eine Wohlthat sein, und ich freue mich schon jetzt, wie auf die Vitzthümlichen, so auch besonders auf Schlickum und Simrock, die bestimmt im Herbste (will's Gott: zur Kindtaufe) kommen wollen. An eine Rückkehr denk' ich nicht, und bitte Sie sogar hiemit dringend, mir doch baldmöglichst einen St. Goarer (von der Landrathur oder von der Bürgermeisterei ausgestellten?) Heimathschein besorgen zu wollen, den ich, da mein Paß am 6. Mai abgelaufen ist, unumgänglich nöthig habe, wenn ich mich ohne Umstände und ohne Schererei hier behaupten will. Sie würden mich durch eine baldige Erfüllung dieser Bitte überaus verpflichten! Da ich zuletzt 2 Jahre, als steuerpflichtiger und steuerzahlender Einwohner, in St. Goar zugebracht habe, so kann man mir, denk' ich, auch eben dort einen Heimathschein mit Fug und Recht ausstellen. Ist aber die absolute Unmöglichkeit vorhanden, dort das Gewünschte zu erlangen, so setzen Sie mich gütigst umgehend oder doch so bald wie

möglich davon in Kenntniß, damit ich sodann zu Soest mein Heil versuchen kann.

* * *

An Karl Simrock.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürchersee,
3. Mai 1845.

Lieber, alter Simrath!

Vergieb, daß ich Dir meine Ankunft in der Schweiz nicht schon früher angezeigt habe! Es gab mit Hin- und Herlaufen, Wohnung suchen, Miethen, Einziehen und Einrichten so unendlich viel zu thun, daß ich erst nach und nach dazu komme, meinen deutschen Freunden Nachricht zu geben. Ich habe ihrer darum nicht weniger herzlich und mit Liebe gedacht.

Laß' mich nun zuerst Dir und Deiner trefflichen Hausfrau recht aus Herzensgrund für die freundliche und freundschaftliche Aufnahme danken, die Ihr meiner Frau und meiner Schwägerin jüngst zu Theil werden ließet. Schon aus St. Goar schrieb mir die erstere ganz glücklich über die bei Euch verlebten, ihr wie ihrer Schwester unvergeßlichen Tage, und wie lieb und herzlich sie von Deiner lieben Frau empfangen worden sei! Und noch jetzt reden wir oft, reden wir täglich von Euch. Wenn wir des Rheins und der vielen lieben, an unsern Geschicken theilnehmenden Menschen gedenken, die uns an seinen Ufern wohnen, dann bildet Ihr vor Allen den Mittelpunkt unserer Erinnerungen und unserer Gespräche. Gott segne Euch, daß Ihr meiner lieben Langen durch Eure Freundlichkeit und Eure Herzensgüte heitere glückliche Stunden bereitet, daß Ihr ihre öde graue Winterreise durch den hellen Schein Eurer Liebe und Eures Wohlwollens verschönert habt! Wir vergessen nicht!!

Seit dem 5. April bin ich mit meiner Frau wieder vereinigt. Meine Reise von Brüssel über Namur, Arlon, Metz, Nancy, Lunéville bis Straßburg (in Heinzen's Gesellschaft) war durch Schnee und Glatteis über alle Maßen beschwerlich und stellenweise sogar gefährlich. In Straßburg blieb ich einige Tage, Gründonnerstag war ich sodann in Basel (bei Wackernagel, der Deiner freundlich gedenkt, zu Tisch) und Tags darauf endlich in Zürich, wo Alles in Erwartung des bevorstehenden Freischaarenputsches gespannt und stürmisch durcheinanderging. Wackere und theilnehmende Männer, von der liberalen Partei natürlich, kamen mir, zum Theil sogar ohne mein Zuthun, warm und herzlich entgegen, meinen Ansiedelungsprojekten mit Rath und That die Hand bietend. Und so bin ich denn jetzt schon seit drei Wochen hier bei Rapperschwyl in einer bescheidenen, aber reizend gelegenen, von Wiesen und Gärten umgebenen,

ländlichen Wohnung einquartirt: die Aussicht ist die schönste, die man haben kann: der prachtvolle See, das alterthümliche, vielgethürmte Rapperschwyl, die Huttensinsel Ufnau und die Schneekuppen der Glarner und Appenzeller Alpen. Säntis und Glärnisch sehen uns in's Fenster und haben uns schon oft den köstlichen Anblick des Alpenglühens gewährt. In Zürich bin ich mit dem Dampfschiff in dritthalb Stunden — kurz es ist ein paradiesisches und in jeder Hinsicht für uns passendes Fleckchen Erde, auf dem wir uns neuerdings eingenistet haben, und ich bitte Gott, daß er uns einstweilen ruhig drauf wohnen lassen möge.

Zum Schlusse noch den allerschönsten Dank für die Bücher, die Du meiner Frau für mich mitgabst! Sie haben mir viele und große Freude gemacht und ich habe in specie den Orendel mit großem Interesse, wie das Dreikönigbüchlein, dies naive, kindlich poetische Gedicht, mit herzlichem Behagen gelesen. Nur ein Bedenken habe ich bei diesen, sonst so trefflichen und preiswürdigen Arbeiten gehabt: — arbeitest Du damit nicht, ohne es selbst zu wollen, den Ultramontanen in die Hände? Dies Hundevolk benutzt alles für sich und seine Zwecke!

Vale, alter theurer Freund! Gott mit Dir und den Deinen! Laß' bald einmal von Dir hören: hier hat jede Zeile vom Rhein und von Dir Werth für mich!

* * *

An Karl Buchner.

Meyenberg, 3. Juni 1845.

Auch Ihren letzten Brief hab' ich nicht auf der Stelle beantwortet, doch war die Ursache des Verzugs lediglich eine äußere. Der Brief traf nämlich a tempo mit meinen längst erwarteten Effekten bei mir ein, und da gab es mit Auspacken, ängstlichem Nachforschen, ob nicht dies oder das verletzt oder zerbrochen sei, mit Arrangiren u. s. w. mehrere Tage hindurch soviel zu thun, daß ich, meist von oben bis unten bestaubt, Stroh und Heu in den Haaren und an den Kleidern, und obendrein jeden Abend körperlich ermüdet, bei'm besten Willen nicht gleich zum Schreiben kommen konnte. Dazu kam gestern noch das Fest der Liedertafeln am Zürchersee, bei dem ich, vom Vorstand eingeladen, nicht wohl fehlen durfte, und so abermals einen Tag, an welchem ich Ihnen endlich Nachricht hätte geben sollen, unbenutzt verstreichen lassen mußte. —

Neues kann ich Ihnen eigentlich wenig mittheilen. Das Land ist vor der Hand ruhig. Und was meine unbedeutende Person betrifft, so erfahr' ich das Meiste darüber eben selbst erst aus deutschen Zeitungen. So die Ein-

ladung nach Amerika, der Verhaftbesuch in Brüssel u. s. w. Ruge, den die Zeitungen mit mir unter Einem Dache wohnen lassen, lebt übrigens, gleich Heinzen, in Zürich, und ich hab' ihn bis jetzt erst zweimal gesprochen, das erstemal zu Pfingsten, wo er mich auf ein paar Stunden besuchte; das anderemal gestern zu Meilen auf dem Sängerfest, wo auch Schulz und Heinzen waren. Letzterer scheint sich in Zürich gut zu gefallen, und hat sich, wie mir vorkommt, namentlich an Ruge eng angeschlossen. Quant à moi, so ist es mir herzlich lieb, daß ich vor der Hand ruhig und einsam hier auf dem Lande bin. Nun meine Bibliothek da und ausgepackt ist, vermisse ich die Gesellschaft und die Stadt nicht mehr zu sehr, und bereite mich, da ich aus Erfahrung weiß, wie nur die Stille meinen Productionen förderlich ist, auf einen arbeitsamen Sommer und Herbst vor. Auch meiner Frau wegen, der bei ihren Umständen die frische Landluft das Beste und Zuträglichste ist, bereue ich nicht, daß wir einstweilen Bauern geworden sind. Wie es sich später macht, weiß ich noch nicht. Vorläufig kann ich bis Ende September, gegen Caution, ruhig hier bleiben und bliebe dann natürlich auch am liebsten noch den Winter über. Nun fragt es sich allerdings, ob mir St. Gallen (das für meinen abgelaufenen Preuß. Regierungspaß einen neuen von der Preußischen Gesandtschaft zu Bern haben will, den ich natürlich nicht kriege) dann nicht die Thür weist? Nun, ich muß es darauf ankommen lassen. Im schlimmsten Fall ist Zürich nicht weit, und ein Umzug mit einem kaum geborenen Kinde wird, wenn auch unangenehm, doch zu bewerkstelligen und zu ertragen sein.

Die Berliner sind aber doch prächtige Leute! Die Ausweisung Itzstein's und Hecker's ist doch famos! Nur noch mehr solcher Betisen, damit sich das Gouvernement mit jedem Tage mehr discreditire, damit Michel, wie schwer auch von Begriff, doch endlich begreife, woran er ist! Die Geduld wird der Edle freilich bei aller Einsicht nicht verlieren!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
26. 7. 45.

Es ist wahr, o Dietwalde, daß ich ein Faulpelz bin, auch sonst noch dies und das hat mich am Schreiben gehindert. Meine Niederlassung fand Schwierigkeiten, noch jetzt bin ich nur interimistisch und gegen Caution aufgenommen und deswegen in einer nichts weniger als sichern und angenehmen Lage. Das ärgert und hetzt und verstimmt — man kann dann bei'm besten Willen nicht zu einem heitern Worte an einen fernen Freund gelangen.

Außerdem hab' ich jeden sonnigen Moment zur Arbeit benutzen müssen: ein Band alter englischer Uebersetzungen, den ich, um alten Wust gesichtet zu haben, zusammenstelle, hätte schon längst in Cotta's Händen sein sollen, und ich bin seit längerer Zeit eifrig drüber aus, ihn zum Abschluß zu bringen. Auch wird der Druck jedenfalls noch im August beginnen. Endlich und drittens bin ich seit Wochen in eben so fataler als arger Geldklemme, also und dergestalt, daß ich selbst geringe Portoausgaben scheuen mußte und zu frankirende Briefe gezwungen liegen ließ. Jetzt, da Du mich um Antwort trittst, muß ich sie Dir gröblicher Weise unfrankirt zuschicken, was Du Dir, sammt dem Anhören dieser Jeremiade, selbst zuschreiben mögest. Ich liege wirklich eben jetzt fabelhaft krumm, doch hoffe ich, bei anhaltender Krümmung derer Schreibfinger, nachgerade aus der allgemeinen Krummheit herauszukommen und die enormen Schlappen, die Reisen, neue Einrichtung, Fracht meiner Bibliothek ꝛc. meinem Seckel beigebracht haben, vor und nach zu verwinden.

Selah! Warum ich Dir eigentlich so rasch antworte, ist nicht die Absicht, Dir Trübsal vorzublasen, sondern vielmehr die, Dich in Deinem Vorsatze, mich hier zu besuchen, nach Kräften zu bestärken. Mehercule, Dietwalde, mach' Dich auf die Strümpfe, und lasse Dein Angesicht über mir leuchten! Nach Spanien oder Norwegen wirst Du heuer doch wohl nicht mehr kommen, und da sind denn die Alpen zum einstweiligen Ersatz doch auch nicht zu verachten! Also mach', daß Du kommst, Alter, und laß' uns ein paar frohe Tage mit einander verleben.

Einen edlen Valteliner führ' ich im Keller, und der Weiler Feldbach, allwo ein fürtreffliches Bairisches das Licht der Welt erblickt und sich Deinen Lippen entgegensehnt, ist nur eine Viertelstunde weit. Logiren kannst Du bei mir: ich bin Inhaber eines Fremdenzimmers, das sich gewaschen hat. Also noch einmal: Komm, und laß' mich ehestens wissen, wann Du kommst! Du wirst mich „trotz alledem und alledem" frisch und fidel finden. Geht es mir doch, jene lumpigen Wespenstiche abgerechnet, vortrefflich, und steht mir ja überdies schon bald ein besonders großes Glück bevor. Meine Frau hat sich nämlich eines Besseren besonnen, und will mir im September einen kleinen Jungen schenken, worüber, wie Du leichtlich ermessen kannst, großer Jubel in Bänken ist. Daß der Junge „Dietwaldus" getauft wird, auch seiner Zeit Professor und Schildknecht werden muß, item weiße Hände behält, wenn er sie Nachts aus der Wiege hängen läßt, versteht sich Alles von selbst. Sollte das Büebli aber zufällig als Maidli auf die Welt kommen, so soll es ebenfalls dem Schattenspiel zur Ehre, Adelhaide benamset sein. N.B. Auch Schlickus und Simrath werden mich im August und September noch besuchen. Es wäre hübsch, wenn Ihr zusammenträft.

An Karl Heuberger.

Meyenberg, 27. Juni 1845.

Den besten Dank, lieber Freund, für Ihre letzten beiden Briefe, wie für die Glückwünsche zu meinem eigenen und zum bevorstehenden Geburtstage meines ersten Kindes, welche Sie mir in so herzlicher Weise darbrachten. Den 17. Juni haben wir still, aber dafür um so vergnügter gefeiert. Nur das liebenswürdige (wenn auch demagogische — erschrecken Sie nicht!) Ehepaar Schulz aus Zürich war so freundlich gewesen, mit einem Kranze herüberzukommen, und so verfloß uns denn ein Tag, der mir eigentlich, je älter ich werde, um so fataler wird, in heiterem, traulichem Gespräche. Auch ein biedermännischer Cardinal, ein ächt St. Goar'sches Gebräu, wurde gegen Abend präparirt, und ließ man darin nicht nur das ältliche Geburtstagskind leben, sondern auch sonst gute Menschen und Freunde. Sonach wird Sie ein gewisses Ohrenklingen, welches Sie an jenem Abende verspürt haben müssen, nicht weiter wundern. Möchte es uns nur vergönnt sein, uns noch zuweilen aus einer und derselben Bowle gegenseitig leben zu lassen! Das ist's, was ich, mit andern guten Dingen, mir selbst zum 35. Geburtstage gewünscht habe, ohne dabei allerdings just an eine Rückkehr nach Preußen zu denken. Wenn mir nur mein Aufenthalt hier oder in einem andern Kanton auf Betrieb der Preuß. Diplomatie nicht verkümmert wird! Jetzt, wo mir das Hierherschaffen meiner Bücher und sonstigen Siebensachen über 100 Gulden aus der Tasche gejagt hat, und wo obendrein die Niederkunft meiner Frau nahe bevorsteht, wäre mir eine derartige Preuß. Intervention denn doch ein wenig unerwünscht. Und doch läßt mich der beispiellose Vorfall in Brüssel auf Alles gefaßt sein, vollends, da ich mit meinem Begehren um einen Heimathschein von Pontius nach Pilatus geschickt werde. Sie weisen mich nach Soest, und der Soester Magistrat schickt mich nach St. Goar. Etwas Aehnliches ist mir wirklich noch nicht vorgekommen, und ich werde mich nun (wäre es auch bloß des Experimentirens wegen) auf Grund meines abgelaufenen St. Goarer Passes um einen neuen Paß an die Preuß. Ambassade nach Bern wenden. Wird mir auch dieser abgeschlagen, so kann ich wenigstens, auf Dokumente gestützt, als politischer Flüchtling auftreten und das Asylrecht in irgend einem freisinnigen Kanton (nicht in St. Gallen, wo ich jetzt wohne) in Anspruch nehmen. —

Auf Ihre diversen politischen Ausfälle laß' ich mich nicht ein. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen. Wozu Katzbalgereien, die doch zu keinem Resultat und zu keiner Verständigung führen können? Nur zwei Namen auszusprechen kann ich mich doch nicht enthalten: — Itzstein, Hecker!! Wie ist es möglich, daß eine Regierung sich solchergestalt, fast

geflissentlich, compromittiren und discreditiren kann!? Der Erfolg, der von einem Kinde vorauszusehen war, ist nur verdient! Nun er aber vorliegt, ist man natürlich „allerhöchsten Orts" sehr indignirt über die Sache. Nun wird Alles dem armen Arnim in die Schuhe geschoben! Oh, oh, oh!!! Wahrscheinlich wird Herr von Arnim demnächst sein Portefeuille abgeben müssen, auf daß die Majestät wenigstens auf ihrer bevorstehenden Rheinreise nicht gar zu unpopulär dastehe. Aber der Rhein wird sich hoffentlich nicht noch einmal dupiren lassen, wie er sich 1842 dupiren ließ!

Unsere Tage spinnen sich hier ruhig und einförmig ab, was mir recht lieb ist, da Ida, wie wohl auch im Ganzen, doch durch vieles Sprechen und dergleichen gar leicht angegriffen und ermüdet wird. Mit dem Städtchen Rapperschwyl stehen wir gar nicht in geselligem Verkehr, und mit Zürich nur gelegentlich durch einen Besuch von daher. Ich bin, seit wir hier wohnen, erst einmal in Zürich gewesen, Ida und Mariechen noch gar nicht, dagegen waren wir neulich einen Sonntag in Thalwyl, einem schöngelegenen Ort am See, beim Pfarrer Sprüngli, demselben wackeren Manne, der die Sympathien der Frankfurter Geldsäcke für das unglückliche Felsberg rege zu machen gewußt (8000 Gulden sind in Frankfurt zusammengekommen) und dadurch auch in der Schweiz zu umfassender Nacheiferung angefeuert hat. Ruge und Heinzen, die, wie ich höre, die Zeitung unter Einem Dache mit mir wohnen ließ, leben in Zürich, und ich sehe sie fast seltener als meine anderen Züricher Bekannten. —

Meine englischen Uebersetzungen (Hemans, Tennyson, Longfellow, Miß Landon u. a. — alles in Einem Bande) erscheinen wohl noch zum Herbste. Ebenso meine Auswahl aus meinen früheren Bearbeitungen Victor Hugo'scher Gedichte, verbessert und gefeilt, in zweiter Auflage. Von meinen Gedichten bei Cotta wird jetzt die 8. Auflage gedruckt. Ist das Alles abgelaufen und sammt der Kindtaufe hinter mir, so rüst' ich mich hoffentlich auf den Winter zu etwas Größerem. Ich habe Pläne und Stoffe die Fülle. —

Läßt denn der Ghibelline nichts von sich hören? Fast glaub' ich, er kömmt nächstens einmal in höchsteigener Person, um das Loch im Keller zu vergrößern. Und was hören Sie von L. L. L., d. h. Luise, Levin und dem Sohne Lothar?

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

[Undatirt, Ende August 1845.]

Soeben läuft Dein Sendschreiben bei mir ein, o Dietwalde, und ich beeile mich, Deinem Wunsche gemäß, Dir umgehend einige Zeilen darauf zu

erwidern. Es freut mich, daß Du bald kommen wirst, und es bedarf nicht der Frage, daß unsre Begegnung eine heitre und fidele sein soll. Bagatellen (und Anderes hat mich seither doch nicht geärgert) dürfen Einem den frischen, kecken Muth nicht verscheuchen, der ja allein den Lebenskahn flott halten kann in Strudeln und Wirbeln. Mir soll er wahrlich nie verloren gehn! Ich würde mich selbst anspeien, wenn er's thäte!

An Schlickum hab' ich am 14. Juli geschrieben und bin seither ohne Nachricht von ihm geblieben. Also und dergestalt, daß ich das Nähere über seine und Strolch's Ankunft nicht zu vermelden weiß. Jedenfalls wird sie nahe bevorstehn. Simrock aber hat mich wissen lassen, daß er in diesem Jahre doch nicht mehr kommen könne, dafür aber künftigen Sommer bei mir vorsprechen will. Heuer geht er zur Abwechselung einmal nach Belgien.

Ich habe in der Bartholomäusnacht (23/24. Aug.) ein zornig Gedicht auf die Leipziger ditto vom 12. hujus gemacht. Du sollst es lesen, wenn Du hier bist. Was läßt sich dies biedermännische Deutschland nicht Alles von seinen „angestammelten" Herrschern bieten!

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Rede aber einstweilen nicht davon.

Auf Wiedersehen!

Allemal Dein

Dietwaldus.

* * *

An Karl Buchner.

[Der Brief ist, wie eine ganze Reihe gleichzeitiger, geschrieben auf einem Bogen, welcher Verwandten und Freunden anzeigt, daß Ida Freiligrath geb. Melos am 11. September 1845 zu Meyenberg am Züricher See von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden.]

Meyenberg, 16. Sept. 1845.

Mit leichtem Herzen ergreife ich die Feder, theurer Freund, um Ihnen die umstehende Nachricht auch schriftlich zu bestätigen. Gott sei gepriesen, Alles ist glücklich von Statten gegangen. Es waren qual- und angstvolle Stunden — dafür ist unser Glück jetzt aber auch um so größer. Mutter und Kind befinden sich bis heute fortwährend so wohl, wie wir nur wünschen können. Alles nimmt seinen natürlichen regelmäßigen Verlauf; der gefährlichste Tag ist glücklich überstanden. Möge Gott ferner helfen!

Uebrigens: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus! Auch der Meyenberg ist einer dieser Berge! Der „Herr Sohn," auf den wir uns gefreut hatten und von dem wir seit Monden fabelten, ist ein klein Mädchen geworden; statt eines Löwen ist eine kleine Maus zum Vorschein gekommen. Aber allerdings keine lächerliche, sondern eine niedliche, patschlige, allerliebste! Das Kind ist wirklich zum Auffressen lieb und süß, dabei vollkommen gesund und von beweglichen, wohlgestalteten Gliedmaßen, hat große klare dunkle Augen, schwarze Härchen, eine hohe schöne Stirn, leider aber auch meine s. v. Stumpfnase, in einer Aehnlichkeit, daß es wirklich lächerlich ist. Ueberhaupt ist das ganze Gesicht freiligrathisch, nicht melodisch, was mir eigentlich für ein Mädchen leid ist. Nun Gott besser's! Das Beste ist, daß die Kleine gesund ist und sich die warme Kuhmilch, mit der sie aufgefüttert wird, vortrefflich schmecken läßt. In ihrem Bädchen, das ihr alle Morgen einzig behagt, schlägt sie mit Händchen und Füßchen um sich, daß es eine wahre Lust ist, und daß die Hebamme heut früh sagte: „Sie hat sieben Leben!" — Ach, entschuldigen Sie nur alle diese Details! Das Glück, zum ersten Mal Vater zu sein, ist so bewältigend, so beseligend für mich, daß ich noch immer fast wie im Rausche bin, und Ihnen Alles das weitläufig herzähle, was doch eigentlich nur für uns, die Eltern des kleinen Engels, von Interesse sein kann.

Nun eine Bitte! Seit einigen Monaten schon hatten Ida und ich beschlossen, bei einem Knaben meinen Bruder Karl, den Dr. Simrock und Ihre liebe Frau — bei einem Mädchen aber meine Schwester Karoline Frl. Katharine Dehn in Warschau (Ida's älteste Freundin) und Sie, lieber Freund, zu Gevatter zu bitten. Werden Sie unsre herzliche Bitte gern und freundlich erfüllen? In diesem Falle bitte ich recht sehr, mir bald mit einigen Worten Nachricht zu geben! Das Kind soll Katharina Karoline heißen!

In meinem Gärtchen blühen die Dahlien in voller Pracht. Doch seh' ich sie nur mit Wehmuth, da sie mich immer an den trefflichen, lieben Höpfner erinnern! Sein Tod hat uns auf's Tiefste erschüttert![1])

* * *

An Levin Schücking.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

M[eyenberg], 20. 9. 45.

Liebster Levin!

„Never mind, the next will be a boy!" sagen wir mit Queen Victoria, und sind keineswegs betrübt, daß auch der Meyenberg einer von

[1]) Freund Höpfner in Darmstadt war ein eifriger Dahlienzüchter und hatte eine schöne neue Art von purpurroter Farbe Ferdinand Freiligrath benannt.

den Bergen ist, von denen es im lat. Sprichwort heißt, daß sie Mäuse gebären. — — Wir sind sehr, sehr glücklich; ich bin noch immer wie im Rausche, wenn ich den kleinen Engel ansehe oder auf den Armen halte. Nach so langem Warten muß ja wohl unsere Freude eine doppelte sein. Von Eurer freundschaftlichen Theilnahme sind wir überzeugt. Wer einen Lothar hat, wird auch die Wonne über ein Käthchen (Katharina Karoline soll der Wurm heißen) verstehen und zu würdigen wissen.

Vergieb mein langes seitheriges Schweigen! Seit wir am 10. März Brüssel verließen, bin ich nach den ersten Mieth- und Einrichtungswirren mit Arbeit überhäuft gewesen, habe obendrein Aerger und Niederlassungsschwierigkeiten die Menge gehabt. Der Kanton ist zwar paritätisch, doch wiegt grad' in dieser Gegend das ultramontane Element bedeutend vor — Grund genug, daß man mich, da ich durchaus ohne Papiere bin und trotz aller angewandten Mühe keine neuen bekomme, nach Kräften chicanirt und mich nur bis Ende k. M. hier dulden will. Wäre meine Frau nicht in Umständen gewesen, so hätt' ich schon eher fortgemußt. Ich nehme nun in Zürich das Asylrecht in Anspruch, und denke, daß ich mich bei der jetzigen liberalen Regierung ein oder ein paar Jahre dort werde halten können. Wo nicht, so schiff' ich demnächst nach England über. Amerika, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen würde, liegt doch zu weit ab. Man muß sich durch zu große Entfernung nicht kampfunfähig machen. Wer dreinschlagen kann, soll den diesseitigen Hunden (mögen sie nun Fürsten, Adel oder Bourgeois heißen) nicht den Gefallen thun, sich hinter die Schlachtlinie zurückzuziehen. In der Schweiz, in Belgien und in England kann man doch immer beobachten und, wenn's Noth thut, eine Brandrakete steigen lassen. Anliegend findest Du eine.

Wo bist Du denn jetzt, noch in Ostende oder schon wieder daheim? Ich lasse den Brief jedenfalls am besten nach Augsburg gehen. Tausend Grüße Dir, Deiner Frau und dem kleinen Lothar, an den Du ein schön Gedicht gemacht hast, wenn nur die zahme und banale Pointe mit dem freien Wort nicht wäre. Unsere Kinder sollen mehr haben, als nur das, Sapperlot! Wir wollen aber auch drum schaffen und ringen, nicht bloß mit einer einzelnen gelegentlichen Pointe! Ich werde alle Tage rabiater und freudiger!

* * *

An Emanuel Geibel.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

[Meyenberg], 21. Sept. 45.

Liebster Emanuel!

Meinen Brief vom 26. Febr. 1844 hast Du unbeantwortet gelassen.

Nichtsdestoweniger, und trotz Allem, was sich seit jener Zeit sonst ereignet hat, glaube ich Deines dauernden freundschaftlichen Antheils an meinen Geschicken so gewiß zu sein, daß ich Dir die umstehende frohe Botschaft, als einen Beweis meines Andenkens, ohne Skrupel zuschicke. Die Politik apart, sind wir Beide Poeten und Menschen, haben einen sonnigen, heitern Sommer am Rhein miteinander verlebt, lieben den güldenen Propfenzieher mit unerschütterlicher Anhänglichkeit, und wenn dermaleinst ein Gervinus kommender Jahrhunderte entscheiden soll, wer von uns Beiden den meisten Antheil an jenem berühmten Loche im Weinkeller des Landraths hat, so wird der Edle jedenfalls in einige Verlegenheit gerathen. Und darum bin ich gewiß, daß Du Dich meines neues Glückes mit mir von Herzen freust und den Handdruck, den ich Dir vom Bettchen meines Kindes nach der Ostsee hinüberschicke, trotz alledem und alledem in alter Liebe erwiderst. Wir sind in der That sehr, sehr glücklich, lieber Emanuel!

Ida befindet sich so wohl, wie wir nur wünschen können. Ich wollte bei Gott, Du heirathetest auch bald, und erlebtest gleiche Freuden. Du würdest dann einsehen, daß für Weib und Kind ringen, daß für eine Familie Kraft und Leben einsetzen mehr und beseligender ist, als in einem aristokratischen Salon oder bei einem deftigen Mittagsschmause patricischer Bourgeoisie zwanzig pommer'sche Gänsebrüste unter 20 Jahren im Fluge erobern.

* * *

An Karl Buchner.

Zürich (Hottingen, zum Sonnenthal),
4. Dezbr. 1845.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich komme auch ich dazu, Ihnen meine wiederum einmal leidig angewachsene Briefschuld abzutragen, und Ihnen von ganzem Herzen für die freundliche Annahme der Gevatterschaft meinen Dank auszusprechen. Ihre Pathen-Epistel war so heiter und so ergötzlich, Ihre Theilnahme an unserem langersehnten neuen Glücke so warm und innig an den Tag gelegt, daß ich wohl sagen kann, wie mich lange Nichts so erfreut und erquickt hat, als dieser neue Beweis Ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit, und daß mich nur die unsägliche Last und Unruhe des Umzugs und der neuen Einrichtung verführen konnten, so lange darauf zu schweigen. Also: tausend Dank und den wärmsten, herzigsten Handschlag! Ich rechne es Ihnen hoch an, daß Sie den Sprung in's Rapperschwyler Kirchenbuch meinetwegen gewagt haben! —

Um nun zuerst vom Nächstliegenden zu reden, so ist die kleine Käthe

fortwährend die Luft unsrer Augen und unsrer Herzen. Klein und zart ist sie noch immer, dennoch aber bis jetzt durchaus gesund und das süßeste, niedlichste Ding, das man sich denken kann. Ihre Milch bekommt ihr fortwährend vortrefflich; sie hat in den letzten Wochen (heute wird sie grade zwölfe alt) sichtlich zugenommen und kann schon so schelmisch und intelligent lächeln und gurren, daß es eine Lust ist. Singen hört sie gar gern, und ist am zufriedensten, wenn ich sie gelegentlich herumtrage und ein Lied anstimme. Auch die Kupferstiche an den Wänden und die glänzenden Einbände meiner Bibliothek interessiren sie bereits, und die Mutter bringt sie mir drum wohl zum Kaffee oder sonst auf ein Viertelstündchen herüber, wo sie dann ihre großen dunkeln Augen aufreißt und sich an den Köpfen und Landschaften, die ihren Vater an die fernabliegende Heimath erinnern müssen, ihr blaues Wunder sieht. Möge Gott uns den kleinen Engel erhalten! Der Besitz eines solchen Wurmes gibt dem Leben doch erst die rechte Weihe und die rechte Bedeutung.

Unsre Züricher Existenz ist die stillste und einfachste. Der Kreis, in dem wir uns bewegen, ist sehr klein, und in ihm sind wieder Schulzes unser häufigster und erquicklichster Umgang, was zum Theil allerdings in der nahen Nachbarschaft (Schulzes sind unsre „Nächsten" oder „Nebenmenschen", pflege ich zu sagen), zum Theil aber auch in gemüthlichen und heimathlichen Beziehungen seinen Grund hat. Unsere kleine deutsche Kolonie befindet sich eben jetzt in einer garstigen Spannung, die durch principielle Differenzen veranlaßt, nachgerade auch auf die geselligen Verhältnisse influenziren zu wollen scheint. Die Sache ist, daß Schulz in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin" sich einige beiläufige Ausfälle gegen Hegelthum und Atheismus erlaubt und dadurch den allerhöchsten Unwillen Ruge's und Heinzen's auf sich geladen hat, die (aller Gewissensfreiheit schnurstracks zuwider) den Atheismus als Hebel der politischen und als Ende und Ziel aller Freiheit, als unumstößliches Dogma zu propagiren trachten. Bei Heinzen kommt die Sache um so komischer heraus, als er, selbst nichts weniger denn Philosoph, seinen Atheismus als Resultat fix und fertig überkommen hat, und von dem geistreichen, durch gewandte und scharfe Dialektik ihm imponirenden Ruge förmlich in's doktrinäre Schlepptau genommen worden ist. Sie können sich nicht denken, mit welcher gegenseitigen Malice dieser Kampf geführt wird, wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht, und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Bessern besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unsrem Flüchtlingshäuflein führen muß. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Schulz und Follen den Spitznamen „reaktionär e

Liberale" führen, und daß ich (der ich mich allerdings auch zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott ruhenden, gottdurchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosen Mechanismus bekenne und längst bekannt habe) wegen meines zufälligen öftern Verkehrs mit Schulzes die alleranzüglichsten Dinge zu hören kriege. Kuriose Kerle, die Deutschen! Sich über den lieben Gott zu zanken, so lange es noch Könige zu entthronen gibt! — Beiläufig noch: Ruge ist fest der Meinung, die deutsch-katholische Bewegung sei eine rein philosophische, datire gradeswegs aus den deutschen Jahrbüchern, und werde sicher zur Dethronisation des lieben Herrgotts in Deutschland, Europa und auf Erden führen! — Amen, Selah! — Dowiat mag das Ding immerhin junghegelisch treiben; Ronge aber, glaub' ich, thut es nicht, und wenn er's thäte, und die Nation sähe des Pudels Kern, so würde sein Einfluß sicher die längste Weile gedauert haben.

Um auf Anderes zu kommen: Hat Ihnen Sauerländer (wie ich ihm aufgetragen hatte) denn auch einen nunmehr selbständig erschienenen Victor Hugo zugeschickt? Erwarten Sie demnächst auch von Cotta einen Band Uebersetzungen aus dem Englischen von mir. Ich habe diese beiden Bücher jetzt zusammengeschlagen, damit sie endlich etwas Abgeschlossenes, mich nicht mehr Genirendes sein möchten, und denke jetzt um so erfolgreicher an Eigenes gehen zu können. Diese erste Züricher Zeit hat sich schon ziemlich inspirirt und arbeitsam angelassen, und wenn es so fortgeht, so denke ich um Ostern wieder ein politisches Bändchen gleich dem Glaubensbekenntnisse (was die Bogenzahl angeht, sonst aber noch entschiedener) fertig zu haben. —

Daß Schücking seit 1. Nov. das Feuilleton der Köln. Ztg. redigirt, werden Sie wissen.

Die obigen Mittheilungen über die Herrgotts-Zänkereien in unserm Kreise sind natürlich sub rosa!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich 12./16. Febr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Zuvörderst meine allerbesten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage! Lasse ich dieselben auch diesmal ohne Illustration abgehen (Sie werden sich des rührenden Bildes vom vorigen Jahre noch wohl erinnern), so kommen sie nichtsdestoweniger aus gutem treuen Herzen, und wollen alles Heil und allen Segen auf Ihr mehr und mehr ergrauendes Haupt, auf Ihre mehr und mehr sich rundende Körperfülle herabflehen von dem großen Unbekannten, dessen Sein oder Nichtsein letzthin so bedeutende Katerbalgereien unter den

hiesigen Gegnern des Absolutismus hervorgerufen hat. Sie sollen heut Abend bei einem Glase Cardinal feierlichst leben gelassen werden, und wir wollen uns dabei zu dem Gläsergeläute in Ihre Räume hinüberdenken.

Aus Mittheilungen von Schulz haben Sie erfahren, wie das atheistisch-deistische Ungewitter, dessen Zusammenziehen ich Ihnen schon zu Anfang Dez. sub rosa berichtete, sich seitdem entladen hat. Schulz hat Ihnen damals die betreffenden Aktenstücke zukommen lassen und schickt Ihnen anliegend die seitdem hinzugekommenen Supplemente, von denen Sie die Carikatur in der conservativen „Wochenzeitung" am Meisten amüsiren wird.

Uebrigens hab' ich vorausgesehen, daß die ganze Blamage (denn eine solche ist dieser Streit) in dieser kläglichen Weise ausgehen würde. Follen hat Unrecht gethan, die Sache zu provociren. Er kannte die hiesigen Verhältnisse, und mußte wissen, daß den Schweizern, conservativen wie radikalen, kein amüsanteres Stiergefecht geliefert werden konnte, als diese (auf beiden Seiten nicht eben würdevolle) Bataille deutscher Flüchtlinge.

Die „Wochenzeitung" beweist, wie erwünscht den Hunden der Anlaß war, ihren Deutschenhaß wieder einmal auszulassen.

Was mich angeht, so hab' ich mich dem Streite durchaus fern gehalten, einmal, weil ich die Blamage voraussah, und dann auch, weil mir nichts einfältiger und taktloser scheint, als diese Vernichtung der Partei in sich selbst und durch sich selbst. Meine Stellung zwischen den beiden Fraktionen ist durch diese Neutralität zwar nichts weniger als angenehm geworden, doch kommt das einsamere Leben (ich sehe zwar die Nichts-Wütheriche ebensowohl noch zuweilen, als den Gotteswütherich Follen — aber im Ganzen hab' ich mich doch in letzterer Zeit mehr für mich gehalten) meiner Muse zu Gute, und ich bin deswegen im Grunde froh darüber. Mit Schulzes, unsern guten und treuen Nachbarn, hat uns die ganze dumme Geschichte natürlich nicht auseinander gebracht. Wir sehen uns oft, lassen den lieben Gott auf sich beruhen, und sind vergnügt mit einander.

Aber, Verehrtester, warum halten Sie sich Bücher wie das Püttmann'sche Bürgerbuch mit solcher Sensibilität vom Leibe? Wer eine Sache bekämpft, soll sie auch in ihren Entwicklungen verfolgen. Vollends Sie, an der Spitze eines Journals, das Puls und Odem der Zeit belauschen will, sollten sich nicht so bänglich abschließen. Ansteckung werden Sie nicht fürchten, wozu also nicht frisch und derb der (vermeintlichen oder wirklichen) Krankheit auf den Leib gerückt, sie in ihren Stadien beobachtet, und dann (aber auch dann erst!) nach bester Erkenntniß und Ueberzeugung gegen sie zu Felde gezogen? Ich bin nicht Communist, wenigstens nicht Communist von der enragirten Sorte, aber ich bin der Meinung, daß die neue Lehre, wenn sie auch nur

einen Uebergang vermitteln sollte, ein wesentlicher Fortschritt ist, und daß sie, in der Humanität wurzelnd, mehr anregen, fördern und zuletzt zur Entscheidung bringen wird, als eine einseitig politische Anschauung. Ueber die Illusionen deutscher Constitutionen und Constitutiönchen sollten wir doch hinaus sein! Der Communismus wird eine Zukunft haben! Alle seine Träume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Columbus, nicht in Indien landet, so wird er doch ein Amerika entdecken. —

Käthchen soll Käthchen heißen, Herr Gevatter, denn Katharine wird nur zu leicht corrumpirt in Kattrine! Doch nenn' ich sie auch zuweilen Kato (nicht franz. Cataut, sondern lateinisch Kato)! Das macht sich ganz republikanisch.

* * *

Nach Soest.

Sonntag Morgen, den 3. Mai 1846.

Geliebte, theure Mutter!
Geliebte, theure Schwestern!

Lina's Brief kam gestern Nachmittag um 5 Uhr bei mir an. Er hat mich zu Boden geworfen. Ich habe den Abend durchweint und habe die Nacht durchweint, und jetzt, wo ich mich hinsetze, ein Wort der Liebe in Euren verwaisten Kreis hinüber zu rufen, fühle ich mich auf's Neue so schmerzlich bewegt, daß ich meine ganze Kraft zusammen nehmen muß, um nicht abermals in Thränen auszubrechen und das Haus mit Wehklagen zu erfüllen.

Also Karl todt! Unser engelsguter, frommer, unschuldiger Karl todt! Heute vor acht Tagen las er noch im Wilhelm Tell, und heute liegt er schon seit vorgestern in seiner letzten dunkeln Ruhestätte! Der Frühling treibt Blumen und Laub, aber nicht, damit er sie sieht und sich an ihnen freut, sondern nur, damit sie sein Grab schmücken. Nur im Grab noch hört er die Nachtigall und die Lerche, und das Licht des ersten Viertels, das jetzt so klar und friedlich am Abendhimmel steht, scheint ihm nicht mehr in sein sanftes, treues Auge, sondern küßt nur den frischen Rasenhügel, unter dem das beste, redlichste, kindlichste, harmloseste Herz der Ewigkeit entgegenschlummert!

O Mutter, Lina, Gisbertine! Ist es denn wahr, ist es denn nur möglich? Da steht noch vor mir auf der Fensterbank das Fläschchen mit Lang-Lebens-Elixir, das er mir bei unserm letzten Wiedersehen so lieb und froh und stolz, als sein eignes Kunsterzeugniß, zum Geschenk machte, und die theuern, ehrlichen Züge seiner Handschrift fallen mir auf dem daran

befestigten Zettel wie grüßend in's Auge. Da zittert noch im Morgenwinde mein Zweig von dem Haidebüschel, den wir damals bei'm Abschiede unter uns vertheilten; — ach, und neben mir liegt sein letzter lieber Brief an mich vom 7. März, den ich ihm zu seinem Geburtstage beantworten wollte! Ich hatte mich schon so innig darauf gefreut, ihm Pestalozzi's Lienhard und Gertrud zu schicken, wollte für Euch, liebe Schwestern, deren letzte Geburtstage ich ohne Geschenk vorübergehen ließ, den „Genius von Pestalozzi" und für den lieben Ferdinand Schwollmann Herder's Werke in Einem Bande, mein längst beabsichtigtes Konfirmationsgeschenk, beifügen. Das Alles, hatte ich mir geträumt, sollte ihm, dem unvergeßlichen Seligen, und mit ihm Euch einen heitern 12. Mai bereiten helfen. Ach, wie anders ist es gekommen! Karl's Geburtstag, der sonst so frohe und glückliche, ist uns zum Trauertag geworden, und der einzige Kranz, den wir dem geliebten Bruder bringen können, ist ein Todtenkranz auf sein frühes Grab!

Liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine, o wie trüb und traurig ist mir um's Herz! Draußen lacht und strahlt die Welt, die Blumen duften und die Vögel singen, die Alpen blitzen silbern im Sonnenschein, aber Alles ist mir, als läge ein Flor darüber. Lieb klein Käthchen streckt die Hände nach mir aus und lacht mich an, aber meine Thränen rinnen fort und fort, und sie sieht mich groß an, und weiß nicht, was mir ist. Der holde Engel kennt den Tod noch nicht. Ihm ist noch Alles Lust und Freude und Lächeln, und es ahnt nicht die dunkeln Stunden, die auch ihm kommen werden, wenn der liebe Gott es heranwachsen läßt.

Du schreibst mir, daß ich Euch Trost spenden solle, geliebte Lina! Ach, ich kann es nicht! Nur mit Euch weinen, nur mit Euch jammern kann ich! O, daß ich jetzt bei Euch sein, daß ich meine Thränen mit Euren Thränen vermischen könnte! Aber das ist ja eben noch ein Schmerz, den ich allein tragen muß, den Ihr nicht kennt, weil Ihr den frommen Todten nie verlassen, weil Ihr seine letzten Seufzer, seinen letzten verklärten Blick, über sein Haupt gebeugt, empfangen habt! Mir ist weh, weh! In den letzten sechs Jahren hab' ich Euch, hab' ich den lieben, seligen Bruder nur einmal gesehen, nur einmal an mein Herz gedrückt! Erst jene unglückliche Spannung durch meine Schuld, und jetzt dies Exil, das mich verhindert, in Eure Arme und an Karl's Grab zu eilen! Gott sei ewig gepriesen, daß ich ihn wenigstens jenen Einen halben Tag wiedergesehen habe! Noch denke ich mit schmerzlicher Wonne an die Nacht, wo er mit mir in Einem Bette schlief und dadurch Erinnerungen an die schöne, glückliche alte Zeit in mir weckte! Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen! Draußen rauschten die Pappeln, die Sterne blickten durch's Fensterchen, neben mir aber schlief

der gute fromme Karl, und hielt meine Hand in der seinen, wie er es so oft als krankes Kind gethan, wenn ich neben seinem Bettchen saß und ihm erzählte oder Bilder zeigte! Ach, ich habe ihn recht von ganzer Seele lieb gehabt, von frühster Kindheit an, und sein liebes, rührendes Bild, das des kranken, leidenden Kindes sowohl, wie das des kräftigen, heranwachsenden, aber immerdar kindlichen und frommen Jünglings, soll und wird nie aus meinem Herzen schwinden! Noch ruft mich das Leben, noch fesseln eine treffliche, liebe Frau und ein Engel von Kind, noch fesselt Ihr drei ewig Theuern und Geliebten mich an die Erde, und ich bitte Gott, daß er mich noch eine Zeitlang auf ihr möge wandeln lassen: — sollte ich aber früher oder später abgefordert werden, ach, so wollte ich, daß ich neben Karl und Otto und Vater vor dem Walburger Thore schlafen, daß mein unruhvolles und bewegtes, mein oft irrendes und strauchelndes, ach mein jetzt blutendes und zerrissenes Herz neben ihnen zu Asche werden könnte, wie es lebend für sie und neben ihnen geschlagen hat. Meine Seele ist bei den Todten und ist betrübt bis in den Tod!

Wenn uns Etwas trösten und aufrichten kann, so ist es dies: Ist je ein Mensch schuldlos und reinen Herzens vor Gottes Thron berufen worden, so ist es Karl, unser frommer Engel Karl! Sein Herz kannte kein Arg und keine Sünde! Er hatte die volle Unschuld und Harmlosigkeit des Kindes in sein späteres Jünglingsalter mit hinübergenommen. Wissentlich und absichtlich hat er gewiß Niemanden betrübt, Niemanden gekränkt, Niemanden beleidigt! Nur die Erde liegt auf seiner reinen frommen Brust — kein Vorwurf, keine Schuld lastet auf ihr! Er ist glücklich vor Vielen, Vielen! Aus dem treu erfüllten Kreise seiner Pflichten tritt er rein und ohne Fehl vor den ewigen Richter, und darf freier aufblicken zu ihm, als Tausende! Ihm ist wohl, denn er war fromm und gut! O, Friede und Ruhe in Deine kühle Gruft, mein Herzensbruder, mein verklärter, einziger Karl!

Wie mir jetzt alle Erinnerungen aus früherer Zeit plötzlich mit doppelter Lebhaftigkeit vor die Seele treten! Alles wird mir wieder gegenwärtig, tausend kleine Züge werden wach in mir, das ganze theure Bild des Verklärten von seiner sorgenvollen Kindheit an bis zum letzten, ach allerletzten Kuß steht vor mir, und füllt meine Augen auf's Neue mit Thränen! Wie lieb, wie gut war er doch! Ach, und wie glockenhell und lieblich tönte einst sein Stimmchen in seiner früheren Knabenzeit! „Gut sein laßt uns Alt und Jung", „Glocke, du klingst fröhlich", „Höre, wie der Regen fällt", — ach, ich kann die Töne nicht los werden! Immer und immer, süß und rührend, klingen sie meinem inneren Ohre! Und der Mund, der sie sang,

ist jetzt verstummt! Nie mehr auf Erden wird er mich und Euch begrüßen — o Tod, Tod, Tod!

Geliebte, theure, schwergeprüfte Mutter! Trösten kann ich Dich nicht, das kann nur Gott! Aber ich fasse Deine liebe zitternde Hand, die unserm frommen Engel die brechenden Augen zugedrückt hat, ich weine tausend und aber tausend Thränen darauf, und bitte zu Gott, was ich bitten kann, daß er Dir Kraft verleihen möge, auch diesen Verlust, den Verlust Deines Erstgebornen, zu ertragen! Und auch für Euch bitte ich zu ihm, theure Lina, theure Gisbertine! Gottes Trost, Gottes Kraft, Gottes Segen über Euch Alle! Ich schließe Euch Alle, Alle mit blutigen Thränen in meine Arme; ich möchte vor Leid und Traurigkeit zur Erde sinken! Könnte meine Liebe zu Euch noch inniger werden, als sie schon ist, liebe Mutter und liebe Schwestern, o so wäre es an diesem frischen, heiligen Grabe! Möge Gott mir die Gnade erzeigen, Euch meine Liebe noch anders, als mit bloßen Worten an den Tag legen zu können! Ach, auch für Karl hatte ich ihn oft, oft darum gebeten. — Der aber ist meinen Armen entrückt, Gott selbst beglückt ihn jetzt mehr, als meine und irgend eines Menschen Macht ihn je hätten beglücken können!

Was soll ich noch schreiben? Ich bin matt und müde, meine Augen brennen von vielem Weinen. Es ist 6 Uhr Abends, ich habe den Brief nur stoßweise hinwerfen können. Hundertmal hab' ich aufspringen und meinen Thränen, meinem Schluchzen freien Lauf lassen müssen.

Meine Frau, obgleich sie den Engel Karl nie gesehen hat, sondern ihn nur aus meinen Mittheilungen kennt, ist dennoch tief, tief erschüttert. Ihr Gesicht ist roth und verweint, wie das meine. Tausend und aber tausend Mal läßt sie Euch grüßen, läßt sie Euch ihren Schmerz und ihr Mitgefühl ausdrücken. „Deine arme, arme Mutter!" war gestern Abend Alles, was sie sagen konnte! O, sie ist gut und lieb und hat Euch von ganzem Herzen lieb!

Du möchtest gern von Käthchen hören, liebe Lina! O, die ist ein süßer, holder Engel, und hat heute mit ihrem lauten fröhlichen Lachen hundertmal in meine Thränen hineingekräht. Sie nimmt sehr zu, an Körper wie an Geist, und wird mir mit jedem Tage ähnlicher. Es ist ein rechtes ehrliches Freiligrathsgesicht. Ihre größte Lust ist jetzt, wenn ich sie unter die Aermchen fasse, und dann mit bloßen Beinchen auf dem Tisch herummarschiren oder an meiner Brust in die Höhe klettern lasse. Dann lacht sie und strampelt sie, und sieht mit ihren großen braunen Augen triumphirend auf die Welt unter sich herab. Möge Gott uns den süßen Engel erhalten! Ach, er hat uns ja alles Glück nur geliehen. Alles wechselt, Alles vergeht!

Doch die Liebe bleibt und wird bleiben, über Tod und Grab hinaus! Daran wollen wir halten! Das ist das Einzige, was in diesem Leben voll Räthsel und Widersprüche Trost und Halt geben kann!

In acht bis zehn Tagen schreibe ich Euch wieder! Ich habe noch Viel zu fragen und zu bitten! Auch zu erzählen, da mir die nächsten Monate wahrscheinlich wieder einen (aber durchaus glücklichen und heilsamen) Schicksalswechsel bringen werden.

Lina's Treue und Sorge rührt und erschüttert mich tief! Gottes Segen über sie! Möge sie an Karl's frischer Gruft meinen Dank, meine schmerzlichen Grüße nicht verschmähen! Mutter, Lina, Gisbertine — Gott mit Euch! Er stärke, er halte Euch! Ich umarme Euch mit heißen, bittern Thränen!

Bis über's Grab Euer

Ferdinand.

* * *

An Karl Heuberger.

Zürich, 7. Mai 1846.

Lieber Freund!

Seit ich Ihren letzten lieben Brief empfing, ist ein großer bitterer Schmerz durch mein Leben gegangen. Mein Bruder Karl ist am 27. April durch einen unglücklichen Fall von einer Leiter eines jähen Todes gestorben. Am 12. d. M. würde er 26 Jahr alt geworden sein. Ein besseres, kindlicheres, harmloseres Herz hat die Erde nicht getragen. Von frühester Kindheit an schwach und kränkend, häufig selbst dem Grabe nahe, war er jetzt seit längerer Zeit kräftig und gesund, und stand einem Theile des Geschäftes, in welchem auch ich einst die Handlung erlernte, mit Eifer und Erfolg vor. Und nun mußte dies Entsetzlichste sich zutragen! Am 26. April Nachmittags hatte ihn meine älteste Schwester noch bei der Lectüre von Schiller's Tell gefunden. Er war so glücklich im Genuß der herrlichen Dichtung — ach, er las sie vielleicht, um dabei des Bruders in der Schweiz zu gedenken und das schöne Land, in dem er mich wohl bald einmal besucht hätte, schon vorher im Spiegel der Poesie kennen zu lernen! Andern Tags zwischen 6 und 7 Uhr wurde meine Mutter mit der Botschaft geweckt, Karl sei gefallen. Sie findet ihn im Sopha sitzend, blaß, aber ohne äußere Verletzung und nur über heftiges Kopfweh klagend. Die Mutter führt ihn hinauf, er kleidet sich noch selbst aus und legt sich. Ich lasse meine Schwester weiter reden: „Der Arzt erklärte gleich, daß es gefährlich werden könne, aber Keiner ahnte, daß sein Ende so nahe wäre. Ueber zwei Stunden verlor er das Bewußtsein, und ist dann ohne irgend einen Kampf nach 11 Uhr sanft eingeschlummert.

Bei'm letzten Athemzuge hat er die Augen aufgeschlagen, die ihm unsre arme Mutter, ach Ferdinand, gewiß mit brechendem Herzen sanft zugedrückt hat. Auch unsere geliebte Gisbertine war bei seinem Scheiden zugegen; sie sagte mir noch eben, in den letzten Augenblicken wäre sein Gesicht so verklärt, so fromm geworden." — — Ach, lieber Freund, ich bin tief, tief erschüttert! Ich ringe nach Ruhe und Fassung, aber ich finde sie nicht! Es wird lange währen, eh' diese Wunde vernarbt — die erste dieser Art, die mir seit dem Tode meines Vaters und meines jüngsten Bruders (1829 und 1830) geschlagen worden ist! Und meine arme Mutter, meine armen Schwestern!

Wie schal und nichtig erscheint doch neben einem solchen Verluste Alles, was das Leben sonst von Schmerz und Sorge und Kummer für die Menschenbrust in Bereitschaft hält! Wie schrumpft vollends der Kummer zu einem Nichts zusammen, den die Bosheit und die Gemeinheit schlechter Menschen uns zu machen streben!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich, 22. Juni 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Dank und Handschlag für Ihre beiden lieben Briefe sowohl wie für Ihren herzlichen und liebevollen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Das neue Lebensjahr bringt mir gleich bei seinem Beginn eine mächtige Veränderung. Am 15. Juni hab' ich nach London geschrieben, daß ich eine mir von dort angetragene Correspondentenstelle in einem angesehenen Handelshause annehmen will und dieselbe noch im Monat Juli anzutreten bereit bin. Die Stelle wird meine Thätigkeit 6—7 Stunden täglich in Anspruch nehmen und mir also für Poesie und Studium Zeit genug übrig lassen. Gehalt für den Anfang 200 Pfund Sterling (nahe an 2400 fl. Rheinisch) mit Aussicht auf Verbesserung bis zu 300 Pfund. Schon die erste Summe ist hinreichend, mich und die Meinen anständig, wenn auch bescheiden, in England zu souteniren. Ich werde also von den Chancen eines rein literarischen Erwerbs nicht mehr abhängig sein, denjenigen aber, der sich mir durch neue Auflagen und neue Productionen von selbst ergibt, zur Sicherung der Zukunft meiner Familie auf die Seite legen können. Seit ich meine Pension dem König von Preußen zurückgab, also seit Anfang 1844, hat sich meine Autoreinnahme auf fl. 7400 bis jetzt belaufen, und wenn ich die fl. 2500 dazu rechne, welche die eben im Druck begriffene 9. Auflage meiner Gedichte sammt den „Gedichten aus dem Englischen" mir im Laufe d. J. noch einbringen werden, so hab' ich innerhalb dreier Jahre nahe an fl. 10000 Honorar bezogen. Weder meine

Vergangenheit noch meine Gegenwart nöthigt mich also zu meinem vorhabenden Schritte, wohl aber glaub' ich ihn meiner rasch sich mehrenden Familie im Blick auf die Zukunft schuldig zu sein. Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer für fernere, regelmäßig alle Jahr wiederkehrende, neue Auflagen, wer (bei den täglich zunehmenden Verfolgungen freisinniger Schriften) für die Möglichkeit, poetisch-politische Sachen auch in Zukunft verwerthen zu können? Was den letzten Punkt angeht, so hab' ich schon Erfahrungen gemacht, über die Sie erstaunen würden, wenn ich sie dem Papier anvertrauen dürfte! Also entschloß ich mich kurz, schrieb vor drei Monaten nach London, und werde jetzt in wenigen Wochen eine Existenzbasis unter den Füßen haben, auf der mir die wechselnde Gunst des Publikums sowohl, wie die Donnerkeile der Gewalthaber gleichgültig sein können. Und welch Gefühl dabei: nicht mehr von der Poesie leben zu müssen! Wie oft hat es mich schmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein schlimmer Joch für den Pegasus, als dieses! Jedes andere ist golden dagegen!

Da die Sache schon so weit gediehen ist, so ist sie natürlich auch kein Geheimniß, und wenn es Ihnen der Mühe werth däucht, so gestatte ich es gern, daß Sie für eine Feuilleton-Notiz des „Vaterlandes" Gebrauch davon machen. Sollte später, wie es nicht fehlen wird, die Malice und die Niedertracht meinen Entschluß zu entstellen oder herabzureißen sich bemühen, so weiß ich, daß Sie um so eher darauf entgegnen werden, als ich selbst, dem die Angriffe wahrscheinlich nicht einmal zu Gesicht kommen, dazu schweigen muß. Ich möchte Sie für einen solchen möglichen Fall noch besonders daran erinnern, daß der Entschluß, den ich jetzt ausführe, schon Anfang 1844, als ich die Existenzbasis der Pension wegwarf, von mir gefaßt wurde. Meine damaligen Briefe an Sie sprechen sich darüber aus. Hauptsächlich deßwegen ging ich zuerst nach dem commerciellen Belgien (das aber weder mir noch meiner Frau als bleibender Aufenthalt gefallen konnte), und wandte mich dann, immer noch jenen ursprünglichen Plan im Kopfe, nach der Schweiz. Ich hab' auch Schritte gethan, ihn hier zu verwirklichen, aber sie sind vergeblich gewesen. Wie im öffentlichen, so ist es auch im Privatleben nur der Nepotismus, welcher in der Schweiz Stellen vergibt. So wandt' ich mich dann nach England, und es ist mir Gottlob gelungen! Kehrte ich einmal auf's Comptoir zurück, so war es doch am besten unter großartigen Verhältnissen, auf dem Schauplatz des Welthandels! —

* * *

An Levin Schücking.

Zürich, 2. Juli 1846.

Ich bin in der letzten Zeit zweimal am Bodensee gewesen, und so oft

mir Dein altes Meersburg über die blanke Wasserfläche herüber in mein Kreuzlinger Fenster schaute, fiel mir meine, wieder einmal bis zur halben Unverantwortlichkeit angewachsene Briefschuld an Dich schwer auf's Herz. Deine letzten Zeilen vom 11. Okt. aus Augsburg waren so gut und freundlich, daß sie schon längst die beste Erwiderung verdient hätten: aber, wie's eben geht, man ist faul, man schiebt auf, man zürnt gelegentlich über dies und das, was der Andere unterdessen ausgehen läßt, und so sind Monate herum, ehe man sich's nur versieht.

Nun mag ich aber um so weniger länger zaudern, als ich wieder an einem Wendepunkte meines Schicksals stehe, den ich einem alten Freunde selbst mittheilen zu müssen glaube. Ich siedle noch im Laufe dieses Monats mit meiner Familie nach London hinüber. Ich selbst mache die Reise über Paris und Havre, meine Frau mit Käthchen und Miss Tilly Slowboy, der Wärterin, den Rhein hinunter über Rotterdam. Die Gründe für die getheilte Expedition, die auf beiden Seiten bitter genug gefühlt werden wird, liegen auf der Hand: ich mag mich den Consequenzen eines Betroffenwerdens auf Preußischem Gebiete nicht aussetzen, und meine Frau, die im künftigen Oktober ihrer zweiten Niederkunft entgegensieht, muß deswegen, abgesehen von unsrem wilden quecksilbernen Töchterlein, die von Mannheim ab ununterbrochene Wasserreise dem französischen Messageriegerumpel vorziehen.

Die Gründe zu meiner Ansiedelung in England sind die folgenden: Aller literarische Erwerb ist unsicher, weil dem Zufall ausgesetzt. Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer schützt mich vor Verboten? Zudem bin ich nicht Publizist, der sich durch regelmäßiges Tagelöhnern ein mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmendes Fixum zusammenschlagen kann. Ich muß, selbst für poetische Uebersetzungen, auf Inspiration warten; ich kann und will nicht von der Poesie leben. Ueberdies laborire ich noch an einigen alten Schulden (jetzt zwar Gottlob, nur wenige); meine Familie mehrt sich rasch; die Zukunft meiner Kinder (und auch meiner Frau, wenn ich, was Gott verhüten wolle, plötzlich stürbe) liegt mir am Herzen und legt mir heilige Verpflichtungen auf — kurz, daß ich's in wenigen Worten zusammenfasse, ich glaube es mir und den Meinen schuldig zu sein, den Chancen eines rein schriftstellerischen Erwerbs zu begegnen und mir durch irgend eine praktische Beschäftigung eine ehrliche und ehrenvolle Unabhängigkeit zu sichern. So habe ich mir denn durch die Vermittlung englischer Freunde eine Correspondentenstelle auf einem angesehenen kaufmännischen Bureau in London ausmachen lassen, die mir vor der Hand 200 Pfund („Sperlinge", wie Schlickus der Maler sagt) jährliches Gehalt auswirft, nach einem Jahre aber auf 300 £ sich verbessern wird. Wenn man, wie wir es thun werden,

in der Nähe Londons eine hübsche billige Gartenwohnung bezieht, so kommt man schon mit 200 £ anständig, wenn auch bescheiden aus. Zu arbeiten hab' ich täglich 6—7 Stunden, behalte also für Poesie und Studium Zeit genug übrig, und erkaufe mir eine feste, gesicherte Existenzbasis, die mir die wetterwendische Gunst der Dame Publikum ebenso gleichgültig macht, wie die Donnerkeile der Gewalthaber, gewiß nicht zu theuer. Erweist sich die Literatur nebenher auch noch ergiebig, so ist's um so besser. Aber ich bin nicht darauf angewiesen, ich bin nicht davon abhängig, ich brauche nicht, wie leider jetzt so mancher flüchtige Schriftsteller, auf die Geldbeutel des liberalen Gesindels zu spekuliren, wenn's einmal schief gehen sollte. Mein Fall ist übrigens, wie mich dünkt, trotz seiner Specialität, von ziemlich allgemeinem Interesse in den augenblicklich schwebenden Literaturfragen. Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Theil der gegenwärtigen Misère davon her, daß das Schriftstellerthum einen besonderen Stand bildet. Daher der Zudrang arbeitsscheuer Jungen, daher die Production aus Noth, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen Besseres mißtrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruinirt. Ich wünsche von Herzen, daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt thue, so müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen. Louis Blanc, in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit, hat vollkommen recht: der wohlhabende Autor widme sich nur dem Cultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber schaffe sich sein täglich Brod durch irgend ein unbescholten praktisch Gewerbe, und überlasse sich nur in seinen Weihestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist. So Rousseau, so Béranger! — Erinnerst Du Dich auch des schönen, diesen Punkt berührenden Chamisso'schen Gedichtes: „Nachhall?" — Ach, es ist eine uralte Frage, sie rasselt uns aus Spinoza's Gläsern und aus Burns' Pflugschar entgegen; die Neuzeit aber, wie sie denn nicht nur alle Dinge auf die Spitze getrieben hat, sondern auch in jede Wunde die prüfende Sonde senkt, will auch hier zuerst eine Lösung versuchen, ohne, fürcht' ich, damit fertig zu werden. Schriftstellerversammlungen, gleichviel zu Stuttgart oder zu Weimar, thun's nicht. Mögen sie sich zusammen thun zum Trinken und zum Toastiren, das geht schon an, aber weiter bringen sie es auch nicht! Ueberhaupt: der Genius ist immer einsam gewesen! Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch Einen Gedankenblitz weiter, als Millionen raisonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe: einsam und schweigend auch duldet er und fügt sich der eisernen ἀνάγκη, jener Noth-

wendigkeit, die da gewesen ist vom Anfang und die da bleiben wird bis zum Ende, trotz Communismus und Socialismus und aller andern Beglückungstheorien, die da sind und sein werden.

Aber wohin gerathe ich! Ich wollte Dir blos sagen, daß ich nach London gehe, daß ich es gern und freudig thue, weil es für die Meinen geschieht, und daß ich mich von diesen stillen grünen Matten des verstorbenen Salomon Geßner ordentlich mit Lechzen nach den Wirbeln der Weltstadt sehne! In 14 Tagen spätestens bin ich dort. Die Meinen kommen etwas später, weil ich erst Quartier machen will. Sie reisen mit einem Niederländischen Boot den Rhein hinunter und haben also, den Abend gegen acht dort ankommend, nur eine Nacht für Cöln. Ist es nicht zu spät, so wird Ida Dich und Deine liebe Frau noch bitten, ihr eine Stunde im Gasthof zu schenken. Ich wollte von Herzen, daß es geschehen könnte. Ihr müßt doch meine Käthe inspiciren, das liebe, herzige stumpfnasige Ding, unsern neunmonatlichen Haustyrannen, der mit Lachen und Jubeln von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends kommandirt, daß Miss Tilly Slowboy schier des Teufels sein möchte, und daß mein Schnurrbart (in London wird er fallen müssen, indeß was thut's) ob vielem Zausen leise wimmert. Wäre Lothar und Gerhardine auch noch auf am späten Abend, also und dergestalt, daß eine solenne Vorstellung beiderseitiger Jugend vor sich gehen könnte, so wäre das um so schöner. Ich möchte wohl dabei sein. Aber was hilft das Wünschen!

Du sprachst in Deinem letzten Brief von Würtemberg. Aber, Alter, da kennst Du mich schlecht. Abgesehen davon, daß Preußen mich reklamiren und Würtemberg, wenn auch nicht mich ausliefern, doch wenigstens in der Stille mir andeuten würde, recht bald nach der Schweiz zurückzukehren: — abgesehen davon, sag' ich, wär' es denn nicht die schnödeste aller Concessionen an das monarchische Princip, wenn ich mich unter den „Schutz" des Würtembergers begeben, durch seine „Gnade" irgendwo an Enz oder Neckar vegetiren, geduldet vegetiren wollte! Eher ging' ich direct nach Preußen und stellte mich einem Majestätsbeleidigungs-Prozeß! Was habt ihr Leute da drinnen denn für traurig-komische Ideen! Will man durch ein Buch, wie das Glaubensbekenntniß eins war, wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgen auf sich nehmen und in keiner Weise ein sentimentales Pater peccavi winseln. Die Verse thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Character nennt. Unser guter langer Stuttgarter hat es nicht; mich aber, wenn ich das Maul einmal voll nehmen soll, mich aber, der ich weder von der einen noch von der andern Seite Etwas will, sondern blos meine Unabhängigkeit und Freiheit, mein Princip und meine

Ueberzeugung zu wahren und aufrecht zu halten trachte, mich treibt u. A. auch dieses Ding über den Kanal und auf den Drehstuhl. Also Nichts von Würtemberg und dem „Wirthen am Berge", der nicht besser ist, als die andern alle.

Deiner vielfachen und vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit und der Erfolge, die sich daran knüpfen, freu' ich mich von Herzen. Deine „Ritterbürtigen" sind mir auf dem hiesigen Museum zu Gesicht gekommen. Die Opposition gegen die Autonomen ist nun wohl im Ganzen ziemlich wohlfeil und gefahrlos, doch ist es gut, wenn auch auf diesen Punkt consequent Bresche gerannt wird. Bei Deinen liberalen Bestrebungen fällt mir zumeist ihr Mangel an Entschiedenheit auf. Du stellst Dich allerdings auf die Seite des Fortschrittes; aber Du hast noch eine Menge Deiner alten Renaissance-Liebhabereien um Dich herumbaumeln, Du möchtest es um Alles in der Welt nicht durchaus mit der Reaction verderben. Hat man doch sogar aus einem Deiner Feuilleton-Artikel (es war der, in welchem die Liste der englischen Schriftstellerpensionen sich befand) ein verstecktes Anerbieten Deiner Feder an die Reaction herauslesen wollen. Der Revolution bist Du jedenfalls abhold, obgleich wir in Deutschland nur durch Revolution zu Etwas kommen werden.

Meine Uebersetzungen aus dem Englischen wird Cotta bald in meinem Auftrage an Dich gelangen lassen. Willst Du sie, zusammen mit meinem Victor Hugo, im Feuilleton besprechen (es wäre das eine passende Gelegenheit, meine Bestrebungen als Uebersetzer übersichtlich zu würdigen), so wird es mich freuen. Als einen Gefallen verlange ich die Besprechung nicht. Die Sachen müssen Dir selbst interessant und wichtig genug scheinen, um eine Kritik darüber zu geben. Wo nicht, so überlasse sie ruhig ihrem Schicksal. Etwas Todtgeborenes wird auch durch den Odem einer freundlich gesinnten Kritik nicht lebendig gemacht, ebensowenig, wie die Kritik durch beharrliches Ignoriren und Negiren etwas Lebendiges todt schweigen kann. Wenn wir überhaupt nur erst wieder eine Kritik in Deutschland hätten!

Mir und den Meinen geht es wohl. Aber der Tod meines einzigen Bruders zu Soest hat mich fast erdrückt. Solch ein Schmerz ist ein doppelter in der Verbannung!

Gott mit Dir, lieber Schücking! Ich drücke Dir warm und treu die Hand, und wünsche herzlich, daß unser Verhältniß wieder ein engeres und regeres werde. Von London aus vielleicht was für's Feuilleton — vorigen Herbst konnte ich nicht. Freudige Grüße an Deine liebe Frau und küsse mir Deine Kinder. Grüße mir auch Du Mont, den Redlichen!

* * *

Es war im Sommer 1846, da fuhr F. Freiligrath, den Seinen voran, übers Meer nach England, der Frau und dem Töchterlein, welche er einige Wochen später vom Festlande herüberholte, die neue Heimstätte zu bereiten durch seine Arbeit, die Arbeit des Geistes im Dienste des Reichtums. Er hat den Gedanken, die ihn bewegten, in dem Gedichte „Nach England" Ausdruck gegeben, in welchem er das Wort des Meeres zu dem heimatlosen Dichter vernimmt:

Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden!
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen;
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alle wider dich, den Einen!

Doch du bist dir selbst ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Taillefer,
Muth und Freude dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die Alles kann: die Liebe —
Keine Schlacht so grimm und heiß,
Daß die Schaar nicht Meister bliebe!

Wärst du einzeln, ernster Mann,
Sagt' ich dir: Bleib' auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geselle!
Eintagsunruh, Eintagsstreit,
Woll' auf meinen Grund sie tauchen!
Odem der Unendlichkeit
Laß mich in die Brust dir hauchen!

Aber nicht bei Mast und Tau,
Nicht auf Planken, sturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau
Wollen wandeln auf dem Festen!
Darum, wo die Ernte wallt,
Willst du sä'n und willst du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte schallt,
Mit im Gliede willst du schanzen:

Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eisenhütten! —
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!

Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

Und so war es wahrlich: Tagelöhner und Poet! Nur daß leider der Poet unter der Last der täglichen Schreibarbeit nur ausnahmsweise zu seinem Rechte kam. Es war nicht so leicht für den revolutionären deutschen Dichter eine solche Arbeit zu finden. Die Howitts, das ihm schon seit einigen Jahren befreundete englische Dichterpaar, hatten ihm zwar schon einen Posten als Korrespondent ausgemacht, ehe er noch die Schweiz verließ, allein bei seiner Ankunft in London fand er die Stelle besetzt. Abermals dem Bemühen Will. Howitts, in dessen Hause zugleich Freiligrath bis zur Ankunft der Gattin und dem Beziehen einer eigenen Wohnung gastliche Aufnahme genoß, gelang es, ihm eine Stelle in dem angesehenen Hause Huth & Co. zu vermitteln. Somit war Freiligraths Lage in der Hauptsache gesichert. Wenn der Gehalt auch nicht ganz ausreichte, um die Kosten des Haushalts in der Weltstadt zu decken, so trug doch Frau Ida ihr Teil dazu bei, indem sie die frühere Lehrthätigkeit wieder aufnahm. Freilich lastete „die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden", schwer auf dem Dichter; aber er freute sich seiner kolossalen Arbeitsfähigkeit und fand Trost in dem Gedanken: „Man muß schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almosen zusammenzutrommeln braucht."

Aber wenn es wahr ist, was Goethe spricht:

Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist,

so war unser Dichter dennoch ein glücklicher Mann. In der geräuschvollen Einsamkeit der Weltstadt war ihm sein Haus die Heimat, in welcher Freiligrath von der Tagelöhnerei des Kontors aufatmete, mochte auch sonst seine Dichtung unter der Last der täglichen Arbeit zeitweilig ermatten. Die Briefe sind redende Zeugen des Glückes, das er im Besitz seiner Ida und der kleinen Käthe immer aufs Neue empfand. Herbst 1846, bald nach der Übersiedelung nach London, ward ihm abermals ein Töchterlein geboren, die freudig begrüßte kleine Marie; sie starb nach wenigen Wochen, und Freiligraths schmerzdurchwühlte Briefe sprechen in beredtester Weise das schwere Leid jener Tage aus. Noch in London ward ihm Herbst 1847 der freudigste Ersatz für den Verlust des zweiten Töchterchens zu Teil durch die Geburt des ersten Sohnes, jenes Wolfgang, also genannt nach seinem Paten

Wolfgang von Goethe, jenes Sohnes, der 1870 so tapfer als Krankenpfleger dem siegreichen deutschen Heere nach Frankreich folgte und dem der Vater das allbekannte wunderschöne Gedicht widmete. Der Verfasser dieses Buches aber fühlt sich ernstfreudig berührt von dem Gedanken, daß seine lange heimgegangenen Eltern Paten waren der beiden ältesten noch lebenden Kinder des Dichters.

Im übrigen bildeten diese beiden Jahre des ersten Londoner Aufenthaltes gleichsam nur das Vorspiel zu der Verbannung, welche ihm von 1851 an siebzehn Jahre lang ununterbrochen beschieden war. Die Völkerbewegung von 1848 machte diesem ersten englischen Exil ein rasches Ende.

Der Gedichte aus diesem ersten Londoner Jahr 1847 sind nur drei, darunter nur ein eigenes, das eine allmächtige Erbitterung gegen den reichen, die armen Hörigen mißhandelnden Grundadel atmende Gedicht „Irland". Die beiden anderen sind Übersetzungen nach Thomas Hood, darunter jenes entsetzliche, aber mit erstaunlicher Meisterschaft umgedichtete „Lied vom Hemde", dessen wiederholter Weheschrei: Schaffen! schaffen! schaffen! dem tagelöhnernden Dichter aus der Seele gesprochen war.

Lassen wir nun Freiligraths Briefe aus den ersten anderthalb Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Heuberger.

Clapton Pond, 17. Sept. 1846.

Liebster Freund und Landpfleger!

Vergeben Sie mir, daß ich es auf einen Mahnbrief ankommen ließ! Das bewegte Leben der großen Stadt, der neue Wirkungskreis, die tausenderlei neuen Bezüge — das Alles macht die Tage und Wochen fliegen und trägt einzig die Schuld, daß ich, wie für andere Freunde, so auch für Sie noch keine rechte Sammlung zu einem Briefe gewinnen konnte. Bin ich erst einmal ganz Londoner, und ich hoffe es bald zu sein, so sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben.

Einstweilen werden Sie sich beruhigen, wenn Sie hören, daß es mir und den Meinen bis jetzt so wohl und glücklich geht, wie wir nur wünschen können. Ida und Käthchen haben sich von den Strapatzen der Land- und Wasserreise bald und vollständig erholt, und ich, der ich jetzt dreimal die Nordsee gekreuzt habe, ohne seekrank zu werden, treibe mich mit gleichem Behagen und gleicher Sicherheit auf den Wellen des socialen Meeres herum, welches London heißt. Es ist wirklich etwas Großes um diese Stadt, sie ist eine Welt in sich. Beschreibungen mache ich Ihnen nicht, sondern gebe

mich dafür lieber der Hoffnung hin, daß Sie sich im nächsten Sommer einmal selbst herübermachen, um unter meiner Führung London kennen zu lernen.

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich so freundlich gestaltet, wie ich nur wünschen konnte. Das Haus, in welchem ich arbeite, Friedr. Huth & Co., ist eines der angesehensten und gewaltigsten Londons, ist ein Haus von universeller, von kosmopolitischer Bedeutung. Meine Stellung, den Chefs gegenüber, ist angenehm, obgleich sie, wie alle Männer des Besitzstandes, in ihren politischen Ansichten conservativ sind. Mein Salair ist vor der Hand mäßig, doch so, daß ich ohne Sorgen bescheiden davon leben kann. Ueberdies habe ich alle Chancen stetigen Avancements, sei es im Hause Huth oder in London überhaupt, vor mir, und es wird nur auf mich selbst ankommen, sie zu benutzen. Muße für die Muse fehlt mir auch nicht.

Einstweilen wohnen wir noch in furnished apartments, werden aber später ein eigenes Häuschen miethen und uns selbst möbliren. Man lebt dann angenehmer und billiger.

So, lieber Freund, wären Sie durch einige flüchtige Striche wieder so ziemlich au fait von uns. Die Ausführung muß unserer späteren Correspondenz vorbehalten bleiben. Nehmen Sie für heute mit der Skizze freundlich vorlieb!

P. S. Sie sollten einmal Ihren Mockel als Londoner sehen, ohne Schnurrbart, in Frack und Cravate — und täglich rasirt! Das ist sein größter Kummer, sonst gefällt er sich aber nicht übel in seinem veränderten Anzug und mir auch nicht. Dabei wird er ganz schlank trotz alles englischen beefs; es steht ihm aber ganz gut. Adieu! Ida.

* * *

An Karl Heinzen.

London, 18. Sept. 1846.

— Ich hätte Dir billig schon eher schreiben sollen, aber die Neuheit der hiesigen Zustände und vor allen Dingen die Schwierigkeiten, die ich wider Vermuthen bei meiner Ankunft hier vorfand, ließen mich bis jetzt nicht dazu kommen. Sie bestanden in nichts Geringerem, als daß ich die mir zugesagte Stelle schon besetzt fand, weil man mein Kommen nicht erwarten konnte oder wollte. Das war eine garstige Geschichte. Ich dachte mich gleich in ein liquides Salair hineinzusetzen und mußte nun erst von Neuem danach suchen. Doch hat das Suchen zum Glück nicht so lange gewährt, daß ich dadurch in Verlegenheit gerathen wäre. Ich bin jetzt in dem großen und renommirten Hause Friedr. Huth u. Co. angestellt. Merkwürdig ist es, wie mein politisches Flüchtlingthum mir überall unter den Kaufleuten im Wege stand. Rothschild würde mich schon vor vier Wochen engagirt haben,

wenn er nicht, seiner eigenen Erklärung zufolge, auf Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen. Nun, einstweilen bin ich auf Nr. Sicher und kann dem Teufel und den Großpreußen ein Schnippchen schlagen.

Und später schreibt er:

Ich warne Dich, nach schwerer eigener Erfahrung, freundschaftlich, nicht ohne Garantien eines Auskommens einen Boden zu betreten, auf dem der Mammon so absolut herrscht wie in England; auf dem der Arme, will er nicht mit seiner Familie verhungern, so unausgesetzt schaffen und schanzen sich so mit Leib und Seele an die Arbeit verkaufen muß wie hier. Bei den zweihundert Pfund, die ich bis jetzt habe, sind mir nur die Sonntage frei. Die Wochentage muß ich ganz dem Geschäfte widmen. Ich gehe Morgens um 8 Uhr von Haus, bin um 9 auf dem Comptoir, arbeite bis 2, nehme dann ein hastiges Mittagessen in einem der Speisehäuser der City ein und kehre erst Abends gegen 6—7 Uhr (Dienstags und Freitags, als an den beiden Haupt-Posttagen, erst um 9—10) nach Haus zurück. Und bei all dem Plack kann ich nicht einmal mit dem, was er mir einbringt bestehen. Meine Frau gibt deswegen auch einigen jungen Engländerinnen in unserer Nachbarschaft deutschen Unterricht, was jährlich gegen 50 Pfund einbringt. Nun, es wird hoffentlich nicht so bleiben, und wir sind froh für den Anfang wenigstens so viel zu haben, um mit Ehren durchzukommen und Niemanden verpflichtet zu werden. —

Hier in London auf dem Trocknen zu sitzen, müßte Dich bald mürb machen, und wenn Du von Eisen wärst. —

* * *

An Karl Buchner.

London, 24. Septbr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Als ich gestern Abend von meinem Office zu Hause kam, gab mir Ida die Inlage mit der Bitte, dieselbe mit einigen Zeilen an Sie zu begleiten und dann Alles zusammen zur Post zu geben. Dies soll denn auch hiemit geschehen, und obendrein will ich Ihnen die frohe Nachricht geben, daß mir Ida heute früh, 1/4 nach 8 Uhr, leicht und glücklich ein allerliebstes Mädchen geboren hat. Laus Deo! Es ist willkommen, wenn auch schon ein Junge wenigstens ebenso angenehm gewesen wäre! Mutter und Kind sind gesund. Möge Gott weiter helfen!

Käthchen (oder Kato oder Katharine) hat ihr Schwesterchen gar lieb und streichelt sie auf's Rührendste unter den zärtlichsten Liebkosungslauten

Ich bin doch ein glücklicher Kerl, wenn ich so am Wochenbett stehe und auf das gesammte Weibervolk, Mutter und zwei Töchter, herabsehe! Ein Heerd und eine Familie sind doch auch eine Heimath, selbst im Auslande und im Exil!

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich, nachdem sich meine erste Stelle zerschlagen hatte, doch noch rasch auf's Günstigste gestaltet, und werden es hoffentlich immer mehr. Näheres mit meinem nächsten Briefe, zu dem Sie mir hoffentlich durch eine recht schnelle und ausführliche Antwort Veranlassung geben. Einstweilen nimmt mich das Comptoir noch mehr in Anspruch, als ich wohl wünschte, doch ist das nur für den Anfang. Und selbst bei diesem heftigen Schanzen stattet mir die Muse nicht selten einen Besuch ab.

Tausend Dank für Ihr allerliebstes Büchelchen[1]! Es macht mir täglich Freude, mehr als ich Ihnen sagen kann! Mein Herz hängt doch mit allen seinen Fasern an der Heimath, und es ist mir eine Erholung und ein Genuß, mich am Abend, wenn ich aus dem Tumult und den Gasflammen der Zwei-Millionen-Stadt in meine stille Häuslichkeit zurückkehre, zuweilen an Ihrer Hand in unser Rheinparadies zurückversetzen zu können. Vollends an Stellen, wo wir miteinander waren, wozu dann (außer Darmstadt und seinen Umgebungen) vornehmlich Asmannshausen mit Geisenheim, Rüdesheim und der Niederwald gehört. Auf S. 32. sehe ich Sie vor mir, wie Sie sich von Adelaiden die Glasgemälde zeigen lassen, auf S. 34. verzappeln Sie, weil ich Niederwaldmeister pflücke (der Ihnen denn doch zu Lorch die trefflichsten Dienste that), treten aber auch auf der nämlichen Seite, zu Asmannshausen, unter der Kuckucksuhr auf mich zu, und wollen sich mit mir ausschütten vor Lachen, daß wir zusammen in „der Krone" sind. Ungern habe ich aber auf der gleichen Seite das von uns entdeckte Asmannshäuser Bierhaus vermißt, wie es denn auch nicht fein ist, daß Sie unter Rüdesheim den dicken Molch von Weinhändler nicht verewigten, der, ein alter Bekannter von mir, uns in Rüdesheim in flagranti beim Biere ertappte. Bei einer zweiten Auflage helfen Sie diesen Mängeln wohl noch ab. Unterdessen erbau' ich mich von ganzem Herzen an der ersten, sentimental oder humoristisch, wie es die Stimmung eben mit sich bringt.

Haben Sie meine Uebersetzungen aus dem Englischen auch von Cotta zugeschickt erhalten? Und rumort nicht schon ein gewisses Pamphlet: „Ça ira"? Resp. ist es nicht schon irgendwo confiscirt worden? Theilen Sie doch den dortigen Freunden die Geburt unserer Nr. II. in meinem Namen freundlich mit. Gott mit Ihnen und den Ihrigen! Alles Herzliche Ihrer trefflichen Frau und Ihren lieben Kindern!

---

[1]) [K. Buchner] Führer in der Rhein-, Main- und Neckargegend.

An Levin Schücking.

[London], 10 Moorgatestreet,
19. Okt. 1846.

— Herzlichen Dank für die Aufnahme, die Ihr meiner Frau zutheil werden ließet! Zwei Tage, nachdem sie Euch verlassen hatte (Montag, 17. Aug.) nahm ich sie mit Käthchen zu Rotterdam unter den Boompjes in Empfang. Tags darauf durch Sturm und Windsbraut nach London. Alles ist Gottlob! glücklich von Statten gegangen. Käthchen war gleich am zweiten Tage vollständig von ihrem Reiseübel genesen, und gedeiht bei Englischer Milch und Englischem Weißbrod vortrefflich. Ida aber hat mir am 24. Sept. leicht und glücklich unser zweites Mädchen geboren, was ich Eurer Theilnahme hiemit freundlich gemeldet haben will. Helfe Gott nun weiter, und erhalte mir mit dem großen Schatz meine kleinen Schätze!

Mit dem Glück des Besitzes steigert sich die Angst und die Sorge um einen möglichen Verlust. Wie gesagt: Gott helfe weiter! Und erhalte er vor allen Dingen auch mich gesund, daß ich für die Meinen ringen und schaffen kann! Nebenbei auch, daß ich mich als Poet noch recht als ganzer Kerl ausprägen und darstellen kann! Ich hoffe es! Dies Welttreiben hebt und trägt und schwängert mich merkwürdig, trotz aller Arbeit und Plackerei!

Ich kann heute nicht mehr schreiben, da ich viel zu thun habe. Ich schreibe diese Zeilen auf dem Office, um mich herum 4 Principale und 27 Mit-Clerks, unter denen, außer Engländern und Deutschen, 2 Spanier, 1 Schwede, 1 Russe und 1 Mulatte. Das summt und schwirrt in X Zungen. Hoffentlich bist Du mit den Deinigen frisch und wohlauf! Dir und Deiner lieben Frau alles Herzliche, und küß' mir Deine Kinder!

Der Revolution in Genf freue sich, was Odem hat, und lobe den Herrn!

* * *

An die Soester Verwandten.

London, 14. Novbr. 1846.

Liebe Mutter und liebe Schwestern!

Ich muß mir endlich ein Herz fassen und Euch den herbsten Schlag melden, der meine kleine Familie bis jetzt getroffen hat. Der Tod hat zum ersten Male sein Opfer von uns gefordert. Unsere kleine Marie, Dein liebes Pathchen, meine Herzens-Gisbertine, ist am Allerheiligen-Tage, Abends ¼ vor 8 Uhr, sanft und schmerzlos zu Gott hinübergegangen. Tags darauf, am Allerseelen-Tage, machte Ida an meiner Seite ihren ersten Ausgang nach diesem Wochenbett — um unserm süßen, kleinen Engel ein Grab aus-

zuwählen; und seit dem 5. Nov., Nachmittags 3 Uhr, schläft sie schon unter dem Rasen, auf dem wir gehofft hatten, daß sie springen und spielen sollte. Es ist ein theures Einstandsgeld, das wir dem Boden der neuen Heimath zahlen müssen — der Heimath, die ich ja auch im Hinblick auf die jetzt schon Vollendete betreten hatte, um mir eine sichere Existenz für mich und die Meinen zu gründen.

Unser Schmerz ist größer, als ich Euch sagen kann, und nur die Religion kann ihn mildern. Rede man doch nicht davon, daß der Verlust eines Kindes in so zartem Alter minder schmerzlich sei! Wir sind gefaßt und hoffen zu Gott, daß uns die Kleine bei Ihm aufgehoben bleibe, aber unser Herz blutet, und wird bluten, so lange uns das Engelsbild des lieben Kindes im Herzen und in der Seele leben wird. Und das wird es, bis wir selbst den schweren Gang gehen, den Mariechen uns vorangegangen ist. Ach, welch ein rührendes, reizendes Kind war sie! Als sie bleich und bekränzt in ihrem Sarge dalag, konnte man kein lieblicheres Bild des Todes sehen. Bis sie begraben wurde, habe ich täglich Stunden lang einsam bei ihr gesessen, und sie mit meinen Thränen und Küssen bedeckt. Ach, sie haben sie nicht geweckt! Ihr könnt Euch nicht denken, wie schön und lieblich sie war! Ihr Gesichtchen war so fein und so edel, und der Tod hatte es so reif und ernst gemacht. Sie lag da mit dem frommen, intelligenten Ausdruck eines Erwachsenen, und die zarte, blasse Hand hielt ein Resedasträußchen, das Käthchen gebrochen hatte. Doch still von dem Allem — ich werde zu weich sonst, und darf doch auf dem Comptoir, wo ich dies schreibe, keine Thräne blicken lassen! Wir haben eine Skizze von der kleinen Leiche nehmen lassen, die sie ziemlich treu darstellt, und die Ihr vielleicht künftig einmal seht. Die und das Mützchen und das Hemdchen und das Röckchen, in welchen sie auf den Knieen ihrer Mutter gestorben ist, sind nun Alles, was wir noch von ihr haben! Sie ist an uns vorübergegangen wie eine holde, liebliche Erscheinung, wie ein Engel, den Gott uns gesandt, daß er unsere Herzen fester und inniger an Ihm hangen lasse! Und die Mission hat sie erfüllt! Wir haben nur Einen Trost, und der ist Gott!

Nun schläft sie schon über 8 Tage auf dem Kirchhofe zu Abney Park, eine Stunde nördlich von London. Wir haben ihr ein schönes, stilles Plätzchen ausgesucht; eine große, herrliche Ceder vom Libanon rauscht ihr ein Wiegenlied, und die kleine Kirche des Gottesackers schlägt ihr die Stunden, die sie uns nun schon fern ist. Auf dem Grabe ruht ein Astern- und Epheukranz, den Ida geflochten hat, und den ich nach dem Begräbniß selbst darauf legte. Bald aber wollen wir Blumen auf ihm pflanzen — das Grab des deutschen Kindes soll auch im fernen, fremden Lande ein Garten

sein! Ich und der Geistliche, auch ein Deutscher, waren die Einzigen, die der lieben Leiche zu Grabe folgten. Am 28. Okt., als sie schon mehr und mehr hinschwand, hat sie die heil. Taufe empfangen. Ach, als ich Deinen letzten Brief erhielt, liebe Gisbertine, da dachte ich nicht, daß die Taufe eine so plötzliche, eine so thränen- und schmerzenreiche, eine Noth-Taufe sein würde! Ich nahm mir damals vor, Dir den Tauftag so früh anzuzeigen, daß Du ihn im Geiste mit uns feiern könntest. Aber Gott beschloß es anders.

Welch ein Jahr! Erst unser lieber, unvergeßlicher Karl und nun mein Kind! Die Welt liegt mir wie unter einem schwarzen Flor — ich bin tief, tief gebeugt und finde nur in der Liebe derer, die mir Gott noch gelassen hat, in der Religion, in meinen Studien und meiner Arbeit Erleichterung und Erholung. O, Mutter, Lina, Gisbertine, laßt uns einander lieb haben, immer mehr, immer inniger! Was wäre das Leben ohne die Liebe! Ach, und was muß die Liebe wieder leiden durch den Tod! Schreibt mir bald, ich bitte Euch herzlich darum! Und meiner kleinen Marie bewahrt auch jetzt eine Stelle in Eurem Herzen; laßt sie Euch auch im Tode lieb und heilig sein!

Vergebt mir diese verspätete Anzeige. Ich hatte nicht den Muth über meinen Verlust zu schreiben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. Febr. 1847.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die ich, deutscher Nation und Freiheit zu Ehren, bei John Bull übernommen habe, lastet eben jetzt zur Zeit des Bücher-Abschlusses doppelt schwer auf mir. Ida meinte drum auch, ich sollte, um ihren anliegenden Brief nicht aufzuhalten, diesmal lieber gar nicht schreiben. Dazu kann und mag ich mich aber nicht entschließen, sondern will Ihnen, wenn auch nur mit fliegender Feder und wenigen Worten, doch jedenfalls mit eigener Hand recht warm und recht herzlich zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage Glück wünschen. Ich wollte, wir könnten ihn zusammen feiern, wie vor fünf Jahren; da das aber nicht geschehen kann, so will ich beim Nachhausekommen (d. h. 10 Uhr Abends, denn Dienstags und Freitags bin ich vor dem nie daheim) noch ein Glas Sherry mit Ida auf Ihr Wohl leeren, und dann wollen wir von Ihnen und den Ihren plaudern, und uns in die gute, alte Zeit zurückversetzen. Alles Heil und alles Glück — Ihnen und Ihrer Frau und Ihren Kindern zum neuen Jahre und zum Geburtstage! Und denken Sie unser und halten Sie uns lieb, wie wir Sie! Darum bitte ich von ganzem Herzen!

Ich kann nicht auf die Details Ihres lieben Briefes eingehen, da es mir an Zeit dazu mangelt. Nur für Ihre mir so herzlich ausgesprochene Theilnahme an unserm noch immer nicht verwundenen herben Verluste will ich Ihnen warm und innig danken.

Ueber mein und unser hiesiges Leben hat Ida an Ihre liebe Frau geschrieben. Einstweilen steckt man in Mühe und Arbeit bis über die Ohren. Aber der Plack macht mir fast Spaß. Ich amüsire mich schier über meine colossale Arbeitsfähigkeit, und denke, daß sie mich doch zuletzt zu reellen Resultaten führen wird, die wenigstens meinen Kindern zu Gute kommen sollen. Aller Anfang ist schwer, tröste ich mich geistreich mit dem Sprichwort. Es wird schon besser kommen. Heute fängt Ida ihren Unterricht an (zweimal wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Stunden an drei junge Damen unserer Nachbarschaft) und ist überglücklich, daß sie nun auch 10 Guineen quartaliter in die Haushaltungskasse einschießt. So muß man schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almosen zusammenzutrommeln braucht. „So lange Faust und Schädel hält" — und sie werden halten, hoff' ich! —

* * *

An Levin Schücking.

London, 22. 4. 47.

Ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich Deinen theilnehmenden Brief vom November nicht schon eher beantwortet habe. Aber ich muß zu viel von meiner Zeit den monotonen, täglich wiederkehrenden Anforderungen meines Berufs widmen, und wenn ich meine wenigen Freistunden und Freitage (holidays not Fridays) mit Weib und Kind verleben will, wenn ich überdies nicht ganz vergessen soll, daß ich doch eigentlich ein Poet bin und Verse aus dem Aermel schütteln muß, so kann ich nicht wohl anders, als im Punkte der freundschaftlichen Correspondenz ein wenig faul werden und mich auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Vergieb drum auch Du mir, und rechne immer auf die alte Gesinnung, auch wenn ich nothgedrungen manchmal das Maul halte. — —

Möchtest Du, o Levin, es auch für tugendsam und räthlich halten, den ruchlosen Verfasser des Ça ira laufen zu lassen, item mit dem Laufenlassen einen bildlichen Strafact zu verbinden, so bitt' ich Dich nur um Eins: hänge mich nicht und verbrenne mich nicht, sondern laß mich Deinen Sohn Lothar mit einer Schlüsselbüchse todtschießen! Oder auch: köpfe mein Conterfei, sei es nun mit einem Feder- oder einem Brodmesser. Nur keine Scheere — das will ich mir ausgebeten haben!

Es ist eine verrückte Welt. Ludwig der Baier dient der Lola, und

Friedrich Wilhelm IV. mit sammt seinem Hause will dem Herrn dienen. Nichtsdestoweniger geht die Menschheit vorwärts, und eben die krasse Bornirtheit, die Absolutismus und Volksvertretung vereinigen will, die eine Constitution ein Blatt Papier nennt, das sich „als zweite Vorsehung zwischen den Himmel und das Volk der Borussen drängen wolle" — eben diese Bornirtheit, die auf der einen Seite schmeichelt, während sie auf der andern dreist herausfordert, wird mehr zur Beschleunigung der Dinge beitragen, als alle politische Poesie und als die gesammte „schlechte Presse". Das Verdienst dieser letzteren bleibt es dann freilich, eine Bornirtheit bis auf den Punkt gebracht zu haben, auf welchem angekommen sie sich geberden mußte, wie wir es am 11. April erlebt haben, und so sind sie doch zuletzt die Haupthebel des Stücks Weltgeschichte, welches eben zu Berlin abgespielt wird.

Ich lebe hier still und zurückgezogen, wie zuvor, arbeite viel und dichte mäßig. Wir haben seit Dezember ein kleines nettes Haus bezogen, zwischen Wiesen und Bäumen ferne von der Stadt, nahe aber dem Kirchhofe, auf welchem unsere kleine Marie schläft. Deutsche Bilder füllen unsere Wände, deutsche Erinnerungen unsere Herzen. Ohne Sentimentalität, versteht sich; dazu hat man in diesem Treiben keine Zeit. Käthchen ist ein prächtiges Kind, alle Tage wachsend, alle Tage gescheidter. Sie versteht Deutsch und Englisch, spricht aber erst wenig — aus beiden Sprachen durcheinander. Den Milchbuben nennt sie boy, ein Ei aber auf Deutsch Ei. Gar herzig klingt ihr „O dear!" wenn sie mich umarmt. Erhalte sie Gott!

Die Englische Gesellschaft cultiviren wir wenig; die Ermüdung, welche bei den riesigen Entfernungen damit verbunden ist, greift Ida zu sehr an, auch ziehen wir es vor, die Abende traulich für uns zu verleben. Doch hab' ich schon manche interessante Bekanntschaft gemacht: Barry Cornwall, Tennyson, Monckton Milnes, Bulwer u. A. — Bulwer hatte kaum zufällig erfahren, daß ich in England sei, als er mir auf der Stelle einen wahrhaft herzlichen Brief schrieb, mich nach seinem Landsitze Knebworth Park einlud u. s. w. Ich muß sagen, daß mich diese unprovocirte Annäherung in dieser Weise sehr gefreut und meinem Herzen wohlgethan hat. Ich war noch nicht in Knebworth, werde aber im nächsten Monat wohl einmal hingehen. Unterdessen hat mich Bulwer, als er neulich auf kurze Zeit in der Stadt war, mit seinem Sohne, einem hübschen 15jährigen Jungen, draußen bei mir aufgesucht. Er sieht krank und leidend aus, und klagte auch über seine Gesundheit.

Eine Soirée beim Lord Northampton (President of the Royal Society), der ich ohnlängst beiwohnte, war interessant durch die Masse von Celebritäten jeder Art, die sich auf ihr combinirt fand. Ich bin daselbst einer Unzahl von Leuten vorgeritten worden — natürlich nicht dem Chevalier

Bunsen, der besternt und bebändert, glatt und feist wie ein christlich germanischer Aal, hierhin und dorthin schlüpfte. Prinz Albert fehlte selbstredend auch nicht. Der interessanteste Kopf war übrigens der des bekannten Reisenden Holman, — blind, mit langem weißem Barte und hoher Stirn. Aus solcher Gesellschaft wandelt man dann nach Mitternacht durch Shoreditch und andere Viertel des Elends und des Lasters sinnend nach Hause, die ewigen unverrückbaren Sterne über dem Haupte.

Den neulichen großen Festtag hab' ich zu einem Ausflug in die südlichen Grafschaften benutzt. Diese Englischen Eisenbahnen gehen rasend schnell — in Einer Stunde ist man 50 bis 60 Englische Meilen in's Land hinausgerissen. Dann steigt man aus und schlägt sich seitwärts. Schmucke Dörfer, reizende Landsitze, superbe Parks und Rasenebenen, ewig krächzende Krähennester. Ich war den Tag in Hever, dem wohlerhaltenen Schlößchen Anna Bolein's, und in Penshurst, dem stattlichen Familiensitze der Sidney's. Die alte banqueting hall, mit den schweren Eichentischen und dem kolossalen Feuerplatze in der Mitte, ist noch ganz, wie da Elisabeth, Ben Jonson und Waller Gastfreundschaft drin genossen. Aber von all diesen Orten leiten Blutspuren nach dem Londoner Tower zurück. Der Schmetterling der Schönheit und der Aar des starren, nobeln Republikanerthums — Anna Bolein, Algernon Sidney — beide geköpft in der grauen Bluthöhle am Themsefluß. Unter den Familienbildern zu Penshurst zeichnet sich der Kopf des Algernon Sidney besonders aus. „Algernon Sidney, beheaded", hat der Maler auf die Leinwand schreiben müssen. Das ist ein stolzes Epitheton, und ein edler Familienstolz, es auf's Bild des Märtyrers zu setzen. Nächstens denk' ich nach Newstead Abbey und nach Stratford upon Avon zu pilgern. —

Ich lese hier Augsburger-, Cölner- und Weserzeitung, bleibe also ziemlich au fait. Für manches gute Wort von Dir, das ich hin und wieder über mich gefunden, meinen Dank — insonderheit für die Anzeige der Englischen Gedichte in der Allgemeinen. Gelegentlich stellst Du dies oder das auf (nicht über mich, sondern sonst), worüber ich mit Dir disputiren würde, wenn wir bei einer Flasche Wein zusammensäßen und ein scharfes Wort durch einen Blick oder einen Handdruck mildern könnten, sobald es gefallen ist. Wir haben schöne Stunden weiland mit einander verlebt, lieber Levin, und wollen uns jetzt in unsern Briefen das Leben nicht sauer machen.

* * *

Nach Soest.

London, 23. April 1847.

Liebe Mutter und liebe Schwestern!

Obgleich ich auf meinen Brief vom 1. März noch ohne Eure sehnlich

erwartete Antwort bin, so kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, am Todestage unseres unvergeßlichen Karl mit einigen Zeilen zu Euch zu treten. Nach meiner Berechnung muß dieses Blatt grade am künftigen Dienstag in Eure Hände gelangen, und ich weiß, daß Eure Liebe und Euer Schmerz es als einen Boten meiner Mittrauer gern begrüßen werden.

Wie rasch ist die Zeit dahin geeilt! Nun wird es also schon ein Jahr, daß der Gute, Fromme, Treue von uns geschieden ist! Heute vor einem Jahre ging er noch frisch und liebevoll unter Euch einher, am nächsten Sonntage las er im Tell und verlebte den letzten, ernsten und doch so glücklichen Abend mit Euch — ach, und dann kam der böse unheilvolle Morgen, das beste reinste Herz hörte auf zu schlagen, und nun schmückt der Frühling auf's Neue schon sein Grab mit Halmen und Blumen. Ich darf und will auf alle die erschütternden Einzelheiten jener Tage hier nicht wieder zurückkommen — aber glaubt und fühlt, daß mein Herz Euch in dieser Trauerzeit doppelt nahe ist; daß es, wie die Euern, frisch in ihr blutet, und bis zu seinem eigenen letzten Schlage nicht aufhören wird, den geliebten vorangegangenen Bruder zu ehren und zu beweinen. Friede seiner heiligen Asche! Bringt ihr meine Grüße und meine Thränen — kniet auch für mich an dem stillen Hügel, der die irdische Hülle einer reinen kindlichen Seele beherbergt. Uns Allen aber senke Gott seinen Trost und seinen Frieden in die bekümmerten Herzen — vor Allem in das Deine, Du liebe, tiefgebeugte Mutter! Ach, wenn ich jetzt nur Eine Stunde bei Euch sein könnte!

Während Ihr nun Karls und der andern Theuern Gräber mit frischen Blumen bepflanzt, lockt uns der Frühling an den kleinen Hügel unserer seligen Marie. Ich habe ein einfaches prunkloses Steinkreuz mit Namen, Geburts- und Sterbetag machen lassen, welches in den nächsten Tagen aufgestellt wird. Sobald das geschehen ist, wird der übrige Raum der Gruft in ein Blumenbeet umgeschaffen. Es ist uns so lieb, daß der Kirchhof unserer Wohnung so nahe liegt, Ida kann nun selbst die kleine Anpflanzung besorgen, und auch Käthchen geht, seit es wärmer ist, häufig mit ihrer Wärterin hinaus. Der Platz ist so schön und lieblich — ein großer Park mit einer freundlichen, zierlichen Kapelle in der Mitte, hohe, schöne Bäume (auch eine prächtige Ceder) und viel immergrünes und anderes Strauchwerk. Es ist ein rechter Weltkirchhof. Die meisten Gräber sind natürlich englische, aber doch ist wohl keine Nation der Erde, die nicht ihre Stellvertreter hier liegen hätte. Der Häuptling einer Insel im stillen Ocean ist hier sogar begraben; auch ein junges Mädchen aus Archangel, die Tochter deutscher Eltern, die hier auf einem Besuche starb. Ihre Londoner Freundinnen haben ihr ein schönes Denkmal gesetzt und lassen es ihrem Grabe nie an frischen Kränzen fehlen.

Und nun schlummert hier auch unser Herzens-Engel mit dem feinen, schmalen Gesichtchen und mit Käthchens Blumenstrauß in den festgeschlossenen Händchen. — Ach, es ist etwas Furchtbares um den Tod! — Wolle Gott auch diesen kleinen Seelenfunken nicht verloren gehen lassen, wolle Er ihn uns bei sich aufbewahren, bis auf den Tag, nach dem keine Trennung mehr sein wird!

Von Käthchen, Gott Lob! kann ich Euch nur Gutes berichten. Ihre Zähne machen ihr zwar jetzt manchmal heiße Bäckchen und eine unruhige Nacht, im Ganzen aber kriegt sie sie doch leicht und gut, und ist überhaupt nach wie vor ein kregeles herzhaftes Ding voller Possen und Schwänke. Könntet Ihr sie nur einmal sehen! Möge Gott sie ferner wachsen und gedeihen lassen! Als ich heute Morgen bei schönem Sonnenschein nach der Stadt ging, nahm ich sie ein paar hundert Schritt mit auf den Weg. Dann läuft sie seelenvergnügt an meiner Hand, kräht und jauchzt vor Lust, wirft die Beinchen wie ein Grenadier beim Parademarsch, und möchte nur immer und immer neben mir hertraben — ihre Babett muß Kehrt mit ihr machen, und dann winkt sie mit ihren Händchen und ruft mit ihrem süßen feinen Stimmchen: Papa, Papa! oder O dear, O dear! bis sie mich aus den Augen verloren hat. Speckter's Fabelbuch ist jetzt ihre große Lust, besonders das Bild mit den Täubchen, die sie Kuruku nennt.

Und nun Adieu, liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine! Gott segne Euch, Gott schütze Euch, Gott geb' Euch Trost! Ich bin bei Euch jetzt und am Tage, wo Ihr diesen Brief erhaltet! Denkt meiner in Liebe! Laßt uns über die Gräber hinausschauen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 16. Sept. 1847.

Herzlieber Freund und Doppelgevatter!

Der Klimax in der Anrede deutet Ihnen schon an, was folgen soll: — Gestern vor acht Tagen, Mittwoch den 8. Sept., Nachmittags 2 Uhr, wurde meine gute Frau leicht und glücklich von einem gesunden, wohlgestalteten Knaben entbunden, der bis jetzt an der Brust seiner Mutter trefflich gedeiht, und den Gott, die Wiederkehr der herzzerreißenden Trübsal des vorigen Herbstes uns ersparend, zu unserer Freude heranwachsen lassen wolle. Morgen werden die kritischen neun Tage ihr Ende erreicht haben, und ich glaube drum heute immer schon einen sich mir eben bietenden freien Moment benutzen zu dürfen, um Ihnen und den Ihrigen anzuzeigen, daß wir alle Ursache haben, uns der Hoffnung auf einen ferneren günstigen Verlauf der Sache hinzugeben.

Ida hat, Gottlob, das Schlimmste überstanden, und der Junge, der Ihrem Pathchen ganz lächerlich ähnlich sieht (meine Kinder, scheint es, fallen ebenso manierirt aus, wie meine Gedichte), hat in den 8 Tagen seiner freien Existenz schon sichtlich und bedeutend zugenommen. Möge nun Alles so erwünscht und gedeihlich fortgehen — auch damit meine Frau (wonach sie sich äußerst sehnt) bald im Stande sei, der Ihrigen zu antworten und für die so freundlich und gütevoll übernommene Gevatterschaft selbst zu danken. Einstweilen geschieht es hiermit, in Ida's und meinem Namen, durch mich: warm und aufrichtig, und überdies in der frohen Zuversicht, daß das neue Verhältniß sich als ein frisches, festes Glied der Kette erweisen wird, welche uns, die leiblich Getrennten, im Geist und im Gemüth auf immer verbindet und zusammenhält!

Nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes! Jene klatschende Morgenblattcorrespondenz, die wie alle Correspondenzen gleichen Ursprungs voll von Unrichtigkeiten ist, rührt von einer Mamsell A. B., einer Gouvernante irgendwo im Westend, her. Himmel, diese deutschen Kaffeeblätter! Kürzlich sollen sie auch gesagt haben, ich sei mit meiner Lage in London höchst unzufrieden, und Herr Huth trage die Schuld! Welch ein Unsinn und welche Taktlosigkeit! Wäre nicht solch eine Notiz, wenn sie meinem Chef unter die Augen käme, im Stande, mein ganzes Verhältniß zu zerstören und mich Knall und Fall brodlos zu machen? Die Wahrheit ist, daß ich hier allerdings noch nicht stehe, wie ich, zumal bei wachsender Familie, stehen muß: daran trägt aber nicht mein Haus die Schuld, welches mich ordentlich und ehrenvoll behandelt (Herr Huth, wenn auch Tory, ist anerkannt einer der Ausgezeichnetsten und Biedersten unter den hiesigen reichen Deutschen — in aller Beziehung ein Ehrenmann), sondern die Lage der Dinge überhaupt. Commissalaire sind selten hoch, und wäre es nicht Unsinn von mir, mit jenen Klatschartikeln zu verlangen, mein Haus solle mich meines Poetenthums wegen besser bezahlen, als jeden andern Arbeiter? Was meine commercielle Thätigkeit werth ist, bekomm' ich für sie. Reicht das nicht aus, so muß ich natürlich vor und nach (auf einmal geht nichts in diesem Gewühl) andere Wege anbahnen, und hoffe zu Gott und meiner Kraft, daß es mir auch gelingen wird. Inzwischen verlang' ich von denen, die mich beschäftigen, nichts Unbilliges und Unvernünftiges, sondern bin zufrieden mit dem, was meine Arbeit, ihrer Art und ihrem Werthe nach, mir einbringt. Daß mir der Poet extra bezahlt würde, wäre ebenso wahnwitzig, als wenn ich e. g. mich bei Ihnen als Holzhacker meldete, mir aber, weil ich eben der flüchtige Poet Freiligrath sei, das Doppelte des Taglohns eines gewöhnlichen Holzhackers ausbitten wollte. Die Sache leuchtet ein. So ist aber Deutschland,

so sind die deutschen Blätter! Ich verlange nichts von dem Geschmeiß: aber, bei Gott, ist es nicht naiv, mich erst ziehen, mich gleichgültig meinen Weg mir hauen zu lassen, und nun einem Londoner Kaufmann, der sich den Teufel um Poesie und Poeten kümmert, solche Zumuthungen publice an den Kopf zu werfen, und dadurch meine Stellung im Augenblick ganz zu verderben, meinen längeren Aufenthalt im Hause vielleicht geradezu unmöglich zu machen? Aehnliche Taktlosigkeit und Indelikatesse ist mir, der ich doch schon Vieles der Art durchgemacht habe, wirklich noch nicht vorgekommen! Ich muß nun den Erfolg abwarten. Herr Huth ist seit zwei Monaten in Kissingen, geht nach Leipzig, kehrt über Weimar, Erfurt, Frankfurt zurück — wie leicht kann er solch dummes Geschwätz lesen, mich selbst dahinter vermuthen und (zumal bei seiner großen Empfindlichkeit gegen Alles, was in Blättern über ihn gesagt wird, selbst das Beste) seinem Aerger durch eine plötzliche Kündigung Luft machen? Ich glaube nun zwar nicht, daß es ganz so schlimm kommen wird; immer aber, fürcht' ich, steht mir noch eine unangenehme Auseinandersetzung bevor. Das ist dann das Resultat dieses verhenkerten Notizenkrams, der mich bald beim Buchbinder Huth 300 Pf. verdienen läßt, bald dem Kaufmann Huth den Kopf wäscht, daß er mich nicht nach Würden traktire! Dank, daß Sie wenigstens einen Theil dieser Narrheiten zurückwiesen! Und nun mehr als genug von ihnen!

Ich muß noch bemerken, daß ich Schulzen, im Andenken an gute und böse Stunden und zum Zeichen meiner Anhänglichkeit an ihn, der uns mit Carolinen wirkliche treuste Freundschaft stets bewiesen, vor der Geburt unseres Knaben auch zu Gevatter gebeten habe. Hoffentlich ist es der Frau Doppelgevatterin nicht unlieb. Dritter Gevatter ist Wolfgang von Goethe, der Enkel seines Großvaters, den ich einmal bei Ihnen introduzirte.

Herzlich freuen wir uns des Fortschreitens Ihrer Kinder und des Glückes, das Sie eben jetzt empfinden, indem das ganze Häufchen wieder einmal auf kurze Zeit um Sie versammelt ist. Wir können uns das schöne Bild, wenn auch die Figuren, seit wir sie zuletzt sahen, sich zum Theil verändert haben (Ihre Söhne haben ja Manneslänge, und Sie sollen ja dicker sein als ich, mit Respekt zu melden), recht lebhaft vergegenwärtigen. Grüßen Sie Alle von ganzem Herzen, versichern Sie sie meines Antheils und meines Gedenkens, und wenn Sie wieder beim Landesvater im Kreise der Söhne präsidiren (Sie mögen einen schönen Lärm in Wald- und Grafenstraße verführen!), so bringen Sie auch uns Flüchtigen eine Gerstensaftlibation, der sich, mir specialiter zu Ehren, ein recht ausgesuchtes Schelmenlied anreihen möge, sei es nun das Leineweberlied (als ob die Leineweber Schelme wären, arme Schelme freilich!) oder jenes beliebte: „Es steht ein Wirthshaus an der

Lahn," welches ich einst, auf der Rückfahrt von Erbach und Michelstadt, zum gerechten Erstaunen der beiderseitigen Geschätzten in Ihrer Terminkutsche zu intoniren mich erkühnte. — Apropos: Das Wirthshaus an der Lahn mag eine sehr schnöde Fuhrmannskneipe gewesen sein, aber glauben Sie, die Hand auf's Herz, nicht auch, daß nichtsdestoweniger Journal und Didaskalia in ihm aufgelegen haben?

Hierbei noch ein Ausschnitt aus der Aachener Ztg., der meine gestrigen Mittheilungen erläutert:

— „Freiligrath soll mehr und mehr mit seiner Lage in England unzufrieden sein. Sollte man nicht erwartet haben, daß selbst ein Kaufmann, wenn er einen bedeutenden Dichter Europas in seinem Comptoir anstellt, denselben von einem gewöhnlichen Commis zu unterscheiden wissen würde? Herr Huth scheint es nicht zu verstehen."

Nun aber wirklich Adieu! Ida grüßt mit mir Sie alle auf's Herzlichste!

* * *

An Levin Schücking.

10 Moorgatestreet, 20. Sept. 1847.

Soeben lese ich in der Allgemeinen, daß Du mit Deiner Familie nach Italien zu gehen vor hast und will Dir drum vor Deiner Abreise eben noch mittheilen, daß mir meine Frau am 8. d. M. einen Stammhalter geboren hat, einen gesunden wohlgestalteten Jungen, der sich bis jetzt mit sammt seiner Mutter so wohl befindet, wie wir nur wünschen und erwarten können. Möge Gott weiter helfen! Der Bursche macht uns überaus glücklich, vollends da er mit Gletscherstirne und Stumpfnase das leibhafte Miniatur-Conterfei von Käthchen ist, die ihn nicht genug anstaunen und herzen kann. —

Nun Adieu, Levin! Ich hoffe, diese Depesche trifft Dich noch zu Cöln! Grüß' mir die Schweiz und den ersten warmen Hauch, der Euch beim Hinabsteigen von den Alpen aus Süden entgegenweht und die Locken Deiner Kinder nach der Heimath zurückfliegen läßt. Grüße mir auch die wackern Rebellen von Mailand bis Messina und werde in dem alten Stiefel, aus dem der Lenz als Stiefelknecht Dir glücklich wieder nach Norden in die Höhe helfen möge, wenigstens ebenso revolutionär als Se. Heiligkeit der Papst!

Wer weiß, wohin selbiger Stiefel, der sich jetzt wirklich wieder einmal als Siebenmeilen- und Fortschrittsstiefel zu gebaren anfängt, Dich am Ende noch mit sich reißt im Laufe des Winters?

Nicht zu vergessen: der Junge soll Wilhelm Wolfgang heißen, wenn Gott ihn unserer Liebe erhält.

Viele Grüße an Dich und Deine Frau, und die besten, guten Wünsche für Reise und Wohlergehen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 12. Februar 1848.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich eine Antwort auf Ihre beiden lieben Briefe! Sie sind gut und nachsichtig, daß Sie die Schreibfaulheit eines Vielbeschäftigten so mild beurtheilen und durch so angenehme Aufregungsmittel, wie zweite Briefe nach unbeantworteten ersten es sind, zu kuriren suchen. Dafür (wie für alles Andere, was Sie Ihren Freunden lieb und theuer macht) soll Ihnen der liebe Gott heute auch einen frohen, glücklichen Geburtstag ins Haus stiften, dem bis zum 12ten Febr. 49 ein ganzes glückliches Lebensjahr folgen möge. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und werde heute Abend einer Flasche Sherry auf Ihr Wohl den Hals brechen. Einsam mit Ida! Das ist nun wohl ein angenehmes Trinken, zumal da ich mich quantitativ sehr gut dabei stehe — eine Flasche Rheinwein in Ihrem Kreise wäre mir aber doch noch lieber! Ida müßte aber auch dabei sein. — — —

Nun hab' ich schon so viel von Andern geschwätzt und noch kaum von mir selbst. Und doch hab' ich das Wichtige zu vermelden, daß ich England (so gut wie sicher) bald schon verlassen und mit meiner Familie (die lawinengleich bei jedem neuen Umschwunge ein Stück angesetzt hat) nach Amerika gehen werde! Der Schritt wird mir schwer, Gott weiß es, und doch ist er nothwendig! Details schreibt Ida — hier nur soviel, daß ich hier, bei gänzlichem Dransetzen aller meiner Zeit und aller meiner Kraft, doch nicht einmal des Lebens Nothdurft verdienen kann, auch keine Aussicht habe, je etwas Genügendes in England zu finden. Dagegen wollen mir meine Amerikanischen Freunde (den guten Longfellow, auch einen Siebengebirgler von damals, an der Spitze) einen geistigen, mir in jeder Hinsicht congenialen Wirkungskreis verschaffen, der mich überdieß in alle Wege pekuniär sicher stellt. Diese Anträge, nobel und würdig gestellt, trafen, ohne allen Anlaß von meiner Seite, gerade ein, als hier auch das letzte Ankerseil riß! So sei es denn! Im Mai oder Juni ist Deutschland, ist Europa transatlantisch für uns geworden! Wie gesagt, das Herz blutet mir bei diesem Immerweiterziehen — aber es muß sein, und Gott wird helfen! Nächstens mehr über diese Plane, die Sie einstweilen noch nicht in die Oeffentlichkeit wollen gelangen lassen. —

In Italien geht es ja prächtig jetzt! Erst die Schweiz, nun Neapel

— wo die Revolution auftritt, da siegt sie! Wäre nur auch erst Deutschland so weit. Ohne Revolution geht's nicht! Mit ihr — ça ira!

Schreiben Sie doch bald wieder! Wir sind ja bald um ein gut Stück Weges weiter von einander!

* * *

Da kam die mächtige Völkerbewegung des Februar und März 1848. Der französische Königsthron ward umgestürzt, Deutschland erbebte, in Wien und Berlin ward die alte patriarchalische Herrscherweisheit zu Schanden vor der ungeheuern Kraft eines lange unterdrückten, endlich mit vulkanischer Übermacht losbrechenden Strebens nach Freiheit. Man mag sich denken, mit welcher fieberischen Spannung der Dichter des Ça ira dieser Kunde lauschte. Schon hatte er, obwohl mit blutendem Herzen, den Plan gefaßt, nach Nordamerika überzusiedeln, wo er besonders durch die Bemühung seines in St. Goar gewonnenen Freundes, Longfellow, eine behagliche Stellung erwartete; aber tapferen selbstverleugnenden Sinnes, wie er allezeit war, mochte er in dieser Zeit der Entscheidung nicht von ferne stehen, sondern beschloß nach Deutschland zurückzukehren; in Köln, Mainz oder Frankfurt, der Stadt des deutschen Parlamentes, gedachte er sich niederzulassen; voraus aber ließ er einige Dichtungen fliegen, welche mit ihrer ungeheuern poetischen Kraft in dieser Sturmzeit die Geister mächtig bewegten.

Mehr denn dreißig Jahre sind seitdem dahingegangen. Die damals Männer waren, sind geschieden; die damals blutjung waren, haben jetzt graue Haare; dreißig Jahre in unserem schnelllebigen Jahrhundert sind eine lange Zeit, in der auch der Begabteste und Festeste mancherlei Wandelungen der Überzeugung durchzumachen genötigt sein wird. Was das Jahr 1848 erstrebte, ist mittlerweile zur Wahrheit geworden, freilich auf ganz andere Weise als alle diejenigen gedacht, welche damals an der Bewegung der Geister sich beteiligten, wenn auch die großen Ereignisse der Jahre 1870/71 nur erwachsen konnten auf dem Boden, welchen das Jahr 1848 vorbereitete. Wir Nachlebenden sind in der glücklichen Lage, Freiligraths Gedichte aus jener Sturmzeit, ohne Rücksicht auf die darin ausgesprochenen Anschauungen, lediglich als Werke der Poesie zu betrachten, als die glänzendsten Werke, welche die gesamte politische Lyrik jener Jahrzehnte überhaupt hervorbrachte. Und wollt ihr mit dem Dichter hadern, so antwortet er euch:

O laßt ihn brechen durch den grauen Flor,
O schreibt dem Glüh'nden keine Wege vor;
Er ist ein Blitz! Wohlan, so laßt ihn blitzen!

Die fieberische Bewegung, in welche die Pariser Februarrevolution und die darauffolgenden Ereignisse in Deutschland den Dichter versetzten, erweckte

sofort in ihm auch die während des letzten Jahres fast entschlummerte poetische Gestaltungskraft; es entstehen in den Monaten Februar bis April mehrere politische Gedichte, welche die Klänge des Ça ira fortsetzen und sogar noch steigern. Es sind dies die Lieder: „Im Hochland fiel der erste Schuß", „Die Republik", „Schwarz-Roth-Gold", „Berlin" und „Das Lied vom Tode". Sie stehen in hohem Maß unter dem Einfluß der gewaltigen Zeitbewegung, so daß in manchen derselben der zarte Hauch der Poesie fast ganz von dem erbitterten Schlachtruf der politischen Parteileidenschaft übertönt wird.

Von der glühenden brandenden Bewegung in des Dichters Seele geben Zeugnis einige Briefe aus jener Zeit, während welcher Freiligrath abermals sein Zelt abbrach, seine Habe packte oder verkaufte, um heimzukehren auf den Boden des Vaterlandes, nicht um des Friedens zu genießen, sondern um zu kämpfen.

An Heinrich Koester.

London, 6. März 1848.

Arbeit, Sorgen, meerüberschweifende Plane — was alles nicht hat mein längst beschlossenes Schreiben an Dich verhindert! Nun löst die Zeit mir die Zunge! Im Jubel dieser stolzen weltgeschichtlichen Tage, im bewußten Glücke dieser Alles ergreifenden, Alles mit sich fortreißenden Bewegung, muß ich auch Dir in alter Liebe und neuer Hoffnung die Hand pressen! Herr Gott, welch ein Sieg! Jahrhunderte in den Raum zweier Wochen zusammengedrängt!

Was ich Dir hier beilege, entstand im Taumel der ersten Nachrichten, zwischen dem Lesen und Schreiben langweiliger Geschäftsbriefe. Es macht drum keine Ansprüche auf Vollendung, ist — als warmer Ausdruck hingerissener Augenblicke — aber doch vielleicht geeignet, die eigene Begeisterung fortzuleiten und fremde wachzuhalten. Sonst bin ich allerdings der Meinung, daß die Ereignisse heuer am besten agitiren — besser, als nachhinkende Verse. Die Geschichte dichtet, der Demos dichtet! Was liegt da am Reflex des ungeheuern Weltepos in der Seele des einsamen Lyrikers?

Glaubst Du es übrigens vor Deinem ästhetischen und politischen Gewissen verantworten zu können, und fürchtest Du sonst keine Inconvenienzen, so suche die Strophen durch Abschrift und Vorlesen nichtsdestoweniger nach Kräften zu vertreiben! Die Zeit verlangt Männer! Thue Jeder, was er kann!

Was soll ich Dir nur von mir selbst sagen, jetzt, wo alles Interesse des Einzelnen zurücktritt vor dem großen und gewaltigen Ganzen? Nur so viel: ich stand eben auf dem Punkte, mich mit Weib und Kindern nach Boston einzuschiffen, als dieser Sturm losbrach, und mich nun einstweilen

noch zurückhält. Ich will nicht der Soldat sein, der vom Schlachtfelde desertirt! Ein paar Monate Wartens werden mir zeigen, ob ich wieder im Vaterlande für's Vaterland wirken kann. Bis dahin verschiebe ich meine Entschlüsse. Setzt die Nation es durch, daß ihre Flüchtlinge die Heimkehr als ihr gutes Recht decretirt bekommen, so bleibe ich gewiß nicht draußen: einer „Amnestie" aber folge ich nicht, sondern lasse mich lieber hier oder in den Backwoods begraben. Vom Rufe des Volks, nicht von der Gnade der Monarchen soll unsre Rückkehr abhangen. Macht Ihr nur halbe Revolution, d. h. laßt Ihr die Monarchie bestehen und preßt ihr nur die Hauptzugeständnisse ab, so vergeßt auch Eurer Expatrioten nicht! Freilich — auch halbe Zustände würden mich bestimmen, lieber im Auslande zu bleiben. Aber es gibt vielleicht sonst ordentliche Kerle, die weniger halsstarrig sind. Denen wäre dann doch geholfen.

Ich muß mich hier knapp genug durchschlagen. In meiner Familie aber bin ich unendlich glücklich. Meine Frau ist ein Prachtweib für einen flüchtigen Poeten — fest, klar und stolz darauf, daß sie mein Exil theilt und es mir versüßt! Meine Kinder sind gesund und gescheit; Käthe, die Aelteste, ein Ausbund von Wildheit und Liebenswürdigkeit; Wolfgang, der Jüngste, ein süßer, lachender, krähender Sechsmonatlicher. Mögen sie wachsen und uns erhalten bleiben! Marie, unsere Zweite, haben wir leider vor längerer Zeit schon in die fremde Erde betten müssen. Das war eine schwere, herbe Prüfung!

Ach, wie viel nun doch von mir selbst! Dessen, was Du mir über Dich und Dein neues Streben mittheilst, freue ich mich von Herzen. Grüße alle, die meiner noch gedenken.

Leb' wohl und halt' mich lieb!

Vive la République!

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. April 1848.

Theuerster Freund!

Ich muß Ihnen doch in diesen großen stolzen weltgeschichtlichen Tagen die Hand drücken. Mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir Alle wohl geahnt haben, aber doch in dieser Stärke und Allgemeinheit nicht voraussehen konnten!

Aus meinem letzten Briefe wissen Sie von meinen Amerikanischen Planen. Die sind natürlich mit den Thronen, die wir stürzen sahen und noch sehen werden, über den Haufen geworfen. Ich komme nach Deutschland

zurück, um nach Kräften an Ihren weiteren Kämpfen und Entwickelungen in nächster Nähe Theil zu nehmen: gleich gerüstet auf Preßprocesse, wie auf weitere Barrikaden und wahrscheinliche antirussische Wachtfeuer. In ungefähr vier Wochen (nicht eher, denn ein Hausstand läßt sich nicht im Handumdrehen verpflanzen) denke ich am Rhein zu sein, um mich wahrscheinlich in Cöln, Mainz oder Frankfurt für's Erste anzusiedeln. Wir sehen uns also bald wieder, und ich meine, unser Wiedersehen wird ein glückliches und jubelndes sein. Sie sind zwar Constitutioneller und ich bin Republikaner (und komme also, wie es scheint, augenblicklich auch in der Freiheit nicht aus der ecclesia pressa heraus), aber wir lieben uns darum doch, und haben am Ende auch nur Ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen.

Wenn die Geschichte und der Demos ihre Epen und Dramen dichten, so liegt am Reflex derselben in der Seele des zuschauenden (oder auch mit agirenden) Lyrikers eigentlich blutwenig. Dennoch strömt das volle Herz zuweilen über, wenn auch in rauhen, fast improvisirten Klängen, die auf ästhetischen Werth weiter keinen Anspruch machen. So, bitte ich, wollen Sie die beiliegenden Flugblätter aufnehmen und beurtheilen. Ich habe sie, eins nach dem andern, in etlichen tausend Exemplaren an den Rhein geworfen, und Sie kennen sie also möglicherweise schon.

* * *

An Heinrich Koester.

London, 13. April 1848.

Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen Brief, der mir, warm und theilnehmend und jubelnd wie er ist, eine unendliche Freude bereitet hat. Ich beantworte ihn nicht ausführlich, da das nächstens mündlich geschehen soll: will und muß Dir aber doch schon jetzt sagen, daß die Liebe und das Gedenken so vieler Wackern mich stolz und glücklich macht, und daß ich dem Augenblick entgegenlechze, wo ich Dir und Euch Allen wieder die Hand werde drücken können!

Anfangs Mai denke ich Alles, was mich hier noch bindet, gelöst und geordnet zu haben, und werde dann mit Kind und Kegel über Rotterdam rheinauf nach Frankfurt dampfen, wo ich, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse meinen Beschluß ändern, zunächst mich niederzulassen gedenke. Geht es an, so mach' ich in Düsseldorf Station; wo nicht, so richt' ich mich erst in Frankfurt ein, und komme dann unverweilt zu Euch und den Wupperthaler Freunden besonders hinüber.

Die Entwicklung der Dinge in Deutschland befriedigt mich bis jetzt nicht. Du meinst, die Republik werde die Anarchie bringen, ich aber sage Dir:

Jetzt steckt Ihr bis über die Ohren in der Anarchie, und nur die ganze volle Freiheit, die Republik, wird Euch aus der unseligen Halbheit der augenblicklichen ungenügenden Zustände retten. Ihr wollt ein Parlament — ein souveraines Volksparlament mit wählbarem Präsidenten (der doch natürlich niemals ein Fürst sein soll?): — eh bien, schließt ein solches Parlament nicht die Fürsten aus, macht es sie nicht überflüssig, ist es faktisch nicht die Republik? Daß ich übrigens die letztere nur als diejenige Staatsform will, innerhalb deren die Socialreform am freiesten und umfassendsten zu bewerkstelligen sein wird, versteht sich von selbst, und ich brauche Dir das wohl nicht erst zu sagen. Uebrigens wird sich Alles noch machen. Wir sind erst am Anfange. Ich komme nicht, um Errungenschaften, ich komme, um gewisse neue Kämpfe zu theilen. Ich lege Dir hier allerlei Schnitzel bei, die Dich vielleicht interessiren, und die Du theilweise zum Abdruck in freisinnige Blätter befördern magst.

Vergieb diese wenigen flüchtigen Zeilen — ich habe so viel mit Ordnen und Einpacken und Verkaufen zu thun, und bin überdies noch an mein Comptoir geschmiedet.

* * *

An Berthold Auerbach.

London, 19. April 1848.

Lieber Auerbach!

Du hast mir durch H. liebe herzige Briefe geschickt, die ich längst beantwortet hätte, wenn ich hier in diesem Krämertreiben nicht ein gehetzter athemloser Mensch wäre, der zu Allem Zeit haben muß, nur nicht zu einem hingebenden Gefühls- und Ideen-Austausch mit fernen Freunden. Zudem wußte ich, daß H. Dir meine dankbare Freude über Dein treues Gedenken gemeldet hatte; zudem wußte ich Dich glücklich — glücklich und darum auch eines Freundeswortes weniger bedürftig.

Nun aber ist das Unglück über Dich gekommen — Du mußt die Blüthen dieses überreichen Lenzes auf die Bahre Deines Weibes, Deines kaum gewonnenen Weibes werfen; nicht allein in der Lust über die Erhebung unsres Volkes, auch im Schmerz über den Verlust Deines Theuersten sollte der heurige Frühling ein ver sacrum für Dich werden. Und da es so gekommen ist, kann und darf ich nicht schweigen. Der Glückliche bedurfte meiner nicht, den Trauernden erquickt vielleicht ein warmes Wort von dem fernen alten Freunde.

Und so trete ich denn weich und ernst vor Dich hin, fasse Deine beiden Hände, und sage aus der Fülle meines Herzens: Armer, armer Auerbach!

Das ist Alles — mehr weiß ich, mehr habe ich nicht! Nur Mitgefühl und Theilnahme — keinen Trost! Den spenden zu wollen, wäre Vermessenheit und Beleidigung! Trost suche bei Gott, Trost suche bei Dir selbst, Trost suche bei dem Kinde, das sie Dir gelassen — wir Freunde können Dich nur brüderlich an unsere Brust pressen und Dir sagen, wie tief, wie unsäglich tief es uns betrübt, Dich von diesem Herbsten betroffen zu sehen. Wir hoffen und vertrauen, Du werdest diesen Schmerz männlich in Dir durchkämpfen. Sei gebeugt, aber nicht gebrochen! Ach, was läßt sich leicht rathen — aber, nicht wahr, Du bist ein Mann?! Du gedenkst und Du trauerst ewig, aber mit der Weihe des Grames im blutenden Herzen trittst Du bald zurück in unsere Reihen, neu gefestet und neu gekräftigt, ein Mann, der sein Weib in die freie, deutsche Erde betten mußte, nachdem sie ihm und der Freiheit einen Jungen geboren?!

Sie muß ein treffliches Weib gewesen sein, daß sie Dich so glücklich machen konnte! Dafür soll ihr Grab grünen, und auch wir, die wir sie nicht gekannt haben, wollen sie lieben und ehren und um sie trauern!

Ich bin bald bei Dir, lieber Auerbach! Anfangs Mai breche ich auf aus dem Exil, zunächst nach Frankfurt. Dort hoffe ich Dich zu treffen, und dort wollen wir mitwirken, jeder nach seinen Kräften, daß das stolz und groß Begonnene nicht in unseliger Verwirrung und Befehdung aufgehalten werde oder gar verkümmere und zu Grunde gehe.

Meine Frau fühlt Dein Leid und drückt Dir die Hand, gleich mir selber. Meine Kinder sollen mit dem Deinen spielen. Ich habe zwei am Leben — das dritte schläft seit anderthalb Jahren unter dem englischen Rasen.

Gott mit Dir! Unser Wiedersehen wird ernst sein, aber doch ein freudiges!

Neunter Abschnitt.

Düsseldorf Mai 1848, Köln Oktober 1848, Bilk Juni 1850 bis Mai 1851.

Im Mai 1848 kehrte F. Freiligrath aus England nach Deutschland zurück und siedelte sich zunächst in Düsseldorf an, welches ihm aus der lustigen Barmer Zeit wie als Wohnstätte zahlreicher Freunde, Theodor Eichmann, Heinrich Koester, Wolfgang Müller u. a., lieb war. Mit leidenschaftlichem Eifer warf er sich in die hochgehenden Wogen der Zeit, nicht als Redner, denn die Gabe lebendig hervorquellender fortreißender Rede zu einer größeren Versammlung war dem Mann, der im Kreise der Freunde so sprudelnd frisch zu sprechen wußte, versagt, nicht als Parteiführer, denn langatmige Beratungen und Komitésitzungen waren ihm ein Greuel, sondern um zu wirken durch das Gewicht seines Namens, durch die Gewalt seiner mächtigen poetischen Beredsamkeit. Über seine Teilnahme am Frankfurter demokratischen Kongreß berichtet der Brief an Frau Ida vom 15. Juni 1848. Die Gedichte dieser Zeit setzen die früheren Klänge fort, so das Anfang Juni geschriebene „Trotz alledem!" und vornehmlich jenes großartige „Die Todten an die Lebenden". Freiligrath, so berichtet H. Bürgers in den früher erwähnten Erinnerungen, hatte sich dem Volksklub angeschlossen, welcher die revolutionäre Demokratie vertrat. Die Mitglieder des Klubs gehörten meist der unbemittelten Klasse an, und die Beiträge waren, wie bei allen demokratischen und Arbeitervereinen, niedrig gestellt. So kam es, daß sich bald Ebbe in der Klubkasse einstellte, ja daß kleine Schulden vorhanden waren, über deren Deckung der Vorstand vergebens nachsann. In einer derartigen Beratung des Vorstandes, welchem Freiligrath angehörte, fand der Präsident, der die Sache sehr ernst nahm, daß der Dichter, der zum Fenster hinaus auf den Rhein sah, nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit bei der Sache war, und es entspann sich darüber zwischen den beiden ein etwas hitziger Wortwechsel. In der Verlegenheit, wie der Friede wieder herzustellen sei, kam eines der Mitglieder auf den glücklichen Einfall, für Freiligrath eine Buße zu beantragen, in der Leistung eines Gedichtes bestehend, das gedruckt und

zum Besten der Kasse vertrieben werden sollte. Der Vorschlag fand natürlich allgemeinen Beifall, Freiligrath nahm ihn an, und das beste Einvernehmen war hergestellt. Nach einigen Tagen, es war im Juli, kam Freiligrath mit dem Gedicht „die Todten an die Lebenden" in den Vorstand; das Gedicht wurde sofort gedruckt, das Exemplar zu 1 Sgr. zum Verkauf geboten, der Absatz war reißend, und alsbald hatte der Volksklub nicht nur seine Schulden gedeckt, sondern noch einen reichlichen Überschuß in der Kasse."

Das Gedicht muß also Ende Juli entstanden sein; bereits am 1. August ward es vom Dichter in der Versammlung des Volksklubs vorgelesen; es fand rauschenden Beifall; alsbald in 9000 Exemplaren gedruckt, ward es durch die Freunde und Parteigenossen zu Düsseldorf selbst, zu Köln, Elberfeld, Barmen, Crefeld 2c. verbreitet; sie gehen wie warme Semmel, schreibt Freiligrath an Freund Zulauff. Es ist nicht zu verwundern, daß das Gedicht eine allmächtige Wirkung übte. Auch wer es heutzutage, 30 Jahre später, liest, nachdem die Kämpfe jener Tage längst verrauscht sind, den muß die grandiose Beredsamkeit dieser stolzen Worte packen, mit welchen die toten Märzkämpfer die Lebenden auffordern zur letzten blutigen Erhebung für die Freiheit; es ist ein verzehrender Zorn darin, eine hinreißende Kraft der Poesie, eine allmächtige Leidenschaft, wenn der Dichter die Toten sprechen läßt:

Zu viel schon hattet ihr erreicht, zuviel ward euch genommen!

Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!

Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehobnen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!

Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn; die Löwen fliehn: die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

So warm der Nachlebende die flammende Beredsamkeit, die hohe poetische Bedeutung des Gedichtes anerkennen muß, so ist doch auch nicht wohl in Abrede zu stellen, daß dasselbe nicht nur eine erneute Volkserhebung, wenn auch in unbestimmter Frist, in Aussicht stellt, sondern auch für König Friedrich Wilhelm IV. selbst die allerschärfsten Spitzen enthält; so erscheint es erklärlich, wenn schon am 4. August 1848 der Oberprokurator Schnaase den Antrag auf Vorführung des Verfassers und Beschlagnahme des Gedichtes

stellte. Die Ratskammer des königlichen Landgerichts beschloß dagegen, daß kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung vorhanden sei. Anderseits erhob der Generalprokurator des Rheinischen Appellationsgerichtshofes Anklage gegen den Dichter, „durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes „Die Todten an die Lebenden" in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, sowie auch durch den Druck desselben die Bürger direct aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen." Einige Wochen vergingen; Freiligrath blieb unbehelligt und lebte in gewohnter Weise. Am 28. August ward er vor den Untersuchungsrichter geladen, „um wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vernommen zu werden." Freiligrath erschien und ward verhaftet; jedoch ward die Haft mild gehandhabt, dem Dichter der Verkehr mit der Familie und den Freunden nicht entzogen. Alsbald nachdem die Kunde von dieser Verhaftung durch die Stadt gegangen, ward auf den 30. August eine Volksversammlung berufen, welche über die gesetzlichen Mittel zur Erleichterung des Geschickes des verhafteten Mitbürgers Freiligrath beraten sollte. Eine von derselben gewählte Abordnung begab sich zum Oberprokurator und erhielt von demselben die Antwort, die Verfolgung und Verhaftung Freiligraths sei nicht von der Düsseldorfer Behörde ausgegangen, sondern höheren Orts, von Köln her, aufgetragen worden.

Freiligrath hatte also den Septembermonat 1848 in Untersuchungshaft zuzubringen; am 3. Oktober erschien er vor dem Geschworenengerichte, dem ersten, welches zur Aburteilung eines politischen Vergehens berufen worden; die Behörde gestattete dabei, daß der Dichter von Offizieren der Bürgerwehr in den Saal eingeführt ward und nicht auf der Bank des Angeklagten, sondern in der Reihe seiner Verteidiger auf einem Stuhle Platz nahm; dem Eintretenden wurden aus der dichten Menge der Zuhörer Lorbeerkränze zugeworfen. Im Gerichtssaale selbst wie an verschiedenen Stellen der Stadt waren Abteilungen der Bürgerwehr aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu halten; es sollte auf diese Weise jede Mitwirkung der Polizei oder des Militärs vermieden werden.

Der Anklageakt ward verlesen; bei der Stelle:

„Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden"

erhob sich ein stürmischer Beifallruf aus der Mitte der Zuhörer, und der Präsident mußte zur Ruhe vermahnen. Freiligrath gestand zu, daß er das Gedicht abgefaßt, vorgetragen und zum Druck befördert habe; dasselbe habe die Absicht gehabt, gegen die Reaktion zu arbeiten, aber nur durch moralische Einwirkung; was die Form des Gedichtes anlange, so möge ihm beim Niederschreiben desselben der Pegasus durchgegangen sein; es sei dies nichts als

poetische Licenz; die in der Anklageschrift hervorgehobenen Stellen seien als Prophezeiung oder bildlich zu fassen. Es sei in die Zukunft gewiesen. So lange wartet, habe er sagen wollen, bis die Stunde schlägt, bis die historische Notwendigkeit ein Freiwerden herbeiführt; das sei der ganze Kommentar des Gedichtes. Er habe zu einem Kampfe aufgefordert, aber zu einem moralischen, habe unter dem Kriege nicht die physische Gewalt, sondern die moralischen Waffen verstanden.

Der öffentliche Ankläger und die beiden Verteidiger entwickelten nun ihre entgegenstehenden Ansichten in ausführlicher Rede; der Angeklagte selbst verzichtete auf das Wort. Nach kurzer Beratung kehrten die Geschworenen zurück; als der Obmann derselben das einstimmig ausgesprochene Nicht-schuldig! verkündigte, erhob sich im Gerichtssaal ein donnernder Freudenruf, welcher alsbald bei der auf der Straße gedrängt stehenden Volksmenge einen lauten Widerhall fand. Der Dichter ward wieder in den Saal geführt; der freudige Ruf hatte ihm bereits das Urteil verkündet, ehe es ihm vorgelesen ward. Glückwünschend umringen ihn die Freunde; draußen umarmt ihn die Gattin, welche, ohne daß er es wußte, der Verhandlung beigewohnt hatte. Die Bürgerwehr und eine zahlreiche Volksmenge geleitet den Dichter mit Musik, unter einem Regen von Blumen, nach seiner Wohnung — Windschlag 275, jetzt Oststraße —, wo er tief ergriffen in kurzen Worten seinen Dank ausspricht; abends wird ihm ein Fackelzug gebracht. Der Tag des Gerichtes war für den Dichter ein Tag des Triumphes geworden.

Also endete am 3. Oktober 1848 der erste in der Rheinprovinz von Geschworenen entschiedene politische Prozeß. Freiligraths Freisprechung wurde überall mit Begeisterung und Genugthuung vernommen, um so mehr als der Fall auch in Frankreich, England und Amerika großes Aufsehen gemacht hatte. Freiligrath war im Augenblicke wohl der populärste Mann in den Rheinlanden. Auf welch heitere Art sich diese Popularität mitunter kundgab, davon weiß Adolf Strodtmann eine hübsche und wohlverbürgte Anekdote zu erzählen. Strodtmann, damals ein Brausekopf von zwanzig Jahren, berührte auf der Durchreise nach der Bonner Hochschule Düsseldorf und konnte der Versuchung nicht widerstehen, seine erste kleine Sammlung politischer Lieder dem gefeierten Zeitdichter zu überreichen; er schildert im ersten Band seiner Dichterprofile jenes Zusammentreffen also:

„Freiligrath wohnte damals am Windschlag, in der ländlichen Umgebung Düsseldorfs, im Hause des Malers Ritter, der ihm die zwischen Gärten und Feldern gelegene Wohnung für den Sommer möblirt vermiethet hatte. Freiligrath war erst vor wenigen Tagen aus der Haft entlassen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit

mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Von den literarischen und politischen Gesprächen, die er bei jener ersten Begegnung mit mir pflog, ist mir nicht viel in der Erinnerung geblieben; um so lebhafter entsinne ich mich einer humoristischen Scene, deren Zeuge ich zufällig war. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in seiner Wohnung unterhalten, als das Dienstmädchen eintrat und einen Besuch meldete. „Wer ist's?" erkundigte sich Freiligrath. „Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, „so ein Mann und eine Madam; sie sagen, daß sie Sie nothwendig gleich sprechen müssen." — „Gut, führe sie herein!" Gleich darauf schoben sich zwei wunderliche Gestalten ins Zimmer. Der Mann, schlecht gekleidet, schlottrig und dürr, drehte verlegen seine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig sein, und schien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Geberdenspiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollen — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut," stotterte der Mann. „Ach was!" sagte die Frau, ihn mit einem sanften Stoß in die Rippen beiseite schiebend, „Du hast niemals Courage. Wie sollte der Herr Freiligrath böse sein, daß wir zu ihm kommen? Laß mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir sind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freisprechung kam. Weißt Du was, sagte ich zu meinem Manne, da müssen wir gleich mal nach Düsseldorf, um dem Freiligrath zu gratuliren. Und dann mußt Du ihn bitten, daß er uns ein Lied für die Drehorgel schreibt, recht so was gruselig Packendes, wie das von den Toten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen sonst immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch sind sie lange nicht so schön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen lassen, so ein Mordgeschichtenbild, wie Sie von den Gendarmen ins Gefängnis geschleppt werden und wie Sie bei Wasser und Brot auf dem Stroh liegen und wie Sie vor Gericht stehen und sich vertheidigen, und in der Mitte soll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, sechsmal so groß wie das schwarze Steindruckbild, das seit einigen Wochen in allen Schaufenstern hängt." Freiligrath hatte gut remonstriren — alles Reden half ihm zu nichts, die Frau bat nur um so eindringlicher. „Ach, zieren Sie sich doch nicht so," sprach sie auf ihn ein, „wir haben sechs Melodien auf unserem Kasten, da können Sie sich ja eine aussuchen, die Ihnen am besten gefällt. Und wenn Sie sagen, daß es mit dem Gedichtmachen so schnell nicht geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig ist, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es sind." Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren suchte, daß er kein Drehorgelliederfabrikant sei, nicht

zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoristischen Ausflucht. „Es giebt in Düsseldorf ja noch andere Dichter," sagte er, „die gewiß bessere Lieder machen als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — der schreibt Ihnen vielleicht eins; — besonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten," fügte der Schalk hinzu.

Wie populär Freiligrath zu jener Zeit war, mag folgender kleiner Vorfall bezeichnen. Der Dichter kam einstmals, von einer Reise zurückkehrend, in Düsseldorf an und rief einen Gepäckträger an, ihm einen Koffer zu besorgen, indem er dabei die Bezahlung im voraus darbot. Der Arbeiter las den Namen Freiligraths auf dem Koffer und indem er die Mütze abnahm, stotterte er ganz verlegen: Um Vergebung, Herr, seid Ihr der Freiligrath, der „die Toten an die Lebenden" gemacht hat? Und als der Dichter lächelnd nickte, schob der Dienstmann die Hand zurück, die ihn bezahlen wollte, und sprach: Die Ehr' vergeß' ich mein Lebtag nicht, Herr Freiligrath! und zog mit dem Koffer ab. Als der Dichter nach Jahren in London an den Düsseldorfer Gepäckträger erinnert ward, sagte er: Ich gestehe, diese Anerkennung eines Mannes aus dem Volke gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.

Derweilen war in Köln, dem Mittelpunkte der demokratischen Bewegung in den Rheinlanden, die Neue Rheinische Zeitung begründet, zu ihrer Leitung der uns bereits von Brüssel her bekannte Karl Marx berufen worden. Das Blatt sprach die Ansichten der heißblütigsten Demokratie aus und pflanzte offenkundig das Banner der roten Republik auf; es vertrat dabei seine Tendenz mit einer Kühnheit und Schärfe, welche einerseits die Gemäßigten zurückschreckte und zugleich die erregte Menge zu wilder Leidenschaftlichkeit aufstachelte. Ende September wurde infolge gewaltiger revolutionärer Bewegungen in Köln der Belagerungszustand verkündigt, das Erscheinen der Neuen Rheinischen Zeitung verboten, ein Teil ihrer Redakteure in Anklagezustand versetzt; sie erschien wieder am 11. Oktober und brachte dabei die Mitteilung, daß F. Freiligrath in die Redaktion eingetreten sei; es kam dabei wohl mehr auf seinen gefeierten Namen als auf seine wirkliche Mitarbeit an.

Am 21. Oktober 1848 siedelte der Dichter nach Köln über. Er brachte der Partei und seinem Freunde Marx das Opfer, gegen seine Neigung Zeitungsredakteur zu werden. Freiligrath übernahm die Herstellung des englischen Artikels; doch wurde er, nachdem die übrigen Redaktoren sich wieder eingestellt hatten, dieser lästigen Arbeit überhoben und konnte aufs neue seiner dichterischen Thätigkeit leben, deren jüngste Produkte ab und zu im Feuilleton des Blattes erschienen. Es waren das die Gedichte „Wien", „Blum", „Ungarn", das zornsprühende Gedicht gegen Cavaignac, eine Über-

setzung nach Delphine Gay, jetzt unter der Überschrift „24. Juni bis 24. November" im Anhang des dritten Bandes wieder abgedruckt, alle aus dem November oder Dezember 1848; in den ersten Monaten des Jahres 1849 folgten dann die nach der Weise der Marseillaise gedichtete „Reveille" und schließlich das „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung". Zwischen diesen mächtig bewegten politischen Gedichten, von welchen besonders die auf die Vorgänge zu Wien und in Ungarn bezüglichen, wie jedesmal, wenn Freiligrath an einen wirklichen Vorgang anknüpfte, von fortreißender Kraft und Beredsamkeit sind, schob sich dann die friedsame Arbeit an der Vollendung der schon zu Unkel begonnenen Übersetzung von Venus und Adonis.

Mittlerweile hatten sich überall die Regierungen befestigt; nur in Baden und der Pfalz brach eine neue stürmische Volksbewegung aus, welche alsbald durch die preußische Kriegsmacht niedergeschlagen ward. Um auch in der Hauptstadt des Rheinlandes die Ruhe herzustellen, ward Marx aus Preußen ausgewiesen; da die Tage der Zeitung ohnedies gezählt waren, — auch finanziell kam sie auf keinen grünen Zweig, und mehr als einmal drohten die Drucker mit Arbeitseinstellung, wenn sie ihren Lohn nicht ausgezahlt erhielten, — beschloß Marx mit einem kecken Trumpf vom Schauplatz abzutreten; die letzte Nummer der Neuen Rheinischen Zeitung vom 19. Mai 1849 erschien in rotem Drucke und trug an ihrer Spitze das von Freiligrath am selben Morgen während des Ankleidens gedichtete „Abschiedswort" mit den trotzig-stolzen Schlußstrophen:

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt,
Nun ade, ihr ringenden Heere!
Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld,
Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun ade — doch nicht für immer ade!
Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!" spricht,
Dann stehn wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Freiligrath preist in den Liedern dieser Zeit mit feurigen Klängen die neue Rebellion, die ganze Rebellion, die rote Fahne. „Er war," sagt sein Gesinnungsgenosse Bürgers, „der Sänger der Revolution geworden, der neuen

Revolution, wie sie damals die Köpfe und Herzen aller radikalen Demokraten und des größten Teiles des Volkes bewegte. Seine poetische Kraft hatte sich gesteigert und gestählt. Es ist keine große Zahl von Gedichten, die dieser Periode angehören; um so mehr hat der Genius sich darin zusammengefaßt, verdichtet und verpanzert, wie es der ungeheure Kampf der Zeit erheischte. Ja, diese Gedichte sind rot nicht bloß in der politischen Färbung, sie sind mit dem Herzblut geschrieben; es wogt und wallt in ihnen die heiße Glut eines Herzens, das dem Vaterlande und der Menschheit schlägt und seinen festen Glauben in einen großen entscheidenden Sieg der Volkssache setzt." Es ist erklärlich, daß in einer Zeit aufgeregtesten Parteikampfes die Federn nicht in Rosenwasser getaucht waren, daß im Ansturm gegen das Bestehende manches harte und scharfe Wort fiel; lesen wir aber jetzt, dreißig Jahre später, jene rote Schlußnummer, sehen wir den sprühenden Haß, die in gar nicht mehr faßbaren Ausdrücken sich ergießende Leidenschaftlichkeit des politischen Teiles — der König von Preußen heißt der hohenzollerische Unterknäs, der Kaiser von Österreich der Olmützer Unterknäs, der Kaiser von Rußland der Petersburger Oberknäs, der Präsident Napoleon der Stier von Uri — lesen wir den Cynismus, die nackte Vaterlandslosigkeit im Feuilleton jener roten Schlußnummer, so müssen wir sagen: Freiligraths leidenschaftliche, aber edle und schöne Dichtung nimmt sich an der Spitze dieses Blattes aus wie eine exotische Purpurblume auf einem Distelfelde. Freiligrath vertrat eben das poetische, das ideale Element an der Zeitung. Wohl widerte ihn manches darin Gesagte an, wohl mißbilligte er manches, was er als Mitglied der Schwefelbande — denn mit diesem wahrscheinlich von Marx selbst aufgebrachten Spitznamen bezeichneten sich die Redakteure scherzend selbst — mit zu unterschreiben hatte; an gelegentlichen Zwisten und Uneinigkeiten fehlte es auch nicht, und nur Freiligraths große Gutherzigkeit und sein Korpsgeist machten es möglich, daß die zeitweiligen Fehden beigelegt werden konnten.

Es waren zu Köln Gerüchte im Umlauf, daß alle Redakteure der Rheinischen Zeitung gefänglich eingezogen werden sollten. Dies veranlaßte Freiligrath, Ende Mai 1849 in aller Stille eine Reise nach Holland anzutreten; da er aber unter den obwaltenden Verhältnissen seinen Paß nicht hatte visieren lassen, und die Holländer in jener bewegten Zeit es sehr genau damit nahmen, so ward ihm der Aufenthalt nicht gestattet, sondern ihm bedeutet, daß er den Paß binnen 24 Stunden an der deutschen Grenze wieder in Empfang zu nehmen habe. Es begegnete ihm, daß ein ganz Fremder ihn in einer Straße Amsterdams holländisch anredete mit den Worten: Herr Freiligrath, Herr Freiligrath, machen Sie hier keine Streiche!

Der Dichter machte seine gezwungene Heimreise mit dem Dampfschiff; um allen Paßweitläufigkeiten an der Grenze zu entgehen, verkleidete er sich als Heizer, begab sich in den Maschinenraum; im roten wollenen Hemde, das Schüreisen in der Hand, wie der „Proletarier-Maschinist" seines „Von unten auf", so passierte er die Grenze unangefochten. So gut spielte er seine Rolle, daß einer der deutschen Zollbeamten bei der Untersuchung des Schiffes ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: Nun, mein Sohn, hast du auch ein Pfündchen Kaffee für Muttern mitgebracht? Freiligraths Besorgnisse waren übrigens unbegründet; er und H. Bürgers waren die einzigen Redakteure, die nicht ausgewiesen und auch sonst nicht von der Polizei behelligt wurden.

Auch nach dem Untergang der Neuen Rheinischen Zeitung verblieb F. Freiligrath noch über ein Jahr in Köln; das Haus, das er mit seiner Familie inne hatte, lag Johannisstraße Nr. 26. Von seinem Arbeitszimmer, im zweiten Stock nach hinten gelegen, bot sich eine weite Aussicht über den Strom und das jenseitige Uferland bis nach dem bergischen Höhenzuge. Hier lebte er, mehr und mehr zurückgezogen aus dem geselligen Verkehr, seiner Familie und stiller Arbeit. Er bereitete die Herausgabe der Sammlung „Zwischen den Garben" vor, welche alle seit dem Erscheinen der ersten Sammlung entstandenen nichtpolitischen Gedichte enthielt; in dieser Arbeit, wie in der weitergeführten Beschäftigung mit Shakespeare's Venus und Adonis fand er Trost für den ihm peinlichen Gang der Zeit. Er schließt das im Juli 1849 gedichtete Vorwort von „Zwischen den Garben" mit den schmerzlichen Worten:

Mög' euch das Werk behagen:
Es half in diesen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertretne Vaterland!

Freunde, die ihn besuchten, waren stets herzlich willkommen, aber er mischte sich nicht mehr in die öffentlichen Dinge und ließ sich selten nur bewegen, ein Wirtshaus zu besuchen. Zudringliche Fremde, die ihn oft belästigt hatten, wurden durch kluge häusliche Veranstaltung fern gehalten. Ich selbst habe in jenem Frühling 1849 den Dichter besucht; aus dem Norden heimkehrend, fiel ich ihm nichtsahnend ins Haus, da er gerade, einen Tag nach dem Erscheinen jener letzten roten Nummer, in tiefster Stille mit der Familie seinen Hochzeitstag feierte. Er war gütig wie immer gegen den jugendlichen Sohn des alten Freundes, obwohl die Verschiedenheit der politischen Ansichten damals einige Jahre lang den brieflichen Verkehr mit K. Buchner, wie den mit manchem andern Freunde, unterbrach. Von Politik war nicht die Rede. Ich habe den teuern Mann nicht wiedergesehen.

Diese letzte Kölner Zeit war eine recht trübe. Freiligrath litt nicht bloß unter dem Drucke der Zeitereignisse; er selbst, seine Familie waren wiederholt durch Krankheitsleid, darunter ein schweres Scharlachfieber, heimgesucht; seine Briefe zeigen uns, wie schmerzlich der tief gemütvolle Mann jedesmal unter solchen häuslichen Kümmernissen litt. Seine bisher nächsten Befreundeten, die Mitarbeiter an der Neuen Rheinischen Zeitung, waren alle bis auf H. Bürgers aus Preußen verwiesen; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, ward unter polizeiliche Beaufsichtigung gestellt und, wenn es möglich war, bei der ersten Gelegenheit aus der Stadt entfernt. So führte der erst vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimat ein trauriges einsames Leben; wie ein Geächteter ward der charakterfeste Mann von der sogenannten „guten Gesellschaft" gemieden, die ihm mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging. Doch besaß er auch in dieser trüben Zeit ein Häuflein Kölner Freunde, die ihm unverbrüchlich anhingen.

Der bereits früher erwähnte Adolf Strodtmann verweilte damals vier Wochen in Köln, ward dann aber, ob seines Verkehres mit Freiligrath, als verdächtig ausgewiesen. Er berichtet eine zweite köstliche Geschichte aus dieser sonst an heiteren Erlebnissen nicht gerade reichen Zeit. „Nichts", erzählt er, „war dem geraden Sinne des Dichters verhaßter als affektirtes Wesen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er sich mit dem einfachsten Mann aus dem Volke wie mit seines Gleichen unterhielt, so schroff und satirisch konnte er werden, wenn ihm gespreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon sollte ich ein ergötzliches Beispiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreise von Köln Freiligrath meinen letzten Besuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewisser H. sich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblasene Mensch behauptete in einer konfusen Broschüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in seiner lärmenden Großmannssucht nicht eher geruht, bis er endlich seiner Schullehrerstelle entsetzt worden war. Nun spielte er mit selbstgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürschwelle stehen, streckte die Arme gen Himmel und rief in salbungsvollstem Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution . . ." — „Bitte, ersparen Sie sich und mir alle Komplimente," unterbrach ihn dieser. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück fassen soll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unserem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieser jammervoll reaktionären Zeit . . ." — „Nun ja," fiel ihm Freiligrath ironisch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, seit

er in Frankfurt unter die Kaisermacher ging; Simrock ist unter dem Herumstöbern in den Sagen der Vergangenheit selbst zur verschollenen Sage geworden; Kinkel — hm, den sollten Sie doch neben mir gelten lassen. Wolfgang Müller's Couleur ist freilich mehr himmelblau, als roth; und Pfarrius zwitschert gar nur zahme Waldlieder statt revolutionärer Weisen. Ja, ja, mein Verehrtester, es ist eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminister von Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längst abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübsches Talent, die Beiden, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl. Was meinen Sie zu dem da?" fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Büste Shakespeare's wies, die auf seinem Arbeitstische stand; „der hat auch gut daran gethan, daß er sich rechtzeitig begraben ließ! Er hat schändliche Tyrannen und sentimentale Liebhaber statt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müßte mir heute ebenfalls seinen Kranz abtreten. Was sind all die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!"

Der kommunistische Schulmeister hatte den Dichter mit steigender Angst und Verwirrung angestarrt; plötzlich ergriff er mit einer hastigen Bewegung seinen Hut und schoß aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erschien ein intimer Freund Freiligraths, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?" frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machst Du für ein melancholisches Gesicht?" — Der Maler begann in unruhig hin und her springender Weise ein Gespräch über Literatur, Kunst, Politik, über Schiller und Goethe, Shakespeare und die neuesten Tagesereignisse, während er stets einen ängstlich forschenden Blick auf die Züge Freiligraths gerichtet hielt. „Was in aller Welt ist Dir?" frug dieser zuletzt. „Sonst kann man doch ein vernünftiges Gespräch mit Dir führen; aber heute bleibst Du keine zwei Minuten bei der Stange und frägst mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den Du hochnothpeinlich verhören willst!" Der Maler warf sich in einen Sessel und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was erscheint Dir so lächerlich?" frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Bist Du verrückt geworden, Mensch?" — „Ich nicht," gab derselbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber Du, Du sollst ja verrückt geworden sein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommunist H. auf mich zugestürzt, drückte mir krampfhaft die Hände und schluchzte mit thränenden Augen: Er ist verrückt geworden! Er ist wahrhaftig verrückt geworden! — Wer? — Nun, der Freiligrath! Ich war so eben bei ihm, und er sprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er ist wahrhaftig verrückt geworden! Da mußte ich mich doch rasch überzeugen und Dir etwas

auf den Zahn fühlen." Zum Abschied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daß ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatsache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!"

Nichts hielt den Dichter in Köln fest; wollte er ferner am Rhein leben, so zog ihn das heitere Düsseldorf immerhin mehr an als die finstere Festung; eine Suche weiter stromauf blieb ohne Erfolg. So kehrte er im Juni 1850 nach Düsseldorf zurück; in dem unweit gelegenen Dorfe Bilk hatte er ein neues zusagendes „Gehäuse" gefunden. Aber auch hier hatte er mit endlosen Feindseligkeiten zu kämpfen. Gleich anfangs ein Ereignis, welches das klägliche Wesen jener Zeit genugsam kennzeichnet, und dessen Verlauf und Ausgang Freiligraths Brief, nach dem Entwurfe mitgeteilt, darstellen mag; er lautet:

Einem verehrlichen Vorstande des Künstlervereins Malkasten

danke ich hiermit für die gefällige Mittheilung vom 8. d. M., der zufolge ich die Ehre hatte, durch die in Ihrer Generalversammlung vom 6. Juli vorgenommene Ballotage als außerordentliches Mitglied des Malkastens aufgenommen zu werden.

Seitdem habe ich zu meinem Bedauern erfahren müssen, daß verschiedene Mitglieder Ihres Vereins, Herrn Director von Schadow an der Spitze, das fait accompli meiner Aufnahme nachträglich zur Principienfrage erhoben und es, zur Beruhigung ihrer Gewissen, für nöthig gefunden haben, sich mit Herrn Reg. Präsidenten v. M. in Rapport darüber zu setzen. Herr v. M. seinerseits hat in der Sache an's Ministerium rapportirt, und dieses endlich hat in den letzten Tagen einen Bescheid ertheilt, der es Herrn von Schadow und Consorten zur Pflicht zu machen scheint, aus dem Vereine auszutreten, falls ich als außerordentliches Mitglied desselben länger Ihre Zusammenkünfte besuchen möchte.

Verehrlicher Vorstand! Die Sache liegt nun einfach so: — Entweder Sie erleben den Schmerz, in Herrn v. Schadow und seinen Meinungsgenossen einige Ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder ziehen zu sehen, oder aber es steht Ihnen die etwas difficile Gesinnungsprobe bevor, das eben erst aufgenommene außerordentliche Mitglied Freiligrath ohne allen und jeden triftigen Grund alsbald wieder aus Ihrem Kreise entfernen zu müssen.

Meine Herren! Ich ehre Ihre Pietät wie Ihre Delikatesse: — ich will Ihnen das Unangenehme der leidigen Alternative ersparen! Und ich begehe darum willig und lächelnd das unendlich Deutsche und Komische, Sie

heute, vierzehn Tage nach meiner fast einstimmigen Aufnahme in Ihre Gesellschaft, um Löschung meines Namens auf der Liste Ihrer Mitglieder ergebenst zu bitten.

Düsseldorf, 19. Juli 1850.

Mit vollkommenster Hochachtung
F. Freiligrath.

* * *

So war er aus der Künstlergesellschaft, in welcher er so manchen guten Freund zählte, glücklich hinausgebissen. Auch die Ortspolizei von Düsseldorf war nicht müßig; sie erließ im November 1850 einen Ausweisungsbefehl gegen Freiligrath; dieser wendete sich dagegen an die Regierung mit Berufung auf seine Eigenschaft als preußischer Staatsbürger. Er empfing lange keine Antwort; erst auf wiederholtes Anrufen erkannte die Regierung Anfang Mai 1851 Freiligraths preußisches Staatsbürgerrecht an; sofort am 5. Mai ließ er sich in die Bürgerrolle von Düsseldorf eintragen und erhielt daraufhin den verlangten Reisepaß; acht Tage darnach bestieg er das Schiff, um zum zweiten Male auf englischem Boden die Freiheit zu suchen.

Während jenes Düsseldorfer Jahres entstand das beste Bild, welches wir überhaupt von Freiligrath besitzen, ein Meisterwerk seines Freundes Hasenclever, im Briefwechsel wohl scherzend Haas genannt. Das Bild zeigt, etwas idealisiert und rembrandtisch beleuchtet, das energische Gesicht, von dunkelm Haar und Bart umrahmt, nicht sowohl ernst als von schelmischer Heiterkeit, wie Freiligrath im Kreise seiner Künstlerfreunde erschien. Es ist im Besitz der Witwe des Dichters.

Auch ein Gipsmedaillon Freiligraths von dem Bildhauer Graß, einem Schüler Davids, aus jener Zeit ist wohlgelungen und hat mit als Vorbild gedient, als Professor Donndorf 1878 die herrliche Erzbüste für das Grabdenkmal schuf. Das Kunstwerk brachte dem jungen Meister die Verbannung ein; er ließ sich wie Freiligrath in London nieder. Noch eines Portraits mag hier Erwähnung geschehen, welches im Frühjahr 1848 von Hartmann, einem in London lebenden beliebten jungen Maler aus Nürnberg, in bunter Kreide ausgeführt wurde; es zeigt den Dichter ohne Schnurrbart; der darnach gefertigte Steindruck ward namentlich während der Zeit der Haft in großer Anzahl verkauft.

An poetischen Werken ist auch aus diesen letzten Tagen am Rhein nicht gerade viel zu verzeichnen. Gar wunderschön ist das Ausgang 1850 gedichtete „Weihnachtslied für meine Kinder"; er schaut in Gedanken die Weihnachtsbäume, die er den Seinen am Zürichersee, am Themsestrand und dann wieder am Rhein entzündet; er ahnt schon, daß dieser für lange Jahre

der letzte Weihnachtsbaum sei, der ihm auf deutscher Erde brennt; er denkt schon in die Weite übers Meer:

Ade, ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht auf's neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch sichrer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden. —

Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloß macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da Glockenton! Halb achte schon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blaßt sein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Aus demselben Jahre 1850 ist das furchtbar-grandiose „Am Birkenbaum" und das gedankenvoll vorausschauende „Kalifornien", gedichtet für eine von Fr. Kapp in New-York herausgegebene Zeitung; aus 1851 das stolze Gedicht „Die Revolution." Eine Anzahl von Übersetzungen aus dem Englischen, welche mit diesen zugleich in den Neueren Politischen und Sozialen Gedichten erschienen und das bittere Los des Proletariers in ergreifenden Zügen zeichnen, haben dieser Zeit ihre Entstehung zu danken.

Fassen wir die poetische Ernte der drei Jahre vom Mai 1848 bis Mai 1851 zusammen, so ist die Ausbeute nicht gerade bedeutend zu nennen; der Dichter war eben mächtig verstrickt in die gewaltige Bewegung der Zeit, zuerst anfeuernd und mitarbeitend, Hammer, dann niedergebeugt und gehetzt, Ambos. Die politischen Gedichte, deren hauptsächliche bereits hervorgehoben sind, erschienen einzeln als Flugblätter oder in der Neuen Rheinischen Zeitung; dann in zwei Heftchen gesammelt unter dem Titel „Neuere Politische und Soziale Gedichte," 1849 und 1851, oder, wie Freiligrath sie an die Freunde scherzend nannte, Die Stunden der Andacht, 1. u. 2. Teil; Buchhändler

Scheller, der Besitzer der Schaub'schen Handlung zu Düsseldorf, übernahm den geschäftlichen Vertrieb des zweiten Heftchens. Sprechen diese Dichtungen Freiligraths mächtig angeregte politische Leidenschaft aus, so ist völlig anderer Art die Sammlung „Zwischen den Garben. Eine Nachlese," welche 1849 bei Cotta erschien; daß das Buch keine weitere Auflage erlebte, kann nur der Acht zugeschrieben werden, welche damals auf dem Haupte des Dichters lag. Denn es sind wahrhaft prächtige Dinge darin, wenn auch die hier zusammengestellten Gedichte einigermaßen die mannigfachen Stimmungen der letzten 15 Jahre widerspiegeln, und dadurch das Buch nicht den einheitlichen Eindruck der ersten Sammlung macht. Da sind einzelne Blätter, welche an die farbenglühenden früheren Dichtungen erinnern, wie Die Klänge des Memnon, Das Hospitalschiff, Die Nacht im Hafen; an sie reiht sich die höchst eigentümliche und tiefsinnige Kreuzigung. Da ist 20 Jahre nach dem Entstehen erst zu Gnaden aufgenommen und allerorten mit Entzücken begrüßt das wundervolle „O lieb, so lang Du lieben kannst," da sind die Liebeslieder aus der Unkeler Zeit, die Lieder für den Rolandsbogen; anderes wieder, wie die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, das Kindermärchen vom König Einaug, die Feier Schenkendorfs in „Bei Coblenz," die Vision Zinegrefs erscheint als Nachklang aus der St. Goarer Zeit; kurz, neben einigem minder Bedeutenden eine ganze Reihe trefflicher Gedichte; dazu wieder wie früher meisterliche Übersetzungen aus dem Englischen. Und so ist doch schließlich die poetische Ernte auch dieser Sturmjahre keineswegs arm zu nennen.

Doch noch eine andere, köstlichere Ernte brachten unserem Dichter die in der Heimat verbrachten Jahre; sein Haus füllte sich; zu der Tochter und dem Sohne, mit denen er nach Deutschland zurückgekehrt war, gesellte sich eine zweite Tochter Luise, geboren 18. August 1849 zu Köln, und ein Sohn Otto, geboren zu Bilk am 10. August 1850. So kehrte Freiligrath zwar mit geknickten politischen Hoffnungen, aber dennoch reicher und glücklicher in die Verbannung zurück.

Lassen wir nun die im übrigen wenig zahlreichen Briefe dieser vielbewegten Zeit nach ihrer Reihenfolge lebendiger sprechen, als der Berichterstatter es vermag. Verschwinden im Drange der Zeit einige der früheren Briefwechselnden vorübergehend oder für immer, so treten dafür andere ein: Freiligraths Jugendfreund, Ludwig Elbers in Barmen, nach seinem Lieblingsliede Laudon genannt, „der Treueste der Treuen," wie ihn später der Dichter in einem Briefe nennt; Theodor Eichmann in Düsseldorf, auch einer der alten Barmer Freunde, ihm fortan bis zum Tode herzlichst verbunden, wie die 218 Briefe erweisen, von welchen nur ein bescheidener Teil, vielfach

gekürzt, diesem Werke einverleibt werden konnte; dazu gesellen sich, uns von früher bekannt, Heinrich Koester zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff zu Barmen, Karl Stumpf zu Köln u. a.

* * *

An Ida Freiligrath.

Frankfurt im Landsberg, Donnerstag in der Frühe.
(Poststempel 15. Juni 1848.)

Liebe Republikanerin,

Die Sitzungen und der Umstand, daß ich schon in mehrere Commissionen gewählt wurde, welche mir fast keinen einzigen freien Augenblick auch außer den Sitzungen übrig ließen, haben es mir bis jetzt unmöglich gemacht, Dir Nachricht zu geben. Auch jetzt nur wenige Worte, die ich vor dem Frühstück eilig hinwerfe, um sie auf dem Wege nach unserer heutigen ersten Sitzung (8 Uhr früh) zur Post zu geben und mich gleichzeitig nach einem Briefe von Dir zu erkundigen, den ich hoffentlich vorfinde und über Dich und die Kinder Gutes und Beruhigendes aus ihm erfahre.

Ueber den Congreß wirst Du die Details wohl in der Neuen Rheinischen lesen. Leider sind die Leute nicht alle so durchaus von Einer Couleur, wie ich erwartete. Die Abstufungen und Schattirungen machen sich manchmal sehr bemerklich und hemmen den Gang unserer Verhandlungen nur allzuoft auf's Allerekelhafteste. Doch hat die Konferenz ihr großes Gute: man lernt sich kennen und erfährt Details über die Stimmung in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie sie einem sonst verborgen geblieben wären. Und diese sind allerdings nur erfreulich. Die Republik zählt jetzt mehr Anhänger in Deutschland, als ich noch bei meinem Hierherkommen selbst geglaubt hätte, und daß sie siegen wird, bald siegen wird, ist mir so gewiß, wie daß 2×2 gleich viere sind.

Dienstag Nachmittag war ich, eine vorberathende Versammlung schwänzend, in Darmstadt und sah Buchner's, Schulze's und Felsing's, letztere beim Fortgehen auf dem Bahnhofe. Alles ist wohlauf und grüßt herzlich. Hier wimmelt's von alten Bekannten und politischen Sommitäten. Ronge ist mit mir in einer Commission zur Organisation einer vorörtlichen Behörde für alle demokratischen Vereine, die uns bis gestern Abends 11 Uhr zusammenhielt. Ruge und seine Frau waren gestern meine Tischnachbarn und haben über dem Essen das Grüßen nicht vergessen. Feuerbach, Blum, Schlöffel (der Alte), Theodor Althaus — sie fallen mir gar nicht gleich alle ein, es ist aber wirklich interessant, all die Großen und Kleinen essend, trinkend, redend, debattirend durch einander wimmeln zu sehen!

Soviel für heute! Ob ich übermorgen früh schon abreisen kann, ist die Frage. Wenn nicht, so schreib' ich noch einmal.

Adieu, liebes theures Weib! Ich schreibe zwischen drei sich anziehenden Zimmergenossen, daher nur dieser dürre rasche Bericht ohne alle die 1000 Küsse und Zärtlichkeiten, die ich sonst in meinen Briefen an Dich verschwende. Ich hab' Dich aber doch lieb — ganz unsäglich, Du dumme Alte!

Küss' mir die Käthe und den Wolf! Ich bitte Gott, daß er euch schützt und schirmt. Möge ich nur gleich einen Brief von Dir finden.

God bless you!

NB. Ich bin ganz gesund.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Düsseldorf, 3. Aug. 1848.

Ich bekenne mich zum Empfange Deiner gestrigen Sendung von Th. 3. — Beikommend sende ich Dir noch 30 Stück. Kannst Du mir nun noch einen Thaler übermitteln, ohne daß Du Schaden hast, so ist es gut. Hier geht der Wisch, wie warme Semmel; in zwei Tagen 400 Stück. Ich hatte 3500 abziehen lassen und denke, daß von den auswärts versandten auch nicht eines den Krebsgang gehen wird. Ich habe jetzt noch 100 im Hause, die bis Mittag fort sein werden. Der Satz steht einstweilen noch, so daß wieder auftauchende Nachfrage sofort befriedigt werden kann. Sieht man Dich denn nicht einmal in Düsseldorf? Meine Wohnung ist Windschlag 275, gar nicht weit vom Bahnhofe.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 29. Decbr. 1848.

Meinen herzlichsten Dank für Deine freundschaftlichen Bemühungen in Sachen meines Heftchens, wie für die prompte Zusendung der 10 Thaler, zu deren Empfang ich mich hiermit bekenne. Desselbigengleichen ersucht mich Käthchen, dem Ohm eine schöne Patschhand für den allerliebsten Muff auszurichten, der ihr eine ungeheure Freude, mir aber und meiner Frau eine wahrhaft große und angenehme Ueberraschung bewirkt hat. Darum auch von den Alten den aufrichtigsten Dank für die unserer Brut erwiesene Aufmerksamkeit. Der Ohm „Zulauffer," wie sie trotz aller Berichtigungen hartnäckig Deinen Namen verdreht, hat jetzt einen doppelten Stein bei ihr im Brett.

Die Zeitung, hoffen wir, wird sich durchschlagen. Die nächsten Tage

werden es sicher ausweisen, daß die Zahl unserer Abonnenten sich in enormer Weise vermehrt hat, und dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir den paar alten Gläubigern erliegen wollten. Fahre nur fort, für das Blatt zu wirken, wie und wo Du kannst; wir erkennen alles mit Freundesdank an. Die gesammte Redaction grüßt Dich herzlich. Adieu, lieber Zulauffer! Ich würde Dir einen längeren Brief schreiben, aber die Polk'sche Botschaft, für den Bearbeiter und Uebersetzer ein Aktenstück von grausenerregender Länge, fordert gebieterisch weitere Auszüge.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 17. März 49.

— — Mir und den Meinigen geht es leidlich. Ich habe lange an Augenschmerzen gelitten, bessere aber jetzt. Die Redaction ist jetzt wieder vollzählig, und ich benutze dies günstige Verhältniß, indem ich mir eine Muße zur Vollendung von Venus und Adonis gemacht habe. Die Arbeit macht mir Freude, doch will ich froh sein, wenn ich zu Rande damit bin. Eine solche ästhetisch-sprachliche Tüftelei ist doch nichts für eine Zeit wie diese. —

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 27. August 1849.

Ich ließ Deinen freundlichen Brief vom 2. d. M. unbeantwortet, weil ich nach Deinem mir darin gegebenen Versprechen täglich einem Besuche von Dir entgegensah. Nun erfahre ich soeben, daß Du schon seit dem 24. August nach Bremen abgereist bist, um Dich am 1. September nach Texas einzuschiffen. Ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir thut, Dich nicht mehr gesehen zu haben. Ich hätte gern noch auf die Erfüllung Deiner transatlantischen Wünsche mit Dir angestoßen, gern noch mein jüngstes Mädchen, welches meine Frau am 18. August leicht und glücklich mir gebar, Dir gezeigt. Die vorgeschrittenen Umstände meiner Frau machten es mir unmöglich, dorthin zu kommen, sonst wäre es sicher geschehen, und Du hättest mir dann nicht so ohne herzlichen Handdruck davon kommen sollen. — —

Im Laufe September erscheint von mir:

1. Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart. Cotta.
2. Venus und Adonis. Nach Shakespeare. Düsseldorf. Schaub,

und ich möchte beide Büchlein gerne drüben in Deinen Händen wissen. Kannst Du mir nicht noch eine Bremer Adresse aufgeben, durch welche ich dieselben sicher in Deine Hände gelangen lassen könnte? Willst Du mir später einmal aus Texas schreiben, so wird es mich sehr glücklich machen. Laß' mich besonders

wissen, wie Deine Kinder die Seereise über sich gemacht haben, und wie sie ihnen bekommen ist. Nächstes Frühjahr geh' ich wahrscheinlich nach den Vereinigten Staaten. Nun Ungarn gefallen ist, bleibt kaum etwas anderes übrig.

Und nun drücke ich Dir im Geiste herzlich die Hand, mein lieber theurer Freund — Du, einer von den Wenigen aus der alten Zeit, die mir treu geblieben sind, und deren Liebe und Anhänglichkeit mich immer und überall beglücken wird. Bleib' mir gut — und laß' uns ein frohes Wiedersehen hoffen!

Tausend herzliche Grüße von uns allen, an Dich, Deine liebe Frau und Deine Kinder! Möge das Weltmeer Euch lind und freundlich in die Freiheit hinüberschaukeln! — Weiß der Teufel, mir steht eine Thräne im Auge! Ich werde fast weich, da ich Dir dies Lebewohl zurufe! Nun, so sei's denn: — Lebewohl!

* * *

An die Weidmann'sche Verlagshandlung.

Köln, 21. Oktober 1849.

Ihr freundlicher Brief vom 6. d. M. traf zu böser Zeit bei mir ein. Zwei meiner Kinder — eins lebensgefährlich — lagen am Scharlachfieber darnieder, mich selbst hatte eine bösartige Halsentzündung auf's Bett geworfen, und meine Frau, die eben erst aus den Wochen erstandene Krankenpflegerin, wurde in Folge aller Angst und Nachtwachen von einem gastrischen Uebel befallen, das uns um so mehr erschreckte, als es sich mit allen Symptomen der Cholera ankündigte. Jetzt sind wir Gottlob zwar sämmtlich auf der Besserung, mein Haus ist aber doch noch immer wie ein Lazareth. Jedenfalls wird mein seitheriges Schweigen bei Ihnen entschuldigt sein.

Die Wiedererweckung des alten Musenalmanachs durch Gruppe ist mir eine angenehme Kunde gewesen, und ich danke ihm und Ihnen für die Aufforderung zur Theilnahme. Leider kann ich derselben bei dem so nahe bevorstehenden Erscheinen des ersten Jahrgangs und unter dem nur erleichterten Drucke der angedeuteten häuslichen Verhältnisse, diesmal nicht entsprechen. Erlebt das Unternehmen einen zweiten und folgende Jahrgänge, so hoffe ich mich dann rechtzeitig einstellen zu können. Fast aber fürchte ich, Gruppe lasse seine Noahstaube zu früh ausfliegen. Die Wasser werden wieder steigen — geschweige daß sie schon verlaufen wären — und auch das Schifflein, auf dem die deutschen Poeten der bösen Zeit vergessen zu wollen scheinen, zu Grunde reißen. Möge keiner der Mitfahrenden sich täuschen: das Gebraus der Fluthen wird den Sang und Klang schon bald wieder übertönen, und der Musenkahn dürfte sich schwerlich als rettende Arche bewähren. Immer besser indes, mit zerrissenen Saiten im wilden freudigen Sturm verstummen

müssen, als zwischen den Blutlachen der Standrechtsmonarchie zahme Lieder klimpern.

* * *

Vorstehender Brief liegt nur im Entwurfe vor, ohne Adresse; jedoch ist es zweifellos, daß er an die Weidmann-Reimersche Buchhandlung zu Berlin, in deren Verlag 1851—53 der von Gruppe herausgegebene deutsche Musenalmanach erschien, gerichtet ist.

An Theodor Eichmann.

Köln, 17. Nov. 49.

Lieber Eichrath,

Ich höre, daß Du wieder im Lande bist, und will darum nicht zaudern, Dir den Empfang eines Schinkens und zweier Pumpernickel anzuzeigen, welche mir, wie es scheint, auf Deine gutthätige Veranstaltung, ohnlängst aus Rheda zugegangen sind. Obgleich mir jeder nähere Avis über die liebenswürdige Sendung mangelt, so scheint es doch, göttlichen und menschlichen Institutionen gemäß, festzustehen, daß selbige keineswegs dazu bestimmt ist, zwischen die Blätter eines Albums gelegt zu werden. Habe sie also mit Gottes und meiner lieben Frauen Hülfe frischweg in Anschnitt genommen und befinde mich, trotz eines verwundeten linken Hinterfußes, annoch ganz wohl dabei. Das Einzige, was mir und den Meinigen den Genuß in etwa verkümmert, ist die Ungewißheit, ob wir durch obbemeldete Behandlung meiner edlen Landsleute auch wirklich Deinen Willen erfüllen, mit andern Worten, ob Du sie uns wirklich zum Consumo, oder aber nur als Transitgut (etwa zur weiteren Beförderung an den Fürsten Metternich in Brüssel) hast zugehen lassen. Im letzteren Falle würde es in Deinem (resp. Metternichs) Interesse liegen, mir Deine Verfügung vor dem gänzlichen Verschwinden der nicht genugsam zu preisenden Gottesgabe (also sehr bald) zukommen zu lassen — im ersteren aber: nun, theurer Eich- und Commerzienrath, Du kennst ja mein Herz hoffentlich ebensogut wie meinen Magen. Beide stehen unter sich im nachbarlichsten Connexe, und gebieten meiner Rechten, die Deinige in dankbarer Sättigung gerührt zu schütteln.

Zugleich aber auch, das beikommende, längst für Dich bestimmt gewesene Päckchen endlich mit Bindfaden zu umschnüren, ihm mein Insiegel aufzudrücken, und es sodann dem zunächst nach Düsseldorf säuselnden Bahnzug zu übergeben. Nimm, ich bitte herzlich, das Büchlein „Zwischen den Garben" als einstweiliges Pfand für die vielleicht zu kühn zu Messer und Zahn begnadigten Pumpernickel, „Venus und Adonis" aber in gleicher Weise für den vortrefflichsten aller Eberschinken! Ich bin beschämt, Dir auf Deine kolossale Speckseite

nur mit zwei so winzigen Würstchen dienen zu können, aber ein Schelm macht größere Würste, als er kann!

Mein Haus, dessen Krankheitszustände durch die Freunde zu Deiner Kunde gelangt sein werden, rappelt sich allmählich wieder auf. Käthchen, die wir dem Tode schon verfallen glaubten, hilft allbereits wieder am Pumpernickel und sagt: „Den hat auch der Herr Eichmann im Dürfeldorf gemacht." Ebenso ist Wölfchen entschieden bessernd, nur die kleine Luise hat seit gestern einen Nesselausschlag, hoffentlich etwas Ungefährliches. Meine Frau ist ganz wieder auf Strümpfen, bei mir, wie bemerkt, hapert nur noch das linke Hinterbein.

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben in Bingerbrück.

Köln, 12. Dec. 1849.

Deine Wohnung muß nach Deiner Beschreibung reizend gelegen sein, und es ist rechtschaffen von Dir, daß Du Deine Thätigkeit in ihr gleich mit der Lectüre von „Venus und Adonis" begonnen hast. Die Uebersetzung ist allerdings fürtrefflich, doch wird eine 2te Auflage immer noch Anlaß zu einigen Verbesserungen geben, namentlich in den ersten 68 Stanzen, die (schon vor 10 bis 12 Jahren gearbeitet) nicht überall so treu sind, wie ich wohl wünschte, daß sie es wären.

Den Rest (Stanze 69 bis 199), welchen ich theils im Februar, theils im Juli und August dieses Jahres übersetzte, wirst Du bei einer gelegentlichen Vergleichung mit dem Original eben so wohllautend, dabei aber meistens weit wortgetreuer, als jene ersten 68 Stanzen finden. Man macht doch auch im Technischen Fortschritte. Scheller drängte mich zu sehr mit dem Manuscript, überdies lag meine Frau in den Wochen und die Scharlachfieberzeit begann, sonst hätt' ich das Ding schon in der ersten Auflage möglichst makellos gemacht. Nun soll's in der zweiten geschehen. Was bleibt einem im Augenblick übrig, als solche Bosselei?

Die Nachricht, man gehe in Bingen damit um, die Zukunft meiner Familie zu sichern, war mir, der ich im Fall meines Todes so gut wie nichts hinterlasse und die Existenz der Meinigen nur gesichert sehe, so lang ich gesund und am Leben bin, wohlthuend und erfreulich. Nur ist die Sache eigentlich zu erfreulich, als daß ich sie schon glauben oder wenigstens als etwas Gewisses annehmen könnte. Wir wollen sehen, was wird. Eventuell würde ich mich nicht schämen, einen Theil dessen, was ich dem Volke mit freudigem Bewußtsein im Exil, wie im Kerker geopfert habe, für meine Kinder und mein Weib aus den Händen des Volkes zurückzuempfangen.

* * *

Herrn Gottfried Keller, Studirens halber sich Aufhaltenden zu Heidelberg.

Köln, 6. März 50.

Dein Schuß in's Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe.

Seit jenem „ersten Schusse" im Februar 48 hat mich übrigens kein Schuß so gefreut wie der gegenwärtige Deinige. Du warst mir eben so verschollen, wie ich Dir. Kein „grüner Heinrich" pochte an meine Thür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, „der frischeste Dichter der jungen Schweiz" habe eine reiche Jüdin geheirathet oder wenigstens dem Reichstagsdeputirten Wilhelm Schulz ein „sauer zubereitetes" erstes Kind aus der Taufe gehoben.

Und nun, mitten in diese Ungewißheit hinein, Dein Freischuß — dieser doppelt famose, weil er ja der Vorläufer des Schützen selbst ist.

Ich freue mich von ganzer Seele auf unser Wiedersehen, lieber Keller! Wie Du siehst, lebe ich noch in Köln, und daselbst (die Blinden in Genua kennen zwar meinen Tritt, doch sei es Dir unverhohlen) in der Johannisstraße Nr. 26. Nimm, wenn Du mit dem Dampfschiff ankommst, sofort eine Droschke nach meiner Wohnung und kehre nicht erst im Gasthofe ein. Das kostet Dir nicht nur schmähliches Geld, sondern raubt uns auch Stunden, die wir besser bei einander auf meiner Kneipe sitzen. Mein Schlafsopha ist superb gepolstert und wird es sich angelegen sein lassen, Dich nach Würden zu empfangen.

Aber warum willst Du nur Einen Tag hier zubringen? Richte Dich doch auf längere Zeit, richte Dich doch wenigstens so ein, daß ich Dich auch einen Tag nach Düsseldorf führen, Dir Lessing's neuen Huß (den auf dem Scheiterhaufen) zeigen und Dich mit einigen der jüngeren Künstler (die älteren sind conservative Esel) bekannt machen kann. Sieh' zu, was Dir möglich ist, und melde mir den Tag Deiner Ankunft.

Meine Frau, die Dich freundlich grüßt, freut sich auch sehr auf Deinen Besuch. Käthe, die Rapperschwylerin, wirst Du nicht mehr kennen, so groß ist sie geworden. Außer ihr habe ich noch einen süßen Schalk von Jungen, Wolfgang, und eine kleine Luise. Das kribbelt und wibbelt um Einen herum, und schon geht man auf's zweite Vierteldutzend los. Es sind zuletzt die besten Gedichte, die man macht.

Nun Adieu, lieber Gottfried von Glattfelden! Schreib' mir bald das Nähere über Deine Abreise, und dann Hand in Hand und Aug' in Auge. Ich hoffe, wir sind uns ganz die Alten geblieben! Es ist Einem während

der letzten zwei Jahre so Manches in Trümmer gegangen, daß man Gott danken muß, wenn man sich wieder einmal einen ordentlichen Kerl aus der großen Fluth herausfischen kann.

A propos — wie stehst Du denn jetzt mit dem lieben Gott? Und was macht Follenius?

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 23. März 50.

Edler Freund,

(wo öffnet sich dem Frieden ꝛc.) — ich hätte Dir allerdings längst schreiben sollen, aber ich bin faul von Gottes Gnaden, habe dazu auch wirklich viel Arbeit, Unruhe und gelegentlich selbst Sorge gehabt, und erscheine somit zur Genüge gerechtfertigt.

Aber, liebster Hoffmann, wie kannst Du, — aber sehr geehrte Frau Ida Hoffmann, geborene von Fallersleben, wie können Sie mein neuliches Ausbleiben so arg schelten? Sind denn nicht Sie, Frau Ida zum Bergen, geborene Hoffmann, eine ärgere Ausbleiberin, als ich je ein Ausbleiber war — sind Sie nicht ein Muster alles Warten- und Zappelnlassens? Und dürfen Sie darum den Stab über mich brechen? Und Dich, mein Freund, hätte ich nach der Geduldprobe des vorigen Decembers auch für ruhiger und weiser gehalten. Wofür heißt man Dich denn Hoff- und Harrmann? Ist nicht das Harren Dein Beruf (wozu Dich Gott im Himmel schuf) und mußt Du Dich nicht darin fügen, auch ohne zum Narren zu werden?

Spaß bei Seite, es war damals doch recht dumm von mir, daß ich nicht vollends bis Bingen ging. Hätte ich auch nur ahnen können, daß Ihr „was auf mich gemacht" hättet — Du Gedichte und Deine Frau Braten! Die Sache ging so zu. Ich war allerdings bis Boppard gedampft, um dort ein mir empfohlenes Quartier in Augenschein zu nehmen. Es entsprach leider meinen Wünschen und Bedürfnissen nicht. Nun wäre freilich nichts einfacher und natürlicher gewesen, als weiter zu fahren bis Bingen. Aber der Tag war rauh und kalt, dazu hatte mich die einstweilige Fehlreise etwas verstimmt, und endlich zog es mich alten Esel mit einem wahren Heimweh nach Hause. Ich kam auch noch am selben Abend wieder hier an, nach grade 24stündiger Abwesenheit, und bin noch jetzt froh darüber, da ich meine Aelteste am Croup schwer erkrankt und meine Frau bekümmert und erschöpft fand. Die Kleine ist seitdem, Gottlob, vollständig wieder genesen — an jenem Tage schwebte sie aber in Lebensgefahr. Ich kann mich, will ich meinem Herzen und meinen Besorgnissen folgen, eigentlich gar nicht mehr von den Meinen trennen.

Seitdem bin ich nun auch zweimal am Siebengebirge (Godesberg, Plittersdorf, Mehlem, Rolandseck, Königswinter, Honnef) herumgestiegen, aber auch ohne eigentliches Resultat. Eine einzige Wohnung, hübsch und wunderschön gelegen, aber doch auch nicht ohne Aber (da sie zu Königswinter in Einer Reihe mit den großen Gasthöfen, zu sehr à la portée de chacun ist) könnte uns gefallen, und wir sollen weitern Bescheid darüber hören. Möglich also, daß wir uns dort ansiedeln, möglich auch nicht. Im letztern Falle hol' ich Euren Braten doch wahrscheinlich noch nach. Ich möchte nur nicht gern aus dem Preußischen heraus, da ich hier Staatsangehöriger (d. h. als solcher Anerkannter) bin, und danach respectirt werden muß, während mich die „Ausländer" ad libitum ausweisen können. O rara temporum felicitas!

Einstweilen aber den herzlichsten Dank für Eure freundlichen Einladungen und (ohne Spaß) die angelegentlichsten Entschuldigungen namentlich der bratenden Hausfrau gegenüber. Ich hoffe, ihrer Bratkunst sicher noch einmal die gebührende Ehre erweisen und mich alsdann im stricten Wortsinn, aus ihrer Ungunst herausbeißen zu können.

Wie hat denn der Wahlsieg der Socialisten bei Euch eingeschlagen? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete! Ja, es wird noch Alles gut werden! Aber erst, wenn in Frankreich die rothe Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird!

* * *

An Heinrich Koester.

Köln, 5. April 1850.

Lieber Custos!

Du bist im Grunde ein schlechter Mensch, daß Du mir auf mein schönes Poesiegedicht nicht einmal antwortest. Doch sei Dir vergeben, da heute wenigstens ein mündlicher Gruß, nebst Einladung, bei mir eingetroffen ist.

Besagter Einladung werde ich, will's Gott, am Dienstag entsprechen. Ich würde, um den Sabbath zu heiligen und Dich Deiner Jugend nicht zu entziehen, schon übermorgen kommen: aber ich muß den Sonntag wiederum in leidigen Miethangelegenheiten an die sieben Berge. Zudem trifft erst am Sonntag Abend Gottfried Keller, der Schweizer Poet (ein trefflicher, ganzer Kerl) hier ein, dem ich Montag das malerische und romantische Köln, Dienstag aber das malerische und romantische Düsseldorf (namentlich Dich, Haas, Lessing's Huß u. s. w.) zu präsentiren wünsche. Ihr werdet es, wenn Ihr nicht ganz verderbt und abgestumpft seid, mit Dank erkennen, daß ich

mich für den diesmaligen Willkomm sofort mit der Bekanntschaft eines frischen und dem Vaterlande nicht unrühmlich bekannten Menschen revanchire.

Ich muß diesmal doch auch wirklich unsern Freund Wolfgang von Königswinter aufsuchen, um ihm zu seinem jüngsten zweifüßigen Verse Glück zu wünschen. Es gränzt wirklich an Verworfenheit, daß ich den Edeln bei meinen letzten Düsseldorfer Spritzfahrten niemals begrüßt habe. Liegt aber lediglich an seiner Solidität und Euren Kneipgewohnheiten, in die ich Schilfrohr immer hineingebeugt werde.

Somit für heute Addio! Stäubet den Staub aus den Bratenröcken und sorget für ein überströmendes Seidel!

☞ Schaffe, daß ich Dich nicht im Katzenjammer treffe!

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 10. Mai 1850.

— Heute ist hier meine Miethe abgelaufen — ich weiß aber noch nicht wohin. Zum Glück ist die Wohnung noch nicht wieder vermiethet, ich kann also noch tagweise bleiben, bis wir endlich unser Bündel schnüren.

Ich habe Dir früher geschrieben, warum ich nicht an den Oberrhein zu ziehen wünsche. Nun hat sich aber von Boppard (so hoch wäre ich allenfalls gegangen) bis Roisdorf abwärts nichts Passendes gefunden. Entweder hatte das Wasser bei dem letzten Eisgange mannshoch in den Häusern gestanden, oder die Wohnungen waren zu klein resp. zu groß, oder es fehlte an einem Hausgarten für die Kinder, oder die herrlichste Aussicht war durch eine ziegelrothe Scheune verbaut u. s. w. u. s. w. — Dabei diese Bigotterie, dieses Schwarzweißthum, diese Unkultur allenthalben. Für einen Sommer ließe sich's ertragen; wenn ich aber an Jahre denke (und wenn ich mit meinem ganzen Mobiliar, mit Bibliothek ꝛc. ꝛc. irgendwohin siedle, so kann es eben nur auf längere Zeit sein), so sehe ich ein, daß ein derartiges Leben, wenn auch meinetwegen in der herrlichsten Natur, eine Unmöglichkeit für mich geworden ist. Ich habe den Rhein auf diesen neuerlichen kleinen Entdeckungsreisen erst wieder kennen gelernt. Gräßliches Volk! Vielen Vermiethern war ich schon nicht recht, weil ich als Demokrat verabscheut bin. Ich habe nun, da Köln mir auf keinen Fall konveniren kann, die Absicht, mich vor den Thoren Düsseldorfs, in Derendorf oder Pempelfort, anzusiedeln und werde morgen oder übermorgen auf Häuserschau hingehen. Dort sind hübsche, in Gärten gelegene Häuser (Immermann wohnte in einem solchen), die Gegend ist nicht grandios, aber freundlich, meine Kinder haben frische, gesunde Landluft, und mir selbst liegt die Stadt mit ihren geistigen Ressourcen,

mit ihrem jetzt wieder frischeren und auch politisch geweckteren Künstlerleben, mit manchem bewährten Freunde und mit einem anständigen Verleger nahe genug, um meine ländliche Einsamkeit zuweilen mit Genuß unterbrechen zu können.

Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man ist hier so dicht bei England und Amerika! Bei gewissen möglichen Wendungen immer höchst angenehm!

* * *

An Karl Stumpf.

Bilk b. Ddf., 11. Aug. 1850.

— Gestern Abend 6 Uhr hat mir meine Frau einen prächtigen gesunden Jungen geboren. Die Sache ging rasch und glücklich von statten. Mutter und Sohn befinden sich heute so wohl, wie wir es nach Zeit und Umständen nur erwarten können. So hätte ich denn jetzt zwei liebe herzige Pärchen beisammen. Mögen sie mir erhalten bleiben und gesund und kräftig heranwachsen!

Meinen älteren Kindern hat die frische Landluft bis jetzt sehr gut gethan. Sie sind unberufen stärker und blühender als je. Freilich wühlen sie auch den ganzen Tag im Garten herum und sind an Gesicht, Hals und Händen braungebrannt von der Sonne, wie ein wohlgerauchter Meerschaumkopf. Käthe, die wenige Tage nach unserer Ankunft hier einen bösen Fall that, der ihr eine klaffende Stirnwunde über dem rechten Auge eintrug, ist — bis auf eine auch noch wohl verwachsende Narbe — ganz wiederhergestellt und muß nur gehütet werden, daß sie in ihrer unsäglichen Wildheit und Wippeligkeit nicht wieder fällt.

Wir wohnen hier jetzt wirklich hübsch und angenehm, und ich hoffe, daß Du Dich durch einen baldigen Besuch selbst einmal davon überzeugst. —

* * *

Es war im Mai 1851. Freiligrath hatte sich durch Beharrlichkeit die Anerkennung seines preußischen Staatsbürgerrechtes erstritten; das zweite Heft der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte war zum Ausfliegen bereit; er sah voraus, daß es ihm einen neuen Preßprozeß eintragen werde. Er wollte denselben nicht abwarten; hatte er ja doch schon seit Monaten den Plan gefaßt, abermals den Wanderstab zu ergreifen. Um zu verhindern, daß die Düsseldorfer Polizei in letzter Stunde die Hand auf ihn lege, bereitete er die Abreise in tiefster Stille vor. Am Abend des 12. Mai 1851 war er bei Freund Koester mit einer kleinen Zahl seiner Vertrautesten, F. Lassalle, Ed. Schauenburg, Th. Eichmann u. a. bei Becherklang und heiterem Gespräch vereinigt; keiner ahnte, daß es für lange Jahre zum letzten Male sei. In später Nachtstunde ging das Boot an Düsseldorf vorbei

zuthal; erst im letzten Augenblick verkündete Freiligrath den Freunden, daß er in der nächsten Stunde nach England abreise, was natürlich große Aufregung in dem Kreise verursachte. Alle beschlossen den Freund zum Rhein zu begleiten. Das Schiff brauste heran; Freiligrath nahm raschen Abschied und schritt über die Brücke; gleich als ob er sich vor den Häschern verstecken wollte, legte er sich in übermütiger Laune in das am Schiffsbord aufgehängte Boot, mit so rascher Bewegung, daß es in gefährliches Schaukeln geriet; hier, meinte er, werde ihn wohl keiner finden! Die Glocke scholl, die Räder schlugen in die Flut, und der Dichter fuhr einsam in die Nacht dahin, in die zweite längere Verbannung, um erst siebzehn Jahre später ins Vaterland heimzukehren, ein stillgewordener müder Mann, aber freudig empfangen von einem ganzen dankbaren Volke.

Führen wir die Betrachtung dieser Sturmzeit im Leben des Dichters zu Ende, auch über die zeitliche Grenze des Düsseldorfer Aufenthaltes, um dieselbe ein für allemal abzuschließen.

Wie in der Bewegung des Jahres 1848 eine politische und eine soziale Strömung nebeneinander hergingen, so hatte sich auch die kommunistisch gefärbte Arbeiterpartei des Rheinlandes in Gemeinden und Kreise gegliedert, welche in dem Kölner Geheimbunde ihre Centralbehörde erkannten, deren Seele Karl Marx bildete. Unter der Ungunst der Zeiten war dieser kommunistische Geheimbund entschlafen; Marx, welcher nach der Ausweisung sich nach London begeben hatte, stand an der Spitze der dortigen Centralbehörde, welche, um die Parteifreunde zu erneuter Wirksamkeit anzuregen, im März 1850 einen Vertrauten nach Köln sandte; jener Londoner Sendling brachte eine längere Ansprache mit, von deren Verbreitung man eine Neubelebung des Bundes und den Beitritt zahlreicher neuer Mitglieder erwartete; er wandte sich an ein früheres Bundesmitglied, welches eine Anzahl von Parteifreunden versammelte, um die Mitteilungen desselben entgegenzunehmen. Der Londoner legte die Ansprache in sechs Bruchstücken vor, und da er große Eile hatte, seine Reise fortzusetzen, so teilten sich die Anwesenden in die Abschrift dieser Ansprache, in welcher im übrigen über die Gliederung des Bundes nichts enthalten war. Freiligrath war einer der sechs Männer, die sich an der Abschrift beteiligten. Im Herbst 1850 gingen dann einige Sendlinge des Arbeiterbundes, meist dunkle Ehrenmänner, nach verschiedenen Orten Süd- und Nord-Deutschlands, um frühere Verbindungen zu erneuern, neue anzuknüpfen. Einer derselben, der Schneidergeselle Nothjung aus Mülheim am Rhein, ward im Mai 1851 zu Leipzig verhaftet; die bei ihm gefundenen Papiere belasteten eine Anzahl der Kölner Parteifreunde. Auch diese wurden verhaftet, unter ihnen zwei Journalisten, der schon genannte

Heinrich Bürgers und der gegenwärtige Oberbürgermeister von Köln, Dr. Herm. Becker; sie, Nothjung und acht andere minder namhafte Persönlichkeiten wurden angeklagt, im Laufe der Jahre 1848—51 zu Köln „ein Complott gestiftet zu haben, dessen Zweck gewesen, die Staatsverfassung umzustürzen und die Bürger gegen die königliche Gewalt und gegen einander zur Erregung eines Bürgerkrieges zu bewaffnen." Als Teilnehmer an der erwähnten Besprechung mit dem Londoner Sendling wie an der Abschrift der Ansprache erschien auch F. Freiligrath der Teilnahme an jenem Arbeiter-Geheimbunde verdächtig; da er indes bereits am 12. Mai sich nach London begeben, so erging gegen ihn folgender

Steckbrief.

Der Literat Ferdinand Freiligrath, 40 Jahre alt, geboren zu Detmold, zuletzt zu Düsseldorf wohnhaft, welcher sich wegen Theilnahme an einem Complotte zum Umsturze der Staats-Regierung in Untersuchung befindet, hat sich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter hierselbst erlassenen Vorführungsbefehls durch die Flucht entzogen. Ich theile das Signalement hierunten mit und ersuche die betreffenden Polizei-Officianten, auf den pp. Freiligrath zu wachen, ihn im Falle der Betretung zu verhaften und mir vorführen zu lassen.

Köln, 14. August 1851.

Der Ober-Procurator v. Seckendorff.

Signalement. Größe 5 Fuß 7 Zoll, Haare dunkelbraun, Augen bräunlich, Nase und Mund proportionirt, Bart braun, Kinn breit, Zähne vollständig, Gesicht voll, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Auf diesen Steckbrief antwortete Freiligrath alsbald durch folgende, in der Kölnischen Zeitung erschienene

Berichtigung.

Der Steckbrief des Ober-Procurators Seckendorff d. d. 14. August 1851, der mir in der zweiten Ausgabe der Kölnischen Zeitung vom 15. August soeben zu Händen kommt, enthält die unrichtige Angabe, daß ich mich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter erlassenen Vorführungsbefehles durch die Flucht entzogen habe. Ich bin am 12. Mai d. J. mit einem regelmäßigen Paß für's In- und Ausland auf ein Jahr aus Preußen abgereist, nachdem ich mich vorher meines Bürgerrechts in Düsseldorf versichert hatte. Aber selbst bis zum 14. August, dem Datum des Steckbriefs, hatte der Instructionsrichter es noch immer vergessen, den angeblichen Vorführungsbefehl in mein Domicil zu Bilk gelangen zu lassen. Ich würde mich übrigens

auf diese Einladung des pp. Seckendorff sofort nach Köln verfügen, wenn ich nicht befürchten müßte, Monate zu sitzen, ohne auch nur verhört zu werden.

London, 18. August 1851.

Ferdinand Freiligrath.

Gleichzeitig war gegen den Dichter auch wegen des zweiten Heftes der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte eine Untersuchung in Düsseldorf verhängt worden, in welche der buchhändlerische Vertreiber des Büchleins, Freund Scheller der Sparsame, verwickelt ward; derselbe zog indes vor, durch eine Reise nach London dem Ungewitter auszuweichen; Freiligrath berichtet in jenem Herbst gar ergötzliche Dinge über ihn. Gegen den Dichter aber erging zehn Tage nach jenem ersten Steckbriefe die folgende

Bekanntmachung.

Der unten signalisirte Literat Ferdinand Freiligrath, zuletzt hier wohnhaft, hat sich der gegen ihn wegen Aufforderung zur Empörung, Störung des öffentlichen Friedens und Majestätsbeleidigung eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen.

Auf Grund des von dem Herrn Instruktionsrichter erlassenen Vorführungsbefehls ersuche ich alle Polizeibehörden auf den ꝛc. Freiligrath zu achten, ihn im Betretungsfalle verhaften und mir vorführen zu lassen.

Düsseldorf, den 24. August 1851.

Für den Ober-Prokurator:
Der Staats-Prokurator
gez. v. Ammon.

Signalement. Alter 42 Jahre, Größe 5′ 5″, Haare schwarz, Stirn hoch, Augenbrauen schwarz, Augen grau, Nase mittel, Mund breit, Zähne gut, Kinn rund, Bart schwärzlich, Gesichtsform rund, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Freiligrath that sehr wohl daran, sich weder in Köln noch in Düsseldorf zu stellen. Die elf Angeklagten im Kommunistenprozeß hatten eine anderthalbjährige schwere Untersuchungshaft auszustehen; erst im Oktober und November 1852 kam die Sache zur Verhandlung vor dem Schwurgericht; sieben der Angeklagten wurden zu 3—6 Jahren Einschließung verurteilt, vier freigesprochen. Auch der Dichter würde ohne Zweifel freigesprochen worden sein, weil außer der Beteiligung an jener Abschrift nichts gegen ihn geltend gemacht werden konnte; eine Teilnahme desselben an dem Geheimbunde wird in der ganzen Verhandlung nicht erwähnt, ebenso scheint die kurz nach seiner Abreise zu Bilk vorgenommene Haussuchung nichts Kompromittirendes ergeben zu haben. Seine anderthalb Jahre Unter-

suchungshaft aber hätte er gleich den übrigen Freigesprochenen zu überstehen gehabt. Freiligrath wurde übrigens weder verurteilt noch freigesprochen. Und ebenso geschah es in dem Düsseldorfer Prozeß. Scheller stellte sich im Spätjahr 1851 dem Gericht und ward von den Geschworenen freigesprochen. Freiligrath dagegen ward wegen der Neuen Politischen und Sozialen Gedichte weder in Abwesenheit verurteilt noch freigesprochen; ein höchst merkwürdiges Verfahren. So schwebte die Anklage in beiden Fragen lebenslang über ihm, nur daß er bei seiner Wiederkehr im Jahr 1868 ebensowenig ein Interesse daran hatte, eine Freisprechung zu verlangen, als der Staatsanwalt, die alten durch die Zeitläufte längst begrabenen Prozesse wieder aufzunehmen; dennoch war diese unsichere Stellung der Regierung gegenüber ein Hauptgrund, daß Freiligrath nachmals seinen Aufenthalt im Schwabenlande nahm.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre.

1851—1868.

Zehnter Abschnitt.

London. Mai 1851 bis Juni 1868.

Mit der zweiten Flucht nach England beginnt für unsern Dichter eine Zeit mühevollen Ringens unter der Last der Arbeit, der Sorge um das Nächste, um das tägliche Brot; es war zugleich diejenige Zeit seines Lebens, während welcher er, leider notgedrungen und nicht zu seiner Freude, am längsten auf demselben Boden verweilte, dem Boden der Fremde.

Freiligrath war diesmal mit dem Vorsatze nach England gegangen, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst sich nach Amerika einzuschiffen und somit den schon früher gehegten Plan zu verwirklichen. Er sah voraus, daß es ihm jetzt bei weitem schwerer fallen würde, in London Beschäftigung zu finden, als vor dem Jahre 1848. England war von Flüchtlingen überschwemmt, und jeder einzelne hatte an den Niederlagen der Revolution schwer zu tragen. Die Sympathie der Reichen, der Brotgeber, war nicht mit ihnen; es waren Freiligrath Äußerungen von verschiedenen angesehenen Häusern zu Ohren gekommen, des Inhalts, daß er sich bei ihnen vergebens um eine Stelle bewerben würde; diese Offenheit hatte wenigstens das Gute, daß es ihm die Mühe ersparte, vergebens anzufragen, und ihn der Demütigung enthob, einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Anderseits waren die Aussichten auch in Amerika jetzt viel weniger günstig als einige Jahre früher; auch dorthin hatte sich der Strom der Flüchtlinge gewendet und über die Nachkommenden bereits den Vorsprung gewonnen: es waren unter ihnen nicht nur Handwerker und Arbeiter, sondern auch Männer von Bildung und Geist, Wissen und Gelehrsamkeit. Und so durfte unser Freund immerhin in Zweifel sein, ob sich jenseits des Meeres ihm günstigere Aussichten eröffnen würden, als auf dem gastlichen Boden Alt-Englands, welcher zugleich den Vorteil bot, daß er dem Vaterlande soviel näher lag.

Der Dichter war in England auf dringende Einladung bei einem Freunde abgestiegen, Mr. Andrew Johnson, dessen Bekanntschaft er gleich bei seiner Ankunft in England 1846 gemacht, und mit dem ein stets wachsendes

Einvernehmen schon damals einen freundschaftlichen und herzlichen Verkehr zur Folge hatte; so ward denn auch das Verhältnis während der dreijährigen Heimkehr nach Deutschland brieflich festgehalten. Johnson war Beamter bei der Bank, ein guter Kenner der deutschen Literatur, begeisterter Verehrer von Lessing und Goethe; er bewohnte in bequemem Wohlstand ein Haus in einer nordöstlichen Vorstadt; hier ward Freiligrath herzlich aufgenommen und bis zur Ankunft seiner Familie festgehalten. Tages über, während Johnson auf der Bank war, arbeitete Freiligrath auf dem britischen Museum oder in einem Kaffeehause, wo er deutsche Zeitungen und Landsleute fand, deren gar mancher in jenem Sommer durch die erste Weltausstellung nach London gezogen ward.

Hauptsächlich auf Freund Johnsons dringendes Zureden beschloß Freiligrath in London zu bleiben; dieser wie andere Freunde bemühten sich unablässig, für ihn eine sichere kaufmännische Stellung ausfindig zu machen; es gab angesehene Geschäftshäuser in London genug, bei denen Freiligraths politische Gesinnung keinen Anstoß erregte, und so durfte man wohl hoffen mit der Zeit eine geeignete Stelle zu finden. Den Freund für den Anfang einigermaßen sicher zu stellen, bot Johnson unaufgefordert die Hand; dazu kam eine neue Auflage der Gedichte und der Auftrag von Eduard Hallberger in Stuttgart, eine Auswahl aus der englischen Lyrik zusammen zu stellen, die schöne Sammlung Rose, Thistle and Shamrock. Freiligrath arbeitete daran mit Vorliebe und gewohnter Gewissenhaftigkeit; nicht allein daß er mit feinem Geschmack und dichterischem Verständnis die Auswahl traf, er stellte auch auf dem britischen Museum die genaue Fassung der älteren Gedichte fest, und ließ sich dabei weder Mühe noch Zeit noch Kosten verdrießen; dafür erfreut sich das Buch auch seit einem Vierteljahrhundert der steten Gunst der Leser.

So glaubte der Dichter der Zukunft getrost entgegenschauen und sein Zelt wieder auf englischem Boden aufschlagen zu dürfen. Er ließ Frau und Kinder, welche den Sommer über in Bilk zurückgeblieben waren, im September 1851 nachkommen. Ein kleines Haus in dem halbländlichen Hackney, wo auch Johnson wohnte, ward gemietet; dieses Hackney blieb trotz mehrfachen Wohnungswechsels fortan Freiligraths neue Heimstätte. Der benachbarte Eppingforst, die ausgedehnten Wiesen am Flüßchen Lea boten willkommene Gelegenheit zu Ausflügen, ein großer freier heideartiger Grasplatz, von Wegen und Baumgängen durchschnitten, die Downs, war der beliebte Spielplatz der Kinderwelt; Freiligrath hat den Platz, über den jetzt die Weltstadt hinweggeflutet ist, in einem unvollendeten Gedichte gefeiert:

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wellig weht,
Weiden Füllen und Rinder;
Dorten wandelt der stille Poet,
Dort auch spielen die Kinder;

Reiten auf Ponies mit lautem Schall,
Fahren mit ehrsamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Lassen den Drachen fliegen;

Freu'n sich des endlos entwickelten Knauls,
Dran er emporschwirrt zum Äther: —
Fern die Riesenkuppel St. Paul's
Anschaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umrissen am Horizont,
Schwarz in dunstiger Gelbe,
Bald beschattet und bald besonnt,
Ragt sie wanklos dieselbe. —

Übrigens wohnte Freiligrath nicht immer im selben Hause; zweimal machte das Heranwachsen der Familie größere Räume und damit einen Wohnungswechsel nötig; doch lag die neue Wohnung immer nur wenige Schritte von der früheren entfernt; der alte Kirchhof mit seinem Wahrzeichen, the old Hackney steeple, ward buchstäblich von Freiligrath umkreist, was ihm öfters Anlaß zu dem Scherze gab, er drücke sich so lange um den Kirchhof herum, bis er darauf zu liegen kommen werde. Die von schönen Bäumen und hübschen Gärtchen umgebene Häuslichkeit Freiligraths ist öfters von befreundeten Besuchern aus der Heimat, wie von Rodenberg, Beta, E. v. Niendorf, G. Rasch u. s. w., in der Gartenlaube und anderen Zeitschriften anziehend geschildert worden.

Im Beginn freilich dieses zweiten Londoner Aufenthaltes, während des ersten mißbehaglichen Wartejahres, fühlte sich Freiligrath bisweilen recht einsam; aber er trug seine Einsamkeit mit dem ihm allezeit eigenen tapferen Mut und knorrigen Mannestrotz, wie er in seiner zweiten poetischen Epistel vom 23. Januar 1852 schreibt:

Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Massen
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme",
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling", meinst du, könnt' ich doch als Blume

Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschrein' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und stähle mich an diesem muthigen Leben,
In das auf's Neue mich mein Schicksal warf;
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf:
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!

Indes wäre es nicht richtig, diese grämliche Stimmung des Dichters als eine ständige oder auch nur vorwaltende zu betrachten. Ein Jahr nach der Übersiedelung auf den englischen Boden, im Juni 1852, fand er eine Kommisstelle bei dem Inhaber eines Großgeschäftes in ostindischen Foulards, einem Mr. Oxford, mit einem Jahresgehalte von 200 Pfd.; derselbe genügte freilich in dem theuern London den Bedürfnissen einer stets wachsenden Haushaltung nicht; literarische Arbeiten, der Ertrag neuer Auflagen der Gedichte, Frau Idas deutsche Unterrichtsstunden an Töchter englischer Familien mußten zur Haushaltungskasse mit beisteuern. Mit größerer Sicherheit des Daseins wuchs auch das Behagen des Lebens. Freiligraths geselliger Verkehr erweiterte sich von Jahr zu Jahr, und er mußte sogar darauf Bedacht nehmen, daß derselbe nicht zu sehr an Ausdehnung gewinne. Denn nachdem Freiligrath den Tag über im Joche gearbeitet, fühlte er abends das unabweisbare Bedürfnis, sich und seiner Familie zu leben, und war nicht aufgelegt, weite Eisenbahnstrecken zu durchmessen, um ein paar Stunden in einem heitern Freundeskreise zuzubringen, den er sonst wohl zu schätzen wußte; doch machte er auch ab und zu eine Ausnahme. Auch sah er sehr gern, wenn gute Freunde sich in ungezwungener Weise an seinem Theetisch versammelten, was denn auch häufig geschah, besonders Sonntags. Karl Blind und dessen lebensfrohe Gattin verstanden es ganz besonders, ausgezeichnete Menschen aller Nationen unter ihrem gastlichen Dache zu vereinigen; bei ihnen fand man die gefeiertsten Namen der Flüchtlingswelt vereinigt: Mazzini, Louis Blanc, Ledru Rollin, Langiewicz, Klapka, Herzen, dazu manche literarische Größen Englands, wie Swinburne, Massey, Dixon u. a. Während der Verkehr mit den Freunden vom Rhein, Gottfried Kinkel und Karl Marx, zeitweise getrübt war, blieb der mit Blind ununterbrochen freundschaftlich; in den meisten politischen Fragen, wenn auch nicht in allen, gingen Freiligrath und Blind Hand in Hand: wie sie auch noch im Jahre 1870 einen Aufruf an die französische Nation gemeinsam unterzeichnet haben. An Agitationen irgend

welcher Art nahm der Dichter grundsätzlich keinen Teil, ebensowenig an den Parteistreitigkeiten, welche auch auf fremdem Boden die Flüchtlingswelt zerklüfteten.

Aber der Kreis von Freiligraths Bekannten bestand nicht bloß aus politischen Flüchtlingen, sondern auch aus gar manchen Deutschen, welche dauernd in London ansässig waren, dem ärztlichen, künstlerischen, journalistischen, wissenschaftlichen oder kaufmännischen Berufe lebend. So der beliebte Arzt Dr. Heß, die drei Brüder Althaus aus Detmold, der Arzt, der Musiker und der Schriftsteller, Professor Buchheim, die Kaufleute Gerstenberg und Schwarz, der Journalist Max Schlesinger, sowie Dr. Emanuel Deutsch, der Orientalist am britischen Museum u. a. Zu diesem stehenden Freundeskreise gesellte sich der wandelbare der Fremden, die London besuchten, unter denen gar mancher in Freiligraths Haus trat; manche freilich, auch der alten Bekannten, wichen dem verfemten Mann aus, wie H. Künzel, welcher 1852 eine deutsche Schauspielergesellschaft nach London geleitete. Fast jährlich kam, Mahagoniblöcken und Büffelhörnern nachzuspüren, der treue Theodor Eichmann aus Düsseldorf; auch Karl Weerth und Ludwig Merckel, die Jugendfreunde, besuchten ihn, und Heinrich Koester; von anderen Bayard Taylor, Bodenstedt, Rittershaus, Jul. Rodenberg, Joachim, Stephen Heller ꝛc. An Anregung fehlte es also nicht.

Gottfried Kinkel schildert in seiner schönen Festrede vom Jahre 1867 das Haus unseres Dichters mit Worten warmer Freundschaft: „Ich habe ihn erst in Deutschland wohl gekannt, wo er, fünf Jahre älter als ich, zuerst meine Jünglings-Dichtung ermutigte; und später nach längerer Unterbrechung habe ich in London gute Tage mit ihm verlebt. Unter dem harten Druck der englischen Arbeit hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen, dies kleine freundliche Haus in der ländlichen laubgrünen Vorstadt, mit der geistig großen klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf ihres Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet; das freie lichte herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — o es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen schmalen Garten neben dem Dichter auf und ab wandelte in Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der Londoner Nebel und das Londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen hellen Sonntagsinsel."

Wenn es die Zeit erlaubte, diente Freiligrath wohl den Freunden als kundiger Führer durch die Weltstadt. So bei Eichmanns erster Londonfahrt,

Mai 1852. Sie besuchten unter anderm auch ein Auswandererschiff, welches segelfertig im Hafen lag; sie ließen sich die glänzend ausgestatteten Räume zeigen; auf dem Verdeck drängten sich die Reisenden, meist Süddeutsche, Männer und Frauen, Schwarzwaldmädchen „im Schmuck der langen Zöpfe", Kinder um das bunt aufgestapelte Gepäck. Ein paar junge Leute traten an die Neugierigen heran. Sie sind Deutsche, sprach einer derselben; wir sind im Begriffe, in die neue Welt abzusegeln; Sie sind wohl die letzten Landsleute, die wir vor der Reise sprechen; der Abschied von Ihnen ist auch der Abschied vom Vaterland. So bitten wir Sie uns Ihren Namen zum Andenken zu nennen. Der Dichter nahm rasch das Wort; mit seiner gewohnten Scherzhaftigkeit stellte er den Freund vor als Kommerzienrat Eichmann aus Düsseldorf. Als er aber seinen eigenen Namen nannte, da stürzten die Männer auf ihn zu, ergriffen seine Hände und priesen sich glücklich, den Dichter der „Auswanderer" zu sehen, dessen Liederbuch sie nach Amerika begleite. Frauen und Kinder wurden herangerufen und alle wollten einen Händedruck haben. Tief gerührt stand Freiligrath im Kreise, dankte, wünschte glückliche Reise und „Euern Feldern Reis und Mais". Als die Freunde wieder das Ufer betraten, reichte Freiligrath mit nassen Augen Eichmann die Hand und sprach: Nicht wahr, lieber Freund, so etwas thut dem Herzen wohl, selbst wenn man vom heimatlichen Boden ausgewiesen ist?

So war es ihm auch eine große Freude, daß der Kölner Männergesangverein beim Besuch von London, Frühling 1854, ihm ein Ständchen brachte. Eine in jenem Sommer unternommene Reise nach Schottland brachte unserem Freunde den reichsten Genuß.

Und so gingen, trotz mancher Sorge, die Londoner Jahre unserem Dichter nicht einsam und freudlos dahin. Er schlug sich eben tapfer durch, arbeitete fleißig, brauchte wenig, nahm die ihm mehrfach angebotene Hülfe der deutschen Parteigenossen nicht an, hatte selbst eine allezeit offene und manchmal unvorsichtig offene Hand für verschlagene Deutsche, und während er für sich selbst nichts verlangen konnte, scheute er sich nicht, für schwerbedrängte Parteigenossen die Teilnahme der Barmer und Düsseldorfer Freunde anzurufen.

Fragen wir, was den Dichter in jenen Jahren der Dienstknechtschaft aufrecht hielt: es war vor allen Dingen der ihm beschiedene Segen des Familienlebens. Zu den vier lieben Häuptern, denen er Weihnachten 1850 zu Bilk den letzten Christbaum auf deutscher Erde angezündet hatte, gesellte sich noch das jüngste der Kinder, der am 7. August 1852 geborene Percy. Die Liebe zu Frau Ida, der heldenmütigen Genossin seiner Mühen und Entbehrungen, die Liebe zu dem in mannigfaltiger Weise sich entwickelnden

Häuflein der Kinder, das Bewußtsein für sie zu arbeiten, hielten unsern Dichter in dem Drang jener Jahre aufrecht; diese Mitteilungen kehren in jedem Briefe wieder, wenn sie auch um der Kürze willen vielfach unterdrückt sind. Morgens bei guter Zeit muß der Dichter-Kontorist ausziehen, denn der Weg zur City, auch outside Bus, ist weit; das bescheidene Mittagsmahl nimmt er in irgend einem Speisehaus; am Abend kehrt er müde zu den Seinen zurück; dann aber ist sein letzter Gang zu den Betten der schlafenden Kinder, sein letztes Wort ein: God bless you!

Als ob Freiligrath nicht genug in Amt und Haus zu thun gehabt hätte, so kamen noch die unglaublichsten Anforderungen an ihn heran, die sich alle auf seine bekannte Gefälligkeit und Herzensgüte stützten. Nicht nur ward seine Mildthätigkeit von heruntergekommenen Landsleuten, die sich gern als politisch Verfolgte darstellten, stark in Anspruch genommen, er sollte auch mit Rat und That in den wunderlichsten Angelegenheiten zur Hand sein. Ein Deutsch-Amerikaner sendet ihm einen Mastodonzahn, um die Rarität an das Britische Museum möglichst vorteilhaft zu verkaufen; ganz Unbekannten soll er durch seine Verwendung bei der Königin, dem Prinzen Albert, Palmerston Unterstützung oder Anstellung schaffen, den Plan einer Albatros-Post übers Meer befürworten, und was der Tollheiten mehr waren. Er scherzte oft: Wenn ich nur Gehalt dafür bekäme, Arbeit hätte ich genug für einen Allerweltskommissär! Er that, was in seinen Kräften stand und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn er wirklich jemanden von Nutzen sein konnte; es mußte es einer schon arg treiben, wenn er nicht eine kleine Gabe aus des Dichters allezeit offener Hand herauslocken konnte, wie etwa jener „Kölner Jong", der auf das dreisteste um das Darlehen eines Sovereigns bat, und als Freiligrath die unverschämte Forderung ärgerlich zurückwies, das Kontor mit den im schönsten Kölner Platt verächtlich hingeworfenen Worten verließ: Un dat soll mich 'ne dütsche Dichter sinn!

Zum Schlusse dieser Überschau von Freiligraths Lebensverhältnissen während der siebzehn Londoner Jahre sei hier beigefügt, was des Dichters Gesinnungs- und Schicksalsgenosse, Ferdinand Wolff, uns darüber mitteilt:

„Was Freiligraths politische Stellung in Deutschland sowohl als in England war, das bezeugen am besten seine Lieder und Gedichte. Man würde indeß dem Dichter Unrecht thun, wollte man ihn von einem engen politischen Parteistandpunkte beurtheilen, zumal in den fünfziger Jahren, als er zum zweiten Male in London als Flüchtling verweilte. London war damals der Sammelplatz von Anhängern der verschiedensten Parteien aus allen Theilen Deutschlands. Nicht allein standen sich diese Parteien immer noch wie in Deutschland feindselig gegenüber, sondern auch die Anfeindungen

wurden immer heftiger, die Spaltungen immer größer; man klagte sich gegenseitig der Bestechlichkeit, der Verrätherei an. Während diese verschiedenen Parteien sich feindselig gegenüberstanden, hatten sie alle einen gemeinsamen Feind, die Noth, das Elend, den Mangel; die meisten deutschen Flüchtlinge waren nicht allein aller Hülfsquellen beraubt, sondern waren überhaupt ohne positiven Erwerbszweig, in fremdem Lande, dessen Verhältnisse ihnen ebensowenig bekannt waren als die Sprache; nicht zufrieden mit dem Verluste ihrer eigenen Federn, rauften sie sich noch die wenigen Federn, die ihnen verblieben."

„Freiligrath war der einzige Glanzpunkt in der Mitte dieser traurigen Zustände, und es ist leicht zu begreifen, daß die verschiedensten Parteien sich seinen Namen und seinen Einfluß streitig zu machen suchten. Jede Partei glaubte ein Recht zu haben, den Dichter für sich allein zu beanspruchen und sich unter die Aegide seines Namens zu stellen. Handelte es sich darum, Unterstützungsgelder von Deutschland zu beziehen oder durch seinen Einfluß Hülfsquellen in England zu eröffnen, so wurde seine Verwendung vor allem und von allen in Anspruch genommen, und so lange es der Abwehrung von Not und Elend, oder der Verfolgung von außen galt, war Freiligrath da; er gedachte nicht des elenden Haderns und Zankens, er gedachte nur der Noth der Anderen und ließ seinen Einfluß allen zukommen."

„Ein Mann wie Freiligrath, der einer königlichen Pension und der königlichen Gunst freiwillig den Rücken kehren und ins Ausland wandern konnte, ein Mann, der, im Auslande bereits gekannt und von den literarischen Notabilitäten in England geschätzt und verehrt, sich in England ebensowenig von Lords und Herzögen protegiren lassen wollte, wie von Prinzen und Königen in Deutschland; ein Dichter, der in seinem ersten wie in seinem zweiten Exil es verschmähte, die Muse sich zinspflichtig zu machen, und es vorzog, auf dem Comptoirstuhle sein Leben zu gewinnen: — ein solcher Dichter war nicht der Mann, der sich sklavisch irgend einer Partei unterordnen konnte. Er stand faktisch über allen Parteien, aber jede Partei behauptete und brüstete sich, daß sie allein im Besitze von Freiligrath sei."

„Die einzige Partei, welcher Freiligrath huldigte, war die Partei der Bedrückten, der Leidenden. Als Schurz, der Befreier Kinkels, auf seiner Reise nach Petersburg als amerikanischer Gesandter einige Zeit in London verweilte, ließ er im wahren Gesandtschaftsstile seine Karte u. a. auch dem Dichter Freiligrath zukommen. Wäre Schurz als Flüchtling nach London gekommen, so würde niemand mehr als Freiligrath sich beeilt haben, ihm entgegenzukommen. Aber Schurz, der amerikanische Gesandte am Hofe von Petersburg, obgleich hundertmal ein Republikaner, war ebensowenig der

Mann, dem Freiligrath Huldigungen darzubringen geneigt war, als einem königlichen Gesandten. Der Dichter schickte ihm daher seine eigene Karte zu, und Schurz machte seinen Besuch auf der Schweizerbank in der City."

„Freiligraths Arbeitszimmer in der City war damals das wahre deutsche Gesandtschaftsbureau; hier, vor dem Comptoirstuhle des Dichters, drängte sich das ganze verbannte Deutschland, um sich Raths zu erholen; der verbannte deutsche Dichter war im wahren Sinn des Wortes der deutsche Gesandte, man möchte sagen, eigens vom Schicksale nach England getrieben, nicht allein um den hülf- und rathlosen Exilirten zur Seite zu stehen, sondern auch um als versöhnendes Element zu wirken, damit die sich gegenseitig anfeindenden Parteien sich nicht einander zerrissen und zerfleischten."

„Man kann dreist behaupten, daß, was die Deutschen damals von den englischen sozialen Zuständen kannten, sie meistens der Vermittelung Freiligraths zu danken hatten, wie die Engländer ihrerseits die meisten Produktionen deutscher Literatur durch ihn kennen lernten. Nicht allein hatte Freiligrath dieses Fach neben seiner vielfach in Anspruch genommenen Thätigkeit in dem geachtetsten englischen Journale, dem Athenäum, zu bearbeiten, sondern durch seine Verbindung mit den besten deutschen Zeitschriften war er in den Stand gesetzt, für dieselben die müßig dastehenden Kräfte in Wirksamkeit zu setzen; so gewann er Mitarbeiter für das Morgenblatt, das Ausland, das deutsche Museum, ja seine Theilnahme ging soweit, daß er das Honorar im voraus für uns berechnete und gar wohl discontirte."

Es ist schwer, die siebzehn Londoner Jahre in einzelne Abschnitte auseinander zu legen, denn sie gliedern sich nicht mehr nach dichterischen Kundgebungen, sondern leider bei weitem mehr nach der äußeren Stellung, in welcher Freiligrath sich befand. Als erster Abschnitt lassen sich allenfalls die vier Jahre vom Mai 1851 bis Mai 1855 bezeichnen, d. h. das erste Jahr des Suchens, die drei Jahre der Dienstknechtschaft bei Ehren-Oxford, dem Großhändler in indischen Foulards. So mögen denn die Briefe aus dieser Zeit zunächst folgen und uns in das stille Haus des deutschen Dichters in Hackney hineinschauen lassen; jedoch sei vorher noch ein Blick auf die dichterischen und sonstigen literarischen Leistungen Freiligraths in diesen Jahren gestattet.

Freiligrath war auch in dieser Zeit strenger Geschäftsarbeit nicht müßig. An eigenen Dichtungen entstand nicht viel; so Eingang 1852 die beiden scharf spöttischen und trotzigen Episteln an Weydemeyer, den Redakteur eines deutschen Blattes in New-York; dann in den nächsten Jahren ab und zu ein heiteres Gedicht auf die Hochzeit eines Freundes, wie er sie so unvergleichlich machen konnte. An die bereits erwähnte 1851 und 1852 gearbeitete

englische lyrische Blumenlese schlossen sich, wie aus den Briefen erhellt, Studien über die englische Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts, sowie die Übersetzungen nach Sidney und Spenser, dann 1853 die große Auswahl deutscher Poesie, welche unter dem Titel „Dichtung und Dichter" 1854 erschien. Das gewaltig umfängliche Buch will sich nicht eine Auswahl aus unserer gesamten Lyrik zur Aufgabe stellen, sondern hat sich einen beschränkteren Stoff gewählt: Wesen und Aufgabe der Poesie selbst in den Worten deutscher Dichter darzulegen, im zweiten Teile die Haupterscheinungen des deutschen Schriftlebens abermals von deutschen Sangesgenossen charakterisieren zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß der zweite Teil manche Lücken aufweist, denn nicht jede bedeutende literarische Erscheinung hat in der Folgezeit ihr Preislied gefunden; was aber der Sammlung jedenfalls zuerkannt werden muß, ist die Neuheit des Gedankens, welcher ihr zu Grunde liegt, sowie daß der Sammler eine allumfassende Belesenheit, eine wirklich fabelhafte Kenntnis auf dem weiten Gebiete unserer nationalen Poesie bewiesen hat. Im übrigen hat das Werk keine zweite Auflage erlebt, woran neben dem allzubeträchtlichen Umfang wohl auch der Umstand schuld sein mochte, daß der Stoff eben ein beschränkter ist.

Die vorliegenden Briefe sind an bereits bekannte Freunde gerichtet. Besonders ergiebig sind diejenigen an den treuen Eichmann in Düsseldorf; daran schließen sich einige an Heinrich Koester, Wolfgang Müller, C. Stumpf; Heinrich Künzel kommt vorübergehend in Freiligraths Nähe, weicht aber dem Demokraten und Flüchtling vorsichtig aus; auch der unterbrochene Verkehr mit Gottfried Kinkel, Berthold Auerbach und Karl Buchner wird wieder aufgenommen, wie immer spärlich aber herzlich der mit L. Merckel. Seit 1857 tritt ein lebhafter Briefwechsel mit dem Jugendfreunde Karl Weerth ein, wieder anders gefärbt mit den warmherzigen Erinnerungen an Jugend und Heimat, der Anhänglichkeit an Detmold; auch des Dichters unglaubliche Gefälligkeit wie seine eingehende Kenntnis der Zoologie treten in schönster Weise dabei hervor.

An Theodor Eichmann.

London, 7. Aug. 1851.

Edler Eichrath!

Du mußt mir mein langes Schweigen schon vergeben. Meine Frau wird Dir gesagt haben, daß ich mit einem Bändchen neuer Makulatur (dies Mal zum Glück nicht eigener) eifrig beschäftigt bin, und da weißt Du schon aus alter Erfahrung, daß ich mir nur zu den allernöthigsten Briefen die Zeit abmüssige. Heute komme ich nun endlich Dir zu sagen, daß ich mich

zum Bleiben in England entschlossen habe, und daß meine Familie mir im nächsten Monat (so bald wie nur irgend möglich) folgen wird. Der größte Theil meiner Mobilien, dessen Auswahl meine Frau besorgen wird, muß nun natürlich den Weg alles Holzes wandeln, und ich nehme Dein Anerbieten, beim Verkauf mit Rath und That behülflich zu sein, dankbar an. Hoffentlich wird es nicht nöthig sein, die Sachen zu allzuargen Spottpreisen zu verschleudern. —

Scheller's Fall geht mir wirklich zu Herzen, doch denk' ich, daß alles noch besser abläuft, als Ihr jetzt denkt. Fast kommt mir die ganze Geschichte wie eine Drohung vor. Doch wird sich Scheller auch im schlimmsten Falle schon zu stellen wissen. Soviel steht fest, daß er jetzt, Arm in Arm mit mir, sein Jahrhundert in die Schranken fordern kann — daß er berühmt geworden ist (er soll jetzt nicht mehr der Sparende heißen, sondern der Berühmte) und

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!

Da kann er sich schon trösten! Tröste ich mich doch auch, und bin nicht einmal der Berühmte, sondern bloß der Berüchtigte.

Deine Mittheilung über die Höhle des in Gott ruhenden Neander fällt mir, wie ich Deine Briefe noch einmal überlese, schwer auf mein fühlendes Herz. Ich wollte nämlich in der That die gewünschten Verse aufschreiben, bin aber — und gewiß ohne meine Schuld — nie dazu gekommen. Ich komme überhaupt nie zu was Rechtem, bis ich wieder meine eigene Häuslichkeit habe, meine Frau mit zehn Schritten erreichen kann, und meine Kinder um mich herum tosen höre. Nun, will's Gott, wird das ja Alles bald wieder der Fall sein. Und wenn es mit der Erfüllung Deines Wunsches also nicht gar zu sehr eilt, so komme ich demselben immer noch mit bekannter Galanterie nach.

Nun Adieu denn für heute, Treuer, Redlicher, Ergrauender! Inliegende Lebenszeichen überhändige den Betreffenden und grüße Alles, was sich meiner gern erinnert. Es ist mir doch manchmal sehr gemüthlich, daß ich hier unbehindert Half and Half trinken kann.

Gott mit Dir denn, wackerer Eich- und Mahagoni-Mann! Gedenke mit wohlwollendem Lächeln

Deines
immer getreuen,
wenn auch täglich bösartigeren
und knurrigeren,
(weil im Exil und einsam lebenden)
Freundes und Wohlwünschers
F. Fth.

An Theodor Eichmann.

London, 16. Okt. 1851.

Lieber Commerzienrath!

Da ich Dir jedenfalls gern ein paar Zeilen in meine alte Heimath schicken möchte, so ist es wirklich die höchste Zeit, mein langes Schweigen zu brechen.

Nimm nun vor allen Dingen noch einmal meinen herzlichen Dank für alle mir und den Meinen in der letzten Zeit erwiesene Freundschaft an! Ich mache nicht viel Worte deßwegen, aber Du weißt, wie ich es meine, und kennst mich hoffentlich genug, um von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen und dem Bestande meiner Gesinnungen für Dich überzeugt zu sein. Für die Begleitung meiner Familie durch Belgien kann ich Dir wirklich nicht genug danken. Meine Frau mit den vier Trabanten würde ohne Deinen Schutz und Deine Hülfe gar nicht zurecht gekommen sein, da sie und das Kindermädchen fortwährend von den beiden Jüngsten in Anspruch genommen waren. Du hast nur Mühe und Last von dieser Tour gehabt (und Kosten obendrein), und es quält mich das beinahe, da ich — wie Du mit ergrauenden Locken voranschreitest im Thale der Jahre — schwerlich jemals Veranlassung haben werde, auch Dir Weib und Kinder in einen sichern Hafen zu retten. Nun, wie dem auch sei, ich bin und bleibe Dir verpflichtet, und bekenne mich einem so treuen und bewährten Freunde gern und freudig zu jeder Schuld, in die seine aufopfernde Güte und Redlichkeit mich gestürzt hat.

Die Stunde des Wiedersehens war, wie ich Dir nicht erst zu sagen brauche, eine überfrohe und überglückliche. Mein Herz schlug hoch, als das Boot durch den Mastenwald der Themse zuerst sichtbar wurde. Um dem Herankommenden näher zu sein und es besser überschauen zu können, sprang ich auf das Quarterdeck eines am Quai liegenden Edinburger Dampfers. Nun ruderte es langsam näher, nun wandte es sich, um Bord an Bord zu legen, und nun — ja, da sah ich sie wieder, die fünf lieben Gesichter, die ich länger als vier Monate entbehrt, die ich wachend und träumend vor mir gesehen habe, nach denen ich mich gesehnt, um die ich mich gehärmt hatte. Ida, mit Louischen auf dem Arme, winkte mir lächelnd. Der Kobold Käthchen stand grüßend auf einer Bank oder einer Tonne, Wolfgang mit den großen Augen strahlte vor Freude, selbst Louischen kannte mich auf der Stelle und warf mir Kußhändchen zu, Otto aber, der Dicke, Prächtige, sah stumm und verwundert von dem Arme seiner Wärterin in das Gewimmel des Hafens und der Werfte. Nun war das Schiff gelandet, und nun — doch da sind Worte zu schwach, aber die Erinnerung an den Moment treibt mir noch in dieser Minute eine Thräne in's Auge, deren ich mich nicht schäme.

Die Ueberfahrt war für Alle eine mühevolle und beschwerliche gewesen.

Seekrankheit vom ersten Augenblick an, wo das Schiff sich in Bewegung setzte, dazu eine überfüllte Kajüte u. s. w. Käthchen und Wolf haben zusammen in einem „Schrank," d. h. so sagt Käthchen, es war aber eine gewöhnliche berth, die Schlafanstalt auf einem Seeschiff, — geschlafen. Ich war froh, als ich die ganze Armee in einer Droschke hatte und sie in die Wohnung meines Freundes Johnson geleiten konnte, wo englischer Comfort und englische Gastfreiheit bald Alles wieder in's rechte Gleise brachten.

Am Tage nach der Ankunft meiner Familie trafen auch meine Bücher von Rotterdam ein, und eine Woche später sämmtliche übrige Effekten. Fracht, Zoll, an's Haus schaffen und alle sonstigen Kosten beliefen sich leider Gottes doch auf £ 30, 10 sh. 4 d. Eh bien, auch das verschmerzt sich leichter, wenn man denkt, daß nun doch eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eingetreten sein wird. Seit dem 23. September, übermorgen 3 Wochen, sind wir in unserm eignen Häuschen, und fangen vor und nach an uns heimisch in ihm zu fühlen. Ida war mit der Wahl der Wohnung sehr zufrieden, und es ist auch ein gesundes, hübsch gelegenes, durchaus passendes Gehäuse. Hoffentlich nimmst Du es Dir im nächsten Jahr selbst einmal in Augenschein. Ich freue mich sehr, wenn ich an die Möglichkeit denke, dich einmal hier zu sehen, und am Scheine des Küchenfeuers (in der Stube wird beileibe nicht geraucht) zum schäumenden Porter eine von Ew. Liebden geschmuggelte Cigarre mit Dir zu rauchen. Unsere Küche ist aber wohnlicher und hübscher als z. B. unser früheres Parterre-Zimmer. Wir nehmen unsre sämmtlichen Mahlzeiten in ihr ein, was der Wohnstube (bei den 4 kleinen Ferkeln) natürlich sehr zu Gute kommt. Meine Studirstube ist sehr freundlich und elegant, und hat die große Annehmlichkeit, daß ich keinerlei polizeilichen Besuch in ihr zu erwarten habe.

Wir sind bis jetzt (Gottlob und unberufen!) gesund und wohl darin gewesen. Käthe, Wolf und Otto haben etwas Husten, sonst sind alle vier frisch und munter. Otto läuft seit 14 Tagen. Es sieht komisch aus, wenn er, wegen seiner Fleischmasse etwas unbeholfen, daherschwankt und bald vorn, bald nach hinten einen Purzelbaum schlägt. Dabei lacht er natürlich immer, und schreit nur, wenn er seine Nahrung verlangt. Wolfgang hat wieder ein Kätzchen zum Spielen. Der Junge hat Thiere über Alles gern. Doch hat ihm und Käthe die Exhibition selbst noch mehr Vergnügen gemacht, als die zoologischen Gärten, welche Käthe die theologischen Gärten nennt.

* * *

An Ludwig Elbers.

3, Sutton Place, Hackney,
London, 21. Nov. 1851.

— Neues von hier, was Du nicht schon längst aus den Zeitungen

wüßtest, kann ich Dir nicht melden. Es wäre denn, daß ich die Nachricht von der Abreise Kossuth's mit der frohen Botschaft von der Ankunft Scheller's (einst des Sparenden, jetzt des Berühmten) ergänzte. Die großen Männer lösen einander ab. Scheller als politischer Flüchtling ist übrigens in der That eine interessante Erscheinung. Er begreift selbst kaum, wie er zu der Ehre kommt, und schwelgt, wenn man ihn in Ruhe läßt, in schmerzlich süßen Erinnerungen an seine verlassene Geliebte, die Schaub'sche Buchhandlung. Tröstet man ihn damit, daß diese Verlassene (durch das nach ihm und seiner Rückkehr täglich und stündlich fragende Publikum) bedeutend in Aufnahme kommen werde, so lächelt er säuerlich und nimmt mit stürmischer Hast einen Schluck brandy and water. Des Morgens scheint er dann und wann an Katzenjammer zu leiden. Mit seiner englischen Hauswirthin unterhält er sich pantomimisch, so zwar, daß z. B. das Stubenmädchen (wenn sie wissen will, ob er zu Haus ißt), auf den Mund deutet und ihn fragend dabei ansieht. Es coursiren dunkle Gerüchte, daß er die erste derartige Geste für eine Aufforderung zum Küssen gehalten und demgemäß gehandelt haben soll. Das ist das Loos des Flüchtlings auf der Erde! Sonst geht es ihm wohl, doch klagt er manchmal über die Vergänglichkeit der edlen Metalle im Lande der verhängnißvollen drei Buchstaben L. S. D. Im schlimmsten Falle, tröste ich ihn dann, lasse ich Dich und den Commerzienrath für ihn sammeln, und dies ist dann natürlich wieder eine Aussicht, die Sonnenschein auf sein verhärmtes Gesicht zaubert.

Vom Commerzienrath habe ich lange nichts gehört, und weiß nur aus Deinem Briefe, daß meine nach Soest adressirte Epistel ihn dort nicht verfehlt hat. Es fehlt nur noch, daß auch dieser Redliche den Kelch des Flüchtlingsthums schlürfen muß. Am Ende nehmt Ihr noch Alle die Stiefel auf den Buckel, und tretet das Wasser bis nach Amerika. Dort ist freilich auch nicht Alles Gold was glänzt; doch vollkommen ist auf der verrückten Kugel ja eben Nichts. Mit dieser Wahrheit (und nebenbei im Augenblick auch mit Heine's Romanzero) tröste ich mich auch in England. —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 30. Dec. 1851.

Diese Zeilen, hoffe ich, werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen, und ich rufe Dir bei diesem Anlasse diesmal ein mehr als gewöhnlich ernst gemeintes: „Glück auf!" zu. Möge der Schritt, den Du vor hast, Dir in jeder Hinsicht zum Heile gereichen, das ist mein herzlicher und aufrichtiger Wunsch!

Deine Nachrichten über Soest, über die rothbelaubte Haar ꝛc. habe ich

gern und mit Dank gelesen. Wenn ich so von Deinen Streifzügen durch meine alten Gebiete lese, so beschleicht es mich wirklich manchmal wie Heimweh. Namentlich beneide ich Dich um Deine Besuche im Lippischen. Ich möchte wohl einmal mit Dir, still und unbemerkt, mein altes Detmold durchwandern und Dir alle die Plätze meiner Kindheit zeigen. Je älter man wird und je weiter man von der Heimat verschlagen wird, um so öfter und inniger denkt man an Alles zurück, was nie mehr wiederkommt.

Ueber mich und meine Familie ist wenig zu berichten. Gesund sind wir im Augenblick Alle, Gottlob und unberufen! Der Keuchhusten ist von den Kindern glücklich überstanden. Am Weihnachtsabend hatten wir ein hübsches Bäumchen mit allem üblichen Zubehör von Lichtern und Spielsachen — es war eine stille, trauliche Feier, die mich zwar etwas weich stimmte, bei der ich aber doch im Grunde meines Herzens froh und glücklich und dankbar war. Und konnte ich es denn nicht auch sein? Meine Kinder frisch und jubelnd, meine Frau heiter und wohl, ich selbst frei, frei, frei! —

Vorige Weihnachten brachten wir, mit Dir und Koester, bei Härings-salat und Geisenheimer vergnügt zu. Wir haben uns des Abends diesmal gern und in Treue erinnert.

Mit meiner englischen Anthologie, deren Zusammenstellung mir wirklich Freude macht, und die ein gutes Buch werden wird, bin ich jetzt bald fertig. Auch die Muse stellt sich vor und nach wieder ein, und wenn ich reich genug bin, abermals Selbstverleger zu werden, kann ich nächsten Sommer hoffentlich wieder ein Heftchen publiciren.

Sonst habe ich noch nichts Festes hier gefunden. Man wollte mich neulich, nach Lord Palmerston's Entlassung, zum Minister des Auswärtigen machen: ich lehnte jedoch ab, und wir wollen nun sehen, wie sich der arme Granville zurecht finden wird. Es wird jedenfalls im nächsten Jahre ein schöner Bottich voll Politik zusammengebraut, und über das arme Europa ausgegossen werden. Mich soll wundern, wie England sich in den bevor-stehenden Conflicten, zu denen es mit seiner nächsten Handelskrise wesentlich beisteuern wird, stellt und verhält. —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London 1. 2. 52.
10 Uhr Abends, wo Du wahrscheinlich im Ludwig des edeln Gerstensaftes genießest.

Es hat fast einen ganzen Monat angestanden, ehe ich Deinen wirklich herzlichen und freundschaftlichen letzten Brief beantworte. Nimm vor allen Dingen meinen besten Dank für alle guten Wünsche für meine und der

Meinigen Zukunft! Ich weiß, wie treu und ehrlich Du es meinst, und schüttele Dir von Herzen die zum Segen über mich ausgestreckte Rechte!

Ueber mich und unser Leben hier läßt sich wenig sagen. Ich grüne und blühe, wie immer, und bin der Düsseldorfer Freunde in Treue gedenkend! — Neulich war ich wegen Wölfchens sehr in Sorge, es trat aber ein günstiger Wendepunkt in der Krankheit ein, und der Junge ist jetzt, Gottlob und unberufen, wieder ganz gesund, ißt und trinkt tüchtig (wird sogar fett davon) und überrascht uns nicht selten mit tiefsinnigen Bemerkungen, die beweisen, daß sein Geist mit dem Körper Schritt hält. So gestern mit der folgenden (aus dem Gebiete der praktischen Philanthropie): „Mama, ist es Sünde, wenn man einem Juden den Hals abschneidet?" Und vor einigen Tagen beim Essen: „Menschen kommen in den Himmel — Kartoffeln in's Bäuchelchen — mein Bäuchelchen ist den Kartoffeln ihr Himmel!" Eine barbarische Theologie! Die auch insofern Sinn hat, als ja nur die guten Menschen in den Himmel und die guten Kartoffeln in die elysischen Gefilde des Bauches zugelassen werden. Die mit schwarzen Augen ꝛc. ꝛc. können lange warten!

Käthe, Louise und Otto wachsen und gedeihen, daß es eine Lust ist, und meine Frau hält sich in allen Wirren und aller Last, die die liebe kleine Heerde bereitet, tapfer und aufrecht. Möge Alles so gut fortgehen! In der still umfriedeten Häuslichkeit findet man den besten, den einzigen Ersatz für alles Andere!

Das Erbieten, welches Du mir im Namen des Barmer Freundeskreises machst, hat mich innig erfreut und gerührt. Ich danke Euch Allen herzlich. Sonst keine Worte — die verlangt Ihr nicht! Geht Noth an Mann, so werde ich nicht erröthen, mich Freunden anzuvertrauen, und mich durch Freunde verpflichten zu lassen. Im Augenblick ist es aber nicht nöthig. Ich habe noch einige Einnahmen vor mir in nächster Zeit, und denke überhaupt, daß es mir, wenn ich gesund bleibe, gelingen wird, mich mit eigenen Fäusten durchzuboxen. Mit dem Gewinn einer Stellung sieht es freilich mißlich aus. Ich stoße auf mehr Schwierigkeiten, als ich Dir beschreiben kann. Doch thut Alles nichts, wenn ich mit den Meinigen gesund bleibe, und wenn mir die poetische Ader (die eben jetzt sehr ergiebig und anmuthig springt), nicht trocken wird. Noch einmal: Dank, herzlichen Dank! Euer ungesuchtes, gut und freundschaftlich gemeintes Erbieten soll mir wie ein Schatz sein, den man sich wohl hütet anzugreifen, der aber doch für alle möglichen Fälle ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit giebt!

Amen, Selah, und Deine Hand, alter treuer Freund und Commerzienrath! Ich ernenne Dich hiermit zu meinem geheimen (wirklichen) Commerzien-

rathe! Wie ich in meinem letzten Briefe sagte: Stolz und Blume der Handelsräthe! —

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
6. Juni 52.

Wie ich höre, bist Du in London, und es würde mir eine herzliche Freude sein, wenn ich Dich begrüßen, und bei einer Flasche Ale „Should auld acquaintance be forgot" mit Dir anstimmen könnte. Seit wir unsern Freund in Pforzheim besuchten und seit mein Hund Strolch (er hat inzwischen das Zeitliche gesegnet und schlummert sanft in seiner heimathlichen rothen Erde) Deine Hausgenossenschaft terrorisirte, sind unsere Bahnen himmelweit auseinander gegangen: wir müssen uns also billig freuen, daß sie, wenigstens körperlich, sich wieder einmal berühren, und dürfen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, uns im Vorüberfluge die Hand zu reichen und zu sehen, ob wir im innersten Kern „for a' that and a' that" nicht doch die Alten geblieben sind. So meine ich wenigstens, und auch Du, hoffe ich, wirst auf dem neutralen Boden Alt-Englands keinen Anstand nehmen, das milde Licht Deines Wandelsterns in meine (sonst allerdings compromittirende) revolutionäre Kometennähe zu bringen.

Auch meiner Frau würde es eine große Freude sein, Dich bei uns zu sehen und Dir unsre rising generation (zwei Buben und zwei Mädchen) zu segnender Handauflegung vorzustellen.

Also komm' einmal heraus, schreib' mir aber einen Tag vorher, daß Du mich sicher triffst.

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
Monday, 14. 6. 52.

Dein Couvert mit den zwei Tickets zu „Kabale und Liebe" ist mir vorgestern ein Beweis gewesen, daß Du mein neuliches Billet richtig empfangen hast. Ich habe es freudig willkommen geheißen, und unter der Voraussetzung, daß es der einstweilige Vorläufer Deiner baldigen, persönlichen oder schriftlichen Beantwortung meiner Zeilen sein sollte, keinen Anstand genommen, von den Tickets dankbarlichst Gebrauch zu machen. Solltest Du gelegentlich noch über Tickets zu verfügen haben, so bitte ich, mich nicht zu vergessen. Ich revanchire mich durch Correspondenzen in Cotta's Instituten.

Kurz vor der Eröffnung Eurer Gnadenpforte vorgestern Abend sah ich

Dich aus der Nebenthür auf die Straße treten und die Richtung nach St. James' Square einschlagen. Ich freute mich Deiner wohlbefrackten, glattshavirten, würdevollen Persönlichkeit, wurde aber durch das Gedränge und die Rücksicht auf meine Begleiterin abgehalten, Dir nachzuspringen und meine Complimente zu machen. Hoffentlich gibst Du mir bald Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Hast Du vielleicht nächsten Sonntag frei, und willst den Tag bei mir zubringen? Oder scheint es Dir räthlicher, mich Nachts zu besuchen, à la Nicodemus? Ich bin jederzeit für Dich zu Hause, und glaube, daß Auld Lang Syne und Literatur (ich revidire eben eine Anthologie aus den englischen Dichtern, welche ich während des vorigen Winters für Stuttgarter Verlag zusammengestellt habe, und bin außerdem mit einem auf die englische Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts Bezug habenden Werke beschäftigt) uns Unterhaltungsstoff genug bieten werden, ohne daß wir nöthig hätten, uns über Politik zu zanken. Ich bin überhaupt affabler, als Du vielleicht denkst. Bin überdieß Besitzer zweier Frackröcke und kann gelegentlich selbst so tief sinken, daß ich mich zweimal des Tags rasire.

Für heute denn Adieu, „Du reines Hermelin der alten Schule!"

Ganz Dein

F. Freiligrath.

* * *

An denselben.

Beim Herannahen des Schlusses Eurer Vorstellungen und Deiner Abreise statte ich Dir noch einmal meinen herzlichen Dank für Deine wiederholte freundliche Aufmerksamkeit ab.

Sollte ich Dich nicht mehr sehen (ich gebe den Gedanken an Deinen Besuch nachgerade auf und will Dich durch eine wiederholte Einladung nicht uneasy machen), so ruf' ich Dir hiermit ein gut gemeintes Lebewohl zu, und bitte um Dein freundliches Andenken. Grüße die Freunde, die des verlorenen Sohnes und räudigen Schafes noch gedenken (ich habe zunächst Buchner's, Felsing's, Rodnagel's, Tenner und seinen Schnurrbart im Sinn), und ruhe aus am Gestade des Darms von den Mühen und auf den Lorbeern dieser Londoner Sommer-Campagne.

Always truly yours

Monday Evening. F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London,
19. Juni 1852.

Wir haben uns alle herzlich gefreut, von Deiner glücklichen Heimkehr

zu hören, und danken für die Besorgung unserer verschiedenen Aufträge. — Vor allen Dingen muß ich Dir jetzt mittheilen, daß ich eine Stelle gefunden habe, und zwar bei Herrn Oxford! Am 16. d. M. Abends empfing ich ein Billet unseres Freundes Sigismund Hannibal (NB. mit dem Familiennamen Goldregen), worin er mir mittheilt, daß Oxford — der eben auf Helgoland ist — ihm geschrieben habe, daß, wenn ich noch zu ihm kommen wolle, er gern bereit sei, mir £ 200 zu geben. Ich habe dies Erbieten, das doch immer von Vertrauen zu mir und dem wirklichen Wunsche, mich zu gewinnen, Zeugniß ablegt (um so mehr, als ich mich gar nicht weiter um den Platz bemüht hatte), nicht von der Hand weisen zu dürfen geglaubt, sondern es am Morgen des 17. (meines Geburtstages) dankbarlichst acceptirt. Sigismund Hannibal tanzte zur Bekräftigung der Sache ein graziöses Pas de deux mit mir durch sein staunendes Comptoir, und nachdem ich mich von der Anstrengung dieser Ceremonie einigermaßen erholt hatte, schrieb ich sofort (mit einer Goldfeder) eine schwungvolle Epistel nach Helgoland, die — mit Goldsand gesandelt, mit Goldlack gesiegelt und mit güldenem Pittschaft pitschirt — der Tebel hol mer — nicht verfehlen wird, einen güldenen Eindruck zu machen. So ist die Sache denn fest. Ende Juli trete ich ein. Ueber die bei meinem Eintritt stattfindenden Festlichkeiten wirst Du später in den Zeitungen lesen. Es wird schon jetzt Allerlei gemunkelt. Die Eisenbahn wird — wie es heißt — ihre sämmtlichen Bahnhöfe zwischen Hackney und Fenchurchstreet (wie auch nicht minder die Locomotiven ꝛc. ꝛc.) feierlich bekränzen; beim Aussteigen in der Stadt werde ich vom Lord Mayor und sämmtlichen Aldermen solenne empfangen; sodann Procession zum Comptoir; Uebergabe meines (selbstredend auch bekränzten) Pultes und Schreibstuhls; Tanz auf Bury Court; grandioses Diner in London Tavern, wobei der alte Huth präsidirt; Ball, den ich mit der Königin zu eröffnen geruhen werde; zum Schluß allgemeiner Goldregen, und Vertilgung einiger Ox- (nicht förde) sondern: höfte besten Danziger Goldwassers.

Schwerenoth, wie begeistert meine Goldfeder mit all den Herrlichkeiten über's Papier tanzt! Ich muß wirklich einen ordinären Gänsekiel nehmen, wenn ich wieder in das Fahrwasser der schlichten Bürgerlichkeit einlenken will!

Also gesetzt und vernünftig zu reden! Die Stelle ist nicht brillant, aber sie sichert mich doch gegen schlimme Zufälligkeiten, und gewährt mir und den Meinigen eine anständige, wenn auch bescheidene Existenz. Zudem ist sie in vieler Hinsicht angenehmer, als eine Situation in einem größeren Hause, wo die Menge der Commis Reibungen und Rivalitäten hervorruft, und wo der Einzelne, dem Prinzipal gegenüber, immer in einer mehr oder weniger verzwickten Lage sich befindet. Dies ist in einem kleineren

Hause, und namentlich auch bei Oxford, nicht der Fall. Ich werde dort erster Commis sein (außer mir sind nur noch zwei junge Leute da) und es scheint mir fast, als wenn ich von O. nur deshalb (und zwar mit freiwilliger Salairerhöhung) gewählt worden sei, weil er in mir einen Mann zu finden hofft, auf den er sich ganz verlassen kann und der ihn, wenn er auf Reisen ist u. dgl., zu vertreten die nöthigen Eigenschaften besitzt. Dies läßt mich auch nicht ohne Grund erwarten, daß die Stellung, wenn O. in mir findet, was er braucht, nach einiger Zeit selbst noch besser honorirt werden kann. O. ist ein sehr reicher Mann (wie ich seitdem in Erfahrung brachte), und soll außerdem in hohem Grade rechtlich sein und liebenswürdig. Ich werde mit Eifer und Thätigkeit an's Werk gehen, und keine Chance, die mir das Geschäft etwa bieten möchte, unbenutzt lassen. Uebrigens — um Alles zu erwähnen — bin ich zunächst für deutsche und französische Correspondenz und Buchführung engagirt. Das Geschäft ist einfach und ruhig. Oxford macht nur in Einem Artikel: Ostindische Foulards, soll darin aber das erste Haus in London sein.

Soviel hiervon! Eine Correspondentenstelle bei August Boelling wäre mir freilich noch lieber: da ich aber leider nicht in Barmen sein kann, so muß ich wohl einstweilen in London mich noch tummeln. Halte mich aber dem Freunde August für meine alten Tage bestens recommandirt! Eine Stelle mit möglichst geringer Arbeit und möglichst hohem Salair würde mich als Geschenk zu meinem 55. Geburtstage (dann bin ich ja längst wieder drüben!) ganz angenehm überraschen. —

* * *

An F. A. Brockhaus' Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

London, 9. Juli 1852.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich mich erst durch Ihre freundliche Mahnung vom 3. d. M. bestimmen lasse, Ihrer Aufforderung vom 5. Juni zu entsprechen. Verschiedene Abhaltungen, deren Beseitigung nicht in meiner Macht stand, tragen die Schuld des Verzugs. Ohne dieselben würde ich Ihre Erlaubniß, zu dem mich betreffenden Artikel in der vorigen Auflage des Conversations-Lexicons Zusätze (und eventuell Berichtigungen) für die neue liefern zu dürfen, schon eher auf's Dankbarste benutzt haben.

Der frühere Artikel führt mein Leben bis zum Jahre 1843/44, und meldet Fakten und Jahreszahlen mit aller mir nur wünschenswerthen Genauigkeit. Doch scheint er mir, namentlich in Bezug auf meine erste Entwicklung, fast zu sehr bloßer Umriß, und ich würde mich freuen, wenn

die neue Bearbeitung Raum für ein paar Bemerkungen finden könnte, die, wie kurz und flüchtig auch gegeben, dennoch gleich dazu dienen würden, das nackte Gerippe zu füllen und zu bekleiden. Dazu gehört vor Allem, daß mein Vater — ein braver, in seinem Fache äußerst tüchtiger, von seinen Mitbürgern allgemein geliebter und geachteter Mann — die ersten dichterischen Versuche des Knaben (sie begannen mit dem achten Lebensjahre) freudig begrüßte; daß er aber nicht nur etwaige Anlagen zu erkennen und zu fördern verstand, sondern auch durch Wort und Beispiel dem Charakter die Richtung auf's Ernste und Ehrenhafte zu geben wußte. Ferner: daß unter den Lehrern des Detmolder Gymnasiums hauptsächlich Falkmann (der bekannte Stylistiker) bleibenden Einfluß auf mich ausübte; daß neben ihm Archivrath Clostermeier (Verfasser des Werkes „Wo Hermann den Varus schlug") lebhaften und thätigen Antheil an meinem Studiengange nahm; daß Chamisso und Schwab es waren, die mich durch anregenden Briefwechsel mit meiner Amsterdamer Einsamkeit aussöhnten; daß ich von Barmen aus mit Immermann und seinem Kreise rege Beziehungen unterhielt, daß ich, Barmen verlassend, zunächst an's Siebengebirge ging, dort meine jetzige Frau kennen lernte (eine geborne Weimaranerin, deren Kinderspielen mit seinen Enkeln Goethe noch gelächelt), den eingestürzten Rolandsbogen wieder aufbaute, und mich dann erst nach Darmstadt und später nach St. Goar wandte; daß endlich Alexander von Humboldt, ohne mein Zuthun durch den Kanzler von Müller dazu veranlaßt, mir den bekannten Jahrgehalt vom König von Preußen auswirkte.

Dies, geehrter Herr, wären etwa die Specialien, die der Artikel, soweit er mein Leben bereits behandelt, nachtragen könnte. Für die spätere Zeit bin ich so frei, die nachstehenden Andeutungen zu geben. Meine Sammlung politischer Gedichte „Ein Glaubensbekenntniß" erschien im Oktober 1844, nachdem ich meine preußische Pension bereits seit Beginn des nämlichen Jahrs nicht mehr erhoben und sie kurz vor Ausgabe des Buches, vermittelst eines Briefes an den Minister Eichhorn, förmlich in die Hände des Königs zurückgelegt hatte. Verfolgung voraussehend, ging ich nach Belgien, und verließ Brüssel eben zeitig genug, um einer auf preußische Requisition angeordneten Verhaftung zu entgehen. Ich lebte darauf in der Schweiz, theils bei Rapperswyl am oberen Züricher See, theils in Zürich, besorgte dort eine neue Ausgabe meiner Uebersetzung Victor Hugo'scher Poesien (Frankfurt, 1845), veröffentlichte einen Band Uebersetzungen „Englische Gedichte aus neuerer Zeit" (Stuttgart, 1846), ließ nach den Leipziger Augustereignissen 1845 ein Blatt „Leipzigs Todten" (Bellevue, 1845) fliegen, und trat schließlich mit einem Liederhefte „Ça ira" (Herisau, 1846) offen als Herold und Prophet der Revolution

auf. Das Wohl meiner wachsenden Familie erwägend, begab ich mich alsdann (Juli 1846) nach England, wo ich hoffen durfte (und wo es mir gelang), mich von den Zufälligkeiten einer bloß auf literarische Einnahmen basirten Existenz zu emancipiren und mir, für die Dauer meines Exils, eine sichere bürgerliche Stellung mit meinen merkantilischen Kenntnissen zu erobern. Das später im 2ten Hefte meiner „Neueren pol. und soc. Gedichte" (Düsseldorf, 1851) abgedruckte Lied „Nach England" ist der Ausdruck meines damaligen Wollens und Thuns. Dieses Lied, dann das im weitesten Kreise bekannt gewordene Gedicht „Irland", Uebersetzungen der socialen Poesien von Thomas Hood und Barry Cornwall („Die Seufzerbrücke", „Das Lied vom Hemde" u. A.) waren die dichterischen Resultate meines Londoner Aufenthalts um jene Zeit, denen bald wildere und leidenschaftlichere Klänge folgen sollten. Das Frühjahr 1848 rief mich nach Deutschland zurück; jedoch nur, um die von vornherein verpfuschte „Revolution" zu denunciren, nach bester Einsicht vor der täglich mehr hereinbrechenden Reaction zu warnen, und mich zuletzt durch den dreisten Trompetenstoß „Die Todten an die Lebenden" in's Gefängniß zu bringen. Nach meiner Freisprechung vor den Düsseldorfer Assisen am 3. Okt. 1848 lud mich Karl Marx in Cöln zur Theilnahme an der von ihm gegründeten „Neuen Rheinischen Zeitung" ein. Ich folgte seinem Rufe, war den bewegten Herbst und Winter über Mitredakteur des Blattes, und hatte im Mai des folgenden Jahres 1849 das „Abschiedswort der N. Rhein. Zeitung" zu singen. Seitdem lebte ich noch zwei Jahre abwechselnd in Cöln und in Düsseldorf, gab unter dem Titel „Zwischen den Garben" (Stuttgart, 1849) eine Nachlese zu meinen ältern Gedichten heraus, vollendete eine schon zu Amsterdam begonnene Uebersetzung von Shakespeare's „Venus und Adonis" (Düsseldorf, 1849), und stellte meine „Neueren politischen und socialen Gedichte" in zwei Heften (Düsseldorf, 1849 und 1851) zusammen. In diesen und ähnlichen Beschäftigungen wurde ich plötzlich (Sept. 1850) durch eine ebenso gehässige als unberechtigte Verfolgung der preußischen Regierung unterbrochen. Man stellte mein längst (1827) erworbenes preußisches Staatsbürgerrecht in Frage; ich sollte — mit einer Familie von vier kleinen Kindern, meine Frau eben in den Wochen — Düsseldorf und den preußischen Staat unverzüglich verlassen. Ich fügte mich diesem Ansinnen natürlich nicht; ich ließ es im Gegentheil auf einen, nicht erwarteten, Widerstand der zähesten Art stoßen, und hatte endlich, nach einem hartnäckigen Kampfe von acht Monaten, die Genugthuung, meine Gegner durch alle Instanzen gründlich geschlagen, mein bestrittenes preußisches Indigenat anerkannt und das Bürgerrecht der Stadt Düsseldorf mir verliehen zu sehen. Uebrigens ließ ich diese Wendung nur eintreten, um — nun, wo ich bleiben konnte, freiwillig zu ziehen. Ich hatte

den ganzen Streit zuletzt nur des Princips, nicht des Gegenstandes willen geführt; ich sah voraus, daß mir die Früchte meines Siegs sehr bald durch neue Widrigkeiten würden verkümmert werden, und trug in keiner Weise Verlangen, Zeit und Kraft und Stimmung fortwährend in so schnödem kleinen Kriege drauf gehen zu lassen. So entschloß ich mich denn, mit der Durchsetzung meines Rechts zufrieden, abermals zur Auswanderung, und lebe (seit Mai v. J.) wieder in London. Meine äußere Stellung ist, wie früher, die eines Correspondenten in einem achtbaren Handlungshause, die „Abendfeierstunde" gibt mich der Poesie und meinen Studien, und manches im Laufe dieses Jahrs Begonnene reift seiner Vollendung allmälig entgegen; an der Revolution halte ich zuversichtlich fest, ohne es deßwegen für nöthig zu finden, mich der Selbstüberhebungen, Marktschreiereien und Händel der hiesigen deutschen Emigration mitschuldig zu machen; ein sehr glückliches Familienleben, das ich mir in allen äußern und innern Stürmen zu begründen und zu bewahren wußte, hält mich für vieles mir sonst Verlorengegangene schadlos.

Mein Exil, darf ich hier übrigens nicht unerwähnt lassen, ist inzwischen aus einem freiwilligen sehr bald wieder ein unfreiwilliges geworden. Nach den ersten Monaten meines Hierseins (im August 1851) hielt Preußen es plötzlich für gerathen, mich zwiefach steckbrieflich verfolgen zu lassen: durch das Düsseldorfer Parket wegen der „Neueren polit. und socialen Gedichte"; durch das Cölner wegen behaupteter Theilnahme an einem imaginairen Complott!

Hiermit, hochgeehrter Herr, ist mein Bericht zu Ende. Ich glaube nichts Wesentliches vergessen zu haben und drücke schließlich nur noch den Wunsch aus, daß meine Mittheilungen, offen und vertrauensvoll wie ich sie gebe, so auch mit Wohlwollen benutzt werden mögen. Ich konnte natürlich nur Fakten beibringen: meine Poesie und mein Antheil an den politischen Bewegungen der letzten Jahre liegen am Tage, und das Urtheil darüber steht bei Andern, steht in letzter Instanz beim Volke. Mir selbst geziemt es hier nicht, das Wort darüber zu ergreifen.

Nur Eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: über die Fabel von meiner sog. „Conversion" durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionairen Presse des Jahres 1844 erfundene und geschäftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmäht, auch nur eine Sylbe dagegen zu schreiben, da der Mythus aber in jüngster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versäumen zu dürfen, um der möglichen Wiederholung eines groben Irrthums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Bekehrung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht

vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei Allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschlüsse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das „Bis ich Alles wußte" in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein construiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionair; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Societät. Nachdem ich mich einmal um die Politik des Tages zu bekümmern angefangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit acht Jahren mit unerschütterlicher Consequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, die liberalen (jetzt meist zu Kreuz gekrochenen) Zurechtweiser und Bespöttler meiner Uebergangszeit weit hinter mir lassend, gegangen bin. Ich wiederhole es: Resultate wie diese pflegen nicht aus den zufälligen Impulsen eines geselligen Abends hervorzugehen; bei einer Natur wie die meinige können sie es nicht. Es würde mich schmerzen, wenn die neue Auflage des Conv.-Lex. die Sache anders auffassen, wenn sie, meiner ehrlichen Versicherung zuwider, einem reaktionairen Mährchen weitere Verbreitung geben wollte.

P. S. Vielleicht kann ich auch noch erwähnen, daß eine Reihe meiner Gedichte von verschiedenen Uebersetzern (Engländern wie Amerikanern) in's Englische übersetzt worden ist. Auch, aber in kleinerer Anzahl, in's Französische und Holländische.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 7. August 1852.

Ich habe diesmal nur für wenige Zeilen Zeit. Dein Brief an den Fuhrmann[1]) ist richtig eingetroffen, und spreche ich Dir in dessen Beantwortung

[1]) Um das Öffnen der Briefe zu vermeiden und zugleich um den Freunden Unannehmlichkeiten zu ersparen, erhielt Freiligrath damals Nachricht unter der Adresse: Mr. Fuhrmann. Der kleine Wolfgang nämlich nannte sich immer einen Fuhrmann.

zunächst unser Aller Bedauern über Deinen Unfall aus. Bei alledem kannst Du von Glück sagen, daß die Sache nicht schlimmer kam. Du hättest statt des Nagels den Fuß — das Bein — den ganzen Kerl verlieren können! d. h. den letzteren hätten wir — die Welt, der Commerz und Deine Freunde — verloren; wir hätten Dir aus dem mörderischen Blocke einen Sarg zimmern lassen und auf Deinen Grabstein geschrieben: „Erblockt! Im Berufe gestorben!" — Nun, laß Dir die Sache zur Lehre gereichen, lieber Sohn; hüte Dich vor weitern Blockattentaten, verhänge über Dein Magazin den Belagerungszustand, und spieße Dich auch nicht gelegentlich in eins Deiner eignen Kuh- und Bullenhörner! Daß Du jetzt auf's Comptoir fährst, wird übrigens Deinem Credit nur förderlich sein. Die Leute meinen, das Geschäft erlaubte das schon; Du wärst allbereits zu vornehm zum Gehen geworden. Uebrigens Spaß bei Seite: — Ich wünsche von Herzen, daß Du bei Eintreffen dieser Epistel ganz wieder auf und in dem Strumpfe sein mögest! „Vorgeeilt auf rüst'gen Füßen!" — NB. Ein Vortheil bleibt es doch immer, daß Du hinfüro beim Nägelabschneiden einen Nagel weniger zu besorgen hast.

Danke für alle Nachrichten! Die abermalige Hinausschiebung des Cölner Processes ist eine infame Bosheit! Man will die Leute, deren gewisse Freisprechung man voraussieht, so lange brummen lassen, wie nur irgend möglich! Daher die (jedenfalls fingirte) Erkrankung des Polizeiraths Sch., da man sonst durchaus keinen Vorwand hatte, die Assisen zu vertagen und somit die Vorhaft zu verlängern.

Ich bin seit Montag in's gelobte Land eingezogen, wo Schweiß und Dinte fleußt, wo man Pfunde, Schillinge und Pence in Reales de Vallon, Mille Reis, Lire, Francs und Mark Banco verwandelt, Corahs und Bandanahs an alle Nasen der Welt verschickt, hohe und niedrige „Commischon" berechnet, und wo Journal und Hauptbuch mein tägliches Brot sind. Eine Bowle wäre mir lieber (ohne Frage!) und die Tugend kostet allerdings Müh — „jedoch, mein Gott, was wäre sie, wenn sie nicht rechnen müßte?" Wenn alles stünde, wie es sollte, müßte ich jetzt freilich billig auf meinen Lorbeeren ausruhen können, indessen: Tu l'as voulu, George Dandin! Es wäre eselhaft, wenn ich mich beklagen wollte, zumal die Verhältnisse des Comptoirs so angenehm sind, wie ich nur wünschen kann. Zudem: es ist nöthig, und was thut man nicht gern für Weib und Kind?!

Was Du die „Recension" in der Allgemeinen Ztg. nennst, ist wohl nur die hallunkige Nebenher-Erwähnung in einer der letzten Nummern, bei Gelegenheit der Besprechung von Gedichten eines gewissen Sivers, den Du nicht mit Deinem Collegen Sievers, dem hinkenden Boten, verwechseln mußt. Es hieß da unter Anderm: meine Phantasie, unterstützt von meinem Misch-

lingsblut, habe Neger, Indianer, Mestizen wie aus dem Boden gestampft; übrigens habe ich nie erlebt, was ich gesungen, sei selbst niemals auf ein Pferd gekommen, während ich doch das Bäumen eines Rosses ꝛc. mit wollüstigem Behagen geschildert habe. — Was läßt sich gegen solche Narrheiten sagen? Ich bin von meinem 15—21 Jahre leidenschaftlicher Reiter gewesen, und meine Eltern, Großeltern und sämmtliche „Ahnen" würden sich nicht wenig verwundern, wenn sie von meinem „Mischlingsblut" läsen. Jetzt, wo ich fern bin, hat das Pack meiner Neider wieder gewonnenes Spiel. Nächstens werden sie mich ganz zum Afrikaner machen.

Frau und Kinder sind wohl, und zu den vier bevorstehenden Geburtstagen der letzteren wird ehestens der 5te erwartet. Alles grüßt! Sei bald wieder gesund, daß der Commerz nicht Rathlos wird!

P. S. Grüße auch, o halb Erblockter, Deinen Docter!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 16. Aug. 52.

Meinen vorigen Brief an Dich schrieb ich in Bury Court zwischen Journal und Kladde, und konnte Dir also das Allerneuste nicht mittheilen. Dies war aber nicht mehr und nicht weniger als mein jüngster Sprosse, der, während ich auf dem Comptoir Buch und Pult zuklappte, 5¼ Uhr Nachmittags gesund, feist und stumpfnasig die vier Wände beschrieen hatte. Und zwar ohne Arzt und Hebamme. Samstags, den 7. August 1852.

Meine Frau war am Morgen noch in Hackney gewesen, hatte mit den beiden Aeltesten Obst und Gemüse eingekauft, und ihnen drauf einen Pudding für ihr dinner gemacht. Wir dachten uns die Sache allerdings sehr nahe, aber doch nicht so brennend nahe, und so schlenderte ich denn vom Comptoir gemüthlich per pedes nach Hause. Käthe und Wolf machten mir um halb sieben die Thür auf, und riefen jubelnd: „Der Storch hat ein baby gebracht." Ich in drei Sätzen die Treppe hinauf! Da war denn Alles in Richtigkeit! Meine Frau lächelte mir fröhlich entgegen, und der Junge lag stattlich und krebsroth neben ihr. Es ist ein famoser, kräftiger Kerl und wird wohl dem Otto nachschlagen. Der Arzt war wirklich eine halbe Stunde zu spät gekommen, doch war auch ohne ihn Alles gut von Statten gegangen. Frau Pearse, unsre gute Freundin und Nachbarin, und die schnell herbeigerufene Wochenwärterin hatten geholfen, so gut es ging, und als der dicke Mediciner endlich kam, wurde ihm der jüngste Freiligrath schon entgegengetragen. Die ersten acht Tage sind nun herum, und Alles geht so leicht und trefflich von Statten, wie wir nur wünschen können! Helfe Gott weiter, ist die gute alte Redeweise!

So viel für heute! Otto kramanzelt um meine Füße herum, Käthe bettelt um den Grimm, und Wolf will die Bilder zum gestiefelten Kater. Louischen aber steht neben mir und küßt meine Lenden.

P. S. Wolfgang fragt mich eben: Papa, soll das baby auch ein Schreiner werden? Er will nämlich selbst einer werden.

* * *

An Theodor Eichmann.

8. Bury Court Samstag, 2. 10. 52.

Auch heute nur wenige Worte, da ich erst in nächster Woche zu einigem Aufathmen zu kommen hoffe.

Dank für die mitgetheilten Zeitungsschnippel. Es ist ein Glück, daß es nicht durch Druckfehler heißt: „Schneider Freiligrath und Dichter Nothjung."

Meiner früheren Bitte um Einsendung der Köln. Zeitung für die Dauer des Processes unter Kreuzband, täglich, bitte ich Dich jetzt eingedenk zu sein. Wenn es möglich ist, so laß gleich am Montag Abend die erste Nummer abrutschen. — Adresse Fuhrmann, wenn Dir das lieber ist. Ihr seid doch sämmtlich Angsthasen.

Der Fuhrmann, will ich hier erwähnen, befindet sich mit den Seinen vortrefflich. So thut auch der liebe, lächelnde und krähende Minimus, den wir Byron und Shelley zu Ehren George Percy genannt haben, und ihn Percy rufen werden, wenn er erst auf einen Ruf hört.

Meine Englische Anthologie erscheint nun bestimmt noch im Laufe dieses Monats. Hallberger, dem sie zu stark geworden war, wollte eine ganze Abtheilung „The Sea and the Sailor" herausnehmen, wodurch der Organismus des Buches total gestört worden wäre. Die Correspondenz darüber hat viel Zeit weggenommen und zum Theil die Verspätung veranlaßt. Es ist schlimm, daß das Buch nicht mehr in dieser Reisesaison erschienen ist, dafür können es aber die Engländer in der nächsten kaufen. Auf nächste Weihnachten aber gibt es für Englisch lernende Damen kein schöneres Geschenk! Upon my word, Sir! —

Gott mit Euch, liebe Söhne! Seid brav und tugendhaft und hütet Euch vor Complotten.

Euer Schneider F. Fth.

* * *

Herrn Boelling & Eichmann.

Düsseldorf.

London, 8. Novbr. 1852.

Die jetzt schon seit vier Wochen andauernde Auction hat bisher zu wenig bestimmte Resultate geliefert, als daß wir uns hätten veranlaßt sehen

können, Ihnen und andern Freunden mit Bericht darüber aufzuwarten. Auch heute noch enthalten wir uns aller Details, glauben aber doch schon im Allgemeinen andeuten zu dürfen, daß das Ergebniß ein befriedigendes sein wird, und daß kaum ein Zweifel besteht, daß Inhaber von Büffel- und andern Hörnern sich solche in den nächsten acht Tagen gründlich werden abgelaufen haben. Die Waare fiel im Ganzen zu spitz, d. h. man hatte sie zu sehr auf die Spitze getrieben, als daß nicht bei der leisesten herzhaften Berührung Bruch hätte entstehen müssen. —

Von Mahagoniholz haben wir kürzlich verschiedene hübsche Zufuhren gehabt und hoffen, daß Sie recht bald Anlaß nehmen werden, uns wieder mit einer Ordre darin zu erfreuen. Hörner flau, Pferdeschweife angenehm, Elfenbein begehrt, Perlenmutterschalen ohne Umsatz, Schildpatt äußerst gefragt und steigend.

NB. Wären Sie nicht geneigt, uns einige Partiechen Rhein- und Moselwein, Cardinalessenz ꝛc. ꝛc. in Consignation zugehen zu lassen? Der mit Sicherheit zu erwartende günstige Ablauf der Auction (und ihrer Hörner) stellt bedeutende Heiterkeit und daraus hervorgehenden namhaftesten Consum in Aussicht.

Mit bekannter freundschaftlicher Hochachtung

stets ergebenst

pr. proc. Fuhrmann Percy & Co.

Otto Portier.

* * *

Die Scherzreden dieses Briefes beziehen sich selbstverständlich auf den damals verhandelten Kölner Prozeß.

An Heinrich Koester.

London, 12. Dez. 1852.

Lieber Freund (der Jugend und der meinige!)

Indem ich endlich dazu komme, Deinen letzten lieben Brief zu beantworten, gratulire ich Dir zuerst und vor allen Dingen auf's Herzlichste zu Deiner Verlobung. Du hast da den gescheitsten Streich gemacht, den Du machen konntest. Eine „bessere Hälfte" hat Dir längst Noth gethan, und daß Deine Wahl auf ein so liebenswürdiges und vortreffliches Wesen gefallen ist, macht Dir Ehre und mir Freude. So tritt denn, o nunmehr Hundertjähriger, noch immer nicht zu spät in den theuern Orden ein, auf daß dermaleinst eine (dann schon selbst ergrauende und dem ersten Hundert sich nähernde) Descendenz dem Zweihundertjährigen die Augen zudrücken möge! Nimm meinen besten Segen, und gestatte, daß ich (Mentor'n gleich in Allem,

sowohl an Gestalt wie an Stimme)[1] Euch hiermit gerührt und feierlich zusammenmeckere! Amen! Und gewiß mit Freuden — wie Käthe sagt. —

Viel Neues über mich und uns kann ich Dir diesmal nicht schreiben. Meine Frau hat vorige Woche an einer sehr heftigen Grippe gelitten, ist aber jetzt wieder auf der Besserung. Die Kinder sind Gottlob wohlauf und wachsen und gedeihen, daß es eine Lust ist. Der Kleinste ist ein famoser starker Kerl — ganz die Statur und Kräftigkeit des Otto, und dabei ein süßer, lächelnder Bursch, der immer kräht und fidel ist. Ich selbst bin gesund und schnurre mein Comptoir täglich so regelmäßig ab, wie ein Uhrwerk. Es sind 8—9 Stunden — nicht zu viel also, und die Arbeit ist weniger abspannend, als die eines Kinderfreundes (und Jugenderziehers). So bin ich denn meist des Abends noch aufgelegt zu geistigem Schaffen, und habe dies und das unter den Händen, was im nächsten Jahre, wie ich hoffe, successive an's Licht treten wird. Von den englischen Sonettisten des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen ich (Shakespeare inclusive) eine Uebersetzung und Auswahl beabsichtige, wirst Du Proben im Morgenblatt finden. Im Ganzen bin ich mit meiner Lage durchaus zufrieden, und würde, selbst, wenn ich es könnte, bei der politischen Lage Deutschlands im Augenblick keineswegs an eine Rückkehr denken. Dies nebenbei zur Berichtigung einer Ente, die kürzlich auf den Wassern deutscher Zeitungen herumschwamm.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 14. März 1853.

Lieber Alter, Freund und Commerzienrath!

Deine drei Briefe liegen vor mir. Ich bin diesmal in der That schändlich faul gewesen, zähle aber auf Deine gewohnte Nachsicht und Vergebung, vollends wenn ich Dir sage, daß ich im neuen Jahr (zu dem ich Dir nachträglich auch noch das beste Glück wünsche) fast immer unwohl gewesen bin. Ich hatte einen wahren Alten-Kerls-Husten, der mich Tag und Nacht mit seinen Paroxysmen heimsuchte und mich, wenn ich Abends erschöpft nach Hause kam, zu allem Briefschreiben und andern Privatarbeiten untauglich machte. Dazu kam noch gelegentliches Unwohlsein der Meinen. Jetzt geht aber Alles wieder ziemlich gut, und das Frühjahr, welches sich seit einigen Tagen mit Macht ankündigt, wird, hoffe ich, dem Reste unsrer Winterleiden wohl den Rest geben. Der Kastanienbaum vor unserm Haus treibt schon seine dicken, halb geplatzten Knospen, die Sonne scheint warm und die

[1] Hier ist eine höchst possierliche, aus einem Witzblatt ausgeschnittene Karikatur, einen Geistlichen auf der Kanzel darstellend, eingeklebt.

Hühner legen Eier. Sogar die Schwalben, will meine Frau mir weiß machen, sollen schon wieder da sein. Ich glaube es ihr noch nicht: jedenfalls aber soll die Schwalbe dieses Briefes zu Dir flattern und Dir zwischen Deinen Büffelspitzen und Mahagoniblöcken ein anmuthiges Gezwitscher veranstalten.

Viel Neues kann Dir die Briefschwalbe leider nicht vorzwitschern. Sie kommt nicht so weit her, wie jene andern Schwalben im „Schwalbenmährchen," wenn allerdings auch der, der sie schickt, ein „träger Kaftanträger" ist. Käme sie von Süden hergeflogen: über die Lombardei, über die Donau, so wüßte sie vielleicht Etwas zu erzählen! Eine trübe, traurige Geschichte freilich! Aber so kündigen sich Erdbeben an! So bereiten sie sich vor! Der Boden wird zeitig genug wieder auseinander krachen! — — —

Die Schwalbe ist nun fertig. Sie zwitschert Dir nur noch viele freundliche Grüße von meiner Frau und meinen Kindern, und bittet Dich schließlich, bald eine Gegenschwalbe zwitschern zu lassen, und dann auch zu sagen, wann Du in diesem Jahre Deine Reise hierher vor hast. Ich freue mich von Herzen Dir wieder ein Mal die Hand drücken zu können. Nochmals Adieu, altes Haus!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. März 1853.

Vor allen Dingen und aus ganzer voller Seele meinen warmen, aufrichtigen Glückwunsch! Ebenso den meiner Frau und das donnernde „Hurrah!" meiner Kinder (mit Ausnahme des annoch unvernünftigen natürlich)!

Deinen vorletzten Brief erhielt ich am Sonnabend und den letzten vorgestern. Ich wollte jenen erst gleich beantworten und Balsamworte des Trostes in Dein unruhiges Herz träufeln: eine richtige Ahnung sagte mir jedoch, daß ich mit meinem Troste zu spät kommen und Montag früh die förmliche Anzeige Deiner Verlobung auf dem Office vorfinden würde. Und so ist es denn auch geschehen; der alte Herr (er soll leben, trotz seines Royalismus!) hat sich an's Herz gegriffen und seine Tochter an das Deinige gelegt! Und da ist sie gewiß gut gebettet. Denn eine treuere, redlichere Seele, als Dich, gibt es doch nicht, alter Kerl!

Du hättest gar nichts Gescheiteres thun können, lieber Eichmann, als diesen raschen Schritt! Dein weiches liebebedürftiges Wesen sehnt sich längst nach seiner Ergänzung durch ein liebes gutes Weib! Dies hast Du jetzt gefunden und mit ihm, wie ich keinen Augenblick zweifle, das beste, reinste Glück, dessen wir überhaupt theilhaftig werden können. Deinem Leben ist jetzt ein Inhalt gefunden. Du weißt, wofür Du Dich mühst; Du weißt,

wo Du Ruhe und Frieden zu suchen hast. Du hast ein Herz und Du hast einen Heerd!

Grüße Deine Marie recht herzlich von mir und von Ida! Wir betrachten sie schon jetzt als unsre liebe Freundin, und hoffen, sie später auch persönlich kennen zu lernen. Willst Du nicht die Hochzeitsreise mit ihr nach England machen? Deine Vermählung findet doch sicher noch dies Frühjahr statt, etwa im Mai? Dann ist es selbst in England schön und warm, und Du könntest der jungen Frau schon einen Trip in's Land des Regens und der Nebel zumuthen. Ueberlege es mit ihr!

Jedenfalls laßt mich bei Zeiten wissen, wann die Hochzeit ist. Es ist das durchaus nöthig, damit ich mich mit dem Carmen nicht verspäte, welches — wie sich von selbst versteht — ein in allen Regenbogenfarben prangendes sein, und selbst Koester's berühmt gewordenes Geburtstagscarmen übertreffen wird. So wärst Du denn wirklich glücklich unter der Haube, alter Freund! Ebenso Koester! Nur noch Boelling und Scheller fehlen aus unserm Düsseldorfer Kreise. Aber wer weiß, ob nicht auch die Hauben schon in der Luft schweben, die bestimmt sind ihnen auf's Haupt zu fallen. Möge ihnen Dein Beispiel ermunternd vorleuchten!

Und nun für heute Adieu, alter Freund, Bräutrich (wie man in Schlesien nach der Analogie von Ente — Entrich, für Bräutigam sagt), und laß, wenn Dein Glück und Deine neuen Pflichten Dir Zeit lassen, recht bald wieder von Dir hören!

„Leb' wohl!" brauch' ich Dir kaum zu wünschen. Du sitzest jetzt dem Wohlleben im Schooße und lächelst auf uns Junggesellen und bereits zehnjährige Ehekrüppel mit Bräutrichsbehagen bedauernd herab. Gott segne Dir Dein Glück, lieber, treuer Freund!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. April 1853.

— Vor allen Dingen drücke ich Dir nochmals meine aufrichtige Freundestheilnahme an Allem aus, was Du mir über Dein glückliches Verhältniß schreibst, das Dir, deß bin ich sicher, je länger je mehr reines und ächtes Glück bringen wird. Rüste jetzt nur mit Macht zur Hochzeit, damit ich nächstens singen und sagen kann wie folgt:

Auf und stimmt die Büffelhörner!
Cimbaln, Flöten und so ferner,
Stimmt sie feierlich und hehr!

Kuchen backt und Maccaroni,
Und vom feinsten Mahagoni
Richtet einen Torus her!
u. s. w.

Ist das nicht eine anmuthvolle Weise? Und macht sie Dir nicht Lust, bald das Ganze zu hören? Das wird aber nur gewährt, wenn die Zeit gekommen ist. Darum führe sie bald herbei, alter Junge! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 10. August 53.

Tausend herzliche Glückwünsche zum Einlaufen in den Hafen der Ruhe und des stillen häuslichen Glücks, des besten, das uns hienieden blühen kann! und eben so viele Danksagungen, Dir und Deiner lieben Frau — der nunmehrigen Commerzienräthin for ever! — für Eure guten freundlichen Briefe, die mir, wie meiner Ida große Freude, zugleich aber auch, als wir von Eurer Besteigung des Rolandsecks ꝛc. ꝛc. lasen, etwas Heimweh gemacht haben. —

Gestern waren Marxens Kinder bei den meinigen. Am Abend ließ ich, ihnen zum Plaisir und nebenbei, oder vielmehr hauptsächlich zur Nachfeier Deiner Hochzeit, einen Luftballon steigen. Auf den Hackney Downs, Du kennst den grünen Platz in meiner Nähe. Die Geschichte ging vortrefflich — was ein Glück war, denn es hatte sich eine Unzahl Menschheit um uns versammelt, Kinder, Kindermädchen, Ladies and Gentlemen, die uns arg verhöhnt haben würden, wenn wir nicht reüssirt hätten. Aber, wie gesagt, es ging splendid, und die acht Flüchtlingskinder waren mit ihrem Ballon die Helden des Abends. Ein ansehnliches Regiment! und wie haben sie Hur — raaaaahhh! geschrien! Vor und nach der Auffahrt schoß ich der staunenden Versammlung aus reiner Menschenliebe und ohne Zinsen was vor, d. h. nicht aus meiner Tasche, sondern mit dem Dir bekannten Barbarenbogen. —

* * *

An Wolfgang Müller.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Oct. 53.

Ich bin eben mit dem Abschluß einer Anthologie „Dichtung und Dichter" beschäftigt, in die ich, zu meinem großen Bedauern, bis jetzt nichts von Dir aufnehmen konnte, weil diejenigen Deiner Bücher, die Zweckdienliches enthalten dürften, mir hier nicht zur Hand sind. Die Sammlung, deren Plan — soviel mir bewußt — neu ist, bringt in ihrer ersten Abtheilung

eine organisch gegliederte Reihe von Gedichten auf und über Kunst, Poesie, Sprache, Sylbenmaße u. s. w. u. s. w. — gewissermaßen eine Aesthetik und Poetik in Versen. In der zweiten Abtheilung sodann, chronologisch geordnet, eine Folge von Liedern auf deutsche Dichtung und deutsche Dichter von der frühesten Zeit bis herab bis heute: — eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem Munde der Poeten selbst! — Die dritte Abtheilung endlich befaßt sich mit den Dichtern des Auslandes, alten wie modernen.

Die erste Abtheilung ist bereits in die Presse gegangen, und kann also einstweilen (d. h. bis zu einer zu erhoffenden 2. Auflage) durch keine weiteren Zusätze bereichert werden. Könntest Du mir aber nicht dies und das für die 2. und 3. Abtheilung geben? Du hast gewiß in diese Abtheilung Passendes liegen oder gar schon drucken lassen. Bitte, vertraue es mir an, und sei im Voraus versichert, daß Du nicht in schlechte Gesellschaft kommen wirst.

Jedenfalls, wenn Du mir nicht anders dienen kannst, schick' mir eine Abschrift des Gesanges Deiner „Rheinfahrt", worin Du die rheinischen Dichter vorüberführst. Ich möchte wenigstens einzelne Portraits daraus nicht missen. Aber das muß ich Dir mit Nachdruck an's Herz legen: — ich bin eilig — eiliger als ich Dir sagen kann! Darum, was Du thun willst, das thu' bald! d. h. in acht bis höchstens zehn Tagen! Weißt Du kein Gedicht auf die Gudrun — etwa in der Art wie Vater Simrock in seinem Liede „Der Nibelungenhort" die Nibelungen tractirt hat? Desselbigen gleichen keins auf den Sängerkrieg auf der Wartburg? Ist Dir dergleichen bekannt, so leg' mir eine Abschrift bei! Du verpflichtest mich in Ponto lebenden durch solche Gefälligkeit zwiefach! Gibt nicht Grabbe in einem seiner Hohenstaufen-dramen eine Beschreibung des Wartburgkrieges? Es ist mir so, doch kann ich mich irren. Wenn es Dir möglich ist, so sieh einmal nach. Vielleicht ließe sich Gebrauch davon machen.

* * *

An Wolfgang Müller.

London, 14. Dec. 53.

Deine rasche und freundliche Gewährung meiner Bitte hätte einen früheren Dank verdient: ich bin aber in diesen letzten Monaten mehr ein Lastpferd denn ein Mensch gewesen und zähle darum auf Deine Nachsicht! Von Deinen poetischen Mittheilungen habe ich zwei benutzt: „Die Wunderblume", ein capitales Gedicht, das für die Stelle des Buches, an der es steht, wie gemacht scheint, und die Strophen auf Goethe aus der „Rheinfahrt". Auf Frauenlob hatte ich schon zwei Gedichte (von Simrock und der Stolterfoth), und ebenso waren Platen und Immermann vertreten. Die andern schönen Sachen aber ließen sich nicht verwenden, weil ich die ganze dritte Abtheilung

(die, wie Du Dich erinnern wirst, den ausländischen Poeten gewidmet sein sollte) der Aengstlichkeit der Verleger, denen das Buch zu stark zu werden drohte, geopfert habe. Nimm nun für alle Deine Güte und Bereitwilligkeit meinen herzlichen und aufrichtigen Dank! Sei mir wegen des Nichtgenommenen nicht böse, und möge Dir das Aufgenommene in seiner neuen Umgebung neue Freude machen.

Das Buch, denke ich, ist jetzt fertig und wird — leider etwas spät für die Weihnachten — seine Reise in die Sortimentshandlungen angetreten haben. Ich werde mich freuen, wenn es Dir gefällt, und habe, damit Du es gleich in Händen hast, dem Verleger Auftrag gegeben, Dir ein Exemplar zu schicken. Sage mir aufrichtig, was Du von dem Dinge hältst, und wenn ein öffentliches freundliches Wort Deiner Ueberzeugung nicht zuwider läuft, so sprich es aus, womöglich in der Cölnischen Zeitung. Die Anlage der Sammlung ist gewiß gut und, soviel ich weiß, auch neu, was aber die Ausführung angeht, so bin ich darüber im Augenblick, nach aller Arbeit des Lesens, Auswählens, Arrangirens und zum großen Theil selbst Abschreibens, fast ohne Urtheil, und möchte drum gern von einem Kerl, der frisch an die Sache herantritt, und sonst das Zeug dazu hat, eine offene und ehrliche Meinung hören. Halte, ich bitte Dich sehr, nicht damit hinter dem Berge.

Des Wohlseins und des Wachsens Deiner Familie freue ich mich von Herzen. Auch bei mir steht Alles wohl, und meine beiden Aeltesten, obgleich sie zumeist nur Englisch sprechen, machen sogar schon deutsche Reime.

Wenn Du mir wieder schreibst, so laß' mich doch auch wissen, was die alten, mir zum Theil längst verlorenen Freunde anfangen? Siehst Du Simrock zuweilen? Genießt Hoffmann in seiner Neuwieder Verbannung noch immer seine preußische Pension? Wo liegt denn das westphälische Schloß Levin's mit den Gespensteraugen? Und Geibel ist Ordenskapitular und in den anno 1848 abgeschafften Adelsstand erhoben worden?

Die Türken haben Gottlob Prügel gekriegt. — Je mehr, desto besser! Denn dann gibt's doch wohl endlich Verwicklungen, die zu etwas führen. Es kann noch ganz hübsch kommen. Nächstens erklärt sich hoffentlich Preußen für Rußland, dann stehen im Umsehen die Franzosen am Rhein, die Russen in Berlin, und von Deutschland bleibt nur so viel übrig, um die Schlacht am Birkenbaum schlagen zu können.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 30. Dec. 53.

Mein lieber guter treuer Freund!

Tausend, tausend Dank für Deine Nachsicht mit meinem langen Schweigen!

Ich verdiene sie allerdings, denn Köster hatte vollkommen Recht, wenn er Dir sagte, daß meine Zeit augenblicklich zu sehr in Anspruch genommen sei, um meinen Freunden regelmäßig und ausführlich zu schreiben. Die Tage, und in dieser Zeit der Abschlüsse auch die Abende, vergehen mir auf dem Comptoir; dann die Zeit, welche durch den Hin- und Herweg zur Stadt täglich aufgefressen wird; dann die wenigen geselligen Bezüge, die man hat und die man doch nicht ganz und gar aufgeben darf, wenn man nicht Einsiedler werden will. Dazu gelegentlich eigenes Unwohlsein und Unwohlsein der Familie und den ganzen Sommer und Herbst Nacht für Nacht Beschäftigung mit der jetzt erschienenen Anthologie, so daß ich oft nicht wußte, und weiß, wo mir der Kopf steht. Abends bin ich müde und ab, und oft kaum im Stande, noch ein Buch in die Hand zu nehmen, geschweige denn einen Brief zu schreiben. Leidet doch selbst meine Muse unter diesem Plack! — Alles dies, lieber Eichmann, soll keine Klage sein (denn Georg Dandin hat es ja gewollt), sondern bloß eine Andeutung, wie es zugeht, daß ich oft so lange, und zwar auf wiederholte Mahnungen und wichtige Nachrichten, nichts von mir hören lasse.

Deine letzten Briefe enthalten des Traurigen und Schmerzlichen viel. Der Tod des redlichen Hasenclever hat mich erschüttert: ein großer Künstler und ein braver liebenswürdiger Mensch sind mit ihm zu Grabe getragen, und es bleibt Einem Nichts als das dumpfe Starren auf die frische Scholle und jenes krampfhafte Zucken um den Mund, wenn die Thräne in's Auge tritt und man sie, zu stolz um sie zu zeigen, in sich hineinfressen muß. Drücke Jansen die Hand für mich, und sage ihm, ich wisse, was er verloren, und ich traure mit ihm. Bitte ihn auch, der Frau Hasenclever mein und meiner Frau aufrichtiges Beileid auszusprechen. —

Der Tod hält Musterung, lieber Eichmann, der Kreis der Freunde lichtet sich und wird kleiner, die Schatten fallen länger, es wird Abend. Laß uns, die wir noch leben, darum um so fester aneinander halten! Einstweilen wollen wir dem Sensenmann noch trotzen! Wir dürfen, wir können noch nicht fort: Wir sind den Unsern noch zu nöthig. Ach, an den Grund kehrt sich der Schnitter freilich nicht!

Dies Jahr hat entsetzlich unter meinen Freunden aufgeräumt: Auch Duller, auch Schnezler (die beiden letztern ganz in meinem Alter) sind gegangen! Ich mag nicht daran denken! — —

* * *

Ausgang 1853 tritt ein neuer Freund in Freiligraths Lebenskreis, Dr. Karl Elze, damals in Dessau, später Professor in Halle; zur Erforschung

englischer Literatur machte er wiederholt Reisen nach England und Schottland, und bleibt dem Dichter fortan bis zu seinem Lebensende freundschaftlich verbunden.

An Karl Elze.

Freitag Abend, den 14. Jan. 1854.

Das wäre nun Alles ganz schön und wohl, lieber Freund, wenn ich nicht seit gestern Morgen Hausarrest hätte, und mich zur wahrscheinlichen Abfahrt ins bessere oder schlechtere Jenseits rüsten müßte. Aber so ist es leider! Campherkissen umfangen mir Hals und Wangen, blue pills und black draughts stürmen durch mein Gebein, und aus den Wasserflüssen Babylon laß' ich mir Fußbäder kochen. In dieser bußfertigen Verfassung (d. h. verhüllten Hauptes und die Beine, die enthoseten, in den erwärmten Wasserflüssen) wurde ich gestern auch durch das erste Exemplar meiner Sammlung „Dichtung und Dichter" überrascht. Es war nicht wenig erschüttert, mich so elend zu finden. — —

Also gehen Sie künftigen Montag allein zu Chapman.[1]) Sie werden sich gewiß gut unterhalten, und wenn der Campher und die Gewässer, die erwärmten, mich noch einmal retten, so treffen wir uns dann Montag über 14 Tage bei dem Anwohner des Strandes.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. April 1854.

Lieber alter Freund!

Du mußt und wirst mir nicht zürnen, daß ich wieder einmal eine lange Pause in unserer Correspondenz habe eintreten lassen. Im Januar war ich krank und mußte mich, wenn auch nur kurze Zeit, zu Hause halten. Dadurch entstand nachher vermehrte Bureau-Arbeit, vollends, da zwei Clerks (von wegen schlechter Salaire) ausgetreten sind und ihre Stellen, nach langem Hin- und Hersuchen mit untauglichen Subjecten, erst kürzlich wieder leidlich besetzt wurden. Ich hatte inzwischen doppelt und dreifach zu thun, war mehr als je verstimmt und malkontent, und bin deswegen auch in meiner Freistunde zu Nichts Rechtem für mich selbst gekommen. Freundschaftlicher Briefwechsel hat selbstredend auch darunter gelitten. Gott besser's, und sei Du vor allen Dingen mir nicht böse, alter Kerl! —

Uns, hoffe ich, wirst Du bei Deiner bevorstehenden Reise nach London die Alten finden. Was uns hier drückt und unangenehm ist, sind am Ende

[1]) Buchhändler zu London, dessen Haus Dichtern und Schriftstellern offen war.

doch nur Aeußerlichkeiten. Im Innern sind wir dieselben — uns und unsern Freunden! Der Kampf mit dem Leben macht uns oft wohl müde, aber hat uns einstweilen weder aufgerieben noch stumpf gemacht. Unsere Trompeter aber, unsere Kinder, in diesem Kampfe wachsen und gedeihen herrlich, und machen schon dadurch (ohne daß es eigentlich noch ihrer anfeuernden Schreie bedürfte) Muth und Lust, voranzuringen. Du wirst Dich freuen, wenn Du das kleine Völkchen wiedersiehst. Käthe, die jetzt tanzen lernt, und Wolf lassen mehr und mehr ein vernünftiges Wort mit sich sprechen, Wieschen und namentlich Otto sind Prachtkinder, und der kleine Percy, der Otto sehr ähnlich und ihm schon über die Schulter gewachsen ist, läuft und tobt mit den Andern um die Wette. Die kleine Heerde ist unser ganzes Glück, und solange sie gesund ist, fühlen wir uns reich und bevorzugt, trotz aller Sorge und aller Einsamkeit! —

Deine Mittheilungen über meine Anthologie „Dichtung und Dichter" sind mir sehr interessant gewesen, und ich danke herzlich dafür. Die Aufnahme, die „Dichtung und Dichter" gefunden hat, ist eine sehr günstige gewesen, und freundliche Besprechungen sind mir in Fülle bekannt geworden. Auch eine Menge anerkennender Privaturtheile (zum Theil von alten Freunden, die mir das Buch wieder zugeführt hat) sind mir zugeflogen. Im Ganzen läuft das Urtheil darauf hinaus, daß ich etwas Gutes, in der Idee etwas Neues und in der Ausführung Gelungenes gebracht habe: und vor allen Dingen, daß in dieser Sammlung über Dichter und Dichtung die Sammlerhand eines Dichters nicht verkannt werden kann. — Daß man lieber neues Eigenes von mir läse, als solch ein Sammelwerk, kann mich natürlich nur freuen: es würde jedoch eine verfluchte Hoffarth von mir sein, wenn ich deswegen, weil ich einen Namen habe, mich für eine Arbeit dieser Art zu gut halten wollte. Haben nicht Schwab, Simrock und andere Poeten gleichen Ranges ähnliche Sammlungen veranstaltet? Ich komme zur rechten Zeit auch schon mit Eigenem wieder. Eher, als über meine Beschäftigung mit solchen Sachen sollte man sich billig wundern darüber (und es zu verhindern suchen), daß ich Tag für Tag über Journal und Hauptbuch hänge, und die frischeste Kraft meines Geistes über Facturen, Coursberechnungen, Bilanzen und wie der Dreck sonst heißt, verdampfen lassen muß, eh ich mich zu dem wenden kann, was doch wohl eigentlich mein Beruf ist. Publicus hat gut reden.

Vor ein paar Nächten war ich mit dem guten Haas im Traum zusammen. Wir waren vergnügt und glücklich — daß der Freund längst bei Derendorf unter dem Rasen liegt, daß die ersten Frühlingsblumen schon aus seinem Hügel hervorsprießen, von alledem wußte der Traum nichts. Ich träume jetzt überhaupt viel von den Todten und den Entfernten — auch

der Rhein, breit und stolz und sonnenbeglänzt, fluthet oft durch meine Träume. So sah ich ihn noch vorige Nacht, im Rheingau schien's oder oberhalb Mainz, Oppenheim gegenüber. Meine Träume sind wirklich voll Heimweh's — wach und am Tag hab' ich keine Zeit dazu. — —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 1. Juni 1854.

Dir und Deiner guten Marie, in meinem und Ida's Namen, die allerherzlichsten Glückwünsche zur Ankunft des holden Töchterchens! Wir können uns Euern innern Jubel denken, und freuen uns von ganzer Seele, daß Alles so rasch und glücklich von Statten gegangen ist.

So wäre nun also das erste Absenkerchen an dem alten knorrigen Eichstamm in die Höhe geschossen! Möge das zarte schwanke Reis wachsen und gedeihen! möge es zu einem anmuthigen, graden, gesunden Bäumchen emporstreben! mögen alle, alle Wünsche, die sein junges Grün umflüstern, überreichlich in Erfüllung gehen! Gott segne das liebe junge Wesen!

Ich möchte Dich sehen, alter Kerl, wie Du der Kleinen die Cour machst, wie Du Dich bei ihr zu insinuiren suchst, wie Du sie hätschelst und verhätschelst. Aber, nicht wahr, jetzt fühlst Du erst recht, daß Du lebst, daß Du Mensch bist — mehr sogar, als da Ihr (wie glücklich sonst auch) nur noch zu zweien wart?! Zur Entwicklung aller Anlagen, die in einem Kerl schlummern, zur Entfaltung alles dessen, was er mit seinem Herzen und seinem Geiste zu prästiren vermag, gehört nothwendig, daß er Vater ist! Die Eltern verknüpfen uns mit der Vergangenheit, die Kinder mit der Zukunft! Nur mit Kindern sind wir ein Glied, ein aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberführendes, in der großen Menschheitskette; ohne Kinder nur ein loser abgesprungener Ring! Darum fühlt man sich auch erst ganz als Kerl, wenn man Kinder hat! Du wirst das selbst jetzt empfinden!

Nun, lieber Eichmann, laß Dir die Kleine bestens empfohlen sein! Erzieh' sie rechtschaffen; — wer weiß, ob sie nicht einmal meine Schwiegertochter wird?! Ich habe meinen Jungens schon von ihr gesprochen! Das soll aber eine Hochzeit sein (heut über achtzehn Jahre) und wir alten Kerle wollen dabei sagen: Das Leben ist doch schön!

Vor der Hochzeit will die Kleine freilich getauft sein, und Du hast daher vollkommen recht, erst die Kindtaufe in Aussicht zu stellen. Aber, alter Freund, was meinst Du damit, uns dazu einzuladen? Stehst Du vielleicht mit dem Hof in Verbindung und hast Wind von einer bevorstehenden Amnestie? oder mit irgend welchen Verschwörern, und weißt um einen nahen

revolutionären Ausbruch? oder kommt Ihr en famille herüber und laßt hier die heilige Handlung vollziehen? Oder wollt Ihr es machen, wie wir mit dem fast zweijährigen ungetauften Percy, und die Kleine einstweilen als Heidin heranwachsen lassen, bis Friede im Lande ist und ich wiederkehren und sie über das Taufbecken halten kann? Stehe Rede und Antwort hierüber, o Gatte und Vater, auf daß ich wisse, was in Bänken ist!

Der Cölner Männergesangverein hat uns kürzlich die Heimath recht in's Herz gesungen. Einmal sogar in meinem Hause, wovon Dir ein von Koester bei mir eingeführtes Mitglied Näheres sagen kann.

* * *

An Karl Buchner.

[London] 11. Juni 1854.

Lieber theurer Freund!

Ihren Brief vom 14. Febr. erhielt ich durch die besondere Pünktlichkeit der Gebrüder Katz gegen Mitte Aprils, und nachdem zwei weitere Monate durch's Land gegangen sind, schicke ich mich endlich an, ihn zu beantworten und Ihnen für die große Freude, die Sie mir gemacht haben, recht von Herzen zu danken. Es thut mir wohl, Sie wieder ganz zu den alten Freunden, zu den treu gebliebenen, unverlorengegangenen, zählen zu dürfen, und ich hätte Ihnen das längst gesagt, wenn ich nicht den besten, frischesten Theil des Tages, heute wie morgen, und morgen wie heute, in trockner ermüdender Berufsarbeit draufgehen lassen müßte und darnach des Abends fast immer zu abgespannt wäre, noch etwas Gescheites vorzunehmen. Dazu kam in der letzten Zeit noch allerlei häuslicher Wirrwarr: veränderte Einrichtung, Völkerwanderung aus einem Stockwerk in's andere, Bücherumstellung ꝛc. ꝛc. — Hoffentlich vergeben Sie mir dies jüngste Zaudern einiger Wochen eben so bereitwillig, wie Sie mir die vorausgegangene Schweigsamkeit vieler Jahre (namentlich der drei letzten auf Ihren freundlichen Brief vom Nov. 1850) vergeben haben. Jener Brief, daß ich es hier gleich erwähne, traf mich mitten im hitzigsten Kampfe um mein bestrittenes, preußisches Indigenat. Die rohe Gewalt hatte die Schultern an die Pfosten meines Hauses gesetzt; fast ein ganzes Jahr hindurch hatte ich mir die Stätte, auf der die Bettchen meiner Kinder standen, von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen immer auf's Neue zu erobern. Da ließ sich schlecht correspondiren. Bald darauf wanderte ich wieder aus; meine Familie folgte mir in wenigen Monaten; ein neuer Heerd wollte gegründet sein; eine Sorge, eine Mühe, eine Bestrebung drängte die andere; dann endlich wieder der Plack eines Comptoirs — ach, lieber Freund, Sie sind nicht der Einzige, dem ich in diesen Jahren einen Brief

schuldig geblieben bin, und ich wollte nur, daß Alle, die in ähnlicher Weise mit mir zu rechten haben, mich eben so nachsichtig beurtheilten, wie Sie.

Nun kann ich Ihnen aber gar nicht sagen, wie glücklich Ihre beifällige Aufnahme meiner Sammlung „Dichtung und Dichter" mich gemacht hat, und wie sehr ich mich Ihnen für Ihre unprovocirten und mir deßwegen um so wertheren Bemühungen für dieselbe verpflichtet fühle. Es sind mir verschiedene günstige Besprechungen des Buchs zu Gesicht gekommen: keine jedoch, die liebevoller, detaillirter und sachkundiger darauf einging, als die Ihrige. Ich danke Ihnen herzlich dafür! Mit Ihren Ausstellungen im Einzelnen bin ich fast überall einverstanden, wie ich denn überhaupt, gleich nachdem das Manuscript fort war, sehr wohl einsah, was und wieviel eigentlich noch fehlte, um das Buch zu einem durchaus guten zu machen, und wie Manches, hier durch Kürzen und dort durch Zusetzen, in einer zweiten Auflage zu verbessern sein würde. Da ich heute nur eilen muß, um den Brief endlich abgehen zu lassen, so beschränke ich mich hier auf diese wenigen zustimmenden Aeußerungen: Sie müssen mir aber schon erlauben, daß ich in einer meiner nächsten Episteln (denn wir werden ja jetzt wohl wieder vor und nach in den Schuß kommen) noch einmal ausführlicher auf den Gegenstand zurückkomme.

Was Sie mir über Ihr Leben und über Ihre Familie sagen, habe ich, im Gefühle unveränderter alter Freundschaft, mit warmer Theilnahme gelesen. Sie können wohl stolz und glücklich sein im Besitz so prächtig herangewachsener, Ihre schönsten Hoffnungen so herrlich erfüllender Kinder! Möge nun nur auch Ihre liebe Frau, die unveränderlich „Geschätzte", bald wieder ganz gesund und kräftig werden! Dann, sollte ich sagen, fehlt Ihnen Nichts mehr zu einem glücklichen, allweg gemüthlichen Lebensnachmittage, und Sie können Ihr Haupt, wenn es auch grau ist, dennoch hoch und freudig dem Abend entgegentragen! —

Von uns hat meine Frau der Ihrigen geschrieben. Auch wir, wie rauh uns auch das Leben inzwischen geschüttelt hat und wie wenig befriedigend auch im Ganzen unsere äußere Lage sein mag, sind glücklich in uns und unsern Kindern, die zwar zum Theil noch arge Schreihälse und Wütheriche sind, alle aber das beste Herz haben und mehr oder weniger glückliche Anlagen verrathen. Ich wollte, ich könnte Ihnen und der Ihrigen einmal unsre drei Jungens und zwei Mädchen präsentiren. Jene nenne ich jetzt nach den drei Saracenenbrüdern in Spenser's Fairy queen: — Sansfoy, Sansloy und Sansioy. Sansfoy ist Wolfgang, der geborne Skeptiker, der Nichts glaubt, als was er sieht und greifen kann; Sansloy Otto, der Alles raubt und tödtet, was ihm in den Weg kommt; Sansioy aber unser süßer (am künftigen 7. August zweijähriger) Percy, auf den der Name freilich nicht

durchaus paßt, da er meist vergnügt, ein heiteres, lachendes Blondköpfchen, ist. Ida nennt ihn deswegen auch lieber: Sansroi. Das aber, sage ich, sind wir ja Alle, zudem will es wenig sagen, da es jetzt sogar der loyalste Engländer ist.

Seit September 1851 wohnen wir unverändert im gleichem Hause: 3 Sutton Place, Hackney, London, und werden (so stabil sind wir geworden) beim Ablaufen unsrer 3jährigen Miethe im künftigen September wahrscheinlich wieder den Contract erneuern. Vielleicht ist es Ihnen aber angenehmer, mir nicht direct unter meinem Namen Briefe zuzuschicken. In diesem Fall bitte ich Sie, die Briefe in eine besondere Enveloppe zu legen und die letztere zu adressiren: Mr. Joseph Oxford, 8, Bury Court, St. Mary Axe, London. Ich erhalte dann Alles prompt und sicher.

Grüßen Sie Tenner und seinen Schnurrbart [1]), wenn Sie beiden in den Wurf kommen. Auch Professor Felsing (den Sie zwar nicht erwähnen, mit dem Sie aber doch wohl auf dem alten Fuße stehen). — Er ist mir immer ein lieber, treuer Freund gewesen, und hat mir Anhänglichkeit bewiesen, als mancher Andre meine Schwelle mied. Das sei anerkannt und bleibe unvergessen. — Duller — Rodnagel — — — die Liste ist sehr angeschwollen in den letzten Jahren! Auch Schnezler, der das Darmstädter Kleeblatt voll macht! — Sehr geschmerzt hat mich das Scheiden des guten Gustav Schwab! — Wehren wir uns, lieber Freund!

NB. Mit Künzel habe ich komische Erfahrungen gemacht, als er mit seinem Thespiskarren vor 2 Jahren hier war. „Ein andermal von seinen Thaten."

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 30. Juni 54.

Lieber Eichmann!

Deine letzten beiden Lebenszeichen habe ich erhalten, freue mich des Wohlbefindens der beiden Marien und danke Dir auf's Herzlichste für Deine Glückwünsche zu meinem leider nunmehr schon vierundvierzigsten Geburtstag! Ich habe den Tag durch das Ziehen einer Monatsbilanz verherrlicht. Vorher aber, in der Frühe, gab es Kinderjubel, Kränze, Kuchen und allerlei Gehäkeltes von Ida und Käthe; nachher aber, am Abend, grüne Erbsen und ein Glas Sherry. So waren wir vergnügt in uns und unserm Gott. Dein Brief und noch ein paar andere fliegende Boten aus Deutschland trugen das ihrige

[1]) K. G. Tenner hatte sich auf Freiligraths schelmischen Rat einen Vollbart wachsen lassen, ein für einen hessischen Staatsdiener jener Zeit höchst frevelhaftes Unterfangen.

dazu bei. Sonst hat sich natürlich kein Teufel um mich und die wichtige Festivität gekümmert; nicht einmal die Kanonen auf dem Tower sind gelöst worden.

Ich werde Anfangs nächster Woche auf 14 Tage, also bis Mitte Juli ungefähr, eine kleine Erholungstour antreten. Nach dieser Zeit, bis Ende Juli, wird eine andere Säule des Hauses seewärts sich bewegen. Den ganzen Juli also bin ich theils abwesend, theils sehr in Anspruch genommen, und wenn Du es also einrichten kannst, alter Kerl, so komme nicht vor Anfang August. Dann bin ich wieder hier, verhältnißmäßig frei und Dein ergebner Knecht.

Wohin ich gehe, weiß ich noch nicht. Ich bedarf frische Luft und etwas — oder vielmehr viel Wasser. Das Vernünftigste wär' irgend ein Seebad der Süd- oder Westküste und ich ließe mich daselbst gehörig auswehen und abspülen. Solche Nester mit badendem Philisterium sind aber langweilig. Ich möchte auch gern etwas geistige Anregung haben, und schwanke deswegen noch zwischen Jersey, wo ich Victor Hugo begrüßen und ihm für seine „Châtiments" mit erneuertem Respect die Hand drücken würde, und zwischen den Shetland-Inseln, via Edinburgh, allwo ich den Seehunden einige ihrer bis dato unbekannten Volkslieder (eins hab' ich im vorigen Jahr in Prutzens „Deutschem Museum" bereits mitgetheilt) [1]) abzulauschen wünschte. Ich glaube fast, die Seehunde tragen den Sieg davon über Victor Hugo. Es treibt mich wieder einmal in die Natur, zu Felsen und unwirthbaren Küsten voller Mövengeschreis, wo ich in einfachen Verhältnissen und unter einfachen Menschen aufathmen kann nach allem Sturm und allen Niederlagen der letzten Jahre. Komisch wär's, wenn uns hoch oben in der Nordsee ein um's Nord-Kap herumkommender Russischer Kreuzer begegnete und mich vermittelst einer freundlichen Kanonade dennoch wieder an die lausige Politik des Tages erinnerte.

Dabei fällt mir Deine Amnestie ein. Ach, lieber Freund, wenn ich darauf warten soll, um Dein Töchterlein aus der Taufe zu heben, so hat's gute Wege. Sowohl was das Geben als was das Annehmen betrifft. —

* * *

An Berthold Auerbach.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Juli 54.

Lieber Auerbach! — Herzlichen Dank für Deine Bücher und Deinen freundlichen Brief! Jene trafen schon vor ein paar Tagen, dieser — obgleich

[1]) Freiligraths Übersetzung der Shetländischen Volksballade siehe Gesammelte Dichtungen 1877, IV. S. 133.

vom 20. Mai — traf mit der Post erst gestern bei mir ein. Die Bücher, dachte ich mir gleich, konnten nur von Dir selbst kommen. „Da hast Du ein Packet vom Auerbach!" sagte ich meiner Frau, als ich Abends nach Haus kam, „die stereotypirten Dorfgeschichten; auch den neuesten Band; und drei Exemplare vom Lessing-Epilog in den Kauf. Den aber schickt er nur, daß ich ihn in eine künftige Auflage von „Dichtung und Dichter" aufnehmen soll." — Wir haben herzlich lachen müssen, als Dein Brief alle diese Vermuthungen nachträglich bis auf's Tüttelchen bestätigte.

Bedarf es nun noch erst der Versicherung, lieber Freund, daß mir Deine Sendung recht in der Seele wohlgethan hat? Laß Dir warm und treu die Hand dafür drücken! Du bist wirklich fast der Einzige noch, der mir in solcher Weise zeigt, daß ich nicht ganz vergessen bin drüben, und glaube mir, daß ich das anzuerkennen weiß. Daß ich Euch nicht vergessen habe, daß ich, wie verschlagen auch von der Heimath und wie fern ab den behaglichen Gleisen einer rein literarischen Existenz, dennoch treu gedenkend an der Heimath und den alten, ruhig in ihr gebliebenen Freunden festhalte; daß ich mir einen freien unbefangenen Blick für die geistigen Bestrebungen des Vaterlandes bewahrt habe; und daß mein Herz, trotz alledem und alledem, unverbittert geblieben ist — das, glaube ich, habe ich durch meine Anthologie „Dichtung und Dichter" zur Genüge bewiesen, und es freut mich, daß dafür der Eine oder Andere jetzt wieder zu mir kommt. Auch Du, nehme ich wohl nicht mit Unrecht an, bist wahrscheinlich zunächst durch jenes Buch auf den Gedanken gekommen, Dich mir wieder zu nähern. Wie dem auch sei — Du bist jetzt da, und wir sind uns die Alten!

In den neuen Dorfgeschichten habe ich bis jetzt nur „Erdmuthe," „Ein eigen Haus," und „Hopfen und Gerste" gelesen. Alle drei sind trefflich, und gehören zu dem Besten, was Du geschrieben hast. Dieses prüfende Hinabsteigen in die Tiefen der unverbildeten Menschenbrust, diese feine, sichere Seelenmalerei sollen sie Dir noch erst nachmachen. Um von Einzelnem zu reden, so hörst Du vielleicht nicht ungern, daß mich das Sommernachtswerk des Franzseph (ich las es erst heute in der Frühe und habe darum noch den frischen Eindruck) ganz besonders angemuthet hat. Der Gang durch die Nacht, die Mahd im Mondenschein, der Seelenzustand des Mähenden — das Alles ist in Deiner glücklichen Weise, und das Alles konntest nur Du uns geben. Wäre ich ein Maler, ich malte zwei Bilder: Deinen nächtlichen Franzseph und Uhlands Mähderin Marie! Das gäbe zwei Pendants!

Meine Frau rühmt mir den „Lehnhold" sehr. Daran will ich mich heute Abend machen.

Mein Heerd wird jetzt von fünf prächtigen Kindern, zwei Mädchen und

drei Jungen, umtobt, die mit uns deutsch, unter sich deutsch und englisch, und mit ihren Spielgenossen englisch sprechen, d. h. die, die sprechen können, denn der Jüngste, Percy, ein liebes, deutsches Milch- und Blutgesicht, wird nächsten Monat erst zwei Jahr. Meine Frau ist mir die Alte; ich kann sie nicht genug lieben und ehren; was ein Weib ist und vermag, läßt sich erst unter Verhältnissen und in Zeiten erkennen, wie wir sie durchgemacht haben. Wohl dem, der im Exil ein liebes Weib und liebe Kinder hat. Er ist nicht ganz ohne Heimath.

* * *

An Karl Buchner.

L. 22. Juli 1854.

Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich eine genußreiche Tour nach Schottland gemacht. Ich bedurfte einer Ausspannung, nach zwei Jahren ununterbrochenen Pulthockens im Dunste der City that mir Berg-, Wald- und Seeluft wieder einmal Noth. So wandte ich denn mein Gesicht nach Norden, fuhr mit dem Dampfer die englische Ostküste hinauf nach Edinburgh, ging von dort in's Hochland (Loch Lomond, Loch Katrine ꝛc. ꝛc.) und pilgerte zuletzt in den Süden von Schottland, nach Ayrshire, zu den Stätten, die mir Robert Burns durch sein Leben und durch seinen Gesang längst zu heiligen gemacht hat.

Von da wieder nordwärts nach Glasgow, und dann mit dem Mailtrain zurückgesaust nach London, in seinen Rauch und Staub und Alltagsplack — aber auch an einen stillen friedlichen Heerd, zu meiner Frau und zu meinen Kindern. Die Reise hat mir außerordentlich wohlgethan; ich bin geistig und leiblich erfrischt heimgekehrt. Das Wetter war prächtig, und Schottland ist ein schönes, herrliches Land. Dabei kamen mir die Leute freundlich und selbst herzlich entgegen. Denken Sie sich, selbst eine Schwester von Robert Burns, die einzige noch überlebende, eine ehrwürdige Greisin von 83 Jahren, (13 Jahre jünger als der Dichter, der 1859 hundert werden würde), habe ich, durch eine Einführung von Robert Chambers in Edinburgh, kennen gelernt. Sie wohnt in der unmittelbaren Nähe des Geburtshauses und des Monuments des Dichters, in einer bescheidenen, von Fruchtbäumen und wilden Rosen umgebenen Hütte, wo, wenn ich nicht irre, die Verehrer ihres Bruders ihr ein behagliches, vor Sorge und vor Entbehrung gesichertes Alter bereitet haben. Da lebt sie nun mit ihren beiden unverheiratheten Töchtern — lebhaften, gescheiten alten Mädchen —; körperlich noch durchaus rüstig und ebenso auch noch von seltener Frische und Lebendigkeit des Geistes. Ihre schwarzen Augen, die den Feueraugen Robert's gleichen sollen, sind

noch immer klar und leuchtend. Ich habe mit den drei Frauen ein paar Stunden in dem stillen traulichen Stübchen genußvoll verplaudert. Die Alte wußte noch viel von Robert zu erzählen — sie war 24, als er starb, und schien sichtlich erfreut, als ich ihr sagen konnte, wie Burns auch bei uns gekannt und geliebt sei. Sie schüttelte mir beim Scheiden herzlich die Hand — und ich alter Esel muß gestehen, daß mir dabei — überhaupt bei dem ganzen Besuche — wunderlich zu Muthe war. Als ich nachher den Spuren des Dichters an dem von ihm besungenen Flüßchen Doon nachging und seinem Leben nachdachte, war ich weicher, als man eigentlich sein soll. Doch wer soll am Ende für den Dichter fühlen, wenn nicht der Dichter?

Meine Frau konnte mich auf dieser Tour nicht begleiten, doch denke ich sie, mit den beiden ältesten Kindern, im August oder September noch auf einige Wochen an die Südküste, in irgend eins der dortigen Seebäder, zu bringen. Wir sind Alle wohl, und so, hoffen wir, sind auch Sie! Die herzlichsten und treusten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Marie Melos.

London, 7. August 1854.

— Meine Tour war prächtig. Ich fuhr mit dem Dampfschiff an der Ostküste von England hinauf nach Edinburgh, dem durch Natur und Kunst gleich schönen und herrlichen. Dort blieb ich vier Tage, ging dann nach Glasgow, und von da in's Hochland. Ich befuhr den Loch Lomond und den Loch Katrine, sah die dunkelrothe, großglockige Haideblüthe den Ben Lomond färben, durchstrich die Trossachs — war eben überall im Lande Rob Roy's und der Lady of the Lake. Dann über Stirling nach Glasgow zurück, und nun in das südliche Schottland, nach Ayrshire, auf die Felder, die Robert Burns gepflügt und hinter dem Pfluge auf ihnen gesungen hat. Ich war in seiner Geburtshütte, ich ging die „banks and braes" seines „bonnie Doon" entlang, ich stand vor Alloway Kirk und auf Tom o'Shanter's Brücke, ich sah — in dem Zimmer, welches den Unterbau seines Denkmals bildet — die Bibel, die er seiner Highland Mary beim Scheiden auf Nimmerwiedersehen (sie starb, vor der Hochzeit, auf der Rückreise von den Hochlanden) als Pfand der Treue am rauschenden Ayr verehrte. Aber das Alles, wie schön und wie anregend auch, war doch nichts dagegen, daß ich noch eine Schwester des Dichters, das einzige noch überlebende seiner Geschwister, jetzt eine ehrwürdige Frau von 83 Jahren, kennen lernte. Robert Chambers in Edinburgh hatte mir eine Zeile an sie mitgegeben. Und nun war ich in dem patriarchalischen Stübchen willkommen und wie ein alter Freund; die

Alte, die eine seltne geistige Frische für ihre Jahre besitzt, wußte mir viel von Robert zu erzählen; ihre Töchter, lebhafte und gescheite alte Mädchen, tischten mir Butterbrod und Himbeeren auf; mir war ganz eigen zu Muthe. Der Handdruck der Alten war mir wie ein Handdruck ihres Bruders — ich fühlte das Wehen seines Geistes. —

* * *

Es sei gestattet, hier ein leider unvollendetes Gedicht einzufügen, welches den Eindrücken jener Fahrt auf den Spuren von Rob. Burns den schönsten poetischen Ausdruck giebt:

Hinauf, hinab den luft'gen Doon,
Hinauf, hinab den Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuh'n,
Den deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf deinen Au'n,
Hinzog ich still den Pfad,
Den du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

O, wonnig war die Julifrüh, —
Der Hänfling sang im Dorn,
Die Drossel schlug, der Häher schrie,
Und trotzig stand das Korn;
Ja, trotzig dein Hans Gerstenkorn,
Die Speere vorgekehrt, —
Und trotziger noch, roth wie vor Zorn,
Die Schottendistel werth!

Und, o! wie lieb der Winde Reis
Die Heckenrosʼ umschlang!
Und von Marienblümchen weiß
War Hügel rings und Hang!
Und Glockenblumʼ und Fingerhut
Entblühten weit und breit,
Und jede Blume süß und gut,
Die einst dein Herz erfreut!

Und lustig fuhr der Morgenwind
Durch Aehren und Geheg;
Und blauen Augs ein barfuß Kind
Sprang lachend überʼn Weg;
Und Flußgeräusch und Rieseln dann,
Und Ruf und Roßgewiehʼr, —
Die Gegend klang und sah mich an,
Ganz wie ein Lied von Dir!

Kein Rain hier, der von dir nicht spricht!
Kein Hügel und kein Hang,
Draus nicht ein freudig Echo bricht
Von deinem Wildgesang!
— — — — —
Und preßte Stirn und Angesicht
An eine Birke weiß,
Und ließ mich gehn, und hielt mich nicht,
Und weinte still und heiß!

An Theodor Eichmann.

L. 9. October 1854.

— Vater Oxford genießt noch immer die Frucht des Weinstocks im Oberlande. Dabei hat sich der älteste Engländer seine Ferien genommen und der jüngste ist nach Portsmouth gegangen, um in die Flotte einzutreten. So bin ich jetzt allein mit dem andern deutschen Clerk — bin Buchhalter, deutscher und französischer Correspondent — nebenbei aber auch Portier, Briefcopist, Wechselausträger 2c. 2c. Eine solche Wirthschaft ist mir doch in all' meiner Praxis noch nicht vorgekommen! Soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht Weib und Kind hätte, der Gordische Knoten wäre längst zerhauen! So aber heißt es Geduld üben, bis etwas Besseres sich findet.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 18. 2. 55.

Alle Deine Briefe sind mir vor und nach richtig zugekommen, und ich habe Dich wegen ihrer verspäteten Beantwortung freundlich um Entschuldigung zu bitten. Ich hatte viel zu thun — ich hatte Pech — ich war verstimmt — Wölfchen hatte einen bösen Croup: ach, alter Freund, was kommt Einem manchmal nicht Alles dazwischen, wenn man eben im Begriff steht, Briefe und andre Schulden endlich abzumachen! Habe Nachsicht und zweifle niemals an meiner Gesinnung!

Um Dich zuerst im Allgemeinen wieder au fait über uns zu setzen, schicke ich voraus, daß wir Gottlob im Augenblick Alle wohl und gesund sind. Wölfchen hat sich von seinem Anfall ganz wieder erholt, und heute Mittag im prächtigen Wintersonnenschein die Schlittschuhläufer auf dem River Lea mit mir angesehen. Auch die andern Kinder sind vergnügt und wohl. Käthe geht jetzt ordentlich in die Schule und macht hübsche Fortschritte, liest auch schon zu ihrem Amusement den Wilhelm Tell von Schiller, und ist überhaupt eine gescheite Krabbe. Louise und Otto kommen auch artig voran. Ein wahrer Staatskerl ist aber der Jüngste, Mr. Baby, der sich fabelhaft

herausmacht und Otto über den Kopf zu wachsen droht. Deine Kleine wird wirklich mit der Zeit nicht wissen, welchem meiner Jungen sie den Vorzug geben soll. —

Ueber mich selbst habe ich Ungünstiges zu berichten. Oder auch Günstiges, wie man will. Mein Verhältniß in der Lauberhütte neigt sich seinem Ende zu. Ich bat Oxford um eine Gehaltszulage von £ 50. Darauf hat er mich abschlägig beschieden, und zwar in so unfreundlicher und ungerechter Weise, daß mir Nichts überblieb, als um meine Entlassung zu bitten. Denk' Dir: ich bin dem Mann (so schreibt er mir wenigstens — er setzt die Waare herunter, um einen Rabatt zu bekommen!) nicht fleißig genug!! Ich bliebe nicht spät Abends auf dem Comptoir — ich zöge erst jetzt die Bilanz vom vorigen Jahr! Das ist wahr; ich habe erst gestern die Bilanz fertig gekriegt (sie hat aber auch gleich geklappt); aber, frage ich jeden Vernünftigen, in welchem Geschäft von einiger Bedeutung kann die Bilanz füglich eher gezogen werden? Der Befund der hinausgeschickten Contocorrente muß doch erst angezeigt sein ꝛc. ꝛc. Uebrigens würde ich, trotz alledem und alledem, früher fertig gewesen sein, wenn nicht der ewige Personalwechsel im vorigen Jahr, wenn nicht Oxford's eigne häufige Abwesenheit, und ganz zuletzt den ganzen December hindurch ein Umbau des Comptoirs mich in aller Bucharbeit zurückgebracht hätten. Daß ich bei O. gearbeitet habe, und wie ich gearbeitet habe, hast Du selbst voriges Jahr gesehen, und wirst Dir vorstellen können, wie empört ich deshalb bin, und wie ich nicht anders konnte, als zu kündigen. Ich würde mich selbst nicht mehr achten können, wenn ich auf solche Provocation noch länger bliebe.

Im Ganzen ist es gut, daß ich aus der Rotte Korah herauskomme — gewissermaßen par force herauskomme! Es wird sich schon in einiger Zeit etwas Besseres finden.

Glaube nur nicht, lieber Eichmann, daß ich mich übereilt habe! Meine Frau denkt wie ich: lieber hungern, als länger der Sklave dieses Juden sein und seine Insolenzen ertragen! Wir müssen sehen, was werden wird. Ehe ich ausgetreten bin, kann ich mich indeß kaum nach etwas Anderem umsehen.

* * *

Man glaube ja nicht, nach dem Ausbruche des Unmuths in dem vorstehenden Briefe schließen zu müssen, daß Freiligrath ein Judenhasser gewesen. Er war jeder konfessionellen Ausschließlichkeit, wie schon der Brief an A. Schnezler vom 26. Mai 1837 zeigt, durchaus feind; der Freundeskreis, in welchem sich Freiligrath bewegte, war vielfach mit jüdischen Elementen versetzt. Nur im täglichen Verkehr mit Oxford und in der untergeordneten

Stellung demselben gegenüber mochte sich der Unterschied zwischen der äußerlich ruhigen westfälischen und der überaus lebhaft gestikulirenden orientalischen Natur unangenehm fühlbar machen. Freiligrath klagte manchmal: Wenn ich nicht bei jedem 2 × 2 ist vier einen Sprung über Tisch und Bänke mache, so sagt Oxford, ich zeige kein Interesse am Geschäft. Im übrigen hat Oxford sein Verhalten Freiligrath gegenüber später wieder gut gemacht, indem er ihm durch ein glänzendes Zeugnis zur Erlangung der Stelle an der Schweizer Bank zu verhelfen bemüht war.

An Theodor Eichmann.

[London], 13. Mai 1855.

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, weil ich vor lauter Arbeit nicht dazu kommen konnte. Mein Austritt aus der Synagoge, der Ultimo dieses unwiderruflich vor sich geht, giebt mir noch mancherlei zu thun, da ich doch Alles sauber und möglichst à jour meinem Nachfolger übergeben möchte. Dazu kamen allerlei literarische Beschäftigungen, nothwendige Correspondenzen mit Cotta ꝛc. ꝛc., so daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Deswegen habe ich denn so lange geschwiegen, doch weiß ich ja, und dies muß einverstanden sein und bleiben, daß Dich kein Schweigen von meiner Seite irre an mir machen kann.

Koester's und Deinem Wunsche um ein Hochzeits-Carmen habe ich heute, an einem stillen naßkalten Sonntage, beim traulichen Kaminfeuer entsprochen. D. h. ich habe das Lied gemacht; — hier drucken lassen und es dann schicken kann ich aus verschiedenen Gründen nicht. Willst Du nun mit vielleicht noch ein paar Freunden Dich in die Kosten des Druckes theilen, so ist's mir lieb, und ich bitte Dich, voran zu machen. Inliegend das Opus.

Es ist natürlich wieder eine Hallunkerei, durch die sich aber doch eine ernste Ader hindurchzieht. Ton und Sprache — so weit die Nachahmung sich durchführen ließ — sind die der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in specie der ersten schlesischen Dichterschule. Opitz und vornehmlich Fleming haben mir zumeist vorgeschwebt. Ich hoffe, der ganze Einfall wird Euch gefallen und Einzelnes Euer Lachen erregen. Ich selbst, während des Schaffens, habe wenigstens diverse Male herzlich und schallend lachen müssen. Es ist nun durchaus nöthig, daß das Aeußere des Carmens mit seinem alterthümlichen Ton harmonire. Es wäre deswegen gut, wenn der Drucker eine altmodische Type irgendwo auftreiben könnte, in der es zu setzen wäre. Am Besten würde eine Art gothischer Lettern sein, die man noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts statt der gesperrten Schrift

anwandte, und die noch jetzt von dieser oder jener Offizin gebraucht wird. Eine altfränkische Vignette am Fuße des Gedichtes — etwa ein Engelchen, das auf der Flöte bläst, — würde auch gut angebracht und von ergötzlicher Wirkung sein. Das ganze Gedicht, wenn gedruckt, muß sich, nach dem Muster alter Gedichtsammlungen, möglichst im Zopfstyl präsentiren.

Auch die alte Orthographie darf beim Drucken ja nicht verändert werden, Alles muß genau sein, wie ich es geschrieben habe. Also: auff, Thonkunst, Mäytrank ꝛc. ꝛc.

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 19. Mai 1855.

Lieber Custos!

Vor allen Dingen rufe ich Dir ein frohes „Glückauf!" zu Deinem bevorstehenden Ehrentage zu! Schon als Du mir vor etlichen Jahren Deine Verlobung anzeigtest, breitete ich meine Hände segnend über Euch aus, und wiederhole diesen Gestus heute mit verstärktem Nachdruck! Es gehe Dir, es gehe Euch wohl! Das ist mein und der Meinen herzlicher Wunsch, und bei der Herzensgüte und Vortrefflichkeit derjenigen, die Du nun bald Dein liebes Weib nennen wirst, wie bei Deinem eigenen redlichen Wollen und Streben, zweifeln wir auch nicht im Geringsten, daß Alles gut gehn und der alte Heinz endlich den rechten, echten Frieden finden wird. Morgen (den 20. Mai) ist mein und meiner guten Ida Hochzeitstag! Und zwar der vierzehnte! Das Beste, was wir Euch wünschen können, ist: daß Ihr Euren vierzehnten Hochzeitstag seiner Zeit eben so froh, eben so einig, eben so von lieben, gesunden, hoffnungsreichen Kindern umtobt wie wir, feiern mögt! Amen, Sela! Das walte der alte Gott, der ja immer noch lebt!

Ich sollte Dir nun alle diese guten und heilsamen Wünsche eigentlich in einem saubern Carmen aussprechen, aber Du mußt mich wirklich entschuldigen, lieber Koester! Mein Austritt aus der Lauberhütte findet erst am letzten d. M. statt (nicht am 1., wie Du glaubtest), und bei aller Arbeit, die ich vorher noch auf die Seite zu schaufeln habe, ist mir die Muse seither fern gewesen. Ich will sehen, ob sich am heutigen Sabbath — etwa auf einem einsamen Spaziergang durch das Weichbild unseres Städtleins — noch etwas ergiebt — in der Abenddämmerstunde vielleicht — aber ich fürchte fast, daß es nicht so sein wird. Ist dem also, so wirst Du mir nicht zürnen; im andern Falle jedoch erhältst Du die Verse — und wäre es auch nur in der letzten Minute vor der Trauung — noch per Telegraphen: Flehen wir zu St. Apollo und den Neunen allen, daß sie mich erleuchten mögen! —

Meine Stelle (um auch auf diesen Gegenstand kurz zurückzukommen) habe ich nicht in der Hitze, sondern mit kühlem Vorbedacht, und nach genauer gewissenhafter Ueberlegung mit meiner lieben Alten, aufgegeben! Man trägt eben viel und lange („Und drei Jahr' hat er's getragen" — parodirt Ida), kann sich aber doch unmöglich Alles gefallen lassen. Warten, bis ich etwas Anderes gefunden, ging auch nicht, denn so lange man im Joch ist, hat man buchstäblich auch keine Minute Zeit, sich nach was Anderm umzusehn. Bin ich erst einmal wieder mein eigener Herr, so wird sich schon wieder etwas Anderes, und hoffentlich Besseres, ergeben. Einstweilen hab' ich schon die interessante Entdeckung gemacht, daß ich ein ganz verzeihliches, druckbares Englisch schreibe, und daraufhin angefangen, in einigen der angesehensten Literaturblätter über deutsche Literatur zu berichten. Es war mir komisch, Verschiedenes aus diesen Berichten in deutschen Blättern erwähnt und zum Theil übersetzt wiederzufinden — eine Sache übrigens, die Du einstweilen für Dich behalten willst, damit mir der Spaß nicht zu früh verdorben werde.

Die armen Marx haben am Charfreitag ihren einzigen Knaben verloren — ein so trauriger, entsetzlicher Verlust, daß ich gar nicht sagen kann, wie tief der Fall mir an's Herz gegriffen hat. Am Ostermontag haben wir das liebe Kind begraben — — ach, was für Leid gibt es!! —

Dabei denke ich dann auch an unsere Freunde Sch. und Haas, und daß die nun auch nicht auf Deiner Hochzeit sind! Denke auch ihrer, der Todten, an Deinem Feste, wie Du meiner, des Fernen, an ihm denkst! Und laß' uns treu zusammenhalten, lieber Heinz, so lange wir noch können! Früher oder später müssen wir auch dran (Du freilich, der Hochzeiter, noch lange nicht!) und dann bleibt uns Nichts als das stumme, verbissene Nachsehen und ein treues Gedenken! — Ich bin neulich unsäglich weich geworden beim Lesen des Feuilletons in der Cölnerin über Immermann und die Ahlefeld! — Was für Kerle haben wir schon fortgehen lassen! — Hoch die Lebendigen! Aber hoch auch die Todten!! —

* * *

Im Februar 1855 war Freiligrath des Verhältnisses zu Oxford umsomehr gründlich müde, als derselbe ihm eine Gehaltserhöhung weigerte und zwar mit einer für unsern Freund entschieden ehrenrührigen Motivierung. Freiligrath kündigte und trat Ende Mai aus der unerträglich gewordenen Stellung aus, allerdings auf die Gefahr hin, eine neue suchen zu müssen und bis zu deren Erringung lediglich vom Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Aber er war diesen Schritt seiner Ehre schuldig; mit wie freudigem Herzen er aus der „Laubhütte", der „Synagoge", der „israelitischen Frohnfeste" schied, beweist uns nichts mehr als das gerade im Mai 1855 gedichtete

Hochzeitscarmen für Freund Koester, unter den zahlreichen humoristischen Gelegenheitsgedichten Freiligraths eine wahre Perle, ein wundersam liebenswürdiges Gemisch von Scherz und tiefem Ernst, und zugleich dem Kundigen ein neuer Beweis für die unvergleichliche Belesenheit Freiligraths in den älteren deutschen Dichtern, für sein einziges Geschick, dieselben in Gedanken, Wort und Reim nachzubilden.

Einstweilen half ihm, außer dem Ertrag neuer Auflagen, eigene schriftstellerische Arbeit und zwar in Prosa; denn er hatte, wie er an Koester schreibt, die interessante Entdeckung gemacht, daß er „ein ganz verzeihliches druckbares Englisch schreibe", und benutzte dasselbe, indem er für das Londoner Athenäum Aufsätze über deutsche Literatur und Kunst schrieb; da er seinen Namen nicht beifügte, so hielt man zu seinem Ergötzen diese Urteile für solche der echten englischen Presse. Aber diese Arbeiten brachten nicht genügenden Ertrag, um einen ausgedehnten Haushalt in dem teuern London zu ernähren. Es war ein Jahr schwerer Sorgen für den Dichter. Mehr als einmal war er genötigt, um dem augenblicklichen Bedürfnis zu begegnen, Wechsel auf die Düsseldorfer Freunde zu ziehen, oder, wie er sich scherzend ausdrückt, „einen Ritt in's alte romantische Land zu machen." Freilich geschah es wohl jetzt, wie später in den Sorgenjahren 1866 und 1867, daß dieser Ritt von Vierteljahr zu Vierteljahr wiederholt ward. Ab und zu halfen ihm auch die Görlitzer Verwandten, die Düsseldorfer, Barmer und andere Freunde durch einen Vorschuß aus der augenblicklichen Verlegenheit, so daß er den letzteren gegenüber im Februar 1866 in den dankbaren Ruf ausbricht: Ihr seid die nobelsten Kerle, die die Sonne bescheint! Das Einzelne mag hier unerwähnt bleiben, wie die darauf bezüglichen Stellen des Briefwechsels bis auf geringe Spuren getilgt sind; aber die unverschuldete Bedrängnis des verbannten Dichters in einzelnen Abschnitten dieser Londoner Zeit ganz zu verschweigen liegt kein Grund vor; auch gehörte dies zu dem politischen Märtyrertum, welches er freiwillig auf sich genommen hatte. Er hätte vielleicht durch einige Zugeständnisse sich die Heimkehr und eine angenehmere gesicherte Stellung erkaufen können; er that es nicht und tröstete sich mit einem ohne Bitterkeit gesprochenen: Tu l'as voulu, George Dandin! Glücklicherweise gingen diese Sorgenjahre rasch vorüber, und es stellten sich bessere Zeiten ein; sobald er von dem Druck aufatmet, tilgt er auch wieder alte Verbindlichkeiten. „Aber o weh", schreibt er Ende 1862 an Eichmann, „was hab' ich in der Zeitung lesen müssen! Daß ich ein ehrlicher Mann bin und meine Schulden bezahle! Sacristi! Dagegen sollte man ja das Gelübde thun, seine Schulden nicht zu bezahlen! In der That, ist die Lapperei denn nur der Rede werth?"

Während all dieser Drängnisse war Freiligrath unablässig literarisch thätig, nur daß die eigene Dichtung vereinzelte Blüten trieb, dagegen mehr Sammelfleiß und Übersetzungskunst sich geltend machten. Im Herbst 1855 ging Longfellows, des Freiligrath seit langen Jahren befreundeten Dichters, Song of Hiawatha hinaus, eine epische Bearbeitung des Sagenschatzes der Ureinwohner von Nordamerika. Die Dichtung fand in ihrer Heimat außerordentlichen Beifall, und Freiligrath faßte alsbald den Gedanken, dieselbe durch eine Verdeutschung auch in seinem Vaterlande einzubürgern; so entstand vom Herbst 1855 bis Mai 1856 in strammer Arbeit abermals ein ausgedehntes Werk, ein neuer Beweis seiner außerordentlichen Kunst, fremde Dichtung derart in deutsches Gewand zu kleiden, daß man nicht eine Nachdichtung, sondern ein Original zu lesen glaubt. Freiligraths Sang von Hiawatha, die dritte in der Reihenfolge der größeren Arbeiten der Londoner Zeit, erschien im Herbst 1856 bei Cotta, ohne die gehoffte zweite Auflage zu erleben; daran ist aber nicht sowohl Freiligrath als das Gedicht selbst schuld, welches dem deutschen Leser trotz mannigfacher poetischer Schönheiten und einer wunderbaren Meisterschaft der Sprache dem Stoffe nach fremd und etwas seltsam gegenübersteht, dabei einer gerundeten künstlerischen Entwickelung entbehrt; es fehlt dem Deutschen jene rege Teilnahme für die poesiereiche Göttersage der Rothäute, welche der Dichtung in ihrer Heimat so günstig war. Freiligrath selbst freute sich außerordentlich der Arbeit und hebt bisweilen in seinen Briefen, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Weise, mit einem berechtigten Selbstbewußtsein die technische Meisterschaft derselben hervor.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Hiawatha, Ende Juni 1856, erfolgte auch ein willkommener Umschlag in des Dichters äußerem Geschick, seine Wahl zum Leiter der General Bank of Switzerland, eines vom Genfer James Fazy begründeten Unternehmens; jene politische Parteifarbe, welche unserm Dichter, so wenig sie sich in jenen Jahren überhaupt noch geltend machte, in seinem kaufmännischen Fortkommen so hinderlich war, erschien ihm diesmal förderlich. Mit welcher Freudigkeit er das Anerbieten ergriff, zeigt der telegraphische Dreidraht-Brief vom 29. Juni an Eichmann; auch war der Gehalt, 300 £, erheblich besser als der frühere in der „Lauberhütte"; zudem ward derselbe im August 1857 noch um 50 Pfund Sperling, wie Freiligrath gern scherzend schreibt, gesteigert. So tragen denn die meisten Briefe fortan fast zehn Jahre lang an der Stirn die Geschäftsadresse General Bank of Switzerland (Crédit international Mobilier et Foncier) London Agency, 2 Royal Exchange Buildings. Die größere Sicherheit des Daseins spricht sich fortan auch in der befriedigteren Stimmung der Briefe

aus, wie in dem wiederholten Aufenthalte der Gattin und der Kinder an der Seeküste. Aber freilich klingt dazwischen auch wieder in den Briefen an die Vertrautesten der Wehruf des von der Arbeitspflicht gehetzten Mannes: „Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Diese Distanzen, dieses Treiben, dieses ewige Aufdermensurstehen mit dem Leben!" Aber er hält das Haupt aufrecht; auch in der hochverantwortlichen Tretmühlenarbeit dieser Jahre ist die Familie des Dichters größter Schatz; jeder seiner Briefe giebt Zeugnis davon, mit wie inniger Liebe er die Gattin und die Kinder umfaßt, wie er die geistigen Fortschritte der letzteren, ihre aufkeimenden Eigentümlichkeiten verfolgt und den Freunden mitteilt. Auch an freundschaftlichem Verkehr fehlte es nicht. Gottfried Kinkel, mit welchem Freiligrath in der St. Goarer Zeit in freundschaftlichem und brieflichem Verkehr gestanden, lebte zwar in London, aber seit 1844 hatte jede Beziehung zwischen den beiden Dichtern aufgehört. Nachdem sie sich Winter 1855—56 zufällig getroffen, ward das Verhältnis wieder hergestellt; aber außer andern Gründen waren die weiten Wege Londons einem näheren und häufigeren Umgange nicht förderlich. Der Tod der trefflichen Johanna Kinkel, Nov. 1858, erschütterte Freiligrath aufs tiefste, und er hat ihr ein herrliches Lied nachgesungen. Auch bei Gottfried Kinkels zweiter Verheiratung 1860 waren Freiligrath und seine Gattin zugegen, und unser Dichter vertrat dabei die Stelle des verstorbenen Brautvaters, indem er nach englischer Sitte die Braut weg gab; Freiligraths Tochter Käthe war mit Kinkels Töchtern Brautführerin. Kinkels Eintritt in den Nationalverein 1861 ward von Freiligrath entschieden mißbilligt; ein scharfer Briefwechsel folgte und hatte eine abermalige vieljährige Entfremdung zur Folge. Dann ging Kinkel nach Zürich und erst nach Freiligraths Ansiedelung in Stuttgart 1871 trafen daselbst zufällig die beiden Dichter wieder zusammen. Freiligrath war freundlich wie in alten Tagen, lud Kinkel gastlich und herzlich zur Maibowle. Das war das letzte Zusammensein; sie sahen sich nicht wieder.

Auch mit Karl Marx, dem Genossen aus der Kölner Drangzeit, ward das Verhältnis locker; Freiligrath war ebensowenig in London wie früher in Zürich geneigt, in den endlosen Zänkereien der Flüchtlinge unter sich Partei zu ergreifen; er ging zwischen ihnen still seines Weges dahin, gab seinen politischen Anschauungen nicht mehr in Gedichten, sondern nur ab und zu in kurzen brieflichen Worten gegen vertraute Freunde Ausdruck. Mancher derselben bemühte sich dem Dichter den Gedanken der Heimkehr ins Vaterland nahe zu legen; aber Freiligrath war zu sehr eine feste knorrige Eichennatur, um für sich als gefeierten Dichter eine Rücksicht zu erbitten, die er als Politiker nur als eine Begnadigung ansehen konnte. So ließ er sich im

November 1858 „in optima forma als Engländer naturalisieren;“ ebenso machte er keinen Gebrauch von der nach König Wilhelms Thronbesteigung unterm 12. Januar 1861 erlassenen Amnestie; durch ein Gesetz, nicht durch Fürstengnade wollte er sich ins Vaterland zurückführen lassen. Während den rechtskräftig Verurteilten die Strafe erlassen ward, sollten „rücksichtlich derjenigen Personen, welche sich der Untersuchung oder der rechtskräftigen Aburteilung durch die Flucht entzogen haben, wenn dieselben von der ihnen gestatteten ungehinderten Rückkehr Gebrauch machen und von den Gerichten verurteilt werden möchten, von amtswegen durch den Minister Gnadenanträge gestellt werden.“ So war also Freiligrath die ungehinderte Rückkehr zwar freigestellt, aber es blieb den Gerichten anheimgestellt, ob sie die Untersuchung über die alten Kölner Händel und das Heftchen Gedichte aufnehmen wollten; zwar stand alsdann die Begnadigung in Aussicht, aber es ist sehr erklärlich, wenn Freiligrath keine Lust trug, sich derartigen Unannehmlichkeiten auszusetzen; zudem, wenn es ihn auch nach der Heimat zog, im Besitz einer auskömmlichen Stellung fühlte er sich keineswegs zur Rückkehr gedrängt.

Freiligraths Häuslichkeit während dieser guten Jahre des Londoner Aufenthaltes ist bereits früher geschildert. Sein schönes Familienleben, seine Gastlichkeit blieben dieselben, wie die bisweilen in Zeitschriften veröffentlichten Berichte deutscher Besucher beweisen. Nur eine Beschreibung des Dichters selbst mag aus einem Aufsatze von Julius Rodenberg, Herbst 1858, herausgehoben werden: „Eine starke untersetzte Figur, ein Mann in der Fülle seines Lebens und seiner Kraft, mit einem Kopf voll Majestät und Bedeutung; lange Haare um die Schläfen, eine Stirn wie aus Granit gehauen, aber Augen voll Wärme, voll Glut, dunkle Augen voll Liebe und allem Schönen, was ein Menschenherz nur beherbergen kann.“

Über Freiligraths literarische Thätigkeit während der $9\frac{1}{2}$ Jahre seiner Thätigkeit als Leiter der Schweizer Bank dürfen wir kurz sein. Kein Wunder, daß in der Rauchatmosphäre Londons, unter dem Druck schwerer Geschäftsarbeit, die Muse nur ab und zu bei ihm einkehrte; sei es daß ein Familienfest Anlaß zu einem heiteren Liede gab, oder daß er einem willkommenen Besuche ein freundliches Wort sprach, wie in den anmutigen Gedichten für Julius Rodenberg und Gabriele Dingelstedt, oder daß der Weheruf tiefster Herzensteilnahme ihm den Mund öffnete, wie in dem bereits erwähnten Gedichte „Nach Johanna Kinkel's Begräbnis 1858“ und in dem Aufruf für den schwerleidenden Julius Mosen 1863, in den ergreifenden Dichtungen „Westphälisches Sommerlied“ und „Für's schwarze Land,“ beide 1866. Der ehrenvollen und schwierigen Aufgabe, für die Schillerfeiern in London und Amerika am 10. November 1859 die Festgedichte zu spenden, entsprach er in vollendeter

Weise; besonders das Festlied der Deutschen in London ist von ergreifender poetischer Fülle und Kraft.

Dazu gesellt sich, wie früher, schriftstellerische Thätigkeit. 1861 eröffnete er den Coleridge-Band der Tauchnitz'schen Englischen Klassiker mit einer biographischen Skizze; weitere waren beabsichtigt, auch wäre unser Freund ganz der Mann gewesen, seine geliebten und gründlich gekannten englischen Poeten in solcher Weise einzuführen; aber es ist keine ähnliche Arbeit gefolgt, wohl weil ihm Muße und Sammlung oder bei allem Fleiße die eigentliche schriftstellerische Betriebsamkeit abging.

Eine Frucht seiner Coleridge-Studien war es, daß es Freiligrath gelang, eine durch Schiller selbst als richtig beurkundete Abschrift der Piccolomini wie von Wallensteins Tod zu finden, einen wichtigen Beitrag zur Schiller-Kritik, über welchen man Näheres in Vollmers Schiller und Cotta S. 405 ff. nachlesen kann. Freiligrath veröffentlichte die Ergebnisse seiner Untersuchungen im Londoner Athenäum; eine Aufzählung indes der verschiedenen Beiträge Freiligraths zu dem Blatte liegt nicht in dem Plane dieses Werkes, nur eines Aufsatzes sei noch gedacht über die Lieblingsstrophe von Burns, der er auf das glücklichste bis zu den provençalischen Minnesängern nachspürte. Nach Briefen aus dem Eingang des Jahres 1867 gedachte er sich auch an der von Bodenstedt veranstalteten Gesamtübersetzung von Shakespeare zu beteiligen, wie er denn unter den Mitarbeitern verzeichnet steht. Er wollte den Lear, Cymbelin und das Wintermärchen übernehmen, doch hat er, wohl infolge der mannigfachen Unruhe, welche die damals bevorstehende Rückkehr nach Deutschland mit sich brachte, diese Absicht nicht ausgeführt. Nur kurz sei hier bemerkt, daß im Jahre 1858 die erste Sammlung der Dichtungen Freiligraths, 6 Bände, bei Gerhardt in New-York erschien, was die Ursache eines erst nach Jahren ausgeglichenen Zerwürfnisses mit Cotta ward.

Die Adressaten aus der Zeit, da Freiligrath der Schweizer Bank vorstand, sind die bereits bekannten; als neuer tritt in den Kreis Emil Rittershaus, der junge Dichter aus Barmen; derselbe suchte Freiligrath Eingang 1864 in London auf, „ein netter frischer Kerl". Dem Kreise der älteren Barmer Freunde nahestehend, dem Dichter als Dichter geistesverwandt und wert, war Emil Rittershaus bis zu Freiligraths Tode freundschaftlichst mit demselben verbunden, wie ein reger Briefwechsel erweist und so manches Gedicht, welches von einem Hause zum anderen flog, wobei Freiligrath allerdings häufiger der Empfangende als der Spendende war.

An Theodor Eichmann.

London, 4. Juni 1855.

Vorigen Donnerstag Abends 6 Uhr habe ich die Synagoge verlassen,

und bin seitdem wieder, Gott sei gelobt, mein eigener Herr und Hungerleider! Ich hatte, wie sich von selbst versteht, Alles, was mir oblag, auf's Sauberste und Akkurateste vor meinem Austritt abgewickelt. Das Hauptbuch war bei und balancirt bis Ende April, das sogenannte Private Ledger, eine Art von Contocorrentbuch, war à jour; das Bankconto ebenfalls stimmend bis auf die Minute meines Fortgehens, nicht minder sämmtliche Nebenbücher bei und correct. Wenn ich das Alles bedenke und dazu nehme, daß meine sämmtlichen Bucharbeiten (ungerechnet die ziemlich starke Correspondenz in drei Sprachen) immer in gleich guter Ordnung waren — daß aber Oxford — als ich ihn um eine Erhöhung von £ 50 bescheiden anging, seinen abschlägigen Bescheid nur durch eine Herabsetzung meiner Arbeit zu motiviren die Stirn hatte, so läuft mir die Galle noch über. Doch was ärgere ich mich noch viel! Es ist eine Erfahrung mehr, wenn auch nicht die angenehmste. Uebrigens sind wir in aller Höflichkeit von einander geschieden. Gleich als ich ihm kündigte, (was er doch nicht erwartet hatte), widerrief er, der Sache nach, seinen Brief, die Qualität meiner Arbeit sei durchaus über allen und jeden Tadel erhaben, nur in der Quantität hätte ich mehr leisten können. D. h. ich hätte anstatt bis 6 oder ½7 Uhr, bis 8 oder 9 täglich ochsen und die Störungen meiner Tagesarbeit, die mir im vorigen Jahr durch seine eigenen ewigen Ausflüge, durch monatelanges Bauen im Comptoir und endlich durch ewigen Wechsel der jüngeren Commis erwachsen waren, durch ein totales Aufgehen in seinen Zahlen und ein vollständiges Entsagen auf meine Abende mit Weib und Kind und Muse wieder einbringen sollen. Und für welches Resultat? Daß die Jahresbilanz, statt Mitte Februar, wo möglich schon am 2. Januar (dies ist wirklich seine lächerliche und unvernünftige Prätension!) gezogen sei! Doch übergenug von dem Dreck! Ich entlasse ihn hiermit feierlichst, ungerührt davon, daß er mich noch beim Weggehen versicherte, er werde mir jederzeit das glänzendste („aber das allerglänzendste") Zeugniß geben und mir gern eine gute, eine sehr gute Stelle wieder verschaffen. Eine Stelle von 3—400 £ könne ich mit dem, was ich zu leisten vermöge, ja jeden Augenblick wieder finden. Er könne mir leicht dazu verhelfen ꝛc. Welche Inconsequenz und welche Prahlerei in einem Athem! —

Ich sitze nun wieder in meiner Studierstube zwischen meinen geliebten Dichtern und Denkern, und suche meine Seele wieder auf den alten schöpferischen Ton zu stimmen. Alte Arbeiten sind vorgenommen, frische tauchen in mir auf, neue Verbindungen (auch mit den Trägern der englischen Literatur) werden angebahnt und verfolgt. Blühende Syringen, täglich von den Kindern gewechselt, bringen den späten Frühling auch auf meinen Tisch. Eben pflanzt Wolfgang, der liebe treue Junge, noch einen mächtigen blühenden Weißdornzweig in's übervolle Glas.

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney,
13. Sept. 55.

— Mit Ausnahme des Peinlichen, das eine Uebergangsperiode dieser Art immer mit sich bringt, geht es uns leidlich. Meine Frau ist nicht ganz wohl gewesen seither, doch ist es nichts von Bedeutung. Sie gibt noch immer ihre Stunden, ich selbst schreibe englische Artikel und habe noch verschiedene poetische Arbeiten wieder vorgenommen. Das Alles trägt seine Früchte, aber freilich nicht eben jetzt, in dem Augenblick, wo es am nöthigsten wäre. Die Kinder, Gott sei gelobt, sind frisch und munter, und wissen bis jetzt nichts von den Sorgen, die den Alten oft schlaflose Nächte machen. Sie haben im Lauf der letzten 4 Wochen alle fünf ihre Geburtstage froh und glücklich gefeiert. Käthe wurde vorgestern 10 Jahre. Gebe Gott, daß, nachdem ich sie Alle so weit gebracht, es mir auch ferner möglich sein wird, sie zu guten Menschen heranzubilden. Ist es denn nicht eigentlich eine Schande, daß ein Kerl wie ich, der arbeiten kann und arbeiten will, solche rasenden Anstrengungen machen muß, nur um Arbeit zu kriegen?! —

Sebastopol ist genommen! Der Enthusiasmus hier ist groß, und die abendlichen Triumphraketen zischen und knattern allenthalben. Aber mit welchen Opfern ist dieser Sieg erkauft worden! Wird der Vortheil, den die Menschheit, den die Freiheit aus ihm ziehen, alles vergossene Blut aufwiegen? Wird ein Louis Napoleon je ein wahrer Befreier sein können? Einstweilen freuen wir uns der Demüthigung Rußlands und seiner deutschen Vasallen! Und hoffen wir das Beste! Die Welt muß vorwärts. — Und dann gehen wir zurück, nach Deutschland, heißt das! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Hackney, 4. Januar 1856.

Prost Neujahr, lieber Eichmann! Dir, Deiner Eichfrau und Deinen Eichkindern! Wir hoffen, daß Ihr gesund und froh in's neue Jahr eingetreten seid, und daß der Herr Sohn nicht zu viel Lärm in der Neujahrsnacht gemacht hat! Bei uns, Gottlob, ist Alles wohl auf dem Strumpf! Mögen wir uns heute über's Jahr ebenso vergnügt die Hand reichen können! Deiner lieben Frau aber wünsche ich, daß der Bestand des kleinen Fußvolks sich bis dahin nicht abermals vermehrt haben möge! Dieses, o Eichmann, beherzige und denke in stillen Augenblicken ernstlich darüber nach!

Daß Du mir den Tag der Taufe nicht eher anzeigtest, ist übrigens eine Unthat, die ich nicht umhin kann, zu rügen. Wie hatte ich mich nicht

den ganzen November hindurch auf ein Glas Warmes gespitzt! Aber immer keine Nachricht und folglich auch keine Berechtigung. Als ich's nun endlich am 9. Dec. erfuhr, war ich inzwischen grimmig geworden, und habe vollends gewartet bis zum Weihnachts heiligen Abend. Da ist denn endlich eine Mischung gemacht worden: 1 Flasche Portwein, ¼ Flasche Rum, 1 Citrone, nebst Zucker und Wasser wie sich's versteht. Ein ganz hübsches Getränke — und Deinem Jungen wird's hoffentlich gut bekommen!

In der Sylvester-Nacht sind wir aber hübsch im Bett gewesen, und haben das neue Jahr nicht um Mitternacht mit Punsch, sondern Morgens um 8 Uhr mit einer excellenten Tasse Kaffee begrüßt. Es wird hier nicht viel Wesens vom Jahreswechsel gemacht.

Hast Du auch Deinen Kindern einen Christbaum gemacht? Wir hatten einen ganz stattlichen Sohn des Waldes acquirirt, den die fünf Kleinen gehörig umjubelt haben. Die Christ- und Neujahrszeit hat ihnen überhaupt viel Spaß gebracht. Sie haben eine Menge kleiner Bekannten (namentlich Käthe und Wolf, seit sie regelmäßig zur Schule gehn), und so waren sie zu einer Menge von Kinderpartien geladen, die jede wieder sich um einen Christbaum (der jetzt in England als eingebürgert betrachtet werden kann) bewegte. Nun hoffe ich aber, hat das Schwärmen bis nächstes Jahr ein Ende!

Koester's Aussichten auf Vaterfreuden sind ja ganz hübsch. Bereite ihn auf ein Gratulationscarmen im Zopfstyl Johann Christian Günther's vor, der sich in seiner Weise ebenso anmuthig macht, als der etwas ältere, in dem, nach Fleming's und Opitzens Vorgange, das Hochzeitscarmen gefertigt worden. Günther hat eben in dieser Art Glückwünsche (bei Kindbetten) besonders Starkes und Nachdrückliches geleistet. —

Etwas Festes habe ich auch jetzt noch nicht gefunden. Man muß hier zuwarten, anders geht's nicht. Doch bin ich für jetzt und die nächste Zukunft lucrativ beschäftigt, habe auch sonst (für frühere Arbeit) einige Einnahme gehabt, so daß für den Augenblick Alles ziemlich glatt ist. Und hoffentlich bleiben, resp. mehr und mehr werden wird. —

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 11. 2. 56.

Herzlieber Freund!

Dieser Brief, um Sie morgen zu überraschen, hätte eigentlich schon vorgestern geschrieben und gepostet werden sollen: es kam aber etwas dazwischen, und so sind Sie denn wohl auch nicht böse, wenn meine herzlichen Freundes-glückwünsche zum 56. Geburtstage ein paar Tage post festum an Ihre

Thür pochen. Es ist lange her, seit ich Ihnen kein Lebenszeichen gegeben habe zum 12. Februar, — doch ist uns der Tag, sammt den andern Festtagen Ihres Hauses, immer unvergessen gewesen, und kein Jahr ist vergangen, wo wir nicht, unter stillen Wünschen, Ihrer und der Ihrigen besonders an demselben gedacht hätten. Möge denn auch endlich wieder einmal der guten alten Sitte des Gratulirens ihr Recht widerfahren! Ich drücke Ihnen recht, recht von Herzen die Hand, und hoffe, daß Sie sich morgen früh, gesund, glücklich im Kreis Ihrer Lieben umschauen mögen! And many happy returns, wie John Bull niemals unterläßt hinzuzufügen.

Ihren lieben Brief vom 27. Juni v. J. habe ich zur Zeit erhalten und mich der guten Nachrichten, die er brachte, aufrichtig gefreut. Seitdem hat sich auch Allerlei mit mir zugetragen, was Sie vielleicht interessirt. Dazu gehört vor allen Dingen, daß ich meiner kaufmännischen Stellung seit Ende Mai freiwillig entsagt habe und seitdem wieder mehr mir selbst und meinen Arbeiten habe leben können. Und das ist auch gut, wenn auch auf der andern Seite die sichere Einnahme eines Gehalts von 200 Pfund eine gute Sache war. Indeß, man schlägt sich schon durch. Das Schlimmste ist nur, daß man gezwungen ist, die schönen Cotta'schen Honorärchen im theuersten Lande Europa's springen zu lassen. Wir haben schon manchmal wieder an die Schweiz gedacht. Es ist da billiger, deutscher, und man hat mehr Luft und Licht und Himmel.

Im Mai bin ich jetzt wieder fünf Jahr in England. Das Resultat ist, daß ich Deutschland lieber habe, als sonst. Ich habe kein weichliches Heimweh und verlange gewiß nicht zurückzukehren, außer wenn es mit Ehren möglich ist, aber das Gefühl in der Fremde zu sein, macht sich mit jedem Jahr fühlbarer. Die Kinder assimiliren sich dem fremden Wesen schon eher, aber das schmerzt mich auch oft. Ihnen hier, im Lande des Geldes und der Protectionen, Bahnen zu eröffnen, wird später auch seine Schwierigkeiten haben. Eine gute Erziehung ist hier zudem theurer als anderswo (Käthe und Wolfgang kosten jetzt vierteljährlich über £ 5 —, sage fl. 60, Schulgeld), und dann macht die englische Schule sie eben ganz zu Engländern. Ich wünschte, ich wär' 1851 gleich wieder nach Zürich gezogen. Aber was hilft das Wünschen!

Einstweilen bin ich, mit all meinem Räsonniren auf England, sogar an's Englisch-Schreiben gekommen. Ich berichte (seit Januar 1855) dem „Athenäum" über deutsche Literatur und Kunst, — meist nur Klatsch, den ich aus den deutschen Blättern excerpire, gelegentlich aber auch Recensionen und selbständige größere Berichte. Die Sache macht mir Spaß, insofern mein sauberes, druckbares Englisch (das ich gar nicht zu besitzen glaubte) mir eine angenehme Entdeckung war, und ich doch auch auf manches Heimathliche aufmerksam machen kann, was hier sonst

durchaus unbekannt bleiben würde. Ich habe auch schon die Satisfaction erlebt, daß die „Allgemeine Zeitung" Recensionen von mir (so namentlich im April vorigen Jahres eine über Paul Heyse) als guten Köder verschluckt und, mich zum Theil in's Deutsche übersetzend, an meiner Angelruthe gezappelt hat. So etwas amüsirt. Ich bitte Sie aber, weiter keinen Gebrauch davon zu machen.

Zu neuen poetischen Schöpfungen bin ich noch nicht gekommen, trage mich aber mit allerlei Stoff, der mir, hoffe ich, nicht verloren gehen wird Vor der Hand habe ich mich an poetische Uebersetzungen gehalten, und bin eben jetzt mit Longfellow's neuem Gedicht „Der Sang von Hiawatha" beschäftigt, dessen Verdeutschung wahrscheinlich Cotta in Verlag nehmen wird. Proben daraus habe ich schon vor Weihnachten an's Morgenblatt geschickt. Sie werden also jetzt wohl drin stehn.

Wahrscheinlich, und hoffentlich, wird auch meine Frau heute noch zu einem Briefchen an die „Geschätzte" Ihrige kommen, und darin Alles, was das Haus angeht, näher zur Sprache bringen. Doch will ich auf alle Fälle hier noch erwähnen, daß unsre Kinder (Gottlob und unberufen) uns viele, viele Freude machen, und sich körperlich und geistig so wacker entwickeln, daß wir wohl Ursache haben, froh und dankbar zu sein. Die beiden Mädchen sind lieb und klug, und die drei Jungen wild und tapfer. Wolfgang, der von Haus aus zarte, wird sichtlich stärker, und Otto und Percy, die beiden Jüngsten, sind wahre Bären und strotzen von Leben und Gesundheit.

In Mitten all' dieses frischen, in die Höhe strebenden Lebens (das Gott ferner schützen wolle) gedenkt man weniger des eigenen Alterwerdens. Wenn nur nicht rechts und links die Bäume zusammenkrachten! Welche Unzahl von Männern, Freunden und Feinden, alle noch rüstig und stark vor wenig Jahren, zum Theil mit eingreifend in die Geschicke des Vaterlands zur bewegtesten Zeit, hat nicht das letzte Jahr dahingerafft! —

Und nun drücke ich Ihnen nochmals die Hand und sage Ihnen das herzlichste Lebewohl! Wenn Sie Zeit und Stimmung haben, so geben Sie mir bald wieder einmal Nachricht und vergelten mein langes Schweigen nicht mit einem gleich langen! Die allerherzlichsten Grüße der „Geschätzten" und Ihren Kindern! Und nochmals: ein recht froher Geburtstag!

* * *

An Heinrich Koester.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 26. März 56.

Lieber alter Koester!

Meine allerherzlichsten Glückwünsche zur jungen Käthe! Und vergieb mir, daß sie etwas verspätet eintreffen!

Wir nehmen alle den innigsten Antheil an Eurem Glücke, und freuen uns, daß die Sache so erwünscht und glücklich von Statten gegangen ist! Möge auch der weitere Verlauf Euren und unsern Wünschen entsprechen! Mögen Deine beiden Käthen, wenn dies rosenfarbne Blatt in Deine Hände flattert, frisch und wohlauf sein, und möge demnächst der buddhistisch-christliche Besprengungsakt [1]) unter allseitigem Gemecker fröhlich vollzogen werden! Daß ich bei dieser Ceremonie, wenn auch leider nur im Geiste, als Mitpathe assistiren soll, ehrt und erfreut mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ich nehme Deine Aufforderung mit Dank an, und bitte nur um Leben und Gesundheit, damit ich Dir in Erziehungsangelegenheiten auf die Finger sehen, und mich der Kleinen als ein rechtschaffener geistlicher Vater bewähren möge! Als eine besondere Aufmerksamkeit wirst Du es erkennen, daß ich, gerade als Dein Töchterchen zur Welt kam, Montag, 3. May, Abends 7 Uhr, ein Bowlchen Maitrank vertilgen half, und zwar ein von Kinkel angesetztes. Es ist seltsam, aber wahr, und mir am Ende gar nicht unlieb, daß sich seit einiger Zeit wieder ein freundliches Verhältniß zwischen uns hergestellt hat. Wir trafen uns diesen Winter gelegentlich auf neutralem Boden in Gesellschaften, — boten uns unbefangen die Hand, — und endlich äußerte er den Wunsch, mich besuchen zu können, was sich, wenn er meinen frühern Angriff ignoriren wollte, von selbst verstand. So war er denn bei mir, und ich bei ihm. Und es ist ganz gut so, denn wenn ich auch über seine amerikanische Reise noch immer so urtheile, wie in jenem niedlichen Gedichte, und wenn wir auch in politicis wohl niemals ganz an Einem Strick ziehen (wenn auch vielleicht baumeln) werden, so ist er doch sonst ein ordentlicher Kerl, der sich auch sein Theil quälen muß, und dem der Bart nicht umsonst grau geworden ist. So freut es mich denn herzlich, daß wir wieder zusammengekommen sind. Und Deiner Kleinen, der Vorläuferin des Kindes von Frankreich, ist diese Versöhnung insofern gleich zu Statten gekommen, als zwei rheinische Poeten die Stunde ihrer Geburt in dem edlen vaterländischen Trank gefeiert haben.

Ich muß Dir auch noch für den lieben und herzlichen Brief danken, den Du mir gleich nach Deiner Hochzeit schriebst. Mit besonderer Freude sah ich daraus, daß die Huldigung des bescheidenen Mannes Damon, des spätgeborenen Jüngers Opitzens und Fleming's, sich Deines und der Deinigen Beifalls zu erfreuen hatte. Als ich den Tugendreichen jüngst auf seinem bekannten Ruhsitz besuchte, theilte ich ihm Deine freundlichen Aeußerungen mit, worüber er so entzückt war, daß er nun auch ein Tauf-Carmen (aber

[1]) Der Scherz bezieht sich auf den Namen des Predigers Budde; derselbe hatte eine etwas sonderbare Stimme.

dies im Kraftstyle Johann Christian Günther's, — nicht mehr im Tone der ersten schlesischen Schule) anzufertigen versprach. Es wird aber wohl bei'm guten Willen bleiben, — denn der Edle hat viel zu schaffen und viel zu sorgen. Auch wird er nachgerade alt, — unanständig alt, — und sogar der Tod wird ihm einmal nicht ausbleiben. Darüber ist er oft traurig und verstimmt.

Soviel von Damon! — Mir und den Meinen geht es gut. Wenigstens sind wir gesund, und haben die Courage nicht verloren. Die Kinder wachsen und gedeihen, und gehen sämmtlich zur Schule. Sogar Percy, der Kleine, Ungetaufte, Viertelhalbjahr Alte! Der und der Bilker Otto sind übrigens ein Paar Prachtjungen, — breit, stämmig, immer voll Humor und prügelfertig! Luischen, die liebe sanfte Johannissträßlerin, geht mit ihnen in dieselbe Classe wißbegieriger Hosen—erchen, — während Käthe und Wolfgang, die nunmehr große Söhne sind, schon ein anspruchsvolleres Institut besuchen. Ich wollte, ich könnte sie alle zusammen über den Weg zu Dir schicken! —

Was sagt Ihr denn zu Berlin? Blitze, deren grelles Licht einen Abgrund beleuchtet! Dazu der faule Friede! — Hurrah, die Sturmvögel fliegen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

— Es freut mich sehr, daß die im Morgenblatt mitgetheilten Bruchstücke meiner Hiawatha-Uebersetzung Dir und Deiner lieben Frau gefallen haben. Ich zweifle nun auch nicht, daß das ganze Gedicht Euch anmuthen wird. Es hat, abgesehen von dem Interesse, das es als indianischer Sagenschatz bietet, gewiß auch einen hohen poetischen Werth, — namentlich sind manche der Naturschilderungen unnachahmlich schön. Waldhauch und Waldduft strömen wohlthuend durch jeden Gesang. Hier hast Du den Schluß des Gedichts:

Am Gestad stand Hiawatha,
Winkte mit der Hand bei'm Scheiden;
In das klare, lichte Wasser
Ließ sein Bastboot er zum Segeln,
Von des Uferrandes Kieseln
Schob er es hinaus in's Wasser;
Sagt' ihm flüsternd: „Westwärts! westwärts!"
Und in Eile schoß es vorwärts.

Und die Abendsonne, sinkend,
Steckte roth in Brand die Wolken,
Roth den Himmel, wie 'ne Steppe

Zog weit über's flache Wasser
Eine einz'ge lange Glanzspur.
Und, wie einen Strom, die Glanzspur
Niederfuhr mein Hiawatha;
Westwärts, westwärts, immer westwärts,
In den glüh'nden Sonnenhingang,
In die purpurfarbnen Wolken,
In das Graun des Abends fuhr er. —
Also schied mein Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In des Sonnenhingangs Glorie,
In des Abends Purpurnebeln,
Zu den Gegenden des Heimwinds,
Des Nordwestes, des Keewaydin,
Zu den Inseln der Glückseel'gen,
In das Königreich Ponemah,
In das Wohnland des Nachdiesem!

— Ist das nicht schön? Ist der im Sonnenuntergang verschwindende Held nicht ein famoses Bild? Nun, ich hoffe, Du sollst das Buch bald haben! Es ist seit 14 Tagen an Cotta abgegangen.

Von meinem „The Rose, Thistle and Shamrock" wird jetzt die zweite Auflage gedruckt, und habe ich schon sieben Bogen revidirt. Trotz alledem kann ich von keiner Verbesserung meiner Lage berichten. Deutsche Honorare, die mich im Vaterlande bescheiden und sorgenfrei würden leben lassen, schwinden hier wie Schnee in der Sonne. Eine feste Stellung hat sich noch nicht wieder erobern lassen. Erst jetzt (seit vorgestern) ist mir wieder eine Bibliothekarstelle in Dublin, um die ich mich beworben hatte (£ 200 — und freie Wohnung), zu Wasser geworden. Es waren gegen 100 Candidaten da! Nicht einmal mit einer guten Comptoirstelle will es mir gelingen. Die haute volée der deutschen Kaufmannschaft ist eben gegen mich. Ich muß sehen, was wird. Solange ich gesund bleibe, ist mir nicht bange, — doch wird der Sorge kein Ende. O England! Schweigen wir davon!

Gesund, Gottlob, sind wir, — aber matt und erschöpft von der Londoner Kohlenluft. Namentlich meiner Frau und den Kindern thäte ein Luftwechsel Noth. Ein Aufenthalt an der See u. dgl. — Käme noch unerwartet eine neue Auflage meiner Gedichte, so ließe es sich schon machen.

Wirst Du auch auf Koester's Kindtaufe sein? Mein Jüngster hat einige Knittelverse auf die Gelegenheit gemacht!

Leb' wohl denn für heute, o Hiawatha! Grüße Deine Minnehaha und küß' mir Deine lieben Kleinen! Gruß auch allen Freunden! Laß' bald wieder von Dir hören!

An Heinrich Koester.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

Also meinen Geburtstag willst Du heuer mit einer Kindtaufe celebriren? Dies ist eine Gutthat, die mich rührt, und für die ich Dir von Herzen die Hand drücke! Ich gebe beim Teufel einen Hefengroschen drum (auch wohl zwei), wenn ich, mit den Meinigen, bei Euch sein und mein Pathchen selbst aus der Taufe heben könnte! Aber was helfen Wünsche, und was hilft Rasseln mit den Hefengroschen? Denkt einstweilen, daß ich im Geiste bei Euch bin, und in Liebe und Theilnahme Eures neuen Glückes mich freue! Küsse die kleine Katharine Friederike für mich! Da ich, nach den 5564 Verszeilen des Hiawatha, mich poetisch etwas abgespannt fühle, so nimmst Du mir nicht übel, daß ich diesmal die Leyer mit sieben Saiten nicht für die festliche Veranlassung gestimmt habe! Wenigstens: nicht selbst gestimmt habe. Was beiliegt, ist ein Erstlingsprodukt meines Jüngsten, der sich meiner erbarmt und mich aus der Verlegenheit herausgerissen hat. Die Verse, denk' ich, lesen sich noch eben so gut, als der jüngste Blücher-Grolman-Gneisenau-Erguß des alten Arndt in der letzten Cölnischen. Nun hab' aber auch ein Einsehen, lieber Freund! Welches Hofpoeten Feder kann am Ende Eurem Heirathen registrirend folgen? Ihr seid leichtsinnig, Herr! Wenn Ihr auch die Taufgebühren für Nichts achtet, so bedenket wenigstens Damonis Saitenspiel!

Zur Kindtaufe.

17. Juni 1856.

Ich bin meinem Alten sein jüngster Sohn,
Und er meint, ich wär' ein Gewaltskerl schon,
Denn er schickt mich bereits auf die Schulbank, o weh!
Und ich weiß auch ohne Fehler schon mein ABC.
Und ich fiel mir erst gestern in die Stirn ein Loch,
Und ich mache nur zuweilen — — — noch!

Zwar im Sprechen, da bin ich noch ein kleiner Ochs;
Meine Letterbox, die nenn' ich meine Chatterbox;
Und ein Gentleman, daß ich's frei bekenn',
Ist mir alleweile nichts als ein Schempelmänn;
Und besteig' ich meinen Alten und reite Huckepack,
So sag' ich halt mit Lachen: er trägt mich huppetack!

Doch sonst und im Ganzen („Gottlob und unbeschrien"
Pflegt der Alte zu sagen) bin ich trefflich wohlgedieh'n,
Bin von Schultern breit und bin breit von Brust,

Und werde vier Jahr' alt im nächsten August;
Bin feist und bin fest, steh' auf Beinen derb und grad,
Und mein Name, daß ihr's wißt, ist Percy Freiligrath!

Meine Nase, die ist stumpf, meine Stirn ist hoch und breit,
Und mein rother, kleiner Mund ist voll Lachens allezeit,
(Auch voll Butterbrots — nun ja! was wahr ist, das bleibt wahr!)
Meine Augen sind schön braun, doch licht noch ist mein Haar;
Am Morgen ist es glatt, am Abend meist zerrauft,
Doch — ja, was wollt' ich sagen? — ich bin noch nicht getauft!

Als ein Heide, leider Gottes, wuchs ich auf bis heran,
Und bin doch schon ein Jüngling, und bin doch bald ein Mann,
Und es möchte mit der Zeit an der Zeit wohl sein,
Daß ich träte als ein Christ in die Christengemein',
Und ich bin es auch gewillt, und ich thu's, sobald ich kann —
Nur säh' ich mir erst gern einmal das Taufen mit an!

Und so schickt mich denn mein Alter über's wüste Meer
Aus England zu dieser Kindtaufe her;
Und da bin ich denn nun, und da tret' ich vor euch hin:
Guten Tag, Herr Koester und Frau Koesterin,
Und auch Du, mein Koester's Entchen, so lauschig und still,
Das durch's Taufwasser-Becken mir voranschwimmen will!

Nun was die Mamsell präsentirt, bring' ich auch noch wohl zurecht,
Ueberhaupt — so ein Taufen scheint gar nicht so schlecht!
Auf dem Tisch dort steht Alles, was mundet und behagt,
Und der Koester (wie mein Alter es vorausgesagt),
Ja der Koester, der Herr Koester, mischt rothen und weißen Wein —
Sapperlot und alle Welt, das soll sein Schade nicht sein!

Nun, Herr Koester, biet' auch mir einen Humpen an,
Daß auf's Wohl deiner Tochter ich trinken kann!
Mög' die Taufe so wohl bekommen ihr,
Wie bis heute, gottlob! die Nichttaufe mir!
Die Frau Koester auch soll leben! und du selbst! Hurrah,
Und viele, viele Grüße von Papa und Mama!

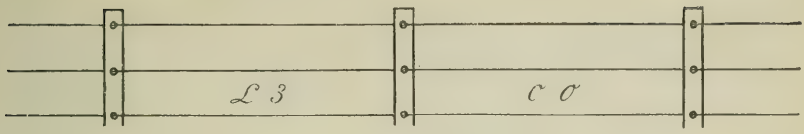
Der Papa setzt heut' selber noch ein Bowlchen an,
Drum muß ich jetzt nach Hause, so geschwind ich nur kann.
Bald, bald komm' ich wieder — Ade für jetzt, habt Dank!
Dann laß ich mich taufen wie Chlodwig der Frank!
Dann schreit' ich als Täufling bis an die Knie in den Rhein —
Ihr Damen und ihr Schempelmen, wer will mein Pathe sein?

In fidem:
Der Alte.

Statt der Unterschrift:

* * *

An Theodor Eichmann.



Sonntag, 29. Juni 56.

Vorstehender telegraphischer Dreidraht, lieber Eichmann, soll Dir ein interessantes Ereigniß verkündigen. Ich bin seit gestern Morgen zum Manager der General Bank of Switzerland creirt worden, habe bereits gestern Mittag mehrere Stunden auf dem Office zugebracht, um durch Einsichtnahme der Briefe und übrigen Schriftstücke einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen, und werde morgen früh meine Funktionen förmlich antreten. Die Sache hat sich seit vorigen Mittwoch gleichsam im Fluge gemacht. Ich habe aber auch dabei fliegen müssen, — und noch dazu in dieser gottlosen Hitze, die mich in den drei Tagen wenigstens 3 Pfund gekostet hat, — Gottlob, nicht Sperling, sondern nur Fleisch. Die Sonne hat aber wirklich mit Shylocks Wuth in mich hinein gebrannt, denn vor die Tugend (und gute Stellen) haben die unsterblichen Götter Schweiß gelegt, wie das schon der alte Hesiod empfunden und (Ἔργ. 287 ff.) ausgesprochen hat.

Ich hoffe nun nur, daß mir der liebe Gott zum Amte auch den Verstand geben wird. Doch ist mir nicht bange. Vor allen Dingen ist es gut, daß ich den Posten habe. Ich glaube, er ist nicht schwer und auch sonst angenehm. In pecuniairer Hinsicht, — wenn ich satisfaction gebe, — sogar noch der Verbesserung fähig. Also nimm Dich zusammen, alter Reimschmied! Die Leute, mit denen ich es zu thun habe, scheinen in hohem Grade gut und rund und angenehm.

Ich habe auch sonst manche Erfahrung bei der Gelegenheit gemacht, die mir Freude und Genugthuung gegeben hat. Alle Freunde, die ich anspannen mußte, (sei es um die Zeugnisse, Bearbeiten von einflußreichen Personen, oder was sonst) haben sich mit Aufopferung thätig und freundschaftlich und theilnehmend erwiesen. Namentlich kann ich Freund Gerstenberg nicht genug rühmen! Auch Huths, die mir doch sonst wegen meiner Politik gewiß nicht grün sind, haben bei diesem Anlaß (wo es sich darum handelte, mir eine sichere Existenzbasis auf die Dauer zu geben) ein Uebriges gethan, und einen Brief an's Directorium der Schweizerbank geschrieben, der, als er vorgestern in meiner Gegenwart vom Präsidenten in voller Sitzung vorgelesen wurde,

murmurs of applause rund um den Tisch erregte. Ebenso Oxford. So etwas ist angenehm, selbst wenn es zu Nichts geführt hätte! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. August 1856.

Lieber alter Eichmann!

Deine Glückwünsche zu meinem Geburtstage, Deine freundschaftliche Theilnahme an meinem Schweizerbanks-Succeß, und endlich die Beschreibung Deiner Spritzfahrt in den Odenwald und in's gelobte Land Schwaben hätten schon längst meinen herzlichen Dank erheischt, — aber Du kannst wohl denken, daß mir die neue Stellung viel zu schaffen macht, und daß ich zu thun habe, um mich einzuschießen und den Platz würdig, d. h. nicht nur mit meinem Bauche, sondern auch mit meinem Ingenium auszufüllen. Zugleich wollte ich erst einige Zeit verstreichen lassen, um Dir etwas Genaueres über die Sache mittheilen zu können.

Ich kann Dir nun zu meiner Freude sagen, daß die Situation angenehm und gut, wenn auch für den Anfang nicht ohne ihre Schwierigkeiten ist. Letztere bestehen hauptsächlich darin, daß ich das ganze Geschäft gewissermaßen erst schaffen muß und dabei, abgesehen von der großen Verantwortlichkeit (die mit meinem jetzigen Gehalt eigentlich gar nicht bezahlt ist), noch die ganz besondere Unannehmlichkeit zu überwinden habe, daß ich zwischen einem sehr unternehmungslustigen Direktorium (dem Pariser) und einem eher vorsichtigen und zurückhaltenden (dem Londoner) mitten inne stehe und meinen Cours mit großer Vorsicht steuern muß. Doch wird Alles sich machen. Die Leute, mit denen ich zu thun habe, sind im allerhöchsten Grade ehrenwerth, und die Stellung ist der Art, daß sie sich, wenn man mit mir zufrieden ist, mit jedem Jahre lohnender machen muß. Wir haben heute unser neues Bureau bezogen, für das wir (2 Stuben und ein Souterrain mit feuerfesten Gelassen) £ 600 — jährliche Miethe zahlen müssen. Mit der Zeit, denke ich, muß ich wenigstens eben so viel werth werden, als unser Local.

Du mußt ja eine herrliche Reise gemacht haben, die ich — da ich die ganze Gegend genau kenne (bin ich doch selbst in Michelstadt und Erbach gewesen! —) Dir im Geiste gewissenhaft nachmachen konnte. Ich wollte, ich wäre bei Dir gewesen! Es geht doch kein Land der Welt über Deutschland, trotz alledem und alledem! Mir geht das Herz auf, wenn ich an seine Berge und Ströme denke! Seltsam ist mir, daß ich, auch wenn ich den Tag über ganz andere Dinge im Kopf habe, so häufig von der Heimath träume. Und mit einer Lebendigkeit und Treue, daß ich beim Wachwerden selbst überrascht

bin! Gott helfe dem Manager, aber ich kann mir doch kein größeres Glück für meine alten Tage denken, als einmal am Rhein oder Weser, oder Ruhr oder Lenne, oder Main oder Neckar, ein stillbeschauliches Leben, an der Seite meiner guten alten Ida, umgeben von meinen herangewachsenen Kindern und natürlich auch zwischen Blumen und Bäumen und Büchern, führen zu können! Wie wird es in 10, 15, 20 Jahren in der Welt aussehen? Gewitter drohen allenthalben (zunächst wohl in Italien und Frankreich) — wird man sich noch einmal eines traulichen dichterischen Stillebens erfreuen können?! Gott weiß es! Hört man von Schandthaten, wie diese jüngst von Oesterreich verübte (der Mord Ciceruacchio's, seiner beiden Jungen, und fünf anderer Personen), so scheint es kaum möglich! Wie könnte man sich behaglicher Muße ergeben, so lange solche Greuel einem das Blut kochen machen!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 15. 1856.

Laß' Dir das Tagewerk eines Greises berichten!

Gestern Morgen 6 Uhr erhob ich mich, — wusch und rasirte mich, — zog mich an, mahlte und bereitete einen schmackhaften Kaffee, und fuhr sodann mit Frau und fünf unschuldigen Kindern nach Ramsgate, wo ich meiner luftwechselbedürftigen Familie die letzten sonnigen Herbsttage am schönen, herrlichen Meergestade gönnen möchte. Als wir aus der Themse in See kamen, wurden die Kinder seekrank: — Wölfchen und Käthchen weniger, und immer dabei auf den Beinen (und lachend, wenn sie über die Seiten des Schiffes wieder einmal geopfert hatten), die drei Kleinen aber ärger, und sehr unglücklich. Otto ließ sich ruhig von der Stewardes besorgen und hinlegen, Luischen und Percy aber wollten von der alten Person nichts wissen, und wehrten sie nur ab. So denn (da Ida weder Hand noch Fuß zu rühren wagte, aus Furcht, bei der geringsten Bewegung auch krank zu werden) hatte ich mich der armen Kleinen anzunehmen, und war nicht wenig froh, als wir endlich wieder terra firma unter den Füßen hatten. Am Ufer waren die kleinen Krabben wieder, als ob ihnen nichts gefehlt hätte. Ich ließ sie am sandigen Ufer mit sammt ihrer Mama herumkrabbeln und stiefelte dann in's Städtchen, um ein Quartier zu suchen. Dies fand ich bald, und holte dann die Familie, um einen triumphirenden Einzug mit ihr zu halten. Nun aber hatte sich's inzwischen gefunden, daß der Koffer bei der Abfahrt in's Margater Boot gekommen war. Ich setzte mich also auf den Top eines Omnibus, fuhr nach Margate, bemeisterte mich des Flüchtlings, und brachte ihn, wiederum outside Bus die 14 Meilen nach Ramsgate. Unterdessen war

es nahe an 7 Uhr geworden, und der letzte Eisenbahnzug nach London (den ich benutzen mußte, um heute Morgen bei Zeiten auf dem Office zu sein) dampfte gleich ab. So wieder im Trott an's Gestade, wo die Familie wieder Muscheln suchte und Sandbauten aufführte. Abschied genommen und segnende Hände ausgestreckt, und dann beweint und um baldigen Besuch gebeten, fort nach London, wo ich (an London Bridge Station) um ½12 ankam. Dann, da kein Omnibus mehr fuhr und ein Cab Luxus für mich gewesen wäre, noch zu Fuß nach Hackney, wo ich kurz vor Eins anlangte. Und Alles dieses ohne meinen sterblichen Menschen durch ein Mittagessen gestärkt zu haben. Denn auf dem Schiff mußte ich die wohlthuende Table d'hôte der Kleinen wegen (die ich nicht allein lassen konnte) versäumen, und nachher war auch keine Zeit. Ich war doch von Herzen müde, als ich nach Haus kam, las aber doch noch, bei einem Glase Dünnbier und einer Kruste Brod und Käse, Deinen Brief, ging dann zu Bette, und bin heute wieder frisch und auf den Beinen. Was für einen Greis allerdings was sagen will.

Soviel für heute! Nächsten Sonntag bringe ich von früh bis spät bei den Meinen zu, und hole sie dann acht Tage später wieder ab. Ramsgate ist herrlich gelegen, schöne Kreidefelsen, prächtige Sandbucht, weiter Blick auf die See, die hier von Schiffen aller Art wimmelt. Dabei haben wir prächtiges sonniges Wetter jetzt. Ich hoffe, der Aufenthalt thut meinen Lieben wohl. Möge sie mir der alte Gott an seinem Weltmeere schützen! —

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 26. Dezember 1856.

Vergnügte Weihnachten und Prost Neujahr! Dir und Deinem Hause! Und mit diesem treu und ehrlich gemeinten Wunsche laß mich die Bitte verbinden, daß Du ohne Groll wider mich (von wegen meiner abermaligen langen Schweigsamkeit) aus dem alten in's neue Jahr hinüberschreiten mögest! Ich war eben wieder einmal faul, — zum Theil auch durch meine neue Situation vielfach in Anspruch genommen. Mit diesem Bekenntniß und der gleichzeitigen Versicherung meiner unveränderten Gesinnung für Dich laß' Dir genügen, und trage keinen Knurr- und Brumm-Saldo auf meine Rechnung zu meinen Lasten vor! Unser Schuldbuch sei vernichtet!

Durch meine Schwägerin und dann und wann auch durch Eichmann habe ich seither gelegentlich von Dir gehört. Jene wird Dir das nützliche Instrument [1]) für Deinen künftigen Schwiegersohn überantwortet haben, und Du wirst Dich befleißigen, es durch frommen Gebrauch blank und im Stande

[1]) Einen Korkzieher.

zu halten. O, ihr Flaschen der Zukunft, die der Eidam der Zukunft einst damit entkorken wird! Wo werden wir dann sein, lieber Koester! Längst unter dem Rasen, und das edle Naß wird nur als nutzlose, wenn auch gutgemeinte, Sprengung zu uns niederträufen. Dein Bildniß aber, durch Caspar Scheuren künstlich gemalt, wird finster auf die zechenden Enkel herabblicken, gleich als zürnt' es! Das wird so ungefähr um's Jahr 1910 sein, — nicht eher! Und wir werden dann doch am Ende froh sein, nicht mehr mit dem lustigen jungen Volke schwärmen zu müssen, sondern langgestreckt ruhn, ruhn, ruhn zu können. Weiß Gott, ich bin manchmal recht müde, und hätte ich nicht Weib und Kinder, die mich an's Leben fesselten, und es mir zur Pflicht machten, zu wirken und zu schanzen, so lange eine Faser noch hält, — wahrhaftig, ich legte mich je zuweilen nicht ungern.

Aber Schwerenoth, in was für ein Geschwätz komm' ich da hinein! Laß' mich Dich lieber fragen, ob Du endlich meinen „Hiawatha" erhalten hast, den ich Cotta bereits vor 6 Wochen auftrug, Dir zu schicken? Und hast Du ihn, so schreib' mir, wie das Buch Dich anspricht, und ob Du meinen Fleiß und meine Kunst loben kannst. Wenn Du Böttger's Uebersetzung zur Hand hättest, so wäre es mir lieb, wenn Du beide Arbeiten, seine und meine, mit einander vergleichen und mir das Ergebniß der Vergleichung melden wolltest.

Wenn Du meine Uebersetzung mit einiger Genauigkeit ansiehst, so wirst Du (ich darf ja wohl diesen einen Punkt eben andeuten) finden, daß ich, dem Original nacheifernd, eine Menge nicht unglücklicher Allitterationen darin losgelassen habe. Für „root and rubbish" z. B. „Wust und Wurzel." Sodann „Span und Splitter," „barsch und brausend," „Rusch und Röhricht," „Moor und Matte," „Marsch und Moorland," u. s. w. Ich möchte wissen, ob Böttger diese Eigenthümlichkeit des Originals wiederzugeben sich bemüht hat.

Und nun genug von „Hiawatha". Amen, Selah! Einen langen Strich dahinter! Jetzt soll was Besseres bald folgen! Ich muß sehen, was ich thun kann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 15. Januar 1857.

Ich wollte Dir schon längst auf Deine letzten beiden Briefe antworten, Geschäfte aber und sonstige Abhaltungen haben mich immer nicht dazu kommen lassen. Nochmals, Dir und den lieben Deinigen die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahre! Wir freuen uns, daß Ihr mit Euren Kleinen frohe und

zufriedene Weihnachten verlebt habt, und daß der schimmernde Tannenbaum mit Lichtern und Nüssen und Spielzeug vom Grafenberg zu Euch herniedergestiegen ist. Auch wir haben eine stattliche Krone in unserm vordern Parlour prangen lassen, und an Kinderjubel hat es nicht daran gefehlt. Es war am ersten Weihnachtstage Abends. Zwei deutsche Freunde waren bei uns. Eine bescheidene Bowle Punsch (oder vielmehr Cardinal) beschloß den Abend in heiterer Weise. Ja, wenn man bei solchen Gelegenheiten mit Frauen und Kindern bei einander sein könnte!

Daß „Hiawatha" Deiner guten Marie und Dir einige genußreiche Stunden verschafft hat, höre ich mit aufrichtiger Freude. Als ich „die Hungersnoth" zuerst übersetzt hatte, und sie brühwarm aus dem Bleistift-Manuskript meiner Frau vorlas, war auch die ergriffen und hatte ein paar Thränen wegzuwischen. Es ist wirklich wunderbar, mit wie wenig Mitteln der Dichter in diesem Gesange die pathetischste Wirkung hervorzubringen gewußt hat. Einfacher kann doch eigentlich nichts sein. Die Allgemeine Zeitung erwähnte der Uebersetzung neulich beiläufig in einer kurzen Kritik von Bodenstedt's Neuen Gedichten und meinte, daß ich, bei größerer Treue, den Ton des Originals noch glücklicher getroffen hätte, als mein Vorgänger Böttger. Das soll wohl sein, sagt Freiligrath. Ich habe Böttger's Uebersetzung noch immer nicht gelesen, möchte aber darauf schwören, daß er auf so sonderbar schöne Benamsungen, wie „Das Wohnland des Nachdiesem" (für the land of the hereafter) und dgl. nicht verfallen ist.

Wenn Du Auerbachs „Barfüßele" noch nicht gelesen hast mit Deiner Frau, so bitte ich Dich sehr, es ja nicht länger aufschieben zu wollen. Ihr werdet wieder einmal eine Freude an etwas Schönem und Gutem haben! Auch möchte ich Euch empfehlen: Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, von J. V. Scheffel, — ebenfalls ein treffliches Buch, der Roman eines Dichters! Und dann: Kennst Du Hermann Lingg's Gedichte! Wenn nicht, so laß' die Thaler springen je eher je lieber! Etwas Großartigeres, als z. B. die Bruchstücke von der Völkerwanderung kannst Du nicht lesen. Lingg ist ein Kerl, — eine Kraft, — eine Natur! Das thut wohl nach all dem süßen, lyrischen Geschleck der letzten Jahre! —

* * *

An Ludwig Merckel.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Febr. 1857.

Nach langer Zeit, nach dem Wechsel vieler Monden und Menschen, reiche ich Dir wieder einmal die Hand. Es hätte eher geschehen sollen!

Als ich Detmold zuletzt verließ, schriebst Du mir noch einen lieben, herzigen Brief, und forderteſt mich darin zur Aufrechthaltung unſeres neugeknüpften Freundſchaftsbundes auf. Wie feſt nahm ich mir damals vor, Dir bald wieder zu ſchreiben, und den liebſten Genoſſen meiner Knabenjahre ſo bald nicht wieder aus den Augen zu verlieren! Vergieb, lieber Merckel, daß es bei'm bloßen Vorſatz geblieben iſt! Ich will mich nicht entſchuldigen! Aber die Wahrheit iſt, daß ich mich grade zu der Zeit in Lebens- und Entwicklungskriſen befand, die mich ſelbſt andere Pflichten, als die gegen alte liebe Freunde, vernachläſſigen ließen. Und als dieſe Kriſen überſtanden waren, als ich ein Weib gefunden und mir ein häusliches Glück gegründet hatte, das — ich bin ſtolz und dankbar, es ſagen zu können — noch heute den Segen meines Lebens ausmacht, kamen die politiſchen Jahre und brachten neue Erregung, neuen Kampf, neue Unraſt. Und ſo ſind faſt zwei Decennien dahingeflogen, ohne daß ich vor Dich getreten bin und Dir geſagt habe, daß Du noch immer in meinem Herzen lebſt, daß ich Deiner und der guten alten Zeit unverbrüchlich treu gedenke, und daß die Buchen und Eichen unſrer ſchönen Waldheimath, unter denen wir zuſammen den Morgen unſres Lebens ſich röthen ſahen, — o, wie oft noch durch meine Träume wehn! Laß' es mich Dir endlich heute ſagen, und — weiſe meinen Handſchlag nicht zurück, weil er ſo ſpät kommt!

Verlange diesmal nichts Ausführliches! Dieſe Zeilen ſollen nur ein Anerkenntniß meiner Schuld gegen Dich ſein und Dir meinen Wunſch ausdrücken, dieſe Schuld wieder gut zu machen. Alſo nur das Wichtigſte aus meinem äußern Leben, und auch das nur im flüchtigſten Umriſſe! Ich bin verheirathet ſeit 1841. Fünf liebe prächtige Kinder, blühend und begabt, drei Jungen und zwei Mädchen, ſpielen und lernen um mich herum. Ein ſechstes habe ich ſchon vor zehn Jahren, zur Zeit meines erſten Aufenthaltes in England, in die fremde Erde begraben müſſen. Gott ſchütze und erhalte mir die andern! Seit Mai 1851 bin ich wieder in London, — eine Reiſe (im Sommer 1854) nach Edinburgh, den ſchottiſchen Hochlanden und den Stätten, die mir durch Robert Burns geweihte ſind, hat die einzige Abwechſelung in dieſe ſechs Jahre Stillleben gebracht. Sonſt habe ich nur zu arbeiten und zu ringen gehabt, — in der Zeit wie mein ganzes Leben hindurch. Im Augenblick geht's mir gut. Ich bin Geſchäftsführer einer Bank (oder vielmehr der hieſigen Agentur eines der modernen Credit-Inſtitute des Continents), und ſomit einſtweilen mit einer Art von „feſtem Boden unter den Füßen." Dazu geſund und rüſtig, ob ſich auch ſchon Grau in meine Haare miſcht. Und die Muſe, trotz dieſes Grau's und trotz London, Bank and Business, iſt nicht gänzlich von mir gewichen. Ziehe ich die Summe

meines bisherigen Lebens, so habe ich nur Ursache, froh und dankbar und zufrieden zu sein. Wohl ist Alles, was ich bin und habe, wie aus Schiffbrüchen zusammengerettet: — aber ich schätze und preise es vielleicht eben deswegen um so mehr. Zu dem: wie dürfte der Einzelne klagen wollen, wo dem Ganzen so Vieles und so Großes in Trümmer gegangen ist?! —

Und nun, lieber Freund, wie geht es Dir? Dein Leben hat sich in engeren Kreisen bewegt, als das meinige, — einfacher, ruhiger und stiller, aber darum vielleicht auch tiefer, innerlicher und harmonischer. Ich möchte gern von Dir und über Dich hören, — darf ich hoffen, daß ein Gruß aus dem Frieden Deines Pfarrhofs auf meinen lauten, tobenden Markt herüberschallen wird?

Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben die Gegensätze schärfer hervortreten lassen, und sich sondernd und spaltend in und zwischen Alles hineingedrängt. Wie unsre Wege uns geführt haben, darf ich kaum annehmen, daß wir über dies und das gleicher Meinung sind. In den Hauptsachen jedoch, das weiß ich, sind wir es gewiß. Darum nahe ich Dir auch so zuversichtlich. Möchten wir uns wieder einmal Aug' in Auge begegnen, so bin ich sicher, daß wir uns leicht verständigen würden. Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie Du mich Dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Ueberzeugungen, und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir werth, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt.

Dieser Brief kommt Dir durch Karl Weerth zu, der Dir gleichfalls ein Exemplar meines jüngsten Buches überschicken wird. Nimm auch dieses, den „Sang von Hiawatha" als ein freundliches Gedenkzeichen freundlich an.

Leb' wohl denn für heute, mein theurer alter Freund! Mir ist wohl um's Herz, nun da ich mein Unrecht gegen Dich resolut gestanden habe! Noch einmal: Vergieb, und laß' uns wieder die Alten sein! Grüße mir recht herzlich die Deinigen: — Deine guten Eltern, wenn Dir das große Glück beschieden ist, sie noch zu besitzen, und Deine lieben Schwestern und Brüder! Auch die alten Freunde! Wo sind sie? was treiben sie? Und tausend, tausend Grüße den Bergen und Wäldern unserer Jugend, — der Werre, — dem Bruch, — dem Büchenberg, — der Grotenburg, — dem Winfeld, — den Externsteinen!

Gott mit Dir, mein lieber Merckel! Unverändert

Dein alter

F. Freiligrath.

An Theodor Eichmann.

London, 19. Februar 1857.

— Ueber mich und uns kann ich diesmal wenig berichten. Wolf und Otto haben einigemal den Croup gehabt, sind aber jetzt, wie wir übrigen Alle, ganz wieder gesund. Ich selbst bin wohler diesen Winter, als je einen vorher, und gehe oder fahre outside Omnibus nach und von der Stadt in allen Wettern. Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Diese Distanzen, dieses Treiben, dieses ewige Auf der Mensur stehn mit dem Leben! But never mind! Bald haben wir wieder Frühjahr, und wenn im Sommer mein Geburtstag kommt, habe ich noch immer weit bis zum halben Jahrhundert. Old, yet firm! Nur immer frisch und muthig! Alles Andere gibt sich!

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
2. August 57.

Herzlieber Freund!

Damit Sie gleich über mein neues Philisterium (von dem Sie durch die Blätter ungenügende Kunde erhielten), in's Klare kommen, sei mit zwei Worten bemerkt, daß meine Stellung die eines „Manager" (i. e. Geschäftsführers oder Bureauchefs, bei Leibe nicht „Direktor") der hiesigen Agentur der von James Fazy zu Genf gegründeten Banque Générale Suisse ist, eines Instituts, das, wie Ihre Darmstädter Bank und die Legion ähnlicher Etablissements auf dem Continent, nach dem Vorgange und Muster des französischen Crédit Mobilier vor stark einem Jahr entstanden ist. Die Stellung ist insofern angenehm, als sie ziemlich unabhängig ist. Dadurch freilich auch verantwortlicher, als jede frühere Stellung, die ich schon bekleidete, — so verantwortlich, daß ich, nur um sie zu bekommen, eine ansehnliche Caution habe beibringen müssen. Das Gehalt, wenn auch nicht glänzend, ist anständig. So schanzt und ackert man denn wieder im Schweiße seines Angesichts, — freut sich, daß man auch eine der Hände ist, die diesen großartigen modernen Hebel in Bewegung setzen, — und lobt Gott (wenn auch nicht mit Saitenspiel), daß man nicht ausschließlich auf Cotta und das übrige Hirnfresserpack angewiesen ist.

Nun zu Ihren oft wiederholten Aufforderungen, eine Rückkehr nach Deutschland anzubahnen. Gott weiß, lieber Freund, wie gern ich wieder in Deutschland wäre! Diese letzten sechs Jahre haben mich recht gelehrt, was

die Heimath mir ist, und was ich, fern von ihr, entbehre! Ich bin so deutsch geworden, daß ich das Exil wirklich nur hier, im germanischen England, möglich und erträglich finde (aber auch nur erträglich) — und dennoch kann ich mich zu Schritten, wie Sie sie anzudeuten scheinen, nicht entschließen. Ich müßte also doch petitioniren, ich müßte also doch wenigstens Versprechungen geben! Das geht nicht! Wie die Regierungen es mit den Flüchtlingen meinen, haben wir zudem bei Gelegenheit der letzten Amnestien gesehen! Ob Preußen demnächst auch eine Amnestie gibt, steht noch sehr dahin. Im besten Fall wird es, wie überall, eine Amnestie mit Ausnahmen sein. Und nun sollte ich betteln, daß man mich nicht ausnehme, — sollte, möglicherweise, den Gegnern den Triumph einer Verweigerung in die Hände spielen, — sollte, im glücklichen Fall, ein lebenslänglich von der Polizei Beaufsichtigter werden?! Nimmermehr! Mich und uns Alle kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen! Thut sie's nicht, ist sie überhaupt todt, oder erhebt ihr Haupt erst wieder, wenn das unsrige längst unter'm Rasen liegt, so bin ich resignirt, und hoffe die Kraft in mir zu tragen, das Unabänderliche, selbst Heraufbeschworene ausdauern zu können — bis an's Ende!

Ein treues deutsches Herz ist mir immer nahe, das meiner Frau! Das ist ein Glück und ein Segen, und ich danke Gott dafür! Was unsre Kinder angeht, so müssen sie freilich Engländer werden in England. Und das ist, wenn die Sachen bleiben, wie sie sind, auch kein Unglück! Auch hier giebt's der Uebelstände und des Drückenden genug, — aber daneben (oder besser, darüber) die Freiheit und die nationale Größe, und der Einzelne fühlt sich frei und groß als Bestandtheil des großen, freien Ganzen! Mögen sie sich denn ihren Weg hauen als freie Bürger eines freien Landes, und es später — in der Schulstube oder auf dem Comptoir, auf der Locomotive oder im Mastkorb, in Australien oder am Cap oder in Indien — immerhin vergessen, daß ihr Vater ein Stück von einem deutschen Poeten war, und durch sein Entsagen auf die Heimath ihnen eine große neue Heimath gegeben hat. —

Inliegend finden Sie die beiden, mir vor sechs Jahren nachgeschickten Steckbriefe. Der Düsseldorfer fußt auf einem Heftchen Gedichte, der Cölner auf dem angeblichen Becker-Rothjung'schen Schneider-Complott. Keiner von beiden ist zurückgenommen, und eben so wenig bin ich in contumaciam verurtheilt worden. So stehen die Sachen.

Wie dem aber auch sei, und wie mein Schicksal sich auch schließlich entscheiden möge: Ihr Wunsch, mich nach Deutschland zurückkehren zu sehen, und der wahrhaft freundschaftliche Antheil, womit Sie mir den Gegenstand plausibel zu machen suchen, rühren mich tief, und ich danke Ihnen auf's Treueste und Herzlichste dafür! Und keinenfalls gebe ich die Hoffnung auf,

Ihnen, trotz alledem und alledem, früher oder später noch einmal die Hand zu drücken und in's Auge zu schauen! Wer weiß, wie Alles kommt!

Alles Gute, was Sie mir über sich und die Ihrigen mittheilten, haben wir mit der alten Liebe und Theilnahme gehört, und uns herzlich darüber gefreut. Also auch Wilhelm hat sich verlobt; irre ich nicht, so habe ich einmal (o, meines ergrauenden Hauptes!) eine angenehme Postwagenfahrt mit dem Großvater von Wilhelm's Braut gemacht. Das war Anno 1834, und auf der Route zwischen Amsterdam und Crefeld. Ein vergnügter, redseliger alter Herr saß mit mir im Coupé; wir schwatzten von Literatur und Stockfischen, von Holland und Deutschland, von Amsterdam und Gera, von Willem dem Ersten (oder Tweeden) und Heinrich dem Ein- oder Zweiundsiebzigsten. Denn der alte Herr, wie er mir gleich anfangs vertrauensvoll gestand, war allerdings der Hochfürstlich Reussische Gymnasialdirektor Rein aus Gera, hatte sich Holland und die Universität Leyden besehen, und ging nun, seinen Sohn bekneipen, den Rector Rein Junior in Crefeld. Was gilt's, der künftige Schwiegervater Ihres Wilhelm ist ein andrer Sohn meines vergnügten freundlichen Alten? Es kann nicht anders sein: Die Rein's sind eine Rectorenfamilie! Bitte, sagen Sie mir doch, daß ich Recht habe. Noch muß ich lachen, wenn ich an das komische Erstaunen des alten Philologen denke, als er endlich nach 24stündiger Fahrt (ich reiste damals noch incognito unter meinem eigenen Namen) glücklich aus mir herausbrachte, daß ich eben „nur ein Geiger", nur der Commis eines Amsterdamer Banquiers sei. Das schien ihm fabelhaft, und er trennte sich von mir halb mißtrauisch, wenn auch, zu Hörnerklang und Peitschenknall, mit obligatem Schwenken seiner mit Ohrenklappen versehenen Reisemütze. Das war die gute, alte Postwagenzeit! Des guten Alten aber habe ich nicht wieder gedacht, als bis ich jetzt erfahre, daß er mittlerweile (wahrscheinlich im Grabe) zum Groß-Schwiegervater Ihres Sohnes avancirt ist.

N.B. Ich lege ein paar Gelegenheits-Carmina bei, — Hochzeitslieder für ein paar liebe alte Freunde, die, als alternde Junggesellen, sich noch in aller Eile zu verheirathen so gescheit gewesen sind. Das eine der Lieder regt auch, halb ernst, halb komisch, die Exilfrage an, und Sie lesen es drum vielleicht nicht ungern. Zum bessern Verständniß muß ich noch erwähnen, daß der Erste der jungen Ehemänner Eichmann heißt, mit Mahagoniholz handelt, und in seinem Junggesellenstande durch wehmüthiges Guitarrenspiel Ruhm erwarb. In dem andern Liede wird alles verständlich sein. „Anthon der berümbte Schenke" ist der Bruder der Braut, Advokat Bloem in Düsseldorf, weiland demokratischer Abgeordneter zum Berliner Parlament 1848 und 49. Die Anspielung auf das schöne Lied: „Heinrich schlief" erinnert Sie vielleicht

an die Zeit, wo ich eben dieses Lied, mit etwelchen kühnen Variationen, in Ihrem Kreise zu intoniren mir erlaubte. Den englischen Maitrank, die edle Mint Sauce, mag die Schwiegertochter Ihnen beschreiben, oder, besser noch, bereiten. Der „Ruhsitz Monrepos" erregt hoffentlich keinen Anstoß. In der Schluß-Vignette, glaub' ich, sehen Sie den bescheidenen Sänger sitzend auf ihm dargestellt.

So ist denn auch der gute Vater Béranger gestorben und — auf Regiments-Unkosten begraben worden. So escamotirt man die Republikaner noch nach ihrem Tode in's imperialistische Lager. Die Farce war aber doch gar zu plump.

Es kann doch noch schön werden in der Welt. Wetterwolken allenthalben, — und unter dem Boden tönt es hohl, — von der Seine bis nach Indien und China!

Noch eins: Gabriel Rieſſer sah ich vorigen Sommer und Winter auf seiner Reise nach, und auf seiner Rückkehr von Amerika. Ganz der Alte! Auch Gerstäcker, Julius von Rodenberg, Marschner und seine liebenswürdige Frau, und noch diese und jene sind mir ohnlängst in den Londoner Wirbeln begegnet. Da schlagen denn die Mythen von dem für mich untergegangenen Deutschland, wie das Läuten von Uhland's verlorner Kirche, dumpf und seltsam an mein Ohr!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 4. März 1858.

— In der Politik ist es ja kürzlich ziemlich lebhaft gewesen, namentlich hier und in Frankreich. An die Amnestie, wie Du Dich erinnern wirst, habe ich nie geglaubt. Uns bringt nur die Revolution wieder nach Deutschland zurück. Oder wir sterben im Auslande. Auf alle Fälle laß ich mich jetzt in England naturalisiren.

Ich wollt', ich hätte 1000 Pfund alle Jahre, und nichts dafür zu thun. Geschäft und Anstellung sind sehr gut, und ich danke Gott, daß ich sie habe, und Weib und Kinder mit Ehren durchbringen kann. Aber an's poetische Schaffen kommt man wenig. Vieles, was man noch wohl auf dem Herzen hat, bleibt ungesagt! Auch gut! Die Vögel haben den Schnabel nicht nur zum Singen, sondern auch zum Fressen. Mit dieser wohlfeilen Weisheit will ich heute schließen.

Wann wird die Welt wieder einmal in die Fugen kommen? Social, politisch, geschäftlich — in jeder Weise!

* * *

An Karl Krah.

[London] 19. Mai 1858.

Ich habe mich in diesen Tagen herzlich gefreut, unsre guten alten Freunde, Jos. und Mich. Dumont, hier begrüßen zu können und zugleich von ihnen zu hören, daß Du noch im Lichte wandelst, wohlauf bist und Dich als Local-Nachrichter der Cölnischen Zeitung um das Publikum und Dich selbst verdient machst. Der würdevolle Faltenwurf des Styls der Local-Nachrichten, aus dem dann doch hin und wieder ein ehrbares Schelmengesicht hervorlauscht, hatte mich längst als ein Bekanntes, das ich doch nicht recht zu Hause bringen konnte, angemuthet, und ich war d'rum nicht wenig überrascht und erfreut, als mich unsre Freunde, mit vielen sich von selbst verstehenden Lobsprüchen auf den Fleiß und die Gewandtheit Deiner Feder, mit dem Geheimniß Deiner Nachrichterschaft und dem offenkundigen, nur noch nicht bis zu mir gedrungenen Factum Deines Schriftstellerruhms bekannt machten. So erleuchte Dich denn der Herr ferner, lieber alter Freund! Möge noch mancher rheinische Lenz mit den knospenden Gescheinen des Weinstocks in Deine Seele strahlen und Dich über dieses anmuthigste aller Naturwunder Deinen und den Verehrern der edeln Rebe berichten lassen! Amen, so sei es! Wohl dem, der da Weinstockgescheine zu zählen hat, und nicht, wie ich anjetzt, Coupons, Aktien und Obligationen!

Dieses Blatt, das die Brieftauber Michael und Joseph unter ihre Flügel nehmen wollen, soll nur ein freundlicher Gruß sein, kein Brief! So soll es Dir denn bloß nach sagen, daß es uns wohl geht, — daß ich, leider, bedeutend dick werde (als Mitglied der hohen Finanz, natürlich!), — daß Ida stärker und kräftiger ist, als früher, — und daß die Kinder (von denen Du unser Meisterstück Percy noch gar nicht kennst) an Leib und Seele gesund und gut emporblühen. Auch Gescheine, die man gern betrachtet und Luft und Sonne vom Himmel auf sie herabfleht! Gott behüte und erhalte sie uns alle!

Und nun den herzlichsten Händedruck, lieber Krah!

* * *

An Heinrich Koester.

16. Nov. 1858.

Ich schreibe heute nur zwei Zeilen, um Dir die erschütternde Nachricht vom Tode der Frau Kinkel mitzutheilen. Derselbe hat gestern Nachmittag um 1/2 3 Uhr stattgefunden. Wie Alles so rasch, so furchtbar rasch gekommen ist, weiß ich noch nicht. Vor ungefähr 14 Tagen schrieb mir Kinkel, daß wir, wenn der erste Sturm der Season vorüber sei, doch einmal wieder zu

ihnen nach Paddington hinauskommen möchten. Damals stand Alles wohl in seinem Hause! Und heut die Trauerkunde!

Ich theile Dir dieselbe gleich mit, weil ich weiß, welch innigen Antheil Du an dem Geschicke Kinkels und der Seinigen nimmst, — weil ich weiß, wie hoch auch Du die vortreffliche, tapfere Frau gehalten hast, — und weil wir noch jüngst bei Deinem Hiersein jenen vergnügten Abend mit Kinkel's zubrachten. Wer hätte damals ahnen können, daß Alles so bald anders sein würde!

Ich muß gestehen, der Fall hat mich nicht nur erschüttert, er hat mich betäubt! Kinkel und seine Kinder thun mir unendlich wehe. Mehr, als ich sagen kann!

* * *

An Karl Elze in Edinburg.

5, Upper Homerton, Hackney,
1. Mai 1859.

Besten Dank, lieber Freund, für Ihr willkommenes Briefchen und die freundliche Nachsicht, mit der Sie das Exemplar meiner (von meinem Verleger sogenannten) sämmtlichen Werke bei sich aufgenommen haben! Zu meiner Freude ist nun auch gestern noch der letzte Band von New-York eingetroffen. Sie erhalten ihn gleichzeitig mit diesen Zeilen.

Aber nun, theurer Freund, die Hand auf's Herz, haben Sie mich seither nicht für einen Barbaren und schlechten Menschen gehalten? — Wie soll ich mich nur entschuldigen? Zwei Worte, denk' ich, erklären Alles: London und die schwere Noth der Zeit. Sie wissen ja: das Leben und die Arbeit absorbiren hier mehr von den Kräften und der geistigen Frische eines Mannes, als anderswo. Vollends, wenn der Mann anfängt, ein alter Mann zu werden. Wie selten komme ich noch einmal zu einem ganzen vollen Aufathmen! So ist es zugegangen, daß ich fast alle freundschaftliche Correspondenz (nicht bloß die mit Ihnen) vor und nach habe einschlafen lassen, ohne doch, wie Sie geglaubt haben, schlecht und ein Barbar zu sein. Man wird eben müde, — bitte, vergeben Sie mir!

Alles dies wollte ich Ihnen eigentlich schon heute vor drei Wochen sagen. Aber da mußt' ich plötzlich nach Paris, und war im Louvre und auf den Boulevards statt am Schreibtisch in meiner stillen Bücherstube. Und wie hab' ich seit meiner Rückkehr in Berufsarbeiten gesteckt!

Daß es Ihnen in Edinburgh wohlgeht und wohlgefällt, höre ich mit großer Freude. Ich hatte es nicht anders erwartet. Aber wirklich, lieber Freund, Sie sollten über London zurückreisen! Können Sie's denn nicht

einrichten? Mich verlangt herzlich danach, Ihnen wieder einmal die Hand zu drücken, und über so Manches mit Ihnen zu plaudern, was sich in den engen Pferch eines Billets nicht alles hineinzwängen läßt. Auch sollten Sie billig sehen, welch ein stattlicher Schlingel Ihr Freund Kah-keh-ga-ga-bowh [1]) geworden ist. — Sie riskiren wirklich nichts, lieber Freund! Also noch einmal: kommen Sie! Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen! Und was den Häringssalat angeht, so macht ihn meine Frau jetzt sogar noch besser, als weiland! Wie wollten wir uns freuen, wenn wir wieder einmal in der alten gemüthlichen Weise um den Kamin (man kann ihn heute, am 1. Mai, noch nicht entbehren!) herumsäßen! — —

Friedrich Bodenstedt ist seit Ostern in London, um im Brit. Museum Studien zu seinem Werke über die Englischen Dramatiker zu machen.

Loch Lomond und Loch Katrine sollten Sie aber doch noch im Fluge mitnehmen. Ich denke noch immer mit Entzücken an den Tag, den ich (im Juli 1854) dort war.

* * *

An Theodor Eichmann.

9. Mai 1859.

Lieber, lieber Eichmann!

Seit lange hat mich und meine Frau nichts so sehr bewegt und erschüttert, als die Trauerbotschaft vom Tode Eures jüngsten Söhnchens! Wir freuten uns so innig Eures elterlichen Glückes und nehmen drum jetzt eben so innigen Antheil an Eurem großen und gerechten Schmerze! O gewiß, es ist entsetzlich, solch ein junges, reines, unschuldiges Leben, das noch nichts kennt als Liebe und Güte, das erst eben die Augen aufthut, um sich groß und froh verwundert in der Welt umzusehen, so plötzlich wieder hingeben zu müssen. Lieber, lieber Eichmann, glaub' es, wir fühlen mit Dir und der armen beraubten Mutter, und wenn Euch unsre Theilnahme ein Trost sein kann, so habt Ihr diesen Trost im allerreichsten Maße. Wir wissen, was es heißt, ein geliebtes Kind sterben zu sehen, helfen zu wollen und nicht zu können, — ach und zuletzt auf die brennenden Lippen, auf die süßen, brechenden Augen den letzten Kuß zu drücken! Das sind Augenblicke, die sich für alle Zeit in's Herz einfressen! Wohl ziehen sie sich später in einen stillen Winkel darin zurück, — wohl rauschen der Tag und das Leben darüber hin, wie das Gras über den kleinen Hügel rauscht, — aber sie sind da, unzerstörbar, unentweichbar, und

[1]) Spitznamen für Freiligraths Sohn Otto, eigentlich Namen der wunderlichen Rothaut, die sich 1848 im Frankfurter Parlament präsentierte, auf der Durchreise in Düsseldorf mit Freiligrath verkehrte und Ottos Pate ward.

glücklich der, dem sie immer und immer wieder einmal die Thränen in's Auge treiben und ihm das Härteste und Herbste, ungesehen, neu durchkosten lassen!

Welch ein Kind, zwischen Käthe und Wolfgang mitten inne, würde jetzt unsere arme kleine Marie sein! Und hab' ich Dir je von meinem Bruder Otto erzählt, dem Lachenden, mit den großen ernsten braunen Augen? Er starb im Sommer 1830, bald nach meinem guten unvergeßlichen Vater, ungefähr eben so alt, wie Dein Ludwig. Der wäre jetzt ein Mann! Mir aber steht er noch immer vor der Seele, als glückliches lachendes Kind, das ich hinaufnahm in meine Kammer, es mit einem Bilderbuche auf den Boden setzte, und das mich dann, irgend ein Bild, das ihm gefiel, hoch emporhaltend, mit Jauchzen von meinem „Alten Matrosen", oder woran ich mich sonst versuchte, zu sich rief! Es ist mir wie gestern! Aber es sind dreißig Jahre her, — der holde Junge ist Asche, — und ich bin grau!

Hören wir nicht auf zu lieben! Die Liebe ist zuletzt auch nur da, um zu bluten, aber ohne sie wäre das Leben vollends elend und inhaltlos!

Lieber Eichmann, wir drücken Dir und Deiner Frau von ganzem Herzen treu die Hände! Findet in Euch und Euern Euch gebliebenen Kleinen den Muth und die Kraft von diesem schweren Schlage Euch emporzurichten. Und wenn Du wieder hinausgehst an den Rhein, auf den stillen grünen Friedhof, der hinabsieht auf den ruhig vorübergleitenden Strom, so sprich auch für mich einen Segen aus über dem schlummernden kleinen Haupte, das ich nie gesehen, auf das ich keine Scholle Heimatherde hinabwerfen gekonnt; das mir aber werth und heilig ist durch Dich, durch Eure Liebe und Eure Trauer!

Lebe wohl, Herzensfreund! Ich schreibe Dir bald wieder! Heute bin ich zu weich geworden (und schäme mich dessen nicht), um noch von andern Dingen zu reden. Mein Haus ist wohlauf und grüßt das Deine herzlich und in Treue.

Ohne Wandel

Dein alter F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 12. Juli 1859.

In meinem Hause, Gottlob, steht Alles wohl. Nur ist mein gutes Weib leider nicht so frisch und stark, wie sie sein sollte. Fast immer im schwülen Londoner Sommer fühlt sie sich matt und angegriffen, und diesmal mehr wie sonst. Ich habe sie deswegen schon vor vierzehn Tagen mit den Kindern an die See gebracht (an die Ostküste, nördlich von Harwich, grade

meiner holländischen Sandliederküste gegenüber), und freue mich, daß das Bad und die Luft ihr schon jetzt sehr wohlgethan haben. Ich war schon zwei Sonntage dort, und verließ zuletzt gestern Morgen sie und die Kleinen. Letztere sind braun von Wind und Sonne, Wolfgang schwimmt in der Brandung wie ein Alter, und die Kleinen plätschern auch den ganzen Tag im Salzwasser. Percy und Otto sind jetzt ein paar derbe, stämmige Bengel, Käthe wird groß und klug, und Luischen ist nach wie vor das kleine Hausmütterchen. Möge Gott sie Alle zu guten Menschen heranwachsen lassen! Vor 25 Jahren saß ich, ein einsamer junger Mensch, an der holländischen Küste und sang vom Meer und den Dünen; jetzt steh' ich gegenüber auf der englischen, habe meine Ida am Arme, und vor uns, mit nackten Beinen und heiterem Halloh, tummelt sich unsre rüstige Jugend, balgt sich mit der Brandung, sammelt Muscheln, Seesterne und bunte Steine. So erfüllen sich die Zeiten und die Geschicke. Noch einmal ein Vierteljahrhundert, und meine Kinder ringen mit andern Wellen als denen des Meeres, — und die Augen, die jetzt warm und liebevoll auf ihr Spiel herabsehen, haben sich wohl schon geschlossen. Aber das Meer braust immer zu.

Ich danke Dir, lieber Eichmann, für die Liebe und Herzlichkeit, womit Du Dein gerechtes Leid um den Verlust Eures Kindes vor mir ausschüttest. Das Bild des Knaben, wachend und im Traume, wird noch oft und noch lange vor Deine Seele treten, Deine Augen werden noch oft mit plötzlichen Thränen sich füllen, — ein treues warmes Gemüth, wie das Deine, wird lange, lange an diesem Schmerze zehren. Tröste Gott Dich und die arme Mutter! Aber alle Liebe, die Ihr dem Gestorbenen zutrugt, übertragt jetzt doppelt auf die Euch gebliebenen Kleinen! Seid treu dem Todten, aber umfaßt doppelt innig die Lebendigen! Ich drücke Euch treu und mit warmem Mitgefühle die Hand! —

Ja, in Italien, da ist jetzt manches junge Menschenleben, das Vatersorge und Mutterliebe bisheran liebevoll behütet und aufgezogen hatten, jäh erloschen. Nun haben wir den Waffenstillstand. Wer weiß, was darnach kommen wird. Die Weltlage ist eine seltsame, besonders für den Demokraten und den Flüchtling. Ich wünsche Italien frei, das spricht für sich, und das Haus Habsburg mag zur Hölle fahren, aber Napoleon, der Mann des 2. Decembers der Mörder Orsini's, der Schlüsselbewahrer von Cayenne, hat in meinen Augen nicht das Recht, als Befreier aufzutreten. Sollte er, was ich immer noch bezweifle, später auch gegen Deutschland kriegen wollen, dann ist die Lage des Demokraten noch verzwickter. Er wird, als Deutscher, doppelt stark gegen Napoleon fühlen, und dennoch als Demokrat, nicht mit den Dynastien gemeinschaftliche Sache gegen Frankreich machen wollen. Du begreifst, warum

ich damals Deinen Wunsch wegen eines Liedes nicht erfüllen konnte. Wozu damals überhaupt all die vorzeitige patriotische Singerei?

Gott mit Dir und den Deinigen, mein lieber Eichmann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 21. 1859.

— Wir nehmen den innigsten und herzlichsten Antheil an dem jungen Leben, das wieder bei Euch eingekehrt ist! Kinder sind und bleiben ein Glück und ein Segen von Gott! Das habt Ihr beide jetzt in Freud und Leid erfahren! Möge Euch fortan nur die Freude in Euren Kindern nahe bleiben, und das Leid so fern, wie es das arme, ach nur zu oft blutende Menschenherz wünschen und erflehen kann! Gott mit Euch und Euren Kindern! Und sprich mir von Deinem lieben kleinen Verlorenen nur so oft und so lange, wie Dein Herz Dich treibt! Ich kann Dir weiter keinen Trost geben, aber rede nur: — es erleichtert Dich, und ich höre Dir liebevoll und mit Theilnahme zu!

26. Sept. So weit hatte ich vor einigen Tagen geschrieben, und bin seitdem noch immer nicht dazu gekommen, den Brief fertig zu machen und abzuschicken. —

Gestern hab' ich ein Festlied für die Deutschen in Amerika zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier gemacht. Man hatte mich von Philadelphia aus in sehr artiger und schmeichelhafter Weise dazu aufgefordert, und so hab' ich denn die Geschichte gestern auf Einen raschen Wurf gezeugt und geboren. Das Manuscript geht morgen ab, und wird also ungefähr einen Monat vor dem Feste in Amerika eintreffen. Die Composition (es ist eine Art Cantate) soll ein tüchtiger amerikanischer Tonkünstler besorgen. Dann wird es gedruckt und die Composition an sämmtliche deutsche Gesangvereine in den Staaten geschickt. Es ist im Plane, daß das Eine Gedicht an Einem Tage und zu Einer Stunde von jedem Vereine in Nordamerika zu Ehren Schiller's abgesungen werden soll. Der Gedanke, ich gestehe es, hat mich gehoben, und ich hoffe, daß meine Verse der Gelegenheit entsprechen werden. Auch für Musik, glaub' ich, und glaubt meine Frau, sind verschiedene glückliche Stellen drin. Nun, wir müssen sehn! Ich schicke das Ding, sobald ich gedruckte Exemplare habe. Zu öfterem Abschreiben fehlt mir die Zeit. Auch die Musik sollst Du seiner Zeit haben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 30. Novbr. 1859.

Mein theurer Freund!

Erwarten Sie auch heute keinen längern Brief von mir! Ich komme

nicht mehr zu Athem vor allem Geschäftsquark, und meine Freunde müssen Nachsicht haben mit meiner scheinbaren Vergeßlichkeit! Daß ich Ihrer im Herzen treu und liebevoll gedenk bleibe, versteht sich von selbst!

Alle Ihre freundlichen Lebenszeichen der letzten Jahre habe ich erhalten, und bin Ihnen dankbar dafür. Lese ich Ihre Blätter, so ist mir immer, als gingen wir miteinander, wie in der guten alten Zeit, des Weges nach Treysa oder nach der Ludwigshöhe im Schatten Ihrer prächtigen, hessischen Buchen, und ich lauschte wie damals Ihren Worten, — den Worten des freundlichsten aller land- und leutekundigen, ihr Vaterland mit Liebe umfassenden Cicerones! Tempi passati! Während ich dies schreibe, schauen die grauen Steinwände der Londoner Börse starr und hart durch's Fenster auf mich herab, und statt des Rauschens deutscher Bäume dröhnt das Rasseln von Cornhill und Threadneedle Street in mein Ohr.

Trotz alledem hat mich die Muse nicht ganz verlassen. So habe ich kürzlich noch für das hiesige Schillerfest eine Cantate gedichtet, die ich Ihnen damals gleich zuschickte, und die Ihnen als ein Zeichen treuen Gedenkens willkommen gewesen sein möge! Eine andere Cantate, die ich auf Ersuchen des Philadelphia-Festcomite's für die Deutschen in Amerika gemacht, ist mir noch nicht gedruckt von drüben zurückgekommen; Sie werden sie inzwischen vielleicht in deutschen Zeitungen gelesen haben. Dieses Schillerfest war doch wirklich einmal etwas, was Einem das Herz hob und rascher schlagen machte! An dem Tage waren wir doch wahrhaftig einig! Die 20,000 Menschen hier im Krystallpalast, versammelt zu Ehren des Einen großen, guten Mannes, waren auch eine glänzende Kundgebung. Ich war dort mit allen den Meinen — mit Kind und Kegel — auch der Kleinste soll des Tages sich erinnern können, wenn er einmal ein Mann sein wird!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 3. Decbr. 1859.

Seit acht Tagen ist der Wein endlich da, und schon sind vier der schönen langhalsigen Flaschen auf Dein und der Deinen Wohl von uns geleert worden! Ein schönes Gewächs, feurig und milde! Und hat eine verteufelte Anlage, einem durstigen Poeten durch die Gurgel zu gleiten! Aber wir wollen mäßig sein, auf daß wir eine stattliche Taufe feiern mögen, bei der der Täufling selbst einen bescheidenen Humpen auf das Gedeihen seines jungen Christenthums leeren soll! Es war eine Lust anzusehen, wie der kleine Heide beim Aufmachen der Kiste mir behülflich war! Ein Prachtjunge! Liebevoller und liebenswürdiger, als sich beschreiben läßt! Und wächst heran stark und

breitschultrig wie ein junger Riese! Den braven Otto, der in seiner Art auch ein Staatsjunge ist, hat er bald schon eingeholt! Alles das Heidenthum! Der alte Gott, der die Welt mit Heiden, Juden, Türken und Christen gelassen in der Hand trägt, schütze mir das liebe Gesindel allezusammen und lasse gute Menschen aus ihnen werden!

Von unserer Schillerfeier will ich nicht viel mehr reden. Sie war imposant durch die massenhafte Betheiligung des Publikums — davon abgesehen blieb allerdings noch manches zu wünschen übrig! An allerlei kleinlichen Intriguen im Schoße des Comités hat's auch nicht gefehlt. —

Nun, lieber Eichmann, das nächste Glas, das ich wieder fülle, gilt noch einmal dem milden Sender! „Nun schick' er auch die Nota bald!" Sonst könnte man später allerdings die geistreiche Frage aufwerfen: Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einer Kiste 57er Hochheimer und dem Hinterviertel von einem Schwein? und die Antwort darauf geben: Man läßt sie sich beide schenken. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 10. April 1860.

Inliegend das gewünschte Verzeichniß der Fossilien-Abgüsse des britischen Museums mit beigesetzten Preisen, und ferner die Karte des Hrn. Nicholay und Son, 82., Oxford Street, die mir von competenter Seite als die reellsten und bedeutendsten Händler in Thierbälgen für naturhistorische Zwecke bezeichnet werden. Der Preis einer zum Ausstopfen brauchbaren Löwenhaut (männlicher Löwe; Durchschnittsexemplar; ob so schön wie jene, welche mein Mohrenfürst auf der Trommel liegen hatte, kann ich nicht verbürgen) würde sich auf etwa 12 Guineen stellen. Conveniren Euch nun diese Preise, und entschließt Ihr Euch zu der einen oder anderen Anschaffung, so bitte ich Dich, mir die Aufträge des naturhistorischen Vereins ohne Umstände überschreiben zu wollen. Sie sollen aufs Prompteste und Gewissenhafteste besorgt werden. Ich würde mich herzlich freuen, Dir bei dieser Gelegenheit den Beweis liefern zu können, daß ich auch rasch und pünktlich sein kann.

Meinen schönsten Dank für die freundliche Aufnahme meiner Schillerverse und die mich sehr interessirende Beschreibung Eurer Feier! Den Toast, den Ihr mir mit Grabbe gebracht habt, rechne ich mir zur großen Ehre, und danke Euch, wie spät auch, aus vollem Herzen dafür. „Den Dichtern unsers Landes," — sieh', das hat mich gepackt, lieber Weerth! Ja, ich fühle, daß ich noch immer zu Euch gehöre, wie lange und wie weit ich auch von Euch verschlagen bin! Eure Berge sind die meinigen, Eure Buchen und

Eichen sind die meinigen, — und theure, längst versunkene Gräber habe ich auch bei Euch! Grüß' mir die Werre und die Berlebecke, lieber Weerth! Heimathlos wie ich bin (unsern Kindern ist England eine Heimath, mir und meiner Frau nicht!) hange ich doppelt innig an der ersten Heimath, an der Heimath meiner frohen glücklichen Knabenjahre!

Viele Freude haben mir die Detmolder Ansichten gemacht, die Du Deinem letzten Briefe beilegtest. Schade nur, daß unsre alte Grotte, irr' ich nicht die Ruine eines abgebrannten Lusthauses der Rococo-Zeit, in eine Fürstengruft umgewandelt worden ist. Es war so schön drin, — durch die offene Kuppel sah sich's so prächtig in den grünen Büchenberg hinauf! Und wie unbequem für die weiße Frau, diese suburbane Fürstengruft! Das alte „Gewölbe" war ihr commoder! Sehr geschmerzt hat mich's auch, daß die Balustrade vor der lutherischen Kirche weggeschafft worden ist! Wie oft haben wir in der Zwischenzeit darauf gesessen, oder auch, wenn alles sonst längst in den Klassen war, auf ihrer Zinne des Siebenschläfers Möbius geharrt, bis er endlich, prustend und räuspernd, aus dem Bogen neben dem Auditorium hervorgeschossen kam. Von dieser Balustrade aus (der schnöde abgerissenen) wurde gewöhnlich auch der Cantor Pustkuchen mit kleinen Spiegelscherben geblendet. Sie hätte ein besseres Schicksal verdient. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 2. Juni 1860.

Diesmal hat die Schuld des Verzugs nicht an mir gelegen, sondern an Signor Domenico Brucciani, jenem kunstfertigen Italiener in Russell Street, Covent garden, der seinem Namen dem zweizungigen Schwanz „Formatore to the British Museum" anzuhängen berechtigt ist. Es scheint, die im Catalog bemerkten Abgüsse sind keineswegs immer vorräthig, sondern werden erst beim Einlaufen von Bestellungen angefertigt. Und dazu braucht er Zeit — gut Ding will Weile haben! Insonderheit, sagt der Bildner, der Doppeltgeschwänzte, will das Trocknen nicht übereilt sein. Hilf Himmel, ehe so eine Brucciani'sche Urbestie trocken geworden ist hinter den Ohren, könnte eine neue Sündfluth hereinbrechen und verlaufen!

Aber nun ist endlich Alles fertig und unter Dampf. „Mastodon ohioticus, head" ist bereits am vorigen Mittwoch die Themse hinab des Wegs nach Bremen geschwommen, wird von dort, Deiner Anweisung gemäß, weiter nach Herford schnauben, und sodann Einlaß begehren an der Pforte Eures Lippischen Museums. Bitte, stelle es, — als einen bescheidensten, von mir gestifteten, Beitrag, — unter Euren übrigen Schätzen auf. Ich werde

mich freuen und geehrt fühlen, wenn das Urvieh, als ein Zeichen meiner Theilnahme und meines guten Willens, dem naturwissenschaftlichen Vereine willkommen ist!

Uebrigens ist mir in den letzten Wochen ein wirklicher (nicht bloß in Gyps nachgebildeter) Zahn von Mastodon ohioticus auf curiose Weise zugekommen. Ein mir durchaus unbekannter deutscher Kentuckier hat ihn beim Steinbrechen irgendwo am Ohio aus der Erde gebrochen (Steinbrecher und Zahnbrecher in Einer Person!), hält ihn („dieses Antike") für überaus werthvoll und bittet mich, den er verehrt, und der darum das Glück haben soll, sein Makler zu sein, das Ding hier zu verkaufen, und ihn dadurch zum reichen Manne zu machen. Mr. Waterhouse, Direktor des geologischen (paläontologischen) Departements im britischen Museum, hat auf meinen Wunsch dem Zahn auf den Zahn gefühlt und mir nachstehende Bescheinigung darüber gegeben: — The tooth is a molar (Backenzahn) of the Mastodon Ohioticus, of which an immense number have been found in North America, it is therefore of but little value." Was nun thun? Den Zahn zurückzuschicken würde nur neue Kosten machen; ich will also lieber meinen Verehrer fragen, ob ich ihm die paar Schilling, die das Ding werth ist, anweisen soll; und wenn er damit zufrieden ist, so stift' ich den Molar (versteht sich, mit Deiner Genehmigung, denn vielleicht habt Ihr das Zeugs auch schon genug) ebenfalls noch in Euer Museum. Zur Uebersendung fände sich immer schon eine Gelegenheit, denn Fracht darf „dieses Antike" natürlich weiter nicht veranlassen. Den Brief des Kentuckiers lege ich als Curiosum bei. —

Soviel, in großer Eile, für heute! Vergieb, daß ich diesmal in der tertiären Schicht stecken geblieben bin!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 11. Juli 1860.

Herzlichen Dank für die freundliche Benachrichtigung von Deiner glücklichen Rückkehr in den Schooß Deiner Familie! Es freut uns, daß das Mahagoni-Floß wieder einmal gut gehalten hat. Frau und Kinder werden nicht wenig gejubelt haben, als Du, das betheerte Ruder in der Hand und den Crêpeshawl über der männlichen Schulter, wie ein alter Flußgott vom Ufer herangeschritten kamst, den mächtigen, wenn auch verworrenen Haarwuchs von Schilf und Seewasser säubertest, die Pumphosen sammt den Schifferstiefeln auszogst, und Dich sodann, behaglich entgürtet und umringt von Deinem jauchzenden Stamme, zu einem Oxhoft 57er Mosler auf den

ersten besten Deiner Mahagoniklötze niederließest! Gott verläßt keinen Holzwurm nicht! Willkommen im Grünen, — willkommen bei Deinen heimathlichen Blöcken!

Hier haben wir inzwischen still in der alten Weise fortgelebt. Käthchen ist seit vorgestern von der See zurück, — frisch und genesen, Gott sei gedankt! Sonst nichts Neues! Auch aus Genf noch keine Gewißheit, wenn auch eine leise Andeutung der größeren Wahrscheinlichkeit des Hierbleibens. — —

* * *

An Paul Struve.

London, 2. Aug. 1860.

Lieber Paul,

Ich danke Dir recht herzlich für die Annahme der Gevatterschaft und für den liebevollen Antheil an unserm Täufling, den Du uns so freundlich aussprichst. Die Taufhandlung hat denn am vorigen Sonntag zur vorher bestimmten Zeit richtig stattgefunden, und wir freuen uns, daß Du um dieselbe Stunde, mitten in Deinem Berufe an heiliger Stätte, im Geist und mit dem Herzen auch bei uns gewesen bist. Percy hat sich exemplarisch benommen bei der Gelegenheit. Es war rührend, den Herzensjungen auf dem Kissen vor dem Taufstein knieen, und sein liebes verschämtes Blondköpfchen, mit den gefalteten Händchen vor den Schelmenaugen, auf der Balustrade ruhen zu sehen. Dann und wann, während der Taufrede, lugte er verstohlen aus seinem Versteck hervor, und da, muß ich gestehen, schien es mir fast, als wenn er (der, mußt Du wissen, ein gewaltiger Fliegenjäger vor dem Herrn ist), dann und wann nicht übel Lust gehabt hätte, die verschränkten Finger auseinanderfahren zu lassen und nach den in seiner Nähe herumschwirrenden Kirchenfliegen zu haschen. Die Versuchung (sie kam sicher von Beelzebub, dem Fliegenfürsten, selber), war groß, aber er hat ihr mannhaft widerstanden, und so laß' uns denn hoffen, daß er auch sonst und in alle Zukunft, „dem Teufel und seinen Werken entsagen" wird. Gott segne den braven Jungen, und lasse einen rechtschaffenen Mann aus ihm werden! Du aber, lieber Paul, sei ihm ein guter Freund und Pathe all sein Lebenlang!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 21. Decbr. 1860.

Es ist nicht meine Absicht, Dir heute einen längeren Brief zu schreiben, lieber Weerth! Dazu fehlt es mir, in der Unruhe und Arbeit des heranrückenden Jahresschlusses, an Zeit und Sammlung, und ich beschränke mich

drum darauf, Dir in aller Kürze über Deine naturhistorischen Angelegenheiten zu berichten.

Das Britische Museum besitzt bereits verschiedene Blitzröhren, wenn jedoch die von Dir angebotene besonders schön ist, so ließe sich dennoch vielleicht ein Tausch gegen eine Thierhaut (oder auch gegen Mineralien) bewerkstelligen. Nur wünscht man zu wissen: welchen Werth Du auf die Blitzröhre setzest; und ferner: was für ein Vieh oder was für Mineralien Du dagegen zu empfangen wünschest. Bitte, laß mich dies bald erfahren; ich hoffe dann glücklich für Dich negociiren zu können.

Ueber die Löwenhaut inliegend ein Originalbillet von Nicholay, woraus hervorgeht, daß er im Augenblick nur eine einzige tadelfreie, zum Ausstopfen geeignete Haut in London aufzutreiben weiß und dafür £ 18 (= 450 Francs) verlangt. Er hat außerdem drei schöne (aber nicht durchaus zum Ausstopfen taugliche) Häute mit ausgestopften Köpfen daran, deren Preis er vorige Woche, als ich persönlich bei ihm war, mit £ $10^1/_2$ angab und der Meinung ist, daß derartige Häute, auch nicht ausgestopft, ein Museum zieren würden. Entscheide nun selbst, lieber Weerth! Ich sehe Deinen Aufträgen eventuell mit Vergnügen entgegen, und bitte Dich, durchaus sans gêne über mich verfügen zu wollen!

Tauchnitz in Leipzig wird Dir zwei Exemplare seiner von mir eingeleiteten Ausgabe von Coleridge's Gedichten übersandt haben. Eins davon ist für Dich, das andere (mit herzlichen Grüßen) für unsern alten Freund Merckel. Ihr müßt mir schon vergeben, daß ich Euch mit solchen Sendungen behellige Ich meine immer noch, wir gingen mit einander in die Schule und ich müßte Euch meine Exercitien zeigen. Uebrigens werde ich Tauchnitz, auf seinen Wunsch, von jetzt an sämmtliche englische Poeten, die er seiner bekannten Collection einverleibt, biographisch-kritisch bevorworten. Daß Coleridge den Anfang macht, ist Zufall. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 5. Januar 1861.

Prost Neujahr, lieber Weerth, und der Löwe macht eben seinen Sprung über den Canal.

Auf eine Sendung zur Ansicht wollte Nicholay sich nicht einlassen. Er hatte inzwischen eine sehr schöne, so gut wie vollständige Haut mit bereits ausgestopftem Kopfe aufgetrieben, aus der, wie er sagt, jeder nur einigermaßen geschickte Arbeiter einen vortrefflichen Löwen wird herstellen können. So viel ich (der ich freilich nicht Kenner bin) beurtheilen kann, hat er Recht. Die Haut ist

superb: — groß, wohlerhalten, prächtige Mähne, Schweif, Tatzen, Alles daran. Der Kopf, wie bemerkt, bereits ausgestopft, und zwar aufs Trefflichste, vom besten hiesigen Arbeiter, mit Schädel und completem Gebiß. Nicholay versichert, das Ausstopfen des Kopfes allein, so vorzüglich ausgeführt, koste hier £ 5. — Uebrigens ist das Exemplar ein afrikanischer Löwe (mas natürlich!) — und zwar vom Cap, nicht vom Atlas.

Nun aber ist der Preis des Burschen £ 12. — Nicholay wollte sich auch keinen Schilling abdingen lassen, und ich dachte, auf £ 1½ mehr würde es Euch, wenn Ihr etwas so Schönes und Zweckdienliches erhieltet, nicht ankommen. Somit habe ich (angefeuert überdies von meinem Aeltesten, der bei dem Handel zugegen und über all' die schönen Bestien des Magazins ganz in Extase war) ohne Weiteres abgeschlossen, und hoffe, daß Du zufrieden sein wirst.

* * *

An Theodor Eichmann.

28. 2. 61.

Ich war diese ganze Zeit her so beschäftigt, lieber Eichmann, daß ich erst heute eine freie halbe Stunde gewinnen konnte, um meinem Amanuensis die umstehende Uebersetzung Deines klassischen Stahlberichts in die Feder zu dictiren. Möge sie Deinen Zwecken dienen! Ich stehe immer zur Verfügung, — nimmt das Geschäft mit England aber zu, so wird es doch in Deinem Interesse sein, daß einer Deiner Commis so viel Englisch versteht, um zur Noth einen Brief schreiben zu können.

Als Honorar für meine Bemühung beanspruche ich 15 Sgr., für die Du mir bei Schöpping 1 Exemplar der Tauchnitz'schen Ausgabe von Coleridge's Gedichten kaufen willst. Hast Du es gekauft, so überreiche es Dir selbst als ein Geschenk von mir, — und bedanke Dich!

Ich schenke Dir dieses Büchlein hauptsächlich, damit Du die von mir in sauberem Englisch geschriebene (und auch sonst fürtreffliche) Einleitung liesest. An solchen Mustern, mehr noch als an der heutigen Uebersetzung, mußt Du Dich und Deinen englischen Styl heranbilden, o Eichmann!

Ich schreibe für Tauchnitz eine Reihe von solchen biographisch-kritischen Einleitungen zu seinen englischen Poeten, und bin eben jetzt mit Walter Scott beschäftigt. Die Arbeit wird gut bezahlt, und ist auch sonst angenehm. Wenn ich nur mehr Zeit hätte, und mich mehr sammeln könnte!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 25. März 1861.

Ich muß wieder einmal an Deine Nachsicht appelliren, lieber Weerth! Es ist ein wahres Leiden, wie einem die Zeit durch die Finger läuft, und

wie man bei'm besten Willen oft nicht dazu kommt, seinen Freunden auch nur den flüchtigsten Gruß zuzurufen. Der Teufel hole die negotia, die den besten Theil des Lebens verschlingen! Business, business, business, einen Tag wie den andern, — und man faulenzte doch endlich so gern! Komm' ich noch dazu, eh' man mich verscharrt (dann ist man freilich procul negotiis), so sollst Du sehen, daß ich auch pünktlich sein kann. Bis dahin, nicht wahr, nimmst du's nicht so genau, und drückst dann und wann ein Auge zu?

Nun zu den einzelnen Punkten Deiner noch unbeantworteten Briefe!

Nicholay ist allerdings nur Pelzhändler und nichts weniger als ein Papageno. Auf Anrathen meines Freundes im Britischen Museum setzte ich mich mit der Natural History Agency, 24 Bloomsbury Street, in Verbindung, mußte dort aber zu meinem Leidwesen in Erfahrung bringen, daß keine Straußenhaut vorräthig ist, und daß der afrikanische Strauß überhaupt eine rara avis auf dem sonst von allen Creaturen Gottes betretenen Londoner Pflaster genannt werden muß. Ich sollte eigentlich sagen: eine rarissima avis, denn weitere Nachforschungen, die ich mit Hülfe jener Agency angestellt habe, machen es fast zur Gewißheit, daß in diesem Augenblick keine zum Ausstopfen taugliche Haut eines afrikanischen Straußes in London sich befindet. Ich bin bei x Papageno's gewesen, aber Alle zucken die Achseln, und einer wie der andere pfeift: rara avis! Alle aber wollen mich's wissen lassen, sobald sie etwas anbieten können. Einer der Wackern (Sowerby im Strand) erwartet sogar schon in 4—6 Wochen eine Kiste Naturalien vom Cap, und es ist eine Möglichkeit, daß ein Strauß dabei ist. Gewiß kann er's freilich nicht sagen.

Der nämliche Sowerby hat eben jetzt einen schönen fix und fertig ausgestopften Emeu oder Emu feil, jenen australischen Struthioniden, den Veillot als Dromaius Ater bezeichnet. Am bekanntesten, irr' ich nicht, ist er unter dem Namen Dromaius Novae Hollandiae. Reflectirt Ihr nicht auch vielleicht auf diesen Würdigen? Das Exemplar, soweit ich beurtheilen kann, ist schön und tadellos, und der Preis 6 Pfund Sperling (so wird der Werth eines Struthioniden nach Spatzen bemessen!), wozu noch die geringen Verpackungskosten kommen. Es wäre schön, wenn sich zu dem Straußenstifter auch noch ein Emeustifter bei Euch aufthäte! Nur, glaube ich, müßte der Auftrag eventuell bald gegeben werden, da etwas Hübsches und Seltenes der Art sich hier niemals lange auf dem Lager hält. Ich stehe jeden Augenblick zu Dienst, und bitte ungenirt über mich verfügen zu wollen.

Unterdessen gehe ich täglich noch auf die Straußenjagd, und werde ein stolzes Jagdgeschrei erheben, sobald ein Afrikaner durch die Londoner Menschenwüste dahergeschritten kommt.

Schreibe mir doch, lieber Weerth, was Ihr sonst für Geflügel habt — und nicht habt. Vielleicht, wenn ich Euch später den Straußen schicke, bind' ich ihm ein Dutzend Kolibris unter die Flügel; oder wäre ein Ibis wünschenswerth?

Und jetzt auch noch den treuesten und herzlichsten Dank, Dir und allen Freunden, für Euer liebevolles Gedenken am 22. Januar, Abends 10 Uhr! Unser Freund Sanitätsrath hat mir geschrieben, wie warm man Deinen Toast aufgenommen hat, und ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wie sehr es mich beglückt, in Eurer Erinnerung und in Euren Herzen fort und fort mich heimisch fühlen zu dürfen! Wie gern drückte ich Euch Allen wieder einmal die Hand, und ließe an Eurer Seite den Waldhauch unsrer Berge mich erfrischen! Aber daran darf ich noch nicht denken! Die preußische „Amnestie" ist für mich rein illusorisch. Ich müßte mich, jenem „Gnadenerlaß" zufolge, bei meiner Rückkehr erst noch verurtheilen und sodann durch den Justizminister speciell der „Gnade" des Königs empfehlen lassen. Das kann mir natürlich nicht conveniren, und so darf ich denn auch keine Pläne machen, Waldluft bei Euch zu trinken! Hoffentlich kommst aber Du, und kommt mancher unsrer Freunde, im künftigen Jahr zur Weltausstellung hierher, und dann sag' ich Euch Allen von Mund zu Mund, wie dankbar ich Euch bin, und wie werth Ihr mir seid!

N.B. Dein Brief vom 20. Jan. kam früh genug, um mich am 22sten, bald nach 10 Uhr Abends, eine Flasche Niersteiner entkorken, und mich sodann, mit gehobenem Römer, eine unsichtbare Versammlung bescheidentlichst anreden zu lassen. Meine Frau und meine Kinder waren nicht wenig erstaunt, und meinten, der Niersteiner wäre mir zu Kopf gestiegen, noch eh' ich ihn getrunken.

Für das 500jährige Jubiläum unsrer guten Vaterstadt hätt' ich gern ein Lied gesungen, lieber Weerth, aber ich bin, wie ich zu so vielem Andern nicht mehr komme, auch dazu nicht gekommen. London zerstreut: — Stimmung, Sammlung, Einkehr in sich selbst sind Dinge hier, fast eben so selten, als afrikanische Straußvögel. Aber feiert Euer Fest in Glück und Freude; ich will Eurer an dem Tage liebend und patriotisch gedenken.

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 15. April 1861.

Ich war gerade im Begriff, Dir Deinen vorletzten Brief zu beantworten, und Dir zu dem jungen Glücke, das er mir so heiter ankündigte, aus vollem Herzen meine treuen Wünsche zuzurufen, als ich soeben Deine Trauerworte empfing, die mir sagen, daß jenes Glück Dir und Deiner lieben Frau so bald schon wieder genommen worden ist!

Lieber, alter Freund, ich fasse Deine beiden Hände und kann Dir gar nicht aussprechen, wie tief die schmerzliche Kunde mich betrübt hat. Auch mir wurde einst ein schönes, liebes Kind, wenige Wochen nach der Geburt, entrissen, und als ich gestern Nachmittag auf dem Spaziergange mit meinem Knaben an dem kleinen Grabe stand, dachte ich mit Thränen in den Augen und bekümmert, als ob wir den Verlust erst gestern gehabt hätten: Jetzt, wenn sie noch lebte, würde sie schon 14 Jahre alt sein! Wie wenig ahnte ich da, daß auch Du vor einer Woche erst ein zartes, junges Leben, einen Theil Deiner selbst, der Erde hattest anvertrauen müssen! Was Du dabei fühltest, was Du noch täglich fühlst, und ach, noch lange, lange fühlen wirst, — ich weiß es, lieber Koester, und ich drücke Dir in alter Liebe und neuem Mitgefühl warm, warm die Hand! Dir und Deiner lieben Frau, — der armen, beraubten Mutter! Ihr Leid ist wohl das allerschwerste! Gott tröste Euch Beide!

Jawohl, lieber Freund, wenn der Tod nicht wäre! Und doch, würde man wohl so an einander hängen, wohl so lieb sich haben, wenn er nicht in jedes Verhältniß stündlich hereintreten könnte! „O lieb', so lang Du lieben kannst!" Klammern wir uns fest an die, welche uns geblieben sind, und bitten wir Gott (den Alten, der immer noch lebt!), daß er sie uns und uns ihnen lange, lange noch erhalten möge!

Und das Frühjahr soll frische, schöne Blumen auf dem Grab Deines Kindes treiben! Und wir wollen treu an einander halten und uns lieb haben!

Haltet Euch tapfer, Ihr Guten!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 29. April 1861.

All right, lieber Weerth! Der Dromaios war zum Glück noch nicht fortgelaufen, als Dein letzter Brief mich zu seiner Abfangung autorisirte. Er hatte allerdings die beste Lust durchzubrennen, aber die sechs goldenen Kugeln Deines Freundes Barkhausen, die ich ihm noch eben zur rechten Zeit auf den Pelz knallte, haben ihn glücklich für uns festgehalten. So ist er denn bereits seit vorigem Mittwoch nach Bremen und Herford unterwegs und wird hoffentlich recht bald wohlbehalten bei Euch ankommen, und seinen Platz neben der Rhea Americana Eures Museums einnehmen. Das Exemplar, soviel ich als Laie beurtheilen kann, ist tadellos (der Hals des Emeu hat immer schwächer befiederte Stellen), und ich werde mich freuen, wenn Du meine gute Meinung von dem Burschen in Deinem nächsten Briefe bestätigen kannst. Für gute und sichere Packung will Sowerby gesorgt haben.

Um den schönen leeren Raum um den Läufer herum wenigstens nicht ganz unbenutzt zu lassen, bin ich so frei gewesen, noch die folgenden Gegenstände beipacken zu lassen.:

1. Ein Ei des Emeu;
2. ein ausgestopftes Paar (mas et femina) des schottischen Huhns (Tetrao Scoticus, — red grouse);
3. Ein ausgestopftes Exemplar des Schneehuhns (Tetrao lagopus — Ptarmigan;
4. einen perfecten Balg jenes sonderbaren Landsmannes des Emeu, — des australischen Ameisenfressers (Echidna hystrix Cuv. — Echidna setosa s. spinosa soll nach neueren Forschungen das männliche Thier sein, nur in der Behaarung einer anderen Jahreszeit oder eines anderen Lebensalters), —

— und wünsche von Allem, daß es dem Verein willkommen sein, und ihm und Dir Freude machen möge. Von Echidna hystrix lege ich eine Zeichnung bei (von der Hand eines meiner Sprossen, unvollkommen zwar, aus einem zuverlässigen naturhistorischen Werke copirt), die Euch, sollte Dir zufällig eine bessere Abbildung nicht gleich zur Hand sein, bei'm Ausstopfen des Thieres dienlich sein dürfte. Viel, glaub' ich, kommt auf die richtige Stellung der Füße und des kurzen Halses an. Sowerby that sehr rar mit der Creatur und perfecte Bälge sollen in der That nicht allzu häufig vorkommen.

Kolibris, sah ich im Catalog, habt Ihr selbst die schwere Menge, und unterließ ich drum die Beifügung weiterer Exemplare.

Sowerby hat einen ganz vortrefflichen, großen, durchaus unverletzten Mastodonzahn (molar nicht tusk) und will denselben für £ 2. 10 ablassen. Auch lenkt er Deine Aufmerksamkeit auf ein superbes ausgestopftes Exemplar von Manis brachyura (s. pentadactyla), den schuppigen Ameisenfresser, wofür er £ 4. 10. — verlangt. Hast Du nicht sonst Freunde, bei denen es zuweilen um die 9. Stunde ist? Dieser Schuppenkerl ist wirklich schön, und würde Eure Sammlung von Edentaten (Bradypus, Dasypus, Myrmecophaga und Ornithorhynchus habt Ihr schon, und Echidna kommt jetzt dazu) ziemlich vollständig machen.

Ich möchte Dich wohl einmal bei Sowerby zwischen „Thiergeripp und Todtenbein" herumstöbern sehn. Immer natürlich mit dem wünschenswerthesten Gefolge treuer Neuner! Der Mann hat wirklich schöne und seltne Sachen, und seine Verbindungen sind die ausgedehntesten. Einer seiner Brüder jagt jetzt für ihn in Australien, ein anderer in Natal. Als ich zuletzt bei ihm war, kam eben eine Kiste mit prächtigen Insecten von Singapore an.

Aber, lieber Weerth, wie kommen die Saule unter die Propheten? I. e.

was ist das für ein System, wonach, wie in Eurem Catalog, Mus musculus, Sus scrofa, Cervus elaphus und Phoca vitulina freundbrüderlich als Glires miteinander des Daseins sich freun? Wo sind denn die Pachydermata, die Ruminantia, die Ungulata, und all die andern stolzen Namen geblieben, die ich nun schon vier Jahrzehnte in einem feinen stillen Herzen mit mir herumtrage? Auch sämmtliche Edentata rangiren bei Dir unter Glires. Bitte, gönne dem Laien ein Wort der Belehrung! Ich weiß wohl, es kommen immer neue Classificationen auf, und nach diesem Eintheilungsgrund kann man ein Thier hier, und nach jenem dort einreihen, — aber Mus musculus und Cervus elaphus als System-Nachbarn beunruhigen mich wirklich.

Sehr freu' ich mich, daß Ihr Euer 500jähriges Jubiläum noch um fünf Jahre hinausschieben wollt. Leb' ich dann noch, und ist's sonst möglich, so bin ich dabei! Am wohlsten würde mir aber doch in der Stille Eurer Berge und Wälder sein!

* * *

An Karl Krah.

[London], 6. Mai 1861.

Mein theurer alter Freund!

Drei Deiner lieben Briefe harren noch der Beantwortung, — die beiden letzten mit der Anzeige zweier Trauerfälle, deren jeder mich tief erschüttert hat. Ich wollte Dir längst ein treues, theilnehmendes Wort zurufen, — wenn es bisher unterblieb, so wirst Du daraus, hoffe ich, nicht auf Gleichgültigkeit geschlossen haben. Hätten Deine Nachrichten mich weniger bewegt, so wäre wohl schon eher ein Brief in Deinen Händen gewesen.

Die Leichensteine am Wege mehren sich uns, lieber Krah! Die Reisegefährten, mit denen wir längere oder kürzere Strecken gewandert sind, werden müde und legen sich hin! Einer nach dem Andern! Bis auch wir uns hinlegen! Es sind jetzt grade zwanzig Jahre, als ich mit Joseph Du Mont im Nachen von Unkel nach Rolandseck fuhr. Eine der sonnigsten Fahrten, die ich je gemacht habe! Ein stiller, frischer Lenztag, meine Hochzeit vor der Thüre, und Niklas Becker und sein Becher mit uns! Ich erinnere mich, wie ich aufrecht im Nachen stand, und das blanke Gefäß mit hochgehobener Hand in der Sonne blitzen ließ. Ich muß es hinabwerfen in den Rhein, rief ich dem erschrocknen Becker zu; der einzige seiner würdige Platz sei tief dort unten beim Hort der Nibelungen. Wie lachte Joseph, und wie liebenswürdig heiter war er den ganzen übrigen Tag, als wir am Maitrankufer bei Groyen gelandet waren. Dann kam meine Hochzeit, und wenige Wochen darauf verdankten wir jungen Eheleute Deiner und Deiner Schwester Gast-

freundschaft jene unvergeßlich schönen Tage im grünen Brohlthal! Da, glaub' ich, kam auch zuerst das Gras auf, das Gott an den hohen Bergen wachsen läßt, und das allerdings auch danach ist. Damals auch erhob ein feierlicher Beschluß die Pfannekuchen zuerst zu Fannykuchen. Waren wir nicht fröhlich, lieber Krah? Es thut meinem Herzen wohl, wenn ich an unser Lachen in jenen harmlosen, glücklichen Zeiten denke.

Das sind zwanzig Jahre jetzt! Ach, und auf wie viele liebe Gesichter, die damals mit uns lachten, hat sich seitdem der eiserne Ernst des Todes gelegt! Nun auch auf diese beiden! Aber sie stehen vor meiner Seele, heiter und lebendig, wie zu jener Zeit, und so will ich ihr Bild festhalten. Treu und liebevoll! Und ihre Gräber sollen grün sein und voll Sonnenscheins! Waren doch auch ihre Herzen freudig und voll Sonnenscheins, und haben Freude und Sonnenschein verbreitet, so lange sie's vermochten! Deine Schwester im engeren, Freund Du Mont im weitesten Kreise! Ich habe Beiden vieles Gute und Freundliche zu danken, und bekenne mich freudig dazu. Die Erde sei ihnen leicht! Ich vergesse sie nicht!

Wir Ueberlebenden aber wollen um so fester an einander halten, je lichter der Kreis der gleichaltrigen Freunde wird, und je kürzer die Strecken, die wir voraussichtlich noch zusammen gehn, oder uns wenigstens aus der Ferne treu im Auge halten werden! Die Hand darauf, alter Freund! Ich wünschte nur, wir sähen uns einmal wieder!

Mir und den Meinigen, Gottlob, geht es wohl. Meine Frau, die den Tod Deiner Schwester ebenfalls auf's Innigste beklagt und Dich ihrer warmen Theilnahme versichern läßt, ist kräftiger jetzt, als früher. Ich selbst bin gesund und sehe dem Alter muthig in's Auge. Unsere Kinder machen uns Freude, God bless them! Käthe, jetzt bald 16, ist ein herziges Mädchen, voll Talent und mancherlei Wissen. Louise ist mehr unsre Martha, unser kleines Hausmütterchen. Wolfgang, schwach und kränklich, als wir 1849 in Cöln lebten, ist ein frischer gesunder Bursche geworden, klug und verständig, aber nicht eben ein Freund der Bücher. Wald und Feld, Fischen und Jagen sind seine Freude. Er schießt Vögel wie ein Alter, — eine Liebhaberei, die mir oft Sorge macht. Aber man muß die Individualitäten sich frei entwickeln lassen. Dann Otto und Percy, — zwei liebere, tollere Jungen gibt es nicht. Staatskerle das, rothe Backen und zerrissene Hosen! Ich wollte, ich könnte sie Dir alle einmal in ihrer Glorie zeigen, und wir kletterten mit den drei Buben im Siebengebirg und in der Ahr und Brohl herum! Dem steht aber vor der Hand noch die s. g. Amnestie im Wege!

Schreib' mir doch bald einmal wieder, alter Krah! Oder, solltest Du nicht gleich dazu kommen können, bitte, so signalisire mir (nur mir verständlich!)

einen Gruß in den Localnachrichten! Du hast mir schon früher einmal auf diesem Wege verstohlene Kunde gegeben. Ich lese die Localnachrichten täglich, und mir ist immer bei der Lectüre, als plauderten wir miteinander.

* * *

An Karl Weerth.

[London], 30. Mai 1861.

Deinen Brief mit den beigelegten £ 12. — richtig erhalten, und mich aller guten Nachrichten von Herzen gefreut! — Nun zuerst von „Geschäften“:

Das Schuppenthier habe ich sofort acquirirt und zwar, mit Abdingung von 6 Sch., für £ 4. 4. — Es ist auch ohne Verzug auf dem gewöhnlichen Wege dem Lippischen Walde zugelaufen, aber nicht (o ihr Leckermäuler!) in Gesellschaft einer Ananas! Und dies aus folgendem Grunde. Jetzt sind nur englische (hier in Treibhäusern gezogene) Ananas auf dem Markte, die zu dem enormen Preise von 13 Sch. pr. ℔ verkauft werden, so daß, da die kleinsten dieser hiesigen Früchte wenigstens auf ein Gewicht von 2 ℔ getrieben werden, die billigste eben vorräthige 27½ Schilling kosten sollte. Die meisten Exemplare waren dreipfündig, und forderte man demnach 39 Schill. dafür. Dies, dachte ich, würde Euch zu theuer sein, und habe ich darum diesmal die Beifügung einer Frucht um so mehr unterlassen, als in 4 bis 6 Wochen die gewöhnlichen Jahreszufuhren billiger westindischer Ananas zu erwarten sind, die je nach der Größe von 1 bis 3 Schill. pr. Stück verkauft werden. Hoffentlich beauftragst Du mich bis dahin, Dir wieder die eine oder andere Bestie zu schicken, und dann sollen die vegetabilischen Schuppenthiere nicht fehlen.

Um nun aber, nachdem ich den Ameisenfresser für so viel weniger erhandelt und auch für die Kiste nur 5 Schill. erlegt hatte, den Ueberschuß der £ 12. — nicht für Dich aufbewahren zu müssen, ließ ich mich gern durch Sowerby verführen, noch zwei ausgezeichnet schöne amerikanische Tetraoniden beizufügen, die ich in Deinem Cataloge nicht fand, und die Dir hoffentlich angenehm sind. Der Hahn, in der Attitude des Balzens lebhaft aufgestellt, ist Bonasia umbellus, the Ruffed Grouse, derselbe Vogel, den die Yankees Pheasant und die tschippewäischen Indianer Bena nennen. Zur Balzzeit bringt er mit den herabhangenden Flügeln jenen trommelnden Lärm hervor, dessen auch Longfellow im Hiawatha erwähnt (S. 66 meiner Uebersetzung), und den (wie überhaupt den ganzen Vogel und seine Gewohnheiten) Alex. Wilson in seiner American Ornithology hübsch beschrieben hat. — Das andere Exemplar ist „A Spotted Grouse“ (auch nordamerikanisch), Sowerby konnte mir aber im Augenblick den wissenschaftlichen Namen nicht geben. Du wirst keine Mühe haben, es selbst zu bestimmen.

Aus Deinem Briefe sah ich zwar zu meiner Freude, daß die vorige

Sendung gut und wohlbehalten angekommen war, — nicht aber, ob in specie der Emeu sich Deiner vollen Zufriedenheit zu rühmen hatte. Ist das Exemplar wirklich schön und preiswürdig? Bitte, sag' mir darüber gelegentlich ein Wort zu meiner Beruhigung! Ich muß immer wiederholen, daß ich Laie bin, und darum, wenn ich für Dich kaufe, nicht in allen Fällen mich ganz sicher fühle.

Herzlich freue ich mich, daß die Kleinigkeiten, die ich der Einen Kiste beifügte, Dir willkommen gewesen sind. Ich wollte, ich wäre reich, dann würde ich mich anders loslassen!

* * *

An Karl Krah.

[London], 15. 6. 1861.

Herzlichen Dank, lieber Krah, für Deinen herzlichen Gruß zum h. Pfingstfeste! Wie schlau und elegant Du ihn eingeschmuggelt hattest! Doch hatte Käthe (die sich einer besondern Spürnase für alles Gedruckte erfreut) ihn bereits erwittert und trug mir das Blatt entgegen, als ich Abends, ein ermatteter Greis, nach Haus kam, und mich zu ihr und den Andern sub tegmine fagi im Garten niederließ. Es versteht sich von selbst, daß ich selbigen Abend ausnahmsweise über die Schnur hieb, und mir, statt meines gewöhnlichen Miseräbelchens heurigen Pumpenheimers, einen Tummler 57er Niersteiners zu Gemüth führte. Das Experiment ist mir ausgezeichnet bekommen, und wir wollen es darum, so Du nichts dawider hast, übermorgen bescheidentlichst wiederholen. Also am 17., Abends gegen 9 Uhr, erhebe ich mein Glas im häuslichen Kreise auf Dein Wohl, und zähle darauf, daß Du gleichzeitig auf das meinige einer Flasche den Hals brichst! Einverstanden!

Gleichzeitig mit diesem Brieflein schicke ich Eurer Redaction die heutige Nummer des Athenäums mit einem Artikel von mir über das hiesige (N. B. durch mich an's Licht gewünschelruthete) Manuscript von Schiller's Wallenstein. Ich wünschte sehr, daß die deutsche Presse von diesem Artikel Akt nehme, und werde der Köln. Ztg. sehr dankbar sein, wenn sie zur Erfüllung dieses Wunsches freundlich das Ihrige beitragen will. Hättest Du wohl die Güte, der Redaction, mit meinen besten Empfehlungen, die Sache ans Herz zu legen. Ihr seht, daß ich auf meinem verlorenen Außenposten der Heimath und ihrer Ehren treu gedenk bleibe und, wenn eine Gelegenheit sich bietet, auf dem Fleck bin und meine Schuldigkeit thue!

Gott mit Dir, alter Freund! Wie hat Dein Leben sich gestaltet, seit die treue Schwester Dich verlassen? Und wie geht die Zeitung voran, seit Joseph nicht mehr täglich sorgt? Ach, jede Lücke schließt sich nur zu bald!

An Karl Weerth.

[London], 8. Juli 1861.

Du mußt mir schon erlauben, daß ich Dich ausnahmsweise einmal zu meinem Spediteur mache. Ich sandte heut pr. Continental Parcels Express Agency eine kleine Kiste mit sechs Stück der eben eingetroffenen Westindischen Ananas an Deine Adresse ab, die der Himmel frisch und heil in Deine Hände gelangen lassen möge! Von diesen sechs Pein-Aepfeln (pine-apples heißen die Dinger hier) schicke gütigst, mit meinen treuesten und herzlichsten Grüßen:

Einen an unsern guten Sanitätsrath;

Einen an unsern alten Freund, den Hauptmann Falkmann;

Einen an das epistolarische Faulthier, Ludwig Merckel, Diener am Worte Gottes.

Die drei übrigen aber, sei so freundlich, selbst zu behalten und etwelche davon bereitete Bowlen mit Deinem Bruder und von Cölln auf das Wohl Eurer guten Mutter zu leeren. Ich will in Gedanken mit Euch anklingen!

Den Whip-poor-Will will ich nicht vergessen!

Adieu für heute, lieber Weerth! Guten Appetit zu den Pein-Aepfeln, herzliche Grüße an alle die Deinen, und halte lieb

Deinen alten getreuen
F. Freiligrath.

Apropos, hast Du gelesen, daß wir nach Hind's, des hiesigen Astronomen, Vermuthung gestern vor acht Tagen im Kometenschweif gewesen sein sollen? Erinnere ich mich recht, so glaubt auch Humboldt, im Kosmos, daß die Erde einen Kometenschweif (oder Kometenschweifdunst) öfter passirt, als sie selbst weiß.

* * *

An Marie Melos.

Juli 1861.

Hast Du auch den schönen Kometen bewundert, dessen Schweif unsre gute alte Erde gestern vor 14 Tagen umhüllt haben soll? Wir haben uns seiner sehr gefreut, und bedauern nur die rasende Geschwindigkeit, mit der er jetzt, von uns abgewandt, in den Raum zurückkehrt. Wie prachtvoll stand der noch nie zuvor Gesehene über den alten ewig unverrückbaren Sternen des Wagens, die auf uns herabscheinen, wie sie auf Homer, und den irrenden Odysseus, und die Helden von Troja, und die chaldäischen Hirten herabgeschienen haben! Mir schlägt das Herz wie einem Kinde, wenn so ein leuchtendes Fragezeichen plötzlich dasteht am Himmel. Den Kometen Karls V.

von 1556 (der vorher 1264 erschien) haben wir nun noch zu erwarten. Die Welt ist doch schön und wunderbar!

Gott mit Dir und mit uns! —

* * *

An Karl Buchner.

London, 26. Nov. 1861.

Ueber uns und unser Ergehen hat meine Frau berichtet. Die Bilder der Kinder sprechen überdies für sich selbst. So frisch und gut, wie sie auf dem Papier aussehen, haben sie mich noch heute Morgen angeblickt, als sie vom Frühstück aufstanden und mit Sack und Pack zur Schule zogen. Gottlob, sie sind unser Stolz und unsere Freude, wenn sie uns auch manchmal den Kopf etwas warm machen!

An eine Rücksiedelung nach Deutschland denken wir kaum, — die Zustände sind dazu nicht angethan. Eine Sommerreise, der Frau und den Kindern zu lieb, wäre eher möglich. Wir müssen sehn! Kann ich's irgend machen, so benutze ich den „Gnaden-Erlaß" auch nicht einmal temporär.

Daß ich nicht für ein Kleindeutschland mit preußischer Spitze bin, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung. Was das angeht, stehen wir uns also nicht so fern, als Sie andeuten zu wollen scheinen. Ueber die Mittel, ein einiges Großdeutschland herzustellen, dürften unsere Ansichten allerdings von einander abweichen.

Dank für Ihre freundliche Aufnahme meines Coleridge-Aufsatzes! Ich habe seitdem auch die beiden, von Schiller selbst beglaubigten und corrigirten Abschriften von „Wallensteins Tod" und den „Piccolomini" hier entdeckt, nach welchen Coleridge seine berühmte Uebersetzung des Wallenstein gearbeitet hat. Ausführliche Berichte über meine Entdeckung habe ich im Athenäum veröffentlicht, und glaube (gewiß weiß ich es wirklich nicht mehr) Ihnen die betreffenden Nummern unter Kreuzband zugeschickt zu haben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
19. Januar 1862.

Die herzlichsten Glückwünsche zur Geburt des Jungen, lieber Kinkel! Möge er heranwachsen Euch zur Freude, und möge Deine liebe Frau sich bald wieder erholen! Daß der Knabe Konrad heißen soll, weil, nach dem Sprichwort, „einem armen Manne Konrad zu heißen wohl sich ziemt," ist ganz hübsch. Du hast dabei auch wohl an den armen Konrad des Bauernkriegs gedacht, und willst, in Ihm, das ganze arme unterdrückte

Volk zum Pathen des Kindes machen. Einen besseren konntest Du ihm nicht finden, — ein stolzeres Banner als das mit dem Bundschuh drauf nicht auf seine Wiege legen!

Hoffen wir, daß er es dereinst auch zum Banner seiner Wahl mache! Und zu ihm stehe und es beschirme fest und unerschütterlich, treu sich selbst und treu den Genossen, — und auch nicht Einen „Fürsten und Edeln" je anders seiner Aufmerksamkeit werth achtend, als indem er ihn bekämpft!

Meine Frau vereinigt ihre Grüße und Wünsche mit den meinigen!

* * *

An Ernst Struve.

London, 20. Mai 1862.

Ihr lieben Geschwister,

Wie könnte ich den Jahrestag des 21jährigen Bestehens meines häuslichen Heerdes besser feiern, als indem ich Euch, die Ihr diesem Heerde so bereitwillig Licht und Feuer zugetragen habt, als böse Zeit über ihn hereingebrochen war, für alle Liebe und Treue erneuert danke, und Euch zugleich wiederum eine kleine Parzelle des geliehenen Brennstoffes fröhlich zurückerstatte? — —

Gestern, mein lieber Lausitzer Ernst, war also der hundertjährige Jubeltag Deines großen Landsmannes Fichte. Wahrscheinlich hast Du ihn mit Aktus, Festessen und andern officiellen Feierlichkeiten solenn begangen. Meine Feier des Tages hat darin bestanden, daß ich mit Andacht in den ersten Band von Fichte's Leben und liter. Briefwechsel, von seinem Sohne, mich vertieft habe. Es ist erfreulich wahrzunehmen, wie die Nation zu ihrer Kräftigung und Erhebung mehr und mehr auf ihre Heroen sich besinnt.

Auch, daß man des noch lebenden, fünfundsiebzigjährigen Uhland liebend und ehrend gedacht hat, war schön und gut. Inliegend mein bescheidenes Scherflein zu seiner Feier. Es ist nicht viel, — „kleine Blumen, kleine Blätter!" Was sollen zuletzt all die großen, volltönenden Worte? Die Apfelbäume in meinem Hausgarten und ringsum in den Gärten der Nachbarn blühten eben herrlich am 26. April. Da trugen sie mir denn ihren Glückwunsch auf.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

London, 5. Juni 1862.

Lieber alter Freund!

Du hast mir im Laufe der letzten Jahre einige gute herzliche Briefe geschrieben, auf die ich, — Sünder und dick werdender Faullenzer, der ich

bin! — nie geantwortet habe, eine wie große Freude sie mir auch jederzeit machten. Bitte, vergib mir das, und laß' mich hoffen, daß Du Deinen durch Freund Künzel mir bekannt gewordenen Vorsatz, im Lauf dieses Sommers wieder einmal nach London zu steuern, ohne Fehl ausführen und demnächst mit dem alten stillen Lächeln, das Du will's Gott nicht verlernt hast, über meine Schwelle treten wirst! Sei hiermit noch ganz besonders auf's Inständigste darum gebeten! Ich freue mich von Herzen darauf, Dir wieder in alter Treue die Hand drücken zu können! Wir werden uns viel zu sagen haben: — wieder ein Jahrzehend dahin, seit wir uns zuletzt gesehen! —

Außer mir wirst Du auch sonst alte Freunde aus der dietwaldischen Strolchenzeit hier treffen. Der Vocativus Dralle (a nominativo Drallus) lebt schon seit Jahren in London, und wird sich, gleich mir, freuen Dich wiederzusehen. Auch Levin Schücking ist angekommen, aber nur als Zugvogel, und läßt Dir sagen, daß der Hochheimer, den er gestern Abend bei mir trank, ihm allerdings gut zu sein scheint, daß jedoch, um ein sicheres Urtheil zu fällen, er gern erst Deine Meinung hören möchte!

Du siehst also, daß Du nicht länger warten darfst! Gürte Dich, Alter, und ziehe wieder einmal nordwestwärts! Auf, auf! Die Strolchen und Landstörzer Deines Amts werden Dich mit ihren Segenswünschen entlassen, und wir Andere hier, die wir außerhalb des Gesetzes leben („outlawed"), wollen bei Deinem Eintritt jubeln und rufen: Astraea redux! Hoch der Oberamtsrichter von Sindelfingen! — und das Haus, allda Du Dich entgürten wirst, soll fortan die Herberge der Gerechtigkeit heißen, so gut wie weiland die Ebernburg!

Grüße auch „unbekannterweise" Deine Frau und Deine Kinder! Du solltest sie eigentlich alle mitbringen. Aber Du Sueve schweifst lieber einsam, fürcht' ich.

Also auf Wiedersehen, lieber Freund!

* * *

An Otto Preuß.

London, 30. Juli 1862.

Lieber alter Freund!

Habe herzlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, deren Du mich würdigen willst! Was könnte mir angenehmer und willkommener sein, als die ersten Handschriften einiger meiner Gedichte in der Dir anvertrauten Bibliothek niederlegen zu dürfen, — in derselben Bibliothek, der ich mit meine frühesten Anregungen verdanke und als „Bibliothekspage" des guten alten Clostermeier, auf ihren Leitern hangend, bald in jenes rothgebundene Exemplar

der ersten Ausgabe von Vossens Odyssee (mit dem Autographon des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildervollen Quartanten des Hawkesworth'schen Reisewerkes mich vertiefte, statt die mir zum Aufstellen angewiesenen Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen.

So möge denn der Strom zur Quelle zurückkehren! Mit andern Worten: Ich schicke Dir hiermit durch die Güte Deines freundlichen Boten, des Kammerdirektor C., die nachstehend verzeichneten Manuscripte (sämmtlich aus meiner früheren Zeit 1831—36)

1. Der Blumen Rache,
2. Der Scheik am Sinai,
3. Der Alexandriner,
4. Gesicht des Reisenden,
5. Der Tod des Führers,
6. O säh ich auf der Haide dort, Uebersetzung nach Burns,
7. Das Lever, Uebersetzung nach Alfred v. Musset,
8. Bei Grabbe's Tod.

— Alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die andern weniger durchcorrigirt, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Theil von der komisch contrastirenden Folie sonstiger Scripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verrathend, daß sie hastig zwischen anderer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, daß es Eurer Theilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. Jedenfalls wirst Du mir zugeben, daß ich nicht eitel bin. Nicht mancher Poet, glaub' ich, ließe sich bei der Arbeit so belauschen, nicht mancher über die Schulter so auf's Blatt sehen!

Nun, lieber Freund, habe nochmals den herzlichsten Dank für alle Güte und laß' die alten grauen Blätter Deiner Nachsicht empfohlen sein! Ich will nur gestehen, daß ich sie gestern Abend nicht ohne eine gewisse Beklemmung aus uralt vergrabenen Convoluten für Dich hervorgesucht habe. Und jetzt entlasse ich sie mit einer Art von väterlicher Zärtlichkeit, über die mich selbst ein Lächeln anwandelt.

Ich höre mit großer Freude, daß Du schaffst und wirkst und im Kreise der Deinen wohlauf und glücklich bist! Und eben so große Freude macht es mir, Dir bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Hand haben schütteln zu können! Bewahre mir ferner ein liebevolles Andenken. Gruß Deinen Brüdern! In alter Freundschaft und Treue

Dein F. Freiligrath.

Die im vorstehenden Briefe erwähnten Gedichte habe ich auf der Detmolder Bibliothek eingesehen, und es ist in der That merkwürdig, welchen Einblick sie in die Gedankenwerkstatt des Dichters gewähren. Der Blumen Rache z. B. ist geschrieben auf die weißen Stellen der Adreßseite eines vom 30. Sept. 1831 datierten Briefes, in welchem Freiligrath um die Besorgung von Büchern gebeten wird; es ist daraus der Schluß gestattet, daß das Gedicht bald nach Empfang dieses Briefes entstand; es ist wunderlich durcheinander in raschen kleinen Zügen, mit fliegendem Bleistift geschrieben, fast ohne Nachbesserung. Auf dem Entwurfe von „Der Alexandriner", ebenfalls einem Folioblatt, stehen auf der Rückseite Rechnungen und kaufmännische Adressen, zwischen denselben die Strophe eines unvollendeten Gedichtes:

Werft ihm um den Hals ein End'
Tau! Zieht an! und es geschah.
Zuckend hing der Delinquent
An des Mittelmastes Raa.

Manches ist sehr fließend geschrieben, fast ohne Nachbesserung, wie Der Blumen Rache, Der Alexandriner, O säh' ich auf der Haide dort, Das Lever; andere wie Der Scheik am Sinai, Auf Grabbe's Tod, Gesicht des Reisenden, Tod des Führers sind an einzelnen Stellen gewaltig durchgearbeitet, ausgestrichen, die neue Fassung über und dazwischen geschrieben. Auf Grabbe's Tod ist mit Tinte geschrieben, das Durchstrichene nicht mehr zu lesen, ein Beweis von der leidenschaftlichen Bewegung, in welcher das Gedicht entstand. Ein Blick auf diese Manuskripte zeigt uns die flüssige Schöpferkraft und zugleich die strenge Gewissenhaftigkeit des Dichters in schlagender Weise, zeigt uns, wie ihn bisweilen der furor poëticus unter der trockensten Arbeit auf dem Kontor erfaßt; eine diplomatisch genaue Darstellung des Wachstums dieser Gedichte, zu welcher leider hier der Raum fehlt, wäre sehr anziehend und lehrreich.

* * *

An Theodor Eichmann.

April 20. 1863.

— Laß' doch ein Dutzend ächter, dunkelgrüner Rheinischer Römer (Trinkgläser) kaufen und sicher verpackt (in besonderem Kistchen) mitbringen! Ich sehne mich nach einem Trunk aus grünem Römer! Herrlichen Rheinwein hab' ich eben, aber er wird mir doppelt gut schmecken, wenn er mir aus dem Römer entgegenduftet!

Sorge, o Eichmann, daß Obiges gut ausgeführt werde! Wie lange leb' ich noch?! Zwanzig — fünfundzwanzig — höchstens dreißig Jahre! Da kannst Du mir wohl noch die Freude mit den Römern gönnen. Ein jedes Thierchen — hat sein Pläsirchen!

An Karl Weerth.

[London], 7. Mai 1863.

Gern, lieber Weerth, benützte ich nun die Gelegenheit, und schickte Dir wieder einmal einen kleinen Beitrag für Euer Museum, — aber, nach dem von Dir gewünschten Whip-poor-Will spüre ich nun schon seit Jahren vergebens, und habe mir erst in den letzten acht Tagen neuerdings schier die Beine danach abgelaufen. Der edle Schreihals Caprimulgus vociferus scheint aber wenig herübergeschickt zu werden, — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, früher oder später einem wohlconditionirten Exemplar zu begegnen, dem dann sofort, in usum Musaei Lippiaci, Salz auf den Schwanz gestreut werden soll. Gieb mir unterdessen, ich bitte sehr, eine kleine Liste von dem, was Euch fehlt, und was Du vorzugsweise gern hättest! Ich kann dann eher etwas finden, durch dessen baldige Sendung ich mich dem Andenken Eures naturhistorischen Vereins (dessen nur allzu unwürdiges Ehrenmitglied ich bisher gewesen bin) zu erneuern wagen darf.

O Ihr Männer und Jugendgenossen, ich wollte, ich wäre einmal unter Euch, und wir lagerten uns auf der Grotenburg und träumten uns jung zum Rauschen der Eichen und Buchen unsrer Jugend! Schickt mir derweil Eure Photographien. Ich bitte drum, und ich verlasse mich drauf!

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
10. Mai 63.

— Nun nachträglich noch meine herzlichen Glückwünsche zu dem Zwillingspaare: Dem leiblichen Sohne Manfred und dem geistigen Quintin Messys! Daß jener ein wohlgeschaffener frischer Bursche ist, hat meine Frau mir erzählt, — und über diesen hat Schlesinger, bald nach Deiner Vorlesung des Gedichts, mir beifällig berichtet. Ich freue mich auf das baldige Erscheinen, und bewundere den Muth und die Elasticität des Geistes, womit Du ein vorlängst abgebrochenes Thema nach vollen fünfzehn Jahren wieder aufgenommen und glücklich durchgearbeitet hast.

Dank auch für die nachsichtige Aufnahme meiner Mosen-Verse! Das beste dabei ist, daß sie in England 300 Subscribenten geworben, und mir in Deutschland mannigfache freundliche Bezüge theils aufgefrischt, theils neu zu wege gebracht haben.

* * *

An Theodor Eichmann.

Oktober 22. 1863.

Wenn Du mir böse bist, so hast Du einigen Grund dazu, doch zähle

ich auf Deine erprobte Menschenfreundlichkeit und Nachsicht, und habe auch wirklich manches zu meiner Entschuldigung anzuführen. Meine Berufsarbeiten absorbiren mich nämlich seit einiger Zeit gänzlich, und alle Sorge und Verantwortlichkeit, die auf meinen Schultern rasten, lassen mich kaum noch aufathmen. Auf dem Comptoir komme ich fast zu keinem freundschaftlichen Briefe mehr, und wenn ich müde und abgerackert Abends nach Haus komme, bin ich begreiflicherweise auch eher zu allem Andern aufgelegt, als zum Correspondiren. Dazu kam in letzter Zeit noch unser Umzug mit theilweiser neuer Einrichtung, wovon sich auch ein Lied singen ließe. Wir kommen nun freilich nachgerade wieder in die Ordnung, aber von eigentlicher Gemüthlichkeit im neuen Hause, namentlich in meiner künftigen Studirstube (wenn ich überhaupt noch zum Studiren, zum stillen Sinnen und Träumen komme in diesem Tretmühlenleben), ist überall noch nicht die Rede. Meine Bücher und Scripturen liegen chaotisch auf dem Boden, denn da ich nur die Sonntage zum Ordnen und Aufstellen benützen kann (und auch dann oft durch Besuch unterbrochen werde), so schreite ich natürlich nur langsam vorwärts. Alles in Allem, lieber Freund, ich bin ein vielfach geplagtes Menschenkind, und Du mußt zuweilen ein Auge zudrücken mit mir! —

Welchen besondern Freund habe ich denn auf der Redaction der Rheinischen Zeitung? Das Blatt thut ja sein Möglichstes, meine alten Sünden („1862" und Früheres) an's Licht zu ziehen, grade als wenn ich längst todt und begraben wäre! Es hat wahrlich kein Recht dazu. Sachen, wie jene Soester Jugendeseleien, die anonym erschienen und nie von mir anerkannt worden sind, darf, so lange ich lebe, niemand veröffentlichen, als ich selbst.

* * *

An Karl Buchner.

11, Portland Place
Lower Clapton London,
28. Febr. 1864.

Mein lieber theurer Freund!

Die Trauerbotschaft, die Ihr letzter Brief uns brachte, traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir waren, und sind noch tief, tief davon erschüttert, und wenn ich Ihnen unser Beileid nicht schon eher ausgesprochen habe, so hat das rein an äußerlichen Gründen gelegen, und Sie dürfen aus dem Verzuge nicht auf unser minder warmes und aufrichtiges Mitgefühl schließen. Lieber, lieber Freund, ich unterfange mich nicht, Ihnen Trost bringen zu wollen! Ich weiß, was Sie in Ihrer vortrefflichen Gattin verloren haben, und daß der Schmerz um ihren Verlust Ihnen ein Schmerz für's

Leben ist. Darum nur ein warmer, inniger Druck der Hand, und die Versicherung, daß die theure Geschiedene auch uns geschieden ist, und daß auch unsre Herzen, treu und gerührt, ihr Andenken für immer fest und werth halten. Die Güte und Freundlichkeit, womit die Verstorbene und Sie uns, das junge Ehepaar, vor jetzt fast einem Vierteljahrhundert an Ihrem bereits gefesteten und von Kindern umspielten Heerde willkommen hießen, — die Liebe und Herzlichkeit, welche die ältere Freundin meiner geliebten Ida entgegentrug, — die frohen und guten Stunden, die wir mit Ihnen zu Haus und im Freien, auf den schönen grünen Waldwegen um Darmstadt und bis in den Odenwald hinein, verleben durften, — das Alles gehört zu unsern liebsten und theuersten Erinnerungen, und soll uns ewig unvergessen sein! Nun ist schon fast ein ganzer, rauher Winter über das theure Grab dahingeschritten, und bald ist das Frühjahr da, und Odenwald und Donnersberg rauschen im frischen Grün ihre Grüße drauf hernieder. Auch die unsrigen schwingen sich hin zu ihm, — oft, oft! Legen Sie, theurer Freund, auch für uns einen Kranz zu den ersten Frühlingskränzen, mit denen Sie und Ihre Kinder die geweihte Stätte schmücken!

Mit dankbarer Rührung lasen wir, was Sie uns über die letzten Tage und Stunden der Verstorbenen mittheilten, und es ist uns eine Art schmerzlicher Genugthuung zu wissen, daß ihr Scheiden sanft und ruhig war, und daß Sie und alle Ihre Kinder ihr letztes Lager umstehen konnten. Grüßen Sie Ihre Kinder auf's Wärmste und Liebevollste von uns, und sagen Sie ihnen, daß und wie sehr wir mit ihnen trauern. Gebe Gott Ihnen Allen Trost und Beruhigung! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 7. März 64.

— Die Hauptsache ist, daß es uns bisher, Gottlob, im neuen Hause wohl gegangen ist! Die Kinder wachsen heran, schlank und gut und gesund, und die Alten halten sich leidlich. Wolfgang, der bis jetzt noch zur University School geht, wird im Laufe des Sommers wohl ins praktische Leben treten. Zum Gelehrten und Bücherwurm taugt er nicht, ist aber sonst klug und anstellig, und sehnt sich nach Arbeit und Thaten. Da er nun außerdem bereits im siebzehnten ist, und ein langer hübscher Bursche obendrein, so sehe ich nicht ein, warum er den Schulsack nicht an den Nagel hängen und den Weg einschlagen soll, auf dem man es zum Millionär bringen kann. Ich sehe mich eben jetzt nach einer guten Gelegenheit für ihn um, und hoffe nicht nur, daß ich sie finde, sondern auch, daß der Junge mir unter allen Umständen

Ehre und Freude machen wird. Er ist brav und treu, das beste Herz von der Welt, und hat in Realien und modernen Sprachen stets die allerbesten Zeugnisse aufzuweisen. Also voran! So strebt die Jugend empor und wir Alten,

„Dünkt mir gleich, in frischer Luft
„Hätt' ich Manches noch zu schaffen",

treten mälig, mälig in den täglich wachsenden Schatten, bis zuletzt die Nacht ganz hereinbricht. Es ist das allgemeine Loos, und ich für mein Theil will nicht murren, sondern froh und dankbar sein, wenn ich meinen Kindern nur noch erst die Wege zeigen und ebnen kann, die sie einst ohne mich werden gehen müssen. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 20. Juli 1864.

Eure Photographien waren mir eine große Freude. Ihr seid Alle dieselben geblieben, und namentlich Dich finde ich noch ganz so, wie ich Dich zuletzt Anno 1851 hier zu London begrüßte. Alle aber schaut Ihr frisch und rüstig drein, und erklärt dem zweiten halben Jahrhundert tapfer den Krieg. Ich freue mich sehr, Euch Alle so hübsch beisammen zu haben, und thue mir nicht wenig zu Gute auf die stattliche Cheruskер-Phalanx, die den Beschauern meines Albums gleich in die Augen fällt.

Ganz besonders dank' ich Dir auch noch für die Beifügung des Bildchens unsres alten Schulhauses! Eine größere Freude hättest Du mir gar nicht machen können! Ganz recht, — das ist der Bogen, durch den wir zu den hinteren Schulgebäuden gingen, und aus dem allmorgendlich Möbius, der Langschläfer, verspätet hervorgepustet kam. Dort oben die Auditoriumfenster mit Erinnerungen an Examina und unendliche Blumen und Guirlanden, — dort das Fenster, hinter dem mein guter Vater unterrichtete, — auch das Thürmchen mit Gerbe's Pengelglocke (sagten wir nicht: „es pengelt?") fehlt nicht, — und Cantor Pustkuchen's Haus und die Henkler'sche Fleischhalle rahmen das Ganze friedlich ein. Ein weiter, weiter Blick nach rückwärts, der auf dieses Bildchen, — aber ein heiterer Blick trotz alles unerbittlichen Niedermähens der Zeit! Das kleine Blatt ist mir über Alles lieb! Ich hab' es zierlich einrahmen lassen, und es hängt mit einer Abbildung von Detmold, mit den Silhouetten meiner Eltern und andern Familienbildern, neben den Photographien Deines Bruders Georg und unsers Freundes Ludwig Merckel über meinem Schreibtisch. Eine rechte Erinnerungswand! Habe nochmals tausend Dank!

Merckel, siehst Du aus dem Vorstehenden, hat mir sein hübsch einge-

rahmtes Bildniß geschickt, und sogar dazu geschrieben. Für das Bild nahm ich mir gleich vor, mich mit meinem Gesicht zu revanchiren, und dann auch ein Exemplar für Dich beizufügen. Am Ende liegt Euch freilich wenig dran, den finstern Kerl mit Haar und Bart wie Besenreis an Eure Wände zu hängen. Stellt ihn dann immerhin mit dem Gesicht gegen die Wand, in eine Ecke! Jedenfalls hab' ich mir erlaubt, die beiden Bilder vor einigen Tagen durch einen früheren Schüler von Dir an Dich abgehen zu lassen, und bitte Dich, wie um freundliche Annahme des einen Exemplars, so um Besorgung des andern an den Pastor. Grüße den Freund auf's Herzlichste, und sag' ihm, daß er ehestens (aber wirklich ehestens) auch einen Brief von mir erhält.

Sonst ist auch noch in diesen Tagen ein Körbchen mit den bekannten Südfrüchten an Deine Adresse befördert worden. Erfreue Dich ihrer mit den Freunden, und denkt an mich in diesen heißen Tagen, wenn Ihr den kühlenden Aufguß in Becher füllt!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 18. Decbr. 1864.

Fröhliche Weihnachten und Prost Neujahr, lieber Weerth, und tausend Dank für die mancherlei Zeichen Deines treuen Gedenkens, deren ich mich in den letzten Monaten wieder zu erfreuen hatte! Die Post und der junge K. haben mir Alles richtig gebracht, und wenn ich nicht mit jedem Tage ein schlimmerer Procrastinator würde, so wäre, wie es billig gesollt hätte, schon längst wieder ein freundliches Wort zu Dir zurückgeflogen!

Heute nun gibt mir endlich ein früherer Schüler von Dir erwünschte Veranlassung, einen geflügelten Gruß an Dich zu richten. Es ist der junge Brasilianer, der gegenwärtig auf dem hiesigen King's College seinen Studien obliegt, und, zu einer Winterferienreise in den beschneiten Teutoburger Wald sich anschickend, zur Ueberbringung von Briefen und Botschaften in die alte Heimath freundlich sich erboten hat. Möge er durch die treibenden Flocken wohlbehalten bei Euch anlangen und Dich und Deine Lieben traulich eingewintert unter dem Christbaum finden! Weiß Gott, ich wollte, ich könnte mit ihm ziehen! Ein Lauf mit Dir bei klingendem Frost unter schneebeladenen Buchen und Tannen nach den Hartröhren wäre famos jetzt! Schnepfenschlucht und Dörenschlucht, da mag es schön sein heute! Und im Krug zu Hiddesen gibt es treffliches Eierbier, und eine Regalia aus meinem Etui sollte gut dazu schmecken! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber die eben wild vor meinen Fenstern dahinstöbernde Flockenjagd versetzt mich, da ich gleichzeitig an Dich

schreibe, auf einmal in den blitzenden Rauhforst eines Wintermorgens im lippischen Walde, und bringt mir absonderliche Gelüste nach zugeschneiten Schluchten und schäumenden Gläsern heißen Eierbiers!

Gern hörte ich, daß mein borstiges Bild Dir nicht unlieb war, und daß Du ihm sogar einen Ehrenplatz unter Deinen Wandzierden angewiesen hast. Dabei interessirte es mich, beiläufig zu erfahren, daß Bilder, auf denen Dein Auge täglich ruht, auch an meinen Wänden hangen. So die Steinbrück'sche Genoveva und Ary Scheffer's beide Mignons. Zwischen den letzteren siehst Du bei mir auch noch desselben Künstlers himmlische (wenn auch im Inferno dahinschwebende) Francesca-da-Rimini-Gruppe (der schöne Stich von Calamatta) und darüber Dante und Beatrice, ebenfalls von Scheffer. Beide solltest Du Dir auch noch anschaffen, alter Freund! Besonders die Francesca (Du wirst sie ja kennen) ist herrlich, — gewiß das Schönste, was Scheffer geschaffen! Ich kehre immer und immer wieder zu ihr zurück, — „a thing of beauty is a joy for ever."

Inzwischen, sehe ich, hat das Schneegestöber aufgehört. Die Sonne bricht mit einem letzten matten Strahl durch das Gewölk, und vergoldet die Bücher und Schiller's und Goethe's eingerahmte Autographa an den Wänden meiner Studirstube. Die entblätterte Linde vor meinem Fenster aber schwirrt von Spatzen, Rothkehlchen und Buchfinken, die dann und wann, einzeln oder zu zweien, eine Razzia nach dem Fensterbrett unternehmen und das ausgestreute Futter zwitschernd entführen. Könnte ich nur auch einen caprimulgum vociferum unter den Schreihälsen sehn!

Jetzt wäre auch hier an meinem flackernden Kamin ein Glas Eierbier nicht übel! Träteſt Du doch herein, und ich reichte Dir eins!

Nochmals: Prost Neujahr!

* * *

An Karl Elze.

London, 22. October 65.

Mein Leben, in dessen arbeitvolle Monotonie Ihr Besuch im vorigen Sommer eine so angenehme Abwechslung brachte, hat sich seitdem ruhig so fortgesponnen. Viel Neues läßt sich nicht davon sagen. Bald nach Ihrer Abreise ging meine Familie auf drei Wochen nach Hastings, wo ich sie etliche Male vom Sonnabend bis zum Montag besuchte, mit meinen Jungens seebadete, und (as Tom Campbell has it)

— emporstieg die Höh'n,
Wo der Normanne sein Lager entrollt;
Wo zu Panzergedröhn
Er geschwungen sein Banner von Gold.

Nachher erfreute mich der Besuch einiger uralter Jugend- (selbst Schulbank-) Genossen aus Westphalen, mit denen nach Hampton Court gepilgert wurde; und zu guter Letzt machte ich vor vier Wochen, zur Begrüßung rheinischer Freunde, eine Spritzfahrt nach Ostende. Auf der Heimfahrt wunderbare Meer- und Sternennacht! Sonst Tag für Tag das Ihnen bekannte Office, und Abends (und dafür sei Gott gedankt!) das Haus und die Studirstube. Ich habe doch in der letzten Zeit allerlei vor mich gebracht.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 9. Nov. 1865.

Lieber Commerzien-Rath,

Das „Daheim", das Du mir unter Kreuzband schickest, mag Dich nun belehrt haben, welch' einem Esel und Schuft Du bisher Deine Freundschaft geschenkt, und ihm sogar die Ehre erwiesen hast, ihn für einen leidlichen Poeten zu halten. Sic transit gloria mundi! Uebrigens trägt mein Ruhmesfähnlein schon so viele Kugelspuren, daß dieser pietistische Gymnasialdirector (dessen Leben des Wandsbecker Boten ich noch dazu aufrichtig schätze) [1]) nicht noch erst nöthig gehabt hätte, es sich zum Ziele zu nehmen. Unterdessen: je zerschossener, desto besser! Die Leute zeigen jedenfalls, daß sie mich noch nicht für todt halten, und daß ihnen etwas daran liegt, mich à tout prix zu ecrasiren, wenn sie es können. Ich kann zu solchen Angriffen natürlich nur schweigen.

* * *

Zur silbernen Hochzeit der Geschwister Struve.

London, 15. Dezbr. 1865.

Nehmt auch von mir, Ihr theuren Geschwister, die herzlichsten und liebevollsten Glückwünsche zu Eurem Fest- und Ehrentage freundlich an! Er fällt auf denselben Tag, an dem vor 81 Jahren mein guter seliger Vater geboren wurde, und so soll er denn von mir in zwiefacher Hinsicht in ernsten und freudigen Erinnerungen still gefeiert werden, — recht ein Doppelfest der Liebe und des treuen innigen Gedenkens. Gott segne Euch ferner, Ihr Geliebten, wie er Euch bisher gesegnet hat, und wie wir, die Euch in Liebe Verbundenen, ihn alle darum bitten: am fernen Ganges, an der Themse, an Eurem trauten Heerde, und wo sonst so manches treue Herz in Liebe für Euch schlägt! Wenn wir nur bei Euch sein, Euch die Hand drücken und in's Auge sehen könnten!

Von einem Poeten hätte Euch bei diesem frohen Anlasse billig ein

[1]) Dr. Wilh. Herbst hatte damals im Daheim einen für unsern Dichter keineswegs schmeichelhaften Aufsatz abdrucken lassen.

Festlied zufliegen sollen. Vergebt, daß es nicht geschieht, und glaubt, daß meine schlichte Prosa es eben so warm und herzlich meint, als die schönsten Verse es nur sagen könnten! Ich will nicht sagen, daß die Muse von mir gewichen ist, aber sie stellt sich seltener ein als sonst: der Lärm und das Getreibe des Markts machen sie schüchtern. Also noch einmal: Vergebt! Es lastet eben jetzt Viel und Mancherlei auf meinen Schultern, und selbst zu diesem Blättchen muß ich eine Stunde mir nehmen, die sonst nicht meine gewöhnliche Schreibezeit ist. Es ist eben 6 Uhr Morgens, Ida und die Kinder ruhen noch, das letzte Streifchen der abnehmenden Mondsichel schimmert aus röthlichem Gewölk durch meine Scheiben. Guten Morgen!

Ja, Guten Morgen! Jetzt und immer! Bringe jeder Morgen Euch neues Glück und neuen Segen! Einen fröhlichen 18. Dezember, eine fröhliche Weihnacht, ein fröhliches Neujahr! Gott mit Euch und mit uns jetzt und immerdar! Ich umarme Euch und Eure Kinder! Stehn wir immer fest und treu zusammen in derselben Liebe, die uns nun schon ein Vierteljahrhundert miteinander verbindet! Das walte Gott!

* * *

Das Jahr 1865 bringt eine neue und dabei keineswegs erfreuliche Wendung in den Schicksalen unseres Dichters, dem sich während der letzten vierzehn Jahre ein mühevolles, wenn auch nicht freudeleeres Dasein, ein Leben voll Arbeit, Leid und Freud, wie wir es aus den Briefen dieser langen Zeit treu wiedergespiegelt sahen, auf englischem Boden abgesponnen hat. Nun fängt aber der Boden, auf dem er stand, zu wanken an. Die Schweizer Bank ließ Ausgang 1865 ihre Londoner Filiale eingehen, welche Freiligrath während der letzten zehn Jahre wenn auch keine glänzende, so doch eine auskömmliche Stelle gewährt hatte, und von neuem sah sich der alternde Dichter einer ungewissen Zukunft gegenüber. Manches kam noch dazu, seine Lage doppelt unerquicklich zu machen. Ein untreuer Commis hatte Unterschriften gefälscht, Wechsel darauf erhoben und war nach Amerika geflüchtet. Zwar folgte ihm ein Detektive mit dem nächsten Schiffe auf dem Fuße nach und war auch so glücklich, ihn in New-York zu fassen und ihm das Geld wieder abzunehmen, soweit er noch nicht die Zeit gehabt hatte es durchzubringen; aber der Ärger und die Sorge waren doch groß. Auch der Betrieb eines Silberbergwerks im Harze — the New Mansfeld mining Company — bei dessen Gründung Freiligrath vornehmlich beteiligt gewesen war, und welches ihm und den andern Teilhabern anfänglich reichen Gewinn versprach, verursachte große Kosten und Mühen, da das Kapital der Aktiengesellschaft aufgezehrt war, ehe sich ein Vorteil herausstellte. Und so türmten sich von allen Seiten Berge von Sorgen auf, die ihn schier zu erdrücken drohten.

Das Jahr 1866 war eines der sorgenvollsten in F. Freiligraths vielbewegtem Leben. Allein auch hier hieß es: Wenn die Not am größten, ist die Hülfe am nächsten; und diese Hülfe sollte dem Dichter von einer Seite kommen, von der sie am wenigsten erwartet wurde und doch am willkommensten war, nämlich von seinem Volke.

Um jene Zeit wurde der Verkehr mit der deutschen Heimat ein immer regerer. Schon war die jüngste Tochter Luise eine Zeit lang bei den Verwandten in Soest gewesen und daselbst konfirmiert worden; nun kam eine herzliche und dringende Aufforderung des treuen Vetters Hermann von der Heydt in Elberfeld, ihm auf ein Jahr einen der Söhne anzuvertrauen. Freudig und dankbar ward das wahrhaft freundschaftliche Anerbieten angenommen und beschlossen, den zweiten Sohn Otto noch im Herbste des Jahres 1866 hinüber zu bringen. Vorher im Mai feierten die Eltern noch ihre silberne Hochzeit. Obgleich das Fest nur ganz in der Familie begangen werden sollte, mußte doch etwas davon verlautet haben, denn am Vorabende, den 19. Mai, versammelte sich in aller Stille ein Doppelquartett des Liederkranzes im Garten, und unter den Fenstern erklang plötzlich deutscher Gesang. Hoch überrascht und erfreut lud Freiligrath die Sänger ins Haus, obwohl sie kaum im Wohnzimmer Platz fanden. Der schöne silberne Becher, den die treuen Freunde in Barmen zum Feste gespendet, machte die Runde, und in ihm perlte der edle Rheinwein, den die Kölner Freunde, Classen-Kappelmann an der Spitze, dem Jubelpaare gespendet hatten. Denn auch in der Heimat war der Tag nicht unbemerkt vorübergegangen; von vielen Seiten kamen Glückwünsche und freundliche Spenden. Der Dichter, der sich halb vergessen geglaubt, war tief gerührt von der Liebe, die sich so unerwartet von allen Seiten für ihn kundgab. Seine Briefe aus jener Zeit geben Zeugnis von seinem warmen Dankesgefühl.

Der Sommer 1866 mit seiner weltgeschichtlichen Entscheidung kam. Der Krieg Preußens gegen Österreich und die deutschen Mittelstaaten erfüllte Freiligrath mit bitterem Groll gegen die, welche damals für die Urheber desselben galten. Sein Westfälisches Sommerlied giebt beredtes Zeugnis von dieser Stimmung. Mancher Freund aus der westfälischen Heimat war in diesem Sommer in des Dichters Wohnung eingekehrt und hatte erzählt, wie üppig der Roggen im Hellweg stehe, und daß der größte Mann sich leicht darin verbergen könne. Solche Schilderungen gingen aber an unserm Dichter nie verloren:

Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst Du!

Und im herbem Gegensatz dazu:

Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! wer schwingt den Erntekranz
Und pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen.

Im selben Sommer 1866 entstand das Gedicht „Nadel und Draht. Eine Stimme vom Great Eastern". Es giebt der Anschauungsweise des Dichters weiteren Ausdruck. Während der Ost in roten Kriegesflammen steht und ein mächtiger Staatenbau zusammenbricht, legt das Riesenschiff den unterseeischen Draht, welcher zwei Weltteile mit einander verbinden soll; dem langwierigen großen Friedenswerke steht gegenüber das rasche glänzende Waffenspiel. Friede! ist die erste Botschaft, die der glücklich gelegte Draht nach Amerika bringt; aber der Dichter hofft, daß die Republik dafür die Freiheit herüber senden werde.

Und ferner entstand Weihnachten 1866 das in Gedanken, Sprache und freibewegtem Versbau so eigenartige und herzbewegende Lied „Für's schwarze Land," veranlaßt durch ein furchtbares Grubenunglück in einem englischen Kohlenbergwerk, und zu Sylvester jenes prächtige „Allerlei Funken", in welchem der Dichter zuerst des großen Bruderkriegs, dann des wundersamen Meteorregens von 1866 gedenkt und mit den begeisterten Worten schließt:

Ihr Funken und ihr Flammen
In Ost, West, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zusammen,
Die einzeln jetzt ihr sprüht!
Ihr ernsten und ihr frohen,
O, wann im deutschen Land,
Ein brüderliches Lohen,
Wehn wir in Einem hohen,
In Einem heil'gen Freiheitsbrand?

Der Sommer 1866 mit seinen furchtbaren Gewitterschlägen war vorübergebraust, das ungesunde Gebilde des deutschen Bundes zertrümmert, der feste Unterbau eines künftigen Deutschen Reiches aufgerichtet, in Preußen der Friede zwischen der Regierung und der Volksvertretung hergestellt. König Wilhelm erließ am 20. September eine erneute Amnestie für diejenigen, welche wegen politischer oder Preßvergehen zu einer Freiheits- oder Geldstrafe rechtskräftig verurteilt waren; bei etwaigen später erfolgenden Verurteilungen wegen

früher begangener strafbarer Handlungen werde der König die Anträge des Justizministers erwarten. Hier war also derselbe störende Umstand: Freiligrath war weder freigesprochen noch verurteilt; seine beiden Prozesse befanden sich seit fünfzehn Jahren in der Schwebe und konnten, wenigstens dem Wortlaute nach, jederzeit wieder aufgenommen werden. Es wäre dem Dichter wohl nicht schwer geworden, durch Vermittelung von Freunden die Zusicherung von Berlin zu erhalten, daß man auch seinen Prozeß als endgültig erledigt betrachte; aber es widersprach seinem Freiheitssinn, sich eine derartige beruhigende Erklärung zu erbitten. Ein zwingender Grund zur Heimkehr lag nicht vor; in Deutschland wie in England mußte er mit der Sorge des Lebens ringen, und wenn das denn sein sollte, so that er es lieber in der Fremde als in der Heimat. Indes liegt es nahe, daß Freiligraths Freunde den Gedanken einer Heimkehr des Dichters um so lebhafter erfaßten; sie durften billig von der Ansicht ausgehen, daß, wenn die Verurteilten unbehelligt zurückkehren dürfen, es wohl auch denen gestattet sei, deren Prozeß überhaupt nicht entschieden worden. Kein Amt hielt den Dichter jenseits des Meeres fest; warum sollte er nicht zurückkehren? Aber wenn er kam, so kam er arm, wie er gegangen, kam er gealtert; und sollte er, der von der Last der Sorgenjahre ergraute Dichter, sich nun abermals auf einen deutschen Kontorstuhl setzen statt auf einen englischen?

Es ist nicht zu verwundern, daß solche Gedanken gegen Ausgang des Jahres 1866 in England wie in Deutschland manchen Freund oder Parteigenossen des Dichters lebhaft beschäftigten; schon im Briefe vom 12. Dez. 1849 an Hoffmann gedenkt Freiligrath des damals in Bingen besprochenen Planes einer Nationalschenkung. Nunmehr ward gleichzeitig in London und in Barmen der Gedanke geboren, daß es Pflicht der deutschen Nation sei, dem alternden Dichter einen friedsamen Lebensabend in der Heimat zu bereiten. Das Londoner Komité, mit H. Juch, Herausgeber der von G. Kinkel begonnenen Zeitschrift Hermann, an der Spitze, scheint über Vorberatungen nicht hinausgekommen zu sein; allerdings nahm es, nachdem von Deutschland der Anstoß gegeben, die Sammlungen in England in die Hand; der vom 26. April datierte Londoner Aufruf ist übrigens von Juch nicht mit unterzeichnet. Thatkräftiger und erfolgreicher wirkten die Barmer Freunde. Den Gedanken, durch eine massenhaft zu vertreibende Gesamtausgabe von Freiligraths Dichtungen zu wirken, etwa wie es im Interesse Jul. Mosens geschehen, wies der Dichter selbst als unausführbar zurück. Parteialmosen schlug er mit derselben Entschiedenheit aus, wie er vormals das „Hausieren mit Beutel und Schwert" mißbilligt hatte; dagegen erklärte er, daß er ein Nationalgeschenk zur Sicherstellung seiner alten Tage dankend annehmen werde. In diesem Sinne

erfaßten nun auch die Barmer Freunde, denen das ausschließliche Verdienst der „Freiligrath-Dotation" gebührt, ihre Aufgabe; waren sie schon glücklich in der Benennung, welche auf die Dotation Bismarcks und der sieghaften Feldherrn von 1866 anspielte, so gingen sie zugleich mit jenem praktischen Geschick ans Werk, wie es tüchtigen Geschäftsleuten eigen ist; sie gingen selbst mit dem guten Beispiel einer reichen Freigebigkeit voran; Freund Rittershaus gab dem Unternehmen durch ein treffliches Eröffnungsgedicht poetische Weihe, wie er denn in der gleichen Angelegenheit damals noch mehrere Gedichte veröffentlichte, darunter eines an die Deutschen in Amerika. Der erste poetische und entscheidende Aufruf erfolgte im April 1867 in Nr. 17 der Gartenlaube; derselbe mag um seiner Bedeutsamkeit willen hier Aufnahme finden:

Auch eine Dotation.

An alle Deutsche im Vaterland und in der Ferne.

Ein deutscher Lenz! Von heller Lerchenweise
Vom Schlaf geweckt, so steigt er neu empor;
Mit gelben Himmelsschlüsseln schließt er leise
Uns auf des Rosenreiches goldnes Thor.
Welch buntes Spiel der Farben und der Lichter!
O, welch ein wonnig Duften dort und hier!
Es ist der hohe Festtag für den Dichter,
Der deutsche Lenz in seiner Blumenzier!

Ein deutscher Dichter späht umher vergebens
Nach eines deutschen Lenzes sonn'gem Blau'n;
Ein Dichter, nah dem Abend seines Lebens,
Darf nicht den Frühling in der Heimat schau'n!
Ihm hüllen dumpfen Dampfes dichte Massen
Das lichte Blau des Frühlingshimmels ein;
Er schafft in Londons rußgeschwärzten Gassen
Vom frühen Morgen bis zum Abendschein!

Er, der das Lied sang zarter Blumengeister,
Der uns des Südens glühend Reich erschloß,
Er, den die Welt ehrt als den Sängermeister,
Er zäumt nicht mehr sein stolzes Flügelroß!
Er sieht am Rheinstrom nicht die Reben blühen,
Sieht nicht Westfalens Eichenforst und Tann;
Er kämpft um Brot, er kämpft mit sauren Mühen
Bei fremdem Volke, ein verbannter Mann!

Fast zwanzig Jahr' verbannt vom Heimatherde,
Verbannt in Englands Nebelqualm und Rauch!
Noch grünt dein Saatfeld, liebe deutsche Erde!
Trägst du nicht Korn für deinen Dichter auch?

Verbannt der Dichter, weil er Wort geliehen
Dem, was tief innen lodernd ihm gebraunt!
Du soll'st ihn liebend an den Busen ziehen
Den deutschen Dichter, deutsches Vaterland!

Er blieb dir treu in jeglichem Gedanken,
Dir schlägt sein Herz, wie es dir immer schlug.
O, hol' ihn heim! Noch wachsen Rebenranken
Und Saaten in dem deutschen Land genug.
Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O, ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau' ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gieb endlich Ruh dem alten Ruhelosen;
Nicht sei sein Grab dereinst am fremden Strand!
O, flicht zum Lorbeer nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!

Der daran geknüpfte Aufruf in Prosa darf, als für unsere Zwecke nichts Neues bietend, hier übergangen werden, nicht aber die Namen der Unterzeichner, unter welchen wir auch jenen Männern begegnen, deren vieljährige treue Freundschaft mit dem Dichter auf so manchem Blatte dieses Buches ein Denkmal gefunden hat. Sie sind: F. A. Boelling, Ludwig Elbers, Ernst von Eynern, Reinh. Neuhaus, Emil Rittershaus, Eduard Schink, Karl Siebel; an der Spitze des rheinischen Hauptkomités in Köln stand Johann Classen-Kappelmann.

So war die Angelegenheit rasch im Fluß. In allen Herzen weckte der Aufruf einen freudigen Widerhall; die ganze freisinnige Presse druckte ihn nach, und auch solche Blätter, welche Freiligraths politische Gesinnung nicht teilten, befürworteten denselben, um dem Charakter des Dichters den Zoll ihrer Anerkennung darzubringen. In allen größeren Städten bildeten sich Ausschüsse, um die Sammlungen ins Leben zu rufen; Vorträge wurden von hervorragenden Männern der Literatur, wie B. Auerbach, Gottfr. Kinkel, Rudolf Gottschall u. a. zum Besten der Freiligrath-Dotation gehalten, deklamatorisch-musikalische Abendunterhaltungen gegeben, kurzum es zeigte sich in allen Kreisen eine wahre Begeisterung für die Sache; soweit deutsche Männer wohnten, in Heimat und Fremde, in Glück und Armut, ging eine warme Flutwelle der Dankbarkeit und Verehrung für den Dichter. So auch in England und Nordamerika. Von der bewundernden Anerkennung, welche schon früher dem Dichter der Revolution im fernen Westen von den deutschen

Auswanderern und Flüchtlingen entgegengebracht ward, giebt Fr. Kapp in seinem Werke „Aus und über Amerika“ einen ergötzlichen und zugleich tiefbewegenden Bericht, welcher auch bei Schmidt-Weißenfels S. 90 Aufnahme gefunden hat. Ein paar Exemplare der 1858 in New-York erschienenen sechsbändigen Gesamtausgabe von Freiligraths Gedichten kommt in einer Ansiedelung des fernen Nordwestens zur Versteigerung; der Kreis der Bieter, lauter heimatflüchtige Männer, die der Sturm des Jahres 1848 in diese Wildnis geworfen hat: ein Dr. juris aus Hessen, der jetzt mit einem Joch Ochsen Fuhrmannsdienste thut; ein ehemaliger kurhessischer Justizbeamter; ein vormaliger Arzt in der ungarischen Armee; ein flüchtiger preußischer Offizier, ein pfälzischer Schulmeister, ein paar Hanauer Freischärler, ein Dresdener Schneider und was der wunderlichen Menschenkinder mehr sind, die zusammen keine drei Dollars bares Geld haben. Dafür wird in Naturalien gesteigert; der Darmstädter Doktor ersteht die sechs Bände für eine Last Brennholz, der Offizier bezahlt einen Band mit einem selbstgefertigten Stuhl, ein dritter zahlt in Mehl, ein vierter in Sägeblöcken, bis endlich trotz aller Armut sechs vollständige Exemplare abgesetzt sind. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen,“ sagt eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur um das schöne Gedicht: Ehre jeder Stirn voll Schweiß!“ „Der Blick,“ sagt Kapp, „mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte.“ — Brauchen wir uns nach dieser Scene aus den letzten und ärmsten Ansiedelungen deutscher Auswanderer zu wundern, daß gerade in Amerika der Aufruf zur Freiligrath-Dotation Tausende bereitwilliger Hörer fand?

Das Ergebnis dieser Bemühungen überstieg ohne Zweifel die Erwartungen der Freunde. Die am 30. Januar 1869 erfolgte, in der Elberfelder und Rheinischen Zeitung veröffentlichte Abrechnung ergab einen Gesamtbetrag von 58444 Thalern, welcher durch den höheren Ertrag von zwei noch ausstehenden Posten sich auf 58631 Thaler steigerte. Eine genauere Mitteilung ist hier unthunlich; es sei nur erwähnt, daß von deutschen Städten besonders Barmen, Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, Stuttgart und Wien, die beträchtlichsten Beiträge aufbrachten, im Auslande London und Bradford, New-York, St. Louis und Chicago mit hohen Zahlen vertreten sind.

So war diese Nationalschenkung an Freiligrath eine Huldigung, welche ihm ebenso gut als Dichter wie als Wortführer der Freiheit dargeboten ward; Ferdinand Freiligrath durfte sie mit freudigem Stolz als eine Gabe seines

Volkes annehmen, als einen glänzenden Beweis der liebevollen Verehrung, deren er genoß weit über die engen Grenzen der Heimat hinaus; und anderseits darf unsere, als so arg materiell gesinnt, vielgescholtene Zeit mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinweisen auf diese völlig freiwillig dargebotene Huldigung für den Genius des Dichters, die Charakterstärke des politischen Mannes. Die nahezu 60,000 Thaler des Nationaldankes für Ferdinand Freiligrath sind jedenfalls die reichste, und wohl auch die einzige Gabe, welche jemals das deutsche Volk einem seiner Dichter geboten hat.

Es liegt nahe, daß gleichzeitig mit dieser Nationalgabe auch der Wunsch nach des Dichters Heimkehr vielfach ausgesprochen ward. Er selbst hatte so manchmal in den Briefen seiner Sehnsucht nach einem beruhigten Greisenalter in der Heimat Ausdruck gegeben; freilich meinte er, nur die Revolution werde ihn wieder nach Deutschland zurückführen; nun, da die gewaltige Umgestaltung aller deutschen Verhältnisse ihm die Rückkehr ermöglicht hatte, da ihn das ganze Volk zurückrief, wäre es thöricht gewesen, darauf zu warten, daß ein besonderes Gesetz den deutschen Flüchtlingen ein Thor öffne, das schon weit offen stand. Und so reiste er bereits im Sommer 1867, obwohl anfangs das tiefste Geheimnis bewahrend, über Düsseldorf nach Barmen, die Freunde zu besuchen und mit ihnen die fernere Verwaltung des Nationaldankes zu besprechen, welcher dieselben sich bereitwillig unterzogen. Das Geheimnis ward, wie leicht erklärlich, bald offenkundig; der incognito reisende „Onkel Wechmar" erhielt sogar ein Ständchen von der Barmer Liedertafel, ging dann nach Köln; am 6. August veranstalteten ihm die Freunde auf Rolandseck eine herrliche Feier, und nirgends machte ihm die Polizei die geringste Schwierigkeit. Einer in jenem selben Frühling 1867 unternommenen Reise nach Genf, zum Zweck von Verhandlungen mit der Banque Suisse in Angelegenheiten der Mansfelder Bergbau-Gesellschaft, sei hier nur kurz Erwähnung gethan.

Eine ernste Freude noch ward dem Dichter beschert, ehe er den gastfreien Boden Englands verließ: die älteste Tochter Käthe verlobte sich im August 1867 mit Eduard Kroeker, einem jungen in London ansässigen deutschen Kaufmann. Noch im Dezember desselben Jahres ward die Hochzeit gefeiert; mit welchen Empfindungen Ferdinand Freiligrath die Tochter, an deren regem Geist und treuer Liebe er sich allezeit so herzlich erfreut hatte, dem Gatten übergab, das sagen uns seine Briefe, das sagt uns vor allem das ergreifend schöne Gedicht „An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard", welches er am Hochzeitsmorgen selbst, 17. Dezember 1867, vollendete. Im Frühling 1868 verlobte sich auch die zweite Tochter Luise, ebenfalls mit einem deutschen Kaufmann, Heinrich Wiens. Wegen ihres noch gar jugendlichen Alters

wünschte Freiligrath Aufschub; sie folgte den Eltern noch für ein Jahr nach Deutschland.

Im Frühling 1868 machte Ferdinand Freiligrath nochmals eine Reise nach dem Rheinland, diesmal, um sich seinen zukünftigen Wohnort auszusuchen.

„Seine erste Station," berichtet Paul Lindau in Nr. 13 der Gegenwart vom 25. März 1876, „war natürlich Barmen, und dort lernte ich ihn im Hause meines Freundes Emil Rittershaus persönlich kennen. Sein schon durch den Ausdruck der Herzensgüte und des Edelsinns hochbedeutender Kopf mit der klaren breiten Stirn, mit den wundervollen, tiefliegenden und tiefschauenden dunkeln Augen machten auf jeden, der mit ihm zusammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das schon stark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle krause graue Bart bildeten zu der bräunlichen Gesichtsfarbe einen schönen Gegensatz. Der große Kopf saß auf einem starken breiten urkräftigen Rumpf. Freiligrath gehörte zu den westfälischen Eichen, von denen Heine gesungen, — wenn auch nicht gerade zu den sentimentalen. Ich entsinne mich noch, daß mein liebenswürdiger Elberfelder Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tags in Gesellschaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker-Dortmund von der Redaktion der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinsamen Schoppen abholten, und die schmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redaktionsstube führte, unter der ungewohnten Last dieser drei gefährlichen Konkurrenten von „Jean Lüttgens, Rheinlands Eiche",[1]) ächzte und keuchte, mir seine ernsthaften Bedenken über die Gefahren des Einsturzes äußerte und mich ersuchte, es womöglich so einzurichten, daß mich immer nur einer von diesen starken drei Männern auf einmal besuche."

„Es waren reizende Tage, die wir damals zusammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemütlichen Häuslichkeit unserer gemeinsamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem herrlichen, zwischen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkt, der gerade wegen dieser Lage von Wupperthalern gewöhnlich „der neutrale Boden" genannt wird, mit seiner wundervollen Fernsicht auf das ganze Wupperthal von den Höhen von Rittershausen bis nach Sonnborn hinunter, auf die malerischen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer rastenden Gewerbfleißes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wieviel unvergleichliche Stunden in heiterster und angeregtester Gesellschaft haben wir auf jenem schönen Fleckchen Erde verbracht, und wie manches Glas Bowle auf alles Mögliche und ohne besondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an

[1]) Ein damals allbekannter Athlet und Ringkämpfer.

seinen Aufenthalt im Wupperthal. Noch nach Jahren schrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich wollte, wir säßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwischen Barmen und Elberfeld, und hätten zwischen uns und den übrigen Bowlenräthen und Rittern vom heiligen Waldmeister eine neutrale Bowle!"

So Paul Lindau von jenen Frühlingstagen 1868. Nun aber die Wohnungsfrage. Sollte Freiligrath am Niederrhein, in Köln oder Düsseldorf sich ansiedeln, wo er so zahlreiche Freunde besaß? Oder zu Lorch zwischen Rebenbergen und dem Rhein? Es mochte ihm peinlich sein, zurückzukehren an einen Ort, wo er soviel Schmerzliches erlebt; der Zauber des Rheins zog ihn, den Alternden, nicht mehr so an, um ihm den Aufenthalt in einem schön gelegenen, aber geistig toten Städtlein begehrlich zu machen; vor allem aber wollte er nicht das Bewußtsein tragen, nur als Geduldeter, stillschweigend Begnadigter in Preußen zu leben, diesem Preußen, dessen kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich, waffengewaltiger Aufschwung, straff konzentrierte Monarchie den Anschauungen des Dichters, welcher die Ideale von 1848 noch immer im Herzen trug, so entschieden widersprach. So blieb es denn bei dem Entschlusse, dem er eigentlich bereits früher schon sich zugeneigt hatte, zunächst in oder bei Stuttgart sich niederzulassen; die Rückkehr nach seiner zweiten Heimat Preußen durfte er sich dabei immerhin vorbehalten; nur Bedenkzeit wünschte er. Die Frühlingsmonate jenes Jahres 1868 waren den Vorbereitungen zur Heimkehr nach Deutschland gewidmet; dann brach der Dichter sein Zelt ab, um die letzte Wanderfahrt seines vielbewegten Lebens zu unternehmen. Zuvor aber mögen die Briefe aus diesen letzten $2\frac{1}{2}$ Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Elze.

January 15th 66.

— Rückert, über den ich Ihnen damals besorgt schrieb, scheint sich ja wieder erholt zu haben. Dagegen ist sein altes Pflegekind, das Morgenblatt, mit Tod abgegangen. Zu meinem Bedauern. Vor 30 Jahren veröffentlichte ich meine ersten Versuche, Eigenes und Uebersetztes (u. A. nach Burns):

„Nun holt mir eine Kanne Wein;"
„O säh ich auf der Haide dort"
u. s. w.

darin, und habe dem Blatte, in das Schwab mich einführte, immer eine Art von sentimentaler Anhänglichkeit bewahrt.

* * *

An Theodor Eichmann.

London 4 Great Winchester Street,
Febr. 5. 1866.

„Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!" schrieb Friedrich Rückert vor einigen Jahren einem meiner englischen Freunde in's Album, wohl im Gefühl seiner schwindenden Kraft, seines mäligen Verrinnens! Nun ist das Meer von ihm erreicht! Auch Du wirst mit herzlicher Betrübniß die Nachricht vom Tode des großen und guten Mannes gelesen haben! So gehn sie, Einer nach dem Andern, Uhland, Rückert — „Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!" —

Ich bin augenblicklich noch mit den letzten Abwicklungen der Banque Suisse beschäftigt (ekelhafte Arbeit!), hoffe aber bald damit fertig zu sein. Inzwischen stehe ich wegen einer andern Agentur bereits in Unterhandlung. Der alte Gott lebt noch, und wird weiter helfen! Dir wie mir! —

* * *

An Ludwig Elbers.

London, 25. 2. 66.

Freund Eichmann wird Dir bereits in meinem Namen gedankt haben für die wahrhaft noble und freundschaftliche Weise, in der Du, selbst ohne von mir direct gebeten worden zu sein, mir unter die Arme gegriffen hast. Ich folge jedoch nur einer Regung meines Herzens, wenn ich Dir meinen Dank nun auch von Hand zu Auge selbst auf's Wärmste und Innigste wiederhole! Du bist ein braver Kerl und ein treuer Freund, lieber Elbers, das weiß Gott! Ich drücke Dir die Hand, so fest und herzlich ich sie drücken kann, und werde Dir diesen Beweis Deiner Güte und Deines Vertrauens nicht vergessen! Man sollte wirklich nicht murren, wenn man einmal der Hülfe seiner Freunde bedarf, — wenn ein solcher Fall eben die Veranlassung ist, daß man seine Freunde so kennen lernt, wie ich, mein lieber alter Laudon, so eben Dich wieder einmal in der ganzen Noblesse Deines Wesens erkannt habe.

Die Farce in Berlin hat also wieder einmal ausgespielt. Die freisinnigen Abgeordneten haben sich brav und wacker benommen, — aber was nun?

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 16. Mai 1866.

Lieber Alter!

Habe vor allen Dingen herzlichen Dank für Deine Absicht, den Tag unsrer silbernen Hochzeit durch Deine Gegenwart verschönern zu wollen,

wenn Du es möglich machen kannst! Es wäre wirklich herrlich, wenn Du Deinen Plan zur Ausführung brächtest! Wird nur die sehr große Nähe des Tages nicht hindernd im Wege stehn?

Unser Hochzeitstag ist nämlich schon nächsten Sonntag, am 20. Mai. Wirst Du Dich bis dahin noch auf die Beine bringen und auf dem berühmten Tritonenfloß hierherschwimmen können? Es wäre wirklich prächtig! Natürlich, Deine liebe Frau müßtest Du mitbringen und die Kinder einstweilen sicheren Händen übergeben. Und Elbers, — Koester — !!? Sapperlot, Kerle, macht einen Geniestreich, laßt Preußen und Mobilisirung auf eine Woche im Stich, und feiert meinen Ehrentag mit mir im grünen Alt-England! NB. Einigen Wein könnt Ihr mitbringen. Das Einfachste wäre, Jeder von Euch setzte sich auf ein Stückfaß und schwämme solchergestalt rheinab und meerüber nach Clapton!

NB. Eine Feier werden wir eigentlich nicht haben. Wir glauben nicht, daß irgend einer unsrer hiesigen Freunde von dem Tage weiß, und haben Niemanden dazu gebeten! Wir möchten gern still mit unsern Kindern sein, für Festivitäten sind die Zeiten nicht angethan! Aber Dich, Deine Frau, mit Elbers und Koester, und ihren Frauen, — natürlich! an dem Tage hier zu haben, das wäre allerdings himmlisch! Nun seht zu, — schmiert die Wasserstiefeln, und zieht sie an mit Freuden! —

* * *

An die Schwiegermutter.

London, 24. Mai 1866.

Liebe, theure Mama,

Unter den vielen Beweisen von Liebe und Theilnahme, die mir und Ida zu unserm Ehrentage entgegengebracht worden sind, steht Dein lieber mütterlicher Glückwunsch oben an, und ich danke Dir aus vollem Herzen dafür. Dein Segen ist mir jetzt eben so werth und theuer, wie vor 25 Jahren, und ich danke Gott, daß es mir möglich gewesen ist, Dir in dieser langen Zeit den Beweis zu geben, wie lieb Ida mir ist, und wie ich immer treu und redlich gestrebt habe, sie nach Kräften glücklich zu machen. Gottlob, wir haben uns lieb behalten, und das ist die Hauptsache. Wo die Liebe waltet, da macht alles Andere sich von selbst, und auch die Stürme und Wolken, die jedes Leben einmal durchbrausen und auf jedes Leben ihren Schatten werfen, können das eigentliche, rechte, innere Glück nicht stören! Ich habe an Ida eine Frau gefunden, wie Gott sie denen gibt, die er lieb hat! Gott segne sie für und für, und Gott segne Dich, die Du sie mir gegeben hast!

Wir haben gewiß Ursache froh und dankbar zu sein bei diesem Abschnitt unsres Lebens. Schätze habe ich nicht sammeln können für die Meinen, aber ich habe Kraft gehabt für sie zu arbeiten. Es hat uns nie am Nöthigen gefehlt, die Kinder sind leiblich und geistig zu unsrer Freude herangewachsen, und wir selbst sind noch frisch und wohlauf, wenn auch natürlich nicht ganz mehr die Springinsfelde wie 1841. Und ist es nicht auch ein großes und seltenes Glück, daß Du, liebe Mama, diesen frohen Tag noch erlebt hast? Daß Du Dich unsres Glücks und unsrer Zufriedenheit freuen, und uns für's nächste Vierteljahrhundert Deinen Segen erneuern kannst?

Also: — „Nun danket Alle Gott!"; das können wir gewiß froh und gerührt sagen! Gönne er uns auch das Glück, uns noch einmal wieder zu sehen! Das wäre das Allerschönste, und ich verzweifle nicht an der Möglichkeit!

Unterdessen, liebe Mama, halte uns so lieb, wie wir Dich! Und laß uns bald von Dir hören!

Ohne Wandel
Dein alter Ferdinand
(Jubelgreis.)

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 26. 9. 1866.

— Daß ich, wie Du meinst, die Meinen dort abholen sollte,[1]) daran ist gar nicht zu denken, lieber Freund! Die eben verkündigte Amnestie ist nicht für mich, schon deßwegen nicht, weil sie nur auf wirklich Verurtheilte anwendbar ist. In die Kategorie gehöre ich aber nicht. Ich bin nicht einmal in contumaciam verurtheilt worden, aber ebensowenig hat man jemals die beiden im Jahre 1851 wider mich erlassenen Steckbriefe zurückzunehmen für gut befunden. Der Amnestie-Erlaß leidet überhaupt an mancherlei Dunkelheiten. Die Herren zu fragen, wie sie es in Bezug auf mich denn eigentlich meinten, fällt mir natürlich nicht ein.

Aus „Nadel und Draht" hast Du gesehen, daß mich die Erfolge der preußischen Waffen nicht mit fortgerissen haben. Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorrescire die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berather. Ich sehe Cäsarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen Beide der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt

[1]) Frau Ida machte mit Käthe in jenem Sommer eine Reise nach Düsseldorf, Elberfeld und Soest.

verschaffen, aber nach innen wird noch auf lange hin an keine wahrhaft freiheitliche Entwickelung zu denken sein. Die Kleinstaaterei taugte den Teufel nicht, aber der Cäsarismus ist noch schlimmer. —

* * *

An Ludwig Elbers.

[London], 29. 9. 66.

Lieber alter Laudon,

Vergieb und habe Dank! Es drückt mich schon lange, daß ich Dir auf zwei so liebe warme Briefe (der letzte noch überdies zu meiner Silberhochzeit!) bisher nicht geantwortet, und überhaupt all' den lieben Freunden, die mir und meiner Ida so viele Güte und Theilnahme bewiesen, meinen Herzensdank noch nicht ausgesprochen habe! Ich habe eine bewegte und vielfach sorgenvolle Zeit gehabt seither, — und konnte, während dieser Zeit, die Stimmung und innere Ruhe zu einem Briefe an Dich, und Euch, nicht finden. Das, wenn ich es überhaupt wagen darf, mich zu entschuldigen, ist das Einzige, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann. Noch einmal: Vergieb und habe Dank!

Unterdessen hast Du in den letzten Tagen meine Frau und meine Tochter freundlich bei Dir begrüßt, und Beide werden Dir gesagt haben, wie uns Euer Antheil an unserm Feste beglückt hat, und wie, trotz meines Schweigens, mein Herz voll Liebe und voll Dankes für Euch ist! Gott vergelte Euch all' Eure Güte und Freundschaft! Ihr habt mich mehr erfreut, als ich sagen kann!

Den Anlaß zu der Reise meiner Frau gab, wie sie Dir erzählt haben wird, die Studienreise unsres Otto auf die Elberfelder Realschule. Wir entschlossen uns dazu auf die freundliche Veranlassung meines Vetters Hermann v. d. Heydt, in dessen Hause der gute Junge wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Ich hoffe, deutsches Leben und deutsche Lehre werden dem Knaben gut thun. Wenn Ihr es erlaubt, wird er auch bei Dir und den übrigen Barmer Freunden von Zeit zu Zeit sein ehrliches Gesicht leuchten lassen.

Soll ich auch über Politik sprechen? Ich weiß nicht, ob auch Du zu denen gehörst, die der beispiellose Erfolg der preußischen Waffen mit fortgerissen hat, — quant à moi, so bekenne ich offen, daß ich, bei allem großen Respekt vor der Tapferkeit des kämpfenden Volkes, dennoch die Resultate des Kriegs nur mit Mißtrauen ansehe. Die Machtstellung Preußens (kann man sagen: Deutschlands?) nach außen ist durch den Krieg sicherlich imponirender geworden, — an die versprochene freiheitliche Entwicke-

lung nach innen glaube ich aber nicht, bis sie endlich da ist, — trotz Parlament und alledem! Vor der Hand werden wir den schönsten Imperialismus haben.

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Michael-Mas 1866.

Lieber theurer Freund,

Der längst schuldige, mir längst schon auf der Seele lastende Dankbrief an Dich und Deine zwölf Mit-Eingegrabenen (in das Silber des Hochzeitsbechers nämlich) sollte, nachdem er schon so lange auf's Unverantwortlichste hinausgeschoben war, jetzt endlich sicher vor dem Besuch meiner Frau und meiner Tochter bei Euch sein, — nun aber höre ich soeben von Ersterer, daß sie schon am Montag bei Euch war, und morgen Abend mit Käthe wieder unter Deinem gastlichen Dache einkehren wird. So bleibt mir, unter tausend Sorgen und Abhaltungen und noch dazu am Ende der Woche, wieder nur Zeit, — heißt das: heute! —, Dir ein fliegendes Wort zu schicken, Dir und Deiner lieben Frau auf's Herzlichste für alle Liebe und Güte zu danken, womit Ihr die Meinigen bewillkommnet habt! Es ist gar lieb und brav von Euch, daß Ihr sie nicht entgelten lasset, was ich hartgesottener Sünder verbrochen habe! Dank, Dank, und aber Dank! Und treuen, warmen, herzlichen Handdruck! Es gilt!

Also heute nur dies! Und jener oben erwähnte Brief bald, bald! Meine Frau wird Euch unterdessen gesagt haben, wie sehr Ihr uns erfreut und beglückt habt, und wie voll Dankes, trotz meines Schweigens, mein Herz für Euch schlägt! Es hat Alles seinen Haken! Unser Silberhochzeitjahr hat mir mehr Sorgen gebracht, als irgend eins der vorhergehenden fünfundzwanzig, glaub' ich. Wäre ich nicht in andern Dingen voll Unruhe und Ungewißheit gewesen, so hättet auch Ihr früher von mir gehört!

* * *

An Karl Krah.

12, 12. 66.
11. Portland Place.
Lower Clapton, London N.E.

Lieber alter Freund,

Indem ich Dir den inliegenden Dankbrief meiner Frau überreiche, statte ich selbst Dir den innigsten und herzlichsten Dank ab für alle Güte und Freundlichkeit, die Du meinen Reisenden gelegentlich ihrer Anwesenheit in Cöln erwiesen. Unter den mancherlei Begegnungen mit lieben, alten

Freunden, welche die Reise ihnen zuwege brachte, steht die mit Dir mit obenan, und ich freue mich ihrer aufrichtig und von Herzen. Du bist mir und uns, nach so manchen Jahren und so manchen Wechseln, eben so treu derselbe geblieben, wie wir jederzeit Deiner mit treuer Freundschaft gedenk gebkieben sind. Das thut dem Herzen wohl, vollends wenn man älter und einsamer wird, und so soll es sein und bleiben!

Ida und Käthe haben mir viel von Dir und Deinem Leben im Schatten des Doms erzählt. Wie lange ist es nun schon her, daß auch wir dort hausten, und ich zuweilen mit Dir, zur Vertilgung eines Miseräbelchens oder eines schäumenden Seidels, in einen kühlen Grund hinabstieg! Und wie viel ferner noch liegen Brohlthal und Laacher See! Und Unkel und die weinduftende Herberge „zur Frau Möhn"! Vorüber, vorüber! Wie rasch verrauscht ein Leben!

Ich hatte gehofft, Ida würde durch Dich vielleicht das Eine oder Andere über unsern alten Freund und Kumpan Schlickum gehört haben. Ihr scheint aber, bei der Kürze der Zeit, gar nicht auf ihn gekommen zu sein, und ich bitte Dich drum, mir über ihn, damals in unserm Bunde der Dritte, gelegentlich mittheilen zu wollen, was Du weißt oder in Erfahrung bringen kannst. Von Schlickum selbst direct habe ich Nichts gehört noch gesehen, seit er im Frühling 1851, bei einer Bowle Maitrank, Abschied von mir nahm, um nach Bremen, und von da nach Amerika zu gehn. Indirect habe ich von gemeinschaftlichen in Amerika lebenden Freunden wohl gehört, daß er als Farmer kein Glück gehabt, und sich nachher, aus der Wildniß in die Städte zurückgekehrt, an verschiedenen Orten mit seiner Kunst durchzuschlagen versucht hat. Seit dem amerikanischen Kriege habe ich Nichts, aber auch gar Nichts mehr vernommen, und weiß nicht, ob er und seine Familie nicht auch unter jenen Verhältnissen gelitten haben. Bitte, sieh doch zu, ob du etwas Sicheres in Erfahrung bringen kannst. Lebt unser Freund noch (wie ich das denn von Herzen wünsche und erflehe), und können wir ausfindig machen, wo, so sollten wir wirklich einmal eine gemeinschaftliche Epistel an ihn loslassen. Wenn er nur kein knurriger Greis geworden ist! Jedenfalls wird ihm die Welt nicht mehr so „mollig" und so „saftig" erscheinen, wie damals am Rhein!

* * *

An Ludwig Elbers.

24. Januar 1867.

— Von Dr. Juch erfahre ich, daß er jüngst in einer mich betreffenden Angelegenheit an Emil Rittershaus geschrieben, und daß dieser Juch's Brief

weiter an Dich, vielleicht auch andere dortige Freunde mitgetheilt hat. Um mögliche Mißverständnisse zu vermeiden, erlaube ich mir, Dir zu dem Briefe Juch's (den ich nicht gelesen habe, dessen Inhalt aber, in seinen Hauptzügen, ich aus Juch's Mittheilungen kenne) die nachstehenden Erläuterungen zu geben:

Vor ungefähr einem Monat ließ Juch durch einen gemeinschaftlichen Freund mir Folgendes sagen: Es hätten sich verschiedene hier angesessene deutsche Männer (Kaufleute) mit der Anfrage an ihn gewandt, ob ich, falls mir von deutschen Landsleuten, als Zeichen der Achtung und Anerkennung, eine Summe Geldes geschenkweise dargeboten würde, wohl geneigt wäre, ein solches Testimonial anzunehmen? Er, Juch, möge das von mir zu erfahren suchen. — Ich erwiderte darauf, daß eine derartige, von meiner Seite durchaus unprovocirte Kundgebung mich in hohem Grade erfreuen und ehren würde, wenn ich dieselbe in der That als einen Ausdruck allgemeiner nationaler Zustimmung ansehen dürfe, daß, wenn Deutschland wirklich groß und frei genug denke, die Opfer und Entsagungen fast eines Vierteljahrhunderts auf diesem, auch bei uns bereits (bei Schulze-Delitzsch) ohne Befangenheit adoptirten Wege anerkennen zu wollen, ich gewiß nicht so kleinlich sein werde, ein ehrenvoll Gebotenes auszuschlagen. Nur verstehe es sich von selbst, daß die Sache würdig und tactvoll behandelt werden müsse.

Hier endet, was ich weiß und wissen kann. Juch hat die Sache in die Hand genommen und sich wegen Bildung eines oder mehrerer Comités mit Freunden hier und auswärts in Verbindung gesetzt. So auch mit Rittershaus. Ich selbst, wie die Sache nicht von mir ausgegangen ist, kann sie natürlich nicht betreiben. Mir bleibt nur das ruhige Zusehen, ob sie gelingen wird oder nicht. —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 25. Januar 67.

Die durch Juch bei Rittershaus bevorwortete Sache habe ich in dem anliegenden Briefe an Freund Elbers erörtert. Lies denselben und befördere ihn dann mit meinen herzlichsten Grüßen an Elbers. Er ist natürlich so gut an Dich geschrieben, wie an ihn, und ich bestätige Dir denselben in jeder Zeile. Wie gesagt, das Ding ist ohne mein Zuthun an mich gekommen, ohne daß ich im Allerentferntesten, ohne daß ich auch nur im Traume daran gedacht hätte. Die Sache verhält sich eben, wie ich an Elbers darüber berichtet. Meine Lage ist, Gottlob, wenn auch durchaus keine sorgenfreie, doch nicht eine so verzweifelte, daß ich, um nur aus der Noth herauszukommen, für mich sammeln lassen sollte!! Noch einmal:

Nationaldank und Collecte ist zweierlei, und nur jener ist es, an den die hiesigen Freunde gedacht, und den ich (wenn es dazu kommen sollte) gutgeheißen habe.

Dennoch kann ich es Euch lieben Freunden drüben nicht übel nehmen, wenn Ihr Euch die Sache anders vorgestellt habt, als sie ist. Bin ich doch seit einem Jahre ohne feste Stelle. Meine Lage, um mit aller Offenheit zu reden, ist so: Eine Stelle habe ich noch immer nicht wieder gefunden. Die Krise vom vorigen Sommer ist Allem hemmend in den Weg getreten, und außerdem fällt es mit 56 Jahren schwerer, seine Haut zu Markte zu tragen und an den Mann zu bringen, als mit 36 oder 46! Doch habe ich immer gelegentliche Einnahmen gehabt, theils von Commissionen verschiedener Art, theils von literarischen Arbeiten. —

* * *

An Emil Rittershaus.

4, Great Winchester Street,
März 7. 1867.

Lieber, lieber Freund!

Dank und aber Dank! Ich drücke Dir die Hand fest und warm, so fest und warm ich drücken kann!

Dein Gedicht hat mich tief, tief ergriffen! Ich sage nicht mehr, — Du fühlst, was mir in diesem Augenblicke die Brust hebt! Gott segne Dich, lieber, lieber, erst spät gewonnener, aber dafür um so rascher mir werth und theuer gewordener Freund!

Morgen schreibe ich Dir über Deinen Gartenlaubenplan, den ich in alle Wege für zweckdienlich nicht nur, sondern auch für würdig und für alle Betheiligten gleich ehrenvoll halte! Ich würde Dir schon heute unbedingt Ja schreiben, kann es aber nicht, ehe ich mit Juch gesprochen habe, damit ein einiges, gleichzeitiges Handeln gesichert wird. Juch hat seinerseits wieder mit seinen Freunden zu sprechen, und so wird es jedenfalls bis morgen währen, ehe ich Dir definitiv schreiben kann.

Also morgen! Meine Antwort Ja oder Nein ist Sonntag Vormittag in Deinen Händen. Allen den lieben Deinigen, Frau und Kindern, die treuesten und herzlichsten Grüße! Dir aber nochmals Freundeshandschlag, — fürs Leben!

* * *

An Theodor Eichmann.

4, Gt. Winchester Street.
Juni 15. 67.

Deine Briefe habe ich sämmtlich bestens erhalten und danke Dir herz-

lich dafür. Meine Reise nach Genf und unendliche Mühe und Arbeit, die ich in Folge derselben nach meiner Rückkehr hatte, haben mich seitdem in meiner Correspondenz lässiger gemacht, als ich sonst gewesen sein würde. Ich bitte deswegen Dich und alle Freunde, denen ich mich unpünktlich gezeigt habe, um Verzeihung.

Deines Hierseins erinnern wir Alle uns mit herzlichem Vergnügen. Besonders ich auch unsrer Spritzfahrt nach Sheffield und sodann über Warrington und Chester auf den Gipfel des berühmten Berges Penmannmawr! Es war doch schön da, und wenn wir zu dem schönen Waldmeister noch einige Flaschen leichten Mosel gehabt hätten, so wäre das noch besser gewesen.

Grade acht Tage nach dem Sonnabend von Penmannmawr stiefelte ich in Paris herum, und traf am folgenden Tag in Genf ein. Die letzte Strecke der Eisenbahnfahrt, von Macon bis Genf, ist wunderbar schön. Sie führt mitten durch die Berge und Schluchten des Jura. Steile Felsgipfel, Hänge voll Reben, lachende Thäler, stäubende Bäche, hier und da die blaue Rhone, bald um einen Berg hervorschießend, bald wieder hinter Bergen verschwindend. In Genf, im Hôtel du Rhône, hatte ich den wilden, tiefblauen, mit Schaum gekrönten Fluß gerade unter meinem Fenster, wie er aus dem See hervorströmt. Genf und der See sind himmlisch. Ich muß gestehen, das Alles hat mir mehr Freude gemacht, als zu Paris die Ausstellung mit all ihrer Pracht und Großartigkeit. Die Geschichte, trotz dieser Pracht und Großartigkeit, hat doch viel vom Jahrmarkt an sich (mehr als die Londoner Ausstellungen von 51 und 62), besonders bei'm Eintritt in den das Gebäude umgebenden sogenannten Park.

Den Zweck meiner Reise habe ich ziemlich erreicht, indem es mir gelungen ist, sowohl die Banque Suisse (diese unter gewissen, übrigens leicht zu erfüllenden Bedingungen) als auch einige Pariser Aktionäre zu weiterer Betheiligung an der New-Mansfeld-Unternehmung zu veranlassen. Nichts desto weniger sind noch nicht alle Hindernisse des Fortbestandes der Gesellschaft beseitigt, — doch hoffe ich zu Gott, fürs Andere und für mich selbst, daß die Sache noch gerettet wird. —

* * *

An Adolf Glaßbrenner,

den Redakteur der Berliner Montags-Zeitung, erging, auf Anlaß der Freiligrath-Feier im Sommer 1867, folgendes Schreiben:

London, 24. Juni 1867.

Theurer Freund!

Aus voller Seele Dank, Dir und den verbundenen Männern und Freunden, für alle Güte, allen Antheil, alles liebevolle, opferfreudige Han-

deln! Dank auch allen Mitwirkenden bei'm Feste, — den dichtenden, den redenden, den singenden! Sage Allen Alles! Mein Herz ist bewegt und froh gehoben! Dank auch für Euer Telegramm, das einen heitern und glücklichen Tag mit einem heitern und glücklichen Abend krönte! Es war eine Ueberraschung, — und ich erkenne mit Rührung die Freundschaft und das Wohlwollen, die Euch bewogen, sie mir noch am Festabend zu bereiten! Ich kann Dir nicht sagen, lieber Freund, wie sehr die vielen Beweise treuen Gedenkens, deren das Vaterland mich eben jetzt würdigt, mich ehren und erfreuen! Ich wähnte, vergessen zu sein, — vergessen und verschollen! — und nun kommen die Edelsten und Besten, nun kommt ein ganzes, großes — ein, will's Gott, bald auch freies und einiges Volk und zeigt mir, daß ich mich geirrt hatte! Es ist mir wie ein Auferstehen von den Todten! Bei dieser seltenen Einmüthigkeit der Theilnahme und der Zustimmung gewinnt das Persönliche allerdings eine allgemeine, eine höhere Bedeutung! Und das gerade ist's, was mich freut und hebt! In diesem Sinne wage ich es, bei aller Bescheidenheit, mich stolz und glücklich zu fühlen angesichts dieser großen nationalen Kundgebung! Ich drücke Dir warm und herzlich die Hand, lieber Glaßbrenner! Drücke Du sie für mich den Freunden!

* * *

An Heinrich Koester.

[London, Sommer 1867.]

Endlich wohl zieh' ich vom Leder,
Endlich wohl greif' ich zur Feder,
Endlich schreib' ich an den HEinz,
Der mir freundlich hat gesonden
In dies nebulose Londen
Das famose goldne Mainz;

Der mir ferner durch mein Maidel
Hat gesandt ein ächtes Seidel,
(Drauf er meinen Namen grub);
Und, zu meinem Heil und Wohle,
Gar ein Blatt, auf dem Napole-
On (der Erste) Briefe schrub!

Alles dies in großer Treuge
Sandt' er mir durch meinen Säuge-
Ling, der Katharina heißt;
Der da warf den Reisewürfel,
Und mit der Mama nach Dürffel-
Dorf, der schönen Stadt gereist;

Wo auf ewig mir erloschen
Mancher blanke Hefengroschen,
Den ich fromm erschreiben that;
Wo mich (Gott sei Dank: lebendig!)
Weiland finge eigenhändig
Ein Gensdarm? — O nein, ein —

So weit hatte ich vor Monaten geschrieben, lieber Koester, und Du siehst daraus, daß ich es, nach langem Schweigen, auf einen poetischen Dank- und Jubelbrief im höheren Chor ernstlich abgesehen hatte. Aber da kam mir irgend etwas dazwischen, die saubern Verse blieben unvollendet liegen, und mit ihnen, da die Stimmung fort war und nicht gleich wieder kommen wollte (zu so erhabenen Flügen sind die Schwingen nicht immer gerüstet), der ganze Brief. Vergieb mir, ich bitte herzlich! Es war nicht recht, Dich so lange warten zu lassen!

Frau und Tochter kamen vorigen Herbst ganz glücklich und aufgekratzt von ihrer rheinisch-westphälischen Tour zurück. Habe auch Du, sammt Deiner Hausehre, nachträglich noch den wärmsten und herzlichsten Dank für den freundlichen Empfang, den Ihr ihnen gegeben habt! Mundtasse, Seidel und Briefbogen haben sie mir richtig abgeliefert (und nicht etwa unterwegs versetzt), und ich danke Dir herzlich für diese sichtbaren (und täglich meine Augen begrüßenden) Zeichen Deines treuen Gedenkens!

Du hast mir übrigens Dein treues Gedenken kürzlich auch noch in andrer Weise bethätigt, als durch Seidel und Mundtasse, lieber alter Freund, und auch dafür komme ich, Dir warm und dankbar die Hand zu drücken! Ich kann Dir nicht sagen, lieber Koester, wie das, was in Deutschland eben für mich geschieht, mich in tiefster Seele packt und bewegt! Die mir von allen Seiten, in Nord und Süd, in Ost und West, gleich herzlich und liebevoll bewiesene Theilnahme dringt, ich kann wohl sagen, erschütternd auf mich ein. Auch Dir, der Du Dich mit den andern dortigen Freunden so treu und so rüstig der Bewegung angeschlossen, Dank, Dank und aber Dank!

Im letzten Frühjahr sind es dreißig Jahre geworden, daß wir einander kennen. Ihr theuren Barmer Freunde laßt unsre Freundschaft ein seltenes und edles Jubelfest feiern!

Und im nächsten Sommer, 1868, werden es dreißig Jahre, daß meine Gedichte bei Cotta erschienen sind! Das war damals auch ein frohes Ereigniß in unserm Barmer Leben! Eben jetzt hat Cotta die 23. Auflage gedruckt; da aber seit der 14ten die meisten Auflagen in doppelter Stärke (2000 Exemplare) abgezogen wurden, so wird man, will man nach der Stärke der früheren Auflagen (1250 Exemplare) rechnen, demnach durch-

schnittlich für jedes Jahr eine Auflage herauskriegen. Oder gar mehr. In dem Bande ist doch ein „Segen" drin gewesen!

In der letzten Zeit habe ich wenig arbeiten können. Es geht mir seit Jahr und Tag zu viel Anderes im Kopf herum, und ich werde wohl erst wieder zu stillem, ruhigen Schaffen kommen, wenn die Aufregung, in die mich die gegenwärtige Agitation versetzt, mit der Agitation selbst ihr Ende erreicht hat. Dann (zu den eigenen Sachen, die mir die Muse eines grünen Alters hoffentlich noch zuflüstern wird) warten meiner Burns, Shakespeare und die englischen Lyriker des 17ten Jahrhunderts. Wie freue ich mich auf den Augenblick, wo ich, Dank dem deutschen Volke, in stiller Zurückgezogenheit nur der Poesie und meinen Freunden werde leben können!

Zur Theilnahme an der von Bodenstedt geleiteten neuen Shakespeare-Uebersetzung habe ich mich nur mit Mühe entschlossen. Aber Bodenstedt und Brockhaus ließen nicht ab, mich zu bestürmen. Doch hab' ich von vornherein erklärt, daß ich unter keiner Bedingung irgend eins der bereits von Schlegel übersetzten Stücke übernehmen könne! Schlegel's Shakespeare ist zu tief in Saft und Blut des deutschen Volkes gedrungen, als daß es (obgleich sich hier und da vielleicht eine Kleinigkeit besser machen läßt) nöthig wäre, und gelingen könnte, ihn durch neue Uebersetzungen (außer der Bodenstedt'schen bei Brockhaus erscheint nun auch noch die Dingelstedt'sche bei Meyer in Hildburghausen) zu ersetzen. Es ist ja beinahe, als wollte man Goethe und Schiller umschreiben. Julie wird Liebe hauchen, Falstaff und Heinz werden Witze reißen, Hamlet wird grübeln, einzig und allein, und immer und ewig, wie Schlegel ihnen das deutsche Wort auf die Lippen gelegt hat.

Mein Antheil an Bodenstedt's Unternehmen wird sich auf Lear, Cymbeline und Wintermährchen beschränken.

Adieu denn für diesmal, lieber Koester! Zürne mir nicht, — und wenn er dennoch räsonniren sollte, liebe Frau Koester, so leiden Sie's nicht!

God bless you, old fellow!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], Montag 22. 7. 67.

Tausend Dank für Deine letzten Nachrichten! Deo volente werde ich übermorgen, Mittwoch Abend, entweder mit dem Zuge um 8 Uhr 8 M. oder mit dem um 8 Uhr 31 M. von Rotterdam dort eintreffen. Kann ich dann bei Dunkelheit und nachtschlafender Zeit noch nach Barmen kommen, dann um so besser, — wenn nicht, so krieche ich für die Nacht bei Dir

unter. Nur darf mich Niemand sehen, und Niemand darf wissen, daß ich dort bin! Strengstes Incognito ist nothwendig, und conditio sine qua non! Danach bitte ich freundlich, Dich richten und auch Deine Kinder anweisen zu wollen.

An Koester schrieb ich gestern, erwähnte aber noch nichts von meiner Reise.

Also nochmals dringende Bitte: Halte reinen Mund, und bereite mir keine Ungelegenheiten! Ich kann und mag und darf Niemanden sehen, außer einigen wenigen intimsten Freunden!

Du erwarteſt mich wohl auf dem Bahnhof!

Gott mit uns!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 21. Aug. 1867.

Tags nachdem wir die vortreffliche Reise-Atzung bei Dir eingenommen, trafen meine Schwester und ich wohlbehalten gegen 11 Uhr Abends in dem alten Claptoner Gehäuse ein. Rotterdam ist eine schöne Stadt, das Bath-Hôtel hat uns viele Güte und Milde erwiesen, und eine fröhlichere Hafenpartie als die alten Boompjes gibt es nirgends mehr. Dazu lächelte Phoebus, und enthielten Aeolus und Neptun sich aller Unart. So glitten wir denn säuberlich über den spiegelglatten Ocean der geliebten Insel wieder zu. Wir hätten keine schönere Fahrt haben können!

Das Alles hätte ich Dir nun freilich längst sagen sollen, aber ich fand Arbeit und Aufregung in Menge vor, und komme bei'm besten Willen erst heute dazu, Dich meines Wohlseins zu versichern, und gleichzeitig Dir und Deiner lieben, trefflichen Frau für alle Güte und Freundlichkeit zu danken, durch die Ihr mir meinen Aufenthalt in Düsseldorf verschönert habt! Ich habe mich sehr glücklich gefühlt unter Eurem Dache, und es war mir eine große, große Freude, Dich einmal an der Seite Deiner Gattin, im Kreise Deiner Kinder patriarchalisch haben walten zu sehen! Du nimmst Dich dort noch besser aus, als bei Shirtcliffe und Jessop, ja selbst als auf dem Gipfel von Pen-mann-mawr, wo allerdings Waldmeister wuchs, aber nicht der edle Mosel, mit dem Du in Düsseldorf die Kehlen Deiner Freunde zu befeuchten pflegst!

Und nun, zum Dank für alle Deine Wohlthaten, schieße ich Dir eine Kugel an den Kopf! Ein Attentat, sieh' Dich vor! — Feuer: — Käthe ist verlobt!

Gelt, auf den Schuß warst Du nicht vorbereitet? Nun, erhole Dich nur, altes Haus!

Die Sache hat sich rasch gemacht. Die Bekanntschaft datirt von Weih-

nachten her, Erklärung und förmliche Bewerbung erfolgten heute vor acht Tagen. Uebrigens heißt der Bösewicht Kroeker (mit dem melodischeren Vornamen Eduard), ist aus Danzig zu Hause, und ein braver, solider, gebildeter, liebenswürdiger junger Mann, ungefähr 10 Jahre älter als Käthe. Seine Stellung ist diejenige eines Associé's in einem geachteten hiesigen Ostseehause (Korngeschäft), und somit eine gesicherte und unabhängige. Die Zuneigung der jungen Leute ist gegenseitig, — mein und Ida's Ja hat zwei Glückliche gemacht! „O, Papa, ich habe Dich so lieb!" schluchzte das gute dumme Ding an meinem Halse, als ich ihr gerührt meinen Segen gab. So geht's! Man zieht die Kinder mit Angst und Freuden und Sorgen groß, sie werden der Sonnenschein und das Glück des Hauses (und das ist meine Käthe sicherlich!) und dann kommt so ein Schlingel und bittet sie sich holen zu dürfen! Schöne Wirthschaft das! Lies doch im Hiawatha (in der trefflichen Uebersetzung von Freiligrath) den Gesang: Hiawatha's Werben. Da siehst Du, wie es den alten Pfeilemachern geht! „Lieber alter Pfeilemacher!" nennt mich Käthe jetzt auch. —

Tausend Grüße Deiner lieben Frau und Dir von mir und uns allen! Auch allen Freunden — — auch dem Dienstmann, dem alten 48er, der mich wiedererkannte, Salut et fraternité! Laß' ihn Otto's Sack tragen und sag' ihm, der wäre mein Junge!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 3. November 1867.

Es ist schlimm, daß alle Berathungen auf dem Wege der Correspondenz vor sich gehen müssen. Dennoch kann und darf ich jetzt noch nicht an eine Uebersiedlung denken. Ich darf der Dotation gewissermaßen nicht entgegen reisen; sie muß mich erst hier gefunden haben.

Ist das erst geschehen, so wird sich alles Andere schon von selbst ergeben, u. A. auch das Wo meiner künftigen Niederlassung, über das ich, ehrlich gestanden, augenblicklich selbst noch ganz und gar im Dunkeln bin. Am Besten wird es sein, ich packe bald nach dem Neujahr meine Bibliothek und was wir sonst mitzunehmen uns entschließen, säuberlich in Kisten und Kasten, und schicke alles nach Düsseldorf oder Cöln zur vorläufigen Auflagernahme. Und dann, wenn der Schnee schmilzt, und die Schwalben kommen und die Veilchen, komme ich nach mit Weib und Kind, und wir sehen uns um im Lande, unten am Rhein und oben am Rhein, und wo es am schönsten ist und am billigsten, da schlagen wir unser Zelt auf. — —

Dem frommen Pilger diene zur Nachricht, daß mein Geburtshaus zu

Detmold in der kleinen Straße unter der Wehme (eine Verbindungsgasse zwischen Bruchstraße und Krummestraße) gelegen ist. Besagte Straße „U. d. W." besteht nur aus Einer Reihe Häuser, die in den Baumhof der gegenüber liegenden Superintendentur schauen. (NB. Eben fällt mir ein, wo der Baumhof aufhört, sind zwei Reihen Häuser.) Grade der Pforte des Baumhofs gegenüber steht das Haus, das meine Eltern zur Zeit meiner Geburt bewohnten. Es war damals im Besitz des Postmeisters Kayser, und dicht daneben steht das ehemalige Archivrath Clostermeier'sche Haus — Grabbe's Sterbehaus. Beide Häuser, hörte ich kürzlich, werden jetzt von Handwerkern oder sonst Gewerbetreibenden bewohnt. In diesem meinem Geburtshause hab' ich die ersten 9 bis 10 Jahre meiner Kindheit verlebt, und meine ersten heitern und traurigen Erinnerungen haften an seinen stillen Räumen. In ihm zündeten treue, o wie lang schon erkaltete, Hände meine ersten Weihnachtsbäume an, — in ihm starb mir die Mutter und starben mir zwei Schwestern.

Später haben wir noch in der Schülerstraße, am Markt, und in der Bruchstraße gewohnt. „Unter der Wehme" aber bin ich geboren, und Freiligrath's Geburtshaus und Grabbe's Sterbehaus liegen Wand an Wand nebeneinander.

Wie die Jahre dahin fliegen! Auch Grabbe schon 31 Jahre todt!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Decbr. 7. 1867.

Vieltheurer Freund und College,

So Du denn nun Dein freiwillig gegebenes Wort lösen willst, — auf, so rühre mit dem Plektron die Saiten der harrenden Lyra, und laß erschallen das stürmische, das Land und Meer überjubelnde, das Götter und Menschen erfreuende Epithalam! Am 17. ist die Hochzeit, und Du hast also eine volle republikanische Decade zur Vollendung des Meisterwerkes vor Dir! Wonach sich zu richten! Macte virtute diligentiaque, puer!

Uebrigens wird die Hochzeit eine einfache und ruhige Geschichte sein. Die Trauung zwischen 11 und 12 Uhr, dann ein Frühstück mit den Brautjungfern und ihren Führern, dann Abreise des Brautpaares, und Abends ein kleiner Hops, wozu wir nur junge Leute, die Freunde und Freundinnen der Neuvermählten, bitten werden.

Wenn Du nächstens nach Worms kommst, Du rastlos Wandelnder und Wirkender, und es fügt sich, daß Du dort mit Mitgliedern der Loge zusammentriffst, so sage ihnen, unter herzlicher Entbietung meines brüderlichen

Grußes, wie treu und anhänglich ich des altehrwürdigen Worms, des Ortes, wo ich vor einem Viertelsjahrhundert das maurerische Licht erblickte, gedenk geblieben bin. Ob von dem Kreise der Männer, in dem ich damals so warm, so herzlich willkommen geheißen wurde, noch Mancher im Leben und in den Mauern der Chriemhildenstadt weilt, und sich jener Tage erinnert? Allen, Allen meinen Gruß und warmen Druck der Hand!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 8. Decbr. 1867.

Lieber Commerzienrath,

Zuerst unser Aller herzlichste Glückwünsche zur glücklichen Beendigung der fatalen Perlen-Affaire. Ich kann mir lebhaft denken, was Du bei der Geschichte gelitten hast, und was Deine arme Frau gelitten hat. Es ist nicht damit zu spassen, und so unscheinbar und unbedeutend so eine Sache oft anfängt, so bös kann sie endigen. Gottlob, daß alle Gefahr jetzt vorüber ist. Uebrigens rufe ich dem Delinquenten zu: Geehrtester Herr Gustav, machen Sie doch in Zukunft nicht mehr so dumme Streiche! Ein ernster Mann wie Sie soll keine Glasperlen in's Ohr stecken, sondern nur Gedankenperlen, Lehren des Trostes und der Warnung (solche wie Salomon und Freiligrath, die Weisen, sie ertheilt haben und noch ertheilen) sich hinter's Ohr schreiben. Hüten Sie sich vor Bohnen und Erbsen und Glasperlen! Basta! Ich hoffe, Sie nehmen täglich zu an Vorsicht und Weisheit! Wie befinden sich dero Höschen? —

Deinem Wunsche um das Carmen habe ich, da das dunkle Schneewetter mich heute gerade sehr zur Produktion stimmte, sofort entsprochen, und überreiche Dir das Ding inliegend, natürlich nur zur privaten Benutzung. Ich hoffe, es gefällt Dir, und Du kannst es brauchen. Da Du es sprechen wirst, so habe ich es in Deinem Geiste gedichtet, und Du mußt es als Dein Machwerk vortragen, obgleich es sich von selbst versteht, daß ein gut Theil meiner eigenen Gefühle für unseren Laudon, diesen Treuesten aller Treuen, mit hineingeflossen ist. Ich nehme an, Du trägst es Abends bei Tisch vor (nachdem Du erst Nachmittags zu Barmen eingetroffen), und mit dem letzten Worte fallen Piano, Champagnerböller und der Veteranen-Chor: La la la la la la Laudon ꝛc. ꝛc. kräftig ein. Du mußt vorher mit den übrigen Freunden alles arrangiren, so daß es hübsch klappt! Nun feiert ein vergnügtes Lebensfest unsres Ludwigs! Ich werde im Geiste bei Euch sein! Denkt auch ein wenig an mich! —

Wegen meiner Uebersiedelung steht nur fest, daß sie im Frühjahr statt-

finden wird. Wohin, das weiß ich selbst noch nicht. Die Leute können nicht neugieriger darauf sein, als ich selbst es bin, by Jove!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 24. 12. 67.

Endlich, mein theurer Freund, ein Lebenszeichen! Es lag aber diesmal lediglich am Drucker meiner Verse, die erst nach der Hochzeit gedruckt (wenn auch bei der Hochzeit aus dem Brouillon vorgelesen) wurden, und von denen ich doch gern gleich ein Exemplar beilegen wollte. Erst gestern Abend hat P. welche fertig gekriegt.

Habe nun zuerst treusten und innigsten Dank für Dein schönes Gedicht, das, aus warmem Herzen entsprungen, auch zum Herzen gegangen ist. Es kam, sammt Deinem lieben Begleitbriefe, rechtzeitig am Morgen des großen Tages an, wurde nach der Trauung den versammelten Freunden vorgelesen und erntete, sammt der heiter ominösen Titel-Arabeske (schon im vorigen Sommer hat Maleachi-Rittershaus, der Prophet, von Enkeln mir gesungen) allgemeinen Jubel und Beifall. Die Gäste, Männlein und Weiblein, rissen sich um die Exemplare, und die Begeisterung gipfelte in einem Toast auf den liebenswürdigen, warmherzigen, immer sangesbereiten Dichter! Die Ohren müssen Dir gegen 2 Uhr tüchtig geklungen haben.

Käthe, sobald sie zur Ruhe ist, wird Dir sicher noch besonders danken. Augenblicklich schwärmt sie freilich noch mit ihrem Eduard in Paris, und schreibt glückliche Briefe daher. Um Neujahr, denke ich, wird das Pärchen allmählich in sein niedliches Nest einziehen. Wie leer uns unser eigenes Nest vorkommt, seit unsere Lachtaube ausgeflogen ist, und wie sie uns grade zu dieser Weihnachtszeit allerorten im Hause fehlt (es sind die ersten Weihnachten, wo sie nicht bei uns ist), brauche ich Dir nicht zu sagen.

Aber Sapperlot, Euer Telegramm trieb mich um 3 Uhr Morgens aus dem Bett, nachdem ich erst um 1 Uhr hineingekommen war! Aber es war gut so, denn nun blieb ich wach, und machte meine Hochzeitsverse fertig. Als ich aber am folgenden Morgen (Donnerstag den 18.) auch erst um 3 Uhr wieder in's Nest kroch, war ich doch ein wenig zerschlagen.

So rauscht das Leben mit Einem dahin, lieber Freund! Das neue Geschlecht verdrängt leise und sicher das alte. Wir müssen Platz machen. Ihr junges Volk steht im grünen Laube, wir Alten im dürren! Aber darum keine thörichte Trauer! Und wir wollen noch oft heitern Muthes zusammen sein, alter Maleachi!

Dabei fällt mir ein, ich flüstere es Dir leise zu: Nicht Maleachi ist

jetzt mein Prophet, sondern — erschrick' nicht — Banting! Ja, lieber Freund, ich takele das Schiff ab, eh' ich in den Hafen einlaufe; ich schlage den Bau und den Bauch eines halben Jahrhunderts trotzig in Trümmer! Am 3. Dec. fing das Werk der Zerstörung an, und am 14. ejusdem hatte ich allbereits sieben Pfund (nicht Sperling, sondern Avoir du poids) verloren. „Es flüstern die Sykomoren: Verloren, verloren!" sang Ignaz Hub vor 30 Jahren. Classens Weihegeschenk, jene damals so knapp anliegenden braunen Tricots, schlottern mir jetzt nur so um die weiland schwellenden Formen. Und Er (nicht Lui in Paris, sondern Er, dessen Aufbau der Leipziger Bock sich zur Lebensaufgabe gestellt hat) befindet sich wohl dabei. Nur oft in stiller Nacht ziehen innere Stimmen in ihm herum, erhebt er ein Knurren, Gurren, Rumpeln! Das sind Seine schwachen Stunden, die Stunden, wo er zum Elegiker herabsinkt; er wehklagt über seinen Verfall! Und nun genug! Ich habe gerade noch Platz für:

A merry Christmas and
a happy Newyear!

und das rufen wir Alle Dir und Deinem ganzen lieben Hause auf's Allerherzlichste zu! Gott mit uns, steht zwar auf dem Rande der preußischen Thaler, ist aber doch ein schöner Spruch!

* * *

An August Boelling.

[London], 24. 12. 67.

Das alte Jahr hat Großes an mir gethan: — es hat eine schwere Sorgenlast von meinen Schultern genommen, es hat mich in den Besitz eines meine Unabhängigkeit sichernden kleinen Vermögens gebracht, es hat noch in seinen letzten Tagen mein geliebtes ältestes Kind mit einem braven liebenswerthen Manne verbunden. Mein Herz ist voll und bewegt von dem Allen, lieber August, — ich bin in stiller Seele tief, tief dankbar. Daß die Sorge nicht mehr auf mir lastet, und daß ich der Zukunft ruhig entgegensehen kann, das, Du treuer alter Freund, hast auch Du mit zuwege gebracht, und ich danke Dir dafür in meinem Herzen, so warm man danken kann. Möge das neue Jahr mir bald die Freude gewähren, Dir Auge in Auge gegenüber zu stehen und Dir mündlich zu wiederholen, was sich jetzt auf dem Papier steif und dürftig genug ausnimmt. Der Druck meiner Hand wird Dir sagen, daß ich Dir derselbe bin, wie vor dreißig Jahren! Möge ich Dir das lange, lange beweisen können! Ich freue mich unendlich auf ein jetzt doch nicht mehr fernes Wiedersehen!

An Theodor Eichmann.

[London], 28. Februar 1868.

— Ueber mich und uns läßt sich immer noch nicht viel sagen. Und auch wenn es der Fall wäre, würde ich dennoch, in der Unruhe und Aufregung dieser letzten Wochen, nicht zu einem längeren Briefe in der Stimmung sein. Ich habe eben angefangen, meine Bibliothek in Kisten zu packen; dabei platzen jeden Augenblick Miethlustige in's Haus, um es in Augenschein zu nehmen; Tische, Stühle und Bänke haben auch die längste Zeit auf ihrer Stelle gestanden, und das Schönste bei alle dem ist, daß wir noch gar nicht wissen, wohin denn eigentlich. Diese Ungewißheit ist übrigens ein schlagender Beweis, wie wenig meine Rückkehr nach Deutschland eine Nothwendigkeit, ein durch tiefere Gründe bedingtes Muß ist. Vor zwanzig Jahren war das anders! Nun, wir müssen sehen!

Du wirst übrigens (dies muß ich, trotz aller Unruhe, doch noch eben erwähnen) Deine Freude an mir haben bei'm Wiedersehn! Ich brauchte nämlich seit Anfang December die Banting-Cur, und habe in diesen 3 Monaten 40 ℔ (sage vierzig Pfund!) an Gewicht verloren! Ein vollständiger Abfall der Niederlande, — ich bin ordentlich schlank geworden. Auch sonst bekommt mir die Cur vortrefflich. Ich fühle mich frischer und munterer, laufe dem Teufel ein Bein ab bei'm Spazierengehen, und orgele vor allen Dingen nicht mehr so entsetzlich im Schlafe, wie zu Deinem Schrecken noch voriges Frühjahr zu Sheffield und Chester. Ich bin ein total anderer Mensch geworden. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 30. Mai 68.

Ihre gütige Zuschrift vom 20. April traf mich am Rheine, und die Cotta'sche Buchhandlung wird Ihnen inzwischen, meiner Bitte entsprechend, vorläufig in meinem Namen gedankt haben. Es war mir eine große Freude, meinen Beitrag für die Wochenausgabe der A. A. Ztg. so freundlich von Ihnen begrüßt zu sehen.

Beiliegend schicke ich Ihnen nun einige der versprochenen Uebersetzungen, — etwas später zu meinem Bedauern, als ich beabsichtigt hatte. Meine kleine Reise damals, und jetzt die Vorbereitungen zu meiner Rücksiedelung nach Deutschland störten und stören mich vielfach. Entschuldigen Sie, ich bitte sehr, den Verzug.

Die Ihnen heute zukommenden Gedichte sind, mit Ausnahme des letzten, sämmtlich den „Drum-Taps", den auf den Krieg bezüglichen Ge-

dichten Whitman's, entnommen. Ich hielt diese Stücke für die zumeist geeigneten, eine Bekanntschaft mit dem Dichter einzuleiten, doch repräsentiren sie ihn allerdings nur unvollständig. Seine Weltanschauung im Ganzen und Großen hat Whitman in anderen, längeren Stücken niedergelegt, mit deren Uebertragung ich beschäftigt bin, und Ihnen auch davon gern dies und das bestimmen werde, wenn ich hoffen darf, daß Sie für diese Sachen noch mehr Raum erübrigen können. Was ich Ihnen in dem Fall noch zu schicken hätte, würde wenigstens drei bis vier mal mehr sein, als die heutige Sendung. Bitte, sagen Sie mir ohne Rückhalt, ob Ihnen das nicht zu viel ist. Whitman ist für mich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Literatur, — aber es fragt sich freilich, ob seine Art Jedem behagt (vollends in einer Uebersetzung) und ob Sie Ihren Lesern nicht Ansprechenderes bieten können. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 12. 6. 68.

In der Unruhe des Abschiednehmens und Einpackens kann ich Ihnen heute nur in aller Kürze für Ihren freundlichen Brief vom 4. d. M. meinen Dank abstatten. Ich hörte gern, daß Ihnen die Proben aus W. Whitman für die W.-A. der A. A. Z. passend schienen, und daß Sie mir erlauben wollen, Ihnen nachträglich noch einiges Andere von meinem wunderlichen Heiligen zu senden. Sobald ich die jetzige Tummelei überstanden und meinen nächsten Bestimmungsort erreicht habe, soll dies alsbald geschehen.

Unterdessen leg' ich Ihnen hier ein paar Gedichte nach meinem alten Burns bei. Meine ersten Uebertragungen nach Burns erschienen, irr' ich nicht, im Sommer 1835 im „Morgenblatt", — und ich bin noch immer nicht mit ihm fertig! Die hier folgenden beiden Stücke (wie manches Andere von Burns, was ich noch im Pult, d. h. jetzt in der Packkiste, habe), sind bis jetzt noch von keiner der vielen Burns-Uebersetzungen berücksichtigt worden. Und sie sind doch so characteristisch für den Dichter. Wenn sie Ihnen passen, so bestimme ich sie mit Vergnügen für die Wochenausgabe.

Auf Ihre freundliche Anfrage erwidere ich, daß ich zunächst aus Gesundheitsrücksichten für eines meiner Kinder einen kurzen Aufenthalt in irgend einem kleinen Bade der Pfalz oder des Schwarzwaldes (in welchem, steht noch nicht ganz fest) nehme, und mich von dort aus mit Muße nach einer bleibenden Stätte in Süddeutschland umsehen werde. Ich habe dabei allerdings an die ländliche Umgebung Stuttgarts gedacht, doch ist noch nichts bestimmt, und ich würde unter Umständen (bei'm Finden einer mir

durchaus passenden Wohnung u. s. w.) selbst soweit südlich, wie der Bodensee, gehn. Jedenfalls, mag ich denn zuletzt auch bleiben, wie sich's eben trifft, hoff' ich Sie im nächsten Monate persönlich zu begrüßen. Und darauf freue ich mich herzlich. —

* * *

An Richard Wehn.

Jahrgang 1876, Nr. 16 der Gartenlaube bringt in einem Aufsatze von R. Wehn einige Bruchstücke von Briefen Freiligraths, ohne Angabe des Datums, jedoch jedenfalls aus dieser Zeit. So mögen sie einander in der von Wehn gewählten Ordnung folgen.

Als Resultat der Nachforschungen in Betreff der Detmolder Häuser kann ich melden, daß die mir gewordenen Mittheilungen entschieden zu Gunsten „unter der Wehme" lauten. Meine Autorität ist die allerbeste, die es unter den Umständen geben kann: meine gute zweite Mutter, mit der sich mein seliger Vater, etwas über zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, meiner Mutter, im Jahre 1819 verheirathete, sie als junge Frau in das Haus unter der Wehme führte, und die augenblicklich, hochbejahrt (gegen sechsundsiebenzig) und körperlich leidend, aber geistig noch vollkommen klar und frisch, in Soest lebt. Bei ihr habe ich mich nochmals nach Allem, was ihr vielleicht noch aus den Erzählungen meines Vaters in der Erinnerung sein möchte, erkundigt, und sie sowohl, wie ihre gleichfalls zu Soest lebende jüngere Schwester, behaupten auf's Entschiedenste und ohne alles und jedes Besinnen, ja selbst ohne auch nur die Möglichkeit eines andern Geburtshauses zu unterstellen: daß ich, der öfteren Angabe meines Vaters zufolge, in dem fraglichen Hause unter der Wehme geboren worden bin. — Und selbst das Zimmer des Hauses, dessen Wände ich zuerst beschrieen habe, hat der Vater ihr bezeichnet, eine in's Einzelne gehende Genauigkeit, die uns nicht in Verwunderung zu setzen braucht, wenn wir erwägen, daß mein Vater gewiß bemüht war, seine zweite Frau in dem Stillleben der Wohnung, in der er in Freud' und Leid so mancherlei erfahren, heimisch zu machen und ihr seine geistigen und gemüthlichen Beziehungen zu den Räumen, in die er sie einführte, anzudeuten. Ich war das geliebte, einzig übriggebliebene Kind seiner ersten Ehe; wie natürlich, daß er ihr, die er mir zur zweiten Mutter gab, nun auch sagte: in diesem Hause, in dieser Stube ist der Junge geboren. — Das zarte Knäbchen von damals, um dessen Geburtsstätte es sich handelt, ist ein vierschrötiger alter Kerl mit grauem Kopfe geworden, und es wäre vielleicht besser, man verwahrte die Tafel für sein Grab, statt sie an sein Geburtshaus zu heften. —

Ich wußte, daß das Grab der guten Mutter längst eingesunken und nicht mehr aufzufinden ist. Meinem theuern, unvergeßlichen Vater gestatteten seine Verhältnisse nicht, die Stätte mit einem Gedenksteine zu bezeichnen; zehn Jahre nach dem Tode der Mutter verließ er Detmold für immer, — und wieder zwei Jahre später starb er selbst. Mich aber hat es seitdem hin und her getrieben, und ich habe den lieben Eltern, der Mutter wie dem Vater, nur eine gemeinsame und unantastbare Ruhestätte bewahren können — in meinem Herzen. Auch zwei Schwestern von mir ruhen auf dem Detmolder Kirchhofe, der Hauch des Waldgebirges rauscht schon über ein halbes Jahrhundert durch die Gräser auf den kleinen Hügeln. — —

Fünftes Buch.

Ruhejahre.

1868—1876.

Elfter Abschnitt.

Stuttgart. Herbst 1868. Canstatt. Sommer 1874—18. März 1876.

So ward denn am 24. Juni 1868 Abschied genommen von dem Lande, welches Freiligrath fast zwanzig Jahre lang ein sicheres Asyl gewährt hatte. Das Scheiden wurde ihm nicht leicht, denn Tochter und Schwiegersohn und viele treue Freunde blieben zurück, Freunde, die gerade in der letzten Zeit sich recht als solche bewährt hatten. Ein festliches Abschiedsbankett vonseiten der deutschen Gesellschaft Athenäum lehnte der Dichter dankbar ab.

Freiligrath hatte beschlossen, die Reise in die Heimat zu Wasser zu machen, und rheinauf noch einmal durch Holland zu ziehen, für welches sich bei ihm im Laufe der Jahre eine Art Heimatgefühl entwickelt hatte. So bestieg er in London mit seiner Familie das Rotterdamer Schiff.

„Nur in aller Eile eine fliegende Zeile, die Dir (und durch Dich Koester und den übrigen Freunden) sagen soll, daß wir heute Morgen hier angekommen sind, und morgen früh um 6 Uhr unsre Reise per Dampfboot nach Mannheim fortsetzen werden. Wir haben aber keine Zeit, in Düsseldorf und Cöln auszusteigen, und müssen also diesmal auch darauf verzichten, die Barmer Freunde in ihren Heimstätten aufzusuchen. Keiner von Euch darf mir deshalb zürnen, — der Londoner Aufbruch hat uns mehr mitgenommen und mehr Zeit gekostet, als wir erwartet hatten, und jetzt bedürfen wir in jeder Weise der Ruhe, und Louise muß in's Bad!

Sind wir erst wieder einmal in Deutschland fest gegründet, so sehen wir uns ja manchmal, und werden gewiß nachholen, was wir jetzt versäumen müssen. Der Dampfer kommt gegen 4 Uhr Morgens bei Düsseldorf vorbei, am Samstag. Wir werden dann einen fröhlichen Schlummergruß Dir, Deiner lieben Frau und Euern Kindern hinüberschicken durch's Morgengraun und den Frühnebel des Flusses. Träumt unterdessen das Beste von uns!"

So schreibt F. Freiligrath am 25. Juni 1868 aus dem Bath Hôtel zu Rotterdam an den treuen Theodor Eichmann. Aber die Düsseldorfer Freunde wollten's sich nicht nehmen lassen, den Heimkehrenden auf deutscher

Erde zuerst zu begrüßen. Freiligraths ältester Sohn Wolfgang, damals Gerberlehrling in Köln, war nach Düsseldorf dem Vater entgegengereist; mit ihm begrüßten Th. Eichmann und H. Koester den Freund in der Morgenfrühe des 27. Juni am Rheinufer. Aber es drängte ihn, rheinauf weiterzufahren. In Köln erwarteten ihn glänzende Huldigungen. Bis Mülheim, seiner seligen Mutter Geburtsstadt, fuhren ihm die Freunde auf einem besonderen Dampfer entgegen, begrüßten ihn mit freudigem Zuruf und bestürmten ihn mit Bitten, in Köln auszusteigen und das ihm zu Ehren vorbereitete Empfangsfest mitzumachen. So ging es durch den sonnenhellen Morgen weiter rheinauf dem stolzen Köln entgegen. Gegen elf Uhr legte das Dampfboot an; die Schiffe am Rheinufer waren festlich beflaggt, eine zahlreiche Schar von Männern und Frauen begrüßte den heimkehrenden Dichter. Am Abend fand im Gürzenich ein Festmahl statt, welchem zweihundert Teilnehmer, darunter viele aus der Ferne herbeigeströmt, beiwohnten. Emil Rittershaus begrüßte den Freund mit einem schwungvollen Gedicht; Classen-Kappelmann feierte den Dichter, der neun mal von Land zu Land habe ziehen müssen, als den wiedergekehrten, dem nun eine bleibende Stätte und Muße für seinen schöpferischen Genius beschieden sei, dem das Traumrecht des Dichtens fürder nicht mehr verkümmert werde. Ein prächtiger Silberpokal in Römerform, auf dem Deckel eine Germania, ward ihm überreicht, auf welchem sich Rittershaus' Gedicht eingegraben befand:

Germania, sie hat entrollt
Des alten Banners Falten!
Sie bietet dir des Weines Gold
Und sagt: „Ich will den Sänger hold
Nun fest am Herzen halten!

Die Wunden, die die Zeit Dir schlug,
Vergiß beim Saft der Trauben.
Du zogst umher nun lang genug —
Ich kann fortan den Römerzug,
O Freund, dir nur erlauben.

Ich hab' nicht Kreuz und Stern zum Dank
Für dich, Poet, zu spenden!
Nimm hin den Becher silberblank!
Des Weines goldnen Feuertrank
Nimm aus des Volkes Händen!

Dazu die Inschrift: Dem heimkehrenden Dichter F. Freiligrath an der Schwelle des Vaterlandes, Köln, 27. Juni 1868, von seinen rheinisch-westfälischen Freunden. Des Dichters Herz war übervoll; nur mit Mühe ver-

mochte er auf die rauschenden Huldigungen mit ein paar Dankesworten zu erwidern, die er sich vorher aufgeschrieben. Er hatte in Ahnung dessen, was bei dieser Gelegenheit auf ihn einstürmen würde, schwermütig seinen großen, von grauem Haar umwallten Kopf schüttelnd, den Vertrauten zu seiner Seite zugeflüstert: Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, und alles wär' vorbei! Aber vor Mitternacht wurde er nicht erlöst; im übrigen verlief das Fest in heiterster und erhebendster Weise.

Seines Bleibens war nicht; er sehnte sich nach Stille und Einsamkeit. Schon am Morgen des folgenden Tages fuhr er weiter rheinauf, vorbei an den Stellen, wo er jung gewesen, an Drachenfels und Rolandseck, an Unkel, St. Goar und Asmannshausen; erst bei Mannheim verließ er den Dampfer; in dem Schwarzwaldbade Rippoldsau verweilte er den Juli. Da über die Frage des zukünftigen Aufenthaltsortes noch immer eine endgültige Entschließung nicht getroffen war, auch in Stuttgart eine passende Wohnung sich nicht gleich fand, so blieb Freiligrath einige Monate lang in dem nahen anmutigen Canstatt, bis dann Eingang Oktober 1868 in Stuttgart ein geeignetes „Gehäuse" aufgefunden war, und der Dichter nach London den Auftrag senden konnte, ihm sein dort zurückgelassenes gesamtes Hausgerät nachzuschicken. Im November bezog dann Freiligrath seine in Stuttgart Ulrichsstraße 9 gemietete Wohnung.

So hatte er sich denn endgültig im schönen Schwabenlande niedergelassen; aber um sich auf einem völlig neuen Boden einzuleben, dazu war er eigentlich nicht mehr jung genug. Wohl fand er auch hier manchen warmen Freund. Da war Ludwig Walesrode, der Freiligrath gleichalterige politische Schriftsteller und Gesinnungsgenosse, Edmund Hoefer, der feinsinnige Romandichter, Georg Scherer, der Lyriker und Blütenleser, dem er zur Hochzeit 1871 ein anmutig scherzendes Gedicht widmete, Wilhelm Vollmer, der Dichter und Literaturforscher; da war ein Bekannter aus den längst verklungenen Barmer Tagen, Fr. W. Hackländer, waren Otto Müller, Eduard Paulus, Karl Mayer, J. G. Fischer, W. Hemsen; da war — leider etwas abseits — der Freund aus fröhlichen Jugendtagen, Dietwaldus Ganzhorn, der „Oberamtsscharfrichter" zu Neckarsulm, der „trinkbare Mann", der Besitzer eines vortrefflichen „Elfer-Kometenweines", einer weitberühmten „Aufweichungsanstalt für eingetrocknete Wüstenpilger", sowie verschiedener taufbarer Söhne; die Gedichte, welche Freiligrath seinem Dietwaldischen Paten und dessen Bruder widmete, gehören in ihrem wundervollen Humor zu dem Schönsten und Eigenartigsten, das er je schuf. Auch J. V. Scheffel, dem Dichter des Ekkehard und des Trompeters von Säckingen, trat Freiligrath bei einem dieser Ganzhorn'schen Tauffeste nahe.

So fehlt es denn an Dichtungen während dieser Stuttgarter Jahre nicht; Zeuge dafür sind neben den bereits erwähnten u. a. die schönen Lieder bei Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben 1868, sowie das Lied zu Karl Mayers 83. Geburtstage 1869. Daß die Übersetzerarbeit, welche bei Ferd. Freiligrath allezeit neben der eigenen Produktion herging, oder wenn gerade eine Anregung zur letzteren fehlte, dieselbe ersetzte, nicht eingestellt ward, lehren uns die um jene Zeit entstandenen vortrefflichen Verdeutschungen nach Gedichten der Nordamerikaner Walt Whitman und Bret Harte, welche er ganz eigentlich in Deutschland erst bekannt machte.

So ging denn die erste Stuttgarter Zeit still dahin. Einen ehrenvollen Ruf, als Redakteur des Feuilletons der Neuen Freien Presse mit einem Gehalte von 6000 Gulden nach Wien zu kommen, lehnte Freiligrath dankend ab; er wollte nicht mehr seine schwer erkämpfte Freiheit opfern. In den Mai des Jahres 1869 fällt die Vermählung von Freiligraths zweiter Tochter Luise mit Heinrich Wiens. Auch ihr hat der Dichter zur Hochzeit ein schönes Lied gesungen und seine herzliche Freude daran gehabt, wie in ihrem Hause ein Enkelknabe nach dem andern erschien; die drei Lieder an seine Enkel Hermann und Siegfried sind von reizender Liebenswürdigkeit. Luise folgte dem Gatten nach England, wo Käthe schon seit einem Jahre hauste; Wolfgang und Percy waren gleichfalls draußen, in Antwerpen, England oder gar jenseits des Weltmeeres; einsam ward des alternden Dichters Haus; nur sein Sohn Otto verweilte noch bei den Eltern.

Als Freiligrath im Sommer 1868 in das Vaterland heimkehrte, fuhr er vorbei an den Stätten seiner fröhlichen und ernsten Jugendjahre, an Barmen und Soest, Detmold und dem Teutoburger Wald. Als nun der demokratische Gesangverein Arion zu Bielefeld im Juli 1869 das Fest seines zehnjährigen Bestehens feierte, lud derselbe den Dichter zur Teilnahme an jener Feier und zum Besuche der lippischen Heimat ein. Freiligrath, der sonst jeder ihm gebrachten Huldigung nach Kräften aus dem Wege ging, sagte zu; daraufhin ließ der Arion zahlreiche Einladungen an freisinnige Dichter und Schriftsteller, sowie an hervorragende Parteigenossen von Rheinland-Westfalen ausgehen; die Jahresfeier des Arion ward damit zu einem politischen Parteifest und vor allem zu einem wirklichen Freiligrathfest erhoben. Ferdinand Freiligrath selbst erschien mit seinem Sohne Wolfgang; es kamen der greise Hoffmann von Fallersleben aus dem benachbarten Corvey, G. Pfarrius und J. Classen-Kappelmann aus Köln, Heinrich Koester aus Düsseldorf, Adolf Strodtmann aus Hamburg, Ludwig Elbers und Emil Rittershaus aus Barmen, Julius Wolff, Albert Träger, alle teilweise seit langen Jahren dem Dichter befreundet; nicht zu gedenken der zahlreichen

andern Gäste, darunter mancher damals und noch jetzt gefeierte Mann. Der Haupttag des Festes war der 18. Juli. An das Konzert reihte sich am Abend ein Bankett, dessen begeistertste Grüße unserm Dichter galten; so widmete u. a. Hoffmann von Fallersleben dem alten Kampfgenossen für die Freiheit den folgenden Spruch:

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Freiheit gewandelt hat,
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrat
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menschheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und spat
Kämpfte wie ein tapferer Soldat:
Sie bleibt seine Braut im Hochzeitsstaat,
Nie könnt' er werden ein Renegat,
Nie üben an seiner Verlobten Verrat.
Und hielt' ihn gefangen Kosak und Kroat,
Und säh' er nur Blut- und Thränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rat und That.
Und wenn einst der Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Gesinnung und That,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was er ist, was er that,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!

Freiligrath, dem sonst Witz und Humor so schlagfertig zur Verfügung stand, war das flüssige Wort versagt, wenn sein tiefstes Gefühl angeschlagen ward; er antwortete auf die ihm gespendeten Huldigungen durch den Vortrag jenes wundervollen, in diesen Tagen geschaffenen Gedichtes „Im Teutoburger Walde“:

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte lust'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide;
Ich seh' auf Wies', ich seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

So blühten sie, als ich in's Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durch's Gestrüppe;
Zum Meere wiesen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verrann seit jenem Tage fast!
Hier war's! ich seh mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch schier ein Gast!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren,
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimatwäldern Rast!

— Nun aber lagr' ich stillen Muthes
Im Wald mich auf ein Felsenstück,
Und träum' und sinne, was mir Gutes,
Seit ich hier schied, zufiel vom Glück.
Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und sag': Ich strebte nicht vergebens,
Und segne dankbar mein Geschick.

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke Dir, mein Vaterland!

Und wahrlich, nicht schöner als mit diesem einfach-warmen: Ich danke dir, mein Vaterland! konnte Freiligrath antworten auf die liebende Verehrung, die allerorten den Heimkehrenden empfing.

„Einen hübschen Beweis von Freiligraths großer Herzensgüte und Bescheidenheit," berichtet Julius Wolff, „darf ich hier erzählen. Wir saßen einmal in einem öffentlichen Garten, wo eine Kapelle spielte, wenn man diese „braven Leute und schlechten Musikanten" eine Kapelle nennen durfte. Der Dirigent sandte dem Dichter ein Programm seines Konzertes mit einem durchgesteckten Lorbeerreis. Kommen Sie, sagte Freiligrath, der sonst alles Aufsehen so gern vermied, ich muß mich bei dem Manne bedanken! Wir gingen zur Estrade der Musikanten, und Freiligrath stand, den Hut in der Hand, dankend vor dem schlichten Manne, der dadurch in die sichtbarste Verlegenheit geriet."

An die Festtage in Bielefeld schloß sich eine Fahrt in größerer Gesellschaft nach Detmold. „In jedem Dorfe, durch das wir kamen," so erzählt Julius Wolff, „wurde Freiligrath mit Rede und Gesang und einem Ehrentrunke begrüßt. Ehrenpforten und Kränze spannten sich über den Weg, alle Häuser waren geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut. Am Grenzstein mit der Lippe'schen Rose hielten wir Rast und lagen auf grünem Rasen unter breitästigen Eichen. Da war er glücklich in dem kleinen Kreise auf heimatlichem Boden, man sah es ihm an. Die Stadt Detmold hat wohl niemals in so glänzendem Festgewande, so reichem Blumenschmuck geprangt, wie an jenem Tage." Auch hier festliche Ansprachen, Festgedichte. Freiligrath ward in das mit Blumen geschmückte Haus unter der Wehme geführt, wo er seine glückliche Jugend verbracht hatte, und dort mit einem Lorbeerkranze gekrönt; er stand an Grabbe's neu hergerichteter Gruft; der Mutter Grab war längst verschollen. Beim Festbankett sah er die Genossen der Jugend in zahlreicher Schar um sich versammelt und dankte auch ihnen durch den Vortrag seines jüngsten Gedichtes. Das waren freudige tiefbewegte Tage, von welchen Freiligrath wieder in sein schwäbisches Stilleben heimkehrte. Er hat das freundliche Detmold und die Berge des Teutoburger Waldes nicht wiedergesehen.

Manches schöne Lied bei freudiger und ernster Gelegenheit hat Ferdinand Freiligrath in diesen ersten Stuttgarter Jahren gedichtet; da kam plötzlich ein heißer Nachsommer der Poesie über ihn, als im Juli 1870, einem Blitz aus heiterem Himmel gleich, die französische Kriegserklärung gegen Deutschland durch alle Lande flog. Freiligraths Dichtung war allezeit im besten Sinne Goethe's Gelegenheitsdichtung; auf Wunsch, ohne den Drang des eigenen Herzens, zu schaffen, war ihm unmöglich; griff aber Freud oder Leid oder Zorn oder tiefste Anteilnahme in seine Seele, dann gestaltete sich ihm die Herzensregung alsbald zur schönsten rundesten Poesie. So auch in jenem bangen und zornigen Sommer 1870. Freiligrath hatte der politischen Poesie seit Jahren entsagt; nun aber gab ihm ein allmächtiger Zorn gegen das

frevelmütige Frankreich, gegen den „Zuaven im Purpur" die alte glühende Beredsamkeit; da warf er sein Hurrah, Germania! in das Brausen der Waffenrüstung, sein So wird es geschehen! in den Donner der ersten Schlachten; er gab damit der tiefen sittlichen Entrüstung des Vaterlandes gegen den frechen Friedensbrecher in flammenden Worten Ausdruck; er verkündete mit donnernden Prophetenworten den Zusammenbruch jenes Thrones, auf welchen mehr als auf andere des Dichters Wort paßt: „Blut des Volks muß Kaiserkronen löthen." Es waren das Gedichte, welche in zündender Weise dem Gesamtgefühl des deutschen Volkes Ausdruck gaben und darum auch mit wärmster dankbarster Begeisterung aufgenommen wurden; Hurrah Germania! fand wohl ebensoviele Tonsetzer wie weiland Beckers Rheinlied. Und dann sang er seinem Ältesten, der aus dem friedlichen England freiwillig herbeigeeilt war, um Krankenpflegerdienste zu leisten, seinem „Wolfgang im Felde" jenes ergreifende Lied, da er hinauszog zum Liebeswerke auf die Schlachtfelder an Mosel und Maas; da entstand jenes Kabinetsstück einfachster ergreifendster Balladendichtung, Die Trompete von Gravelotte, da das herrliche „Freiwillige vor!" ein tiefernstes Gegenstück zu dem vier Jahre früher gedichteten Lied fürs schwarze Land. Wer kann ermessen, wieviel Herzen diese herrlichen Lieder erhoben und zur edelsten Vaterlandsliebe entflammt, wieviel Thränen sie erweckt, wieviel sie getrocknet haben! Wie wundervoll offenbart sich in den Dichtungen dieser späteren Jahre Freiligraths tiefinnige, auch im Kampf der politischen Parteien allezeit wache Liebe zum großen deutschen Vaterlande, sein Ingrimm gegen jede Niedrigkeit, sein warmes Herz für jeden Leidenden und Bekümmerten, jenes tiefe herrliche Gemüt, welches die blöden Augen der Beurteiler in der ersten Sammlung nicht entdeckt hatten! In diesen Liedern kehren die Klänge der besten alten Zeit, der frische Griff ins Leben, die feurigen Bilder, die sprühende Beredsamkeit, die tiefe Empfindung in ergreifendster Weise, in vollster Jugendlichkeit zurück.

Freiligrath sandte diese Gedichte, wohl längst verrauschter Zeiten und Kämpfe gedenkend, Heinrich Bürgers in Köln für die Rheinische Zeitung; als er dann Eingang 1871 den Freund in Köln zum letzten Male wiedersah, sprach er in seiner freundlichmilden Weise: „Nun ist es wieder Zeit zu schweigen." Er hat Wort gehalten. Das letzte patriotische Gedicht, welches er überhaupt geschrieben, ist jenes unvergleichliche „An Deutschland", welches die im Spätjahr 1870 erschienenen sechs Bände seiner gesammelten Dichtungen einleitet, Freiligraths letzte Gabe an sein Volk:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?

Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen
Empor zu deinem Flug
Laß' diese Blätter mich reichen,
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt —
Da ist's: Verschmäh' es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O lange träumt' ich und sann ich —
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
O könnt' ich dir Bess'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Heerd;
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich danken kann!

Es ist wahrhaft herzerfreuend für den Freund des Dichters, daß derselbe mit solchen Klängen der Versöhnung, der Vaterlandsliebe von dem deutschen Volke schied; so dürfen wir hoffen, daß der Dichter des „Ça ira" auch mit dem Gange, welchen seines Volkes Schicksal genommen, versöhnt gestorben ist.

Wir dürfen das Erscheinen dieser ersten vollständigen Sammlung seiner Dichtungen mit Schluß des Jahres 1870 wohl als einen Lebensabschnitt für Freiligrath betrachten; es war, als wolle er zum Schlusse seiner langen Dichterlauf-

bahn seine Lebensarbeit dem deutschen Volke als Vermächtnis darbringen, seinen Dank zugleich für eine Anerkennung der gesamten Nation, wie sie keinem andern deutschen Dichter zuteil geworden. Auch nachmals hat er noch manches und Schönes geschaffen; wir aber, um nicht eine zu weite Strecke überschauen zu müssen, halten hier abermals an, um die Briefe dieses Zeitraumes einzufügen.

An Theodor Eichmann.

Canstatt, 9. Sept. 1868.

Was meinen letzten Brief an Elbers betrifft, so hattest Du denselben richtiger interpretirt, als Elbers. Er hat in seiner Besorgniß und freundschaftlichen Theilnahme zuviel zwischen den Zeilen gelesen. Es fällt mir nicht ein, nach England zurückkehren zu wollen. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Was ich meinte und was Du ganz richtig verstanden hast, war: — daß ich hier im deutschen Süden, wie schön und lieblich auch das Land und wie brav und herzlich auch die Bewohner, mich dennoch nicht so zu Hause fühle, wie ich in Rheinland-Westphalen, bei meinen treuesten und ältesten Freunden, mich fühlen würde, und daß ich mir hier fast ebenso abgeschnitten von Euch vorkomme, wie in England. Daran knüpfte sich dann um so mehr ein gewisses Sehnen und Verlangen nach Euch und der Gegend, die doch vorzugsweise für mich Deutschland ist, als auch sonstige Voraussetzungen, so namentlich die der Billigkeit des hiesigen Lebens, sich nicht als stichhaltig erwiesen, und als besonders auch die Wohnungsfrage allerlei Schwierigkeiten bietet.

Ich dachte also, als an eine Möglichkeit, trotz alledem, an den Rhein, aber gewiß nicht an England.

Unterdeß sind wieder acht Tage vergangen. Ich habe alles nochmals gewissenhaft überlegt und erwogen (auch mit meiner wirklichen Geh. Freiligräthin), und wir sind nun Beide zu einem Entschlusse gekommen, der die Sache vereinfacht, und Euch Freunden das Ueberlegen wesentlich erleichtern wird.

Nämlich: — Ich wünsche allerdings meinen Lebensabend am Rhein in Eurer Nähe zuzubringen, und halte also den Rhein als endliches Ziel für eine hoffentlich nicht allzuferne Zeit im Auge, — fest im Auge. Für jetzt aber, d. h. wahrscheinlich für die nächsten paar Jahre, bleibe ich in Schwaben. Ich bin nun einmal hier, man kommt mir mehr und mehr mit Güte und Freundlichkeit entgegen, ich kann und darf meine neuen und alten Freunde hier durch einen plötzlichen Aufbruch nicht kränken. Findet einmal ein Regierungswechsel in Preußen statt, oder erwirkt die freisinnige Partei ein Gesetz zu Gunsten von Leuten, die sich in meinem Falle befinden, so macht sich alles von selbst. Dann versteht es sich von selbst, daß ich mich

dauernd in Eurer Nähe, an den Ufern unsers geliebten Stromes, ansiedle, und weder bei meinen schwäbischen Freunden, noch bei mir selbst, wird meine Rückkehr nach Preußen dann einer Rechtfertigung bedürfen. —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Stuttgart, 10. 3. 69.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die h. 3 Könige sind am 1ten hujus allerdings wohlbehalten wieder hier eingetroffen, und gedenken noch allstündlich (wenigstens Einer von ihnen) mit Dank und Freude des schönen Tauffestes in Deinem traulichen Heim. Ich sah aus Deinem lieben Briefe gern, daß der stürmische Tag auch Euch gut bekommen ist, und daß mein liebes Pathchen (Hermann oder Eugen? wie heißt der Junge denn endlich, die familia militans hat sich doch jetzt wohl darüber geeinigt?) kreuzfidel ist und Euch durch sein Wachsen und Gedeihen Freude macht. Ja, lieber Alter, es war ein schöner Tag! Wir sind wieder einmal jung gewesen und haben die schöne alte Zeit in alter Treue fröhlich erneuert! Nur trinkt Ihr Männer am Neckar zu scharf für einen würdigen Greis und h. 3 König! Ich habe mich anstrengen müssen, Schritt mit Euch zu halten! Ist mir aber dennoch gut bekommen! In so edlem reinem Gewächs, wie Du es führst, darf auch ein Greis bei so festlichem Anlaß schon einmal über die Schnur hauen!

Sehr amüsirt hat mich Deine Mittheilung über das Singen des Trinkspruchs nach allen möglichen Melodien zu Heilbronn. Ich, wenn es doch einmal gesungen werden soll, finde keine andere Weise dazu, als (mit genauer Noth) die des alten Feldherrn: Fordre Niemand mein Schicksal zu hören! Aber Ihr Männer singt auch wohl „mit feurigen Zungen", da bringt die Begeisterung und das Denken „an dies und das, was rauschet und was brauset", schon stürmische neue Weisen zu Tage!

Ich drücke Dir von Herzen die Hand!

Immer, wie vor 30 Jahren, Dein Freund, Dietwaldus und eigener Wohlthäter

F. Fth.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 26. Juni 1869.

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 21. d. M. und alle guten und freundlichen Wünsche zu Hochzeit und Geburtstag, die er mir aussprach! Auch ich habe an Deinem und meinem Geburtstage jener Feier gedacht, die Du uns Anno 1838 im Mühlenweg veranstaltetest, und

ich freue mich, daß auch Du Dich ihrer erinnertest. Ich kann Dir wohl sagen, daß all diese Zeit her kein Jahr vergangen ist, wo ich mir jenen Tag und Dich und unser ganzes fröhliches Zusammenleben von dazumal nicht vergegenwärtigt habe, auch in Jahren, wo unser brieflicher Verkehr in's Stocken gerathen war. Und daß er jetzt wieder im Gange ist, und daß Du, lieber August, mir nach so langer Zeit noch ganz derselbe treue Freund bist, als den ich Dich damals erkannte und ohne Wandel, auch wenn ich Dir auf meinen Kreuz- und Querfahrten lange verstummt war, geschätzt und geliebt habe, — das betrachte ich auch als einen Gewinn und eine Errungenschaft dieser letzten für mich so ereignißschweren Jahre, worauf ich stolz bin und mich glücklich schätze, daß wir uns wiedergefunden haben. Daß wir inzwischen ein gut Stück älter geworden sind, soll uns nicht kümmern. Wir wollen uns, das ist jetzt fester Vertrag, schon noch ein Vierteljahrhundert fröhlich mit einander durch's Leben schlagen. —

Deine Abneigung, nach Bielefeld zu gehen, verstehe und ehre ich vollkommen. Ich fürchte mich selbst vor dem Trubel und hatte keine Ahnung, daß die Freunde mich in solche Wirbel zu reißen beabsichtigten, wie es jetzt allerdings den Anschein hat, daß sie mir bevorstehen. Ich hatte an einen stillen gemüthlichen Tag im Teutoburger Wald gedacht, voilà tout! Gott weiß, wie abhold ich allem mich Vordrängen und Zur Schau stellen bin, — „ach, ich bin des Treibens müde, süßer Friede, süßer Friede ꝛc. ꝛc." — Aber dies unter uns, lieber August! Auf der andern Seite ist es ja ein großes Glück, daß so viele Herzen mir warm und liebevoll entgegenschlagen, — weit, weit über alles Verdienst! — und daß wackere deutsche Männer mir die treue Hand entgegenstrecken! Es würde unrecht sein, dem ausweichen oder gar darüber murren zu wollen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 26. Juli 1869.

Lieber Emilius,

Gestern Morgen gegen 3 Uhr bin ich wieder hier angelangt, fand Alles in gesundem Schlafe, und erfreue mich jetzt, nach aller Aufregung der verflossenen Woche, der Stille des Hauses und der Studirstube. Penelope und die Sprossen kommen nicht aus dem Erstaunen heraus über alles, was der alte Odysseus ihnen zu erzählen hat. Und in der That, wenn ich's nicht erlebt hätte, ich glaubte es selbst kaum. Womit habe ich denn nur verdient, was man mir in so überreichem Maße entgegengetragen hat? Mein Leben ist durch diese westphälische Reise um Erinnerungen reicher geworden, um die Könige mich beneiden müssen!

An Julius Wolff.

Stuttgart, 30. Nov. 1869.

Mein lieber und verehrter Freund,

Heute ist in Detmold Andreasmesse („Up Andres-Misse Kümp de Winter gewisse," sagt das Volk) und ich will den Tag, dessen ich in Erinnerung an die Knabenzeit alljährlich treu gedenke, diesmal noch besonders feiern, indem ich mich in Gedanken unter die Eichen des Scherenkrugs zurückversetze und Ihnen für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen, geschriebene und gedruckte, ein Wort des Dankes zurufe.

Das englische Gedicht, auf das Sie anspielen, ist weder von Tennyson noch von Longfellow, sondern von einem in meiner Sammlung zu meinem Bedauern nicht vertretenen amerikanischen Dichter Edgar Allan Poe, einem hochbegabten aber leider, ähnlich wie unser Grabbe, in traurigen Lebenswirren zu Grunde gegangenen Manne. Ich hätte das Gedicht (es heißt The Raven) gern als eine Probe aufgenommen, aber es ist so gar lang, und Hallberger, wie Verleger thun, drängte auf Raum- und Papiererſparung. Sie finden das Gedicht aber, nebst einer außerordentlich gelungenen Uebersetzung, in dem trefflichen „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart" unseres Freundes Adolf Strodtmann. Versäumen Sie ja nicht, es dort kennen zu lernen! Das Buch bietet auch sonst eine Fülle des interessantesten Stoffes, und legt überhaupt ein glänzendes Zeugniß ab für das Talent und das ernste Streben unseres Freundes.

Wahrscheinlich sind Sie jetzt mit Ihrem Eulenspiegel in vollem Gange. Ich wünsche Ihnen von Herzen helle, fröhliche Schaffenslust dazu!

Leben Sie denn für heute recht wohl, lieber Freund! Fröhliche Weihnachten Ihnen und Ihrem Hause! An schönen Tannenbäumen fehlt es Ihren Kindern nicht im alten Harze!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 31. Dec. 1869.

Prosit Neujahr, und inliegend ein wohlconditionirter Plumpudding zur Erinnerung an unser liebes England und an alte Zeiten! Wie lang ist's heute, daß ich, die Pudelmütze auf dem Kopf und den Topf mit Häringssalat unter'm Arme, über's Glatteis zu unserm Sylvester-Picknick in — war es nicht Alfredstreet? geglitten kam?! Zwölf, — dreizehn, — vierzehn Jahre? Ich weiß es wirklich nicht mehr, wie lieb und lebhaft auch der ganze Abend mir noch in der Seele lebt. Damals war unser trefflicher, zu früh

dahingegangener Siegfried [1]) noch bei uns; auch Lothar Bucher, der Steuerverweigerungs-Hämorrhoidarius, transchirte moros seine Enten (für die National-Zeitung und für unsere Abendtafel), und war noch nicht Decernent für Lauenburg. Oder was sonst er jetzt sein mag. Was haben wir nicht Alles erlebt und überlebt seit der Zeit, — Menschen und Dinge! Morgen schon 1870! Das Jahrhundert wird alt und wir mit ihm! Nun, wir müssen uns wehren, und wollen vor allen Dingen einander gut und uns selbst treu bleiben. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand. — —

Nun möchte ich gern noch von manchem Andern zu Ihnen reden: — von dem Byron-Scandal der unseligen Beecher-Stowe, den Sie jetzt auch wohl noch in Ihrer, hoffentlich bald vor's Publikum tretenden Byron-Biographie berühren werden, — von Tennyson's neuem Gedichtbande „The Holy Grail" (immer wieder die für uns so weitab liegende Arthussage!) — von meinem und unserm Leben hier, dem stillsten und zurückgezogensten, das man sich nur denken kann — und mancherlei Anderem, — aber das Papier geht zu Ende, und ich fürchte ohnehin, Sie zu ermüden.

Also nur noch, für heute, das herzlichste Lebewohl und ein treuer Druck der Hand!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, H. 3 Königstag 1870.

Prosit Neujahr, lieber Auerbach, — und vergieb, daß ich Dir nicht schon gleich zu Weihnachten ein herzliches Wort zurückgerufen habe! Die Unruhen der Festzeit (auf angenehme Weise vermehrt durch den Besuch unserer Kinder) muß mich entschuldigen. Auch hatte ich in den letzten Tagen ein ganz niederträchtiges Reißen in Kopf und Schultern. Jetzt geht's aber wieder besser.

Nun so danke ich Dir denn recht von Herzen für Deine dreifache Weihnachtsgabe, — Telegramm und Brief und Kreuznacher Barfüßele, [2]) — die, ich kann es wohl sagen, mir und uns das Fest wahrhaft geweiht und verklärt hat. Geliebter Freund, welch treues, dankbares Herz bist Du doch! Was hab' ich denn Großes für Dich gethan? Hab' ich doch nur wieder einmal ausgesprochen, welch hohe Freude Deine edeln reinen Schöpfungen mir fort und fort bereiten, — hab ich doch nur zu gern die Gelegenheit ergriffen, auch dem Meister Vautier meine Verehrung zu bezeigen! Das

[1]) Dr. Rudolf Siegfried, ein junger deutscher Gelehrter, seit 1855 Dozent des Sanskrit zu Dublin, wo er 1863 starb.

[2]) Cauers in Kreuznach Statuette des Barfüßele.

Danken ist ganz an mir! Habt Ihr Teufelskerle mich denn nicht zu ein paar frischen, lustigen Versen [1]) begeistert? Dafür drücke ich Euch die Hand!

Nichtsdestoweniger und mit dem innigsten Behagen, laß' ich mir auch Deine Dankesworte gern gefallen. Zeigen sie mir doch, daß es mir geglückt ist, Dir eine Freude zu machen. Was ich nicht gekonnt hätte, wenn Du mir nicht vorher eine Freude gemacht hättest! So ist es ja immer, lieber Auerbach, wir nehmen und wir geben, und wir wissen, was wir an einander haben! Und dabei soll es bleiben!

Nun aber die kleine Kreuznacherin! Sie kam mit ihrer Gans und ihrem Topfe Tags vor Weihnachten rechtzeitig hier an, und stand am Abend, bestrahlt von den Lichtern unseres Bäumchens, mit ihrem reizenden Gesichtchen lächelnd da. Die ist bewundert worden, und wird noch täglich bewundert. Sie sieht aber auch gar zu herzig aus den grünen Blättern und Ranken hervor, in deren Mitte sie auf dem Blumentischchen unseres Salons (sit venia verbo, o Barfüßele!) ihren ständigen Platz gefunden hat und uns nun täglich und stündlich an Dich erinnert. Dank und aber Dank, Herzensfreund!

Diese Cauer sind aber doch auch famose Kerle und Künstler! Wie voll Herz und Poesie jede ihrer Figuren!

* * *

Von einer ganzen Reihe ähnlicher Schreiben, welche vorliegen, sei nur eines hervorgehoben, dasjenige

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 25. 1. 70.

— Gestern habe ich einen großen Schmerz erlebt. Der Brief, von dem ich Dir inliegend eine Abschrift gebe, traf spät am Abend bei mir ein, und Du begreifst, wie er mich erschüttern mußte. Irre ich nicht, so hast auch Du, dazumal in der Unkeler Zeit, den armen Schlickum oft und gern bei mir gesehen. Einen treueren, fleißigeren, anspruchsloseren, braveren Menschen gab es nicht. Und nun, nach einem langen arbeitvollen Leben, dem kein Makel anhaftete, dieses Ende!

Es ist nun durchaus nothwendig, daß die alten Freunde etwas für die Hinterbliebenen thun. Ich habe heute bereits an verschiedene aus ihrer Zahl geschrieben, und komme auch zu Dir mit der freundschaftlichen Frage, ob Du in Deinem Kreise für die Sache wirken willst? Schlickum ging nach

[1]) Zu dem Gedicht „Barfüßele."

Amerika infolge seiner Betheiligung an der westphälischen 49er Erhebung (Iserlohn, Hagen ꝛc.) und hat darum auch ein Anrecht auf politische Sympathien. Außerdem muß er uns Westphalen durch seine treuen schönen Bilder zum Mal. und Romantischen Westphalen werth sein. Du siehst, es giebt mehr als Einen Gesichtspunkt, unter welchem Du die Theilnahme für ihn, oder vielmehr für die Seinen, rege machen kannst. Siehe zu, was Dir möglich ist, lieber Stumpf! Das treue Häuflein bei C. trägt gewiß gern etwas bei, wenn Du ihm die Sache in meinem Namen und mit meinem Gruße vorträgst. Ebenso vielleicht die eine oder andere Carnevals-Gesellschaft, — die Freude öffnet ja das Herz für fremde Noth und fremdes Leid. Ich lege Alles in Deine Hände und werde Deine Uebermittelung etwaiger Spenden gern und dankbar besorgen.

Nun, lieber Stumpf, ich überlasse Dir Alles! Vergieb mir, daß ich Dich quäle! In einem so traurigen und dringenden Falle setzt man sich eben über Alles hinweg, selbst auf Gefahr des Lästigwerdens und der Mißdeutung!

* * *

East Saginow, 31. Dec. 1869.

Geehrter Herr Freiligrath!

In der Voraussetzung, daß Sie sich aus den Jahren 1848 und 49 von Düsseldorf und Cöln her meiner noch erinnern, erlaube ich mir, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Vielleicht haben Sie bereits die traurige Thatsache erfahren, daß Ihr alter Freund Karl Schlickum sich Anfangs dieses Monats erschossen hat. Die bitterste Noth und Armuth hatten ihn, wie ich höre, zur Verzweiflung getrieben. Ich war nicht persönlich mit ihm bekannt, erfahre jedoch von Bekannten, daß seine Frau und fünf Kinder sich in den armseligsten Verhältnissen befinden; daß sie, so zu sagen, von Allem entblößt sind.

Sollten Sie unter Ihren zahlreichen Freunden etwas für die arme Familie thun können, so sind Sie dringend gebeten, es nicht zu unterlassen. Für das Nothwendigste ist einstweilen seitens der hiesigen deutschen Nachbarn gesorgt worden; wenn sich dort etwas thun läßt, so lassen Sie es mich gütigst wissen.

Mit freundschaftl. Gruß
Ihr E. Annecke.

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 10. 2. 70.

Ich drücke Dir die Hand so warm und so dankbar und so herzlich, wie ich sie Dir nur drücken kann! Dein soeben empfangener Brief hat mir recht

in der Seele wohlgethan! Ich freue mich der liebevollen Treue, mit der Du das Andenken unseres armen Freundes ehrst, und ich danke Dir aus vollem Herzen für den Eifer und die Opferfreudigkeit, womit Du Dich für die Hinterbliebenen bemüht hast und ferner bemühen willst! Das ist rechte echte Freundschaft! Ich hatte mich doch nicht in Dir geirrt, als ich, fast verzagt, mit meiner Bitte bei Dir anklopfte.

Ueber die mir gesandten Thlr. 40 quittire ich hiermit bestens und werde dieselben mit anderem Eingegangenen und meinem eigenen Scherflein demnächst abgehen lassen.

Danke doch auch allen Freunden, die zu Deiner Sammlung bereitwillig beisteuerten, auf's Herzlichste in meinem Namen.

Von Krah habe ich noch kein Resultat. Hoffentlich hat er was gethan, und ich höre bald von ihm. Auch von Schücking habe ich noch nichts gehört. Nun, er wird ja noch in diesen Tagen schreiben. Sehr warm und freundschaftlich hat sich der treffliche alte Simrock gezeigt. Auch Berthold Auerbach.

Ich leide seit einigen Wochen an furchtbaren rheumatischen Genickschmerzen, doch geht es jetzo wieder etwas besser.

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 11. 2. 70.

Habe Dank, mein lieber Auerbach, für Deinen guten und freundlichen Brief! Er ist mir, in Tagen der Abspannung und der Bedrücktheit, ein rechter Trost gewesen!

Wohl hast Du recht: Es ist eine schlechte Einrichtung in der Welt, daß die, die zusammen gehören, nicht auch immer räumlich einander nahe sein können. Es ist eben eine schlechte Einrichtung von den vielen! Auch der Rheumatismus ist eine! Und das Altwerden! Und der Tod! Aber die Welt und das Leben sind darum doch schön und herrlich, und wir wollen den Kopf hoch halten, so lange es geht.

Der Rheumatismus ist auch schon auf dem Rückzuge begriffen. Und trotz der Flocken, die wieder draußen wirbeln, seh' ich im Geist auch schon den Winter abziehen und wittere bereits den jungen Lenz. Der nächste Thauwind muß ihn bringen.

Nach dem Lenz aber kommt der Sommer, und dann sehen wir uns wieder. Aber hoffentlich doch am Bodensee oder im Schwarzwald, am Wasser oder unter Bäumen, und nicht in den staubigen Straßen Stuttgarts oder Cansiatts?

Unterdessen Dank auch für Deine Theilnahme an dem traurigen Schicksal

des alten Unkeler Freundes Schlickum! Ich bin allerdings darüber aus, diesen und jenen der alten Genossen für die Hinterbliebenen zu interessiren, und hoffe schon in nächster Woche eine erste Sendung von gegen 80 Thalern abgehen lassen zu können. So habe ich mich denn auch Deines freundlich versprochenen Beitrags von Herzen gefreut, und denselben dankbar für Dich gezeichnet. Auch unser guter alter Simrock ist bei diesem Anlaß treu gedenk aus seinen altdeutschen Wäldern hervorgekommen. Ich rief freundlich in den Wald hinein, und er rief freundlich wieder heraus! Das freut doch! Seit einem Vierteljahrhundert hatten wir uns gegenseitig kein Lebenszeichen mehr gegeben! Solch eine gemeinsame Trauer bindet rasch wieder, was gelöst schien!

Und somit denn auch Ade, Old Berthold! Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 17. 2. 70.

Hochverehrte Freundin,

Haben Sie warmen Dank für Ihren lieben und willkommenen Brief! Und inliegend, von Herzen gern, das Gewünschte! [1])

Ich sage: von Herzen gern! Und dennoch ist mir nicht ganz wohl bei der Sache. Stoffe dieser Art, wie anziehend und herzergreifend auch für die Menschen, haben für den Dichter immerhin ihr Bedenkliches. Wie das hundert und tausend Mal Gesagte neu fassen? Wie längst Dagewesenes wiederholen, ohne gemeinplätzig zu werden, oder in ein hohles rhetorisches Pathos zu fallen? Möchten Sie finden, daß es mir leidlich gelungen ist, den schlimmsten Klippen aus dem Wege zu gehen! Wenn nicht, so muß mich der Gedanke trösten, daß es die Armen sind, für die ich mich blamire. Sie haben mich wirklich arg auf's Eis geführt, verehrte Freundin!

Es ist mir aus Ihrem Briefe nicht ganz klar geworden, was Sie eigentlich mit der Handschrift bezwecken? Blos deren Verkauf zum Besten des Bazars oder auch eine Veröffentlichung behufs der Agitation für Ihre edle Sache? Im letzteren Fall möchte ich vorzuschlagen mir erlauben, daß Sie die Verse, elegant und mit kleiner Schrift, auf einen Streifen Schreibpapier drucken und einige hundert Exemplare von dem Blatte abziehen ließen. Sie könnten mir dieselben rasch senden, ich würde jedes Exemplar eigenhändig unterschreiben und Ihnen Alles mit Wendung der Post zurückschicken.

[1]) Dieser Brief, gleich dem folgenden, bezieht sich auf die Entstehung des schönen Gedichtes „Februar 1870," verfaßt für den Bazar zum Besten des Berliner Asylvereins für Obdachlose.

Sie hätten dann, statt Eines, eine ganze Anzahl Autographen von mir, welche möglicherweise, bei mäßigem Preise, nutzenbringenden Absatz fänden,

Schenkten Sie diesem Plane Ihren Beifall, so würde es, glaub' ich, im Interesse der Sache sein, das Gedicht vorläufig noch nicht in Zeitungen zu veröffentlichen, und ich würde mir den Abdruck, in einem mir angenehmen Blatte, für eine Ihnen passend scheinende Zeit (etwa gleich nach Eröffnung des Bazars) vorbehalten.

An Walesrode hab' ich Ihre Grüße und Ihre botanische Notiz bestens ausgerichtet. Er erwidert jene dankbar und fügt sich in diese. Nicht zwar ohne Murren und Kopfschütteln. Wenn es dann auch Platanen wären, ruppig wären sie doch gewiß. Ich denke dabei an jenen zerstreuten Küster, der, als der Pastor den Vers des Psalms citirte: Du lässest Gras wachsen auf den hohen Bergen, — plötzlich durch die Kirche krähte: Aber es ist auch danach! So läßt der liebe Gott auch Platanen wachsen zu Berlin, — aber sie sind auch danach! —

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 4. 3. 70.

Aber das war eine Arbeit, verehrte Freundin und Landsmännin! Fast hätte ich den Schreibkrampf gekriegt, und wäre mir nicht noch von London her, durch massenhaftes Contrasigniren von Aktien ꝛc. ꝛc., eine gewisse Fertigkeit geblieben, meinen nur gar zu länglichen Namen rasch hinzukritzeln, bei Gott, ich wäre nicht durchgekommen! Nun, ich war denn doch nach anderthalb Stunden zu Rande, und konnte Ihnen noch gestern, am Tage seines Empfangs, Ihr Packet zurück schicken. Die Exemplare werden nun hoffentlich morgen, zwei Tage vor Eröffnung des Bazars, wieder in Ihren Händen sein.

Auf eins der Exemplare, werden Sie finden, ist meiner Feder, in der Hast des Unterschreibens, ein biederer Autoklecks entfallen. Es versteht sich von selbst, daß der Käufer extra dafür bezahlen muß.

So wünsche ich denn dem Blatte und dem Bazar von ganzem Herzen den schönsten Erfolg. Ich freue mich und ich spreche Ihnen wiederholt meinen Dank dafür aus, daß Sie mir Gelegenheit gaben, für Ihre edlen Zwecke mitzuwirken. Und grüßen Sie mir doch auch all' Ihre anmuthigen jungen Verkäuferinnen auf's Schönste und Dankbarste!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart 8. 3. 70.

Deine Sendung ist mit dem andern bis damals zusammengekommenen

(gegen 120 Gulden) am 21. Febr. in einem Wechsel auf Newyork an Frau Schlickum abgegangen und wird also wohl eben jetzt, oder doch in diesen Tagen, in ihre Hände kommen. Hoffentlich werde ich bis Ende dieses Monats noch eine ähnliche Summe folgen lassen können.

Herzlichen Dank auch für Deine Photographie, auf der ich den alten Freund unschwer wiedererkenne. Dein Gesicht scheint etwas in die Breite gegangen, aber sonst bist Du ganz der alte (heißt das der junge Karl Simrock) und besonders Dein Haar hat sich prächtig dunkel gehalten. Ich dagegen werde nachgerade so weiß wie eine Taube. Oder wie Hans Sachs, bei Adam Puschmann.

Der Einladung zur Menzenberger Weinlese soll, wenn es irgend geht, pünktlich Folge geleistet werden. Den Frühherbst werde ich wahrscheinlich in England zubringen und vorher ein paar Monate am Bodensee.

Der Incubus hat sich Gottlob schon seit einigen Wochen verzogen, doch komm' ich leider immer nicht so oft und so regelmäßig zum Schreiben an meine fernen Freunde, als ich wünsche und es mir vornehme. Meist nur dann, wenn irgend ein bestimmter Fall (wie jetzt z. B. der Schlickum'sche) das Schreiben unumgänglich nothwendig macht.

Kürzlich war Wilhelm Jordan hier, der ci-devant Marinerath und jetzige Rhapsode. Was sagst Du nur zu dessen um- und neugedichteten Nibelungen, die er selbst von Stadt zu Stadt recitirt? Der Incubus verhinderte mich, Jordan's öffentlicher Vorlesung beizuwohnen, doch war der Rhapsode so freundlich, mich hernach in meiner Höhle eine Probe seiner Dichterweise hören zu lassen. Phantasie, Wissen, Formtalent, Beherrschung der Sprache — alles das und vieles andere Löbliche soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, aber wozu denn nur, möchte ich fragen, eine solche Ilias post Homerum? Wir haben unser altes herrliches Nibelungenlied, — wozu nun ein neues, erweitertes dichten? Es ist ein eigenes Gefühl, das Einem bei diesen Sachen überkömmt. Auf der einen Seite die uralte Form, Langzeilen und Stabreim, auf der andern nicht selten moderne und modernste Anschauungen, Gefühlsweisen, Stimmungen und Redensarten. Was kann da anders herauskommen, als eine seltsam schillernde Zwitterbildung? Hier und da mitten zwischen dem deutschen Gehämmer der Stabreime bin ich sogar durch ein Fremdwort erschreckt worden. So durch Trombe. Warum sagt er nicht Wettersäule, wenn ihm Wasserhose zu schneiderhaft schien? Das Wort war mir wirklich wie eine Ohrfeige.

Mir und den Meinigen geht es wohl, Gottlob! Meine jüngste Tochter, seit Mai v. J. glückliche junge Frau, wird uns noch im Laufe dieses Monats zu Großeltern machen. Die ältere etwas länger gleich glücklich

verheirathet, ist noch nicht so weit, doch hat sie kürzlich einen literarischen Erstling in die Welt gesetzt, den ich beizulegen mir erlaube. Sie ist ein äußerst begabtes Wesen, und dabei liebenswürdig und natürlich. Nicht im Entferntesten Blaustrumpf! Auch unsere Jungen machen uns Freude. Der Aelteste lernt jetzt bei einem tüchtigen und wackern Meister die Lohgerberei, und zwar in Deiner Nähe, zu Cöln; der zweite ist als angehender Kaufmann in London, und der Jüngste, sechs Fuß lange, noch bei uns im Elternhause. Alle brav und gut bis jetzt, und nicht auf den Kopf gefallen. Gelehrte freilich nicht! Wenn Du mir wieder schreibst, so laß' mich doch auch über Deine Familie etwas erfahren. Was machen die lieben Töchter? Was der Knabe Caspar, den meine Frau grade vor 25 Jahren um diese Zeit in den Windeln bewunderte?

Wirst Du nicht am 20. März zu Hölderlin's 100jährigem Geburtstag nach Lauffen herüberkommen? Ich glaube zwar, es wird mehr ein schwäbisches Familienfest werden, als eine Nationalfeier. Trotz des Herrlichen, was Hölderlin geschaffen, — wie Viele oder wie Wenige kennen ihn?

Der alte Karl Mayer ist nun auch den Bundesbrüdern Uhland und Kerner und Schwab nachgefolgt; auch dieser Kreis ist nun ein Gewesener!

Nun muß ich aber ein Ende machen! Viele herzliche Grüße den lieben Deinigen! Auch Herrn Professor Böcking (den es vielleicht interessirt zu hören, daß seine Ausgabe der Epistolae obscurorum virorum mir seit Jahren ein liebes lustiges Hausbuch ist) das Ehrerbietigste und Freundlichste!

Und nun schick' mir bald wieder einen Haufen Geld!

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 10. 3. 70.

Im vorigen Jahr um diese Zeit schickte ich Dir meinen Geburtstagsgruß an den guten alten Karl Mayer. Ich hatte gehofft, ihm auch heuer zum 22. März ein Lied singen zu können: er ist aber, wie Du gelesen haben wirst, vor wenigen Wochen gestorben, der Letzte aus dem Uhland'schen Kreise. Er ist fast 84 Jahre alt geworden, und wenn sein Tod in dem Freundes- und Dichterkreise auch immer eine Lücke reißt, so mußte man doch darauf gefaßt sein. Statt eines Mayer-Liedes lege ich Dir nun ein Lied für die Berliner Asyle bei, zu dem ich von Berlin aus veranlaßt wurde. Ich habe 300 Exemplare eigenhändig unterschrieben, und dieselben werden jetzt als Autographen im Asyl-Bazar verkauft. Das Gedicht, scheint es, läuft durch alle Zeitungen. Ich habe es heute schon in 7 verschiedenen Blättern vor mir liegen, und zwar in jedem mit neuen Druckfehlern. Der

heiterste davon ist in der 4ten Strophe, wo es in der National-Zeitung und in der Sonntagsbeilage zur Berl. Börsenzeitung prophetisch heißt: „Und nächstens (statt nächtens) ruhig brennt Und blitzt das Firmament." — Das sind so die kleinen Leiden (und Freuden) des Schriftstellerlebens, und man kann Gott danken, wenn es nicht schlimmer kommt. Was ist einmal meinem guten Freunde und Nachbar Edmund Hoefer begegnet? Der schrieb in einer seiner Novellen: „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Hollunder seine zahllosen Schößlinge getrieben," — wie aber war diese Stelle gedruckt in der Stuttgarter Frauenzeitung zu lesen? — „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Holländer seine zahllosen Schößlinge getrieben." — Und in einem Buche von Gerstäcker heißt es buchstäblich: „Ein kalter Schneider (statt Schauder) lief ihm den Rücken hinab." — Ich selbst las einmal in meinen Gedichten: „Um das Feuer auf der Erde — vor den Haufen (statt Hufen) seiner Pferde," — doch war es zum Glück auf einem Revisionsbogen, und ich konnte den Fehler noch verbessern. Ebenso ein andermal „Auf dem Deckel der Gabarre."

Das Lachen thut Einem wirklich manchmal noth bei allem Traurigen, was so oft an Einen herantritt. Wir wollen es ja nicht verlernen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 17. 4. 70.

Ich denke jetzt auch allmählich an eine deutsche Gesammt-Ausgabe meiner poetischen Schriften. Die amerikanische darf nicht in Deutschland verkauft werden, und ist überdies zu theuer. Zehn Thlr. ist zu viel für die sechs Bände! Eine vollständige billige Ausgabe dagegen, zum Preise von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Thlr., würde, denke ich, wohl auf Absatz rechnen können? Gelingt es mir, mich wegen einer solchen mit meinem Buchhändler zu einigen, so möchte ich auch den bessern meiner Gelegenheitsgedichte eine Stelle darin anweisen, u. A. auch dem Hochzeitsgedichte, das ich Dir einst widmete. Würdest Du etwas dagegen haben, wenn ich es aufnähme? Ich bitte Dich, mir offen Deine Meinung darüber zu äußern.

Mein Gedicht zur Hölderlin-Feier wirst Du inzwischen in der Rheinischen Zeitung, die es, durch einen Druckfehler verschönert, aus der Augsburger Allgemeinen aufgenommen hat, gelesen haben. Es war eine schöne, sinnige Feier. —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 7. 70.

Es sind allerdings böse Zeiten, und man hat Mühe, den Kopf oben

zu halten. Du hast vorgestern den 17ten Jahrestag Deiner Vermählung gewiß ernster und in weniger gehobener Stimmung begangen, als man solche Tage feiern soll. Nachträglich die herzlichsten Glückwünsche!

Ida und ich sind wohlauf, und ein Theil unserer Sorgen ist uns dadurch abgenommen, daß wir all' unsere Kinder sicher und ungefährdet in England wissen. Otto hatte uns drei Wochen hier und am Bodensee besucht, und als er am 9. Juli nach London zurückkehrte (6 Tage vor der Kriegserklärung), schloß sich Wolfgang ihm an, um in England, oder vielleicht in Amerika, nach Arbeit sich umzusehen. Percy, wie Du wissen wirst, hat schon seit Ende April Stelle in Bury bei Manchester. So sind sie denn alle fünf wieder auf ihrer sichern Insel, und das Drückende und Gefahrvolle der Situation lastet ausschließlich auf uns Alten.

Ich hoffe und erflehe Sieg für Deutschland, — dennoch muß man auf Alles gefaßt sein. Ich packe eben schon meine Bibliothek, um sie auf Lager bringen zu lassen.

Was nun ein Kampf- und Siegeslied betrifft, so weiß ich noch nicht, ob der Himmel mir eines bescheeren wird. Im Augenblick ist meine Unruhe und Aufregung zu groß, als daß ich an poetische Produktion denken könnte. Auch meine ich, zum Kampfe rufen soll nur, wer selbst mitziehen kann. Ich bin aber nicht mehr Combattant.

Aber wir wollen sehen! Daß ich mit jeder Faser meines Herzens Deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!

Gott mit uns! Nur Courage! Immer Kopf oben! Gieb bald einmal wieder Nachricht! —

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 19. 8. 70.

Ich danke Dir herzlich für die freundlichen und beruhigenden Worte, die Du mir mit Deinem lieben Brief vom 22. v. M. zuriefst, und wenn ich Dir nicht gleich darauf geantwortet habe, so willst Du dies, ich bitte, mit aller Aufregung und Bewegung entschuldigen, die ich, wie alle Welt, seitdem durchgemacht habe. In der ersten Zeit nach der Kriegserklärung, ehe wir wußten, daß die Franzosen in der That noch gar nicht fertig waren, herrschte hier eine durchaus nicht unbegründete Furcht vor einem Handstreich vom Elsaß aus, der u. A. auch dem gesegneten und durch seinen Anschluß an

Preußen verhaßt gewordenen Schwabenlande einen Besuch der afrikanischen Horden gebracht haben würde, die wir jetzt, Gottlob, nur als Gefangene hier gesehen haben. Wir saßen hier in einer garstig exponirten Ecke, und so traf mich denn Dein Brief, als ich eben meine Bibliothek, Silberzeug und andere werthvolle Sachen für alle Fälle einpackte und auf möglichst sicheres Lager außerhalb meiner Wohnung brachte. Es war das eine Beschäftigung, die mich über die Tage athemloser Spannung bis zum Eintreffen der Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth glücklich hindurchbrachte. Ich möchte solch eine Zeit nicht noch einmal durchmachen, obgleich ich zu meiner Ehre bekennen muß, daß ich, aller bangen Schwüle zum Trotz, niemals an unserm Siege, d. h. unserm endlichen Siege, gezweifelt habe.

Mit Weißenburg, Wörth und Spichern kriegten wir dann Luft und konnten, mit ganz Deutschland, wieder frei aufathmen. Und nun, wenn auch mit entsetzlichen Blutopfern, geht Alles seinen Gang, wie die Weltgeschichte ihn haben will. Ich denke, in 14 Tagen sind wir vor, vielleicht in Paris.

Nun ist mir aber eine große persönliche Sorge gekommen. Wolfgang ist aus England zurückgekehrt, und hat sich in Cöln als Freiwilliger gemeldet. Da er in England geboren, also englischer Bürger ist, so wies man ihn erst zurück. Nachher wurde er dennoch acceptirt, würde aber, da man complet ist, erst nach einiger Zeit, vielleicht gar nicht, als Combattant eingereiht worden sein. Das ertrug er nicht, der brave Junge, und schloß sich alsbald, mit noch einigen Freunden, dem Bonner Freiwilligen-Corps zur Labung der Verwundeten und Sterbenden auf dem Schlachtfelde an. Eine edle, eine heilige Mission! Ich kann den Entschluß des wackern Knaben nur billigen und segnen, und doch kannst Du Dir denken, was wir Eltern empfinden, wenn wir ihn uns in der Ausübung seines ernsten, schweren und trotz des rothen Kreuzes nicht ungefährlichen Berufes denken. Gott schütze und segne ihn, und bringe ihn uns gesund mit der siegreichen Armee zurück! Einem Liede an Wolfgang (das ich drucken ließ, weil es der guten Sache vielleicht noch Freiwillige zuführt) begegnest Du vielleicht bald in den Blättern. —

Die Opferfreudigkeit Deutschlands in diesem Kriege, die sich auch bei Euch in Barmen so glänzend bewährt hat, ist groß und herrlich, und macht Einen stolz darauf, ein Deutscher zu sein. So Etwas ist noch nicht dagewesen!

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 7. 9. 70.

Lieber Heinz und liebe Frau Heinz,

Herzlichen Dank für freundliches Gedenken und liebe Briefe! Eine

Reise nach Düsseldorf ist mir im Augenblick unmöglich (keine Redensart!). Tausch bitte ich freundlich von mir zu grüßen. Zugleich aber muß ich seinen mich ehrenden Wunsch um eine „Siegeshymne" dankbar ablehnen. Du weißt ja wohl, lieber Koester, daß ich nichts auf Bestellung machen kann. Zudem sind wir noch lange nicht am Ende. Ich hoffe das Beste, aber es können noch dumme Verwicklungen eintreten.

Nun eine Bitte. Meine längst beabsichtigte und vorbereitete Gesammtausgabe sollte schon im Juli im Druck begonnen werden. Da, grade als ich den ersten Bogen revidirte, kam der Kriegslärm, und die Sache mußte gestundet werden. Jetzt aber, nach Sedan, hat der Verleger wieder Muth, und der Druck hat neuerdings begonnen. Im 4ten Bande kommt auch allerlei Neueres und Neuestes, darunter die Gelegenheitsgedichte. Hat nun das verehrte Ehepaar Koester etwas dawider, daß ich das ihm vor Jahren gesungene schöne Epithalam (worin der berühmte Ruhsitz) mit in die Sammlung aufnehme? Es wolle sich bald darüber vernehmen lassen, — wo nicht, so nehme ich die Verse auch ohne seine Erlaubniß auf! Wonach sich zu achten!

Wir sind jetzt sehr einsam, und leben fast nur noch im Gedanken an die Fernen und in der Sorge um sie. Gottlob sind die Nachrichten bis jetzt immer gut gewesen. Auch der kleine Enkelsohn gedeiht prächtig. Wolfgang schreibt liebe, höchst interessante Briefe (die letzten, aus Pont-à-Mousson, reichten bis zum 2. Sept.), und wird jetzt mit auf dem Marsch nach Paris sein. In der blutigen Affaire von Gravelotte war er mitten drin und hat verbunden, erquickt und getröstet, während rechts und links die Kanonenkugeln einschlugen und die Bomben über ihm platzten. Beim Wiedersehen Alles näher. Er ist ein prächtiger, tapfrer Mensch. Gott schütze ihn ferner!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart, den 18. Okt. 70.

Habe Dank für Deine freundliche Einladung! Wie gern folgte ich derselben! Aber es geht nicht. Wolfgang ist nach acht Wochen treuer Arbeit bei Metz, Gravelotte, Sedan ꝛc. fieberkrank aus Chateau-Thierry heimgekehrt, und wenn sein Zustand auch nicht gefährlich ist (ein längerer Aufenthalt in der Ruhr- und Typhus-Atmosphäre des Heeres hätte ihn sicher gefährlich gemacht), so mag ich den braven Jungen doch jetzt nicht verlassen. Er ist uns nach aller Sorge, die wir um ihn ausgestanden, wirklich wie neugeboren. Dazu kommt, daß mich auch die Revision meiner Omnia (das dumme Zeug war nachgerade sehr in die Breite gegangen, und wollte eingefriedigt sein)

nicht losläßt. Die sechs Bände sollen bis Weihnachten bei Göschen erscheinen, und es wird forsch daran gedruckt.

Also nicht wahr, Du vergiebst? Ein anderes Jahr darf ich vielleicht nachholen, was ich jetzt versäume. Der Krieg hat durch manche Rechnung einen Strich gemacht. Meine Reise zu den Kindern nach England habe ich auch verschieben müssen. Vielleicht machen wir sie noch im Winter und begrüßen Dich dann auf der Durchfahrt. Ein Glück, daß wir noch den Juni in ländlicher Stille am Bodensee zubringen konnten, wo unser zweiter Sohn Otto uns Gesellschaft leistete. Wir waren in Bregenz als Standquartier und machten von dort Ausflüge auf und ab den See und in den Bregenzer Wald.

Frau Schlickum ist das Geld gut zu Statten gekommen. Ich höre von amerikanischen Freunden, daß es der Familie wieder leidlich geht. Die Farm ist ihnen geblieben, und der älteste Sohn, der sie bewirthschaftet, ist brav und fleißig.

Und nun vergnügte Lese, und möchten wir nach der Weinlese bald das Friedensfest begehen können!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 14. 11. 70.

Wo in aller Welt steckst Du denn, alter Ueberall und Nirgends? Eben erhalte ich, von Deiner Hand überschrieben, den Heidelberger Theaterzettel von heute, und danke Dir herzlich für die Freude, die Dein treues Gedenken mir dadurch bereitet hat. [1])

Aber nun sag' mir auch, wo Du bist, und wohin ich sicher adressiren kann, wenn ich Dir einmal ein Wort zurufen möchte. So drängte es mich neulich, Dir meine freudige Zustimmung zu Deinem excellenten Briefe an Victor Hugo auszusprechen; ebenso Dir nochmals warm die Hand zu drücken für Deine Darmstädter Rede, die ich, durch die Sammlung meiner armen Omnia zu allerlei Rückblicken veranlaßt, kürzlich wieder las, — — aber man weiß Dich ja nirgends zu finden und zu fassen. Auch dieses Blatt laß ich nur auf gut Glück nach Heidelberg fliegen.

„Mumienweizen" mit Interesse zu lesen begonnen. Ich habe noch ein altes Gedicht mit derselben Ueberschrift liegen, hab' es aber leider, da es in irgend einer meiner vorsündfluthlichen Kisten steckt, nicht für die Gesammtausgabe auffinden können.

---

[1]) Dieser Theaterzettel bringt die Anzeige eines Vortrags von „Hurrah, Germania!"

Dagegen ist das Barfüßele-Gedicht gewissenhaft drin eingeheimst worden. Das ältere Gedicht natürlich auch.

Nun ade, lieber Freund!

Wären wir nur erst in Paris! Ich fühle und denke so deutsch, wie nur je zuvor, — diese Zerrüttung eines trotz alledem nobeln, tapfern und klugen Volks; dieses unsägliche Elend, welches (wenn auch durch eigene Schuld) über Frankreich hereingebrochen ist, frißt mir dennoch fast das Herz ab. „Gott mit uns!", wie es auf den preußischen Thalern heißt.

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 2. 12. 70.

Daß „An Wolfgang im Felde" und „Die Trompete von Gravelotte" Dir und Deiner lieben Frau zum Herzen gesprochen haben, freut mich recht. Blicket d'rum auch mit erneuter Nachsicht auf die beiliegende neueste Auflage Eures Hochzeitsgedichts, das soeben, in dieser Gestalt, in diversen Tausenden von Exemplaren in die Welt geht und Euren Ruhm verkündet. Daß Du Eichmann heißest und Inhaber einer namhaften Holzhandlung bist, mußte ich der Nachwelt natürlich (wenn auch nur in einer Anmerkung) verrathen, da die „Mahagoniblöcke" und der „Eichenmann" des Liedes sonst unverständlich gewesen wären.

Wolfgang, nachdem er acht Wochen treu und unerschrocken seinem schönen Berufe im Felde obgelegen, kam fieberkrank aus Chateau-Thierry zu uns heim. Er war ganz abgemagert und hatte die ersten 14 Tage, fiebernd und erschöpft, Bett und Zimmer zu hüten. Dann erholte er sich aber rasch wieder, und hatte vor wieder zu seinem Corps zu stoßen, als wir erfuhren, daß dasselbe seine Thätigkeit eingestellt habe und zurückgekehrt sei. Bald darauf erhielt Wolfgang auch vom Bonner Comité seinen, in den anerkennendsten und ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßten Abschied.

Und nun wird er nach Weihnachten nach Amerika gehn. Es ist mir gelungen, ihm bei einem großen Gerbereibesitzer in Buffalo eine gute Stelle auszumachen, und ich hoffe zu Gott, daß der muthige Schritt in's Leben hinein dem braven Jungen zum Heile gereichen wird. Augenblicklich ist er bereits auf dem Wege nach England, in 14 Tagen bis 3 Wochen hoffen wir ihn in Foresthill zu treffen, um mit all' unsern Kindern ein stilles frohes Weihnachtsfest zu feiern. Wir wollten diese englische Reise eigentlich schon im Sommer machen, da kam aber der Krieg dazwischen. Möge es uns nun gelingen, sie zur Ausführung zu bringen! Wir sehnen uns sehr nach den Kindern und möchten doch auch gern den kleinen Enkel kennen

lernen, der ein Prachtkerl sein soll. Uebrigens die besten Nachrichten von allen Seiten in England; daß Otto durch eigene Energie und Unermüdlichkeit eine gute Stelle in Liverpool gefunden hat, weißt Du, glaub' ich, auch noch nicht. Percy schanzt ruhig drauf los in Bury bei Manchester.

Wenn der Krieg nur erst zu Ende wäre! Die Geschichte wird mir jedem Tage unerquicklicher. Die letzten Ausfälle aus Paris sind mörderisch gewesen, und besonders die Würtemberger sind arg mitgenommen worden. Hier herrscht deswegen seit gestern große Consternation. Ja, „die Todten, die Todten!"

— Eben noch sehr bedenkliche Neuigkeiten aus Frankreich. Ein Gerücht durchfliegt die Stadt, daß es den Pariser Truppen gelungen ist, unsere Cernirungsarmee zu durchbrechen. Große Bestürzung. Näheres weiß ich noch nicht. (Scheint Alles ungewiß und übertrieben!)

* * *

An Marianne Wolff, verwittwete Immermann.

Stuttgart, 9. Decbr. 1870.

Hochverehrte Frau!

Das wohlwollende Andenken, das Sie mir bewahrt haben, rührt und erfreut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Haben Sie Herzensdank für all Ihre guten und freundlichen Worte! Ihr Brief überraschte mich, wie ein lieber Ton aus jener unvergessenen schönen Zeit, wo es mir vergönnt war, zu Immermann's Füßen zu sitzen.

Ich hätte Ihnen nun, besonders beim immer näheren Heranrücken des Beethoven-Tages, meinen Dank und meine Freude allerdings schon eher aussprechen sollen. Aber mit Beschämung muß ich's gestehn: ich bin mit den Jahren, was Briefeschreiben angeht, leider mehr und mehr ein unberechenbarer Mensch geworden. Das soll natürlich keine Entschuldigung sein. Zu meiner Entschuldigung darf ich aber vielleicht anführen, daß wir, meine Frau und ich, schon seit Wochen tief in Reisevorbereitungen stecken (wir wollen, wenn nichts mehr dazwischen kommt, die Weihnachten mit unsern Kindern in England verleben); daß wir gleichzeitig unsern ältesten Sohn zu seiner bevorstehenden Fahrt nach Amerika ausrüsten, und daß zu alledem ich, wie meine leiblichen Kinder sich in alle Welt zerstreuen, mit dem Sammeln und Einpferchen meiner Geisteskinder beschäftigt bin, und seit Wochen schon kaum noch aufathmen kann, so sehr bedrängen mich (die sechs Bändchen müssen noch vor meiner Abreise fertig gedruckt sein) Redactions- und Correctur-Nöthe. Nicht wahr, ich darf ein wenig auf Ihre Nachsicht rechnen? Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich.

Nun zu Ihrem und des philharmonischen Comités mich in hohem Grade ehrenden Wunsche! Zu meinem großen und aufrichtigen Bedauern kann ich demselben nicht entsprechen. Ich meinte erst, es werde mir vielleicht möglich sein, und habe der Sache mit Ernst und gutem Willen nachgedacht (auch das hat meine Antwort mit verzögert): schließlich bin ich aber dennoch zu dem Resultate gelangt, daß es in allewege besser ist, wenn ich mich nicht unterfange, einen Flug für Beethoven zu wagen. Daß ich Beethoven liebe und verehre, brauche ich gewiß nicht zu versichern (Sie finden es ausgesprochen auf S. 194 meiner in Ihrem Briefe erwähnten „Zeitgedichte"), aber ich bin zu sehr Laie in der Musik, bin namentlich zu wenig eingedrungen in die Tiefen von Beethoven's Genius, als daß ich mir zutrauen dürfte, etwas seiner Würdiges, etwas über die bloße Phrase sich Erhebendes für seine Säcularfeier zu schaffen. Die Eigenartigkeit meines Talents ist zudem zu realistisch, um sich einem so Unfaßbaren, wie die Musik es ist, gewachsen zu fühlen. Sonst hätten die von Ihnen sinnig angedeuteten Bezüge, die einige Werke des Meisters zu unserer kriegerisch bewegten Gegenwart haben, gewiß ihr sehr Verlockendes für mich gehabt. Wenn Einer unserer Componisten, so ist gewiß Beethoven der Held der deutschen Tonkunst.

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie und die Ihnen in Beethoven Verbundenen mein offenes, vor allen Dingen auf Erkenntniß dessen, was ich vermag und nicht vermag, sich gründendes Nein mit Nachsicht aufnehmen werden.

Das von Putlitz besorgte Leben Immermann's hab' ich im vorigen Sommer ernstfreudig genossen und mich wahrhaft daran auferbaut. Ein treffliches Buch, das man nicht genug lesen und wieder lesen kann! Wie hat es die alte Zeit, wie den alten Freund mir frisch wieder vor die Seele gestellt! Daß auch mein eigenes junges Gesicht mir plötzlich daraus entgegenschaute, war mir nur eine angenehme Ueberraschung. Ich freue mich herzlich der naiven Begeisterung, mit der ich den Münchhausen bei seinem Erscheinen begrüßt habe. —

Und nun das treueste, das herzlichste Lebewohl, hochverehrte Frau! Nochmals Dank und aber Dank für die große, große Freude, die Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben! Bewahren Sie mir auch ferner ein freundliches Andenken! Ich werde gewiß nie aufhören, die alte Düsseldorfer Zeit und unsern geliebten großen Todten treu im Herzen zu tragen.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 13. Dec. 1870.

Ich hätte Dir für Deinen lieben Brief vom 22. Aug. längst, längst danken sollen: aber die Zeit, die wir seitdem durchgemacht haben, muß mich

entschuldigen. Freude und Stolz über unsre Siege, Schmerz und Bekümmerniß um die selbst zur Stunde noch nicht abzusehende Verlängerung des Kampfes und die grauenvolle Menge theurer Opfer, die er noch täglich in Anspruch nimmt; dazu, Monate hindurch, die Sorge um Wolfgang, — ja, lieber Freund, es waren und sind böse gute Zeiten, und man hat Mühe gehabt den Kopf oben zu halten. Und in all dem Wirrwarr mußte ich mich, von meinem Verleger gedrängt, noch zur Besorgung meiner Gesammtausgabe entschließen, und bin seit Monaten nicht aus Redactions- und Revisionsmühen herausgekommen. Jetzt neigt sich die Arbeit ihrem Ende zu, und ich hoffe, daß sie, trotz Krieg und allgemeiner Geldklemme, eine lohnende sein wird. Die Göschen'sche Buchhandlung ist bis jetzt ganz zufrieden.

Wolfgang, an dessen Ergehen Du so freundlich Theil nimmst, hat zwei Monate hindurch treu und unerschrocken auf den Schlachtfeldern gedient. Er war bei den Kämpfen um Metz, und hat namentlich am 18. Aug. bei Gravelotte mitten im Kugelregen verbunden und gepflegt, war auch am Abend des nämlichen Tages Einer von denjenigen Braven der Bonner Sanitätscolonne, die, unter der Führung ihres Hauptmanns von Stülpnagel, und unter den Augen des heranreitenden Kriegsherrn, den in wilder Flucht retirirenden Train zum Stehen brachten. Stülpnagel mit gezücktem Degen, die Sanitäter mit vorgehaltenen Revolvern, — so ist es ihnen gelungen, den Rummel in die Richte zu bringen. Stülpnagel wurde gleich am Morgen des 19ten zum König beschieden, und kehrte als Major zum Corps zurück, letzteres erhielt eine besondere königliche Belobung. Nachher war Wolfgang noch in und bei Sedan, darauf in Belgien auf dem alten Schlosse Gottfried's von Bouillon, und Tag für Tag mit dem Evacuiren von Verwundeten nach Libramont, Station der belg. Eisenbahn, beschäftigt. Von da ging's weiter vor in der Richtung auf Paris. In den Weinbergen der Champagne großes Traubenessen, und in Rheims lustige Kneiperei, wobei Stülpnagel, hochbegeistert, sogar einen Toast auf mich ausgebracht hat. Dann weiter nach Chateau-Thierry, — dort aber, in einer bösen Ruhr- und Typhusatmosphäre, wurde auch Wolfgang fieberkrank, und kehrte Anfangs Oktober zu uns zurück. Seit einem Monat ungefähr hat sich die Colonne gänzlich aufgelöst. So denkt denn Wolfgang, der jetzt Gottlob ganz wieder genesen ist, nicht mehr an einen abermaligen Feldzug, sondern wird wahrscheinlich bald nach Weihnachten oder Neujahr seine längst beabsichtigte Fahrt nach Amerika antreten.

* * *

Die ersten Monate des Jahres 1871 verbrachte Freiligrath bei den Kindern in England. Er fand bei der Heimkehr eine solch überwältigende Last von Briefschulden vor, daß er sich notgedrungen Bogen mit gedrucktem

Kopf anfertigen ließ, in welchem er um Nachsicht bat. Der Dichter, welchem ja das Briefschreiben überhaupt vornehmlich Gemütssache war, seufzte unter der Fülle dieses Briefwechsels; die Klage darüber kehrt häufig wieder, auch in jener Zeit, als ihn keine Berufspflicht mehr band.

Die nächsten Jahre brachten dem Dichter manches und dabei recht schweres Leid. Im Januar 1872 starb zu Soest im 80. Lebensjahr Freiligraths treffliche Stiefmutter; es ist ein Zeugnis seiner tiefen dankbaren Anhänglichkeit an dieselbe, daß der alternde Mann in beschwerlicher Winterzeit die weite Reise nach Soest zur Beerdigung unternahm; es war das letzte Mal, daß er den Boden Westfalens betrat. Bei diesem Besuche in Soest sah er auch Lina Schwollmann wieder, mehr denn dreißig Jahre nach der Lösung des Verhältnisses, das ihnen soviel Glück und Leid gebracht. Nun fügte es der Zufall, daß sie einen Augenblick allein zusammentrafen. Lina, ich danke Dir! sprach der Dichter zur Freundin seiner Jugend, der treuen Pflegerin seiner sterbenden Mutter, und bot ihr die Hand. Und so hatte auch dieses Verhältnis einen versöhnenden Ausklang gefunden.

In den Sommer 1872 fiel eine erquickliche Schweizerreise mit der Gattin, den beiden Töchtern und dem Schwiegersohn Kroeker. Der Bodensee von Konstanz bis Bregenz, Zürich, Chur bis zur Via mala, Luzern mit dem Vierwaldstättersee und dem Rigi waren die Hauptziele des vierzehntägigen Ausfluges. Viel Schönes und Gutes erlebte Freiligrath auf der kleinen Reise; mit zu dem Erfreulichsten gehörte die Wahrnehmung, daß er auch in den Herzen der Schweizer lebte und der Gegenstand ungesuchter Huldigungen wurde. Überall war der nach den Photographien,[1]) besonders nach dem guten Holzschnitt in der Gartenlaube, erkannt und angeredet. Der Kapitän des Bodenseedampfers begrüßte ihn mit einer feierlichen kleinen Ansprache; dasselbe wiederholte sich auf dem Vierwaldstättersee, und auf dem Seelisberg reichte ihm eine fremde Dame aus der zahlreichen Tischgesellschaft die Hand mit den Worten: Grüßen Sie Wolfgang im Felde! Auch nicht ganz ohne poetische Ausbeute blieb die Reise, auf welcher die pietätvollen Strophen „Aus Graubündten" zum Gedächtnis an den Dichter Salis entstanden. Noch ein anderes Gedicht fällt in den Schluß des Jahres 1872; die schreckliche Überschwemmung der Ostseeküste durch ungewöhnliche Sturmfluten hatte von allen Seiten lebendigste Teilnahme und thatkräftigste Hülfeleistung wachgerufen. Auch Freiligrath, dessen Muse sich jetzt fast nur noch im Dienste der Menschenliebe und Pietät gefiel, erhob einen poetischen Hülferuf und legte ihn dem Dichter der Ostseesage in den Mund: Wilhelm Müller, eine Geisterstimme.

[1]) Das Titelbild des 2. Bandes ist nach einer Stuttgarter Photographie aus dem Spätjahr 1868 oder dem folgenden Winter gefertigt.

Im Anfang des Jahres 1873 dichtete Freiligrath auf den Wunsch des Vorstandes des Kölner Karneval-Komités den „Goethegruß zum Kölner Karneval." In diesem Liede führt er den Altmeister von Weimar redend ein, und wunderbar trifft er den Ton und die Ausdrucksweise Goethes, wie er vor Jahren in dem Hochzeitsgedicht an Koester den Stil der ersten Schlesischen Schule in unnachahmlicher Weise nachgebildet hatte. Das Schellengeläut der Narrenkappe, die ihm mit dem Dank des Komités zugeschickt wurde, fiel aber in eine Zeit der tiefsten Trauer und des bittersten Schmerzes für den Dichter; Februar und März 1873 brachte Freiligrath wohl das schwerste Leid seines Lebens; sein zweiter Sohn Otto starb am 1. März am Scharlachfieber, ein liebenswürdiger und begabter Jüngling, der eben sein Dienstjahr vollenden sollte. Es war ein furchtbarer Schlag für den Dichter, welcher an allen seinen Kindern mit rührender Liebe hing: der tiefste Seelenschmerz spricht sich in den Briefen aus jener Zeit aus; das Leid war um so bitterer, weil die übrigen Kinder in weiter Ferne, jenseits des Kanals und des Oceans weilten; das Gedicht „Rothkäppchen", März 1873, giebt dem herben Schmerz poetischen Ausdruck:

O Jammer, aus der Welt, so schön,
Ein junges Leben scheiden sehn!
O Jammer, wenn ein Auge, licht
Und jugendfroh, im Tode bricht!
Wenn junger Leib, vom Tod besiegt,
Heilig und still in Blumen liegt!
Nun sagt, ist wo ein Jägersmann,
Der uns den Wolf erlegen kann?
— Wir aber müssen daneben stehn,
Und, wie er wüthet, still ansehn;
Müssen senken in Weh das graue Haupt,
Zum braunen, das er uns geraubt;
Können, ach! nur mit den Rothbrüstlein
Blätter auf unser Liebstes streu'n.

Ein Sommeraufenthalt in Foresthill bei den Töchtern war dem gebeugten Manne der beste Trost in seiner Vereinsamung. Wolfgang kam damals aus Amerika und ward am 5. Juni 1873 mit Mary Eastman verbunden; es entstand bei dieser Gelegenheit das tiefergreifende Gedicht „Otto zu Wolfgang's Hochzeit"; es ist mit Thränen geschrieben.

In das Spätjahr 1873 fällt die Wiedererweckung eines seit langen Jahren entschlafenen freundschaftlichen Verhältnisses, desjenigen zu Emanuel Geibel. Bei dessen Scheiden von St. Goar, Herbst 1843, hatten sich die beiden Dichter zuletzt gesehen; „vom Beginn des Jahres 1846 an," schreibt mir E. Geibel, „tauschten wir keine Briefe mehr aus, da unsere politischen

Anschauungen immer widerspruchsvoller auseinander gingen. Aber wie verschieden auch die Wege und Ziele sein mochten, die wir im damaligen Kampfe der Parteien verfolgten, eine persönliche Verbitterung und Entfremdung ist niemals zwischen uns eingetreten, da jeder von uns von der redlichen Meinung des andern überzeugt sein durfte. Als Freiligrath später in England lebte, wurde zwar die unterbrochene Korrespondenz nicht wieder aufgenommen, allein wir sandten uns durch gemeinschaftliche Bekannte, welche herüber und hinüber reisten, häufig Grüße und mündliche Nachrichten über unser Ergehen. Nur einmal um den Anfang der sechziger Jahre, als ich durch einen Münchener Korrespondenten im Athenäum heftig angegriffen worden war, setzte mich Freiligrath brieflich hiervon in Kenntnis und erwies mir dann durch die Übersetzung meiner Entgegnung ins Englische den dankeswertesten Liebesdienst. Darauf verstrich wiederum ein Zeitraum von elf Jahren, während dessen wir nur auf die vorhin erwähnte Weise oder durch Zusendung von Büchern und einzelnen Gedichten in Verbindung blieben. Im Herbst 1873 aber erhielt ich von dem alten Freunde zu meinem Geburtstage ein überaus herzliches Schreiben, das ich sofort ausführlich beantwortete." Dasselbe wird seine Stelle in dieser Sammlung finden. Die folgenden Briefe beschäftigen sich hauptsächlich mit dem holländischen Nachdrucke deutscher Dichtungen; Freiligrath verfolgte diese Angelegenheit mit Feuereifer, und seinen und der mit ihm vereinigten deutschen Schriftsteller Bemühungen gelang es, eine Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und Holland zu erzielen, infolge deren fortan die Piraterie der holländischen Nachdrucker aufhörte.

Das Jahr 1874 brachte den letzten Umzug in dem vielbewegten Leben unseres Freundes. So herzliches Entgegenkommen er in Stuttgart gefunden, völlig heimisch fühlte er sich, der Sohn Norddeutschlands und des Rheines, doch niemals dort; mancherlei örtliche Unannehmlichkeiten, die Sommerhitze des engen Thales, die Mietensteigerung bestärkten Freiligrath in dem Vorsatz, Stuttgart ganz zu verlassen! Er sah sich mit Frau Ida die Umgegend an bis hinüber zum Schwarzwald, dehnte seine Entdeckungsreise sogar bis Boppard am Rhein aus; da sich aber nirgends eine ganz passende Behausung fand, so kehrte er in das Schwabenland zurück, eigentlich ganz zufrieden mit dem Mißerfolg der Reise und mit der Aussicht, im Lande zu bleiben, besonders da sich in dem nahen Canstatt, wo er die ersten Monate seines Aufenthaltes im Schwabenlande verweilt hatte, 1874 eine bequeme Wohnung mit hinlänglichem Platz für die Bibliothek bot. Es war der erste Stock in einem der ersten Häuser am linken Neckarufer, unweit der Brücke, in dem Hause, welches nach der darin betriebenen stillen Schenkwirtschaft „Zum alten

Hasen" genannt wird. Kein Wunder, daß es ihm da gefiel; nur durch die Landstraße getrennt, rauscht der Neckar schäumend über das Wehr und haucht erquickende Kühle; jenseits liegt die stille Badestadt, und zur Rechten schaut über die Rotkastanien der Straße aus grüner Umrahmung der Rosenstein; die Pferdebahn nach Stuttgart hält vor der Thür; es ist eine anmutige Verbindung von Einsamkeit und regem Leben, von städtischem Verkehr und ländlicher Baumpracht; ein paar Schritte davon ist der Eingang zur Wilhelma, dem märchenhaften Parkparadies, welches ihm, einem der wenigen Begünstigten Canstatts, Freund Hackländers Fürsprache eröffnete; unter ihren herrlichen Bäumen hat er manche liebe Stunde wandelnd, schauend, lesend verbracht. In dem idyllischen „alten Hasen", einer rechten Ruhestatt für solche, die müde sind des Wanderns, aber nicht müde sich der schönen Welt zu erfreuen, hat Freiligrath die letzten anderthalb Jahre seines Lebens gewohnt; hier ist er gestorben.

Nachdem der Umzug glücklich überstanden war, freute sich unser Dichter der neuen angenehmen Wohnung, die auch gleich durch den Besuch der Kinder eingeweiht wurde. Mancher liebe alte Freund kehrte im Laufe des Herbstes und des nächsten Frühlings in der neuen Wohnung ein, und die Stuttgarter Freunde, Walesrode und Hemsen, Vollmer und Scherer, erschienen häufig als Gäste. Auch an Arbeit fehlte es nicht; Korrekturen wollten besorgt sein; einer großen Korrespondenz sollte soweit wie möglich genüge geschehen; auch Berge von Manuskriptsendungen konnten nicht immer beiseite gelegt werden und entrangen dem Dichter manchen Seufzer. Freiligrath war nie müßig, ließ seine poetische Thätigkeit nie schlummern, wenn er auch der Meinung war, daß der lyrischen Produktion durch das Alter eine Grenze gesteckt sei. Wenn also auch von Eigenem nur dann und wann ein Gelegenheitsgedicht entstand, so pflegte er doch unablässig seine meisterhafte Übersetzungskunst und ward nicht müde, Schönes und Neues auf dem Gebiete der englischen Poesie ins Deutsche zu übertragen. Bret Harte beschäftigte ihn sehr; es reizte ihn hier auch die große Schwierigkeit, welche die knappe, kurz abgerissene Ausdrucksweise des Kalifornier dem Übersetzer in den Weg legt. Ferner einige Gedichte nach Th. B. Aldrich und Freund Longfellow. Auch einem älteren englischen Dichter, Robert Herrick, einem bis dahin in Deutschland ganz unbekannt gebliebenen Zeitgenossen Shakespeares und Miltons, wandte er sich mit Fleiß zu und fand so großen Gefallen an dem derben Humor dieses letzten Vertreters des lustigen Altenglands, daß er beabsichtigte, ein ganzes Bändchen Gedichte nach ihm herauszugeben. Es kam nicht dazu, und es ist bei den 20 Gedichten geblieben, die zum Teil in die Gesammelten Dichtungen aufgenommen, zum Teil erst nach seinem Tode veröffentlicht

worden sind. Auch die Übersetzung des Grabliedes aus Cymbeline entstand um diese Zeit, sowie die Glocken von Shandon nach Frank Mahony's berühmtem Tongemälde.

Das Jahr 1875 begann mit einem neuen literarischen Unternehmen, für welches E. Hallberger unsern Dichter gewonnen hatte. Es war ein halbmonatlich erscheinendes Heft in englischer Sprache, welchem Freiligrath den Titel Hallberger's Illustrated English Magazine gab, den es noch heute führt. War dasselbe auch nicht das, was Freiligrath im Jahre 1841 mit der verunglückten Britannia bezweckte, so war es jenem Projekt doch verwandt und bot dem Dichter willkommene Gelegenheit, fortwährend das Neueste in englischer und amerikanischer Literatur, Poesie wie Prosa, vor Augen zu haben. Aus diesem wählte er das Beste und Passendste für das Hallberger'sche Magazin aus und fand viel Vergnügen an der Arbeit, wenn dieselbe auch seine Zeit sehr in Anspruch nahm.

Freiligrath besaß im Grunde eine sehr rüstige Gesundheit und rechnete selbst, wie manche scherzhafte Stelle seiner Briefe zeigt, auf ein leidlich hohes Alter. Berichtet er bisweilen von vorübergehenden Leiden, besonders Husten und Rheumatismus, so hielt er sich doch im ganzen straff aufrecht; seine zunehmende Leibesfülle, ein Erbteil vom Vater, bekämpfte er in der Londoner Zeit durch eine sehr kräftig durchgeführte Banting-Kur, welche sich indes nicht nachhaltig wirksam erwies. Der Anstoß zu seinem letzten Leiden war im Grunde ein rein äußerlicher. Das Englische Magazin veranlaßte ihn häufig die Pferdeeisenbahn zu benutzen, um mit E. Hallberger dies und jenes zu besprechen. Bei einer dieser Fahrten, im Frühjahr 1875, versuchte Freiligrath in den rollenden Wagen einzusteigen und verletzte sich dabei am Schienbein. Andern Tages war der Fuß dick angeschwollen; der Arzt Dr. Ernst Veiel verordnete horizontale Lage und kalte Umschläge. Freiligrath war sonst wohl, empfing seine Freunde liegend, scherzte mit ihnen über seine „Leidenschaft am Bein", diktierte seiner Gattin, und niemand befürchtete etwas Schlimmes; doch fing der umsichtige Arzt schon jetzt an, das Herz des Kranken öfter zu behorchen und stärkende Arzneien zu verschreiben. Der Fuß besserte sich zwar und Freiligrath durfte wieder gehen, allein auch der andere Fuß begann zu schwellen, und dem Arzt war schon damals die Gefahr des Zustandes bekannt. Er schickte seinen Kranken zur Luftkur nach Klosters im Prättigau. Freiligrath konnte sich anfangs nur schwer dazu entschließen; aber er reiste Ende Juli in Begleitung seiner Gattin und seiner ältesten Tochter von Canstatt ab und fand im Silvretta-Hôtel zu Klosters bequeme Unterkunft. Die herrliche Gegend, die kräftige Bergluft und die liebenswürdige Gesellschaft wirkten anregend und erheiternd auf ihn. Freiligrath

war fast immer in freier Luft; des Morgens saß er mit einem Buche im Schatten des prächtigen Waldes, den nur eine sonnige Wiese von der brausenden Landquart trennt; des Nachmittags wurde gewöhnlich ein Spaziergang unternommen, und wenn Freiligrath auch nicht so weit gehen konnte, wie mancher andere, so hat er doch die benachbarten Dörfer und Thäler ohne allzugroße Anstrengung zu Fuße besucht. Er war der Gegenstand vieler zarten Aufmerksamkeiten von Seiten der übrigen Gäste, und häufig fand er schon früh auf seiner Thürschwelle ein thaufrisches Sträußlein von Bergnelken, Enzian und Kornblumen. So verflossen rasch vier schöne Wochen. Es kam der Schwiegersohn Kroeker, um seine Frau zu holen; es war, ihnen selbst unbewußt, der letzte Abschied zwischen Vater und Tochter.

Dann trat Regenwetter ein, und die Gäste waren aufs Haus beschränkt; Freiligrath sehnte sich heim und reiste Anfang September ab. In Zürich wurde kurze Rast gemacht und der Uetliberg mit der Eisenbahn besucht. Auf der Spitze desselben verweilte der Dichter ein paar Stunden und schaute noch einmal mit Entzücken auf das großartige Bild der Alpenkette, das sich in leuchtender Klarheit vor seinen Blicken ausbreitete, auf die Stadt und den schönen See, an dessen Ufern er ja auch ein paar glückliche Jahre verlebt hatte. Er mochte sich wohl sagen, daß er diese Erdenherrlichkeit zum letzten Mal in seine Seele aufnehme.

Während Freiligrath zu Klosters verweilte, fand die Enthüllung des Hermann-Denkmales in der lippischen Heimat statt, zu welcher auch an ihn mehrfache dringende Einladungen ergangen waren; er mußte sie mit Rücksicht auf seine Erkrankung ablehnen. Doch schrieb er auf den Wunsch der Meyer'schen Verlagsbuchhandlung für das gelegentlich der Enthüllung veröffentlichte Prachtwerk das schöne Gedicht „Lang, lang ist's her", welches eine so anmutige Beschreibung der Gegend und ein köstliches Stückchen Selbstbiographie enthält und schließlich dem Andenken des väterlichen Freundes Clostermeier pietätvoll einen Tribut der Dankbarkeit zollt.

Ehe wir zur Darstellung von des Dichters Scheiden übergehen, mögen einige der vom Frühling 1871 bis Herbst 1875 geschriebenen Briefe uns Näheres über diese letzten fünf Jahre seines Lebens berichten.

* * *

An Karl Elze.

3 Sunderland Villas,
Foresthill, 10. 1. 71.

Ich habe hier stille und doch auch frohbewegte Tage erlebt. „The Gathering of the Clan" hat auf Weihnachten richtig stattgefunden. Alle Kinder um uns und den Weihnachtsbaum versammelt, und der prächtige

kleine Enkelmensch Cockalorum (eigentlich heißt er Hermann) obendrein. Am 25ten Januar, grade einen Monat später, war ich dann in Liverpool, und begleitete Wolfgang an Bord der „Italy", die ihn, will's Gott, gestern oder heute glücklich in New-York hat landen lassen. Otto, der in Liverpool Stelle hat, war mit mir an Bord, in order to see Wolfgang off; Percy konnte leider, einer Erkältung wegen, nicht von Bury herüberkommen, doch sah ich ihn bald darauf, frisch und munter, zwischen seinen Oefen und Maschinen in Lancashire. Stattliche brave Burschen, die drei! Wie die Zeit fliegt! Erinnern Sie sich noch der Weihnacht in Nr. 3 Sutton Place, wo u. A. Schwab's Geschichten aus dem griechischen Alterthum unter dem Weihnachtsbaum lagen? Jetzt fährt und kämpft und schafft und abenteuert das selbst, wie nur je ein griechischer Held! Was hat nicht Wolfgang im letzten halben Jahre Alles erlebt! Und hatte nicht Percy jüngst die stolze Idee, to try the diamond-fields in South Africa! Man hat nur immer zu dämpfen und zu beschwichtigen! Alle trachten sie nach dem goldenen Vließ, so gut wie weiland Jason! Die Töchter dagegen, Gottlob, leben still und glücklich in traut umfriedeter Häuslichkeit, und unsereins, wenn er nur ein Walter Scott wäre, könnte mit jedem Tage mehr sich hinsetzen und Tales of a Grandfather schreiben.

London, lieber Freund, würden Sie stellenweis nicht wiedererkennen. Holborn Viaduct, Thames Embankment, sonst neu durch das Häuserchaos gerissene Straßen, — man hört nicht auf, die Augen verwundert aufzuthun.

John Bull in seiner Sympathie für Frankreich ist augenblicklich nicht eben erbaulich anzusehn. Es ist nicht zu sagen, welchen Blödsinn man pariren muß. Gottlob, daß der Friede endlich dämmert.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 18. 4. 71.

— Habe vor allen Dingen Dank für die theilnehmenden Worte, die Du mir bei der Gelegenheit von Wolfgang's Verlobung zurufst! Sie haben meinem Herzen wohlgethan, und ich hoffe zu Gott, daß Deine guten Wünsche für den braven Jungen in Erfüllung gehn. Wolfgang's Briefe, die jetzt immer in regelmäßiger Folge bei uns eintreffen, sind fortwährend voll der besten Nachrichten und zeigen uns seine Zufriedenheit mit der Gegenwart wie sein Vertrauen in die Zukunft. Es scheint doch wirklich, als ob der Wille und die Fähigkeit zu arbeiten drüben in Amerika ein weiteres und leichter zu bebauendes Feld finden, als hier in der alten Welt.

Dennoch hab' ich in diesen letzten Tagen meinem Otto von Amerika

abgerathen. Er wollte, veranlaßt durch eine Bekanntschaft, die er in Liverpool gemacht hatte, nach Montreal in Canada. Wohlverstanden: auf gut Glück, ohne vorher ausgemachte Stelle u. s. w. Das ging natürlich nicht, vollends bei der gutmüthigen Unerfahrenheit des lieben Bengels, und ich habe ihm darum, milde aber bestimmt, geschrieben, daß weder mein Herz noch mein Beutel mir gestatteten, zwei Söhne in einem Jahre über den Ocean zu entsenden. Er ist erst zwanzig Jahre alt, und kann einstweilen in Liverpool noch genug lernen. Wir haben ihn da doch näher. Ach, lieber August, bei aller Freude, die Einem das rüstige Voranstreben der Burschen macht, es ist für die Eltern doch hart, sie so weit in aller Ferne zu haben. Es vergeht keine Nacht, wo ich nicht von ihnen träume. Der Tag mit seinen Anforderungen und Beschäftigungen übertäubt vieles: die Nacht und der Traum setzen das Herz wieder in seine Rechte ein, und da wandle ich denn herum mit den Jungen, und umarme sie, und küsse sie auf die Stirn, und erwache dann oft mit nassen Augen und liege schlaflos bis zum Morgen. Es ist eigen: ich habe die beiden Töchter gewiß eben so lieb wie die Söhne, aber ich träume weit seltener von ihnen, und dann niemals mit der ängstlichen Zärtlichkeit, wie von den Jungen. Es kommt wohl daher, weil ich sie in der treuen Obhut ihrer braven Männer weiß, während die Jungen sich erst ihr Leben zimmern müssen und die Mühen und Kämpfe und Versuchungen des Lebens alle noch vor sich haben. Führe Gott sie glücklich hindurch! Sie sind tapfer und brav, das ist mein Trost. —

* * *

An Karl Stumpf.

[Erster Teil des Briefes gedruckt.]

Stuttgart, Mitte März 1871.

P. P.

Von einer mehrmonatlichen Reise soeben heimgekehrt, finde ich auf meinem Schreibtische eine solche Menge während meiner Abwesenheit eingelaufener Briefe und anderer Zeichen freundlichen Gedenkens vor, daß es mir bei'm besten Willen unmöglich ist, Alles so rasch und so ausführlich zu erledigen, als es mir sonst angenehme Pflicht sein würde. Ich muß darum meine Freunde, auch solche, denen ich noch aus früherer Zeit Briefe schulde (namentlich in der Aufregung der Kriegsmonate ist manches an mich gerichtete wohlwollende Wort unerwidert geblieben), für mein seitheriges Schweigen nicht nur, sondern auch für die durch die Umstände gebotene Kürze meiner endlichen Antwort angelegentlich und vertrauensvoll um Nachsicht bitten.

Ferdinand Freiligrath.

Lieber Freund,

24. 4. 71.

Endlich komme ich auch dazu, Dir mein Versprechen zu lösen und Dir beikommend ein Exemplar meiner „Gesammelten Dichtungen" zu überreichen. Nimm die Bücher freundlich an, und laß' Dich gern an alte Zeiten durch sie erinnern. Ich freue mich, daß ich jetzt so ziemlich Alles unter Dach und Fach habe. Viel, was überhaupt verdiente erhalten zu werden, wird jetzt nicht fehlen. Du meintest zwar, im Soester Wochenblatt von Anno 30, und um die Zeit, stände noch das Eine oder Andere, ich denke aber doch, daß das erst noch auf eine strenge Prüfung ankäme. Die meisten der Sachen werden auch nur ein lokales Interesse haben. Doch wird's mich freuen, sie gelegentlich einmal durchsehen zu können.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 10. Juni 1871.

Vor allen Dingen meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem morgenden Geburtstage! Ich hoffe, Du verlebst ihn, trotz Regen, Frost und alledem, gesund und vergnügt im Kreise Deiner Verwandten und Freunde an den schönen Ufern der Ahr. Und möge er Dir noch oft wiederkehren, — möge Dir die Sonne noch oft hell und heiter an ihm aufgehen, sei es über dem Kegel der Landskrone oder zu Haus über den lieben Bergen unsrer alten Wupper! Wie die Zeit fliegt! Es sind jetzt schon zwei- oder dreiunddreißig Jahre, daß wir den Tag damals so lustig in Deinem Hause feierten! Dreiunddreißig Jahre! Viel, viel hat sich seitdem begeben, — für uns persönlich, und für die Welt! Gottlob, daß wir den Kopf noch immer hochhalten, wie grau er auch (wenigstens der meinige) geworden ist! Und daß wir uns dieselben geblieben sind, die wir uns damals waren! Dabei soll es bleiben! Glückauf! Nur unerschrocken weiter hinein in die Jahrzehnte! Was gilt's, wir bringen es noch fertig, den Antritt des neuen Jahrhunderts mit einander zu feiern! —

Das Hurrah Germania! ist wirklich zum geflügelten Worte geworden. Componirt worden ist das Lied, so viel ich weiß, an die 30 bis 40 mal, (erst kürzlich wurde mir eine Composition, natürlich von einem deutschen Künstler herrührend, aus San Jago in Chili eingesandt), — in Frankfurt ist ein schönes Kunstblatt danach erschienen, und als ich jüngst hier über den Jahrmarkt ging, hingen in x Buden baumwollene Taschentücher mit „Hurrah Germania" und einer darunter gedruckten kriegerischen Gruppe flatternd im Winde. Desselbigen gleichen hab' ich die Worte in Schaufenstern auf Stickereien gesehen u. s. w. u. s. w. — Es macht Einem doch Freude. —

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 20. Juni 1871.

Herzlichsten Dank für Deine und der lieben Deinigen treue Glückwünsche zu meinem Geburtstage! Wir tragen nachgerade eine schöne Last von Jahren auf dem Buckel, lieber Freund, und müssen uns zusammennehmen, daß wir an unsern Geburtstagen nicht eher melancholisch werden, als uns freuen. Nun, die alten Knochen werden ja wohl noch eine Zeitlang zusammenhalten, Dir wie mir! Mit August Boelling, dem ich kürzlich zum 11. Juni nach Neuenahr gratulirte, hab' ich ausgemacht, daß wir noch den Antritt des 20ten Jahrhunderts mit einander erleben wollen, — wozu ich nunmehr auch Dich und Koester freundlich einlade. Es versteht sich von selbst, daß uns die Barmer Concordia bei der Gelegenheit ein Festessen gibt, bei dem natürlich als fünfter Altersgenosse unser Laudon den Vorsitz haben wird, während solche, dann 70 und 80jährige, Knäbchen wie z. E. Rittershaus uns bescheidentlich aufwarten und auf der Schalmei etwas vorblasen müssen. Es wird ein heiterer Tag werden, auf den wir uns schon jetzt freuen wollen.

Die Feier meines Geburtstages war übrigens, wie immer, so auch dies Jahr, eine ganz stille im Kreise der Familie. Die Anwesenheit Percy's und Maria's erhöhten die Festfreude natürlich sehr. Nachmittags fuhren wir durch den Wildpark auf die Solitüde, und genossen dort Bergluft, Kaffee, und schöne Aussicht in vollen Zügen.

Gestern Abend empfing ich nun auch noch Deinen Brief vom 18. mit heitern Erinnerungen an unsere Spritzfahrt vor vier Jahren nach Sheffield, Chester und Penman Mawr! Gewiß war es schön da, und ich möchte wohl einmal wieder von jenen Hängen mit Dir auf die See herabschauen! Ich würde die Sache jetzt besser genießen als damals. Denn ich bin frischer und kräftiger, als zu jener Zeit, wo das vieljährige Sitzleben mich etwas kletterfaul gemacht hatte. Jetzt geht das Alles besser. Ich war im vorigen Jahre an Einem Tage auf dem Hohenstaufen und dem Hohenrechberg, und marschirte dann, von Göppingen zu Fuß gekommen, noch weiter zu Fuß bis Gmünd. Du solltest eigentlich auch nach Herrenalb kommen und Dich im Bergsteigen mit mir versuchen. „Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen" (sagt Freiligrath), und es ist auch sonst schön und lieblich da. Also, Freund und Greis und demnächst Hundertjähriger, schnüre Dein Bündel und trabe rheinaufwärts!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Herrenalb, 8. Juli 1871.

Habe herzlichen Dank für Dein willkommenes Briefchen. Du bist

freilich ein fauler Besucher und lässest Dich nur gar zu selten bei uns sehen. Doch soll Dir vergeben sein, wenn Du Dich nächstens Walesrode anschließen und in seiner Gesellschaft gen Herrenalb pilgern willst. Ich will nicht sagen, daß Du es barfuß oder (wenn in Schuhen) mit Erbsen darin thun sollst (obschon das nur recht und billig wäre!), aber barhäuptig, in der Julihitze, und bepackt mit einigen Centnern Wurst und neuster, belletristischer Makulatur, dürftest Du den Weg als frommer Büßer immerhin schon zurücklegen. Dazu sei hiemit freundlich, aber ernst, angehalten! Ich hoffe Dich ehestens den Weg von Frauenalb herankeuchen zu sehn!

Und nun auch noch schönsten Dank für Deine gütige Bereitwilligkeit, Dich des „Waldheiligthums" schützend annehmen zu wollen! Eigentlich war nur von einer empfehlenden Buchhändleranzeige die Rede; wenn Du, außer einer solchen, Dich aber auch zu einer Besprechung (etwa in der Allgemeinen Zeitung) veranlaßt finden könntest, so würden wir Dir natürlich doppelt verbunden sein. Für diese Besprechung würde ich Dir freilich die gewünschten literarhistorischen Notizen erst nach meiner Rückkehr (in einigen Wochen) geben können: — für die Annonce dagegen genügt wohl schon eine kurze Hinweisung, daß die Dichterin (1835 in einem Alter von ungefähr 40 Jahren gestorben) auch heute noch für eine der ersten Poetinnen Englands gilt, — daß sie, zu einer Zeit, als Byron, Scott und Moore den britischen Parnaß beherrschten, sich eine glänzende Stellung zweiten Ranges zu erobern verstand, — daß das „Wald-Heiligthum" (The Forest Sanctuary) für eine ihrer vollendetsten Schöpfungen gehalten wird, — und daß Bulwer, im „Pelham", sich begeistert zum Lobe des Gedichts vernehmen läßt. Auch dürfte zu erwähnen sein, daß Johannes Scherr, in seiner Geschichte der englischen Literatur sowohl, wie in seiner allgemeinen Literaturgeschichte, das „Waldheiligthum" eine Perle der englischen Dichtung nennt.

Meine Uebersetzung datirt aus den ersten vierziger Jahren, und ich bin der Cotta'schen Buchhandlung sehr dankbar, daß sie eine Miniaturausgabe davon freundlich hat veranstalten wollen. Die Uebersetzung erschien zuerst im Jahr 1846 in den von Cotta verlegten „Gedichten aus dem Englischen von F. F." Sehr würde mich's freuen, wenn Du, und wenn andre competente Kunstrichter diesen Versuch der Neubelebung einer zur Zeit ihres ersten Erscheinens ziemlich unbeachtet gebliebenen Arbeit gerechtfertigt finden würden.

NB. (für Dich, nicht für's Publikum): — bei allem Respekt vor den liebenswürdigen Eigenschaften der Dichterin, ist mir die Poesie der Hemans gegenwärtig doch ein wenig gar zu weich und weiblich. Dazumal hab' ich ihre Verse gern verdollmetscht: jetzt, als gehärteter Greis, würde ich mich schwerlich dazu haben entschließen können. Es hat eben alles seine Zeit. —

An Julius Wolff.

Stuttgart, 22. Nov. 1871.

Mein lieber und verehrter Freund,

Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich, die unfreiwillige Verspätung meiner Antwort auf Ihren lieben und willkommenen Brief vom vorigen Monat! Eine Menge verschiedener Störungen und Abhaltungen, die letzte ein Umzug mit all seiner Unruhe, Unordnung und Verwirrung, hat mich eben in meiner Correspondenz sehr zurückgebracht, und ich muß, wie an die Nachsicht vieler anderer Freunde, so auch an die Ihrige appelliren.

Zuerst denn meine herzlichsten Glückwünsche zu Krieg und Sieg, und ruhmgekrönter Heimkehr mit dem eisernen Kreuze! Ich bin Ihnen auf Ihren Zügen, soweit mir dieselben durch Ihre Gedichte in „Schutz und Trutz" und durch jenen Brief aus Montereau noch während des Krieges bekannt wurden, mit liebevoller Theilnahme gefolgt und freue mich, Sie jetzt Ihrer Familie und einer Ihren Wünschen entsprechenden bürgerlichen Stellung wiedergegeben zu sehen.

Richtig bei mir angekommen, und zwar zu Herrenalb im schönen Schwarzwald, ist Ihre schöne Sendung: „Aus dem Felde". Das frische kleine Buch hat mir große Freude gemacht, und ich sage Ihnen von Herzen Dank dafür. Ihre Lieder sind erlebt, sind aus eigener Anschauung und eigenem Antheil an den Ereignissen des gewaltigen Jahres 70 hervorgegangen, und das ist's, was ihnen in dem Schwall von Kriegsliedern der jüngsten Zeit eine eigenthümliche Stellung und einen eigenthümlichen Werth giebt, abgesehen von dem poetischen Hauche, der sie durchweht, und ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit. Nur Eins der Gedichte wünschte ich nicht in dem Büchlein, wie schon früher in „Schutz und Trutz", gefunden zu haben: das „Im Walde von Fontainebleau". Ich begreife wirklich nicht, wie Sie humaner Mensch und Dichter zu dem Liede oder eigentlich zu seinem (ich rede offen heraus!) widerlichen und abscheulichen Schlusse gekommen sind. Das Gedicht fängt so hübsch an; der Postillon, der durch den französischen Wald fährt und bläst, als wär' er daheim im Thüringer Walde, ist so keck und wacker auf's Papier geworfen; dann der Ueberfall, die Plünderung, die Ankunft der rächenden Deutschen, — das Alles ist so hübsch und lebendig und anmuthig, daß es Einem in der Seele weh thut, so frische Bilder durch ein Hängen en masse zum Abschluß gebracht zu sehen. Sie werden mir entgegenhalten, ich Stubenhocker verstände den Teufel davon, à la guerre comme à la guerre, mit Francstireurs ließe sich nur vermittelst des Stranges fertig werden. Mag Alles sein, ich will darüber nicht mit Ihnen streiten, (Schill und Lützow und Andreas Hofer und die spanischen Guerrillas waren

freilich eben auch nur „Francstireurs"), — aber den Strang und die Nothwendigkeit zugegeben, daß „unsere Jungens" die Henker machen mußten, — zum Gegenstand eines frohlockenden Gedichtes soll eine solche entsetzliche Nothwendigkeit nicht gemacht werden. Der Poet soll sich nicht schmunzelnd dazu die Hände reiben, soll die armen Gerichteten (Jeder der Sohn einer Mutter!) nicht seelenvergnügt mit Krammetsvögeln in der Schlinge vergleichen! Bitter, bitter beklagen soll er die durch den Krieg gebotene Grausamkeit und, wenn er nicht ganz und gar schweigen will, nur in solchem Sinne seine Stimme erheben „im Walde von Fontainebleau!" Ueber den Patriotismus die Menschlichkeit! Bitte, ändern Sie für künftige Auflagen den Schluß des Gedichts, oder unterdrücken Sie's ganz! Sie sind ja ein lieber guter Mensch und haben ja selbst beim Requiriren dann und wann eine Kuh sich losreißen und in's Dorf zurücktraben lassen. Der Teufel hat Sie geritten, daß Sie, und mit Behagen, uns die armen Gehenkten zeigen mußten! Nun, nichts für ungut! Wenn ich Sie nicht gern hätte, läse ich Ihnen nicht den Text.

Und nun schönsten Dank für Ihr schönes Bild, welches mir zu meiner Freude zeigt, daß Sie frisch und heil und freudig dreinschauend „in's Leben, in die Menschlichkeit" heimgekehrt sind.

Von mir kann ich Ihnen nicht viel berichten. Ich lebe mit meiner Frau still vor mich hin, dann und wann kommt das eine oder andere unserer Kinder zu längerem oder kürzerem Besuch (eben jetzt ist mein zweiter Sohn Otto bei uns) und nachdem ich voriges Jahr meine Verse in einer 6bändigen Gesammtausgabe zusammengestellt habe (die, beiläufig, trotz des Krieges ihren Weg gemacht hat, und bereits vor 4 bis 6 Wochen in starker zweiter Stereotypauflage versandt wurde), denke ich jetzt daran, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Ich muß sehen, ob ich die Ruhe und Sammlung, die dazu nöthig sind, gewinnen werde. Von dem englischen Freiligrath meiner Tochter ist soeben auch eine zweite, mit meinen 70er Kriegsliedern vermehrte Auflage bei Tauchnitz erschienen. — —

Wenn Sie wieder nach Corvey schreiben, so richten Sie, bitte, einen freundlichen Gruß von mir aus.

Mit treuem Handschlag herzlich ergeben der Ihrige

F. Freiligrath.

P. S. Noch Eins: Der Magistrat in Detmold hat mir kürzlich offiziell mitgetheilt, daß eine neue Detmolder-Straße mit dem Namen „Freiligrathstraße" belegt worden ist. Die Sache macht mir wirklich große Freude und wird auch Sie, der Sie damals (via Scheerenkrug) mit in Detmold waren, interessiren.

An Karl Buchners Kinder.

Stuttgart, 26. April 1872.

Liebe Kinder meines verewigten Freundes,

Soeben empfange ich Ihre Trauerbotschaft. Sie erschüttert mich tief, tief! Ich drücke Ihnen Allen treu und warm die Hand und spreche Ihnen, für mich und für meine Frau, aus vollem Herzen die wärmste und freundschaftlichste Theilnahme an Ihrem unersetzlichen Verluste aus.

Mein Schmerz um Ihren guten Vater ist ein tiefer und großer. Und er ist um so bitterer, als sich ihm ein Vorwurf beimischt. Seit Monaten liegt der letzte Brief des Geschiedenen, vom 5. Febr. 1871, neben mir auf dem Schreibtische. Ich wollte ihn täglich beantworten, ich las ihn erst ganz vor Kurzem zu dem Ende wieder durch, — aber ich bin, o wie lange schon, der trägste und unregelmäßigste aller Briefschreiber, und nun ist der geliebte Freund dahingegangen, ohne daß ich ihm noch ein letztes, treues Wort zugerufen habe. Ich dachte nicht an die Möglichkeit eines so nahen Scheidens, — und trage nun doppelt Leid!

Wenn Sie den theuren Vater, heut Nachmittag oder morgen in der Frühe, dem Schooße der Frühlingserde anvertrauen, so glauben Sie, daß auch ich im Geiste neben Ihnen stehe und einen Segen und ein stilles Fahrwohl in die Gruft hinabrufe. Ich werde nie aufhören, Ihres Vaters in Liebe und Treue zu gedenken. Wie oft erinnern wir uns, meine Frau und ich, jener schönen Zeit vor dreißig Jahren, als Sie alle noch klein, und wir durch die Güte Ihrer Eltern so oft Zeugen des häuslichen Glückes der Familie Buchner waren. Das ist und bleibt unvergessen!

Gott mit Ihnen, liebe Kinder unsrer theuren Freunde Buchner!
Trost und Friede und Beruhigung Ihrem gerechten Schmerze!

Für immer in treuer Freundschaft

von Herzen der Ihrige
F. Freiligrath.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 20. Sept. 72.

Lieber alter Freund,

Was ist denn aus Dir geworden? Du ließest mich vor einigen Monaten hoffen, daß ein Ausflug in den Schwarzwald Dich auch nach Stuttgart führen würde, und nun „ziehn die Schwalben heimwärts", und Du bist und bleibst stumm und unsichtbar. Ist denn jetzt vielleicht noch Aussicht, Dich hier zu begrüßen? Laß' mich doch mit einer Zeile wissen, wie Du's den

Sommer hindurch getrieben hast, und was für Plane Du für den Rest der Jahreszeit, für die „sanften Tage", hegst?

Der Sommer ist für mich ein ziemlich bewegter gewesen. Ich war zweimal am Rheine (einmal bis Wiesbaden, das anderemal bis Coblenz), und ließ mich hernach durch meine Töchter und meinen Schwiegersohn Kroeker sogar zu einer kleinen Schweizerreise verführen. Hoffentlich hast Du nicht vergebens an meine Thüre geklopft, während ich die Via mala mit dem Schweiße meines Angesichts beträufelte, oder vom Grütli aus den See „lächeln" und „zum Bade laden" sah.

Nach der Schweizerreise blieben die Kinder, zu unserer großen Freude und Erquickung, noch einige Wochen bei uns, — es waren froh bewegte Tage. Jetzt sind wir beiden Alten wieder einsam für uns. Nur unser zweiter Sohn Otto, zur Zeit Einjährig-Freiwilliger im hiesigen Garde-Grenadier-Regiment, wird den Winter über noch bei uns sein. Es ist der Einzige meiner Söhne, der in Deutschland geboren ist, und da er gesund und kräftig ist, so ließ sich, nachdem ich jetzt schon wieder 4 Jahre in Deutschland geweilt habe, seine Heerpflichtigkeit leider nicht umgehen.

Wolfgang, mein Aeltester, weilt jetzt im fernen amerikanischen Westen, im Staate Minnesota, und treibt sich mit Hund und Pferd und Revolver auf der Prairie herum. Er hat sich eben als Pelz- und Häutehändler in der Ansiedelung St. Peter etablirt, und hofft im nächsten Jahre seine Verlobte aus England nachzuholen.

Percy, unser eben 20 gewordenes Nesthäkchen (beiläufig ein langer Mensch von sechs Fuß englisch) war diesen Sommer auch in Amerika und hat den älteren Bruder, der damals noch in den östlichen Staaten sich aufhielt, zu New-York begrüßt. Er hatte nicht die Absicht, in Amerika zu bleiben, sondern war nur mit einer speciellen Mission seines Hauses (er hat eine kaufmännische Stellung zu Antwerpen) hinübergeschickt worden. Trotz seiner großen Jugend! Er ist eben ein sehr tüchtiger, braver und dabei gewandter Mensch. Jetzt ist er, nach seinem jüngsten Briefe, wohl schon auf der Rückreise. Er hat auch Longfellow mit meinen Grüßen besucht.

Gott führe und schütze mir die Buben ferner! Wie oft, Nachts und am Tage, fliegen meine Gedanken und Wünsche zu ihnen hinüber in die Prairie und den Urwald und auf's Meer! —

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 30. Sept. 72.

— Daß meine gute zweite Mutter im Januar d. J. gestorben ist, hast Du vielleicht erfahren. Ich war zu ihrem Begräbniß nach Soest, habe

mich aber auf der Hinreise nur eine Nacht, und auf der Rückreise gar nicht in Cöln aufgehalten. Ich war, nach allen empfangenen traurigen Eindrücken, nicht in der Stimmung dazu.

So gehn die Menschen und so geht das Leben dahin. Nachgerade tritt das Alter auch an uns heran, lieber Stumpf. Wir wollen uns aber wehren, so lange es geht. Meine Schwestern (jetzt beide in Soest) sind seit einiger Zeit leider auch sehr kränklich. Der Tod der Mutter und deren vorausgehende lange Krankheit hat auch die Gesundheit ihrer treuen Pflegerinnen arg erschüttert.

* * *

An Hermann Kindt.

[Stuttgart, Anfang October 1872.]

— Herzlich freut es mich, daß Sie fortfahren, an meinem Bret Harte theilzunehmen. Ich sage „meinem", denn ich nehme wirklich das Verdienst in Anspruch, den originellen Mann bei uns eingeführt, und die Augen des Publikums auf ihn und seine Dichtung gelenkt zu haben. Die Rheinische Zeitung brachte unlängst zwei seiner Prosaskizzen in nur mittelmäßiger Uebersetzung, und jetzt kündigt auch Tauchnitz im Buchhändler-Börsenblatte an, daß er diesen „jetzt populärsten amerikanischen Dichter" seiner Collection einverleiben werde. Beides Resultate, wenn mich nicht alles täuscht, meines dreisten Vorgehens! Denn Bret Harte ist bei uns „nicht jedwedem genießbar"; er ist zu eigenthümlich, um allen gefallen zu können, und es gehört darum schon eine Art von Kühnheit dazu, als sein Apostel aufzutreten. Allein seine in rascher Folge uns gegebenen Skizzen, Erzählungen, Gedichte sind bald durch kecken Humor unwiderstehlich hinreißende, bald durch einfaches aber nicht minder wirksames Pathos tief ergreifende Schöpfungen; Seelengemälde von überraschender Feinheit und Schärfe; Charakterbilder, wie nur ein Dichter sie zu entwerfen im Stande ist. Ich arbeite nun in der Stille weiter und hoffe zunächst mit einer Auswahl Bret Harte'scher Gedichte in einem besondern Bändchen hervorzutreten. Meine Uebersetzung von „Dickens in Camp", deren Verlust Sie beklagen, erfolgt hiebei. Die dieses Gedicht betreffende Stelle in Forster's Life of Dickens ist mir ebenfalls nicht entgangen, und ich las sie mit doppeltem Vergnügen, als ich erst darauf stieß, nachdem ich die herzigen Strophen Bret Harte's übersetzt hatte. Die Stelle war mir eine willkommene Bestätigung meines eigenen Urtheils. Wie ich aus Ihrem Briefe zu schließen glaube, lesen Sie die „Gegenwart" nicht regelmäßig, und mein Versuch einer Charakteristik des „Goldgräbers" ist Ihnen vielleicht fremd geblieben. Ich möchte aber gern, daß Sie sie kennten,

und schicke Ihnen darum heute die betreffende Nummer, mit noch ein paar andern Blättern, unter besonderem Kreuzband. Dank auch für Ihre Notizen über Bret Harte, die mir freilich nicht alle neu waren, da ich kürzlich durch eine junge Dame aus Boston, Miß Charlotte Dana, Tochter des Verfassers von Two Years before te Mast, Enkelin des Dichters von The Dying Raven, mancherlei über Bret Harte und seine Uebersiedelung in die östlichen Staaten gehört hatte. Die Revue des deux Mondes sehe ich nur ab und zu, und der von Ihnen erwähnte Artikel darin über Walt Whitman ist mir entgangen. Man sagte mir jüngst auch, daß ein Artikel über Bret Harte darin gestanden habe. Ist dem wirklich so, oder hat mein Berichterstatter die beiden Poeten mit einander verwechselt?

Joaquin Miller war mir durch seine „Songs of the Sierras" bereits bekannt. Er ist ein großes Talent. Gluthvolle farbensprühende Bilder wildbewegten Abenteurerlebens in Urwald und Steppen, — darin ist er stark, das ist seine Specialität. Wilde Fahrten und wilde Herzen, er versteht sie beide zu schildern. Ist übrigens nicht selten kraß und outrirt, wo er einfach powerful sein könnte. Aber, wie gesagt, ein großes Talent, vor dem man Respect haben muß! Eine Buchhandlung forderte mich jüngst auf, die Songs of the Sierras für sie zu übersetzen; ich habe aber abgelehnt, weil ich ohnehin, mit Bret Harte und anderem beschäftigt, nicht ganz und gar in Übersetzen aufgehen mag und vor allen Dingen, weil ich dergleichen nicht auf Bestellung machen kann. —

* * *

An Hermann Kindt.

[Spätjahr 1872.]

— Joaquin Miller ist gewiß ein höchst talentvoller Dichter, das beweisen wieder die vom Overland Monthly mitgetheilten Proben aus „the Isles of the Amazons." Daß dennoch etwas Ungesundes in seinem Wesen ist, beweist der Bericht über die gar wunderliche Vorlesung seiner von ihm verlassenen Frau. Welche Thorheit, welche Unnatur — in ihm wie in ihr! Genialität à tout prix! Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht im Leben ein Lord Byron zu sein! Es ist in der That mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man diese arme Mrs. Minnie Miller über ihr durch den genialen Herrn Gemahl zerstörtes Lebensglück auf öffentlicher Platform peroriren und den Mann noch dazu rechtfertigen sieht. „Joaquin Miller is not my property; he belongs to the world of poetry and letters!" — All very well, aber er könnte

der Welt gehören und ihr dazu! Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt, — auch für den Genius! Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen! —

* * *

An Heinrich Koester.

[Stuttgart], 25. 11. 72.

„Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand diesen oder jenen Creditor befriedigen," — lautet ein Spruch Goethe's (in seinen „Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller"), und ich glaube, daß wir Beide wohl thun, lieber Koester, wenn wir uns das weise Wort merken, und es unsern Widersachern und Tadlern bei Gelegenheit als demantenen Schild entgegenhalten! Auf Goethe's Autorität uns stützend, dürfen wir dann und wann auch schon ein wenig drauf los schweigen. Wenn ich heute endlich mein längeres Schweigen, Dir gegenüber, breche (einen Brief freilich bin ich Dir gar nicht schuldig, aber alte Freunde sollen einander doch auch sonst zuweilen Nachricht geben), so veranlaßt mich dazu die Anlage: der über Alles witzige, lustige, tolle, in jeder Beziehung fürtreffliche dritte Theil des „Faust" von unserm Aesthetiker Vischer. Ich besitze das Büchlein, wie ich jüngst entdeckte, in zwei Exemplaren, und meine, daß ich mit einem derselben Niemanden eine größere Freude machen kann, als Dir. Also nimm es als freundlichen Gruß freundlich an, und laß' mich nur hoffen, daß Du das heitre Ding noch nicht kennst! Ich möchte gern der Erste sein, der Dich damit bekannt macht. Wer, wenn er's zuerst liest, nicht vor Lachen vom Stuhl fällt, der ist, mit Saraſtro zu reden, nicht werth ein Mensch zu sein!

Also lies, lache, fall' vom Stuhle, und sei werth ein Mensch zu sein, lieber Custos! Und gestehe, daß Dir eine geistreichere Verspottung der Faust-Commentatoren noch nicht vorgekommen ist! Hier und da kriegt freilich auch der alte Herr selbst einen Hieb! Aber immer mit Respect und Liebe! Wie sein eigenes Schlußwort das bezeugt. —

Zuletzt, lieber Heinz, haben wir uns im letzten Januar bei Eichmann gesehen. Und konnten uns damals alle Beide nicht auf den Urheber des geflügelten Wortes vom „getheilten Schmerz" und der „getheilten Freude" besinnen! O, wir Literaturkenner! Kaum hatte ich, nach Stuttgart zurückgekehrt, meiner Alten von unsern gelehrten Zweifeln erzählt, als sie mit hellem Lachen ausrief: „Tiedge! Urania!", und ich beschämt dastand, wie ein begossener Pudel. Wie konnten wir auch nur so vernagelt sein?!

An jenem Abend bei Eichmann batest Du mich auch für den jungen

Janssen (Dorus' Sohn) um etwas, — war es eine Handschrift, ein Buch, oder was sonst, ich erinnere mich nicht mehr, bin aber natürlich gern bereit, dem trefflichen jungen Meister mein Wort zu halten, wenn ich nur erst wieder weiß, worum es sich handelt. Laß mich dies also gelegentlich wissen, lieber Koester! Es ist mir nachträglich auf's Herz gefallen, daß Janssen's Varus (in seiner Hermannsschlacht für das Crefelder Stadthaus) sich hoch zu Roß den freiwilligen Tod giebt. Oder sollte mein Gedächtniß mich täuschen und ich's mir nur einbilden? Möglich! Jedenfalls stürzten die Alten sich als Infanteristen in ihr Schwert. Was ja auch praktischer und bequemer war!

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 2. 73.

Otto's heftige Erkältung, wovon ich Dir am 17. schrieb, stellte sich am folgenden Tage als ein bösartiges Scharlachfieber von entsetzlicher Heftigkeit heraus. Was dagegen geschehen konnte, ist geschehen, — aber mit nassen Augen muß ich Dir schreiben, daß wir kaum noch einen Funken von Hoffnung haben. Ich sage nicht mehr, aber Du wirst unsern Jammer ermessen. So ein guter, braver, treuer Mensch! Die reinste, seltenste Herzensgüte! Und erst 22 Jahr! Das Herz blutet mir, wie ich's schreibe.

Ich glaube nicht, daß er uns erhalten bleibt. Es steht alles bei Gott, aber ich gebe mich keinen Hoffnungen mehr hin.

Von Deiner und der Theilnahme Deiner lieben Frau halten wir uns überzeugt. Theile doch auch Koester mein Leid mit. Ebenso Elbers und den andern Barmer Freunden, die den Herzensjungen ja alle kannten und liebten.

Ich drücke Dir die Hand, lieber Eichmann! Möge es Dir und den Deinen wohl gehen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 30. März 1873.

Lieber, theurer Freund!

„Sei stark", — hast Du mir in Deinem schönen, warmen, tiefempfundenen Trostliede zugesungen, aber ich ringe noch immer vergebens nach Fassung. Der Schlag war ein zu entsetzlicher; weder ich noch meine arme Frau können uns in den Verlust finden! Der schöne, schlanke, blühende, und vor Allem der gute, gute, gute Mensch! Dies treue, liebevolle, dankbare Herz! Dies Herz wie Gold und ohne Falsch! Das Muster eines Sohnes und Bruders und Freundes! Und nun ruht er schon vier Wochen in der Frühlingserde,

und morgen ist der 31., wo sein Dienstjahr zu Ende gewesen wäre! Wie hatte er sich auf den Tag gefreut, hatte ihn sogar in seinem Kalender zum voraus mit einem groß geschriebenen „Hurrah!" freudig angemerkt. Ach, sein Dienstjahr sollte schon eher zu Ende gehn! Er hat einen langen Urlaub erhalten; auf dem Posten, den er draußen im Grünen bezogen hat, wird er nicht abgelöst werden!

An Dir und Deinem Hause hat er sehr gehangen, lieber Rittershaus! Er war so dankbar, jede ihm gewordene Freundlichkeit lebte ihm noch nach Jahren in seinem treuen, kindlichen Herzen. Noch in seinen letzten Tagen nannte er Dich einmal. Der Arzt, um ihn aus seinem steten Deliriren zu wecken, fragte ihn: „Wer bin ich denn? kennen Sie mich nicht?" Darauf gab er zur Antwort: „Sie sind Rittershaus!" fügte dann aber, wie sich besinnend, hinzu! „Sie sehen ihm ähnlich!" Ach, dies ewige, dies entsetzliche Deliriren! Es hat, fast ohne Unterbrechung, die ganzen 14 Tage seines Krankseins gewährt. Dennoch, in all seinen Phantasien, hatte er das Gefühl, daß wir, seine Mutter und ich, ihm liebend nahe waren. Noch wenige Stunden vor seinem Tode rief er mich auf englisch an: „Pa, kiss me!", umarmte und küßte mich dann — o wie innig und herzlich! Dann auf deutsch: „Nun auch die Mama!", und als die ihn nun auch umarmt hatte, rief er laut, ein Lächeln im Blick und mit verklärten Zügen: „Wir sind eine so glückliche Familie!"

Ach, lieber Freund, es bricht mir fast das Herz, Dir diese Erinnerungen niederzuschreiben! Und doch sind sie uns Eltern, bei allem Schmerzlichen, ewig theuer! Und auch ein Trost! Aber froh können wir nicht mehr werden im Leben! Der Riß durch unsre Herzen ist ein zu tiefer!

Eingeschlafen ist er sanft und friedlich. Die letzten Stunden waren ruhig. Und so ruht er denn nun für immer, der liebe, liebe Knabe! Hier habt Ihr sein letztes Bild, lieber Rittershaus und liebe Frau Hedwig! Er hat es noch die Woche vor seiner Erkrankung machen lassen, um uns zum 31. März damit zu überraschen. Wir erfuhren das erst nach seinem Tode. So war er immer bemüht, uns Freude zu machen. Gott segne Dich, Du gutes, reines, frommes Herz!

Ich lege auch eine Gedächtnißkarte bei, wie Käthchen sie, nach englischer Sitte, an seine und unsre englischen Freunde vertheilt hat. „Bright, generous! guileless and affectionate",[1]) — ja, das war er ganz und gar; die trauernde Schwester hätte ihn nicht besser charakterisiren können, als mit den Worten.

Ich hätte Dir noch Viel, Viel zu schreiben, lieber Rittershaus, aber ich

[1]) Fröhlich, edel, ohne Falsch, liebevoll!

fühle mich nicht im Stande dazu. Also nur noch meinen und meiner armen Ida herzlichen, innigen Dank für Dein liebes, Dir warm aus dem Herzen gekommenes Trauerlied! Es hat uns tief, tief gerührt und ergriffen, und würde uns für immer zu Deinen treuesten Freunden gemacht haben, wenn wir es nicht schon längst gewesen wären! Ich hatte gehofft, Deinem Gedicht vielleicht auch gedruckt irgendwo zu begegnen, bis jetzt jedoch vergebens.

Die Woche vor Otto's Tode und bis nach dem Begräbniß war unser lieber Percy, von Antwerpen rasch herübergeeilt, unsre treue Stütze, doch hat ihn Otto leider nicht mehr sehen dürfen, da der Arzt der Meinung war, die Aufregung des Wiedersehens könne ihm schaden. Jetzt ist unser liebes Käthchen seit 14 Tagen bei uns, und wir gedenken sie Anfangs nächster Woche nach England zurückzubegleiten, um uns bei den Kindern und Enkeln ein wenig zu erholen. Besonders meiner armen Frau thut eine Veränderung sehr Noth.

Wolfgang, der erst in den letzten Tagen die Trauerkunde erhalten haben wird (ein Brief nach Minnesota nimmt volle drei Wochen in Anspruch, besonders in diesem härtesten aller amerikanischen Winter), will im Mai nach England kommen und Hochzeit machen. Wie hatte Otto sich auf die Hochzeit gefreut! Und wie still und ernst wird sie jetzt gefeiert werden!

Nun Ade, lieber Emil! Der Brief hat mich viele Thränen gekostet! Nochmals Dank, Dank, Dank! Wir grüßen und umarmen Dich und Frau Hedwig und die lieben Kinder von ganzem Herzen!

In Loving Remembrance of

OTTO FREILIGRATH,

(Second Son of Ferdinand and Ida Freiligrath),

Who Died at Stuttgart, 1st March, 1873.

Bright, Generous, Guiteless, and Affectionate.

Aged 22.

„Fear no more the heat o'the sun,
Nor the furious winter's rages,
Thou thy worldly task hast done,
Home art gone, and ta'en thy wages!"

An Karl Elze.

3, Sunderland Villas,
Foresthill, 30. Juni 73.

Sie müssen mir vergeben, mein theurer und verehrter Freund, daß ich Ihre lieben Zeilen vom 13. April erst heute beantworte. Dieselben fanden mich richtig hier in Käthchens Hause: — längeres Unwohlsein jedoch und mancherlei Aufregung ließen und lassen mich zu nichts Rechtem kommen. Also Vergebung, ich bitte herzlich.

Und zugleich die Mittheilung, daß wir voraussichtlich noch einige Wochen hier bleiben werden und uns sehr darauf freuen, Sie nach so vielen Jahren, und noch dazu auf englischem Boden, wiederzusehen. Zunächst bleiben wir jedenfalls noch hier; auch nachher wohl noch einige Zeit (wahrscheinlich in einem Badeort auf der benachbarten Südküste), obwohl es mich, trotz aller Liebe, die uns tröstend hier umgiebt, auch wieder stark zu meinen Büchern und meinem Arbeitstische zurückzieht. Ich komme hier eben zu keiner geregelten Thätigkeit, ich entbehre meinen „Hermeshausrath" und möchte endlich gern wieder Manches aufnehmen, was zunächst so grausam durch Otto's Krankheit und Tod, und dann, mildernd aber zerstreuend, durch unsre Reise unterbrochen wurde.

* * *

An Marie Melos.

London, Foresthill, 15. Juli 1873.

— Hier hast Du nun auch mein Gedicht: „Otto zu Wolfgang's Hochzeit". Ich konnte mich lange nicht überwinden, es dem jungen Paare zu geben, und sie haben es auch wirklich erst zwei Tage vor ihrer Abreise von mir erhalten. Und zwar mit dem Versprechen, daß ich, wenn Gott uns Allen Leben und Gesundheit schenkt, auch noch einmal eine frohere Weise für sie anstimmen will.

Auch noch ein anderes Gedicht „Rothkäppchen" lege ich bei. Es ist zu einem der schwarzen Blätter von Paul Konewka. Eine Buchhandlung in München giebt eine Sammlung derselben mit begleitenden Textesworten von Hermann Lingg u. A. heraus, und bat auch mich, eins oder einige der Blätter erläutern zu wollen. Ich sagte zu, und hatte mir grade vorgenommen, mein Versprechen zu erfüllen, als unser armer Otto krank wurde und starb. Nun schrieb ich (Ende März) an die Buchhandlung, daß sie mich von meinem Versprechen entbinden möge, — ich könne jetzt nicht. Nachdem der Brief fort war, sah ich mir die gesandten Blätter doch noch einmal an, — und da, bei'm Betrachten eines derselben: „Rothkäppchen", kamen mir plötzlich,

ungesucht und wie vom Himmel herab, die beiliegenden Verse, die ich der Buchhandlung dann gleich noch zuschickte, und die jetzt wahrscheinlich schon in einer neuen Lieferung des Werks gestanden haben.

* * *

An Karl Elze.

Walton on the Naze, 8. 8. 73.

Lieber Freund,

Wiederholt den herzlichsten Dank! Die von Moore selbst, in der Longman'schen Gesammtausgabe von 1840, gegebene Fassung ist jedenfalls die richtige und vom Uebersetzer einzig zu berücksichtigende. Die Frage ist nur: soll ich den früher durch Zufall ausgefallenen Vers[1]) jetzt noch, nach gewonnener besserer Einsicht, in meine Uebersetzung hineinflicken? Cotta druckt eben wieder, in verschiedenen Ausgaben, 4000 Exemplare meiner „Gedichte", und da hätte ich ja gleich Gelegenheit, den Flüchtling endlich einzufangen. Wichtig ist die Sache freilich nicht, und mich dünkt fast: hat der Vers bis jetzt in 41,000 Abdrücken meiner Uebersetzung gefehlt, so mag er in Gottes Namen auch noch in 4000 weiteren fehlen. Was hältst Du davon? — —

Eben erhalte ich wieder einen Stoß Revisionsbogen von Cotta. Auf den ersten Blick fällt mir ein hübscher Druckfehler in die Augen. Statt:

„Zuerst ein Neger mit gestickter Fahn',"

steht da:

„Zuerst ein Neger mit geflickter Fahn'!"

Auch nicht übel![2])

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Grosvenor House,
Walton on the Naze, Essex,
Aug. 19. 1873.

Verehrter theurer Freund,

Dein lieber, herzlicher, ausführlicher Brief vom 1. Juli hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Dir sagen kann. Und dennoch habe ich Dir

[1]) Durch einen Fehler in der von ihm benutzten Ausgabe der Gedichte Th. Moore's hatte Freiligrath in der Übersetzung von: Hark, the vesper hymn is stealing die vierte Zeile der ersten Strophe ausgelassen.

[2]) Aus der Landrinette. Ein anderer Druckfehler, der dem gewissenhaften Dichter damals schweren Kummer machte, befindet sich in Miss Thackeray's Old Kensington 1873, wo das Motto zu Kapitel VIII. lautet:

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du am Graben stehst und klagst.

noch nicht dafür gedankt! Das liegt eben nur daran, daß ich seit Monaten eigentlich nur noch „Schlafgänger" bin, und nirgendwo eine rechte Schreibstätte habe. Dazu kommt hier am äußersten Meere auch noch der Dintenjammer (nur für die Sandler ist durch den „Sand am Meere" gesorgt) und die Beredsamkeit und das Schnarchen der Nebenmenschen in den anstoßenden Räumen der leicht gebauten Caravanserai. Es ist wirklich oft zum Verzweifeln, und ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an meinem Schreibtische in der Ulrichstraße sitze. Einstweilen aber, nicht wahr, vergiebst Du der Verspätung dieses Briefchens nicht nur, sondern übst auch Nachsicht, wenn es kürzer ausfallen sollte als billig.

Habe nun vor allen Dingen den herzlichsten Dank für Deine verschiedenen freundlichen und launigen Mittheilungen, die sämmtlich von großem Interesse für mich waren, und die, zum Theil im Familienkreise vorgelesen, ringsum mit Jubel begrüßt wurden.

Auerbach, — „Mannesseele", — Wolff, — Eulenspiegel, — Hartmann's Werke, — Stuttgarter Hitze, — Uhlandsfeier: Alles dankbar mir bemerkt, resp. genossen!

Nun ist denn der Sommer bald zu Ende, und mit ihm wird die ärgste Stuttgarter Hitze vor und nach verbrodelt sein. So denken denn auch wir endlich allen Ernstes an unsere Rückkehr nach Schwaben, und hoffen in ungefähr 14 Tagen, in der ersten Septemberwoche, wieder dort einzutreffen. Die letzten 5 Wochen haben wir hier zu Walton verlebt, einem ruhigen kleinen Seebade unfern Harwich, wo wir, von Töchtern und Enkeln umgeben, See und Sand und Sonne in reichem Maße genossen haben. So ein Bad im Meere, Welle auf Welle Dir über den Kopf schießend, ist doch etwas Herrliches. Wie oft habe ich Dich, den enthusiastischen Wasserfreund, hergewünscht in die Brandung. Meine beiden Enkel plätschern halb nackt den ganzen Tag drin herum. Besonders der Jüngste, Siegfried, ist die geborene Wasserratte. Nichts am Leibe als ein wollenes bis an die Knie reichendes Hemdchen, sein Eimerchen in der Hand, jagt er sich mit den Wellen herum. Es ist eine Freude, den Burschen anzusehen. Uebermorgen gehn wir nun von hier fort. Dann noch eine Woche in London, und dann zurück nach Stuttgart. Ich freue mich recht darauf, Dich und Euch Alle wiederzusehen. Möge ich Euch frisch und heitern Muthes begrüßen!

Und nun auch herzinnigen Dank, lieber Freund, für Dein warmes Wort über mein Gedicht! Ich freue mich, daß es Dir zum Herzen gesprochen hat. Aber ich kann nicht darüber reden. Vorgestern vor 8 Tagen, am 10. August, würde Otto 23 Jahre alt geworden sein! —

* * *

An Emanuel Geibel.

Stuttgart, 17. Oct. 73.

Erschrick nicht, lieber alter Emanuel! „Briefliche Herzensergießungen" sind auch meine Sache nicht, aber einen kurzen, warmen Gruß darf ich, und wirst Du mir ja wohl gestatten. Es drängt mich längst, Dir wieder einmal ein treues Wort zuzurufen. Möge es sich denn endlich heute aufmachen, um morgen in den allgemeinen frohen Chor mit einzustimmen, der Dich umjubeln wird. Glück auf zum 18. October, mein Emanuel! „Many happy returns of the day!" wie man's sich in England mit schlichten Worten zuwünscht, — und ein heiterer sonniger Lebensabend! — und noch mancher frische Lorbeerkranz zu den wohl erworbenen alten! Alles, Alles sei Dir in vollem Maße beschieden!

Ich wollte, wir könnten eine Stunde Auge in Auge mit einander plaudern, lieber Freund! Wir würden uns viel zu sagen haben! Die Welt ist eine andere geworden, und wir selbst, — o, wie viel Leid und Freud ist über uns hingegangen, seit wir zuletzt von einander hörten!

Du lebst, wie man mir sagte, einsam und zurückgezogen, aber von Liebe und Freundschaft traut umgeben, in Deinem alten Lübeck. Deine Tochter ist glücklich verheirathet, — vielleicht wiegst Du schon ein Enkelchen auf den Knien. Kannst Du's nicht über Dich gewinnen, mir gelegentlich das Eine oder Andere über Dich und Dein Leben mitzutheilen? Ich würde Dir recht von Herzen dankbar dafür sein.

Mir und meiner armen Frau hat Gott Schweres auferlegt in unsern alten Tagen. Wir können den Tod unsres geliebten Otto nicht verschmerzen, wir weinen noch täglich die bittersten Thränen um ihn. Wir waren, um Trost und Fassung zu suchen, das Frühjahr und den Sommer hindurch bei unsern Kindern und Enkeln in England; während der Zeit kam auch Wolfgang aus Amerika herüber, um mit der ihm verlobten jungen Engländerin Hochzeit zu machen; auch Percy, unser Jüngster, kam ab und zu nach London. Die letzten 5 Wochen brachten wir in einem kleinen Seebade unweit Harwich zu. Da lagerten wir uns, von früh bis spät, in den Sand am Meere, und freuten uns der Beherztheit, mit der die Enkelbuben in der Brandung herumtanzten. Seit Anfang September's sind wir wieder hier. Einsam, einsam, einsam in den Räumen, in denen so unsägliches Weh über uns kommen mußte. —

Aber ich gerathe, trotz aller guten Vorsätze, in's Plaudern! Vergieb, lieber Emanuel! Ich drücke Dir die Hand ebenso warm und so innig, wie zuletzt vor dreißig Jahren!

* * *

An Jakob Felsing.

Stuttgart, 9. Jan. 74.

Lieber alter Freund,

Täglich habe ich Deinen hochwillkommnen Brief vom 16. Nov. v. J. beantworten wollen, und doch geschieht es erst heute! Vergieb, ich bitte herzlich, meinem langen Säumen! Ich habe mancherlei Störungen und Abhaltungen gehabt, und bin zudem, daß ich's ehrlich gestehe, nicht mehr so rasch und so rührig wie sonst, und muß namentlich im Punkte der Briefwechselei nur zu häufig auf die Nachsicht meiner Freunde mich verlassen. Geh' auch Du nicht zu strenge mit mir in's Gericht, theurer Freund Felsing!

Und nun danke ich Dir recht von Herzen für die große Freude, die Du mir mit Deinem Schreiben gemacht hast. Dein treues Gedenken hat mir in der Seele wohlgethan. Sei versichert, daß auch ich Deiner und der alten Zeiten nicht vergessen habe. Eines Deiner Meisterwerke, die Steinbrück'sche Genoveva, Dein liebes und werthgehaltenes Geschenk, begleitet mich jetzt seit 32 Jahren (Deine mit Bleistift geschriebenen Widmungsworte sind vom Januar 1842) auf allen meinen Zügen, und schmückt mein Zimmer hier am Nekar, wie früher am Rhein, am Zürchersee und an der Themse. Ich trete oft in stiller Betrachtung vor das schöne Bild hin, und denke dann des lieben Freundes und großen Künstlers, dem ich es verdanke. Auch das Album meiner Frau, in welches Du Dich damals zu London mit Dr. Löwe aus Stettin, dem Balladen-Löwe, einschriebst, ruft Dich mir häufig zurück. So, lieber Freund, siehst Du, daß Du mir, und uns, immer gegenwärtig bist. Ich halte fest an der alten Zeit und den alten Freunden! Darauf die Hand auch Dir! — —

Künzel's Tod hab' ich mit herzlichem Antheil erfahren. Er war ein guter Mensch, dem ich allezeit ein treues Gedenken bewahren werde. Ebenso, wie dem trefflichen Karl Buchner, und der guten Frau von Ploennies. Und Duller und Tenner und Rodnagel! Wie die Alle schon längst den dunkeln Weg gegangen sind, den wir Alle gehen müssen!

Halten wir den Kopf oben, so lange wir können, lieber Felsing!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 14. 2. 74.

Hoffmann's Tod geht mir allerdings nahe, doch wollen wir nicht allzu sehr um ihn klagen. Er hatte sein Leben reichlich ausgelebt, und ist schmerzlos hinübergegangen. Ich verlange kein besseres Loos, — glaube aber kaum, daß ich Hoffmann's Alter erreichen werde. Hast Du Paul Lindau's „Erinnerung"

an ihn in Nr. 5 der „Gegenwart" gelesen? Ganz vortrefflich! So, — heiter und mit lachendem Munde! — soll man des heitern, lachenden Alten, des ewigen Jünglings und allzeit „trinkbaren" Mannes gedenk sein! —

* * *

An Julius Wolff.

Stuttgart, 25. 2. 74.

Mein lieber und verehrter Freund,

Das vorige Jahr hat mich ärger mitgenommen, als Sie zu ahnen scheinen. Ich bin nicht mehr, der ich war, und komme in allen Stücken nicht mehr so fort, wie vordem. Auch nicht in der Correspondenz. Ich muß mich auf das durchaus Nothwendigste beschränken und meine Freunde bitten, daß sie Nachsicht üben und überzeugt sein wollen, daß ich ihrer treu gedenke, auch wenn ich ihnen weniger schreibe. Darum bitte ich auch Sie, lieber Freund! — —

Die Redaction der Frauenzeitung haben Sie also wieder niedergelegt. Herr Lipperheide hat die Güte, mir das Blatt regelmäßig zukommen zu lassen, doch gestehe ich offen, daß ich es, wenn auch mit Dank, doch nicht ohne Gewissensscrupel empfange. Denn ich bin nicht in der Lage, seinem Wunsche um Beiträge zu entsprechen. Mein älterer kleiner Vorrath ist längst erschöpft, und Neueres ist nicht entstanden. Ueberhaupt soll man einmal aufzuhören wissen. Auch unser geschiedener Freund Hoffmann hätte das beherzigen sollen; es würde seinem Poetenrufe nicht geschadet haben.

Ihr warmes und würdiges Feuilleton über Hoffmann habe ich mit Freude und Antheil gelesen, und danke Ihnen herzlich für die Zusendung. Wir wollen den wackern Freund, den Jüngling mit grauen Haaren, der ein reiches Leben ganz und voll ausgelebt hatte, nicht vergessen, wollen ihn aber nicht durch Klagen, sondern durch ein heiteres Gedenken ehren! „Hier liegt ein Spielmann begraben", sollte man auf seinen Grabstein hauen.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 31. 3. 74.

— An eine Herausgabe von Briefen, welche hervorragende Zeitgenossen an mich gerichtet haben, denke ich nicht, lieber Freund! Komme ich noch dazu, meine Lebens-Erinnerungen aufzuzeichnen, so werde ich hier und dort, aber immer mit Pietät (und der den etwa noch Lebenden schuldigen Rücksicht) allerdings auch die einen oder andern solcher Briefe mit einflechten (und sogar einflechten müssen): — eine Publikation jedoch, wie Du sie im Auge hast, d. h. ein Verkauf jener Briefe an einen Verleger, zum Behuf der Herausgabe in autographischer Nachbildung, kommt mir nicht in den Sinn. Möge,

was ich von Schätzen der Art besitze, nach meinem Tode noch meinen Kindern und Enkeln zur Freude gereichen! —

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 3. 4. 74.

Du schicktest mir zu Weihnachten durch meinen braven Percy Dein schönes wohlgetroffenes Bild. Ich wollte Dir längst dafür danken, nicht minder wie für die freundliche Aufnahme, die das Haus Koester meinem Jungen gewährt hat. Aber es ist bisher immer bei'm Vorsatz geblieben. Der Schlag, der mich vor einem Jahre getroffen, hat mich zu einem andern Menschen gemacht. Mein alter Frohmuth ist gewichen, und auch körperlich bin ich nicht mehr derselbe. Bis das Unglück über uns hereinbrach, war ich ein junger Mann von zweiundsechzig, jetzt bin ich ein alter Mann von dreiundsechzig Jahren. Auch das Schreiben fällt mir schwer. Drum übe Nachsicht, lieber Freund, und laß' Dir heute auch meinen verspäteten Dank noch gefallen. Das Bild ist vortrefflich, und Du hast mir eine große Freude damit gemacht. —

Hast Du Auerbach's neuen Roman „Waldfried" schon gelesen? Ich lese ihn jetzt Abends meiner Frau vor, und finde, daß das Buch, trotz vieler Schönheiten im Einzelnen (treffender Bemerkungen, überraschender Einfälle und Gedanken, goldener Worte), als Ganzes weniger befriedigt. Die Tagebuchform ist keine glücklich gewählte. Doch will ich noch kein Endurtheil fällen, bis ich die drei Bände ganz durchgenossen habe.

Nun denn zum Schluß: Fröhliche Ostern! Nun sprießt es auch schon auf dem Hügel über unserm alten Hoffmann! Bald wohl auch auf dem meinigen!

Wie lange ist es nun schon her, alter Heinz, daß wir die Glocken um Mitternacht haben spielen hören? —

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 8. April 1874.

Du bist eine ungeduldige Seele, lieber Auerbach! Was redest Du denn von meiner „jetzigen Zurückhaltung", die obendrein durch „die besondere Schattirung innerhalb der freigesinnten Partei" veranlaßt sein soll?

Wenn ich Dir den Empfang Deines „Waldfried" (der jetzt etwas länger als 14 Tage in meinen Händen ist), nicht sofort dankend angezeigt habe, so kann das doch auch aus andern Ursachen herrühren, als aus jener von Dir als einzig wahrscheinlich angenommenen. Kann ich denn nicht krank, kann ich nicht verreist, kann ich nicht sehr beschäftigt gewesen sein,

können nicht sonst frohe oder traurige Ereignisse mich abgehalten haben? Ist mir denn in diesen zwei Wochen nichts Anderes durch den Kopf gegangen, als „Waldfried", und würde ich, „wie es Brauch und Recht ist", Dir nicht ohnehin bald ein Wort über das Buch zugerufen haben, auch ohne Deine Mahnung?

Doch genug! Ich will nicht auch empfindlich sein!

Sondern will Dir lieber aus vollem Herzen für das schöne Werk danken, und Dir sagen, wie sehr es mich und meine Frau (der ich die drei Bände in stillen Abendstunden vorgelesen habe), befriedigt hat. Wir finden, daß Du Dein Bestes und Eigenstes in das Buch hineingelegt hast; ein reines, auf die edelsten Ziele gerichtetes Wollen weht uns wohlthuend aus ihm entgegen; der eng umrahmte Spiegel, den Du das Bild einer großen Zeit auffangen und zurückwerfen läßest, ist so blank und so fleckenlos, daß es eine Lust ist, in ihn hineinzuschauen, und an Deiner Hand jene Tage voll Fürchtens und Hoffens und Jubelns noch einmal in der Erinnerung durchzuleben.

Dennoch bin ich, was die politische Seite des Buches betrifft, nicht durchaus mit Dir einverstanden, und ich sage Dir das offen und ohne „Zurückhaltung". Du (ich identifizire Dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehst mir zu weit in Deiner Einheitsfreude. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das „Reich", wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir Alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein. Ich acceptire die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Nothwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür. Ich ehre Deine Ansicht, weil ich weiß, daß sie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Ueberzeugung beruht, aber ich theile sie nicht. Sie unbedingt theilen, hieße ein politisches Programm unterschreiben, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (also auch keiner „besondern Schattirung" innerhalb einer Partei), — daß ich, jetzt schon seit Jahren, wieder auf jener „höhern Warte" stehe, von welcher ich einst gesungen. Meinen Idealen, meinen Ueberzeugungen bleibe ich treu, aber mit Programmen und Manifesten bleibt mir vom Leibe.

Ich möchte mir auch ein Wort über die Form Deiner Historie erlauben. Diese, die des Tagebuchs, scheint mir theils ein Vorzug des Werkes, theils ein Nachtheil für dasselbe. Ein Vorzug, indem sie durch die ihr gestattete Erwähnung des Kleinsten und Nebensächlichsten die Fiction mit einem Scheine der unmittelbaren Wirklichkeit, des faktisch Erlebten umkleidet, wie er sonst

schwerlich herzustellen gewesen wäre; ein Nachtheil aber, weil Aufzeichnungen der Art, trotz aller Ausführlichkeit, dennoch immer etwas Fragmentarisches an sich tragen. Dazu etwas Quirlendes, Unruhiges, Hin- und Herspringendes, was ein gewisses Durcheinander der Erzählung und selbst gelegentliche Wiederholungen mit sich bringt. Dem entspricht der Styl, diese kurzen, gehackten, epigrammatisch zugespitzten Sätze, die mich, in diesem deutschesten der Bücher, in der That nicht selten an die neufranzösische, namentlich an die Darstellungsweise Deines guten Freundes Victor Hugo erinnerten!

Von den Characteren hat uns der des armen Ernst am meisten angezogen. Am Wenigsten (was Dich wundern wird) Martella. Widrig berührte mich auch, daß Du das wilde Waldkind zur Tochter einer Tänzerin machst, die mit einem Kerl „mit Wickeln in den Haaren" nach Amerika durchbrennt. Die Schlacht, mit Ernst's und Martella's Tode, ist herrlich und ergreifend geschildert. Auch Gustavens Tod und Anderes hat uns tief bewegt. Ich kann aber nicht auf Alles eingehen. Es wimmelt ja von Menschen und von Ereignissen in dem Buche. Nur noch eine persönliche Bemerkung gestatte ich mir: die nämlich, daß es mich herzlich gefreut hat, auch einem „Wolfgang im Felde" bei Dir zu begegnen, der, gerade wie ich es meinem Jungen vorausgesagt, als Mann, — nicht mehr, wie er auszog, als Knabe, — aus dem Kriege heimkehrt. Sonst noch einiges Einzelne, pêle mêle, wie mir's eben einfällt: — Ludwig sagt irgendwo, die Amerikaner verständen mit ihrem vielen Gelde nur Kirchen zu bauen. Dem ist nicht so! Haben nicht Astor, Peabody und Andere, mit einem Aufwande von Hunderttausenden, Volksbibliotheken und Lesehallen gestiftet? Haben nicht Peabody und Grinnell Nordpol-Expeditionen ausgerüstet? Hat die amerikanische Regierung nicht jüngst wieder 2 Millionen Dollars für eine neue Polar-Expedition bestimmt? Hat nicht soeben Sumner sein halbes Vermögen, seine Bronzen ꝛc. ꝛc. der Harvard-Universität vermacht? So ließen sich Hunderte von Beispielen anführen (wenn man sich die Mühe des Suchens machen wollte), die Ludwig's Behauptung entkräfteten. Die Amerikaner haben mehr Gemeingeist, als wir, und er äußert sich keineswegs einzig im Erbauen von Kirchen!

Dann: — Deine Menschen bekomplimentiren sich zu viel, wenn sie etwas Gutes oder Gescheidtes gesagt haben! Ist das ein verständnißinniges Anblicken, ist das ein Umarmen, ein Küssen und Händedrücken nach jedem bedeutenden Worte! Und Heinrich der Alte nimmt von allem treulich Akt. Meinem Gefühl widerstrebt das.

Dann: — An Ikwarte habe ich auszusetzen, daß die Anekdote, welcher er seinen Namen verdankt, aus Hebel's Schatzkästlein oder gar aus dem Meidinger stammt.

Dann: — Warum nennst Du die Turcos immer „Asiaten?"

Dann: — Du citirst das Wort des Greiner's in Schiller's Fassung („Mein Sohn ist wie ein andrer Mann"), gibst aber zu verstehen, als finde es sich so bei Uhland. Bei Uhland lautet das Wort aber: „Der gefallen, ist wie ein andrer Mann!"

U. s. w. U. s. w. — wozu noch länger Sylben stechen? Das Ende von allem ist trotz allem, daß Du ein treffliches Buch geschrieben, und in Deinen Ruhmeskranz ein frisches Blatt geflochten hast, das sobald nicht verwelken wird. Und dazu gratulire ich Dir von ganzem Herzen. Und danke Dir nochmals. Und halte mich zu Deiner Freundschaft und Deiner Wahrheitsliebe versichert, daß Du auch das Wenige von Nichtbeistimmung, was ich, wollte ich aufrichtig sein, nicht unterdrücken konnte, freundlich und ohne Empfindlichkeit aufnehmen wirst.

Soeben trifft die Nachricht von Kaulbach's Tode hier ein. Gestern Abend, an der Cholera! Welch ein Verlust! Wo solche Stämme fallen, da wird der Wald licht!

* * *

An Emanuel Geibel.

Bleistift-Postkarte. [St. Goar, 21. 5. 1874).

Einen herzlichen Gruß aus unserem alten St. Goar, lieber Emanuel! Von mir und von meiner Frau, die mich begleitet. Auch die alten Nußbäume grüßen. Bald mehr aus Stuttgart. Dein treuer

Freiligrath.

Eben wird geschossen. Das alte Echo lebt noch.

* * *

An Ludwig Merckel.

Stuttgart, 27. Juni 1874.

Lieber Freund und Pastor,

Seit ich Dir am 5. v. M. zuletzt schrieb, war ich mit meiner Frau am Rhein, im Schwarzwald, am Bodensee u. s. w., aber leider ohne unserm in Aussicht genommenen Ziele näher zu kommen. Wir haben keine für uns passende Wohnung in passender Lage gefunden, und sind unverrichteter Sache hierher zurückgekehrt. Mein jetziges Logis muß ich nun aber bis zum 25. k. M. verlassen, und ich habe drum, kurz resolvirt, im nahen Canstatt eine hübsche Beletage gemiethet (die mich, beiläufig, weniger kostet, als mein hiesiger, himmelhoher 3. Stock). Wir stehen also jetzt in nächster Nähe vor dem leidigen Exodus, der besonders des Einpackens und Wiederaufstellens meiner Bibliothek wegen sein Unangenehmes hat. Ich gürte mich nicht ohne

Seufzen zum Aufbruch. Wahrscheinlich werden wir denselben um die Mitte Juli's bewerkstelligen, und bis Mitte August's uns wieder in einiger Behaglichkeit fühlen. Ob wir alsdann zu unserer Erholung noch einen kleinen Landaufenthalt irgendwo in der Nähe machen werden, steht dahin.

So, lieber Freund, hier hast Du mein Programm für die nächsten beiden Monate, so genau ich's aufstellen kann. Laß nun auch Du mich wissen, was Du vor hast, und ob wir uns demnächst einmal wiedersehen werden. Ich möchte doch nicht gern, wie voriges, so auch dieses Jahr um Deinen Besuch kommen.

Lieber Gott, denkst Du noch wohl an unsere Privatstunden bei Siebert? Wie wir da, über Schneider's griechisches Lexikon gebückt, gelegentlich unsere gottseligen Nebengedanken hatten (besonders einmal, als „Georg Rauschmayer" sich orgelnd auf der Straße vernehmen ließ), und wir dann, vor Lachen uns krümmend, vor dem ernsten Professor standen, der uns verwundert ansah und wahrscheinlich meinte, wir wären verrückt geworden?

Was sagst Du zu Blumenthal's Grabbe? Ich meine, das Einschieben aller, von Gr. selbst verworfenen Zoten (zum Theile selbst ganz grauenhafte Schweinereien) hätte der neue Herausgeber besser unterlassen! Auf dem Büchertisch eines Familienzimmers kann die Ausgabe sich nicht sehen lassen. Welcher Grabbe-Verehrer wird sie seiner Braut, welcher Vater seinem heranwachsenden Sohne schenken mögen? Es ist schade, da Blumenthal sonst mit erstaunlichem Fleiße und großer Hingabe sich seiner Aufgabe angenommen hat. Besonders die Mittheilung des Briefwechsels ist von hohem Interesse.

Ad vocem: Briefwechsel. Hast Du denn die eben herausgegebenen 4 Bände von Bürger's Briefen (von und an Bürger) schon gesehen? Darin ist auch ein Erkleckliches in biderber Natürlichkeit geleistet. Jeden Augenblick zeigen einem diese theuerwerthen Reliquien den — (Du siehst, das böse Beispiel steckt an); und was sonst für Kraftgenialität vor hundert Jahren gang und gäbe war bei Dichtern und ihren Gesellen, magst Du selbst an Ort und Stelle nachlesen. Doch sind all diese Derbheiten rein gar nichts, gegen die von Blumenthal „geretteten" Cochonnerien Grabbe's gehalten!

* * *

An Julius Wolff.

Canstatt, 29. Juli 1874.

Lieber theurer Freund!

Ja und Amen! Von Herzen gern und von ganzer Seele dankbar! Ich werde mich der Widmung Ihres Buches [1]) aufrichtig freuen, und es bedarf nicht der Versicherung, wie geehrt ich mich durch dieselbe fühle!

[1]) Till Eulenspiegel redivivus.

Für heute aber nur dies Eine Wort! Wir sind eben aus Stuttgart in die frischere Neckarluft von Canstatt herübergesiedelt, und ich sitze, von der Hitze und dem Trubel zerschlagen und marode, zwischen den auf dem Boden herumliegenden tausend und ein Bänden meiner leidigen Bücherei, wie Jeremias auf den Trümmern. Da läßt sich schlecht schreiben, und wenn nicht vor meinen Fenstern das Wehr lieblich in allen Wust und Staub hierinnen hineinrauschte, so wäre das Ding geradezu trostlos.

* * *

An Julius Wolff.

Canstatt, 3. 9. 74.

Die Frauen sind immer klüger als wir, theuerster Freund, das ist eine alte Wahrheit, und Ihre liebe Frau hat sie mir neuerdings bestätigt. Welch gescheidter Einfall von ihr, Ihnen die vorläufige Entsendung eines Till-Exemplars unter den Fuß zu geben! Der gute Freund ist gestern Nachmittag richtig bei mir angekommen, hat sein Widmungssprüchlein (ganz einverstanden! wie könnte ich's treuer und einfachherzlicher wünschen?) frischweg aufgesagt, und ist es jetzt lachend zufrieden, daß ich ihn mit dem Papiermesser kitzle. Hat er ausgelacht, und bin ich mit dem Kitzeln fertig, so geht's an eine ernstere Unterhaltung mit dem Schlingel, deren Resultat ich Ihnen dann gleich melde. Soviel ich ihm vorläufig abgelauscht habe, ist er ein durchweg frischer und freudiger Gesell, voll Lust am Leben und an der schönen Welt, voll Güte und Menschenliebe, ein Herz lauter und ohne Falsch. Dabei ein flotter Reimer, dem die Verse nur so fließen. An dem zweiten Abschnitt, den ich ganz gelesen, hab' ich schon meine rechte Freude gehabt. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Canstatt, 20. Sept. 1874.

Deinen willkommenen Brief vom 5. Aug. habe ich dankbarlichst empfangen. Ich will Dir in aller Kürze melden, daß unser Umzug nach Canstatt in der zweiten Hälfte des Juli glücklich von statten gegangen ist, und daß wir jetzt, in nächster Nähe der Wilhelma und des Rosensteins und den rauschenden Neckar vor der Thür, aus hohen Fenstern in die lachende Landschaft hinausschauen. Die Uebersiedelung, in den heißesten Tagen des Kometensommers, war kein kleines Stück Arbeit und hat nicht nur meine arme Frau, sondern auch mich alten Knorz arg mitgenommen. Doch haben wir uns jetzt allmählich wieder aufgerappelt, und freuen uns des Wechsels,

nachdem er überstanden und die alte Ordnung so ziemlich hergestellt ist. Nur in meiner Arbeitsstube sieht's noch wüst aus. Ein Theil meiner Bibliothek bekleidet freilich schon wieder die Wände, doch liegt daneben noch immer ein namhafter Stapel von Büchern auf dem Boden, also und dergestalt, daß ich meine Höhle nicht betrete, ohne in die Worte des Wächters auf dem Thurm zu Jesreel auszubrechen, wie Du selbige aufgezeichnet findest im 2. Buche der Könige, und daselbst im 9. Kapitel, im 17. Verse [1]).

Du hast also für dieses Jahr auf Deine althergebrachte Badereise Verzicht geleistet, was ich einerseits zwar bedaure, Dir aber andererseits von Herzen Glück wünsche zu dem, was Dich zu Hause bleiben ließ, — zu der Erweiterung und Abrundung Deines Grundbesitzes nämlich! Mögest Du Dich des baum- und ährenumrauschten Heimes in der lieben alten Heimath noch manches Früh- und manches Spätjahr in Frische und Rüstigkeit erfreuen! Es muß doch etwas Schönes sein um ein eigen Haus und ein eigen Stückchen Grund und selbstgepflanzte Bäume! Ich alter Nomade bin nie dazu gekommen, — und jetzt ist's kaum noch der Mühe werth!

* * *

An Emil Rittershaus.

Canstatt, 21. Dec. 1874.

Daß ich Dir heute schreibe, daran, lieber Emilius, ist zwar auch eine Kunst Schuld, aber weder die Dicht-, noch die Malerkunst, sondern — die Kochkunst! Eigentlich also die Hauptkunst, die Kunst aller Künste, auf deren Basis, nach Moleschott, Vogt und tutti quanti, die übrigen (brodlosen) Künste sich erst zu etabliren im Stande sind. Es handelt sich nämlich um den — oder heißt es das? — Pud-Ding, so Dein Töchterlein so freundlich war, von Käthchen für uns mitzunehmen, und welchem wir, nach Käthchens Ankündigung, jetzt seit länger als einer Woche von Eurer gütigen Sendung entgegensehen. Wie ist es denn nur damit? Hat Aennchen das Kunstwerk unterwegs zu ihrer Stärkung vertilgt, oder hast Du, zu weiterer Ausfüllung Deines innern Menschen, das Ding in Dich aufgenommen (zu dieser Annahme ist meine mißtrauische Frau geneigt), oder aber (dritter möglicher Fall, den ich unterstelle) ist die Sendung zwischen Barmen und Canstatt irgendwo und irgendwie abhanden gekommen? Wie dem auch sein möge: auf alle Fälle will ich Dich hiermit benachrichtigen, daß das Ding noch nicht angelangt ist; daß wir uns sehr danach sehnen; daß wir, sollte es noch länger ungenossen

[1]) „Der Wächter aber, der auf dem Turm zu Jesreel stund, sahe den Haufen Jehu kommen und sprach: Ich sehe einen Haufen."

bleiben, befürchten, es könne verderben; und daß wir Dich, für den von mir angenommenen Fall, freundlich bitten, einen Laufzettel nachzuschicken. Amen, Selah! Du siehst nun, was für Genußmenschen wir sind, und wie wir, um mit Käthchens Schweizer Amme (Anno 1846) zu reden, auf dem Pudding zittern! „Sie zittert auf dem Gemüs!" oder: „sie zittert auf dem Brei!" sagte jenes Frauenzimmer, wenn Käthchen, die allzeit Hungrige, in ihrem „Freßmänteli" dasaß und die ihr zugedachte Nahrung, zitternd vor Begier, kaum erwarten konnte. So zittern nun auch wir auf dem Pudding.

* * *

An Ludwig Walesrode.

C. 29. Dec. 74.

Wir gedenken zwar nicht die Mitternachtsstunde heranzuwachen übermorgen Abend, werden aber doch dem scheidenden Jahre zu Ehren ein Bowlchen brauen und würden uns freuen, wenn Du uns dasselbe schlückern helfen wolltest. Hast Du also nichts Anderes und nichts Besseres vor, so komm' Donnerstag Abend zur gewohnten Sonntagsstunde in den Alten Hasen heraus. Willst Du durchaus schwärmen, so kannst Du ja von uns aus immer noch auf einen Sylvesterball oder sonst eine Nachtfeier dampfen. Bitte, laß' mich mit einer Zeile wissen, ob wir Dich erwarten dürfen. Es wäre sehr liebenswürdig von Dir, wenn Du uns die Brücke aus 1874 in 75 wolltest schlagen helfen. Sei recht freundlich darum gebeten.

Ich war heute zum ersten Mal wieder aus. Für einen Greis fand ich die Straßen ziemlich glitschig.

* * *

Der nachfolgende Brief an Wilhelm Rauschenbusch, bedeutsam durch Freiligraths Urteil über den sauerländischen Dialektdichter Grimme, ist bereits in der Gegenwart vom 29. Juli 1876 abgedruckt.

Canstatt, 30. Dec. 74.

Prost Neujahr, lieber alter Freund, und vergieb, daß ich Dir auf so manches Zeichen Deines freundlichen Gedenkens Antwort und Dank bisher schuldig geblieben bin! Ich komme bei'm besten Willen nicht mehr so recht voran mit meiner Correspondenz (die freilich auch zu Centnern auf meinen alten Schultern lastet), und muß mich, wie in vielen andern Stücken, so auch in diesem auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Geh' denn auch nicht zu streng in's Gericht mit mir, Rath des Gerichts und der Gerechtigkeit!

Und nun habe vor Allem herzlichen Dank für die große Freude, die Du mir mit dem urkomischen Hengstenberg und dem trefflichen Humoristen Grimme bereitet hast! Die Bekanntschaft mit Jenem, der mich schon in meinen Knabenjahren ergötzte, hab' ich unter vielem Lachen erneuert, und

mich nicht minder gern, natürlich in anderer Art, auch an dem längst von mir verehrten Grimme wieder einmal auferbaut. Die Heftchen, welche Du die Güte hattest mir zu schicken, waren mir durchaus neu (nur die früheren Sachen: „Grain Tuig" und „Sprickeln und Spöne" kannte ich schon in London), und ich kann Dir gar nicht sagen, welch' heiteren Genuß sie mir gewährt, und wie lebhaft sie Menschen und Zustände der alten Heimath in mir aufgefrischt haben. Welch' gemüthliche lustige Sorte (jetzt, fürcht' ich, unter Bismarck's Eisentritt auch wohl bald das Zeitliche segnend), sind doch z. B. diese geistlichen Saufause, diese katholischen Dorfpfaffen des Sauerlandes, wo einer dem andern die Taufthaler aus der Hosentasche stiehlt, und damit der Köchin den Wein bezahlt, den sie, ohne die List des Schlaumeyers zu ahnen, aus dem Keller des Bestohlenen (der unterdessen schon ruhig schnarcht), zu später Stunde noch heraufholen muß. Es ist wieder eine ganz andere Welt, es sind wieder ganz andere Menschen und Lebenskreise, als die von Reuter geschilderten, und dadurch sind Grimme's Sittenbilder, abgesehen von dem sprachlichen Interesse, neben den Reuter'schen auch von specifischer, culturhistorischer Bedeutung. Wie wunderbar verschieden zeigen sich doch das deutsche Gemüth und der deutsche Humor, je nach der Landschaft, worin sie zum Ausdruck gelangen! Groth, Reuter, Hebel, Grimme, — überall dasselbe ehrliche, treue Volksgesicht, und dennoch wie anders Blick und Geberde! Wie verschieden der in seine engen Flußthäler eingekeilte Katholik des Sauerlandes von dem protestantischen Flachländer Mecklenburgs! Es wirken da eine Menge von Factoren! Grimme hat trefflich im Volke herumgelauscht, seine Bilder haben die Treue von Photographien. In den kleinen, mehr anekdotenartigen Geschichten, die er uns gegeben hat, ist er Reuter in der That ebenbürtig, — es fragt sich nur, ob seine Begabung auch für größere Schöpfungen ausreicht. Ich möchte daran zweifeln, doch soll mein Zweifel keinen Tadel aussprechen. Jeder giebt, was er hat und geben kann, und ist das etwas Gutes, so sollen wir ihm dankbar und mit dem Gegebenen zufrieden sein. Ein Humor, wie Grimme ihn besitzt, ist etwas Herrliches und Kostbares! Möge er uns noch oft und lange damit erfreuen!

Grimme und das Sauerland bringen mich auf Immermann und den Münchhausen. Zu meinem herzlichen Bedauern, lieber Rauschenbusch, kann ich Herrn Müller's bezüglichen Antrag, wie sehr mich derselbe auch ehrt, und wie warm Du ihn auch befürwortest, nicht annehmen, und ich muß Herrn Müller (dem ich in diesen Tagen auch noch schreiben werde) wie Dich freundlich bitten, mich entschuldigen zu wollen. Die Arbeit könnte mir allerdings Freude machen, aber einestheils liebe ich es nicht mich zu binden, und anderntheils

bin ich mit Allem, was Immermann von Thorheiten und Verkehrtheiten jener Zeit in den Münchhausen hineingeheimnißt hat, viel zu wenig vertraut, als daß ich es unternehmen möchte, mich zum Commentator des Buches aufzuwerfen. Eine Menge von Anspielungen sind mir bis auf den heutigen Tag dunkel geblieben (sie waren es schon, als der Roman erschien) und Immermann um die Deutung anzugehn, ist mir nie eingefallen. Vielleicht, wäre er uns nicht so plötzlich weggestorben, hätte ich es doch bei guter Gelegenheit noch einmal gethan. Jetzt hab' ich nur zu beklagen, daß es unterblieben ist, und daß ich, zum größten Theil deßwegen, außer Stande bin, auf Euern Vorschlag einzugehen. Von zu großer Bescheidenheit meinerseits kann dabei keine Rede sein. Wie ich höre, hat Putlitz in die (im Auftrage der Wittwe, jetzigen Frau Wolff in Hamburg) von ihm herausgegebenen Erinnerungen und Briefe Immermann's auch einen Brief von mir aufgenommen, den ich, in der ersten hellen Freude über den ersten Band des Münchhausen, von Barmen aus an Immermann gerichtet hatte.

Also, lieber Freund: Münchhausen wird mich nicht nach Westphalen führen, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, die alte Heimath noch einmal an Deiner Seite zu durchschweifen. Im Voraus Dank für alle so freundlich gebotene Güte und Gastlichkeit!

Deine Einleitung zu Chamisso (Grote hat mir die schöne stattliche Ausgabe in diesen Tagen gesandt) habe ich mit vieler Freude und herzlicher Zustimmung gelesen. Wenn mich die schöne und gewissenhafte Arbeit noch etwas wünschen ließe, so wäre es ein kurzes Verweilen auf Deinen persönlichen Beziehungen zu Chamisso: neben dem Bilde des Dichters auch ein Bild des Menschen, wie er Dir freundlich und fördernd entgegenkam. Hitzig hat das freilich in der Gesammtausgabe nach Deinen Mittheilungen Alles schon erzählt, aber die Gesammtausgabe ist nicht in Jedermanns Händen, und mich dünkt, daß gerade hier der Ort gewesen wäre, Dich mit einem treuen, pietätvollen Worte selbst vernehmen zu lassen. — —

Nun aber in der That: claudite rivos! Es wäre wohl noch mancherlei zu plaudern, aber man muß doch auch ein Ende zu finden wissen.

Also die alte „Gunloda" hast Du in der Senne aufgestöbert? Die darin zuerst abgedruckte „Tanne" muß dort etliche Strophen mehr haben, als die später in den Band meiner Gedichte aufgenommene Fassung.

* * *

An Ludwig Walesrode.

Im Alten Hasen, 12. 1. 75.

Lieber Senior,

Ich bin beauftragt worden, die vertrauliche Anfrage an Dich zu richten,

ob Du eine Decoration, welche Dir, in Anbetracht Deiner Verdienste um die höhere Kaféebereitung, gern in's Knopfloch fliegen möchte, auch annehmen würdest? Und ob in diesem Falle der Hasenorden pour le mérite de cuisine Dir ebenso willkommen wäre, als der goldene Kaféemaschinen-Orden erster Klasse mit Löffeln und Flanellappen? Respective, welchen der beiden hohen Orden Du vorziehen würdest?

Freundliche Antwort morgen, Mittwoch, zur gewohnten Theestunde wird verpflichten Deinen

allezeit treu ergebenen
Junior.

* * *

An Theodor Eichmann.

Canstatt, den 13. Mai 75.

Du erhältst heute nur ein kurzes Briefchen von mir, und auch dieses schreibe ich nicht mit eigner Hand, sondern dictire es der Gattin in die Feder. Die Ursache davon ist, daß ich mit einer „Leidenschaft am Bein" zu Bett liege, zwar nicht durch Gicht oder Podagra, sondern durch eine äußere Verletzung. Beim Einsteigen in einen im Fahren begriffnen Omnibus erhielt ich einen Stoß am Schienbein, der eine Sprengung eines Blutgefäßes und dadurch eine Blutsickerung in den Fuß nach sich zog, so daß letzterer die anmuthige Form und Rundung einer colossalen Blutwurst annahm, bei den Engländern black pudding benamst. Die Sache ist Gottlob nicht gefährlich, aber sehr langweilig und eine wahre Geduldsprobe für einen thätigen Greis. Eis, Bleiwasser, Bandage, Salbe, das sind jetzt meine Freuden. Hoffentlich bin ich wieder auf dem Strumpf, wenn Du Ende des Monats mit Mariechen hier eintriffst. Wir freuen uns sehr auf Dein Kommen, und Alles ist zu Deiner Aufnahme bereit. —

* * *

An Karl Elze.

Canstatt, 8. Juli 1875.

Theurer Freund,

Nicht das Illustrated Magazine ist Schuld an meinem langen Schweigen und der Verzögerung meines Dankes für Deine verschiedenen hochwillkommenen Lebenszeichen. Was mich abhielt, war ernstliches längeres Unwohlsein in Folge einer äußern Verletzung. Das Ende vom Liede ist gewesen, daß ich fast den ganzen schönen Mai zu Bett habe liegen müssen, dann eine Zeitlang auf Stühlen und Sofas mich möglichst wagerecht verhalten mußte, und

gegenwärtig in der niederträchtigen Kneifmaschine eines Gummistrumpfes herumhumple, recht wie ein hinkender Bote und gelähmter Kranich. Aber schlimmer als das Hinkebein ist der Umstand, daß das lange Zubettliegen ꝛc. ꝛc. mich auch sonst heruntergebracht hat. Ich fühle mich, wie kaum je zuvor, angegriffen und abgespannt, muß Chinin und Chinawein schlucken, und der Arzt will mich zu einer Luftkur in's Prättigau schicken.

Es ist ein Glück, daß ich das Magazine, über welches ich mich vor meinem Unfall mit Hallberger geeinigt hatte, blos lesend und mit Rothstift anstreichend vom Bett aus redigiren konnte, es hätte sonst schlimm damit ausgesehen.

* * *

An Karl Weerth.

Canstatt, 3. Aug. 1875.

Mein geliebter alter Freund,

Habe aus vollem Herzen Dank für Deinen lieben Brief und Deine warme freundschaftliche Einladung! Leider kann ich die letztere nicht annehmen! Seit einem Vierteljahr an den Folgen einer Verletzung des rechten Fußes leidend, bin ich eben im Begriff, mich der Anordnung des Arztes zu fügen und zur Wiederbelebung der durch Zimmerluft und wochenlanges Zubettliegen herabgekommenen Lebensgeister in die Gletscheratmosphäre Graubündtens abzureisen. Hoffentlich hat die Luftkur den gewünschten Erfolg! Zunächst freilich verhindert sie mich, mit Dir und mit Euch andern lieben Freunden aus der frohen Jugendzeit den Ehrentag unsres alten Teutoburger Waldes zu begehen, und das beklage ich von ganzem Herzen. Wie hängt doch mein Herz an den lieben Heimathbergen und an Euch, ihr alten Genossen, die Ihr nun auch ganz sachte Grauköpfe geworden seid, so gut, wie ich selber. Glaubt nur, daß ich am Hermannstage im Geiste bei Euch bin und mit Euch juble! Denkt dann auch meiner ein wenig!

Einige Verse, die ich Herrn Klingenberg ohnlängst schickte (er wollte durchaus etwas von mir für sein Album haben), werden Dir zeigen, lieber Weerth, wie lebendig das Bild der alten Zeit und der alten Stätten mir noch vor der Seele steht. Meines alten väterlichen Freundes Clostermeier, dem Euer Land es doch zumeist verdankt, daß man es endlich als Schauplatz der Hermannsschlacht gelten läßt, mußte bei diesem Anlasse doch auch ehrend gedacht werden![1])

Wie schön wäre es, wenn Du Dich von den Strapatzen des Festes

[1]) Es ist das in Menke's Hermannsalbum, Detmold 1875, abgedruckte Gedicht „Lang, lang ist's her."

auch in der Schweiz zu erholen kämst! Du findest mich bis Anfang September im Hôtel Silvretta zu Klosters im Prättigau. Das wäre ja herrlich, lieber Alter, wenn Du plötzlich von Landquart heraufgefahren kämst, und mich bei Gemsbraten und Valtelliner überraschtest! Meine Frau und meine älteste Tochter (Frau Kroeker) sind auch mit mir in den Bergen, und würden sich herzlich freuen, den alten Freund ihres Alten im Anhauch der Gletscher zu begrüßen. Oder kämst Du nicht im Herbst einmal zur Weinlese in's Würtemberger Ländle?

Doch ich muß schließen, theurer, alter Freund! Es giebt noch viel bis morgen früh zu thun, — Packen, Briefe schreiben, was weiß ich Alles! Man wird eben nie fertig! Es ist ein Elend!

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Poststempel Klosters, 1. IX. (1875)].

In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und bei Regenwetter schreibt selbst φειλιγραδ Briefe oder wenigstens Postkarten! Also eine Postkarte, lieber Freund und Senior, und durch sie, meinem Herzen und Deinem hierher mitgenommenen Encrier magique entströmend, die treuesten Grüße und warmen Dank für Deinen lieben und liebenswürdigen Brief vom — ich erschrecke — 6. v. M.! Geh' nicht mit mir in's Gericht! Man kommt hier eben nicht zum Schreiben!

Sonst geht mir's leidlich, die Luft bekommt mir, auch der Veltliner, und die „Leidenschaft am Bein" zieht mälig ab. Käthchen und ihr Mann sind leider schon seit vorgestern fort, und wir hoffen, zu Anfang nächster Woche auch in Canstatt zu sein. Dann ein frohes Wiedersehen und das von Dir bedungene Opfer! Unterdessen die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau, wie nicht minder von Eduard und Käthchen, die mich noch bei'm Scheiden damit beauftragten.

Nochmals: Vergieb! Man ist hier so gar nicht in Working order, sonst hätte ich Dir längst geschrieben und würde auch jetzt mehr schreiben. Von Herzen Dein Freund und Junior.

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Canstatt], 7. 9. 75.

„Ich komme vom Gebirge her,"

singt der verlorene Sohn bei seiner endlichen Heimkehr und schwingt dazu seinen Alpenstock, den er auch als Hirtenstab zu benutzen Gelegenheit fand, nach Noten. Uebrigens hat er diesmal nicht die Schweine gehütet, sondern

sich als Kuh- und Ziegenhirt (im gleichen als Melkbube und Käsmacher) ehrbar, wenn auch dürftig, das Leben gefristet. Als Kuhhirte war er denn auch im Stande, das zur Feier seiner Rückkehr zu opfernde Kalb gleich selbst von der Alm heimzutreiben. Morgen, Mittwoch Abend, soll die solenne Abschlachtung vor sich gehen, und bist Du, o Freund und Senior, hiemit freundlich gebeten, derselben als Zuschauer und Mitwirkender beizuwohnen. Auch ein guter Trunk (aus naturwüchsigem Schlauche) soll bei dem patriarchalischen Feste nicht fehlen.

Also auf Wiedersehen morgen Abend.

Bukolos.

* * *

An Karl Heuberger.

Canstatt, 27. 10. 75.

Lieber und verehrter Freund,

Die allerherzlichsten Glückwünsche zum morgenden Geburtstage! Möge er Ihnen noch oft wiederkehren, und Sie immer so frisch und so heiter finden, wie ich hoffe (und nach Ihrer freundlichen Festkarte annehmen darf), daß Sie Ihr Lebensfest morgen begehen werden!

Mir geht es leider nicht besonders. Ich leide trotz einer Luftkur in Graubündten, die mir der Arzt für den letzten Monat August verordnete, noch immer an den übeln Folgen eines Unfalls, der mir Anfang Mai's auf der Stuttgart-Canstätter Pferdebahn zustieß. Mai und Juni habe ich im Bette verliegen müssen, jetzt hinke ich als gelähmter Kranich dem Winter entgegen! In solcher Verfassung denkt man nicht an's Kaufen von „Landgütchen". Haben Sie aber nichtsdestoweniger Dank für die gütige Mittheilung der Annonce!

Das Hermannsfest hat mir trotz alledem einige Verse eingegeben. Sie finden dieselben inliegend. Nur eine persönliche dankbare Erinnerung an einen Freund und Beschützer meiner Teutoburger Knabenzeit. Ohne meinen unvergeßlichen alten Clostermeier und seine Forschungen würde man das Fest kaum haben feiern können. Er war es, der, wie Schlosser, Ukert und andere competente Historiker und Geographen anerkannt haben, dem lippischen Ländchen Ort und Stelle der Schlacht überzeugend vindicirt hat. Es war mir Herzensbedürfniß, den Dank, den ich dem edeln, längst Geschiedenen schulde, bei dieser Gelegenheit öffentlich auszusprechen.

Von Longfellow hatte ich kürzlich Nachricht. Er ist allezeit thätig und hat eben wieder ein Bändchen Gedichte in die Welt geschickt. Uebrigens ist seine Gesundheit leidend. Neuralgie! Wir armen Teufel conserviren uns

eben nicht so famos, wie unser alter Freund, Rheinfels der Landmann, — dieser andere Chidher, der ewig Junge!

Gott mit Ihnen, mein verehrter alter Freund! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Noch einmal:

Hoch der Landmann!

* * *

An Karl Elze.

C., 1. 1. 76.

Prosit Neujahr, lieber Freund, und herzlichen Dank für Brief und Bücher! Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr Alles, was mir von Dir zukommt, mich erfreut und interessirt. Mit dieser Versicherung mußt Du eben heute vorlieb nehmen. Ich kann mich auf Einzelnes nicht einlassen. Denn ich bin krank, recht krank, war schon seit Wochen nicht mehr vor der Thür, schleiche elend von Zimmer zu Zimmer, und bin froh, wenn ich täglich nur das Allernothwendigste (Lesen und Rothstifteln für's Magazin) zu Stande bringe. Das ist's auch, was mich so lange abhielt, Dir zu schreiben. Und was mich heute nur zu einem Worte und einem Handdruck kommen läßt. Klosters, das mir erst so trefflich bekam, hat leider nicht lange vorgehalten. Ich muß auf's Frühjahr hoffen, sagt der Arzt.

So, lieber alter Freund, das ist Alles, was ich heute leisten kann! Das bischen Schreiben macht mich gleich müde, und der Arzt hat mir's eigentlich verboten. Es ist ein Elend!

Wolfgang und Percy waren hier. Percy, der beinahe im Begriff stand, eine gute Stelle in Ceylon anzunehmen, hat uns vorgestern wieder verlassen. Die Nähe des frischen braven Jungen war mir eine Freude und eine Erquickung. Aus London gute Nachrichten!

Also nochmals: Prosit Neujahr, Dir und Deiner lieben Tochter von uns Allen!

Gott mit uns im Neuen Jahre!

Kennst Du Longfellow's nobles Gedicht „Morituri salutamus", welches er vorigen Sommer seinen 1825er Classengenossen im Bowdoin College widmete? Du findest es in dem eben erschienenen jüngsten Bändchen Longfellow'scher Gedichte: The Masque of Pandora and other Poems.

„Morituri salutamus!" Ein wehmüthiger, aber doch tapferer Zug des Scheidens und Abschiednehmens geht auch durch viele der „andern" Gedichte. Dear, dear Longfellow!

Auch meine edle Freundin Adelheid von Stolterfoth ist kurz vor Weihnachten heimgegangen!

* * *

Der Aufenthalt zu Klosters hatte dem Dichter keine Genesung gebracht; Karl Elze, welcher dort zufällig mit dem Freunde zusammentraf und acht Tage bei ihm verweilte, fand ihn recht leidend; Freiligrath war, wie er selber sagte, „müde", angegriffen und sehr schwerfällig. Der Herbst brachte stets gesteigerte Leiden: die Krankheit, eine Verfettung des Herzens, welche Wassersucht im Gefolge hatte, schritt unaufhaltsam fort. Das Schreiben ward ihm unbequem, und vor dem Diktieren scheute er sich, so daß er es nur im dringenden Notfalle über sich brachte. Den für die alten Tage gefaßten Plan, seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, mußte er aufgeben und sich beschränken auf die Auswahl des Stoffes für Hallbergers Magazin. Und da ihm sein Zustand dies nicht untersagte, war er thätig bis zum letzten Augenblicke. Sogar der Dichtung sagte Freiligrath in diesen Leidensmonden nicht völlig Lebewohl; das letzte Gedicht, zu Viktor Scheffels fünfzigstem Geburtstage, ward abgefaßt am 16. Februar 1876, vier Wochen vor Freiligraths Heimgang. Es ist ein wehmütiger Abschied des schwerkranken Dichters von dem in rüstiger Manneskraft stehenden und schließt mit den trüben Worten:

Gern wär' ich heut' selbst deines Reigens
Ein Zeuge flott und frank,
Doch meine Reime zeigen's:
Der sie schickt, ist leider krank.

Hab' Nachsicht drum mit dem Zittrer!
Sein Glas tönt voll und rein,
Ist auch sein Wein ein bittrer,
Ist's auch nur Chinawein!

Kurz nach Freiligraths Rückkehr nach Canstatt traf sein ältester Sohn Wolfgang mit seiner Frau bei ihm ein. Die Gesundheit der letzteren war durch das Klima von Nordamerika, durch die tropischen Sommer und sibirischen Winter des Landes tief erschüttert worden; Wolfgang hatte sein Geschäft aufgeben müssen und führte die Gattin in die Heimat zurück, wo sie unter der Hand geschickter Ärzte wieder genas. Das junge Paar blieb einstweilen bei den Eltern; der Sohn half in der Pflege des geliebten Vaters, und die Schwiegertochter mit ihrem feinen Sinn und Verständnis für englische Literatur erwies sich als schätzbare Stütze bei der Redaktion des Illustrirten Magazins. So verging der Winter im trauten Kreise der Familie und lieber Freunde; war der Zustand des Kranken auch nicht ohne Beschwerde, sein Geist blieb frei und thätig bis zum Ende. Im Januar brachten mehrere Zeitungen bedenkliche Nachrichten über Freiligraths Gesundheitszustand, die ihm sehr mißfielen, und die er selbst, ohne seinen Namen zu nennen,

durch eine günstiger lautende Notiz in der A. Allg. Zeitung zu berichtigen dachte. Darauf beziehen sich die beiden Briefchen an W. Vollmer.

An Wilhelm Vollmer.

C. 31. 1. 76.

Lieber Freund,

Hättest Du wohl die große Güte, die inliegende kleine Correspondenz (natürlich: als von Dir herrührend) der Allgem. Zeitung für ihr „Verschiedenes" zu übermitteln, ehe sie mich selbst als „verschieden" darin abmeldet?

Ich würde mich Dir sehr verpflichtet dafür fühlen, und danke herzlich im Voraus.

Es geht mir noch immer schlecht genug, — doch ich hoffe ja!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

9. 2. 76.

Herzlichen Dank, mein sehr lieber und verehrter Freund! Hätte ich ahnen können, daß Du selbst leidend bist, so hätte ich Dich sicher nicht mit meinem Anliegen beunruhigt.

Ich wünsche Dir nun von ganzem Herzen gute Besserung, und — Moriturus Saluto!

Dein
F. Freiligrath.

* * *

Wohl spricht aus diesen Briefen das Bewußtsein schwerer Erkrankung, aber ein tapferes Herz giebt die Hoffnung nicht so leicht auf. Freiligrath machte schon Pläne, wohin er sich in der kommenden besseren Jahreszeit zum stärkenden Landaufenthalt wenden wolle, und hatte sich die Solitude bei Stuttgart dazu ausersehen, die als hochgelegen und von würzigem Tannenduft erfüllt, auch von dem Arzte als am zweckmäßigsten gebilligt wurde. Es sollte nicht mehr dazu kommen. An schönen Tagen im Februar ging Freiligrath wohl noch vor dem Hause auf und ab, aber bald wurden auch diese kurzen Spaziergänge eingestellt. Das Gehen fiel ihm zu schwer; die geistige Regsamkeit, gemütvolle Teilnahme und den guten Humor bewahrte er sich bis zum Ende, wie sein Gedicht zu Scheffels 50. Geburtstage beweist, welches zu jener Zeit entstand, das letzte Gedicht Freiligraths. Ludwig Walesrode, welcher in seinem trefflichen Aufsatze „F. Freiligrath, ein Cha-

rakterkopf" (Gartenlaube 1876, Nr. 45) Freiligraths Moosthee mit dem Gedicht an Scheffel zusammenstellt, bemerkt dazu: „Zwischen „Moosthee" und „Chinawein" liegt, zum Glück für die vaterländische Literaturgeschichte, der Zeitraum eines vollen halben Jahrhunderts, von 1826 bis 1876. Der Trank vom Hekla und vom Geiser hat an dem sechszehnjährigen Jüngling die wunderbare Heilkraft bewährt, die der Chinawein dem an einem unheilbaren Herzleiden erkrankten greisen Dichter leider versagte. Der sterbende Poet, der mit wehmütig heitern Versen den gefeierten Kollegen vom deutschen Parnaß zum fünfzigsten Geburtstag glückwünschend grüßte, war selbst ein Jubilar in weit eminenterer Bedeutung. Sein Todesjahr war das Ehren-Jubeljahr des Dichters, das fünfzigste, seitdem er mit jenem „Moosthee"-Gedichte vor seine Nation getreten!

Sechszehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz' ich matt und krank,
Sieh, da sandten mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Aber der Jubelgreis ist nicht wie, oder jetzt richtiger als ein greiser Alter gestorben, matt und krank. Der hellenische Ausspruch, daß die Götter den Menschen, den sie lieben, zu sich rufen, bevor er seine goldene Jugend ausgelebt, hat sich an Freiligrath glücklich erfüllt. Sein Genius hat sich die goldene Jugendfrische gewahrt; sein Herz war nur pathologisch erkrankt. Es hat bis zum letzten Schlage voll und warm geschlagen für alles Schöne, Gute, Hohe, für seine Ideale und seine Menschen. Und wie alle seine menschlich guten Eigenschaften ist ihm sein liebenswürdiger Humor treu geblieben bis zum letzten Athemzuge."

So Walesrode, Freiligraths vieljähriger Freund und täglicher Besucher, welchem die schmerzliche Aufgabe zugefallen war, den Kranken, selbst blutenden Herzens, durch Scherze und Erzählungen aufzuheitern. Hin und wider überkamen den schwer leidenden Mann wohl Todesgedanken; er vollzog seinen letzten Willen; das Ende selbst mochte er nicht so nahe wähnen. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er noch zu einer befreundeten Dame: „Ich stehe wie ein Student auf der Mensur, und mein Gegner ist der Tod. Aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch." In den letzten Tagen beschäftigte ihn der Gedanke einer baldigen Reise nach England zu seinen Kindern und Enkeln; er sollte sie nicht wiedersehen. Der nachfolgende Brief, der letzte, welcher dem Berichterstatter vorliegt, giebt uns einen Einblick in jene bangen erwartungsschweren Tage.

An Theodor Eichmann.

Canstatt, den 2. März 76.

Ihr guten Freunde draußen in der Welt habt keinen Begriff davon, wie krank ich bin. Ich schleppe mich elend und mühsam von Tag zu Tage hin, und von freundschaftlicher Correspondenz, wie ich sie früher so gern führte, kann nicht die Rede sein. Auch zu diesem Briefe, wie Du siehst, muß ich mich der Hand meiner Frau bedienen. Und auch so wird's nicht viel werden, denn alles ermüdet mich und greift mich an, sogar das Dictiren. Habe nun Dank für Alle Deine freundlichen Mittheilungen, aus welchen wir vor allen Dingen mit Vergnügen sahen, daß es Dir und den lieben Deinigen wohl geht, und daß Du sogar auf Deine alten Tage die Schlittschuhe angeschnallt hast; dazu kann man Dir wohl gratuliren. Gott erhalte Dich noch lange lange so frisch und so rüstig.

Dies sei genug für heute, lieber Eichmann. Gebe Gott, daß es mir bald besser gehe. Grüße Frau und Kinder und Freunde, und behalte lieb Deinen alten

(gez.) F. Freiligrath.

P. S. Es ist schlimm Secretär zu sein, wenn man so traurige Sachen dictirt bekommt. Aber es ist nur zu wahr, mein guter Mann ist sehr, sehr leidend. Wenn man nur helfen könnte! Sobald schöne Frühlingstage eintreten, werden wir wohl eine Luftveränderungsreise antreten müssen. Wohin, wissen wir noch nicht; nach England reichen die Kräfte schwerlich aus. Gott wolle helfen! J. F.

* * *

Bettlägerig ist Freiligrath nicht geworden. Noch am 16. März ging er rüstig durch seine Zimmer, einige Bücher unterm Arm. Am 17. März blieb er zu Bett, aber ohne eigentliche Nothwendigkeit; „ich wollte einmal ein bischen faulenzen", erklärte er seinem Arzte. Er ließ sich die eingelaufenen Briefe bringen und diktierte auch einiges. Unter diesen Briefen machte ihm einer von Volckmar aus Leipzig noch eine besondere Freude. Derselbe hatte die Doré'schen Zeichnungen zu Coleridge's Altem Matrosen und Freiligraths deutschen Text des Gedichtes erworben und schickte nun das Honorar. „Da habe ich," sprach er vergnügt, „als blutjunger Mensch den Alten Matrosen übersetzt; wie oft ist er nun schon gedruckt worden, und nun erscheint er noch gar in einem Prachtwerke mit schönen Illustrationen." Seine Schwägerin Maria Melos war vor wenigen Tagen aus Schlesien eingetroffen, worüber er sich auch herzlich freute. Er bat seine beiden Pflegerinnen, ihn keinen

Augenblick allein zu lassen, und dankte ihnen wiederholt mit der liebevollen Äußerung: Ihr seid ein paar gute Schwestern. Er diktierte der Gattin einen kurzen Gruß nach Soest, einen Geburtstagsgruß für Gisberta: Meinen geliebten Schwestern mit den allerherzlichsten Glückwünschen zum 19. März 1876. God bless you! God bless you. Ferdinand.

Er unterschrieb das Blatt noch mit leserlicher, aber anscheinend sehr zitternder Hand; es war das letzte Mal, daß er die Feder faßte.

Der grüne Lehnsessel, in welchem Goethe starb, gehörte zu den Hausgeräten, welche ein paar Jahre nach Professor Melos' Tode, als dessen Witwe von Weimar wegzog, versteigert wurden; Ottilie von Goethe erstand den bequemen Sessel für das Schlafgemach des Schwiegervaters, und in diesem vormals Melos'schen Familienstück ist Goethe entschlafen. Wenn das Gespräch auf diesen Umstand kam, sagte Freiligrath stets zu seiner Gattin: Ich bin kein Goethe und will ihn gewiß nicht kopieren, aber in einem Sessel sterbe ich auch einmal, Du sollst sehen! Und so geschah es.

Die letzte Nacht brach an. Obwohl schon den ganzen Winter hindurch die Nächte vielfach gestört und der Schlaf häufig unterbrochen gewesen, so verlief doch keine so unruhig wie die vom 17. auf den 18. März. Der Kranke verlangte vom Bett in den Armsessel, und von diesem wieder ins Bett. Das Atmen wurde ihm schwer. Außer der Medizin ward von Zeit zu Zeit ein Schluck starken Weines gereicht; der treue Freund Ganzhorn hatte für einen Vorrat des so schön besungenen Kometenweines gesorgt, und dieser abwechselnd mit Champagner und Xeres hielten die sinkenden Kräfte aufrecht. Gegen Morgen verlangte Freiligrath wieder in den Sessel; die Gattin redete ihm zu, liegen zu bleiben, bis das Feuer wieder angezündet sei; Du siehst so recht behaglich aus! sprach sie. Er antwortete seufzend: Ach, behaglich! Ich habe keinen Atem! Im Schlafrock, mit Decken und Kissen umsteckt, ward er bequem in den Lehnstuhl gesetzt; ein tiefes Atemholen gewährte ihm augenscheinlich Erleichterung. Mit tiefen Zügen trank er ein Glas Wasser. Ich bin durstig! sagte er. Gleich darauf ward seine Gattin durch ein eigentümlich gurgelndes Geräusch in seiner Kehle erschreckt; eilends sandte sie nach dem Sohn und der Schwester. Freiligrath saß im Lehnstuhl, den Kopf vornüber geneigt, immer schwächer atmend. Als wenige Augenblicke darnach Wolfgang und Maria eintraten, war schon das Leben entflohen; der Todeskampf hatte keine zehn Minuten gedauert.

So entschlief schmerzlos Ferdinand Freiligrath Samstag den 18. März 1876 gegen sechs Uhr in der Frühe; sein Schlafzimmer hatte wie das Bibliothekzimmer den Ausblick auf den rauschenden Fluß und die Morgenröte. Die aufgehende Sonne leuchtete dem edeln Toten nicht mehr. Man ließ ihn

im Sessel sitzen; in dieser Stellung ward er photographiert[1]). Es sind die früheren Züge, wohl schlaffer geworden, aber keine Spur schweren Siechtumes verratend; das vormals dunkle Haar ist greis geworden, aber noch immer voll; es ist nicht ein Toter, den wir sehen, es ist das schöne friedenvolle Bild eines vor Ermüdung Entschlafenen.

Ein tiefes Weh durchzuckte viel Tausende deutscher Herzen, als am 18. März 1876 die Kunde von Ferdinand Freiligraths Scheiden durch den Telegraphen allerorten verkündet ward. Von nah und fern kamen Beweise der innigsten Trauer und Verehrung. Freiligraths Sterbezimmer glich einem Hain von Lorbeeren, Myrten, Rosen, Cypressen; Hunderte von Kränzen, Lorbeer- und Palmzweigen, Berge von Briefen und Depeschen lagen aufgehäuft. Der Dichter ruhte in einem eichenen Sarge unter Veilchen und Camellien; auch die Stadt Canstatt überreichte durch eine Deputation einen prachtvollen Kranz. Am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ward die entseelte Hülle zur letzten Ruhestätte gebracht. Die Freunde in Detmold hatten den Wunsch ausgesprochen, daß des Dichters Vaterstadt auch sein Grab besitze, wie er vor langen Jahren in seinem Ausgewanderten Dichter gesungen:

Ich lag heut' Nacht in süßen stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Dagegen stand die entschiedene Abneigung der Familie, durch eine feierliche, Aufsehen erregende Überführung nach der Grotenburg dem schlichten tiefbescheidenen Sinne des Entschlafenen zu widersprechen, zumal da sofort nach des Dichters Tode die Stadtbehörde von Canstatt eine würdige Grabstätte freiwillig zur Verfügung gestellt hatte.

Auf dem Canstatter Gottesacker erhebt sich die Uffkirche, eine der ältesten Kirchen des württembergischen Landes; das kleine Gotteshaus mit der bescheidenen Turmspitze war die Mutterkirche der ganzen Thalgegend und des nachgeborenen Stuttgart; jetzt wird dieselbe nur noch gelegentlich als Kapelle für einen Trauergottesdienst benutzt. Nahe der Uffkirche, an die Mauer des Friedhofes gelehnt, schon von weitem sichtbar, liegt Ferdinand Freiligraths letzte Ruhestätte. Eine ungeheure Menschenmenge bildete das Grabgeleite, nicht aus den benachbarten Städten bloß, aus Canstatt und Stuttgart, nicht nur Freunde und Bekannte des Dichters, deutsche Schriftsteller, sondern es waren Leidtragende aus allen Gauen von Deutschland herzugeströmt, der ernsten Feier beizuwohnen, auf das Grab Kranz oder Palmzweig oder Blumen niederzulegen; so Vertreter der Augsb. Allgemeinen

[1]) Siehe Gartenlaube 1876. Nr. 16. S. 270.

Zeitung, der Frankfurter Zeitung, der Gartenlaube, des Frankfurter Journalistenvereins, der Wiener Concordia und zahlreiche andere Abordnungen aus Frankfurt, Soest, Berlin, Bielefeld ꝛc. Der Stuttgarter Liederkranz und die Canstatter Gesangvereine eröffneten und schlossen die Feier mit Gesang; die kirchliche Grabrede und das Gebet hielt, anknüpfend an das Lied „O lieb', so lang du lieben kannst", Diakonus Härle; Ludwig Walesrode rief dem Freunde ein Lebewohl nach; Karl Mayer hielt im Namen der Volkspartei eine schwungvolle Denkrede. Zahlreiche Kränze mit schwarzrotgoldenen Schleifen wurden auf das Grab niedergelegt.

Und so nicht allein an der Stätte seines Todes. Monatelang noch brachte die Presse Nachrufe, Erinnerungen, Gedichte zu Ehren des Heimgegangenen; würdige Totenfeiern wurden in vielen Städten abgehalten. Nicht nur im Vaterland erscholl die Klage um den geliebten Toten; englische, französische, spanische, italienische, holländische, dänische und schwedische Blätter brachten eingehende Lebensbilder Freiligraths, aus Melbourne und vom Kap hallte die Klage zurück: vor allem waren es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ihrer Teilnahme in der deutschen wie in der englischen Presse lauten Ausdruck gaben. Von diesen zahlreichen Kundgebungen lebendigster Anteilnahme war für die Hinterbliebenen besonders rührend ein Schreiben aus Neu-York, dessen Stempel „Freiligrath" nicht wenig überraschte. Schon im Jahre 1868 hatte sich daselbst unter den Arbeitern ein Krankenunterstützungsverein gebildet, welcher Freiligrath zu seinem „Patron" erwählt und den Namen des Dichters in Stempel und Unterschrift führte. Dieser selbst hatte nichts davon gewußt; die Familie vernahm es erst, als der Verein ihr seine Trauer über des Dichters Tod aussprach.

Es lag nahe, daß die Freunde des Dichters Ruhestätte in würdiger und monumentaler Weise zu bezeichnen beschlossen. Es bildete sich ein Ausschuß, welcher am 10. April 1876 zu Beiträgen für Ferdinand Freiligraths Grabdenkmal aufforderte. Unter den Unterzeichnern finden wir die Namen des Ministers Golther als Vorsitzenden, von J. G. Fischer, W. Ganzhorn, Wilh. Hemsen, Edmund Hoefer, Wilh. Lübke, Karl Mayer, Wilh. Vollmer, Ludw. Walesrode. Die Aufgabe, des Dichters Büste herzustellen, übernahm in der uneigennützigsten Weise Professor Donndorf in Stuttgart. Sommer 1878 war das Grabdenkmal vollendet.

Gegen Abend des 24. Juni versammelten sich die zahlreichen Teilnehmer der Feier im Canstatter Kursaal zum Zuge nach dem Gottesacker. Professor Julius Klaiber hielt die Denkrede in warmen schwungvollen Worten, indem er Freiligrath als den Vertreter deutschen Geistes, als den Dichter der Freiheit feierte. Zwei Enkel des Dichters und ein Söhnchen Donndorfs zogen die

bergende Hülle hinweg. Da erschien, sich abhebend von einer Rückwand in schönen griechischen Formen, auf granitnem Sockel, das goldglänzende löwengewaltige Haupt des Dichters, von J. G. Fischer mit einem Gedichte begrüßt. Der Gesang der Canstatter Sängervereine schloß die Feier, wie er sie eröffnet hatte. Der Grabstein ward mit Rosen und Blumenkränzen geschmückt. Von den Angehörigen des Dichters wohnten die Witwe, die jüngste Tochter, die zwei ältesten Enkel und die Schwägerin der Enthüllung bei. An dieselbe schloß sich ein Festmahl, in dessen Reden, Liedern und Gedichten die ernste Feier würdig und schön ausklang.

Ferdinand Freiligraths Geburtshaus zu Detmold ist noch bei seinen Lebzeiten mit einer Denktafel geziert, eine der neuen Straßen Freiligrathsstraße benannt worden, zu großer Freude unseres Freundes. Wo er weiterhin auf seinem vielverschlungenen Lebenswege gerastet, das ist an den Stätten, auf deutscher Erde wenigstens, wo er längere Zeit verweilte, in diesem Werke mitgeteilt, damit des Dichters Gedächtnis nicht verloren gehe, wenn ein nachlebendes Geschlecht die Pflicht erkennen sollte, seine Wohnstätte zu bezeichnen, nicht ihm, sondern der Stadt zur Ehre, die ihn behauste. Unter den Fenstern jenes Eckzimmers im Alten Hasen, in welchem der Dichter seinen letzten Atemzug aushauchte, sagt uns eine schwarze Marmortafel mit Goldschrift: Hier starb Ferdinand Freiligrath; eine anmutige Stelle in den Kursaalanlagen zu Canstatt, an welcher der Blick von der Höhe weithin neckarauf schweift, ist bezeichnet als Freiligrath-Blick; unweit davon bewahrt der Uffkirchhof des Dichters Grab. Die er liebte, sind weithin zerstreut; die eine noch überlebende Schwester, Gisberta, weilt in Soest, die beiden Töchter, glücklich vermählt, Luise Mutter von fünf Kindern, in England; die beiden Söhne, auf die des Vaters unbefriedigter Drang in die Weite übergegangen, suchten sich im fernen Westen von Nordamerika, im Lande Hiawathas, eine neue Heimat zu erobern; an der Küste Kaliforniens weilt Wolfgang und der einzige Enkel, der Ferdinand Freiligraths Namen trägt. Frau Ida ist Herbst 1881 in das altvertraute Düsseldorf übergesiedelt, ihrem heimgekehrten jüngsten Sohne Percy, den weite Geschäftsreisen durch Europa führen, ein gastliches Haus zu bereiten. Aber sicher behütet durch seines Volkes Liebe ruht des Dichters Grab, für welches auch das schöne Wort gilt, das Freiligrath Immermann nachrief:

Den Todten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nahn,
Um leise weinend ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Muth und neue Thatkraft sammeln!

Zwölfter Abschnitt. Überschau.

Das Leben des Dichters, ein echtes volles Menschenleben, ist vor uns vorübergerauscht mit seinen großen Schmerzen und seinen großen Freuden, seinem Wirken abwechselnd im engen und im weitesten Kreise, seinen ruhelosen Wanderfahrten, bis endlich der Sohn Westfalens in schwäbischer Erde seine letzte Ruhestatt fand. So sei denn hier zum Schlusse ein geistiges Gesamtbild des Mannes vor unser Auge gestellt, des äußeren Menschen sowohl wie des inneren; zu dem letzteren werden uns Freiligraths tiefste Kundgebungen, seine Gedichte und die Fülle seiner Briefe die reichsten Farben darbieten.

Ferdinand Freiligraths äußere Erscheinung ist im Laufe unserer Erzählung bisweilen kurz betrachtet worden. Im allgemeinen möchte ich meinen, es sei keines der Bilder aus jüngeren Jahren besonders treffend. Daran mochte wohl die Eigentümlichkeit Freiligraths Schuld sein, die auch dem tüchtigsten Künstler eine schwierige Aufgabe bot; wohl waren die äußeren Formen, das volle Gesicht, das runde Kinn, leicht wiederzugeben, aber je nachdem den Dichter ein Gedanke, eine Empfindung beherrschte, war auch der Ausdruck ungemein wechselnd, und so erklärt sich die verschiedene Auffassung der Künstler. Die Zeichnung von Karl Hübner, jenes schwärmerisch zum Himmel aufblickende Mulattengesicht, welches neuerdings in einem vielgepriesenen literarhistorischen Bilderbuch eine noch weit häßlichere Erneuerung erfahren hat, zeigt uns die Erscheinung des jugendlichen Dichters in ebenso mangelhafter Gestalt, wie das Bild von Schramm mit der darin ausgesprochenen vollbäckigen Bonhommie; des etwas albernen Bildes von Walther, der wenig bedeutenden, nicht veröffentlichten Zeichnung von Jakob Becker, der Medaillons von Schink und Graß, sowie der besten aller künstlerischen Darstellungen Freiligraths, des trefflichen Ölbildes von Hasenclever, ist seiner Zeit gedacht worden; auch das Bild von Hartmann aus der ersten Londoner Zeit giebt viel mehr den wohlmeinenden dickbäckigen Papa als den genialen Dichter wieder. Ein Ölgemälde von Maler Löwenthal ward Sommer

1866 zu London ausgeführt, und zwar im Auftrage des gegenwärtigen Besitzers, des Bankiers Moritz Erlanger zu Frankfurt a. M. Die bessern Lichtbilder aus späteren Jahren geben das Wesen des Mannes bei weitem treffender wieder, als das von jenen älteren Bildern gesagt werden kann, bei denen gemeiniglich der Meister dasjenige, was im Angesichte lag, nicht zu finden wußte, und dafür Fremdartiges hineinlegte. So aus der Londoner Zeit 1862 mehrere verschiedene Aufnahmen von Silvy, stehend und sitzend; 1867 ward zu Barmen eine vortreffliche Photographie gefertigt, welche den ersten Band der Gesammelten Dichtungen von 1877 ziert. Während des Stuttgarter Aufenthaltes entstanden Photographien von Buchner und Brandseph, die nichts zu wünschen übrig lassen und vielverbreitet sind.

Freiligraths Erscheinung trug einen ausgeprägt germanischen Typus; das weiche leichtgewellte Haar dunkelbraun und gemeiniglich etwas lang getragen; die tiefliegenden Augen braun mit grauem Rande, aber völlig beherrscht durch den blitzenden dunkeln Augenstern; die Stirne schön gewölbt; das Gesicht breit, von bräunlicher Farbe mit gesundem Rot; die stumpfe Nase ein Erbteil von der Mutter; der dunkle Bart umrahmte das ganze nicht regelmäßig oder klassisch gebildete, aber charaktervolle kräftig ausgeprägte Angesicht, dem der Künstler mit etwas Stilisierung leicht etwas Löwenartiges geben konnte. Aber das war im Grunde doch nicht der eigentliche Freiligrath; dieser kam erst zum Vorschein in jenem „unbeschreiblichen Augenaufschlag", von welchem Freund Zulauff spricht, in jenem tiefgeistigen Blick, welcher abwechselnd so gütig und so zürnend, so ernst und so schalkhaft sein konnte, aber doch zumeist freundlich heiter unter den buschigen Brauen hervorleuchtete. Diese Denkerstirn, dieser beherrschende Blick, diese gewinnende Freundlichkeit, dieser in dem starken Kinn ausgesprochene feste Wille bildeten des Dichters durchschlagenden Seelenausdruck, auch nachdem in späteren Jahren das Haar greis, die Züge des Angesichts voller und verschwommener geworden waren. Dieses gebietende Haupt saß auf einem gedrungenen breitschulterigen Körper, dem Erbteil vom Vater her; die Gliedmaßen waren voll und stark, der ganze Mann ein Bild der Gesundheit und Lebenskraft.

Ein köstliches Gut besaß Freiligrath in dem unserem vielleseuden Geschlecht so selten beschiedenen Falkenblick. Er durfte sich einer Sehkraft rühmen, wie sie nur wenigen Glücklichen zuteil wird, und sie blieb ihm ungeschwächt bis an sein Ende. Einer Brille hat er nie bedurft; er konnte in der Nähe die feinste Perlschrift sogar bei Lampenlicht lesen; in die Ferne sah er so scharf, daß er von seinem Balkon in St. Goar die auf dem Dampfer vorüberfahrenden Freunde erkannte und noch in seinen letzten Lebensjahren die Sichelgestalt der Venus und die Jupitersmonde mit bloßen Augen sah.

Dazu besaß Freiligrath eine wohlklingende, weiche und volle Stimme; er sang gern und korrekt, ohne eine eigentlich musikalische Bildung genossen zu haben; ein flottes Zeichentalent tritt hin und wider sogar in den Briefen zutage. Freiligrath äußerte öfters, er würde gern Maler geworden sein; und in der That bekundete sein richtiger Blick und sein treffendes Urteil über Kunstwerke eine große natürliche Begabung. Eine vor allem köstliche Gabe aber war ein wahrhaft erstaunliches Gedächtnis, welches das rasch Erfaßte lebenslang festhielt; ihm dankte er jene überwältigende Fülle geographischen, naturwissenschaftlichen, vornehmlich auch literarhistorischen Wissens, wie es in seinen Briefen vielfach zutage kommt; auf dem weiten Felde der französischen, englischen, der ältern und neuern deutschen Literatur war er in wunderbarer Weise zu Hause, beherrschte dieses umfassende Wissen auch des anscheinend Entlegenen mit völliger Sicherheit. Sein in der Weise Opitzens gedichtetes Hochzeitslied für Koester, seine Blumenlese „Dichtung und Dichter" sind ein Beweis dieser umfassenden Belesenheit auf dem Gebiete deutscher Dichtung; aber besonders auch in der schönwissenschaftlichen englischen und nordamerikanischen Literatur bis auf die Gegenwart herab hatte er alles Wichtige gelesen, verfolgte er bis an sein Ende die neuesten Erscheinungen. Mit diesem allbeherrschenden Gedächtnis, dieser ehernen Lesefähigkeit war zugleich verbunden eine eifrige, ohne Zweifel schon in der Kindheit durch den Verkehr mit Clostermeier geweckte Sammellust auf seinem Lieblingsgebiete, der deutschen und englischen Literaturgeschichte. Von Ort zu Ort getrieben, nahm er immer sein liebstes Rüstzeug, seine Bücher mit, erwarb neues, den einzigen Luxus, den er sich erlaubte, wußte mit merkwürdigem Glück alte und seltene Dinge aufzutreiben; für den ersten Druck einer Dichtung von Goethe oder Schiller war ihm kein Preis zu hoch; anderes wieder wußte er bei den Londoner Bücherhändlern aufzustöbern; so gelang es ihm, nach und nach eine Bibliothek von mehr als 8000 Bänden zusammenzubringen, die der Stolz und die Freude seiner alten Tage war. Nach des Dichters Tode sollte dieselbe im Juni 1878 unter den Hammer kommen, ward aber noch vorher ungeteilt von einem reichen Amerikaner, Mr. J. M. Sears zu Boston, erworben.

In seiner Lebensweise war Ferdinand Freiligrath, abgesehen von der kurzen übermütigen Brausezeit zu Barmen und Unkel, die Mäßigkeit und Einfachheit selbst; den Champagnerschaum vom Glase zu blasen, untersagte ihm von dem Ende der Junggesellenzeit ab, wenn wir etwa einen raschen Trunk mit Hoffmann ausnehmen wollen, schon das Gebot hausväterlicher Sparsamkeit; aber ein gutes Glas Rheinwein oder noch besser ein gutes Glas Maitrank war ihm allezeit eine herzliche Labe. Von lebhaftem Drang

nach Geselligkeit, war der Dichter doch nicht der Mann großer Gesellschaften; er fühlte sich da bedrückt; das Gefühl, als Mittelpunkt eines weiten Kreises zu gelten, seine Worte wägen zu müssen, war ihm lästig. Aber im Zwiegespräch oder im engeren Kreise der Freunde war er die Liebenswürdigkeit und Offenherzigkeit selbst, von sprudelndem, zu Zeiten etwas derbem aber allezeit gutartigem Witz, schlagfertig und zum Scherz aufgelegt, mit einer beneidenswerten Gabe des herzlichsten Lachens; in der zweiten Londoner und der Stuttgarter Zeit freilich war der vormals so lebensfreudige Mann stiller und ernster geworden. Diese aus einer seelenguten Gemütsart hervorblühende Liebenswürdigkeit Freiligraths äußert sich aber besonders lebhaft in seinen Briefen, die allezeit ein getreuer Abdruck seiner Stimmung sind; meines Erachtens gehören viele Briefe Freiligraths zu den anmutigsten erfreuendsten Dichterbriefen, die unsere Literatur überhaupt besitzt; nirgends blasse Reflexion, trockene Gelehrsamkeit, nüchterne Alltäglichkeit, Sentimentalität, geziertes Witzspiel, sondern stets wahrhaftige freundschaftliche Ergießung, lebendigste Teilnahme, schriftliches Gespräch; es sind wirkliche Briefe, nicht druckfertige Schriftstücke; es spricht aus ihnen ein Herz ohne Falsch, ein offenes, ein freudiges und starkes Herz. Freilich konnte er auch im Antworten nicht selten recht säumig sein; die zahlreichen entschuldigenden Anfänge seiner Briefe seien allen, die an gleicher Krankheit leiden, bestens empfohlen.

Ferdinand Wolff, welcher zu diesem Werke bereits eine willkommene Mitteilung über Freiligraths Stellung gegenüber den politischen Parteien im Exil beigesteuert hat, spricht sich auch schön und treffend über Freiligraths Briefe aus: „Le style c'est l'homme. Was Freiligraths Stil so sehr charakterisiert, das ist die männliche, unumwundene Offenheit und Offenherzigkeit. Das Gefühlte, das Gedachte fällt mit dem Ausdrucke völlig zusammen; daher kein Ausstreichen, kein Verbessern, kein Zurückhalten. Es giebt kein wahres Genie ohne Männlichkeit und keine Männlichkeit ohne irgend eine geistige Begabung, sowie es überhaupt keine wahre Schönheit ohne Kraft geben kann. Selbst unter dem Anschein von Delikatesse kann eine Kraft verborgen sein, welche der oberflächlichen Beobachtung entgeht. Nur so kann man sich erklären, wie ein Mann, der uns bloß als einer der genialsten Dichter Deutschlands bekannt ist, in den gewöhnlichsten Briefen geschäftlicher Art eine Kunst entwickeln konnte, die ihn weit über gefeierte Prosaisten heutigen Tages erhebt. In diesen Briefen spricht sich eine Männlichkeit aus, die sich beständig in Thaten bewährt, die immer mit Erfolg in die Schicksale anderer eingreift, immer bereit ist, sich für andere zu verwenden, und wo das Wort so zu sagen zur That geworden, die vollbrachte That in die schönste, einfachste, naivste Prosa gehüllt ist. Dabei ist die Sprache so

klar, so einfach, so durchsichtig, daß sich in ihr wie in einem Kryſtalle die leiſeſten Seelenbewegungen abſpiegeln. Und woher kommt dieſe Durchſichtigkeit? Gerade von jener männlichen Offenheit, der jeder Hintergedanke, jede Fineſſe, alles Zurückhalten fremd iſt; wenn man nach Jahren dieſe Briefe wieder lieſt, bringen ſie denſelben Eindruck hervor wie vormals. Wie alltäglich auch das Mitzuteilende ſein mag, die Sprache iſt immer neu, friſch, belebend, frei von allen frivolen und abgenutzten Redensarten und dabei wieder voll von neuen, originellen, überraſchenden Wendungen. Es giebt eine gewiſſe Glätte des Stils, die beinahe wie Flüſſigkeit ausſieht; man ſtößt nirgends an, aber man verweilt auch nirgends mit einigem Wohlgefallen; nichts fällt einem auf, aber auch nichts hält einen feſt; und wenn man zu Ende iſt, ſo iſt man ebenſo weich, ebenſo hart wie zuvor. Von einer ſolchen Glätte und glatten Kälte findet ſich nirgends die geringſte Spur in Freiligraths Briefen; flüſſig ſind ſie allerdings, aber dieſe Flüſſigkeit iſt wie das Dahinflüſtern des heimatlichen Rheines; wie oft man dieſelben überlieſt, man weidet ſich ordentlich an der ſtillen, tröſtenden, beruhigenden Muſik und folgt mit Entzücken den feinen eleganten Wendungen der Phraſe. Jeder Brief, jedes Billet iſt ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes; nirgends ein haſtiges übereiltes Schreiben, als wenn er bloß ſchriebe, um des Schreibens oder der Perſon, an die er ſich wendet, ledig zu werden; nirgends iſt der Schluß des Briefes übers Knie gebrochen; jeder Brief iſt ein perfektes Werk, welches den Stempel des Schreibers trägt. Man kann unmöglich irgend einen Satz unrichtig leſen oder falſch betonen, nicht weil die Schrift ſo leſerlich und klar iſt — und ich kenne keine Schrift, die klarer und leſerlicher ſein kann — oder weil die Züge ſelbſt ſo elegant und voll ſind; nein, der Gedanke und das Gedachte ſpricht und leuchtet ſo zu ſagen mit allen ſeinen Schattierungen und Betonungen aus dem Briefe hervor. Jeder Hauch der Seele iſt gleichſam durch den Druck der Hand dem geſchriebenen Worte mitgeteilt und phonographiſch darin verkörpert, ſowie das Licht ſeiner klaren Seele denſelben Zügen photographiſch einverleibt iſt."

Noch ein trefflicher Zug in unſers Dichters Seelenart ſoll hier nicht übergangen werden, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit in allem was er that. Sie offenbart ſich in der Sauberkeit und muſterhaften Haltung ſeiner Knabenhefte, in der gleichmäßig ſchönen Schrift ſeiner Briefe, in der Freude an einer allezeit wohlgeordneten, behaglichen, künſtleriſch gezierten Umgebung, in der peinlichen Sorgfalt, mit welcher er geſchäftliche Verbindlichkeiten erledigt, ſeine Korrekturen ſelbſt lieſt, ſo daß ein unverſchuldeter Druckfehler ihm ſchwere Kümmernis macht, in der Sorgſamkeit, mit welcher er die empfangenen Briefe aufbewahrt und ſie durch alle

Mühen und Nöten seines vielverschlungenen Lebensganges mit sich führt. In solchen Dingen kommt bei dem Dichter der wohlgeschulte Kaufmann zum Vorschein, und wahrlich nicht zu seinem Nachteil.

„Kaufmännische Pünktlichkeit," sagt Jul. Wolff in seinem schönen Nachruf in der Nationalzeitung, „hat Freiligrath in allen Dingen bis an sein Lebensende bewahrt. So führte er z. B. ein Journal über seine Korrespondenz, in dem ein Soll für die eingegangenen und ein Haben für die abgegangenen Briefe figuriert. Wenn der Postbote die Briefe brachte, so durfte niemand, auch seine Gattin nicht, dieselben anrühren. Erst wurden sie ins Journal eingetragen, bisweilen mit Bemerkungen wie „Brief von N. N. (Autographenbettler)" oder „Brief und Packet von X. X. (Manuskript; o du grundgütiger Gott!!!)". So lange er gehen konnte, trug er seine Briefe selbst zur Post. Diese waren meist sehr ausführlich und eingehend, nie gekünstelt, doch trefflich stilisiert. Er hielt mit seiner Meinung niemals hinter dem Berge; seine Herzensgüte und sein Humor sprachen aus jeder Zeile. Er konnte einem über irgend eine literarische Sünde derb die Wahrheit sagen, doch gleich hinter der ernsten Predigt lachte der gutmütige Schalk. Man fühlte, wie gut und ehrlich er alles meinte und war ihm von Herzen dankbar. Niemals hat er sich in ein literarisches Geklatsch eingelassen; aber galt es, einen Freund oder eine Sache zu verteidigen, so war er da und zog blank."

Und noch ein prächtiger Zug in unseres Freundes Seelenbild war sein unverwüstlicher Humor, nicht der Lust und Schmerz, Himmel und Erde verknüpfende Humor eines Jean Paul, sondern die vergnügliche Schalkhaftigkeit, mit welcher er, von einzelnen trüben Stunden der Jugendjahre abgesehen, das Leben nahm, wie es sich bot, mit einer harmlosen Lust an allerlei Wortspielen, Spitznamen, Scherzgeschichten und anderen Neckereien, die seine Briefe bisweilen so unglaublich anziehend machen; manches freilich mußte der Rücksicht auf Lebende oder Tote geopfert werden, obgleich Freiligraths Witz und Scherz wohl zuweilen kräftig, aber nie verletzend oder scharf ist. Auch in manchem ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Gelegenheitsgedicht für Freunde spricht sich diese humoristische Ader in köstlichster Weise aus.

Steigen wir aber auf den Grund dieser Seelenzüge, so finden wir als Kern derselben ein tiefes Gemüt, einen unbeugsamen Willen. Als Freiligrath seine Gedichte zuerst ausgehen ließ, hatten die Kritiker in ihrer großen Mehrzahl nur Augen für die in diesen blendenden Schöpfungen sich aussprechende Phantasie; andere freilich auch für die Verwogenheiten des Bildes, der Sprache, des Reimes. Es machte dem Dichter selbst den tiefsten Kummer, daß auch die freundlichsten Beurteiler über den bei allem Glanz mehr äußer-

lichen Schönheiten den warmen Herzschlag nicht vernahmen, welcher aus ihnen hervorklingt. Denn wahrlich, Freiligrath hat wie wenige mit dem Herzen gedichtet. Wetterleuchten in der Pfingstnacht, die Auswanderer, der Tod des Führers, der ausgewanderte Dichter, die Sandlieder, der Reiter, die Schreinergesellen, die Bilderbibel, O lieb', so lang Du lieben kannst, Leviathan, Landrinette, Roland, Bannerspruch und so manche andere, sind sie nicht mit Herzblut geschrieben? Tönt nicht aus einer ganzen Zahl von ihnen das Mitgefühl für die Verfolgten und Heimatlosen, für die Rothaut und den zerschossenen Neger, die irische Witwe und die deutschen Auswanderer? Und Freiligraths gesamte politische Dichtung, ist sie nicht ein wenn auch bisweilen in rauhen Klängen losbrechender Zornerguß des tiefsten sittlichen Gefühls, ein Kampf für die Geknechteten, ein Wehruf des Proletariers des Geistes für den Proletarier mit der schwieligen Hand? Wir mögen Freiligraths politische Dichtung anschauen wie wir wollen, als Gesinnungsgenossen oder als Gegner, wir mögen sie vom Gesichtspunkte des Ästhetikers aus erheben oder verurteilen, wer aber hört nicht auch aus diesen zornflammenden Liedern den Herzschlag des Dichters heraus?

Wer aber hier den Herzschlag nicht hört, aus Freiligraths Briefen muß er ihn deutlich vernehmen. Mit welcher rührenden Liebe umfaßt der Dichter seine Nächsten, die treue Stiefmutter, die Geschwister! Wie innig und dankbar gedenkt er der längstgestorbenen Eltern! Wie tief bekümmert ihn jede Krankheit des Bruders oder der Schwestern, wie schlägt ihn Karls Tod darnieder! Und wiederum, wie glücklich ist er im Besitz der Gattin, wie freudig berichtet er über der Kinder leibliches und geistiges Wachstum, wie ist der Tod der kleinen Marie oder gar Ottos dem wetterharten Mann ein Schlag ins tiefste Herz! Und wenn er im Tretrad der täglichen Arbeit seufzt, wenn er in trüber Zeit an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln will, der Hinblick auf die Seinen giebt ihm Trost und Kraft auszuharren bis ans Ende.

Aber auch den Freunden schlug sein Herz; selten hat ein überlegener Geist so sehr das tiefste Bedürfnis der Freundschaft empfunden wie Freiligrath. Ein kindlich harmloses Gemüt, that er, in jungen Jahren wenigstens, die Pforten seines Herzens weit auf für jeden, der ihm mit Versicherungen der Freundschaft nahe trat; so kam er denn freilich in Beziehung zu manchen Dichtern und Nichtdichtern teilweise sehr fragwürdiger Bedeutung, „gute Leute und schlechte Musikanten", die ihr kleines Ruderboot an sein mächtiges Meerschiff anhingen und im Handumdrehen mit dem wenig weltkundigen Dichter auf Du und Du standen. Dann kam die bittere Täuschung nach, und Freiligrath wettert über seine thörichte Gutherzigkeit. Andere Freundschaften

wieder erloschen rasch oder allgemach an Altersschwäche, an der Verschiedenheit der Interessen, dem Zwiespalt der Ansichten, wie denn in jedem dieser Verhältnisse bisweilen lange Pausen erscheinen. Verfolgen wir dagegen Freiligraths Briefe z. B. an L. Merckel, H. Jerrentrup, K. Krah, H. Koester, L. Schücking, K. Buchner, Th. Eichmann und A., so enthüllen dieselben uns in der Seele des Dichters eine herrliche Freundschaftsfähigkeit, ein rührendes Vertrauen, eine allbereite Gefälligkeit und Opferwilligkeit, eine Anhänglichkeit, die weder die Zeit noch die Entfernung zu schwächen vermag. Es quoll eben in Freiligraths Seele ein unerschöpflicher Liebesborn; wer ihm nahe trat, gewann ihn lieb, vergaß über seiner rein menschlichen Liebenswürdigkeit völlig den Dichter, an welchen Freiligrath selbst gewiß niemals erinnerte, denn von seinen Gedichten zu sprechen, eines derselben vorzutragen war ihm ein Greuel. So gewann er uns Knaben, so gewann er die Älteren, und so manchem seiner Freunde, mit dem ich zusammengetroffen, vergoldet die Erinnerung an die mit Freiligrath verlebten Jugendjahre die freudenarmen Tage des Alters.

Und wie den Seinen und den Freunden, so schlug des Dichters Herz dem Vaterland, der gesamten Menschheit. Ihm, der so in allen Fasern seines Herzens ein Deutscher war, war es bestimmt, lange Jahre in der Fremde zu verweilen, gerade deshalb weil er den Schmerzen und dem Zorn seines Vaterlandes Ausdruck gegeben hatte; es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß der bedeutendste deutsche Dichter der Zeit während seiner besten Mannesjahre auf dem Boden Alt-Englands über ostindische Foulards korrespondieren und die Wechsel der Schweizer Bank unterschreiben mußte. Wie zog es ihn an den Rhein, nicht bloß um seinetwillen, sondern vornehmlich wegen der Kinder, welche so dem deutschen Wesen entwuchsen! Wie sehnt er sich in den Briefen an die Jugendfreunde nach den lippischen Wäldern! Wie hofft er auf den Tag, da er mit Ehren wiederkehren kann in ein freies Vaterland! Anders freilich, als erwartet, waren die Umstände, welche ihm die Heimkehr ermöglichten; nicht die Revolution rief ihn zurück, aber die liebende Verehrung des ganzen deutschen Volkes, und in der Stunde der Gefahr strömte er nochmals all seine Dichterkraft in feurigen Liedern zu des Vaterlandes Ehre aus.

Diese tiefe warme Natur war durchtränkt von der herzlichsten Menschenliebe. Freiligrath war grundgut; ein schlichtes Wort, aber für ihn vollbezeichnend; er war „ein künstlicher reiner Mann", wie Albrecht Dürer so herrlich schön seinen Vater nennt. Die Harmlosigkeit, die Freundlichkeit selbst gegen jedermann; jeder Niedrigkeit, jeder Unwahrheit feind; in jungen Jahren von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit, aber auch auf der Höhe seines

Ruhmes allezeit einfach, ohne eine Spur von Eitelkeit oder gemachtem Wesen, allezeit voll herzlicher Anerkennung für jede glückliche dichterische Leistung, aber auch treu und offenherzig in der Verurteilung dessen, was ihm gemacht oder unschön erschien, ein Feind alles literarischen und politischen Koteriewesens und Parteigezänkes. Sein ganzes Leben lang folgen sich in Dichtungen und Briefen die warmen Anerkennungen fremden Verdienstes; er feiert Karl Beck und Uhland, Grabbe und Platen, Immermann und Auerbach, Schiller und Mosen und Hölderlin und so manchen anderen. Es ist diese Pietät gegen fremdes Verdienst, welche sich in jungen Jahren sogar bisweilen in wirklicher Unvorsichtigkeit in der Wahl seiner Vertrauten äußerte, eine der schönsten Seiten von Freiligraths Charakter. Diese Eigenschaften des Dichters hatten ihre Wurzel in einer unvergleichlichen Weltfreudigkeit, um so das klanglose Wort Optimismus zu verdolmetschen, in der köstlichen Fähigkeit, alles von der guten Seite zu nehmen, bei jedem, mit dem er verkehrte, mehr das Gute als das Unvorteilhafte zu erkennen, auch in der Trübsal frohen Mutes zu bleiben, kurz in jener glücklichen Heiterkeit, welche das Geschick nur seinen Auserwählten darbietet, und die im Grunde auf einer tiefinnen wurzelnden Religiosität ruht. Dieses Wort mag demjenigen verwunderlich klingen, der an „der Kirche scheinheilige Jacht" in „Vor der Fahrt", an die kecken Scherze über Taufe und Trauung in einigen Briefen an Koester denkt, oder daran, daß der kleine Percy ein paar Jahre lang ungetauft umhersprang. Und „trotz alledem und alledem" halte ich das Wort aufrecht; der Dichter war seit Jahren, vielleicht schon seitdem er Palmsonntag 1832, am Einsegnungstage seiner ihm noch unbekannten, im fernen Thüringen weilenden Ida, sein wunderschönes Lied „In einer englischen Kirche" dichtete, dem kirchlichen Leben fremd geworden; und dennoch ging lebenslang durch seine Seele der Nachklang jener tiefen christlichen Frömmigkeit, welche die dürftigen Wände des väterlichen Hauses vergoldet hatte, die im Nebo, der Bilderbibel ꝛc. die schönsten Dichterblüten getrieben hat und ihm im Glaubensbekenntnis die herrlichen Worte auf die Lippen legt:

Der du die Blumen auseinanderfaltest ꝛc.

Wer auf leisen Sohlen unserm Freunde nachgehen will, der wird bis in die letzten Dichtungen Freiligraths, beispielsweise in „Otto's Gruß zu Wolfgang's Hochzeit", wird in gar manchen vom tiefsten Gemüt durchwärmten Briefstellen die deutlichen Spuren jener tiefgegründeten Religiosität finden, aus deren Boden allein jene getroste ernste Weltfreudigkeit erwächst, welche Freiligraths bester Seelenschatz war. So hat denn auch Freiligrath etwas erreicht, von dem Goethe klagt, daß er es nicht dazu gebracht; er

steht nämlich mit seinem „O lieb', so lang du lieben kannst" im Gesangbuch der Kantone Glarus, Graubündten, St. Gallen und Thurgau.

Zum Schluß sei in unseres Freundes Seele noch eine Seite betrachtet, die der Schmied seines oft so ernsten Schicksals war, sein eisenfester Wille, seine Überzeugungstreue; wir müssen dieselben hochachten, mögen wir sonst Freiligraths Ansichten teilen oder nicht. Es liegt darin, daß er, einmal eingetreten in die Laufbahn der politischen Dichtung, um seiner Überzeugung willen auf eine sichere schöne Stellung, sogar auf das Vaterland verzichtete, daß er seinem innersten Lebensbedürfnis, der Dichtung, um der Seinen willen entsagt und wiederholt auf den gehaßten Kontorstuhl zurückkehrt, ein wahrer Heldenmut. Es wäre dem gefeierten Dichter, der ohnehin in der Verbannung jedem politischen Parteitreiben entsagt hatte, nicht schwer gewesen, durch das Zugeständnis vielleicht nicht einmal einer Bitte, sondern nur einer Anfrage die Rückkehr in das Vaterland zu erkaufen; er verzichtet lieber; mit herbem Trotz ißt er das Brot der Verbannung weiter; keine Klage läßt er laut werden als etwa diejenige über die lastende, jede Poesie ertötende Arbeit, über das ruhelose Leben der Weltstadt, oder darüber, daß er der Seinen nur am frühen Morgen und am späten Abend froh werde. Derselbe blieb er auch nach der Heimkehr, nicht mehr Rufer im Streit, aber ebensowenig fürstlicher Gunst begehrend. Nach dem Erscheinen seiner so machtvoll wirkenden patriotischen Kriegslieder von 1870 wurde ihm von Mecklenburg auf telegraphischem Wege ein Orden angeboten; er ließ den Funken sogleich mit einem verneinenden Danke zurückfliegen. Nach Fritz Reuters Tode trug man ihm von München dessen erledigten und wesentlich als künstlerische Auszeichnung geltenden Maximiliansorden an; auch diesen lehnte er ohne Besinnen ab. So war in des Dichters Seele Kindersinn mit Mannesmut und Mannesfestigkeit gepaart; Freiligrath war allezeit stark und unbeugsam wie die Eichen des lippischen Waldes, zwischen denen er als Knabe gewandelt. Auerbach in seiner schönen Denkrede auf Freiligrath vergleicht die drei bedeutendsten Lyriker unseres Jahrhunderts mit einander und nennt als bezeichnende Eigenschaft für Heine den Übermut, für Lenau die Schwermut und für unsern Freund den Heldenmut. Das Wort ist nicht bloß geistreich, es ist auch treffend.

Über Ferdinand Freiligraths Dichtungen ist bereits gelegentlich kurz gesprochen worden, aber eine Überschau ist hier wohl angezeigt. Was zunächst auffällt, ist die wohl mehr instinktive Sicherheit, mit welcher der Dichter von seinem eigentlichen Gebiete, demjenigen der reinen oder der epischen Lyrik, im ganzen Gange seiner fünfzigjährigen Dichterlaufbahn nicht ablenkt. So manchesmal legten ihm wohlmeinende Freunde oder eigene Schöpferlust oder

auch Buchhändlerspekulation nahe, ein Nachbargebiet zu betreten; er hat es nur einmal und nicht wieder gethan in seiner grünen Jugend, als er die Novelle „Die Externsteine" schrieb; die Bemühung Elisens von Hohenhausen, ihn auf dieser Bahn weiterzuführen, lehnte er entschieden ab. Andere Freunde wieder, Immermann und Schücking, suchten seine Kraft auf das Gebiet des Epos zu leiten, und er selbst dachte zu Zeiten an diesen oder jenen epischen Cyklus; der Plan, eine Reihenfolge von Bildern wandernder Poeten hinzustellen, kam nicht über Versuche hinaus. Kinkel suchte ihn auf die Bahn des Dramas zu führen; er selbst sann im Beginn der St. Goarer Zeit nach über eine Tragödie Dante, über ein Lustspiel, dessen Stoff dem Simplicissimus entnommen werden sollte; nicht einmal einen Versuch der Durchführung hat er gemacht. Und ebenso ward er sofort der Unmöglichkeit bewußt, ein halb geschichtliches halb beschreibendes Werk, wie das malerische und romantische Westfalen werden sollte, weiterzuführen; als Journalist hat er nur ein halbes Jahr lang, und zwar lediglich aus Parteidisciplin, gewirkt. Freiligrath erkannte eben mit richtigem Gefühl die enge Begrenzung seines Talents, wenn er gleich auf seinem eigentlichen Gebiete Meister war; er hielt sich jede Anmutung, aus diesen Grenzen herauszugehen, vom Leibe. Und da dem Lyriker, wenn er nicht in Rückert'sche Zerflossenheit und Vielschreiberei verfallen will, nur ab und zu eine Stunde voller Weihe gegeben ist, so füllte Freiligrath diese an eigenen Produktionen ärmeren Zeiträume aus bald durch Arbeiten kompilatorischer Art, wie es sein Rolandsalbum, sein Immermann, seine „Dichtung und Dichter", seine englische Blütenlese sind, oder er übersetzte und hielt sich damit sein poetisches Rüstzeug blank, oder er gab einzelne Lesefrüchte seiner rastlosen literarhistorischen Studien an den Tag, wie während der zweiten Londoner Zeit im Vorwort zu Coleridge, in den Aufsätzen über Coleridges Wallenstein-Exemplar, über das den finnischen Kalewala entlehnte Versmaß des Hiawatha, über den Ursprung von Burns' Lieblingsstrophe, und zwar alles das in mustergültiger englischer Sprache. So stellt uns Freiligrath, wie kaum ein anderer Dichter, das Bild eines reinen vollentwickelten Lyrikers dar, nicht entstellt durch schwächliche Versuche, auf einem Gebiete zu glänzen, das er als seinem Genius fremd erkannte.

Auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der reinen und epischen Lyrik, war Freiligrath von einer mustergültigen Gewissenhaftigkeit; nicht bloß, wie bereits früher hervorgehoben ward, in der eisernen Strenge der Auswahl, so daß er manches wertvolle Jugendprodukt zum Untergang verurteilte, sondern auch im Feilen jedes einzelnen Gedichtes. Im großen und ganzen produzierte Freiligrath rasch und änderte wenig, manche Gedichte harrten jahre-

und jahrzehntelang auf ihre Ausführung, ehe sie sich in des Dichters Haupte abgerundet hatten, wie O lieb', so lang du lieben kannst, Die Kreuzigung, Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten ꝛc.; andere, wie Die Steppe, ließ er lieber unvollendet, als daß er etwas darbot, was ihn selbst nicht befriedigte, wie so manches in diesem Buche mitgeteilte wunderschöne Bruchstück zeigt. Dann freilich, wenn der Geist über ihn kommt, wird wieder ein Gedicht mit fliegender Feder hingeworfen, auf dem Kontor, in der Schenke, in den Nebenräumen einer lauten Gesellschaft, oder es erwächst, wie die Mirage, während einer schlaflosen Nacht in des Dichters wundersamem Gedächtnis. Doch auch das in solcher Weise, wie in wachem Traum Entstandene erfuhr nachmals die strengste Feile, wie das die in Detmold aufbewahrten Entwürfe beweisen. So geschieht es, daß fast alles, was wir von Freiligrath besitzen, den Stempel der inneren Reife, der äußeren Vollendung trägt; bisweilen freilich, auf der Höhe der politischen Lyrik, muß die Wärme der politischen Überzeugung für das Unbefriedigende des künstlerischen Eindruckes Ersatz leisten. Und wenn in den Hervorbringungen der dritten Periode nicht alles auf der gleichen Höhe steht, warum sollen wir zu dem vielen Schönen nicht ein paar minder bedeutende liebenswürdige Gelegenheitsgedichte in den Kauf nehmen?

Scharfaugige Leute haben Freiligrath einen Autodidakten genannt, vielleicht weil sie meinten, ein Kaufmann könne nicht die allgemeine Bildung besitzen, deren der große Dichter bedürfe. Daß Freiligrath in der That eine sehr achtungswerte klassische, eine sehr tüchtige allgemeine Bildung besaß, mehr als Tausende, die sich drei Jahre lang Studierens halber auf hohen Schulen aufgehalten, daß er mit den sogenannten Naturdichtern, deren Talent mit dem Pflug oder dem Werktisch, hinter dem sie gehen und arbeiten, im Gegensatz zu stehen scheint, ganz und gar nichts gemein hatte, ist genugsam erwiesen. Freiligrath war insofern Naturdichter im höchsten Maße, als er in ausgeprägter Weise geborener, originaler Dichter war; und auch den Autodidakten mögen wir insofern gelten lassen, als Freiligrath durch strenge Arbeit, durch eiserne Selbstzucht seine angeborene Dichtergabe künstlerisch reifte; will man aber mit dem Worte Autodidakt einen Dichter bezeichnen, der nicht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht, so ist dasselbe auf Freiligrath in keiner Weise anwendbar.

Drei Perioden lassen sich in Ferdinand Freiligraths Dichtung scheiden, wenn dieselben auch selbstverständlich unmerklich die eine in die andere übergehen. Eine präzise Bezeichnung der charakteristischen Eigentümlichkeit der ersten Periode, welche in der Sammlung von 1838 ihren Ausdruck und Abschluß findet, ist nicht leicht zu geben. Einer unserer bedeutendsten Kritiker nennt sie die reflektierende, ein Ausdruck, der mir wenig zutreffend erscheint;

denn, wenn diese Bezeichnung auch für die erste Abteilung, die Tagebuchblätter, gelten mag, in einem sehr beträchtlichen und gerade dem blendendsten Teile dieser Gedichte, den Balladen und Romanzen, ist von Reflexion keine Spur zu finden. Man hat darauf hingewiesen, daß in den Dichtungen dieser Zeit des Dichters Subjektivität völlig zurücktrete hinter der objektiven, greifbar plastischen, farbig malerischen Darstellung der gewählten Stoffe. Es mag das gelten für einen beträchtlichen, wohl auch für den am meisten bewunderten Teil dieser Dichtungen; wir dürfen aber nicht übersehen, daß eine ganze Reihe gleichzeitiger Dichtungen von hohem Werte durchaus subjektiv gefärbt ist. Es geht eben mit diesen Dichtungen wie mit so manchem andern poetischen Produkt, sie sind so mannigfaltig und eigenartig, daß sie sich in eine der landläufigen Rubriken nicht einordnen lassen; so weiß ich denn diesen Zeitraum nicht sowohl nach dem Inhalt der Gedichte, als lediglich nach ihrer Form zu bezeichnen als die Periode der epischen Lyrik. Über die Stoffe dieser Dichtungen, welche dem Leben des Meeres und des Urwaldes, der Wüste und des Eispols entnommen sind, in denen der Dichter in der Oase Ammon und am Hekla, am einsamen Dünenstrande der Südersee und an dem geräuschvollen Hafen von Amsterdam wandelt, ist genugsam gesprochen; die Hauptsache ist, daß mit ihnen Freiligrath gegenüber der phantastischen Romantik, der weichmütigen Sentimentalität, der weltschmerzlichen Zerrissenheit der hervorragendsten, wie gegenüber der farblosen Alltäglichkeit der minder bedeutenden Zeitgenossen völlig neue Stoffe und zugleich eine völlig neue Weise der poetischen Darstellung findet; wenn er in einzelnen seiner Lieder gleichfalls weltschmerzlich angekränkelt erscheint, so wissen wir jetzt, daß sein Leid bittere Wahrheit war, daß Heimweh und Einsamkeit, das Bewußtsein nicht verstanden zu sein, einer hoffnungslosen dunkeln Zukunft gegenüberzustehen, daß die Qual einer verhaßten Brotarbeit ihm diese Schmerzensrufe auf die Lippen drängten. Solche Klänge aber überhörte der staunende Chor der Zeitgenossen; ihm fiel es vor allem auf, daß dieses neue Phänomen kein Liebeslied, kein Weinlied brachte, diese Kinderpfennige in der Sparbüchse anderer jungen Poeten; ihnen blitzten vor allen Dingen die neuen Stoffe, die neuen Formen, die neuen Reime in die Augen, ein Überschwang des äußerlich Wirksamen, Imponierenden, Fortreißenden, welchen G. Kinkel in seiner vortrefflichen Denkrede 1867 überaus treffend mit Rubens' mächtiger Fülle, Großartigkeit und Farbenpracht vergleicht. Einige der gleichzeitigen Beurteiler haben ihm die Gabe plastischer Gestaltung zuerkannt, andere wieder haben ihn einen Maler genannt. Es ist beides in seiner Weise richtig, insofern Freiligrath — und wir müssen vor allen Dingen festhalten, daß all dieses instinktiv, ohne eine Spur von Reflexion oder von Studium des

Laokoon, lediglich weil er ein voller Dichter ist, geschieht — niemals die bloße Schilderung, die bloße Erzählung, sondern stets das volle Leben, bewegte Gestalten darbietet; mit einer wahrhaft wunderbaren Kunst weiß Freiligrath die Schilderung in die lebendigste Handlung umzusetzen; es sind dramatische Vorgänge im engen lyrischen Rahmen vor dem Hintergrund einer fremdartigen Scenerie, und dabei versteht es der Dichter, sich so völlig in die dargestellte Situation hineinzudenken, durchtränkt sie dergestalt mit seinem Herzblut, daß der Vorgang ein völliges Leben gewinnt. Gegenüber dieser packenden Originalität, dieser durch alle ihre Gebilde hindurchleuchtenden machtvollen Dichterpersönlichkeit, dieser imponierenden schöpferischen Sprachgewalt versinken alle die technischen Kritteleien über gesuchte oder bedeutungslose Reime, mangelhafte Bilder, kleine Unregelmäßigkeiten des Versbaues in nichts; es wäre Thorheit sie zu leugnen, es ist noch größere Thorheit, in ihnen mehr als kleine technische Sorglosigkeiten eines genialen Meisters zu sehen. Kein Wort gilt überhaupt weniger von unserm Dichter als das Wort „gesucht"; er hat nie gesucht, er hat allezeit gefunden.

Freiligraths erste Periode schließt im Grunde ab mit der Übersiedelung nach Barmen, Frühling 1837; die an jene Zeit erinnernden Gedichte der Sammlung Zwischen den Garben sind ohne Zweifel alle vor jenem Zeitpunkte entstanden und später vollendet oder abgedruckt. Die Barmer Jahre sind arm an Dichtungen; wieder ins volle Leben der Heimat eingetreten, fühlte sich unser Freund seinen bisherigen Stoffen entfremdet, ohne doch alsbald Ersatz zu finden. Schon die beiden Gedichte für den Phönix 1836 und 1837 hatten, wenn auch in ganz allgemein gehaltener Weise, den Übergang zur Zeitdichtung gebildet; das Eingangsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen ist ein neuer Schritt in das Leben des Jahrhunderts; dann bricht in den Liedern aus der Unkeler Zeit Liebesleid und Liebesglück in vollen Klängen hervor. Während des Darmstädter und des ersten St. Goarer Jahres entstehen einige Gedichte, welche sich auf Zeitereignisse beziehen, aber sie tragen noch keine Parteifarbe, mit dem „Flecken am Rhein", Herbst 1842, nimmt er wehmütigen Abschied von der Romantik. Erst Eingang 1843, mit dem Brief an Herwegh, vornehmlich aber seit dem Herbst 1843, lenkt Freiligrath ganz entschieden in die Bahn ein, welche er von da ab bis 1852 verfolgt, die Bahn der Zeitdichtung, zeitlich der zuletzt auftretende, dafür aber der bedeutendste und ausdauerndste, allerdings auch vorgeschrittenste der politischen Lyriker jenes stürmischen Jahrzehntes. Auch hier bleibt er in einem großen Teile seiner Poesien durchaus Dichter; auch hier weiß er, abgesehen von einzelnem, was als Programmpoesie zu bezeichnen wäre, seinen lyrischen und episch-lyrischen Gedichten ein kräftig pulsierendes dramatisches

Leben einzuflößen; Gedichte wie Am Baum der Menschheit, Im Himmel, Feldmusik, Vom Harze, Hohes Wasser, Aus dem schlesischen Gebirge, Eispalast, Von unten auf, Leipzigs Todten, Requiescat, Die Todten an die Lebenden, Am Birkenbaum u. a. werden allezeit Meisterwerke poetischer Gestaltungskraft sein und bleiben. Auch hier tritt als treibende Kraft in Freiligraths politischer Dichtung die sittliche Erbitterung hervor über die Willkürlichkeiten der Regierungen, über Versprechen und Nichthalten, auch hier und bis in die düstersten Gedichte hinein die warmherzige Teilnahme für die Leiden des armen Mannes, für den hungernden schlesischen Weber, für den aus Not wildernden Bauer, für den rechtlosen unter der Last der Arbeit seufzenden Proletarier. Wenn nebenher des Dichters Sang auch ab und zu durch persönliche Beziehungen, wie in den Dorfgeschichten, bei Immermanns Tod, dem Weihnachtslied für meine Kinder ꝛc. geweckt wird, so deuten diese in der Sammlung von 1838 noch kaum vertretenen höheren Gelegenheitsgedichte bereits voraus auf die folgende Phase von Freiligraths poetischer Entwickelung.

Mit der letzten Übersiedelung nach England 1851, oder genauer, mit den beiden grollenden poetischen Episteln Eingang 1852, hat Freiligrath seine zweite Periode, diejenige der Zeitdichtung, beschlossen. Er verstummt fortan nicht, aber die angestrengteste kaufmännische Thätigkeit, die Abkehr von praktischer politischer Wirksamkeit, wohl auch das allgemach herannahende Alter lassen ihm Zeit und Stimmung mehr zu kompilatorischen, literargeschichtlichen oder Übersetzerarbeiten als zu eigener Produktion; wenn er dichtet, so weckt nicht mehr das Schicksal des Vaterlandes, sondern Leid und Freud der Freunde wie des eigenen Hauses, oder was sonst in den Ereignissen der Zeit an sein Herz schlug, seine Dichtung. Man kann demnach diese dritte und letzte Periode als diejenige der höheren Gelegenheitsdichtung bezeichnen; es sind Klänge vom Augenblick geweckt, aber die Weihe des Stoffs oder der Stimmung vermag auch ihnen reiches poetisches Leben zu geben. So dürfen wir die Gedichte aus dem Jahre 1870 als Zeitgedichte im besten Sinne bezeichnen, so als Gelegenheitsgedichte in des Wortes allerbester und höchster Bedeutung die herrlichen Lieder Nach Johanna Kinkels Begräbnis, die Lieder zur Schillerfeier, die Hochzeitslieder für die Töchter, Otto zu Wolfgangs Hochzeit, Im Teutoburger Walde, An Deutschland, Fürs schwarze Land und so manches andere herrliche Lied, mit welchem er, selbst allezeit zum Geben bereit, milde Herzen zu erwecken bemüht war. Bewegen uns diese Gedichte in tiefster Seele, so sind wieder andere, Hochzeits-, Tauf- u. a. Scherzlieder von einer herzgewinnenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, so daß wir den phantastischen Dichter von Derr Blumen Rache, den zürnenden Titanen der politischen Lyrik gar nicht wieder

erkennen. Nicht alles ist von gleicher Bedeutung; manches, was der vierte Band der gesammelten Dichtungen unter der Überschrift Scherzhaftes bringt, ist mehr Eintagsarbeit, ward wohl kaum vom Dichter zur Veröffentlichung bestimmt; aber anmutig und liebenswürdig ist alles.

So besitzen wir in Freiligrath einen Dichter von zwar beschränktem Gebiete, aber auf diesem Gebiete hat sein reicher Geist das Schönste, Eigenartigste, Mannigfaltigste hervorgebracht. Und wenn er in trüber Stunde sprach:

— — — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

so hat er selbst die Wahrheit dieses herben Wortes nie erfahren. Der Dichtung Flamme war ihm kein Fluch, wenngleich ihr glühes Auflodern ihn bisweilen in scharfen Zusammenstoß mit der ihn umgebenden Welt brachte; sie war ihm eine Befreiung, ein Segen; sie hat ihn und die zahlreichen Verehrer seiner Dichtung glücklich gemacht.

Noch ein zusammenfassendes Wort ist zu sagen über Ferdinand Freiligraths reiche Übersetzerthätigkeit, welcher er fast 50 Jahre lang, von 1829 bis zu seinem Tode, getreu blieb. War ihm das Übersetzen zuerst eine treffliche Schule des dichterischen Ausdruckes, so überwältigte er durch eiserne Beharrlichkeit die anfänglichen Schwierigkeiten in wunderbarer Weise, bis er schließlich völlige Meisterschaft gewann; Freiligrath ist als Übersetzer einer unserer ersten Künstler, würdig neben einem J. H. Voß und A. W. v. Schlegel zu stehen, nur daß, was er übertrug, eben minder bedeutend war als Homer und Shakespeare. Er wäre der Mann gewesen Byron zu übertragen; den Mazeppa hat er schon als Neunzehnjähriger ganz fertig übersetzt; einzelne Teile, namentlich der wilde Ritt, sind sehr gelungen, weshalb auch wohl die Feile der jugendlichen Arbeit ihn noch in den letzten Lebensjahren beschäftigte; er konnte sie leider nicht vollenden. Es ist dabei auf eine Eigentümlichkeit Freiligraths hinzuweisen. Wohl wäre er der Mann dazu gewesen, Byron zu übersetzen; aber Byron war schon oft übersetzt, seine Werke waren allbekannt. Wie Freiligrath der Poesie in seinen eigenen Dichtungen ein neues Gebiet erschlossen hatte, so drängte es ihn, auch in Übersetzungen nur Neues zu bringen. Burns war allerdings schon früher übertragen worden, aber mangelhaft, und darum unbekannt geblieben. Ihn, Coleridge, Fel. Hemans, Longfellow, Tennyson u. a. hat er durch seine meisterlichen Übersetzungen eigentlich erst in unsere Literatur eingeführt, wie später die Amerikaner Bret Harte und Walt Whitman, und den Altengländer Herrick. Lesen wir Freiligraths Übersetzungen, so machen sie uns den Eindruck von Originaldichtungen, ja

sie sind teilweise wohl noch schöner als dieselben; Freiligraths Meisterschaft über die Sprache zeigt sich nicht wie bei Rückert im Künstlichen, sondern gerade in der einfachen Wahrheit und kraftvollen Natürlichkeit des Ausdrucks, die immer ungesucht das bezeichnendste Wort greift. Dabei beherrscht Freiligrath in erstaunlicher Weise die mannigfaltigsten Arten des Ausdrucks, so daß er Viktor Hugos dröhnende Wucht und Alfred de Mussets zierliche und sinnliche Pikanterie, Coleridges düstere Schwermut, Thomas Moores milde Sinnigkeit und Rob. Burns' naive Einfachheit, Shakespeares volltönige Stanzen und Macaulays volksmäßige Strophen, der Felicia Hemans weibliche Anmut wie Bret Hartes und Whitmans geniale Formlosigkeit gleich meisterlich nachzubilden vermag. Er vor zahlreichen anderen hat mächtig dazu beigetragen, uns die moderne Dichtung der Engländer und Nordamerikaner näher zu rücken.

Doch — sat prata biberunt! wie er so manchesmal seine Briefe abbricht. Wir haben Freiligrath den Dichter, den Menschen kennen gelernt; wir scheiden von dem vielgeprüften, aber doch glücklich zu preisenden, weil vielgeliebten Manne mit den schönen Worten seines Roland:

Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese!
Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand!

Anhang.

I. Verzeichnis

der Empfänger und Schreiber von mitgeteilten Briefen, nebst kurzen biographischen Notizen.

NB. Die nicht von F. Freiligrath geschriebenen Briefe sind mit * bezeichnet.

1. Arndt, Ernst Moritz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf Rügen, 1818 Prof. zu Bonn, gest. das. 29. Januar 1860.
   I. 225.*
2. Auerbach, Berthold, geb. 28. Februar 1812 zu Nordstetten, gefeierter Romanschriftsteller (Dorfgeschichten 1843, Waldfried 1874), lebt in Berlin.
   II. 91. 206. 282. 400. 403. 412. 444.
3. Boelling, Friedrich August, geb. 11. Juni 1810 zu Lintorf, Kaufmann zu Barmen.
   I. 244. 245. 266 269 (2). 271. 280. 309. 319. 326. 350.
   II. 52. 380. 397. 407. 409. 415. 423. 425.
4. Brentano, Clemens, geb. zu Frankfurt 9. Sept. 1778, gest. zu Aschaffenburg 28. Juli 1842, gefeierter Lyriker und Novellendichter der Romantik.
   I. 356.*
5. Brockhaus, F. A. Verlagsbuchhandlung zu Leipzig.
   II. 260.
6. Buchner, Karl, geb. 12. Februar 1800 zu Darmstadt, Rechtsanwalt, gest. das. 24. April 1872. Publizistischer Schriftsteller.
   I. 43. 413 (2). 421. 423.
   II. 14. 16. 18. 23. 24. 27. 32. 35. 40. 46. 47. 48. 59. 65. 66. 69. 73. 75. 80. 88. 94. 95. 98. 102. 109 (2). 127. 141. 156. 161. 166. 169. 171. 178. 188. 192. 197. 201. 204. 279. 284. 299. 315. 324. 341. 347. 430.
7. Carriere, Moritz, geb. 5. März 1817 zu Griedel in Oberhessen, 1842 Docent, 1849 Prof. der Philosophie zu Gießen, seit 1853 zu München.
   I. 293. 295.* 310. 355.*
   II. 31.
8. Chamisso, Adelbert von, geb. Ende (30.?) Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, durch die Revolution nach Preußen vertrieben, Offizier

1815—18 Reise um die Welt, 1819 Direktor des Berliner Pflanzengartens, gest. das. 21. August 1838.
I. 141. 143. 143.* 145. 182. 185.* 186. 187.* 188.*

9. Clostermeier, Christian Gottlieb, geb. 17. Juni 1752 in Regensburg, seit 1781 in f. lippischen Diensten, Archivrat und Landesbibliothekar zu Detmold, Historiker, besonders über die Geschichte des lippischen Landes. Gest. zu Detmold 10. Sept. 1829.
I. 34.

10. Clostermeier, Christiane Luise, geb. 15. August 1791 zu Detmold, 1833 vereh. mit Christian Dietrich Grabbe, gest. 17. Okt. 1848 zu Detmold.
I. 80. 81. 82. 83. 85. 85.* 87.* 99. 103.
II. 267. 273. 412.

11. Diefenbach, Lorenz, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Oberhessen, Pfarrer und Bibliothekar zu Laubach, lebte als Sprachforscher und Belletrist zu Steinheim, Stadtbibliothekar zu Frankfurt. Seit 1875 im Ruhestand zu Darmstadt. Sprachforscher und Ethnolog.
II. 85. 101. 110. 139.

12. Eckermann, Johann Peter, geb. 1792 zu Winsen in Hannover, seit 1823 Goethes Sekretär, gest. als Hofrat zu Weimar 1854.
II. 13.* 61. 111.

13. Eichhorn, Joh. Albr. Friedrich, 1779—1856, 1840—48 preußischer Staatsminister.
II. 125.

14. Eichmann, Theodor, geb. 15. November 1804 zu Barmen, seit 1839 Kaufmann zu Düsseldorf.
II. 227. 250. 252. 254. 255. 258. 264. 266. 267 (2). 269. 270. 271. 272. 274. 276. 278. 281. 287 (2). 289. 292. 296. 298 (2). 303. 307. 308. 309 311. 315. 318. 321. 322. 324. 325. 328. 331. 345. 346. 348. 352. 363. (2). 365. 369. 370. 374. 375. 378. 381. 387. 396. 408 (2). 413. 426. 435. 454. 462.

15. Elbers, Ludwig, geb. 12. Dezember 1812 zu Barmen, Kaufmann daselbst.
II. 253. 363. 366. 368.

16. Elze, Friedrich Karl, geb. 22. Mai 1821 zu Dessau, seit 1875 Prof. der englischen Sprache und Literatur zu Halle. Engl. Liederschatz, Biographien von W. Scott, Byron, Shakespeare ꝛc. Gedichte.
II. 276. 320. 351. 362. 399. 422. 439. 442. 454. 458.

17. Felsing, Jakob, geb. 1802 zu Darmstadt, lebt daselbst, Professor, bedeutender Kupferstecher.
II. 55. 442.

18. Freiligrath, Wilhelm, geb. Kettwig 18. Dez. 1784, 1806—24 Lehrer zu Detmold, gest. zu Soest 23. Nov. 1829.
I. 4.* 10.* 11.* 25.* 28.* 36.*

19. Freiligrath, Luise, geb. Tops, geb. Mülheim am Rhein 31. August 1783, gest. zu Detmold 24. Januar 1817.
I. 6.* 8.* 9.* 10.*

20. Freiligrath, Wilhelmine, geb. Schwollmann, geb. zu Aplerbeck 11. Januar 1793, gest. zu Soest 23. Januar 1872.
I. 35. 95. 109. 119. 123. 247. 250. 256. 262.
II. 173. 190. 195.

21. Freiligrath, Geschwister. I. 102. 118. 119. 121. 131. 134. 137. 138. II. 173. 190. 195. 463.

22. Freiligrath, Ida, geb. Melos, geb. Weimar 20. Dez. 1817, verh. 20. Mai 1841, lebt seit Ausgang 1881 zu Düsseldorf.
I. 40. 367. 368. 369. 371—77. 385.
II. 145 (2). 223.

23. Ganzhorn, Wilhelm, geb. 14. Januar 1818, Oberamtsrichter zu Neckarsulm, dann zu Canstatt, gest. das. 9. Sept. 1880.
I. 350. 354. 432.
II. 131. 140. 144. 147. 162. 165. 342. 397.

24. Geibel, Emanuel, geb. Lübeck 18. Oktober 1815, seit dem Erscheinen seiner Gedichte 1840 gefeierter Lyriker, 1843 St. Goar, 1852 Prof. zu München, lebt seit 1868 in Lübeck.
II. 51. 63. 77. 93. 99. 168. 441. 447.

25. Glaßbrenner, Adolf, geb. 27. März 1810 zu Berlin, humorist. und satir. Schriftsteller, gest. das. 25. Sept. 1876.
II. 371.

26. Heinzen, Karl, geb. 22. Febr. 1809 zu Grevenbroich, polit. Schriftsteller, flüchtete nach Belgien, der Schweiz, 1850 nach Nordamerika, seit 1859 Redakteur des Pionier zu Boston, † das. 12. Nov. 1880.
II. 187. 188.

27. Herwegh, Georg, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, Flüchtling in Zürich, seit 1841 als Dichter hochgefeiert, 1842 aus Preußen ausgewiesen, lebte seitdem in der Schweiz und Paris, gest. 7. April 1875 zu Baden-Baden.
I. 427.*

28. Heuberger, Karl, geb. 28. Oktober 1790, Landrat zu St. Goar, lebt seit 1848 im Ruhestand zu Neuwied.
II. 105. 106. 107. 124. 129. 132. 138. 157. 164. 177. 186. 457.

29. Von der Heydt, Hermann, geb. 27. April 1804 zu Elberfeld, Kaufmann, gest. das. 17. März 1880.
I. 132. 136. 139. 238. 331.

30. Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben, Professor der deutschen Sprache zu Breslau, 1843 entlassen, nach wechselndem Wohnsitz 1851 Bibliothekar zu Corvei, gest. das. 20. Januar 1874, Lyriker und Sprachforscher.
II. 228. 230. 232.

31. Hub, Ignaz, geb. 1. Februar 1810 zu Würzburg, Schriftsteller mit wechselndem Wohnort, zuletzt bis Ende 1879 Redakteur der N. Würzburger Zeitung, gest. zu Würzburg im März 1880. Lyriker und Antholog.
I. 303. II. 430. 443.

32. Jerrentrup, Heinrich, geb. 16. Sept. 1808 zu Werther in Westfalen, besuchte das Seminar und lehrte an der Töchterschule zu Soest, studierte Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen zu Berlin, verweilte einige Zeit in Frankreich, dann Lehrer zu Soest und Herford. Brustkrank starb er 17. Oktober 1839 in Minden.
I. 122. 123. 125. 126. 249 (2). 250. 302. 306.

33. Immermann, Karl Lebrecht, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, 1827

Landgerichtsrat zu Düsseldorf, gest. das. 25. August 1840. Dramen. Romane.
I. 205.* 206. 207.* 210. 212.* 215. 217. 219.* 219. 221.* 223. 224.
II. 7.*

34. Kapp, Alexander, geb. 1800 zu Ludwigstadt in Oberfranken, Prof. am Gymnasium zu Soest, gest. zu Zürich 1869.
II. 100.

35. Kapp, Ernst, geb. 1808 zu Ludwigstadt, 1830—49 Professor am Gymnasium zu Minden, nach Amerika ausgewandert, lebt nun zu Düsseldorf. Vergleichende allgem. Erdkunde.
I. 273. 274. 275.

36. Keller, Gottfried, geb. zu Zürich 19. Juli 1819, Maler, Schriftsteller, 1861—76 Staatsschreiber daselbst. Lyriker, Roman- und Novellendichter.
II. 229.

37. Kindt, Hermann, lebt zu Neustrelitz.
II. 432. 433.

38. Kinkel, Gottfried, geb. 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, 1836 Docent der Theologie, 1846 Prof. der Kunstgeschichte zu Bonn, Kunstforscher, lyr., epischer und dramat. Dichter. 1849 nahm er am badischen Aufstande teil, ward gefangen, 1850 befreit. Lebte in London, seit 1866 Prof. am Polytechnikum zu Zürich.
II. 15. 17. 25. 44. 64. 111. 341. 346.

39. Koester, Heinrich, geb. 11. März 1807 zu Wernigerode, Reallehrer zu Barmen, seit 1838 Töchterlehrer zu Düsseldorf, dann Inhaber einer Privatanstalt, gest. zu Düsseldorf 17. April 1881. Vf. verschiedener anthologischer Schriften über deutsche Literatur.
I. 260. 261 (2). 269. 280. 305.
II. 203. 205. 231. 268. 290. 301. 305. 310. 319. 333. 372. 410. 434. 444.

40. Krah, Karl, geb. 7. Sept. 1803, um 1839 Bürgermeister zu Brohl, 1843 Kreissekretär in Vogelsang bei Köln, schließlich Lokalberichterstatter der Köln. Zeitung. Starb zu Köln 15. Sept. 1873.
I. 393. 401. 415. 420. 432.
II. 26. 43. 137. 319. 336. 339. 367.

41. Künzel, Heinrich, geb. 26. Dezember 1810 zu Darmstadt, Reallehrer daselbst, gest. 11. Novbr. 1873. Lyriker, Übersetzer aus dem Englischen.
I. 287. 290. 298. 388. 391. II. 83. 257 (2). 258.

42. Lewald, Frau Dr., in Berlin, Gattin des Rechtsanwalts Lewald.
II. 404. 405.

43. Lindau, Paul, geb. 3. Juni 1839 zu Magdeburg, 1866—69 Journalist in Elberfeld, lebt seit 1871 in Berlin. Kritischer und dramat. Schriftsteller.
II. 362.

44. Malkasten, Künstlerverein zu Düsseldorf.
II. 219.

45. Matzerath, Christian Joseph, geb. 18. Januar 1815 zu Linnich, Referendar zu Köln, 1847 Reg.-Rat zu Aachen, 1856 Gh. Rat zu Köln; gest. das. 24. März 1876. Lyriker.
I. 343. 348. 423.

46. Melos, Ulrica Justine Wilhelmine, geb. Baumann, geb. Hamburg 21. Januar 1780, gest. zu Weimar 9. Oktober 1866.
II. 364.

47. Melos, Maria, geb. Weimar 19. Juli 1820, lebt zu Düsseldorf.
II. 285. 340.

48. Merckel, Johann Friedrich, geb. 16. April 1772 zu Detmold, Stadtrichter daselbst, gest. 11. Januar 1851.
I. 79. 87.

49. Merckel, Ludwig Adolf, geb. 8. Oktober 1810 zu Detmold, seit 1837 Pfarrer zu Örlinghausen, 1842 zu Elbrinxen, 1845—70 zu Varenholz, seitdem Gutsbesitzer zu Humfeld bei Barntrup im Fürstentum Lippe.
I. 43. 75. 76. 77. 95. 104. 111. 127. 139. 270.
II. 312. 447. 449.

50. Molenaar, Isaak, geb. 23. Oktober 1812 zu Zaandam, stud. theol. zu Amsterdam, 1837 Pfarrer zu Irnsum in Friesland, seit 1878 emeritiert zu Zwolle.
I. 226. 232. 251.

51. Müller von Königswinter, Wolfgang, geb. 5. März 1816, 1835 stud. med. in Bonn, Arzt in Düsseldorf, dann Köln, gest. 29. Juni 1873 zu Neuenahr. Lyrischer und epischer Dichter.
I. 257. 265. 272. 277. 279. 284 (2). 290. 295. 296. 297. 300. 305. 332. 343. 348. 391.
II. 272. 273.

52. Neumann, Hermann Kunibert, geb. 12. Nov. 1808 zu Marienwerder, um 1839 Lieutenant zu Wesel, gest. 8. Nov. 1875 als Garnisons-Verwaltungsdirektor zu Neisse. Näheres bei Strodtmann, deutsche Revue II. 1878. Lyriker.
I. 237. 243. 246. 252. 264. 292.

53. Nodnagel, August, geb. 17. Mai 1803 zu Darmstadt, Gymnasiallehrer daselbst, gest. zu Bessungen 29. Januar 1853. Antholog in deutscher Literatur.
I. 405.

54. Preuß, Otto, geb. 16. Juni 1816 zu Detmold, Vorstand der Landesbibliothek und Gh. Justizrat daselbst, seit Herbst 1879 im Ruhestand. Die baulichen Altertümer des lippischen Landes. 1873.
II. 343.

55. Rauschenbusch, Wilhelm, geb. 26. April 1817 zu Altena, seit 1861 Rechtsanwalt und Justizrat zu Hamm, † zu Homburg 3. Sept. 1881.
I. 190.** 191.* II. 451.

56. Riemer, Friedrich Wilhelm, geb. 19. April 1774 zu Glatz, Lehrer bei Goethes Söhne, Prof. am Gymnasium, dann Oberbibliothekar zu Weimar, gest. das. 19. Dez. 1845.
II. 84.

57. Rittershaus, Friedrich Emil, geb. 3. April 1834 zu Barmen, Kaufmann daselbst. Lyriker.
II. 367. 370. 376. 377. 379. 398. 435. 450.

58. Schnezler, August Ferdinand Alexander, geb. 4. August 1809 zu Freiburg i. Br., Postbeamter, dann mit wechselndem Wohnsitz Literat, gest. zu München 1853. Lyriker.

I. 231 (2). 236. 239 (2). 240 (2). 241. 242. 247. 281. 301.

59. Schücking, Christoph Bernhard Levin, geb. 6. September 1814 zu Clemenswerth in Westfalen, Referendar zu Münster, Publizist in Augsburg und Köln, lebt seit 1852 als Schriftsteller zu Sassenberg bei Warendorf. Malerisches und romant. Westfalen 1842. Zahlr. Romane.
I. 321. 324. 326. 329. 341. 346. 348. 349. 352. 382. 404. 408. 409. 412. 419. 422. 430.
II. 28. 50. 68. 69. 70. 82. 96. 133. 135. 167. 179. 190. 193. 200.

60. Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, Professor daselbst, 1837 Pfarrer zu Gomaringen, 1851 Stadtpfarrer zu Stuttgart, starb daselbst 4. November 1850. Lyrischer und Balladendichter, mit Chamisso Hg. des Musenalmanachs.
I. 146. 146.* 147. 148. 151.* 152. 154.* 155. 156.* 157. 158. 160. 162. 163. 164. 167. 167.* 168. 192.* 192. 194.* 195. 198. 199. 201.

61. Schwollmann, Lina, geb. 15. März 1800 zu Aplerbeck, gest. zu Soest 19. Dezbr. 1878.
I. 36. 102. 103. 108. 117. 118. 126. 127. 135. 252. 262. 263. 308. 327. 329.

62. Simrock, Karl Joseph, geb. 28. August 1802 zu Bonn, 1850 Prof. daselbst, gest. 18. Juli 1876, trefflicher Forscher und Übersetzer auf dem Gebiet der älteren deutschen Dichtung, lyr. und Balladendichter.
I. 392. 417.
II. 38. 126. 142. 160. 405. 411.

63. Stolterfoth, Adelheid von, geb. 11. Sept. 1800 zu Eisenach, lebte zu Geisenheim, vereh. 1844 mit ihrem Oheim, Baron v. Zwierlein, gest. zu Wiesbaden 17. Dezbr. 1875. Lyrische und Balladen-Dichterin.
I. 329. 390. 402. 416. 417. 429 (2). 431.
II. 33. 37. 54. 67. 74. 87.

64. Struve, Ernst Emil, Dr. phil., Professor am Gymnasium zu Görlitz, geb. das. 18. März 1802, vereh. 18. Dez. 1840 mit Luise Melos, gest. 10. Mai 1878.
I. 387.
II. 58. 342. 352.

65. Struve, Paul, Sohn von Ernst, geb. zu Görlitz 23. Okt. 1834. Theolog, gest. als Missionar in Indien, 20. Aug. 1866. II. 329.

66. Stumpf, Karl, geb. 13. Sept. 1817 zu Soest, Lehrer zu Remagen, seit 1847 Korrespondent der Colonia zu Köln.
I. 55. 56.
II. 233. 401. 402. 424. 431.

67. Tops, Anna Katharina, geb. Stürmer, gest. 17. Dez. 1819 zu Elberfeld.
I. 8.* 9.* 12.* 12. 13.

68. Tops, Hermann, geb. 2. März 1780 zu Mülheim, gest. zu Brüssel nach Febr. 1837.
I. 24.*

69. Vollmer, Wilhelm, geb. 26. Febr. 1828 in Horb, 1846 stud. theol. in Tübingen, 1853—67 Redakteur des Korrespondenten von und für Deutschland zu Nürnberg, lebt seitdem, mit literar. Arbeiten für die Cotta'sche Buchhandlung beschäftigt, zu Stuttgart. Schiller und Cotta 1876.
II. 381. 382. 426. 439. 460 (2).

70. Walesrode, Ludwig, geb. Altona 14. April 1810, Publicist und Kritiker, Dichter, lebt zu Stuttgart.
II. 451. 453. 456 (2).

71. Weerth, Karl, geb. 13. Januar 1812 zu Detmold, Prof. am Gymnasium daselbst.
II. 326. 327. 329. 330. 331. 334. 338. 340. 346. 349. 350. 455.

72. Wehn, Richard, Kaufmann, † 37 J. alt 9. Febr. 1877 zu Melle in Westfalen.
II. 383.

73. Weidmann'sche Buchhandlung zu Berlin und Leipzig.
I. 165. 167. II. 226.

74. Wolff, Julius, geb. 16. Sept. 1834 zu Quedlinburg, lebt als Schriftsteller zu Berlin. Verf. humoristisch-epischer Dichtungen: Till Eulenspiegel, Rattenfänger v. Hameln, Tannhäuser ꝛc.
II. 399. 428. 443. 448. 449.

75. Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, geb. 26. Juli 1799 zu Altona, 1830 Professor zu Jena, gest. das. 16. Sept. 1851. Fleißiger Novellist, Übersetzer, Anthолog.
I. 229. 235. 253.

76. Marianne Wolff, verwitwete Immermann, in Hamburg.
II. 414.

77. Zulauff, Heinrich, geb. 4. März 1810 zu Barmen, 1825—49 Kaufmann, 1849 ausgewandert, lebt als Landwirt zu Industry, Austin Co. Texas.
I. 263. 283. 330.
II. 224 (2). 225 (2).

II. Namensverzeichnis.

Ahlefeld, Charlotte von I. 385.
Althaus, Gbr. II. 223. 245.
Amor, Tanzmeister I. 48. 122.
Andersen, Hans Christian II. 4. 67. 68. 76. 83. 106. 108.
Andree, Karl II. 90. 95.
Arndt, Ernst Moritz I. 225. 277.
Arnim, Bettine von I. 355. 361. 362. II. 33.
Auerbach, Berthold I. 340. 372. 398.
II. 4. 83. 88. 90. 91. 95. 96. 358. 403. 476.
Bachmann, Moritz I. 104. 107.
Baedeker, Buchhändler II. 71. 129.
Beck, Karl I. 266. 271. 276. 305.
Becker, Maler Ernst II. 85. 87. 134.
Becker, Maler Jakob I. 287. 297. 332. 353. 371. 372. 373. 375. II 87.
Becker, Hermann II. 235. 361.
Becker, Nikolaus I. 340. II. 336.
Begemann, Lehrer I. 8. 9. 19. 116.
Beta, Heinrich I. 191.
Binzer, August und Frau I. 286. 333. 372. 373. II. 20.
Blind, Karl II. 244.
Blum, Robert II. 223.
Boas, Eduard I. 144. 160. 161.
Bodenstedt, Friedrich II. 245. 321.
Boelling, August I. 177. 305. II. 260. 271. 358. 426.
Boelte, Amely II. 198.
Braunfels II. 97. 110.
Brentano, Clemens I. 355. 363. 420.
Bucher, Lothar II. 400.
Buchheim, Professor II. 245.
Buchner, Karl I. 396. 397. 404. 409. 420.
II. 28. 109. 223. 258. 430. 442.
Bulwer-Lytton, Edward II. 194.
Bunsen, Christ. Karl Josias II. 195.
Bürgers, Heinrich II. 120. 235. 394.
Carriere, Moritz I. 191. 292. 293. 355. 361. 398. 420.
II. 4. 65.

Chamisso, Adelbert von I. 123. 141 — 146. 151. 152. 155. 165. 168. 182 — 92. 284. 292. 294. 295.
II. 261. 453.
Claſſen-Kappelmann, Johannes II. 354. 358. 380. 388. 390.
Cloſtermeier, Rat I. 10. 12. 15. 19. 29 — 32. 80. 148. 267. 405.
II. 261. 343. 377. 455. 457. 469.
Cloſtermeier, Luiſe I. 9. 33. 406. 407. 420.
Coremans II. 128.
Cornwall, Barry II. 194.
Cotta, Georg v. I. 160. 164. 196. 200. 384.
II. 52. 63.
Cruikſhank, Zeichner I. 114. 115. 184.
Deutſch, Emanuel II. 245.
Diefenbach, Lorenz I. 420. II. 85.
Dingelſtedt, Franz I. 203. 263. 270. 296. 297. 306. 345. 378. 383. 384. 420 423. 425. 427.
II. 94. 182.
Dingelſtedt, Gabriele II. 295.
Donndorf, Karl Adolf II. 465.
Dowiat, deutſch-katholiſcher Prediger II. 171.
Dralle, Fr. Wilh. I. 333. 334. 342. 346. 350. 353. 372. 374. 376. II. 333.
Draexler-Manfred, Karl Ferd. II. 83.
Droſte-Hülshof, Annette Eliſabeth I. 385. 405. 420. 423. 430.
II. 130. 135.
Duller, Eduard I. 87. 95. 126. 268. 340. 398. 403. 409. 420.
II. 35. 95. 103. 275. 281. 442.
Du Mont, Joſeph I. 221. 222. 224. 342. 432.
II. 90. 110. 319. 336. 337. 339.
Eckermann, Joh. Peter I. 269. 407.
Eichmann, Theodor I. 177.
II. 208. 222. 233. 245. 246. 388.
Elbers, Ludwig I. 177.
II. 222. 358. 369. 378. 390. 396. 426. 435.
Elze, Karl II. 275. 459.
v. Eynern in Barmen I. 176. 308. 322.
II. 358.
Falkmann, Rat I. 16. 20. 26. 27. 76. 77. 98. 148. 406.
II. 261.
Felſing, Jakob I. 398. 409. 414.
II. 223. 258. 281.
Feuerbach, Ludwig Andreas II. 223.
Fiſcher, J. G. II. 389. 465. 466.
Follen, Adolf II. 151. 170. 172. 230.
Freiligrath, Johann Peter I. 3. 8.
Freiligrath, Johann Wilhelm I. 3. 4. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 14. 17. 18. 19. 40. 41. 81. 148. 405.
II. 178. 261. 349. 383.

Freiligrath, Luise, geb. Tops I. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. II. 383.
Freiligrath, Wilhelmine geb. Schwollmann I. 14. 94. II. 44. 124. 137. 138. 383. 417. 431.

Freiligrath, Ferdinand.

a. Leben.

A. Detmold. 1810 — 1825. I. 1 — 33.

Großeltern und Eltern, I. 3. Geburtshaus 8. II. 383. Kinderjahre 8. Mitteilungen von Doris Sagel 15. von L. Merckel 16. Schuljahre 16. II. 327. 349. 350. Erste dichterische Versuche 20. 23. Onkel Hermann zu Edinburg 24. Rat Clostermeier 29. Abgang vom Gymnasium 33.

B. Soest I. 1825 — 1832. I. 34 — 88.

Lehrlingszeit I. 34. Handschrift 37. Studium der neueren Sprachen 38. Brustleiden 40. Übersiedelung des Vaters nach Soest 41. Des Vaters und des kleinen Bruders Tod 41. Dichtungen 43 — 46. Reiter und Jäger 46. Erste Veröffentlichungen. Soester Wochenblatt 49 — 59. Mindener Sonntagsblatt 59 — 68. Verschollenes Blatt 68 — 72. Verlobung mit Lina Schwollmann 72 — 74. Freundschaft mit H. Jerrentrup 74. Briefe 74 — 88.

C. Amsterdam. 1832 — 1836. I. 91 — 173.

Einsamkeit und Heimweh. I. 91. 279. 285. Das Haus Joh. Müller 92. Mitteilungen von Frederik Müller 93. Briefwechsel mit dem Haus und den Freunden 94 — 141. Briefwechsel mit Chamisso 141 — 145. Mit G. Schwab 146 — 169. Dichterthätigkeit in Amsterdam 169. Zeugnis von J. Sigrist 173.

D. Soest II.-Barmen 1836 — 1839. I. 174 — 323.

Stilleben und literarische Arbeiten in Soest. I. 174. Übersiedelung nach Barmen 176. Freundschaft mit Boelling, Elbers, Koester ꝛc. 177. Mitteilungen von Zulauff 178. Bekanntschaften am Rhein 179. Briefwechsel mit Chamisso 182 — 192. Mit Schwab 192 — 204. Mit Immermann 204 — 225. Mit dem Haus und den Freunden 225 — 311. Gedichte 312. Das malerische und romantische Westfalen 318. Wanderung durch Westfalen 318. Freundschaft mit L. Schücking 320. Die Detmolder Bibliothekarstelle 321. Abschied von Barmen 322.

E. Unkel. 1839 — 1841. I. 324 — 395.

Wanderfahrt nach Unkel I. 324. Herbst 1839. 325 — 334. Rheinisches Jahrbuch, I. Bd. 325. Das malerische und romantische Westfalen 336. Rolandsalbum 336. Rheinisches Jahrbuch, II. Bd. 339. Zahlreicher Besuch 340. Briefe an die Freunde 341. Brief von Cl. Brentano 355. Liebesfrühling am Rhein 363. Ida Melos 364. Ferdinand und Ida 367. Brieftagebuch 371. Reise

nach Weinsberg und Stuttgart. Winteridyll in Monra 382. Aufenthalt in Weimar 385. Zukunftspläne 386. Die Britannia 387. Rückkehr nach Unkel 389. Briefe an die Freunde 390 — 395. Verheiratung 395.

F. Darmstadt. 1841 — 1842. I. 396 — 433.

Verhältnis zu K. Buchner u. a. Freunden I. 396. Literarische Arbeiten 398. Das preußische Jahrgeld 399. Freimaurerei 400. Briefe 401 ff. Dichterfehde mit Herwegh 425. Rückkehr an den Rhein 433.

G. St. Goar. 1842 — 1844. II. 1 — 112.

Leben und Gesellschaft II. 3. Geibel und Longfellow 5. Buch über Immermann 6. Übergang zur politischen Dichtung 7. Anerbietungen von Weimar 13. Briefe an die Freunde 13. ff. Huhn und Nachtigall 42. Bekanntschaft mit Hoffmann v. Fallersleben 71. Sommermonate 1844 in Asmannshausen und Kronthal 103. Abschied von Deutschland 112.

H. Belgien, die Schweiz, London I. 1844 — 1848. II. 113 — 207.

Glaubensbekenntnis II. 113 — 119. Ostende und Brüssel 119. Bericht von H. Bürgers 120. Briefe 124. Reise nach der Schweiz 145.
Sommer 1845 in Meyenberg 148. Käthes Geburt. Überzug nach Zürich 149. Gedichte 151. Ça ira 153. Übersetzungen 155. Abreise von Zürich 156. Briefe 156 — 183.
Rückkehr zur Kaufmannschaft 178. Häusliches Leben in England 185. Briefe 186 — 202. Die Revolution von 1848. Dichtungen 202. Briefe 203 — 207.

I. Düsseldorf, Köln, Bilk. 1848 — 1851. II. 208 — 237.

Heimkehr nach Deutschland und Ansiedelung zu Düsseldorf II. 208. Die Todten an die Lebenden 208. Verhaftung und Freisprechung 210. Bericht von Strodtmann 211.
Übersiedelung nach Köln 213. Dichtungen 213. Entweichung nach Holland 215. Trübe Zeit. Bericht von Strodtmann 217.
Rückkehr nach Düsseldorf 219. Bildnisse 220. Poesien 220. Das Haus 222. Briefe 222 — 233. Entweichung nach England 233. Politische Prozesse 234 — 237.

K. London II. 1851 — 1868. II. 239 — 384.

Zweiter Aufenthalt in London II. 241. Freundschaftlicher Verkehr 244. Das Haus 246. Stellung zu den deutschen Flüchtlingen 247.
Commis bei Oxford 249. Literarische Arbeiten 249. Briefe 250 — 291.
Kündigung bei Oxford 291. Sorgenjahr. Sang von Hiawatha 293. Freiligrath wird Sommer 1856 Manager bei der Schweizer Bank 293. Verhältnis zu Kinkel und Marx 294. Schriftstellerische Thätigkeit 295. Briefe 296 — 353.
Ende 1865 Erlöschen der Schweizer Bank 353. Sorgenzeit. Silberne Hochzeit 354. Freiligrath-Dotation 356. Verlobung der Töchter 360. Reisen 1867 und 1868 nach Deutschland 360. Briefe 362 — 384.

L. Stuttgart und Canstatt. 1868 — 1876. S. 385 — 466.

Heimkehr. Fahrt rheinauf II. 387. Fest in Köln 388. Stuttgart 389. Festliche Tage 1869 in Bielefeld und Detmold 390. Kriegslyrik 1870. 393. Gesammelte Dichtungen 394. Briefe 396 — 416.
Letzte Lebensjahre 416. Ottos Tod 418. Übersiedelung nach Canstatt 419. Verletzung am Bein 421., Schweizerreise. Briefe 422 — 458. Letzte Krankheit 459. Freiligraths Tod 463. Grabdenkmal 465.

b. Erscheinung und Wesen.

I. 15. 16. 26. 92. 93. 178. 179. 236.
II. 121. 122. 123. 187. 295. 361. 467 — 476.
Bildnisse I. 319. 331. 332. 385.
II. 85. 87. 220. 417. 467. 468.

c. Werke.

NB. Das Durchschossene ist ganz oder teilweise abgedruckt.

A. Detmold. 1810 — 1825.

Transparent I. 20. Lobgedicht auf den Hund Schweizer 21. Stegevirias 21. 130. Urian 23. 269. Geburtstagswünsche 24. Ovidische Reimereien 268.

B. Soest I. 1825 — 1832. Im allg. II. 347.

a. Vereinzelte: Auf Clostermeiers Tod I. 30. O lieb', so lang du lieben kannst 42. 281. 283. Bei Ottos Tode 43. Moosthee I. 45. 48. 142. II. 461. Barbarossas Erwachen 46. 48. 86. 104. Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann 48. 117. Flaschenkrieg 48. Zauberspiegel 73. Zerstörung von Persepolis 78. Bernhard zur Lippe 82. Johanniskuchenlied 83. 84. Luftballonführer 86. 268. Wintermärchen 86. Wahrscheinlich: Der Tod, Das kranke Kind, Die Blüthe I. 104 in der Gunloda.

b. Aus dem Soester Wochenblatt: Todes Wiegenlied I. 50. Der große Teich in Soest 51. 80. Ballade 52. Wall-Rondel 52. Thomas-Turm 5., Mauerturm auf dem Ulrichswall 52. Nöttenthor 53. 80. Sommerlied 53. Marcus Curtius 54. Blüchers Handschuh 54. Weihnachtslieder 55. 59. Adler und Schlüssel 55. 83. 217.

c. Aus dem Mindener Sonntagsblatt: Das arabische Roß in der Fremde I. 60. Nordlicht 60. Der Blumen Rache I. 61. 214. 216. II. 345. Die Schreinergesellen 61. Die Leiche 61. 101. Schneeball und Frostblumen 61. 97. Der Eggesterstein, Erzählung 64. 107.

d. Aus einer unbekannten Zeitschrift: Fragment I. 68.

e. Übersetzungen: Walter Scott u. a. I. 39. 40. 48. 53. 78. 149. Coleridges Ancient mariner u. a. 60. 61. II. 322. 462. Donald Dhus Kriegsgesang 64. Byrons Mazeppa 47. 98. 228. II. 482. Giaour 98.

C. Amsterdam. 1832 — 1836.

Aus dem Mindener Sonntagsblatt 1832. 1833. I. 64. Mohrenfürst 64. Bilder-

bibel 42. 48. 64. Wetterleuchten in der Pfingstnacht 48. 64. Vier Roßschweife 64. Nebo 48. 64. Auswanderer 64. 104.
Tiger und Wärter 65.

b. Aus Bachmanns Gunloda 1833. I. 104. Im Walde. Tanne II. 453. Amphitrite. Falk. Auswanderer. Schwalbenmärchen. Prinz Eugen. Piratenromanze. An Afrika. Hafengang.

c. Aus Bachmanns Kränzen 1834. I. 104. Der schlittschuhlaufende Neger. Zwei Feldherrngräber. Florida of Boston. Schwertfeger von Damaskus. Scheik am Sinai I. 59. 115. II. 345. Meerfabel. Audubon. Griechin auf der Messe. Divan der Ereignisse.

d. Aus Langewieschens Lies mich 1834. I. 117. Afrikanische Huldigung. Die Toten im Meere. Der Wecker in der Wüste. Der Mann im Walde. Des Räubers Begräbnis.

e. Aus dem Lippischen Magazin 1835. Heinrich der Seefahrer I. 130. 140.

f. Aus dem Schiller-Album 1835. I. 146. 147. 164.

g. Aus dem Musenalmanach für 1835. I. 133. 140. 142. 161. Scipio 140. 142. Löwenritt 142. Moosthee 45. 48. 142. Anno Domini 142.

h. Aus dem Musenalmanach für 1836. I. 146. Am Kongo 146. Gesicht des Reisenden. I. 146. II. 345. Fieber 146. 187. Tod des Führers. I. 127. 146. 152. II. 345. Der Wassergeuse 144. 146. 155. 161. 193.

i. Aus dem Musenalmanach für 1837. I. 146. Nebel 146. Leviathan 146. Odysseus 146. Henry 145. 146. Flüchtling 146. Vorgefühl 146. 189.

k. Aus dem Morgenblatt 1835. I. 150. An das Meer 150. 152. Die irische Witwe 145. 150. 153. 155. Geisterschau 150. 156. Drei Lieder nach Burns s. u. Sandlieder 150. 157. 158. 193. 358. 362. Einem Ziehenden 150. 193. 195. Der Alexandriner I. 150. II. 345. Geusenwacht 150. 158.

l. Aus dem Morgenblatt 1836. I. 164. In Schillers Album s. o. f. Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren 164. Der Ausgewanderte Dichter 164. 175. 188. 191. 264. Der Reiter 46. 164. 171. 175. 185.

m. Rheinisches Odeon I. 141. 163. 169. 175. 228. 230. 231. 233. 238. 241. 253. 264. II. 68.
Bd. I. 1836. I. 175. Reiter 175. Ausgewanderte Dichter 175.
Bd. II. 1838. I. 175. Ausgewanderte Dichter 175. Leben des Negers 168. 175. 264. Memnon 175.

n. Phönix I. 135. 159. 164. 186. 228. Schahingirai 185. 186.

o. Deutsches Album I. 140.

p. Beabsichtigtes: Reisende Dichter I. 145. Polenlieder 151. Gedichte über Zeitereignisse 154. Mumienweizen II. 412.

q. Vereinzeltes: Nachtfahrt I. 91. Landrinette 91. Unter den Palmen 185. 186. Die Nacht im Hafen 177.

r. Übersetzungen: Im Mindener Sonntagsblatt I. 65. 68.
Nach Viktor Hugo I. 94. 126. 127. 128. 130. 133. 135. 137. 139 — 141. 159 bis 161. 172.
Nach Musset I. 130. 162. II. 345.
Im Literarischen Ausland I. 140. 162. 229. 234. 236.
Nach Burns I. 150. 155. 156. 158. 160. 187. II. 345. 362.
Nach Coleridge I. 160.

D. Soest II.-Barmen. 1836 — 1839.
a. Gedichte: Im Herbste I. 174. Mirage 174. 205. 243. 255. Die Schiffe 243. Auf Grabbes Tod I. 169. 174. 185. 192. 234. 235. 262. 358. II. 345. Das Hospitalschiff 206 — 212. 270. Die Steppe 212. 266. Die Wiesenkirche 229. Memnon 175 239. 264. Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten 279. Kreuzigung 293. 294. Gedichte für den Phönix 317. Roland 320. 329. 330. Freistuhl zu Dortmund 320.
b. Gedichte, 1. Sammlung: I. 84. 89 — 95. 195. 198. 199. 201. 227. 228. 232. 233. 264. 273. 312.
c. Unvollendetes: Die Flasche I. 183. 185 — 187. Walther von der Vogelweide 241 — 243. Cyklus „Dichter" 259. 260. Die Stirn umglüht 276. 279. Ein schwüler Sommertag 279. Grablied für L. Landon 299.
d. Übersetzungen: Nach Viktor Hugo I. 174. 193. 198. 216. 228. 231. 233. 234. 238. 239. 254. 255. 312. 406.
Venus und Adonis I. 225. 330. 333 — 335. 392. 413. 414.
Nach Engländern I. 288. 289. 299. 301. 306. II. 439.
Nach Rebout I. 59. 234. 235. Nisa 219.
Nach Bilderdyk I. 229.
e. Rheinisches Jahrbuch I. 221 — 23. 257. 258. 284. 290. 295. 300. 305. 329. 335. 339. 342. 350. 424. II. 68.
f. Malerisches und romantisches Westfalen I. 220. 225. 304. 318. 330. 333. 334. 336. 407.

E. Unkel. 1839 — 1841.
a. Rolandsalbum I. 336 — 339. 343. 363. 407.
b. Gedichte: Auf dem Drachenfels I. 324. 363. 375. Die Rose 326. 340. 347. 349. Liebeslieder 339. 368 — 370. Carnevalslied 345. 347.
c. Unvollendetes: Rosenlied I. 369. Deutscher Childe-Harold 384. 410
d. Übersetzungen aus dem Englischen I. 344.

F. Darmstadt. 1841 — 1842.
a. Gedichte: Aus Spanien I. 398. 413. 415. Ein Denkmal I. 398. 432. II. 21. Rheinsage I. 399. 419 — 421. 427. 428. 431. 432. II. 29. **1862.** I. 399. 432. II. 21. 347. An Karl Buchner II. 421.
b. Unvollendetes: Domalbum I. 403. 416. Domlied 421. Laacher See 415. 421. 432. Antwort an Herwegh 423. 425. 426. 431.
c. Übersetzungen I. 402. 417. 419.
d. Britannia I. 387 — 389. 399. 403. 412. 415. 416. 419.

G. St. Goar. 1842 — 1844.
a. K. Immermann I. 377. 384. II. 6. 7. 15. 21. 25. 29.
b. Politische Dichtung II. 7 — 12. 48. 70. 71. 74. 97. 98.
Patriotische Phantasien II. 73 — 76. 81. 84. 97.
Glaubensbekenntnis II. 99. 101 — 104. 110. 111. 113 — 119. 126. 128. 130. 131 — 135. 139. 140. 261.
Einzelne Gedichte: Ein Flecken am Rheine I. 363. II. 8. 26. 30. 40. 49. Ein Brief II. 9. 46. 49. 50. 54. 60. 62. Mit raschen Pferden II. 50. Prinz

Ludwig von Preußen II. 79. 81. 83. 84. 127. Königstuhl bei Rhense II. 81. 83. 84. 90. Dorfgeschichten II. 91. 413. Trotz alledem II. 96. 115. Die Freiheit! Das Recht II. 92. 95. 115. Am Baum der Menschheit II. 100. Im Himmel II. 98. 99. Die weiße Frau II. 99. Wann? II. 101. Auch ein Walpurgisnachtstraum II. 108. Das Fensterkreuz II. 108. 109. An Hoffmann v. Fallersleben II. 264.
Vision II. 8. Gedicht auf die Gebrüder Grimm (Ein Kindermährchen) II. 95. 98. 103.

c. Unpolitisches: Huhn und Nachtigall II. 42. 43. 47. An Riemer II. 84.

d. Übersetzungen aus dem Englischen II. 7. 34. 38. 40. 58. 74. 84. 89. 93. 95. 97. 136. 427.

e. Beabsichtigtes: Drama Dante II. 58. Lustspiel nach dem Simplicissimus II. 58. Lurlei, Jahrbuch für Poesie II. 34. 38.

H. Belgien, die Schweiz, London I. 1844 — 1848.

a. Unpolitische Dichtungen: Meiner Frau zum Geburtstage II. 119. Requiescat II. 152. Nach England II. 184. 262.

b. Politische Dichtungen: Leipzigs Todten II. 152. 166. 261. Vor der Fahrt 153. Eispalast 153. Wie man's macht 153. Freie Presse 153. Von unten auf 154. Ça ira 153. 154. 171. 189. 261.
Irland II. 186. 262. Im Hochland fiel der erste Schuß II. 203. Die Republik 203. Schwarz-Rot-Gold 203. Berlin 203. Lied vom Tode 203.

c. Übersetzungen: Victor Hugo II. 155. 165. 171. 261. Englische Lyrik II. 155. 163. 165. 171. 261. Lied vom Hemde II. 186. 262.

I. Düsseldorf, Köln, Bilk. 1848 - 1851.

a. Politisches: Trotz alledem II. 208. Die Todten an die Lebenden II. 208. 209. 262. Wien 213. Blum 213. Ungarn 213. Reveille 214. Abschiedswort der N. Rhein. Zeitung 214. 262. Am Birkenbaum 221. Kalifornien 221. Die Revolution 221. Neuere politische und soziale Gedichte 221. 233. 236. 262. 263.

b. Unpolitisches: Zwischen den Garben II. 216. 222. 225. 227. 262. Weihnachtslied für meine Kinder 220.

c. Übersetztes: 24. Juni bis 24. November II. 214. Venus und Adonis II. 214. 216. 225. 227. 228. 262.

K. London II. 1851—1868.

a. Lyrisches: An der Weltstadt nördlichem Saum II. 242. Zwei Episteln an Weydemeyer 243. 249. Robert Burns 286. Auf Eichmanns Hochzeit 271. 317. 408. 413. Auf Koesters Hochzeit 289. 292. 302. 317. 411. Auf Joh. Kinkels Tod 294. 295. In Jul. Rodenbergs Album 295. An Gabriele Dingelstedt 295. Für Julius Mosen 295. 346. Fürs schwarze Land 295. 355. Zur Schillerfeier. Zwei Festlieder 295. 296. 324. 325. Auf Koesters Kindtaufe 304. 305. Aus der englischen Apfelblüte 342. Westfälisches Sommerlied 354. Nadel und Draht 354. 365. Allerlei Funken 355. An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard 360. 379. An Landon 378.

b. Übersetztes: Sang von Hiawatha II. 293. 301. 303. 311. 312. Nach Whitman 381. 382. Nach Burns 382.

c. Gesammeltes, deutsch: Dichtung und Dichter II. 250. 272. 273. 274. 276. 277. 280.

d. Gesammeltes, englisch: Rose, Thistle and Shamrock II. 242. 250. 255. 258. 267. 304.
e. Wissenschaftliches, englisch: Aufsätze im Athenäum II. 291. 292. 296. 300. 339. Über Wallenstein 296. 339. 341. Vorwort zu Coleridge II. 296. 330. 331. 341. Studien über die ältere englische Poesie 250. 258. 269. 374.
f. Beabsichtigtes: Aufsätze für Tauchnitz II. 330. 331. Übersetzungen nach Shakespeare 374.
L. Stuttgart und Canstatt. 1868—1876.
a. Lyrisches: Bei M. Hartmanns Abschied II. 390. Zu K. Mayers 83. Geburtstag 390. 407. Zu Luisens Hochzeit 390. Lieder an die Enkel 390. Im Teutoburger Walde 391. Hurrah Germania 394. 425. So wird es geschehen 394. An Wolfgang im Felde 394. 410. 413. Trompete von Gravelotte 394. 413. Freiwillige vor! 394. An Deutschland 394. Gesammelte Dichtungen 394. 395. 408. 411. 425. 429. Tauflied für Ganzhorn 397. Barfüßele 400. 413. Februar 1870. 404. 405. 407. Zu Hölderlins 100jährigem Geburtstage 408. Aus Graubündten 417. Wilhelm Müller. Eine Geisterstimme 417. Goethes Gruß zum Kölner Mummenschanz 417. Rotkäppchen 418. 438. Otto zu Wolfgangs Hochzeit 418. 438. Lang, lang ist's her I. 30. II. 422. 455. 457. Hebel und Scheffel II. 459. 460. 461.
b. Übersetztes: Nach englischen und nordamerikanischen Dichtern II. 390. 420. 432. 433. 434.
c. Hallbergers Illustrated English Magazine II. 421. 454. 459.

Freiligrath, Karl I. 35. 94. 123. 125.
II. 124. 137. 138. 167. 173—178. 183. 192. 196.
Freiligrath, Otto I. 43. 81. II. 27. 178. 322.
Freiligrath, Lina I. 94. 95. II. 124. 137. 138. 167. 432. 507.
Freiligrath, Gisberta I. 94. 95. II. 124. 137. 138. 432. 466.

Freiligrath, Ida I. 349. 353. 364 — 370. 383. 396. 466.
II. 204. 261. 284. 313. 364.

Freiligrath, Käthe II. 149. 166—170. 173. 174. 176. 188. 194. 197. 204. 233. 253. 303. 323. 337. 339. 360. 379. 380. 406. 407. 437. 466.
Freiligrath, Marie II. 185. 188. 190—192. 196. 204. 334.
Freiligrath, Wolfgang II. 185. 197. 200. 204. 253. 256. 280. 303. 323. 337. 348. 388. 390. 407. 410. 411. 413. 416. 418. 423. 431. 437. 459. 466.
Freiligrath, Luise II. 222. 225. 303. 323. 337. 354. 360. 390. 406. 466.
Freiligrath, Otto II. 222. 233. 253. 280. 303. 321. 323. 326. 337. 354. 366. 407. 418. 423. 431. 435. 436. 437. 438. 441.
Freiligrath, Percy II. 246. 266. 280. 303. 305. 306. 325. 326. 329. 337. 407. 437. 441. 458. 466.423. 431.

Friedrich Wilhelm IV. v. Preußen I. 320. 399. 400. 418. 429.
II. 9. 11. 26. 29. 30. 125.
Gagern, Hans Christoph v. I. 420.
Gall, Luise von I. 398. 414. 420.
II. 4. 5. 25. 28. 39. 42. 43. 45. 54. 67. 79. 83. 87.
Ganzhorn, Wilhelm I. 341. 372. II. 3. 14. 389. 463. 465.

Gaudy, Franz v. I. 189.
Gauwerky, Dr. I. 40.
Geibel, Emanuel II. 5. 6. 54. 55. 62. 65. 66. 67. 70. 75. 76. 78. 80. 81. 83. 87. 90. 97. 98. 103. 106. 125. 134. 135. 165. 274. 418. 419.
Genast, Schauspieler I. 385.
Gerstenberg, Kaufmann II. 245. 307.
Glaßbrenner, Adolf I. 340.
Goethe, Joh. Wolfgang v. I. 364—366.
Goethe, Wolfgang v. I. 334. 340. 342. 350. 354. 364. 365. 367. II. 186. 199.
Goethe, Walther v. I. 364. 365.
Golther, Minister II. 465.
Gottschall, Rudolf II. 358.
Grabbe, Dietrich Christian I. 8. 81. 82. 85. 86. 87. 100. 104. 116. 141. 163. 230. 237. 252. 262. 264. 268. 406. II. 70. 326. 377. 448.
Graß, Bildhauer II. 220.
Grimme, Dialektdichter II. 451. 452.
Grün, Karl II. 142.
Grüneisen, Karl II. 382.
Gruppe, Otto Friedrich I. 344. II. 226.
Gutzkow, Karl I. 133. 164. 197. 233. 240. 304. 333. 343. 420. II 19. 90. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 104. 135.

Hackländer, Fr. Wilh. I. 177. 331. 340. 398. 407. II. 28. 389. 420.
Hallwachs, Gh. Rat I. 398. 409.
Häring, Wilhelm (Wilibald Alexis) II. 78. 83.
Hartmann, Maler II. 220.
Hasenclever, Joh. Peter II. 220. 231. 275. 277. 291.
van Hasselt II. 119.
Heinzen, Karl II. 48. 91. 119. 122. 123. 124. 137. 142. 146. 147. 151. 157. 160. 162. 165. 170.
Heller, Stephen II. 245.
Hemsen, Wilhelm II. 389. 420. 465.
Herwegh, Georg I. 411. 423. 425. 426. 427. 430. II. 6. 9. 10. 11. 37. 41. 46. 47. 48. 49. 50. 54. 59. 62. 69. 70. 96. 98. 113.
Heß, Dr. II. 245.
Heuberger, Karl II. 4. 43. 45. 78. 92. 93. 94. 95. 103. 125. 134. 137. 169.
Heydt, Abraham Wilhelm v. d. I. 5. 8.
Heydt, Elise v. d. I. 5.
Heydt, Hermann v. d. I. 95. II. 354. 366.
Hildebrandt, Theodor I. 203. 297.
Hiller, Ferdinand II. 4. 83. 104.
Hoefer, Edmund II. 389. 465.
Höpfner, O.-App.-G.-R. I. 398. II. 167.
Hoffmann von Fallersleben, Heinrich I., 157. 194. 423. 427.

II. 4. 11. 50. 71. 72. 73. 75. 83. 103. 104. 108. 109. 134. 263. 264. 274. 390. 391. 442. 443. 444.
Hohenhausen, Elise v. I. 103. 107.
Howitt, Ehepaar II. 38. 65. 83. 185.
Hub, Ignaz I. 163. 175. 230. 231. 233. 236. 237. 248. 253. II. 380.
Hübner, Karl I. 180. 331. 332. 347. 353. 371. 373. II. 124.
Humboldt, Alexander v. I. 387. 400. 418. 429. II. 29. 142. 261.
Huth u. Comp. II. 187. 198. 199. 307.
v. Jan I. 106. 109. 110. 157.
Janssen, Theodor, Kupferstecher I. 180. II. 275.
Janssen, Maler II. 435.
Jaup, Gh. Staatsrat I. 398. 409.
Jerrentrup, Heinrich I. 74. 142. 143. 235. 308.
Immermann, Karl I. 179. 180. 202. 204. 205. 225. 252. 255. 268. 273. 278. 286. 304. 305. 314. 354. 373. II. 261. 452. 453.
Joachim, Musiker II. 245.
Johann, Erzherzog von Österreich II. 30. 31.
Johnson, Andrew II. 241. 242. 253.
Jordan, Wilhelm II. 406.
Juch, H. II. 356. 368. 369. 370.
Kakegagabowh II. 321.
v. Kampen, Professor I. 162. 229.
Kapp, Alexander II. 100.
Kapp, Ernst I. 273. II. 100.
Kaulbach, Wilh. v. II. 447.
Keller, Gottfried II. 156. 231.
Kerner, Justinus I. 363. 378. 383. 384. II. 4. 73. 75. 76. 77. 78. 79. 83. 94.
Kerner, Theobald I. 378. II. 77.
Kinkel, Gottfried I. 180. 286. 335. II. 4. 67. 83. 93. 244. 245. 294. 302. 319. 320. 358.
Klaiber, Julius II. 465.
Kleinenbroich, Maler II. 218.
Klemmen-Fritze I. 116.
Kobbe, Theodor v. II. 83.
Koenig, Heinrich I. 398.
Koester, Heinrich I. 177. 178. 179. 260. II. 208. 223. 233. 245. 255. 271. 289. 299. 387. 388. 390. 426. 435.
Koestlin, Reinhold I. 384.
Krah, Karl I. 401. 411. 430. II. 23. 24. 28. 403.
Kroeker, Eduard II. 360. 376.
Künzel, Heinrich I. 287. 387. 398. 400. 409. 420. II. 245. 250. 281. 442.

Kurz, Hermann I. 382.
Langewiesche, Wilhelm I. 179. 220. 250. 306. 318. 319. 336. 353.
La Roche, Schauspieler I. 366. II. 83.
Lassalle, Ferdinand II. 233.
Laßberg, Joseph v. I. 419. 420. 423.
Laube, Heinrich I. 224. II. 97.
Lenau, Nikolaus I. 109. II. 130. 137.
Lessing, Karl Friedrich II. 65. 124.
Lewald, August I. 382. 383. 384.
Lippe, Fürstin Pauline zur I. 6. 7. 14.
Liszt, Franz I. 378. II. 149.
Longfellow, Henry Wadsworth II. 5. 20. 23. 24. 25. 28. 34. 45. 54. 67. 201. 202. 457. 458.
Löwe, Joh. Karl Gottfried I. 293. 311. II. 442.
Lübke, Wilhelm II. 465.
Marianne, Prinzessin von Preußen I. 338. 339. 343. 346. 399. 418. II. 13. 60.
Marx, Karl II. 88. 119. 120. 122. 123. 143. 213. 214. 215. 234 244. 262. 272. 291. 294.
Matzerath, Christian Joseph I. 180. 203. 221. 223. 257. 277. 278. 282. 284. 286. 295. 296. 297. 300. 301. 302. 305. 327. 334. 335. 393.
Mayer, Karl, Dichter II. 389. 407.
Mayer, Karl, Politiker II. 465.
Melos, Professor I. 364. II. 463.
Melos, Maria II. 5. 57. 77. 103. 106. 120. 140.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix II. 104. 108. 109.
Menzel, Wolfgang I. 86. 117. 133. 149. 169. 228. 233. 382. 384.
Merckel, Ludwig I. 16. 87. 88.
II. 245. 330. 340. 349.
Milnes, Monckton II. 194.
Möbius, Professor I. 20. 33. 148. 411. II. 327. 349.
Molenaar, Isaak I. 92.
Mühl, Gustav II. 144. 147. 148.
v. Müller, Kanzler I. 385. 400. 429. II. 61. 83. 261.
Müller, Frederik I. 92. 93. II. 31.
Müller, Johannes I. 92. 93. 127. 134. 194. 229. 232. 234. II. 151.
Müller, Niclas I. 195. 196. 200. 203.
Müller, Otto I. 398. II. 389.
Müller, Wolfgang I. 177. 180. 257. 302. 335. 344. 345. 371.
II. 208. 213. 232. 266.
Münch, Ernst I. 382. 384.
Muquardt, Buchhändler II. 120. 128.
Neuhaus, Reinhard II. 358.
Neumann, Hermann I. 175. 342.
Noback, Karl I. 386. 387. 418. 429.
Nodnagel, August I. 142. 301. 302. 398. 407. 409. 420.
II. 24. 68. 258. 281. 442.
Nothjung, Schneider II. 234. 235. 267.

Oken, Lorenz II. 155.
Oxford, Mr. II. 244. 259. 260. 287. 288. 289. 297. 308.
Paulus, Eduard II. 389.
Pfarrius, Gustav I. 180. 272. 340. 345. II. 390.
Pfizer, Gustav I. 140. 141. 162. 169. 201. 210. 260. 288. 290. 299. 382. 384. II. 94.
Ploennies, Luise von I. 398. II. 83. 119. 442.
Preuß, Rat I. 20. 26.
Preuß, Otto I. 321.
Pringle, Thomas I. 142.
Prutz, Robert I. 424. 425.
Pustkuchen, Kantor I. 18. II. 327. 349.
Püttmann, Hermann II. 49. 95.
Radowitz, Joseph v. I. 418. II. 30. 56. 60. 61.
Rasch, Gustav II. 243.
Rauschenbusch, Wilh. I. 190.
Reinbeck, Hofrat I. 380. 381. 382.
Reinick, Robert I. 180. 202. 258. 261. 272. 278. 348.
Riesser, Gabriel II. 149. 318.
Rittershaus, Emil II. 245. 296. 357. 358. 361. 368. 369. 388. 390. 426.
Rodenberg, Julius II. 243. 245. 295.
Rohdewald, Professor I. 20. 77. 406.
Ronge, Johannes II. 171. 223.
Rost, Alexander I. 385.
Rousseau, Joh. Baptist I. 264.
Rückert, Friedrich II. 362. 363.
Ruge, Arnold II. 142. 151. 157. 162. 165. 170. 171. 223.
Sagel, Doris I. 15.
Saphir, Moritz II. 4. 73. 80. 83.
Schadow, Wilhelm v. II. 219.
Schauenburg, Eduard II. 233.
Scheffel, Jos. Viktor II. 389.
Scheller, Buchhändler II. 222. 236. 237. 251. 254. 271.
Scherer, Georg II. 389. 420.
Schierenberg, Professor I. 20.
Schink, Eduard I. 307. 319. 326. 332. 350. 351. 358.
Schirmer, Joh. Wilhelm I. 297. II. 56.
Schlesinger, Max II. 245. 346.
Schlickum, Karl I. 220. 283. 318. 319. 325. 336. 353. 394. 402. 404. 411. II. 16. 18. 20. 23. 24. 25. 28. 40. 44. 65. 105. 126. 159. 163. 166. 180. 368. 401. 402. 404. 412.
Schlöffel, Parlamentsmitglied II. 223.
Schnaase, Karl I. 305. 344. 348. 209.
Schnezler, August I. 23. 163. 175. 230. 233. II. 275. 281.
Schramm, Julius I. 332. 385. 403. 407. II. 45.
Schroedter, Adolf I. 180. 183. 203. 261. 297. II. 65. 124.
Schücking, Levin I. 311. 320. 321. 325. 336. 340. 376. 377. 398. 401. 407. 419. II. 5. 18. 52. 54. 65. 67. 79. 80. 83. 87. 103. 165. 171. 274. 343. 403.

Schulz, Wilhelm II. 151. 155. 156. 157. 162. 164. 170. 172. 199. 223. 229.
Schurz, Karl II. 248. 249.
Schwab, Gustav I. 123. 125. 126. 129. 145. 201. 382. 384.
II. 94. 261. 281. 362.
Schwenck, Konrad I. 424. 425.
Schwollmann, Onkel Moritz I. 14. 22. 27. 33. 35. 37. 39. 80. 91. 227. 228. 406.
Schwollmann, Onkel Christian, I. 39.
Schwollmann, Lina I. 14. 36. 72. 123. 124. 249. 368.
II. 177. 383. 417.
Siebert, Professor I. 20. 26. II. 448.
Siegfried, Rudolf II. 400.
Simrock, Karl I. 180. 221. 223. 257. 258. 277. 284. 295. 301. 326. 334. 335. 339. 340. 342. 344. 346. 348. 350. 391. 392. 406. 411. 424. 432.
II. 4. 16. 23. 24. 25. 28. 34. 92. 111. 130. 131. 159. 163. 166. 167. 274. 403. 404.
Smets, Wilhelm II. 83.
Sohn, Karl I. 203.
Sonderland, Johann Baptist I. 180. 203. 261. 272.
Spohr, Louis I. 125.
Sprüngli, Pfarrer II. 165.
Steifensand, Kupferstecher I. 180. 261.
v. Steinäcker, I. 328. 348. 364. 367.
Sternberg, August von I. 385.
Stieglitz, Heinrich II. 149.
Stilke, Hermann I. 188. 203. 261.
v. Stolterfoth, Adelheid I. 329. 377.
II. 20. 25. 28. 75. 189. 458.
Strodtmann, Adolf II. 149. 211. 217. 390. 399.
Strolch der Hund I. 322. 325. 334. 340. 346. 376. 397. 402.
II. 3. 14. 16. 17. 18. 24. 65. 166.
Struve, Ernst I. 386.
Stumpf, Karl I. 38. 49. II. 223.
v. Suckow, Frau (Pseud. Emma Niendorf) I. 382. 385.
II. 79. 94. 243.

Tausch, Kapellmeister in Düsseldorf II. 411.
Taylor, Bayard II. 149. 245.
Tenner, K. C. I. 398. 404. 409. 420.
II. 258. 281. 442.
Tennyson, Alfred II. 194.
Tops, Joh. Hermann I. 4. 5.
Tops, Anna Katharina I. 4. 8. 9. 11. 12. 28.
Tops, Hermann I. 5. 21. 24. 28. 29. 35. 148. 149.
Tops, Wilhelm I. 5. 29.
Träger, Albert II. 390.

Uechtritz, Friedrich v. I. 179. 202. 286. 344.

Uhland, Ludwig I. 125. 126. 129. 145. 156. 157. 158. 159. 165. 166. 194. 201. 382. 384. II. 24. 342. 363.
v. Valentini, Hofmaler I. 28.
Varnhagen v. Enſe, Karl Auguſt I. 293. 295. II. 104. 108. 109. 135.
v. Vitzthum, II. 4. 107. 159.
Vollmer, Wilhelm II. 389. 420. 465.
v. Wächter, Kanzler Karl Gg. I. 382.
Wackernagel, Wilhelm II. 160. 460. 461.
Walesrode, Ludwig II. 73. 80. 83. 389. 405. 420. 427. 465.
Walther, Maler I. 332. 347.
Weerth, Ferdinand I. 4. 6. 8. 14. 18. 28. 33.
Weerth, Karl I. 23. 98. II. 245. 314.
Weimar, Maria Paulowna v. I. 386.
Weimar, Karl Alexander v. II. 13.
Wenzel, Cenſor II. 90. 95. 96. 99.
Wiens, Heinrich II. 360. 390.
Winterberger, Schauſpieler I. 385.
Wolff, Ferdinand II. 247. 470.
Wolff, Julius II. 390. 393. 472.
Wolff, O. L. B. I. 95. 157. 174. 176. 385.
Würtemberg, Alexander v. I. 380. 381. 382.
Zedlitz, Joſeph Chriſtian I. 340. 372. 373. 420. 368. II. 4. 24. 30.
Zulauff, Heinrich I. 177. 178. 283. 305. II. 223. 468.
Zwirner, Ernſt Friedrich I. 338.

Berichtigungen.

I. S. 95. Lina Freiligrath ist am 13. November 1881 zu Soest gestorben.

I. S. 180. Z. 5. v. o. lies: Die Kupferstecher Janssen und Steifensand.

II. S. 5. Z. 2. v. o. ist Schückings Hochzeitstag unrichtig angegeben; derselbe war nach II. S. 82. nicht am 6. sondern am 7. Oktober.

II. S. 79. Z. 14. v. o. lies: Möge es ihnen wohl ergehen!

II. S. 214. ist gesagt, Freiligrath habe Venus und Adonis in Unkel begonnen; jedenfalls gedenkt er in dieser Zeit zuerst brieflich der ihn daselbst beschäftigenden Arbeit. Die Anfänge derselben fallen indes nach II. S. 262. bereits in die Amsterdamer Zeit.

Kleine Druckfehler möge man dem Verfasser gütig nachsehen.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1867
Z4B8

Freiligrath, Ferdinand
Ferdinand Freiligrath

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 03 22 06 006 2